Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

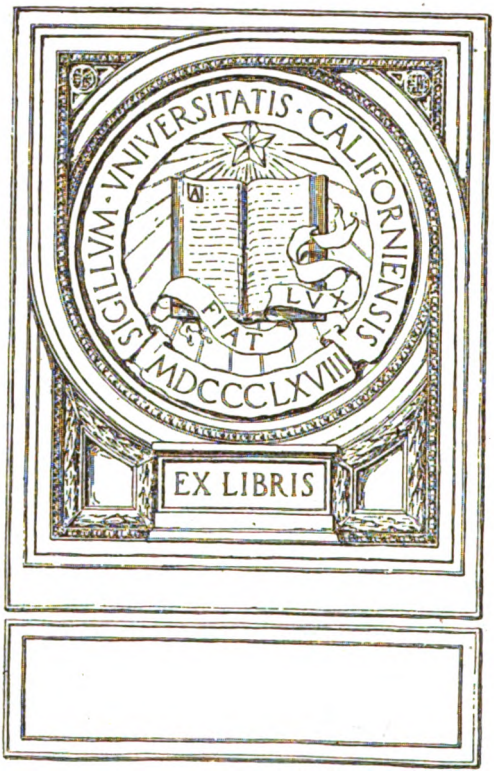
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Einundvierzigster Jahrgang | Juli 1916 | Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Dr. Freiherr v. Jettel: Die Kampfziele unserer Feinde	1
Dr. Wilhelm Fraknói: Andrássy, Bismarck, Crispi im Jahre 1877	10
Adolf Strümpell: Sprache und Schrift. Ihre physiologischen Grundlagen und ihre krankhaften Störungen	17
J. Lulvès: Calais unter englischer Herrschaft (1347—1558)	35
Conrad Bornhak: Deutsche Diplomatie	51
Freiherr von la Valette St. George: Aus der alten und jungen Türkei	54
Professor Dr. Otto Wiener: Krieg und naturwissenschaftliche Weltanschauung	68
Professor Dr. Justus Hashagen (Bonn): Französische Kriegsliteratur	72
Universitätsprofessor Dr. Raimund Fr. Kaindl (Graz): Die Deutschen in Rumänien	75
Professor Dr. R. v. Scala (Innsbruck): Deutschland und Österreich-Ungarn	82
Dr. Ernst Bischoff: Organisation und Wirken der gegnerischen Propaganda	86
Dr. Max Hildebert Boehm (Straßburg): Krieg und Schulreform. Grundsätzliche Erwägungen	97
Max B. Weinstein: Absolut, Relativ	105
Berichte aus allen Wissenschaften. Technik. Josef Rosemeyer, Ingenieur (Köln-Lindental): Die staats- und volkswirtschaftliche Bedeutung großer Wasserkräfte	112
Literarische Berichte	115

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1916

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.
Bisher beantragte Versicherungen 1500 Millionen Mark.
Dividendenzahlungen an die Versicherten in den beiden Kriegsjahren mehr als 15 Millionen Mark.
Mitversicherung der Kriegsgefahr.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER
Erprobt und bewährt bei
Schlaflosigkeit und Nervosität
In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Soeben wurde ausgegeben:

Aus Brüssels kritischen Tagen

Erlebnisse und Beobachtungen eines Neutralen
Von **Diplomaticus**
··· Geheftet M 1.25 ···

Ein den diplomatischen Kreisen angehöriger Neutraler berichtet in diesem kleinen Buch über die Beobachtungen und Eindrücke, die er in den letzten Wochen vor Ausbruch des Krieges und dann während des Krieges bis zur deutschen Besetzung Brüssels gesammelt hat. Man findet in seinen Aufzeichnungen, die sich wie unterhaltende Plauderbriefe lesen, eine überraschende Fülle interessanten und geschichtlich bedeutsamen Stoffs. Mit überzeugender Klarheit geht aus diesen Schilderungen aufs neue hervor, daß die leitenden Kreise in Belgien sich längst für den Anschluß an die Entente entschieden hatten, wie andererseits die Dreiverbandsdiplomatie mit voller Sicherheit auf das Entgegenkommen Belgiens rechnete, und daß auch das belgische Volk in allen Schichten überwiegend deutschfeindlich gesinnt war. In der Anspruchs- und Absichtslosigkeit der lebendigen, aus dem Augenblick geschöpften Bilder beruht der dokumentarische Wert dieser Schilderungen.

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von .....

Richard Fleischer

Einundvierzigster Jahrgang. Dritter Band
Juli bis September 1916

Univ. of California

Stuttgart und Leipzig 1916 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XLI

(Juli bis September 1916)

	Seite
Dr. Freiherr v. Jettel: Die Kampfziele unsrer Feinde	1
Dr. Wilhelm Fraknói: Andrássy, Bismarck, Crispi im Jahre 1877	10
Adolf Strümpell: Sprache und Schrift. Ihre physiologischen Grundlagen und ihre krankhaften Störungen	17
J. Lulvès: Calais unter englischer Herrschaft (1347—1558)	35
Conrad Bornhak: Deutsche Diplomatie	51
Prof. Dr. Otto Wiener: Krieg und naturwissenschaftliche Weltanschauung	68
Prof. Dr. Justus Hashagen (Bonn): Französische Kriegsliteratur	72
Universitätsprofessor Dr. Raimund Fr. Kaindl (Graz): Die Deutschen in Rumänien	75
Prof. Dr. R. v. Scala (Innsbruck): Deutschland und Oesterreich-Ungarn	82
Dr. Max Hildebert Boehm (Straßburg): Krieg und Schulreform. Grundsätzliche Erwägungen	97
Max B. Weinstein: Absolut, Relativ	105
Baron Hengelmüller: Zur Haltung Amerikas im jetzigen Weltkriege	121
A. v. Brauer: Eine Erinnerung an Kitchener	129
Wirkl. Geh. Rat, Königl. ung. Minister a. D., Präsident des Verwaltungsgerichtshofes Julius v. Wlassics: Weltherrschaft und deutsche Weltpolitik	132
Generalleutnant z. D. v. Reichenau: Der Luftkampf im Zukunftskrieg	137
Obergeneralarzt Georg Körting: Mit Colmar v. d. Goltz	143
Professor der Physik Gustav Mie: Naturgesetz und Geist	150
Wolfgang Windelband: Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns	164. 280
Philipp Hiltebrandt: Der Irredentismus	180
Reinhold Seeberg: Der Sinn des Leidens	198
Vizeadmiral z. D. Kirchhoff: Das Unterseehandelsboot „Deutschland"	208
Dr. Ernst Bischoff: Organisation und Wirken der gegnerischen Propaganda	86. 211
Dr. Freiherr v. Jettel: Ladislaus Graf Szögyeny-Marich †	219
Freiherr von la Valette St. George: Aus der alten und jungen Türkei	54. 225
„Fische heraus!"	233
Die Logik im Weltkriege	241

441482

Digitized by Google

Seite

General der Infanterie Freiherr v. Woinovich: Der Feldherr 245
Dr. J. Lulvès, Archivrat in Hannover: Weshalb konnte Napoleon I. England nicht direkt angreifen? 255
Geheimrat Max Rubner (Berlin): Die Ernährungswissenschaft . . . 262
Kurd v. Schlözer: Jugendbriefe 268
Dr. Wilhelm Fraknói: Das englisch-französische Uebereinkommen im Jahre 1912 274
Dr. S. van Houten, holländischer Minister a. D.: Gedanken über Staatengemeinschaft 297
Graf Vay von Vaya und zu Luskod E. A. S. M. — A. P.: Von den Küsten des Mittelländischen Meeres 305
Oberfinanzrat Prof. Dr. Hermann Losch: Die Zukunft der deutschen Arbeiter und der Friede 315
H. Wittmaack: Anleihen kriegführender Mächte im Gebiet neutraler Staaten 320
Kathinka v. Rosen, geb. Fabricius: Meine Kriegsfahrten 327
Dr. Ernst Lennhoff: Edwin v. Manteuffel über das Reichsmilitärstrafgesetzbuch von 1872 339
Prof. Dr. Budde (Hannover): Vom inneren Frieden des deutschen Volkes 349

Berichte aus allen Wissenschaften

Josef Rosemeyer, Ingenieur (Köln-Lindental): Technik: Die staats- und volkswirtschaftliche Bedeutung großer Wasserkräfte 112

Kleine Revuen

Literarische Berichte 115. 235. 351
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 240. 355

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Die Kampfziele unsrer Feinde

Von

Dr. Freiherrn v. Jettel

Wenn auch eine Erörterung des Friedensthemas von seiten der Mittelmächte so lange ausgeschlossen bleiben muß, als sich auf der Gegenseite keine Geneigtheit zeigt, darauf einzugehen, lohnt es sich doch, auf die bisherige Entwicklung der Frage einen Rückblick zu werfen und die von der Gegenseite ins Treffen geführten Argumente einer Prüfung zu unterziehen. Da fällt es denn zunächst auf, daß England zwar den Gedanken von Friedensverhandlungen weit von sich weist, daß es aber doch a priori gewisse Forderungen aufstellt, denen sich die Mittelmächte seiner Ansicht nach zu fügen hätten. Noch bevor die Staatsmänner Englands, Frankreichs und Rußlands das Wort ergriffen, hat sich bei unseren westlichen Gegnern eine Flut von Zeitungs- und Revueartikeln über die Frage der Kriegsziele ergossen. Herr v. Bethmann-Hollweg hat bereits in seiner Dezemberrede einige davon kurz abgetan. Sie haben seither eine Reihe von Nachfolgern erhalten. Obenan steht der bekannte Kriegshetzer und Redakteur des auswärtigen Teiles der „Times", Herr Steed. Seine Vorschläge sind wohl die radikalsten: Rückerstattung von Elsaß-Lothringen und der besetzten Gebiete an Frankreich, Wiederherstellung Belgiens mit einer Grenzberichtigung auf Kosten Deutschlands, ein autonomes Polen unter russischer Oberherrschaft, Abtretung Konstantinopels an Rußland, ein selbständiges Böhmen, Gebietserweiterungen für Italien und Rumänien und was dergleichen Unsinn mehr ist. Steed stellt sich würdig an die Seite das Programm des Senators Naquet, der das Verschwinden Oesterreichs und der Türkei und die Vernichtung des preußischen Militarismus „für alle Ewigkeit" wünscht. Selbstverständlich stoßen auch die englischen Revuen in dasselbe Horn, so die bisher ernst genommene „Nineteenth Century". Ein Franzose, der sich unter dem Pseudonym Juge verbirgt, hat gar ein ganzes Buch über die Friedensbedingungen geschrieben. Verwunderlicher als all diese französischen und englischen Träumereien sind die Vorschläge einer „Konferenz", die aus Delegierten von sechs neutralen Ländern, Dänemark, Holland, Norwegen, Schweden, Schweiz und den Vereinigten Staaten, besteht und unter dem Vorsitze des Herrn Henry Ford unlängst in Stockholm zusammengetreten ist. Unter dem Titel Selbstbestimmungsrecht der Nationen ver-

Copyright 1916 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

langen diese Herren Wiederherstellung Belgiens, Rückerstattung der besetzten französischen Provinzen, Unabhängigkeit Serbiens und Montenegros, Wiedervereinigung Polens in Form eines unabhängigen Staates, Grenzveränderungen zwischen Italien und Oesterreich unter Berücksichtigung des Nationalitätenprinzips, Internationalisierung gewisser Wasserstraßen, z. B. der Dardanellen, des Bosporus u. dgl. mehr. Als einzige Gegenkonzession will wohl die Anerkennung des Grundsatzes der Freiheit der Meere angesehen werden. Alle diese Phrasen sollen auf einem allgemeinen Staatenkongreß geregelt werden. Man kann sich denken, was dabei herauskäme, wenn sich die Vertreter der neutralen Staaten auf derartige Instruktionen berufen würden.

Die Friedensbedingungen, die der englische Konzern uns auferlegen möchte, fließen aus den Problemen, deren Lösung nach dem Wunsche unserer Feinde der jetzige Krieg herbeiführen soll. Sie lassen sich auf die Formel reduzieren: Aufrechterhaltung der unbeschränkten und ausschließlichen Seeherrschaft Englands (The sea can endure but one master — Navy league Annual) und Zutritt Rußlands zum offenen Meere. Aus dem Verlangen Englands, seine Seemacht vor jeder Gefährdung zu bewahren, ergibt sich die Forderung nach Wiederherstellung des „alten" Belgien, während Deutschland ein „neues" Belgien wünscht, das kein Bollwerk Englands und kein Einfallstor in seine westlichen Provinzen bilden würde. Was die Forderung nach Rückstellung der besetzten französischen Gebiete anbelangt, so entspricht sie dem Standpunkt, den Sir Edward Grey bereits zu Anfang des Krieges dem Fürsten Lichnowsky gegenüber eingenommen hat, daß nämlich England eine Schwächung Frankreichs nicht zugeben könne. In diesem Punkt dürfte England kaum auf Widerstand stoßen. Wird es sich aber seinerseits beeilen, das Departement Pas du Calais zu räumen?

Wir gelangen nun zu den besonderen Wünschen Rußlands. Es ist bemerkenswert, daß von Polen und Kurland nicht mehr die Rede ist. Darauf scheint man also endgültig verzichtet zu haben. Wohl aber versicherte Asquith die Abordnung der russischen Duma, zwischen der russischen und der englischen Regierung bestehe eine volle Uebereinstimmung in den Angelegenheiten des Orients. Was darunter zu verstehen ist, darüber hat sich der englische Premier nicht weiter ausgelassen. Es kann sich ebensowohl um Armenien und Persien, als um Ostasien handeln. In einem Punkte soll diese Uebereinstimmung allerdings bereits seit langem bestehen, in der Frage der Meerengen. Dafür sprechen schon die kriegerischen Ereignisse in jener Gegend. Daß sich Rußland von diesem Kriege die Sprengung der lästigen Fesseln erwartet, die ihm die „ancienne règle de l'Empire Ottoman" auferlegt, steht außer Zweifel. Im Kriegsmanifest vom 2. August 1914 war allerdings nur von den Sympathien für die slawischen Völker und geschichtlichen Ueberlieferungen die Rede. Erst als im November die Türkei in den Krieg eintrat, rückte Rußland mit seinen wahren Absichten heraus. „Nicht zum erstenmal," hieß es in dem Kriegsmanifest des Zaren, „werden Rußlands tapfere Waffen über die türkischen Horden zu triumphieren haben. Die Einmengung der Türkei werde Rußland den Weg

Digitized by Google

zur Lösung der historischen Probleme an den Gestaden des Schwarzen Meeres ebnen." Am 10. Februar 1915 erneuerte Sasonow vor der Duma dieses Glaubensbekenntnis. „Die Ereignisse an der russisch-türkischen Grenze," sagte er, „werden Rußland der Lösung der politischen und wirtschaftlichen Fragen näherbringen, die sich an sein Streben nach dem Zutritt zum freien Meere knüpfen." Und bald darauf versicherte Grey die Russen, daß diese Aspirationen die vollen Sympathien Englands besitzen. Auch von Frankreich kam eine formelle Zustimmungserklärung, wenn auch nur in der Form eines Tempsartikels. Den Worten folgten rasch die Taten. Es kam zu dem Versuch einer Forcierung der Dardanellen und eines Angriffes zu Lande, beide Unternehmungen nahmen ein klägliches Ende. Trotz dieser Enttäuschungen gab Rußland seine Ziele noch keineswegs auf. Nach einer Meldung der „Times" sagte Sasonow erst unlängst, „Rußland hege keine aggressiven Absichten. Wenn ihm die südliche Ausfahrt gesichert sei (!), wäre es mit seinen Grenzen zufrieden." In der Logik nennt man dies eine contradictio in adjecto. Zum Schlusse wurde Sasonow lyrisch. „In der wachsenden Freundschaft zwischen Rußland und England erblicke er die Verwirklichung seines liebsten Traumes, denn dadurch wäre der Weltfrieden für unsere Kinder und Enkel gesichert." Dieses Ideal wird uns hoffentlich erspart bleiben.

Es gibt übrigens in Rußland selbst ernste Politiker, die den Besitz von Konstantinopel und der Meerengen keineswegs für wünschenswert halten. Minister v. Witte und der Gesandte Baron v. Rosen haben gegen die russische Balkan- und Meerengenpolitik entschieden Stellung genommen und als anstrebenswert nur die Erwirkung der freien Durchfahrt für Handelsschiffe und die Neutralisierung der Meerengen bezeichnet. Ebenso ist Professor Mitrofanoff in seinem bekannten Briefe an Delbrück für das Verlangen Rußlands nach dem Besitze der Meerengen ausschließlich unter dem Gesichtspunkte eingetreten, daß Rußland einer ungestörten Ausfuhr seiner Bodenprodukte aus den südlichen Häfen bedürfe. Dagegen würde ja gewiß von keiner Seite eine Einwendung erhoben. Allein Rußland strebt nach dem Besitze Konstantinopels und des Restes der türkischen Besitzungen in Europa sowie des östlichen Ufers der Meerengen, um sie völlig zu beherrschen. Auf drei verschiedenen Wegen hat es dieses Ziel zu erreichen gesucht, umsonst. Der Ausgang des jetzigen Krieges wird es ihm nicht näherbringen.

Eines der Mittel, die Rußland zur Verwirklichung seines Traumes verwenden soll, ist die angemaßte „Mission" einer Vormacht der Orthodoxie und des Slawentums. Durch das Protektorat über die Balkanchristen hoffte es sich die Wege nach „Zarigrad" zu ebnen, wobei ihm die unter seinem Schutze geschaffenen kleinen Staaten als Vorhut dienen sollten. Durch eine Unterstützung der panslawistischen Umtriebe hoffte es gleichzeitig das ihm im Wege stehende Oesterreich-Ungarn zu zertrümmern. Die bitteren Erfahrungen, die Rußland während des Balkankrieges gemacht hat, zeigen mit aller Deutlichkeit, daß seine Spekulationen falsch waren. Man hörte auf sein Wort nicht mehr. Selbst die

Digitized by Google

Mahnungen des Zaren verhallten wie die Stimme des Rufenden in der Wüste. Nur zwischen Belgrad und Petersburg wurde der Faden nie zerrissen, und bekanntlich war es ein Telegramm des Zaren an den Kronprinzen von Serbien, das die königliche Regierung im letzten Augenblick bestimmte, die österreichisch-ungarischen Forderungen zurückzuweisen. Sasonow erklärte, er werde nie zugeben, daß Serbien ein Vasall Oesterreichs (und nicht Rußlands) werde, und Grey schrieb am 29. Juli an den englischen Botschafter in Berlin: „Eine Unterwerfung Serbiens unter den Willen Oesterreichs würde die ganze Position Rußlands auf dem Balkan erschüttern." Hinc illae lacrimae. Es kam nun freilich viel schlimmer, als die Herren dachten. Serbien wurde nicht gedemütigt, sondern vernichtet. Seine Freunde und Beschützer ließen es im Stiche. Pasitsch aber, sein ränkevoller Spiritus rector, läuft nun wie ein ruheloser Geist in Paris, London und Petersburg umher, Hilfe suchend. Man scheint ihn überall mit Achselzucken empfangen zu haben, nur Sasonow soll ihm die Wiederherstellung Serbiens in seinen alten Grenzen, höchstens um ein Stück Bosniens vergrößert, ferner die Rückkehr des ehrenwerten Hauses Karageorgevic auf den Thron zugesagt haben. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß die Wiederherstellung Serbiens zum eisernen Bestande der englischen, französischen und russischen Friedensprojekte gehört. Man sollte mit solchen Versprechungen vorsichtiger sein. Ein Serbien, das auch weiterhin nur der Exponent Rußlands wäre, eine stete Bedrohung Oesterreich-Ungarns, ein Pfahl in seinem Fleische, wird die Monarchie nicht dulden. Es wäre das nur die Perennierung des Zustandes, der zum Kriege geführt hat, und wenn Sasonow ein Serbien unter österreichisch-ungarischer Vorherrschaft unerträglich fand, so ist ein Serbien, das seine Aufgabe darin erblicken würde, für russische Rechnung die österreichisch-ungarischen Grenzländer zu revoltieren, für die Monarchie noch unerträglicher. Kjellén bemerkt in seiner Schrift „Politische Probleme des Weltkrieges" sehr treffend, dort, wo er von Nationalstaaten spricht: „Die Nation darf nicht gefährlich für die Freiheit und Ordnung andrer sein. Brand- und Ansteckungsherde im Namen der Nationalität können nicht geduldet werden."

Die Aufzählung der Voraussetzungen, von deren Eintreffen die Gegner ihre Bereitwilligkeit zu Friedensverhandlungen abhängig machen, wäre nicht vollständig, wenn man nicht zu guter Letzt die „gänzliche Vernichtung der militärischen Herrschaft Preußens (Asquith, 10. April), die Befreiung Europas von der Beherrschung durch ein (wohl das deutsche?) Volk (Grey, 14. Mai), den Kampf gegen die Willkür einer Militärkaste" (Briand, 24. Mai) erwähnen würde. Auf diese schier zu Tode gehetzten Fragen näher einzugehen, lohnt sich nicht.

Im großen und ganzen verlangt also England den Status quo, aber amélioré, wie es in der Zirkulardepesche des Grafen Andrássy vom 30. Dezember 1875 hieß, wobei amélioré bedeutet, mit Vorteilen für England und seine Alliierten. Derartigen Forderungen gegenüber hat der Deutsche Reichskanzler bereits in seinem Gespräche mit Herrn v. Wiegand betont, „daß Deutschland stets bereit sei, die Beendigung des Krieges auf einer Grundlage zu erörtern,

Digitized by Google

die eine Gewähr gegen künftige Angriffe durch eine Koalition seiner Feinde bietet und Europa den Frieden sichert. Aber die Staatsmänner der kriegführenden Staaten müßten sich vorerst auf den Boden der wirklichen Tatsachen stellen und die Kriegslage so nehmen, wie sie jede Kriegskarte zeigt". England und seine Verbündeten werden nicht leugnen können, daß die Zentralmächte sich im tatsächlichen Besitze von Belgien, der wertvollsten Gebiete Frankreichs, von Russisch-Polen und Kurland, Serbien und Montenegro befinden. Der alte Clausewitz sagt nun ganz treffend, der Nutzen einer Eroberung bestehe darin, daß beim Friedensschlusse der Besitz feindlicher Provinzen als barer Gewinn anzusehen sei, weil man sie entweder behalten oder andere Vorteile dafür eintauschen könne. Ein Blick auf die politische Geschichte des letzten Jahrhunderts zeigt die Richtigkeit dieses Satzes. Sei im Besitze und du bleibst im Recht. In den seltensten Fällen wird aber der siegreiche Teil das ganze von ihm eroberte feindliche Gebiet für sich behalten, sei es, daß ihn eine fremde Intervention daran hindert, oder daß höhere politische Gesichtspunkte ihm dies nicht wünschenswert erscheinen lassen. So hat Preußen im Jahre 1866, obwohl seine siegreichen Truppen vor Wien standen, sich mit der Zustimmung Oesterreichs zur Auflösung des Deutschen Bundes begnügt. In jedem Falle müssen aber die militärischen Erfolge den Ausgangspunkt für die zu stellenden Friedensbedingungen bilden. Sir Edward Grey hat selbst auf der Londoner Konferenz den Standpunkt vertreten, man könne die Balkanstaaten nicht um die Früchte ihrer Siege bringen. Dieses Argument weist England heute zurück, weil es die gegenwärtige Kriegslage nicht als die endgültige ansehen will. Auf eine Interpellation Ponsonbys und Ramsay Macdonalds über die Friedensfrage antwortete Grey, die deutsche Regierung behaupte immer wieder, sie habe den Krieg gewonnen (das hat niemand gesagt); Tatsache sei aber, daß die Alliierten nicht geschlagen sind. Auch Asquith sagte zur Abordnung des französischen Parlaments: „Wir sind nicht besiegt und werden auch nicht besiegt werden." Darauf wollen also England und seine Verbündeten es ankommen lassen. Gewiß, unsere Gegner sind noch nicht wehrlos, es gibt aber zahllose Friedensschlüsse, die erfolgt sind, ehe einer der beiden Teile als wehrlos angesehen werden konnte. Auch dafür finden wir bei Clausewitz die Formel. „Es braucht der Krieg nicht immer bis zum Niederwerfen des einen Teiles ausgekämpft zu werden. Es kann auch die bloße Wahrscheinlichkeit hinreichen, denjenigen, gegen den sie gerichtet ist, zum Nachgeben zu bewegen. Noch allgemeiner wirkt die Beachtung des Kraftaufwandes, der erforderlich sein wird, auf den Entschluß zum Frieden. Da der Krieg kein bloßer Akt blinder Leidenschaft ist, sondern der politische Zweck darin vorwaltet, so muß der Wert, den dieser hat, die Größe der Aufopferung bestimmen, mit welcher wir ihn erkämpfen wollen. Dies wird nicht bloß der Fall sein bei ihrem Umfang, sondern auch bei ihrer Dauer. Sobald der Kraftaufwand so groß wird, daß der Wert des politischen Zweckes ihm nicht mehr das Gleichgewicht halten kann, muß dieser aufgegeben werden, und der Friede die Folge davon sein." Wahrhaft goldene Worte!

Digitized by Google

Während man nun in England einen Friedensschluß auf Grund der heutigen Kriegslage zurückweist, möchte man auf der andern Seite doch heute schon Gegenforderungen geltend machen. In der „Westminster Gazette" war bald nach der Mairede des Deutschen Reichskanzlers zu lesen: „Deutschlands Anspruch darauf, daß die militärischen Tatsachen zu seinen Gunsten sprechen, sei absurd. Wenn Deutschland die Karte von Europa mit seiner Armee umändert, so haben die Verbündeten die Karte der Welt mit ihren Flotten und Armeen neu gezeichnet. Wir können die deutschen Besitzungen festhalten, und das alles um einen geringeren Preis als der, den Deutschland für die Behauptung Belgiens und des französischen Gebietes, das es jetzt besetzt hält, bezahlen muß." Echt englische Großsprechereien! Was zunächst die Kolonien anbelangt, so sind sie allerdings bis auf Ostafrika gleich zu Anfang des Krieges von den Feinden weggenommen worden, was freilich kein Kunststück war. Ob Deutschland besonders daran gelegen sein kann, gerade dieselben weit auseinanderliegenden Kolonien wieder zu erhalten, ist fraglich. Bis kurz vor Ausbruch des Krieges waren zwischen Deutschland und England Verhandlungen über eine Abrundung des Kolonialbesitzes im Zuge, über die Johnston wohl kaum ohne Zustimmung der britischen Regierung in der Royal Geographical Society einen Vortrag hielt. Was aber die weiter angedrohte Aufrechthaltung der Blockade anbelangt, würde sie nicht bloß Deutschland treffen, sondern in weit höherem Grade die Neutralen, deren Handel durch den unerhörten Terrorismus der Engländer einfach zugrunde gerichtet ist. Sie würden sich ein solches Vorgehen auf die Dauer nicht gefallen lassen und mindestens Retorsionsmaßregeln ergreifen. Sehr fraglich ist es auch, ob, wie die „Westminster Gazette" meint, die Besetzthaltung Belgiens und Frankreichs Deutschland höher zu stehen käme als England die Aufrechthaltung der Blockade. England kann nicht ein weiteres Jahr lang die gesamte südamerikanische Baumwollernte und alles argentinische Getreide aufkaufen. Die Kosten der Okkupation von Belgien und Nordfrankreich aber werden sich aus den Ressourcen dieser reichen Länder leicht decken lassen.

England rechnet also darauf, daß das Blatt sich doch noch wenden und ihm und seinen Verbündeten den Sieg bringen werde. Neue Millionen von Soldaten, neue Sendungen von Kriegsmaterial aus Nordamerika und Japan sollen ihnen dazu verhelfen. Vorerst wird es aber nötig sein, die Mittelmächte aus den von ihnen besetzten Gebieten hinauszubringen. Das wäre dann erst nur eine Partie remise, kein Sieg Englands. Rechnet England auf neue Soldaten und neue Kriegswerkzeuge, so werden Deutschland und seine Verbündeten indessen wohl kaum müßig bleiben. Alle Kraftanstrengungen werden sich auf beiden Seiten wohl nur in demselben Verhältnis erhöhen können, wie sie es bisher getan. Daß die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in England keine neue Epoche des Weltkrieges eröffnen wird, ist aus den Reden der englischen Staatsmänner selbst zu ersehen. Nur einen Verbündeten hat England, mit dem es die Mittelmächte nicht aufnehmen können, den Hunger. Nach bewährtem Muster hat es die feindlichen Länder in ein einziges großes Kon-

Digitized by Google

zentrationslager verwandelt, in dem der Feind langsam zugrunde gehen soll, ein Schauspiel für die menschenfreundlichen Engländer. Der ehemalige englische Minister Mastermann schildert in einer Schrift das Verenden Deutschlands folgendermaßen: „Langsam, aber sicher, gleich einer unsichtbaren Hand, die einen Menschen im Dunklen erwürgt, hat die englische Flotte ihre Hand an die Kehle Deutschlands gelegt, und sie wird erst loslassen, wenn ihr Widersacher tot ist. Das Opfer mag kämpfen, mit Händen und Füßen zappeln, sich in seinem Todeskampfe winden, aber die Umklammerung wird allmählich enger werden und der Druck sich verstärken" (Frobenius). Dabei hat England viel mehr Grund, den Hunger zu fürchten, als die Mittelmächte. Der Unterstaatssekretär des englischen Landwirtschaftsamtes, Acland, hat erst vor kurzem im Unterhause erklärt, es bestehe die Gefahr einer verminderten Bodenproduktion. England erzeugt selbst nur ein Viertel seines Bedarfes. Es drohe eine Lebensmittelnot, da die Zufuhr wegen der Inanspruchnahme der Schiffe für den Transport von Munition sehr eingeschränkt werden müsse. Tatsächlich ist die englische Gesamttonnage auf die Hälfte ihres früheren Standes gesunken. Auch die finanzielle Leistungsfähigkeit Englands ist keine unbegrenzte. Zwar sind die Goldbestände der Alliierten bereits sämtlich in der englischen Bank konzentriert, allein der Krieg stellt an das Land unerhörte Anforderungen. Er hatte bisher 50 Milliarden gekostet, und die Kosten werden sich noch erheblich steigern, denn ohne Englands Unterstützung können die vereinigten Kriegsoperationen nicht fortgesetzt werden. Dies wünscht aber England. Bis Rußland seine Ausrüstung vollendet haben werde, sagt Lloyd Georges am 4. Mai, müßten England und Frankreich soviel als möglich auf sich nehmen. Zu dem belgischen Staatsminister Vandervelde aber sagte er, von einer Entscheidung könne man erst sprechen, wenn die neugeschaffene englische Armee zu Worte gekommen sein werde, und das brauche noch einige Zeit. Inzwischen steht es den Alliierten also frei, sich zu verbluten. Mit dieser englischen Armee hat es nun eine eigne Bewandtnis. Am 2. Mai erklärt Asquith, die englische Wehrmacht zu Wasser und zu Lande belaufe sich auf 5 000 000 Mann. Die Aufrechthaltung der Seeherrschaft durch die Flotte und die Handelsmarine und die Finanzierung der Alliierten setze der britischen Rekrutierung Grenzen. Es sollen nicht mehr Männer aus der Industrie genommen werden, um das Land nicht zur Erfüllung seiner anderweitigen Verantwortlichkeiten unfähig zu machen. So sieht also die allgemeine Wehrpflicht in England aus, deren sich Grey den russischen Parlamentariern gegenüber als einer besonderen Errungenschaft gerühmt hat. Es kommt aber noch schlimmer. Erst zu Anfang Juni wies Churchill im Unterhaus darauf hin, daß von je sechs Mann, die der Nation entzogen würden, höchstens einer als brauchbar in den Schützengraben gelange, und Asquith mußte zugeben, daß die Zahl von fünf Millionen alle Gefangenen und Verwundeten in sich schließe, es sei die Gesamtziffer, die England aufgebracht habe. Die Erfahrungen des Krieges hätten es notwendig gemacht, einen größeren Prozentsatz von Reserven hinter der Front zu haben. Auch müsse man mit der Möglichkeit einer feindlichen Invasion rechnen und könne deshalb die Effektiv-

Digitized by Google

stärke für den Dienst im Inlande nicht ohne weiteres herabsetzen. Mit dieser Erklärung ist den Verbündeten wohl wenig gedient, und ihre Geduld wird auf eine harte Probe gestellt. „Die Verbündeten sollen warten," meint der „Popolo d'Italia", „bis England und Rußland mit ihrer Organisation fertig sind. Was kann sie aber nützen, wenn bis dahin der eine oder der andre der Verbündeten niedergerungen ist und die ganze Entente ihr Spiel verloren hat?!"

So stehen also die Dinge. Dessenungeachtet hält England und halten, wie es scheint, auch seine Verbündeten den Zeitpunkt nicht für gekommen, in Friedensverhandlungen einzutreten. Sie wollen den Ausgang der blutigen Kämpfe abwarten, die sich gegenwärtig noch im Westen und im Osten abspielen und von denen sie einen Erfolg erhoffen. Dann erst wollen sie vom Frieden etwas hören, aber freilich nur von einem Frieden, den sie diktieren. Einem Frieden, der, wie Grey meint, ein dauerhafter sein müsse, ein Frieden, „der die Welt für alle Zukunft vor einer neuen Katastrophe bewahrt". Wie ein solcher Frieden aussehen würde, kann man sich nach dem Gesagten leicht vorstellen. „Das Antlitz der Erde soll zu moskowitischen und angelsächsischen Zügen erstarren" (Hintze).

Ganz in der Ferne, in noch verschwommenen Umrissen, taucht die Möglichkeit des vermittelnden Einschreitens einer Macht auf, die am Krieg nicht beteiligt ist, aber aus allgemein menschlichen Gründen, vor allem in Anbetracht der Rückwirkungen auf die Neutralen, die Neigung zeigt, dem grausamen Spiel ein Ende zu machen. Es handelt sich um das Anerbieten guter Dienste von seiten des Präsidenten der Vereinigten Staaten, Wilson. Bereits Anfang Mai hatte sich Oberst House nach Europa begeben, um festzustellen, ob ein Anerbieten des Präsidenten zur Friedensvermittlung irgendwelche Aussicht auf Erfolg hätte. Ungeachtet dieser Schritt vergeblich blieb — England lehnte jeden Friedensvorschlag ab und Frankreich wollte zunächst das Ergebnis des Sommerfeldzuges abwarten —, ließ Wilson den Gedanken nicht fallen. Am 20. Mai hielt er in Charlotte eine Rede, in der er sagte, für die Vereinigten Staaten sei die Zeit gekommen, ihre guten Dienste zur Herbeiführung des Friedens zwischen den kriegführenden Staaten Europas anzubieten. Aus Washington wurde die Aeußerung des Präsidenten dahin kommentiert, daß er erst dann intervenieren könne, wenn die Kriegführenden zur einer Verständigung über die Bedingungen des Vergleiches gelangt sein würden. Damit wäre freilich nicht viel gewonnen, denn sobald die Gegner so weit einig sind, bedürfen sie keiner Vermittlung und keiner guten Dienste mehr. Eine Woche später ergriff Wilson in der Friedensliga neuerdings das Wort, um seine Ansichten über die Voraussetzungen eines dauerhaften Friedens eingehender zu entwickeln. Allerdings waren auch seine diesmaligen Darlegungen mehr abstrakter, akademischer Natur. Nur in einem Punkte berührte Wilson ein sehr aktuelles Thema, wenn er es nämlich als wünschenswert bezeichnete, daß die Sicherheit der Hochstraßen der See für den gemeinsamen und ungehinderten Gebrauch aller Nationen der Welt unverletzt aufrechterhalten werde. Man hat diesen Wink mit dem Zaunpfahl in London sofort verstanden und umgehend quittiert. „Die sinnlose, irreführende

Digitized by Google

Phrase von der Freiheit der Meere," führte Lord Cromer in der „Times" aus, „sei in England allgemein als Euphemismus für die Vernichtung der englischen Seeherrschaft aufgefaßt worden, die in der Vergangenheit nicht nur für die Engländer, sondern für die ganze zivilisierte Welt von so unendlichem Segen (!) gewesen sei." Nicht minder ablehnend äußerte sich die „Westminster Gazette": „Wenn die Freiheit der Handelsschiffahrt auf der See zu bedeuten hat, daß in Friedenszeiten ein ungehinderter Handelsschiffsverkehr stattfinden soll, so können wir unser Verhalten in einem ganzen Jahrhundert als von diesem Grundsatz geleitet nachweisen. Wenn aber die Erklärung Wilsons besagen will, daß unsre Seeherrschaft im Kriege eingeschränkt werden müsse, also in einer Weise, die uns unsre hauptsächlichste Angriffs- und Verteidigungswaffe raubt, so müßten wir doch mancherlei dazu bemerken." Dort, wo es sich um Zugeständnisse handelt, die England machen soll, stößt Wilsons Aktion in London auf ein entschiedenes Unverständnis. Aber auch in Deutschland begegnet man ihm vorläufig mit einem gewissen Mißtrauen, hauptsächlich auf seiten der Konservativen, wie die letzte Rede des Grafen Westarp entnehmen ließ. Bei der Haltung Amerikas in der Frage der Lieferung von Kriegsmaterial und bei seiner Duldsamkeit gegenüber dem englischen Seeterrorismus ist das am Ende begreiflich. Der Deutsche Reichskanzler begnügte sich mit der Erklärung, daß offiziell an Deutschland auch nicht ein Wort herangetreten sei, daß Präsident Wilson den Frieden zu vermitteln beabsichtige. Die Frage sei also nicht aktuell; es sei aber selbstverständlich, fügte er mit Rücksicht auf die Rede des Grafen Westarp hinzu, daß bei einer Friedensvermittlung Deutschland nicht einen Druck auf sich werde ausüben lassen, der es um die Früchte seines Sieges brächte.

Eine Lieblingsidee Sir Edward Greys ist, die durch den Krieg aufgeworfenen Fragen auf einem Kongreß zum Austrage zu bringen. Er sieht sich da wohl schon als „ehrlicher Makler" wie auf der Balkankonferenz 1912—1913. Der Gedanke ist übrigens auch in Amerika aufgetaucht. Der Marineausschuß des Repräsentantenhauses hat einstimmig eine Resolution angenommen, die den Präsidenten ermächtigt, zum Abschlusse des europäischen Krieges die Staaten des Erdballes zu einer Konferenz einzuladen, und zu diesem Zwecke wurde sogar bereits ein Kredit von 200000 Dollar bewilligt. Auf seiten der Mittelmächte würde wohl wenig Neigung zu finden sein, sich auf einen Kongreß schleppen zu lassen, auf dem sie derselben Koalition gegenüberstünden, mit der sie seit zwei Jahren einen erbitterten Krieg führen. Andererseits verpflichtet das Abkommen vom September 1914 Englands Verbündete, keinen Separatfrieden abzuschließen. Es ist dies eine Art wechselseitiger Unfallversicherung, die aber auch für einen oder den andern der Teilnehmer die Verpflichtung mit sich bringen kann, sich zu verbluten. Man wird also aus diesem Dilemma einen Ausweg finden müssen, in der Art eines Clearing House, auch wird sich von selbst eine Trennung der zu lösenden Fragen nach den Kriegsschauplätzen empfehlen: Frankreich und Belgien, Rußland und der Orient. Wofür man sich

Digitized by Google

auch immer entscheiden mag, früher oder später werden sich auch die spröden Engländer zu einer Diskussion herbeilassen müssen, und eine Form wird sich dafür schon finden. Where is a will, there is a way.

Andrássy, Bismarck, Crispi im Jahre 1877

Von

Dr. Wilhelm Fraknói

Die unerschöpfliche Kraft der historischen Traditionen bewährt sich auch in unsrer allerneuesten Zeit, die sich rühmt, die von verschwundenen Generationen geschmiedeten Fesseln gesprengt zu haben und frei gewählten Zielen auf neuen Bahnen entgegenzueilen.

Die Erinnerung an die politische und kulturelle Weltherrschaft des Römischen Reiches schien während anderthalb Jahrtausende tot im Grabe zu ruhen, zu dem nur Dichter und Künstler zeitweise pietätvoll wallfahrten. Unerwartet feierte sie dann die Auferstehung, als Rom wieder die Hauptstadt eines vielverheißenden Staatsgebildes wurde. Das italienische Volk, welches exzeptionellen Glücksfällen seine Wiedervereinigung dankte, war von den Aufgaben der inneren Konsolidierung und der organischen Entwicklung nicht befriedigt, es ließ sich von Versuchungen unnatürlichen Expansionsdranges und krankhaften Größenwahnes in gefährliche Abenteuer locken.

Mit fieberhafter Hast entwickelte es eine weitverzweigte Kolonisationstätigkeit am Mittelländischen Meere: in Tunis, Tripolis und Aegypten; an der östlichen Küste der Adria: in Albanien, Mazedonien und Epirus; sogar auch noch am Roten Meere; mit der Absicht, nicht nur wirtschaftliche Vorteile, sondern auch Herrschafts- und Einflußgebiete zu erwerben. Gleichzeitig richteten sich gierige Blicke auf die von Italienern bewohnten Gebiete, die der Friedensschluß im Jahre 1866 in Oesterreichs Besitz gelassen hatte. Mit Ungeduld harrte man des Eintretens einer günstigen europäischen Lage, um ohne große Opfer und Risiko das ersehnte Ziel zu erreichen. Im Sommer 1877 schien der geeignete Moment in die Nähe gerückt zu sein.[1])

I.

Die maßgebenden politischen Kreise in Rom kamen auf Grund falscher Informationen und willkürlicher Kombinationen unter die Herrschaft der Angst, daß in Frankreich eine „reaktionäre, ultramontane" monarchische Majorität ans

---

[1]) Das Material, auf das sich diese Darstellungen stützen, entnehme ich dem Nachlasse Crispis, das von seinem Neffen unter dem Titel „Francesco Crispi, Politica estera" in Mailand 1912 veröffentlicht worden ist.

Digitized by Google

Ruder gelangen und im Bunde mit Oesterreich-Ungarn den Kirchenstaat wiederherstellen, die Einheit Italiens zerstören werde. Dazu gesellte sich die Furcht, daß Oesterreich-Ungarn infolge seiner Vereinbarungen mit Rußland in den Besitz Bosniens und der Herzegowina treten, dadurch aber gestärkt, Italiens Interessen und Aspirationen gefährden werde.

Diesen düstern Erwägungen gesellte sich das bedrückende Bewußtsein, Italien, nachdem es im Jahre 1859 und 1866 seine militärische Inferiorität verraten habe, sei in Europa gering geschätzt und mißachtet. Selbst König Viktor Emanuel verhehlte es im vertrauten Kreise nicht, daß er das Bedürfnis fühle, „sein Leben durch die Erkämpfung eines Sieges zu krönen, und hiermit der italienischen Armee Kraft und Prestige, die ihr fehlen, zu verleihen".

Die traurige Lage sollte wie mit einem Zauberschlage das Bündnis mit Deutschland verändern. Wahrlich, ein genialer Gedanke: das, was man mit Hilfe Frankreichs geschaffen hatte, mit Unterstützung des Siegers von Sedan zu sichern und zu vervollständigen!

Der Vater dieses Planes war Francesco Crispi, der fähigste und kräftigste Staatsmann der Nach-Cavourschen Periode. Seine Verehrer nannten ihn den italienischen Bismarck; doch erscheint er neben diesem wie die schwache Kopie eines bedeutenden Kunstwerkes. Schüler Mazzinis und Gefährte Garibaldis, schloß er sich mit Ueberzeugung der Monarchie an, in deren Dienst er sein Talent und seine Energie stellte. Er rühmte sich dessen, daß er Revolutionär gewesen sei, um Italien zu schaffen, und Konservativer geworden sei, um es zu erhalten.

Im Laufe des Sommers 1877 machte der deutsche Botschafter in Rom die Mitteilung, daß Fürst Bismarck den Wunsch habe, mit Italien innigere Beziehungen zustande zu bringen. Crispi, der die hohe Würde des Präsidenten des Abgeordnetenhauses innehatte, ließ sich nun vom Könige, dessen persönliche Sympathie er besaß, und vom Ministerpräsidenten Depretis die geheime Mission übertragen, daß er in Berlin den Versuch mache, in vertraulicher Form Verhandlungen anzubahnen.

In seinem an Depretis gerichteten ersten Berichte kennzeichnete er das Ziel, welches ihm vor Augen schwebte. Er deutete darauf hin, daß, wenn im Jahre 1866 fähige italienische Generale im venetianischen Gebiete und an der Adria Siege erfochten hätten, die Oesterreicher nicht wagen würden, so zu reden und zu schreiben, wie sie es täten; die italienische Armee besäße Autorität, das Wort Italiens Gewicht in Europa; er wolle versuchen, die begangenen Fehler gutzumachen, und da man ihn für einen guten Diplomaten halte, seinem Vaterland dazu verhelfen, daß es seiner Macht entsprechend respektiert werde.

Zur Maskierung des eigentlichen Zweckes erhielt er auch einen offiziellen Auftrag. In Paris, Berlin, Wien und London sollte er ein Uebereinkommen zustande bringen, damit ein jeder Staat die auf seinem Gebiete weilenden fremden Staatsbürger in zivilrechtlicher Beziehung den eignen Untertanen gleichstelle.

Digitized by Google

II.

Am 17. September wurde Crispi in Gastein von Bismarck empfangen. Offen und kühn stellt er dem Fürsten die Frage: ob er geneigt sei, mit Italien eine Allianz zu schließen und ihm Hilfe zu sichern für den Fall, daß es von Frankreich oder von Oesterreich-Ungarn angegriffen würde?

Mit gleicher Offenheit antwortete der Reichskanzler: „Sie kennen meine Intentionen; sollte Italien von Frankreich angegriffen werden, so würde sich ihm Deutschland gegen den gemeinsamen Feind anschließen; ich hoffe aber, daß es nicht zum Kriege kommt und der Friede aufrechterhalten werden kann ... Oesterreich gegenüber ist unsre Stellung eine ganz verschiedene; daß es uns feindlich entgegentreten könnte, wage ich gar nicht vorauszusetzen; diese Eventualität will ich nicht einmal für möglich halten. Morgen soll ich mit dem Grafen Andrássy zusammenkommen, und ich beabsichtige, ihm mit meinem Ehrenwort zu versichern, daß ich ihm ein Freund sein werde und keinerlei Verpflichtungen, die gegen Oesterreich-Ungarn gerichtet sein könnten, eingegangen bin."

Crispi mußte aus diesen letzten, klaren und energischen Worten den Schluß ziehen, daß Bismarck entschlossen sei, mit Oesterreich-Ungarn ein Bündnis einzugehen. Er bewies also Mangel an Menschenkenntnis und Ueberschätzung eignen Wertes, indem er sich bemühen wollte, die Politik des Reichskanzlers in die entgegengesetzte Richtung zu leiten und ihn über die Interessen Deutschlands eines Besseren zu belehren.

„Glauben Sie," fragte er, „daß Oesterreich-Ungarn beständig Ihr Freund bleibt? Derzeit braucht es Sie, um die Wunden von 1866 zu heilen und den Frieden zu sichern, der ihm die Ordnung der Finanzen und die Reorganisation der Armee ermöglichen soll. Die Vergangenheit wird es nie vergessen, den neuen Deutschen Kaiser muß es stets mit scheelen Augen ansehen."

Bismarck erwiderte: „Oesterreich weiß es, daß ihm die Rückkehr verschlossen ist, und zugleich, daß es in uns loyale Freunde besitzt. Es hat kein Interesse, den richtigen Weg, den es betreten hat, zu verlassen. Wenn es dies trotzdem tun und als Protektor der katholischen Interessen gegen uns auftreten wollte, dann würden auch wir unsre Richtung ändern und uns gegen Oesterreich Italien anschließen. Aber daß dies geschehen könnte, haben wir derzeit keinerlei Grund anzunehmen. Wir dürfen also nicht Mißtrauen wecken und Anlaß geben, daß Oesterreich seine Politik verändere."

Crispi wurde nun sozusagen zudringlich. Sein Benehmen erinnert an den Versucher im Evangelium, der den Erlöser auf die Anhöhe führt und ihm das sich unten ausbreitende herrliche Land anbietet.

„Erlauben Sie mir zu bemerken, daß der Bau des Deutschen Reiches noch nicht vollendet ist, da außerhalb seiner Grenzen deutsche Völker leben, die Sie früher oder später doch einverleiben wollen. Es scheint mir, daß Ihnen die österreichischen Gebiete ganz gut gefallen. Sie kommen ja alljährlich nach Gastein, dessen Gebirge die wahren Grenzen Deutschlands bieten sollten."

Digitized by Google

Diese eines Diplomaten wenig würdige, beinahe kindische Form des Lockmittels erregte nicht den Unwillen Bismarcks. Er ließ sich herbei, zu bemerken, daß er auch schon vor dem Jahre 1866 die Bäder in Gastein aufgesucht habe. Dann setzte er mit nachdrucksvollem Ernste auseinander: „Wir haben ein großes Reich, mit vierzig Millionen Einwohnern, mit weitausgebreiteten Grenzen zu regieren. Das gibt uns viel zu schaffen. Die Ambition, neue Eroberungen zu machen, darf uns nicht verleiten, daß wir das schon Errungene aufs Spiel setzen. Das Werk, dem wir uns widmen müssen, nimmt unsre ganze Kraft und Zeit in Anspruch ... Wir haben auch noch große Schwierigkeiten zu überwinden ... und brauchen den Frieden ... Selbst wenn man uns eine der katholischen Provinzen Oesterreichs freiwillig anbieten würde, müßten wir sie ablehnen."

Crispi gab nun enttäuscht die Hoffnung auf, ein Bündnis gegen Oesterreich zustande zu bringen. Er schlug einen bescheideneren Ton an. Er meinte Deutschlands Unterstützung erwirken zu können, um Oesterreich-Ungarn zur freiwilligen Abtretung seiner italienischen Provinzen zu bestimmen. Italien, sagte er, sei bei der Lösung der orientalischen Frage in hervorragender Weise interessiert; es habe keine Einwendung dagegen, daß die Gebiete, welche der Türkei abgenommen werden, unter die Herrschaft der Balkanvölker kommen, aber es könne nicht zugeben, daß Bosnien und die Herzegowina an Oesterreich-Ungarn abgetreten werde. Italien habe im Jahre 1866 gegen Osten zu nicht die natürlichen Grenzen erhalten; wenn also Oesterreich-Ungarn durch neue Erwerbungen an der Adria noch mächtiger würde, bliebe Italien wie von einer Zange umfaßt und wäre stets der Gefahr einer leicht auszuführenden Invasion ausgesetzt.

Er appellierte an Bismarck: „Sie sollten uns helfen. Wir halten uns treu an die Verträge, wünschen nichts von andern zu haben. Ueberreden Sie morgen den Grafen Andrássy, daß er an Erwerbungen im türkischen Reiche nicht denke."

Bismarck konnte es nicht verstehen, wohin die Worte des Italieners zielten. Er antwortete ausweichend: „Die bosnische und im allgemeinen die orientalische Frage berührt die Interessen Deutschlands in keiner Weise. Wenn sie zwischen Italien und Oesterreich-Ungarn Krieg herbeiführen sollte, würden wir bedauern, daß sich unsre beiden Freunde bekämpfen, aber uns vom Kriege fernhalten. Uebrigens, wenn Oesterreich-Ungarn Bosnien nimmt, möge Italien für sich Albanien oder irgendeine andre türkische Provinz an der Adria nehmen. Ich hoffe, die Beziehungen zwischen den beiden Staaten werden sich mit der Zeit freundlich, ja herzlich gestalten."

Die Aussicht auf die Erwerbung Albaniens, die andre italienische Staatsmänner mit Begeisterung begrüßt hätten, nahm Crispi kühl auf. Mit Geringschätzung betonte er: „Eine türkische Provinz an der Adria befriedigt uns nicht, und was sollten wir auch damit anfangen?" Andre Wünsche erfüllten seine Seele. Nun erst rückte er damit heraus und stellte klar das Ersuchen an den Reichskanzler, er möge bei dem Grafen Andrássy vermitteln, daß angesichts der

Digitized by Google

Annexion von Bosnien und der Herzegowina „Italien eine Kompensation durch die neue Regulierung der Ostgrenze zuteil werde".

Der bescheidene Ausdruck der „Grenzregulierung" verdeckte die Forderung des Trentino und der friaulischen Gebiete.

Gegen das Ansinnen, eine solche Forderung zu vertreten, wehrte sich Bismarck mit voller Entschiedenheit: „Nein, ich will in meinen Gesprächen mit dem Grafen Andrássy die bosnische Frage nicht berühren, noch weniger die der Grenzregulierung. Reden wir gar nicht davon. Ich werde Angelegenheiten, die dem Grafen Andrássy unangenehm sind, nicht zur Sprache bringen; denn ich wünsche mir seine Freundschaft zu bewahren."

Diese wohl im nachdrücklichen Tone abgegebene Erklärung konnte Crispi unmöglich mißverstehen. In seiner Verlegenheit fand er nicht gleich passende Worte, um seinen Rückzug zu decken. Er vermochte nur zu sagen: „Gut, tun Sie, wie es Ihnen paßt!"

Aber das Spiel gab er noch nicht auf, sondern gab der Konversation plötzlich eine neue Wendung.

Nachdem er sie damit begonnen hatte, daß er eine Allianz gegen Frankreich vorschlug, stellte er nun den Antrag, daß sich Deutschland mit Frankreich, Bismarck mit Gambetta, dem leidenschaftlichsten Vertreter der Revanchepolitik, „verständigen" solle.

Er teilte dem Reichskanzler mit, daß er von Paris komme, wo er mit Gambetta verkehrt habe; sie hätten von der Notwendigkeit der Aufrechterhaltung des Friedens, die auch das Interesse der französischen Republik fordere, viel miteinander gesprochen, und er sei von ihm ermächtigt, mit dem Fürsten über das Zustandekommen einer Verständigung (accordi) zu reden. Er wisse wohl, daß derzeit der Abschluß eines Bündnisses (alleanza) zwischen Frankreich und Deutschland unmöglich sei; aber es gebe doch eine Frage, die der Abrüstung, in der die beiden Staaten sich einigen könnten; Italien würde ihnen folgen.

Die Genialität und die Kühnheit dieser Anregung dürfte man als dämonisch bezeichnen. Es war gewiß nicht unrichtig spekuliert, da Deutschland im Falle einer Verständigung mit Frankreich nicht mehr auf die Freundschaft Oesterreich-Ungarns angewiesen war und dessen Interessen an Italien preisgeben konnte. Aber es war eine verfehlte Spekulation, indem er nicht hätte erwarten dürfen, daß ein Staatsmann, der reale Politik trieb, sich in ideologische Träume einfangen lassen werde.

Bismarck fertigte ihn mit feiner Ironie ab: „Ueberlassen wir die Abrüstungsfrage den Vereinen der Friedensfreunde!"

Crispi mußte es einsehen, daß er auch in dieser Richtung nichts zu erwarten habe. Er führte das Gespräch zum Abschluß mit der Aeußerung: „Beschränken wir uns also auf den Abschluß eines Bundesvertrages gegen Frankreich, für den Fall, daß es Italien, Deutschland oder beide zugleich angreifen sollte."

Digitized by Google

Bismarck erwiderte, er werde die Befehle des Kaisers einholen, um offizielle Verhandlungen zum Zwecke des Abschlusses „eines eventuellen Bündnisses" einleiten zu können." [1])

III.

Am nächsten Tage war Graf Andrássy der Gast des Reichskanzlers. Ueber ihre Unterredungen erstatteten sie keine Berichte, fertigten keine Aufzeichnungen an.[2])

Auf Grund der Aeußerungen Bismarcks im Gespräche mit Crispi muß man mit Bestimmtheit annehmen, daß der Zweck der Begegnung das Zustandekommen eines Bündnisses gewesen sei, und daß beide, von den aufrichtigsten Absichten beseelt, die Angelegenheit erörterten. Trotzdem kam es nicht zu der Anbahnung des Bündnisses. Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß die Verhandlungen an jenen Klippen scheiterten, denen sie zwei Jahre später mit Mühe und Not entronnen sind. Bismarck wünschte in erster Reihe Unterstützung gegen Frankreich, Andrássy gegen Rußland zu sichern; dieser wollte die Monarchie von einem Kriege gegen Frankreich, jener Deutschland von dem gegen Rußland fernhalten.

Aber die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen beeinträchtigte nicht die Intimität ihrer Beziehungen.

Einen überzeugenden Beweis dafür liefert die Unterredung, die Bismarck eine Woche später mit Crispi in Berlin hatte. Er teilte diesem mit, daß er zwar noch keine Gelegenheit gehabt habe, mit dem Kaiser zu sprechen, doch bereit sei, wegen eines Bündnisses mit Italien gegen Frankreich zu unterhandeln, wenn er zu diesem Behufe die offizielle Ermächtigung erhielte.

„Was fangen wir mit Oesterreich an?" fragte der italienische Staatsmann.

Bismarck wiederholte ihm, daß Deutschland entschlossen sei, mit Oesterreich-Ungarn die freundschaftlichen Beziehungen aufrechtzuerhalten. „Nicht einmal an die Möglichkeit will ich denken, daß die Monarchie unser Feind werde." Er gab ihm den Rat, den Grafen Andrássy aufzusuchen. „Sie werden in ihm," behauptete er, „einen guten Freund finden, und ich bin dessen sicher, daß Sie sich mit ihm verständigen werden."

Die Umrisse des Dreibundes scheinen schon seinem scharfen Auge ersichtlich gewesen zu sein.

Crispi faßte rasch den Entschluß, den Rat zu befolgen. Seinem elastischen Charakter fiel es gar nicht schwer, nachdem er nach Berlin gekommen war, um gegen Oesterreich-Ungarn ein Bündnis zu schließen, nun Wien zu besuchen, um dort mit der Monarchie eine Vereinbarung (accordo) zustande zu bringen.

Der italienische Ministerpräsident ermächtigte ihn, dem Grafen Andrássy zu erklären, Italien wolle mit seinen Nachbarn Freundschaft halten; daß er

---

[1]) Ueber diese interessante Konversation enthält das zitierte Werk die Berichte Crispis an den König und an den Ministerpräsidenten, ferner auch seine Aufzeichnungen, die er zu eigner Benützung anfertigte.

[2]) Eduard v. Wertheimer, Graf Julius Andrássy, II, 44.

Digitized by Google

persönlich für den Minister des Aeußern, die Regierung und die liberale Partei in Ungarn Sympathie fühle; daß aber, falls Oesterreich, ohne Italien Kompensation zu bieten, Gebietserwerbungen erziele, die italienische Regierung die feindselige Strömung in Italien zu unterdrücken außerstande wäre.

IV.

Crispi traf am 20. Oktober in Budapest mit dem Grafen Andrássy zusammen. Dieser, über den Hauptzweck seiner Mission genau unterrichtet, leitete das Gespräch mit großer Virtuosität. Ohne die Frage der Annexion Bosniens zu berühren, ließ er keinen Zweifel darüber aufkommen, daß man diese, ohne Italien die erwünschte Kompensation zu bieten, durchsetzen werde.

Er sei, sagte er, von Italiens wohlwollenden Absichten überzeugt, wünsche auch selbst freundschaftliche Beziehungen zu dem Königreiche zu pflegen; eben deshalb sollte man mit „praktisch unerfüllbaren Forderungen" nicht störend wirken. Dann hielt er einen Vortrag über das Nationalitätenprinzip, das man nicht überall und nicht immer gelten lassen könne. „Mit Grammatik macht man keine Politik." Die topographischen Verhältnisse und die wirtschaftlichen Interessen sind ebenfalls maßgebend. Mit seiner Wendung bemerkte er: „Wenn Sie sich Triest nehmen — falls wir es Ihnen geben würden! —, so können Sie sich dort keinen einzigen Tag halten, die Bevölkerung würde Sie verfluchen!"

Crispi war genötigt, zuzugeben, daß, wenn Italien einzig die Sprache der Bevölkerung in Betracht ziehen wollte (er dachte an Korsika und Malta), es sich mit vielen Staaten verfeinden müßte. „Wir wollen mit unsern Nachbarn Freundschaft halten, die bestehenden Verträge respektieren und neue auf der Interessenbasis schließen. Wir waren Revolutionäre, um Italien zu schaffen, wir sind nun Konservative, um es zu erhalten. Sie können dies gut verstehen, weil Sie auch Revolutionär gewesen sind."

Andrássy unterbrach ihn mit der Bemerkung: „Ich bin in effigie gehängt worden!"

„Jawohl," fuhr Crispi fort, „Sie wissen es also, daß, nachdem die Unabhängigkeit und die Freiheit des Vaterlandes mit großen Opfern erkämpft wurde, man nicht geneigt ist, diese in gewagten Abenteuern aufs Spiel zu setzen. Es ist eine lächerliche Annahme, daß wir Fiume haben wollen. Was würden wir damit anfangen? Die Häfen sind da, um die Ausfuhr der Waren zu besorgen; der sie besitzt, muß auch die Gebiete haben, welche die Waren liefern. Unsre Staaten müssen Freunde sein, ihre Regierungen in gutem Einvernehmen handeln."

Andrássy erwiderte: „Eine feindliche Politik Italien gegenüber würde mit den Interessen der Monarchie im Gegensatze stehen. Solange ich Minister bin, werde ich mich an diese Auffassung halten."

Den Versuchen Crispis, das Gespräch auf die Details der orientalischen Frage und im Zusammenhange auf die Kompensationsansprüche Italiens zu bringen, wich er geschickt aus, mit der Erklärung, man müsse die Lösung dieser Frage dem künftigen Kongresse der Großmächte überlassen.

Digitized by Google

So mußte Crispi Abschied nehmen, ohne eine konkrete drohende Erklärung seiner Regierung abgeben zu können.

Uebrigens erhielt er am nächsten Tage in Wien vom italienischen Botschafter eine Mitteilung, die es ihn nicht bereuen ließ, daß sein Auftrag unerledigt blieb. Graf Robilant berichtete ihm, daß, so oft er von territorialen Ansprüchen sprach, Graf Andrássy offen erklärte, die Monarchie sei bereit, die Entscheidung den Waffen anheimzustellen.

Hieraus zog Crispi den Schluß: Italien müsse auch durch die Entwicklung seiner Kriegsmacht in die Lage gebracht werden, eine ähnliche Sprache führen zu können.

Außer dieser einen, gewiß wertvollen Lehre, die sich der kommende Mann aus dem Verkehre mit großen Meistern der Staatskunst holte, waren die Resultate seiner Anstrengungen negativer Natur. Es wurde festgestellt, daß

1. der Widerspruch oder auch die drohende Haltung Italiens Oesterreich-Ungarn von der Erwerbung Bosniens und der Herzegowina nicht zurückhalten werde;

2. Deutschland auch um den Preis eines gegen Frankreich gerichteten italienischen Bündnisses nicht bestimmt werden könne, von Oesterreich-Ungarn Konzessionen zugunsten Italiens zu erzwingen;

3. Italien demnach von Oesterreich-Ungarn für dessen Gebietserweiterung auf keine Kompensation, am wenigsten auf die Abtretung eignen Gebietes rechnen dürfe.

Unter diesen Umständen erschien das projektierte Bündnis Italiens mit Frankreich wertlos. Es kam nicht zustande.

Sprache und Schrift

Ihre physiologischen Grundlagen und ihre krankhaften Störungen[1])

Von

Adolf Strümpell

Sprache und Schrift sind Leistungen unsres Gehirns. Wir haben uns an diese Leistungen so gewöhnt, daß wir sie in der Regel an uns selbst und an andern als etwas Fertiges und Selbstverständliches hinnehmen, ohne an ihre Entstehung und an die ihnen zugrunde liegenden inneren Vorgänge zu denken. Erst wenn die Krankheit kommt und jenen wunderbaren zusammengesetzten Apparat, welcher den Sprachvorgängen zugrunde liegt, zerstört, dann merken wir dessen Bedeutung und erkennen den Wert seiner einzelnen Teile. Wie wir

[1]) Rede, gehalten am 31. Oktober 1915 bei Uebernahme des Rektorats an der Universität Leipzig. Mit einigen Veränderungen und Zusätzen.

Digitized by Google

auch sonst einen genaueren Einblick in den inneren Betrieb eines zusammengesetzten mechanischen Kunstwerks dadurch zu gewinnen suchen, daß wir es auseinander nehmen, in seine einzelnen Bestandteile zerlegen und hierdurch die Bedeutung eines jeden einzelnen Teiles für den Betrieb des Ganzen zu erkennen suchen, so gewährt uns auch die Zerstörung, welche die Krankheit an den einzelnen Teilen des Sprachapparats anrichtet, höchst merkwürdige Aufschlüsse über den Ablauf der Vorgänge in dem Mechanismus der Sprache. Denn bei der Erkrankung jener Gehirnteile, welche den sprachlichen und schriftlichen Aeußerungen dienen, hören in der Regel jene Aeußerungen nicht völlig auf. Der Sprachapparat ist nicht völlig vernichtet, er ist nur in mehr oder minder großer Ausdehnung geschädigt. Einzelne seiner Teile arbeiten noch, andre aber versagen oder fügen sich nicht mehr richtig ineinander, notwendige Verbindungen fehlen, neue ungehörige Uebertragungen kommen zustande. Mit teilnehmender Wehmut sieht das Mitleid dieses Wunderwerk der Natur zerstört, aber die Wissenschaft zieht auch aus der Not ihren Nutzen und sucht aus den Trümmern des zerstörten Apparats die Bedeutung seiner einzelnen Teile zu erkennen. So ist das genaue wissenschaftliche Studium der bei den Gehirnerkrankungen nicht selten auftretenden eigentümlichen Sprachstörungen — der sogenannten aphatischen Symptome — zu einer wichtigen und noch keineswegs völlig ausgeschöpften Quelle geworden für die Erkenntnis nicht nur der rein sprachlichen, sondern auch der geistigen Vorgänge, die zu der Sprache in engster Beziehung stehen. Wollen wir aber die krankhaften Störungen der Sprache einer genauen Analyse unterwerfen, so müssen wir unbedingt dabei von den Vorgängen des normalen ungehemmten Sprechens ausgehen. Bezeichnete ich vorhin als den einen Weg zur Erforschung eines komplizierten Mechanismus dessen Zerlegung in seine einzelnen Teile, so ist ein andrer verheißungsvoller Weg hierzu die Verfolgung seiner Entstehung, die Beobachtung seiner Entwicklung aus den einfachsten Anfängen zur vollen Ausgestaltung. Daher wollen auch wir versuchen, einen Einblick in den verwickelten Betrieb der Sprache zunächst dadurch zu gewinnen, daß wir ihrer Entstehung und ihrer allmählichen weiteren Fortbildung nachgehen.

Zwei verschiedene, wenn auch innerlich verwandte Aufgaben bieten sich uns dabei dar. Wir könnten einmal versuchen, dem Ursprunge der Sprache in der großen allgemeinen Entwicklungsreihe der Organismen nachzuforschen, könnten die ersten keimenden Anfänge sprachlicher Aeußerungen bei den Tieren aufsuchen, könnten dann weiter eine Anschauung von der Entstehung der einfachsten Ursprachen zu gewinnen suchen und deren weitere Entwicklung zu den umfassenden Sprachen der Jetztzeit verfolgen. Diese Aufgabe, so verlockend sie auch dem Naturforscher erscheint, wollen wir aber hier beiseite lassen. Wir wenden uns vielmehr der zweiten, einfacheren Aufgabe zu, der Verfolgung der sich bildenden Sprachvorgänge beim Kinde im Zusammenhange mit seiner allgemeinen körperlichen und geistigen Entwicklung. Beide Aufgaben haben, wie schon erwähnt, vielfache innere Beziehungen zueinander. Denn das große allgemeine

Digitized by Google

Grundgesetz, wonach die individuelle ontogenetische Entwicklung in vieler Hinsicht eine zusammengedrängte Wiederholung der allgemeinen generellen phylogenetischen Entwicklung ist, hat nicht nur in der morphologischen Gestaltung der Organe, sondern ebenso in der physiologischen Entwicklung der Funktionen seine Geltung. So lassen sich in den wirksamen Faktoren der individuellen Sprachentwicklung zum Teil gewiß dieselben Einflüsse nachweisen, die einst bei der ersten Entstehung sprachlicher Aeußerungen überhaupt zur Geltung kamen. Allein der große Unterschied in der primär generellen und der jetzigen individuellen Sprachentwicklung liegt darin, daß das neugeborene sprachlose Kind jetzt unmittelbar in eine bereits sprechende Umgebung versetzt ist und daß ihm der gesamte, von unzähligen Generationen bereits angesammelte Sprachschatz entgegengetragen wird. Aber wenn irgendwo, so gilt hier der Satz, daß man das, was man ererbt, erst neu erwerben muß, um es als frei verfügbares Gut nicht nur zu besitzen, sondern auch entsprechend verwerten zu können. Herodot erzählt, der alte ägyptische König Psammetich habe das Problem über die Entstehung und die Art der ersten Ursprache dadurch lösen zu können geglaubt, daß auf seinen Befehl zwei neugeborene Knaben von allen andern Menschen völlig abgeschlossen, ohne je ein gesprochenes Wort zu hören, aufwachsen sollten. Psammetich glaubte, die Kinder würden nun von selbst in der ältesten Ursprache zu reden anfangen. Dies Experiment ist an sich nicht uninteressant und für einen alten Aegypter nicht schlecht erdacht. Zu dem gewünschten Ergebnis hat es aber natürlich nicht führen können. Denn die erste Sprachentwicklung war selbstverständlich nicht der Erwerb einiger weniger gleichzeitiger Individuen, sondern das Ergebnis der schon in zahllosen Generationen wirksam gewesenen sprachbildenden Vorgänge. Dieser langsame Prozeß der ursprünglichen Sprachbildung, der sich aller Wahrscheinlichkeit nach an verschiedenen Orten in gleichartiger, aber keineswegs identischer Weise abgespielt hat, konnte sich natürlich bei den beiden völlig isolierten ägyptischen Säuglingen nicht entwickeln, während ihn gegenwärtig das neugeborene, in einer bereits sprechenden Umgebung heranwachsende Kind unter unendlich viel günstigeren Bedingungen in kürzester Zeit noch einmal durchmacht.

Mit seinen zur Aufnahme fertigen Sinnesorganen und Nervenapparaten tritt das neugeborene Kind in das chaotische Gewirr der äußeren Sinnesreize ein. Hat es auch schon vor der Geburt eine vielleicht nicht belanglose Menge von Berührungs- und Druckreizen und daneben vielleicht auch schon die ersten von fern kommenden leisen akustischen Reize erfahren, so strömen ihm doch erst jetzt die Sinnesreize in unermeßlicher Fülle und Mannigfaltigkeit zu. Vor allem ist es die unendliche Welt des Lichts, die sich mit einem Male neu vor dem Kinde auftut. Aber alle diese Tausende von Reizen und die ihnen folgenden dämmernden Empfindungen bilden zunächst ein zusammenhangloses Gewirr. Erst allmählich tritt eine gewisse Ordnung ein, die Sinneseindrücke gruppieren sich und vereinigen sich zu gewissen Verbänden. Das in der äußeren Welt Zusammengehörige fügt sich auch in der inneren Welt, die das Kind sich aufbaut, wieder

Digitized by Google

zusammen. Und nun geht gleichzeitig mit dieser Ordnung und Gruppierung der Sinneseindrücke eine diese stets begleitende Reihe besonderer akustischer Eindrücke einher, die in regelmäßiger, stets wiederkehrender gleichartiger Weise immer mit denselben oder wenigstens mit ähnlichen Eindrücken zeitlich verbunden sind. Nehmen wir an, das Kind hat als erstes Spielzeug einen kleinen Gummihund bekommen. Das Kind betastet seine Umrisse, es sieht seine Gestalt und lernt alle diese Eindrücke allmählich unterscheiden. Später sieht es eine ähnliche Gestalt in seinem Bilderbuch und sieht auch einen wirklichen Hund, hört ihn bellen, befühlt sein wolliges Fell. Und immer wieder bei jedem dieser durch ihre stets wiederkehrende Gleichzeitigkeit als innerlich zusammenhängend erkannten Eindrücke, aber auch *nur* bei diesen, hat das Kind außerdem daneben immer noch einen und denselben *akustischen* Eindruck, es *hört* zugleich immer wieder denselben Laut — das gesprochene Wort „Hund" oder vielleicht zunächst das bekannte Kinderwort „wau-wau". Die fast allgemein übliche Wahl dieses und zahlreicher ähnlicher Worte der Kindersprache erleichtert dem Kinde offenbar wesentlich das Verständnis und das Einprägen des inneren Zusammenhanges zwischen dem gehörten Sprachlaut und den übrigen ursprünglichen Sinneseindrücken. Denn in der onomatopoetischen Nachahmung gewisser, von dem wirklichen Objekte (dem bellenden Hunde) kommenden Empfindungen durch den akustischen Sprachreiz ist zweifellos ein wirksames Mittel zur leichten und innigen Verknüpfung der Objekteindrücke mit den hinzugehörigen Worteindrücken gegeben. Sicher hat die onomatopoetische Wortbildung bei der ursprünglichen Entstehung der Sprache dieselbe große Bedeutung gehabt wie noch jetzt in der sich individuell neu bildenden Kindersprache. Erst mit der zunehmenden Einsicht von der meist relativ belanglosen Bedeutung der *akustischen* Objektreize gegenüber den zahlreichen andern weit wichtigeren Objektwirkungen tritt die Onomatopoese in der *allgemeinen* Sprachentwicklung ebenso wie in der Kindersprache allmählich immer mehr in den Hintergrund.

So sehen wir also, wie das zugehörige *Wort* allenthalben zum Sammelpunkt und Brennpunkt aller einzelnen, von einem und demselben Objekt ausgehenden Sinneseindrücke wird. Durch die unzählige Male sich immer wiederholende Verknüpfung desselben Wortlauts mit all den verschiedenen, aber doch durch die Einheit des Objektes untereinander verbundenen Sinnesempfindungen bildet sich allmählich jenes *feste* und *innige* Band zwischen all den Objekten der Außenwelt und den ihnen zugehörigen Wortbezeichnungen. Alles, was das Kind allmählich von den Eigenschaften und Aeußerungen des einzelnen Objektes kennen lernt, verknüpft sich immer wieder mit demselben Klange, der als gesprochenes Wort stets in gleicher Weise an sein Ohr tönt. Und so hilft der identische Wortklang dem Kinde, die Menge der Objekte zu gruppieren, das Zusammengehörige und Gleichartige als solches zu erkennen. Aus den Anfängen einzelner zuerst verstandener und im Gedächtnis behaltener Worte bildet sich allmählich der gesamte, immer reicher werdende Sprachschatz des Kindes. Eine leichte Ueberlegung, deren nähere Ausführung mich hier zu weit führen würde,

Digitized by Google

zeigt uns, wie sich zunächst wohl nur die konkreten Hauptwörter, dann gewisse konkrete Eigenschaftswörter, dann die aktiven Zeitwörter (Tätigkeitswörter), endlich die Zahlwörter und allmählich in immer reicherer Entfaltung die Fürwörter, Umstandswörter und endlich die abstrakten Wortbezeichnungen in dem Bewußtsein des sich geistig immer mehr entwickelnden Kindes festsetzen. Je reicher sich das geistige Innenleben entfaltet, um so größer ist die Fülle der Worte, die dem geistigen Besitz erst seinen festen und gesicherten Bestand gewährt. Wir wissen, wie klein der Wortvorrat der unkultivierten Naturvölker und der ungebildeten Menschen ist im Gegensatz zu der überreichen Fülle der Worte, die ein Goethe und Shakespeare nötig hatten, um den Reichtum ihrer Gedankenwelt zum Ausdruck zu bringen. Immer ist aber das Wort die feste Ummauerung für die einheitliche Zusammenfassung der zusammengehörigen Einzelempfindungen. Erst mit Hilfe des Wortes können sich aus den Empfindungen und Wahrnehmungen die Begriffe bilden. Erst durch die stets wiederkehrende Lautwahrnehmung desselben Wortes „Hund" lernt das Kind, daß es große und kleine, schwarze und braune Hunde gibt. Mit andern Worten, in ihm bildet sich der Begriff „Hund", der alle diese verschiedenen Einzelwahrnehmungen zu einer höheren Einheit zusammenfaßt. Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob ein Denken auch ohne inneres Sprechen möglich ist. Die Antwort ist nicht schwer. Gewiß finden zahllose unbewußte geistige Vorgänge statt ohne das gleichzeitige Auftauchen von Wortvorstellungen. Aber sobald das Denken sich zur klaren Begriffsbildung und Urteilsfällung verdichtet, bedarf es der festen Stütze und Sicherung durch das Wort. Erst mit der Bildung der Sprache konnte sich menschliches Geistesleben über das, wenn auch unzweifelhaft wesensgleiche, aber unendlich ärmlichere und unentwickeltere Geistesleben der Tiere erheben. Je reicher unser Wissen und unsre Erfahrung werden, um so reicher wird auch der zusammengefaßte begriffliche Inhalt der einzelnen Worte. Welch enormer Unterschied der geistigen Beziehungen, wenn ein Kind oder wenn ein Zoologe das Wort „Hund" denkt oder ausspricht.

Die Entwicklung der Sprachvorgänge beim Kinde führt zunächst nur zur festen Verknüpfung bestimmter gehörter Sprachlaute mit bestimmten Objekten oder Vorgängen der Außenwelt. Mit andern Worten: die Anfänge des Sprachverständnisses treten wohl ausnahmslos früher ein als die eigenen sprachlichen Aeußerungen. Jede Mutter weiß, daß ein Kind, wie man zu sagen pflegt, oft schon „alles versteht", ehe es selbst noch ein einziges eigenes Wort hervorbringt. Freilich ist das Sprachverständnis zunächst nur eine rein äußerliche Verknüpfung zwischen den gehörten Worten und den hinzugehörigen Gesichts- oder sonstigen Wahrnehmungen. Die Sprachbildung geht der Begriffsbildung lange vorher. So zeigte z. B. eins meiner eigenen Kinder als eins seiner ersten Kunststückchen auf die Frage: „Wo ist das Stethoskop?" stets sofort richtig auf das auf meinem Schreibtisch stehende ärztliche Hörrohr hin, ohne natürlich eine Ahnung von der Bedeutung des Instruments zu haben. Erst allmählich im

Digitized by Google

Laufe der weiteren Entwicklung des Kindes füllen sich die einzelnen Worte mit ihrem geistigen Inhalt.

Neben dem allmählich sich ausbildenden Sprachverständnis tritt nun aber eine weitere, ganz andersartige Gruppe von Vorgängen im kindlichen Organismus ein, durch deren Ausbildung die sprachlichen Leistungen erst zu dem werden, was der Sprache ihren vollen Wert verleiht, zu dem geistigen Bande, das die Menschen miteinander verbindet und ihr geistiges Zusammenarbeiten ermöglicht. Sagte ich vorhin, daß beim Kinde unzweifelhaft das Sprachverständnis dem eigenen Sprechen zeitlich vorhergeht, so bezieht sich dies doch nur auf die fertig entwickelte Wortsprache. Betrachten wir die Frage von einem allgemeineren Gesichtspunkt aus, so zeigt sich auch hier deutlich die Uebereinstimmung der individuellen Entwicklung mit dem Gange der ursprünglichen allgemeinen Sprachbildung. Denn sicher muß bei der ursprünglichen Entstehung sprachlicher Vorgänge die Sprachbildung dem Sprachverständnis vorhergegangen sein, da ja das Sprachverständnis selbstverständlich das vorherige Vorhandensein eines Sprachlautes voraussetzt. Dementsprechend finden wir auch beim Kinde genau ebenso die ersten lautlichen Aeußerungen überhaupt dem Lautverständnis lange vorhergehen. Sie entstehen in denselben Organen, die später zum ausgebildeten Sprechen verwandt werden, und zwar als Wirkungen bestimmter reflektorischer Vorgänge in den Muskeln des Kehlkopfes und Mundes, sei es infolge störender äußerer Reize, sei es infolge allgemeiner körperlicher Lust- oder Unlustgefühle. Vom Standpunkt der Entwicklungsgeschichte aus betrachtet sind alle diese ersten lautlichen Aeußerungen des Kindes schon die Anfänge der Sprachbildung, sowohl das Schreien des Kindes als auch die ersten leisen, für jede Mutter so beseligenden Kinderlaute. Zeigt doch das Schreien der Mutter an, daß das Kind sich nicht wohl fühlt, während die leisen ersten Stimmübungen ein sicheres Zeichen für ein gesundes und behagliches Allgemeingefühl sind. Aus diesen ersten Betätigungen der Lautbildung entwickeln sich allmählich die immer erfolgreicher werdenden Versuche zur Nachahmung der gehörten Sprachlaute. Auf zahlreiche hierbei in Betracht kommende Einzelheiten kann ich nicht eingehen. Aber alle gebildeten Eltern, die das Glück haben, die erste Sprachentwicklung bei einem gesunden Kinde verfolgen zu können, möchte ich dringend dazu auffordern, die Sprachfortschritte ihres Kindes nicht nur unter dem Gesichtspunkte der freudigen Bewunderung für dessen besondere Fähigkeiten, sondern als einen der merkwürdigsten und bedeutungsvollsten Vorgänge in der belebten Natur aufmerksam zu beobachten.

Der physiologische Vorgang der beim Sprechen notwendigen komplizierten Lautbildung beruht auf einem genau abgestuften und geordneten Zusammenwirken einer großen Anzahl von Muskeln des Kehlkopfes, des Gaumens, der Zunge und von Muskeln in der Umgebung der Mundhöhle. Man kann sich mithin vorstellen, ein wie ungemein zusammengesetztes, feines und mannigfaltig abgestuftes und veränderliches Muskelspiel beim Sprechen notwendig ist. Auf welche Weise lernt nun das Kind, seine Sprechmuskeln in dieser schwierigen Weise zu gebrauchen?

Digitized by Google

Die Physiologie lehrt uns, daß jede geregelte zusammengesetzte Muskeltätigkeit nur mit Hilfe einer ununterbrochenen Führung und Regelung durch sensible, den Muskeln zugeführte Eindrücke möglich ist. Wie die dressierten Pferde eines Wagens beständig durch die von den Zügeln ihnen übermittelten sensiblen Reize gelenkt werden, genau ebenso werden auch unsre Muskeln unausgesetzt bei allen gewollten Zweckbewegungen durch die ihnen zufließenden sensiblen Eindrücke beherrscht und geleitet. Bei den gewöhnlichen Bewegungen des Körpers, der Arme und der Beine gehen diese regulierenden Empfindungen der Hauptsache nach von den Muskeln selbst aus. Ein Mensch, der sein Muskelgefühl verloren hat, kann nicht mehr sicher stehen, gehen, greifen usw. Welche sensiblen Eindrücke beherrschen nun aber die notwendige, offenbar so ungemein fein abgestufte Koordination der zahlreichen zum Sprechen notwendigen Muskeln? Hierbei spielen die Muskelempfindungen jedenfalls eine nur geringe Rolle. Vielmehr übernehmen sicher die akustischen Lautempfindungen die Regulation der Sprechbewegungen. Das Kind hört die von ihm selbst hervorgebrachten Laute, vergleicht sie, wenn auch zunächst halb unbewußt, mit den ihm entgegentönenden fertigen Sprachlauten seiner Umgebung und lernt so durch die Verwertung akustischer Eindrücke seine eigene motorische Sprachbildung den gehörten fremden Sprachlauten immer ähnlicher zu gestalten. Bei der Sprecherlernung geht also ein beständiger Strom akustischer Eindrücke von dem sensorischen Gehörapparat zu den motorischen Zentren der Sprechmuskeln. Vom Gehörapparat geht der erste Antrieb und alle weitere Entwicklung der eigentlichen Sprachbildung aus. Fehlt dieser Antrieb, wie es beim taub geborenen Kinde der Fall ist, so bleibt das Kind trotz aller normal vorhandenen und normal beweglichen Sprachmuskeln sprachlos oder, wie man es richtig auszudrücken pflegt, taubstumm. Erst durch die einheitliche akustische Regelung und Gestaltung der Sprachlaute erfolgt die notwendige Uebereinstimmung der Sprachbildung bei allen zusammenlebenden Menschen. Mit dem schönen und inhaltreichen Worte „Muttersprache" stattet die Sprache unsrer aller Dank an diejenigen ab, die uns diesen unermeßlichen Schatz in unsrer Kindheit zu dauerndem Besitz zugeführt haben. Und daß die Sprache auch das festeste Band ist, das die Glieder eines Volkes zusammenhält, beweist die Antwort, welche auf die Frage nach den Grenzen des deutschen Vaterlandes gegeben wurde: „Soweit die deutsche Zunge klingt."

Nachdem wir im vorhergehenden den Gang der Sprachentwicklung beim Kinde wenigstens in seinen Grundzügen verfolgt und damit einen vorläufigen Einblick in das Wesen der Sprache gewonnen haben, wenden wir uns nunmehr der Frage zu, an welchem Orte in unsrem Gehirn die besprochenen Vorgänge der Sprachauffassung, des Sprachverständnisses und der eigenen lautlichen Sprachbildung stattfinden. Damit betreten wir nun dasjenige Gebiet der Sprachlehre, auf dem gerade die Pathologie die grundlegenden und entscheidenden Entdeckungen gemacht hat.

In Wilhelm Meisters Lehrjahren im 6. Kapitel des 7. Buches läßt Goethe die Therese in ihrer Geschichte eines deutschen Mädchens von ihrem

Digitized by Google

Vater erzählen: „Ganz unvermutet wurde mein Vater von einem Schlagflusse befallen, der ihm die rechte Seite lähmte und den reinen Gebrauch der Sprache benahm. Man mußte alles erraten, was er verlangte, denn er brachte nie das Wort hervor, das er im Sinne hatte." An dieser etwa im Jahre 1796 geschriebenen Stelle ist nicht nur die kurze, treffende Beschreibung des jetzt allgemein mit dem Namen der Aphasie (Sprachlosigkeit) bezeichneten Krankheitssymptoms bemerkenswert, sondern vor allem der Umstand, daß Goethe hier ausdrücklich die Vereinigung des Sprachverlustes mit einer Lähmung der rechten Körperhälfte hervorhebt. Die Stelle zeigt wiederum, welch genauer Beobachter Goethe war. Denn was Goethe hier in einem besonderen Falle beschrieben hatte, wurde erst vierzig Jahre später als gesetzmäßiges Vorkommen erkannt, daß nämlich nur Krankheitsherde in der linken Gehirnhälfte, die also meist gleichzeitig zu einer Lähmung der rechten Körperhälfte führen, mit aphatischen Sprachstörungen verbunden sein können. Und im Jahre 1862 trat der berühmte französische Arzt und Anthropologe Paul Broca mit der durch zahlreiche Krankenbeobachtungen und Sektionsbefunde gestützten Behauptung hervor, der Sitz der Sprachvorgänge im Gehirn, also das sogenannte Sprachzentrum, sei in der linken dritten Stirnwindung gelegen. Diese vermeintliche Entdeckung Brocas machte allgemein das größte Aufsehen. Bedeutete sie doch in der Tat den ersten Schritt in der später so erfolgreich weiter ausgebauten Lehre von den Lokalisationen im Gehirn, d. h. von der Gebundenheit bestimmter Gehirnfunktionen an bestimmte anatomische Gehirnteile.

Heute wissen wir, daß die sog. Brocasche Stelle im Gehirn, d. h. das hintere Ende der dritten linken Stirnwindung, den Namen eines Sprachzentrums nur in sehr beschränktem Sinne verdient. Sie ist nämlich nur der Ausgangspunkt für den Hauptteil der beim rein lautlichen Sprechakt notwendigen motorischen Innervationen der Zunge, der Lippen usw. Sie ist also das allerdings sehr geschickt ausführende Organ, aber keineswegs die leitende Stelle, von der die eigentlichen Sprachbefehle ausgehen. Das große Verdienst, den Ort des eigentlichen sog. Sprachzentrums im Gehirn erkannt zu haben, d. h. den Ort, in dem die lautlichen Sprachwahrnehmungen des Kindes entstehen und als sog. Spracherinnerungsbilder aufbewahrt werden, um von sich aus die Anregung zur entsprechenden eigenen lautlichen Sprachbildung zu geben — dieses Verdienst gebührt einem deutschen Forscher, dem erst vor wenigen Jahren gestorbenen Breslauer Neurologen Karl Wernicke. Wernicke zeigte zuerst auf Grund eingehender Krankenbeobachtungen und genauer Sektionsbefunde, daß das eigentliche sensorische Sprachzentrum, d. h., wie man sich kurz auszudrücken pflegt, der Sitz der Sprachvorstellungen im oberen Abschnitte des linken Schläfenlappens, in der sog. obersten oder ersten linken Schläfenwindung gelegen ist. Wird diese Stelle im Gehirn durch irgendeinen Krankheitsherd zerstört, so haben die Kranken die Erinnerung an ihren gesamten oder wenigstens an einen mehr oder weniger großen Teil ihres Wortschatzes verloren. Sie können sich der Sprache nicht mehr bedienen, um ihren

Digitized by Google

Gedanken Ausdruck zu verleihen, weil sie das Gedächtnis für die zugehörigen Worte verloren haben. Sie können daher auch nicht mehr oder wenigstens nur beschränkt mit inneren Worten denken. Für einen gesunden Menschen ist es nicht leicht, sich vollkommen in das Bewußtsein eines Aphatischen hinein zu versetzen. Am verständlichsten wird der Zustand für uns wohl dadurch, daß wir uns vorstellen, der Aphatische befinde sich in seiner gewohnten Umgebung in derselben hilflosen Lage wie etwa ein Reisender unter einem fremden Volke, von dessen Sprache er gar nichts oder nur sehr wenig versteht. Er hört die fremdartigen Laute an sein Ohr klingen, hat aber keine Ahnung von deren Bedeutung, und ebensowenig kann er sich seiner fremden Umgebung verständlich machen, weil er für das, was er sagen will, die hinzugehörigen Worte der fremden Sprache nicht kennt. Der aphatische Kranke, dessen linker Schläfenlappen erkrankt ist, hört ebenso alle die ihm früher so vertrauten Laute seiner Muttersprache. Aber er versteht sie nicht mehr, sie finden keine Anknüpfung mehr an das früher Erworbene und Erlernte. Sie klingen ihm ins Ohr wie die Laute eines fremden, unbekannten Volkes. Und für seine eigenen Gedanken und Wünsche kann er ebensowenig in seiner Muttersprache den sprachlichen Ausdruck finden, wie der Reisende unter fremdem Volk, dem er sich nicht verständlich machen kann, weil er dessen Sprache nicht kennt.

Viel schwerer als das Verständnis für die Sprachbeschränkung des Aphatischen ist der Versuch, sich in das innere Bewußtsein eines Aphatischen hineinzudenken. Sind wir alle doch gewohnt, den inneren Verlauf der Vorstellungen zum größten Teil mit den hinzugehörigen Sprachvorstellungen zu begleiten, und habe ich doch vorhin selbst hervorgehoben, daß ein klares begriffliches Denken erst durch die festen allseitigen Stützpunkte der inneren Sprachvorstellungen möglich wird. Wollen wir uns nun in das Bewußtsein eines Aphatischen versetzen, der die Spracherinnerungsvorstellungen verloren hat, während ihm sein übriger geistiger Besitz an optischen, taktilen und sonstigen direkten und abgeleiteten Vorstellungen geblieben ist, so können wir uns diesen Zustand am ehesten dadurch klarmachen, daß wir an unsren eigenen oft recht unbequemen Zustand denken, wenn uns einmal vorübergehend „ein Wort fehlt", wenn uns z. B. der Name eines Menschen, von dem wir etwas aussagen wollen, „entfallen ist". Wir wissen genau, wie der Betreffende aussieht, welches sein Beruf und seine bürgerliche Stellung ist, aber sein Name, d. h. das Wort, das alle uns bekannten Beziehungen zu diesem Menschen zusammenfaßt, an dieses Wort können wir uns nicht erinnern. So etwa, wie unser eigenes Bewußtsein in einem solchen vereinzelten Falle, müssen wir uns das Bewußtsein eines Aphatischen im Ganzen vorstellen. Der Aphatische ist also eigentlich keineswegs geisteskrank, er wird nichts Falsches tun oder denken, aber doch ist seine Geistestätigkeit in hohem Grade gehemmt und beeinträchtigt. Ihm fehlt das wichtigste geistige Werkzeug, die Sprache, und daher ist er zu einer höheren geistigen Leistung niemals fähig. In ähnlicher Weise müssen wir uns auch das Bewußtsein des Taubstummen vorstellen. Der Taubstumme bildet sich seine Begriffswelt auch nur

Digitized by Google

aus seinen optischen und taktilen Wahrnehmungen. Er denkt daher gewiß auch nur in optischen und taktilen Erinnerungsbildern. Erst durch einen geordneten Unterricht kann in ihm eine Art sprachlicher Begriffsbildung mit Hilfe der optischen Schriftzeichen und der Muskelempfindungen bei den nachgeahmten Sprechbewegungen künstlich geschaffen werden. Der Aphatische empfindet seinen Verlust, während der Taubstumme ihn nicht fühlt, da er den Besitz der Sprache nie gekannt hat.

In den meisten Fällen von Aphasie, die der Arzt beobachtet, handelt es sich übrigens keineswegs um einen völligen, sondern nur um einen teilweise eingetretenen Verlust der Sprache. Nur ein Teil der Spracherinnerungsbilder ist verloren gegangen, oder, was der häufigste Fall ist, die Spracherinnerungsbilder treten nur unvollständig und erschwert ins Bewußtsein. Der Kranke hat sie gewissermaßen nicht jederzeit bereit im Bewußtsein, er muß oft lange nach ihnen suchen. Der Sprachapparat arbeitet nur unvollständig und unzuverlässig. Aber gerade das aufmerksame Studium derartiger unvollständiger Fälle von Aphasie ist psychologisch besonders interessant. Es gewährt oft einen geradezu überraschenden Einblick in die Art der Verknüpfung und Auslösung der Spracherinnerungsbilder und der mit ihnen unter normalen Verhältnissen verbundenen Vorstellungen. Ich will versuchen, dies wenigstens an einigen selbstbeobachteten Beispielen zu erläutern.

Bei jedem Aphatischen müssen wir zunächst zwischen seiner eigenen Wortreproduktion, d. h. seinem eigenen spontanen Sprechen, und seinem Wortverständnis, d. h. seinem Verständnis für das von andern zu ihm Gesprochene, unterscheiden. Wie das Kind zuerst die Bedeutung der Worte kennen lernt, ehe es sie selbst aussprechen kann, und wie es auch jedem Erwachsenen wesentlich leichter fällt, eine fremde Sprache zu verstehen, als sie selbst zu sprechen, so finden wir häufig Aphatische, die das zu ihnen Gesprochene größtenteils verstehen, dagegen die Worte für das, was sie sagen wollen, nur in sehr unvollkommener Weise finden. Ich zeige z. B. dem Kranken ein Taschentuch und frage ihn, was dies sei. Der Kranke gibt mir zu erkennen, daß er die Bedeutung und den Gebrauch eines Taschentuchs ganz gut kenne, aber auf das Wort „Taschentuch" kommt er nicht. Trotzdem schwebt dem Kranken doch oft, wie man zu sagen pflegt, das Wort noch irgendwie in unbestimmter Weise vor. Denn wenn ich ihn frage, ob dies eine Blume sei, dann stutzt er und verneint es, entweder lachend und bestimmt oder auch in andern Fällen zögernd und zweifelnd. Frage ich aber den Kranken ein andres Mal: „Wo ist das Taschentuch?", so zeigt er sofort richtig auf das vor ihm liegende Tuch hin. Jetzt kann er häufig das soeben gehörte Wort „Taschentuch" auch leicht und richtig nachsprechen. Aber vielleicht schon nach wenigen Minuten hat er es wieder vergessen. Diese mangelhafte Merkfähigkeit auch für die wiederholt und oft vorgesprochenen Worte ist ein sehr regelmäßiges Symptom bei den Aphatischen. Es weist auf die allgemeine Schädigung und die verminderte Funktionstüchtigkeit des Erinnerungsvermögens für die Sprachlaute hin. Aber ich kann

Digitized by Google

dem geschwächten Sprachgedächtnis zu Hilfe kommen. Sage ich dem Kranken die ersten beiden Silben „Taschen-“ vor, so fällt ihm vielleicht das ganze Wort ein, und er ergänzt und spricht richtig „Taschentuch“.

Hier sehen wir also schon die große Wirksamkeit der assoziativen Hilfen beim Auffinden der Worte. Die beiden ersten vorgesagten Silben des Wortes „Taschentuch“ rufen die mit ihnen assoziativ fest verbundene dritte Silbe ohne weiteres hervor. Derartige assoziative Vorgänge machen sich bei den Aphatischen beständig in der mannigfachsten Weise geltend. Teils sind es die von früher her festgefügten assoziierten Wortfolgen, teils sind es neue Wortassoziationen infolge rein äußerlich lautlicher Aehnlichkeit oder auch infolge begrifflicher Verwandtschaft, die sich oft fördernd, oft freilich auch sehr störend bei den Sprachäußerungen der Aphatischen bemerkbar machen. Ich zeige einem Kranken meine Hand und frage ihn, wieviel Finger ich an meiner Hand habe. Er versteht die Frage, kann aber das Wort „fünf“ nicht finden. Nun zähle ich ihm vor: „eins, zwei, drei, vier“, und sofort ergänzt er die gewohnte, früher fest eingeprägte Zahlenreihe mit dem Worte „fünf“. Ein Kranker soll die Wochentage hersagen. Er versteht die Frage nicht recht und findet jedenfalls für keinen Wochentag das Wort. Ich sage „Dienstag, Mittwoch“, und sofort fährt der Kranke mühelos fort mit „Donnerstag, Freitag“ usw. Ich zeigte einmal einer Kranken eine Blume und fragte, was dies sei. Sie konnte das Wort „Blume“ nicht finden. Als ich ihr aber sagte, „Du bist wie eine . . .“, ergänzte sie sofort den bekannten Vers „. . . wie eine Blume“. Selbst beim Nachsprechen (siehe unten) vorgesprochener Worte macht sich der fördernde Einfluß der Assoziationen oft genug geltend. So z. B. bemühte sich einer meiner Kranken vergebens, das Wort „Kameraden“ nachzusprechen, obwohl ich es ihm mehrmals deutlich und langsam vorsprach. Nun sagte ich ihm den ganzen Anfang des bekannten Liedes „Ich hatt' einen Kameraden“ vor, und in diesem von Kindheit an festgefügten und eingeübten Zusammenhange konnte er das Wort „Kameraden“ ganz gut und deutlich aussprechen. Wie man sieht, beruht also auch die Unfähigkeit des Nachsprechens bei den Aphatischen nicht darauf, daß ihr motorisches Sprachzentrum an sich die Fähigkeit verloren hat, die zur richtigen Aussprache eines Wortes nötigen Sprachbewegungen zu veranlassen. Aber die Anreize, die es von den sensorischen Sprachvorstellungen, von den Spracherinnerungsbildern, erhält, erfolgen nicht mehr in normaler Weise. Eine echte, rein motorische Aphasie, wobei dem Kranken bei vollkommen erhaltenen Spracherinnerungen nur das Aussprechen der Worte unmöglich ist, gibt es meines Erachtens gar nicht. Bei genauer Untersuchung ergeben sich bei jedem Aphatischen deutliche Störungen in dem Verhalten der inneren Sprache, der Spracherinnerungsbilder.

Auch der Zustand des Gesamtbewußtseins kommt für die Auslösung der Sprachvorstellungen und der von ihnen abhängigen Sprachbewegungen in Betracht. Manche aphatische Kranke können im starken Effekt laut und verständlich fluchen, während sie sonst fast kein Wort hervorbringen. Ich beobachtete lange

Digitized by Google

Zeit eine Kranke, die das einfache Wort „nein", wenn man es ihr auch noch so oft vorsprach, trotz aller Bemühungen nicht nachsprechen konnte. Wenn ich ihr aber dann in scherzhaft-unwilligem Tone sagte: „Sie sind eine ganz böse Frau", so antwortete sie stets sofort abwehrend ganz deutlich „nein" — und eine Minute später konnte sie dasselbe Wort „nein", wenn sie es einfach nachsprechen sollte, nicht herausbringen.

Aber auch fehlerhafte, nicht gehemmte Assoziationen machen sich bei den Aphatischen oft in der auffallendsten Weise bemerkbar. Ich zeigte einmal einer Kranken ein weißes Taschentuch. Auf die Frage, was dies sei, antwortete sie nach längerem Besinnen „Schnee". Offenbar hatte ihr die weiße Farbe des Tuches das Wort für den weißen Schnee assoziativ ins Bewußtsein gebracht.

Besonders reich ist die Ausbeute an fehlerhaften Assoziationen, wenn man aphatische Kranke veranlaßt, einen etwas längeren Satz nachzusprechen. Ich beobachtete eine Kranke, die auf Wunsch jedes einzelne Wort des kurzen Satzes „Auf einem Baum sitzt ein Vogel und singt" ganz richtig nachsprechen konnte. Sobald sie aber den ganzen Satz zusammenhängend nachsprechen sollte, gelang ihr dies fast niemals. Vor allem fiel ihr meist schon der richtige Anfang des Satzes nicht ein. Als ich ihr nun mit dem Vorsagen des ersten Wortes zu Hilfe kommen wollte und ihr das erste Wort „auf" noch einmal vorsprach, fuhr sie in unerwarteter Weise fort mit den Worten „auf Wiedersehen". Die namentlich jetzt häufig gehörte Wortfolge „auf Wiedersehen" war im Bewußtsein der Kranken assoziativ offenbar viel fester verbunden als die Worte „auf einem Baum". Ich führe einige Beispiele an, wie die Kranke den ihr oft vorgesprochenen einfachen Satz „Auf einem Baum sitzt ein Vogel und singt" nachsprach. Sie wiederholte den Satz in folgender Weise:

„Eins Vogel Baum singt ein Vogel."
„Auf einem Vogel und singt ein Vogel."
„Auf dem Baum sitzt ein Vogel und frißt."
„Auf dem Baum sitzt ein Vogel und pickt."
„Auf einem Baum wächst eine Pflaume."
„Auf einem Baum wächst ein Vogel."
„Auf dem Baum, Baum, Baum sitzt einer, der pfeift." Usw. usw.

Man erkennt also deutlich, wie die Fähigkeit des festen und geordneten Zusammenschlusses einer so einfachen Wortreihe vollständig geschwunden ist. Entweder bringt die Kranke die vorgesprochenen Worte einfach durcheinander oder es kommen ihr an Stelle der vergessenen Worte andre fehlerhafte Worte auf die Zunge, deren assoziative Beziehung zu den vorgesprochenen, also doch immerhin noch etwas im Bewußtsein der Kranken nachwirkenden Worten auf der Hand liegt. Wenn die Kranke mit dem Worte „eins" anfängt („eins Vogel Baum usw."), so ist dies gewiß kein Zufall, sondern eine assoziativ hervorgerufene Reminiszenz an den Anfang der Zahlenreihe. Noch auffallender sind die fehlerhaften, aber ebenfalls leicht verständlichen Assoziationen „frißt" und „pickt" statt „singt". Das falsche Wort „Pflaume" ist einerseits eine in

Digitized by Google

diesem Zusammenhange fehlerhafte begriffliche Assoziation zwischen den Begriffen Baum und Pflaume, andererseits wahrscheinlich aber auch durch die lautliche Aehnlichkeit mit dem Worte „Baum" ins Bewußtsein getreten.

Eine interessante, bei Aphatischen häufig zu beobachtende Erscheinung ist die sog. Perseveration. Man versteht darunter die bei vielen Aphatischen hervortretende Neigung, dasselbe Wort, was sie gewissermaßen glücklich einmal gefunden haben, nun immer wieder, wenn auch an durchaus falscher Stelle, zu gebrauchen. Durch das einmalige Aussprechen eines Wortes ist bei den Kranken gerade für dieses Wort eine besondere Erleichterung, eine sog. Bahnung der Lautinnervation, eingetreten. Bei jedem neuen motorischen Sprachantrieb schlägt nun die mangelhaft geleitete Sprachinnervation immer wieder denselben einmal gebahnten Weg ein und endet somit immer wieder in derselben fehlerhaften Wortbildung. Ich zeige einem Kranken ein Taschentuch, und nach längeren Bemühungen und wiederholtem Vorsprechen des Wortes „Taschentuch" kann er dies Wort ganz gut aussprechen. Nun zeige ich ihm aber ein Buch oder einen Bleistift u. a., und auf die Frage, was dies sei, sagt der Kranke nun immer wieder, „dies ist ein Taschentuch". Den höchsten Grad dieser Einengung der motorischen Sprachinnervationen bieten derartige Fälle dar, wo die Kranken überhaupt bei jedem Sprachantrieb immer nur dasselbe Wort oder zuweilen sogar nur denselben sinnlosen Laut oder dieselbe sinnlose Wortfolge hervorbringen. Ich beobachtete lange Zeit einen aphatischen Kranken, der bei den meisten Sprachversuchen immer nur die Worte „selber sag ich nämlich selber" hervorbrachte. Eine andre Kranke meiner Beobachtung sagte fast nichts andres als „tinne, tinne", eine dritte fast immer nur „bi bi bi", so daß sie im ganzen Krankenhause unter dem Namen „die Bibi" bekannt war.

Wenn, wie wir gesehen haben, das richtige Erhaltensein und vor allem die jederzeit bereite Verfügbarkeit der Worterinnerungsbilder an die normale Beschaffenheit des linken Schläfenlappens unsres Gehirns gebunden sind, so liegt die Frage nahe, wie es sich denn in den Fällen von Aphasie mit den andern akustischen, aber nicht gerade zum Sprachgedächtnis gehörigen Erinnerungsbildern verhält. Denn das Wortgedächtnis ist sicher keine isoliert stehende spezifische Fähigkeit unsres Gehirns, sondern nur eine bestimmte, und zwar die praktisch wichtigste Teilerscheinung unsres allgemeinen akustischen Gedächtnisses. Der linke Schläfenlappen unsres Gehirns ist der Ort, an den nur die rein lautlichen Worterinnerungsbilder gebunden sind. Zu wirklichen begrifflichen Sprachvorstellungen werden die lautlichen Wortvorstellungen erst dadurch, daß sich mit jeder lautlichen Wortvorstellung eine große Menge andrer Vorstellungen in fest assoziativer Weise verknüpft. Es erscheint daher von vornherein wahrscheinlich, daß man bei ausgedehnteren Erkrankungen des linken Schläfenlappens auch sonstige akustische Erinnerungsdefekte nachweisen kann. Dies trifft nun auch tatsächlich zu, wenn man in der Lage ist, bei aphatischen Kranken die vor ihrer Erkrankung etwa ausgebildeten musikalischen Fähigkeiten und Leistungen zu untersuchen. Wir besitzen schon eine ziemlich große Anzahl genauerer Beobach-

Digitized by Google

tungen an musikalisch begabten und ausgebildeten Menschen, die das Unglück hatten, von einer mit Aphasie verbundenen Erkrankung ihres linken Schläfenlappens befallen zu werden. Da zeigten sich nun zuweilen ausgesprochene Störungen ihrer früheren musikalischen Fähigkeiten: Verlust der Erinnerung an bekannte Melodien, Schwierigkeiten in der Auffassung und Reproduktion einfacher Tonfolgen u. dgl. Im ganzen muß ich aber doch nach meiner eigenen Erfahrung sagen, daß bei den meisten Aphatischen das Reproduktionsvermögen für einfache Tonfolgen viel besser erhalten ist als das Sprachgedächtnis. Ich vermute, daß bei dem einfachen Tongedächtnis auch der rechte Schläfenlappen in ausgiebiger Weise in Funktion tritt, während die durch ihre reichen assoziativen Verknüpfungen eine eigenartige Sonderstellung einnehmenden Worterinnerungsbilder fast oder ganz ausschließlich an den linken Schläfenlappen gebunden sind.

Besonders interessant ist bei den Aphatischen die Untersuchung des Gesangs, d. h. der festen Verknüpfung zwischen Wort- und Tonvorstellungen, wie sie sich im gesungenen Liede vorfindet. Der Gesang ist die erste und ursprünglichste lautliche Aeußerungsform seelischer Erregungen. Nicht nur in der großen Entwicklungsreihe der Tiere geht der Gesang der Ausbildung der Sprache vorher. Auch bei Kindern treten gewisse rhythmische lautliche Aeußerungen, die man wohl als Gesang bezeichnen kann, nicht selten wesentlich früher auf als die eigentliche Sprachentwicklung. In der späteren Zeit findet aber vielfach eine innige assoziative Verknüpfung zwischen bestimmten Wort- und bestimmten Tonfolgen statt, und so entsteht das gesungene Lied. Das Lied ist die ursprünglichste Form aller musikalischen Gestaltung. In ihm finden sich Sprache, Ton und Rhythmus vereinigt. Erst aus dem Bestreben, Sington und Rhythmus zu verstärken, hat sich die einfache instrumentelle Begleitung des Gesanges und erst hieraus später die selbständige Instrumentalmusik entwickelt. Die ursprüngliche Bedeutung des Liedes macht sich noch jetzt in der allgemeinen Verbreitung des Kinderliedes und Volksliedes geltend.

Die innige assoziative Verbindung zwischen Wort und Ton im Liede tritt bei der Untersuchung aphatischer Kranker deutlich zutage. Oft zeigt es sich, daß die seit der Kindheit festgefügten melodiösen Tonfolgen bei den Kranken zu wesentlichen Hilfen für die Reproduktion sonst nicht reproduzierbarer Wortfolgen werden. Sehr häufig habe ich feststellen können, daß ein aphatischer Kranker den Text irgendeines Volksliedes, z. B. des allgemein bekannten „Ich hatt' einen Kameraden" trotz aller Bemühungen nicht einfach hersagen konnte. Sobald man ihm aber den Anfang des Liedes vorsang, fiel er alsbald mit seinem eignen Gesang ein und sang jetzt nicht nur die richtige Melodie, sondern sprach dabei auch die zugehörigen Worte ganz deutlich aus — ein neuer Beweis dafür, daß die aphatische Störung nicht in der mangelhaften Befähigung der motorischen Sprachinnervation an sich, sondern nur in der unzureichenden Mangelhaftigkeit der ihr gegebenen Sprachanregungen liegt.

Mit dem bisher Gesagten haben wir erst einen, wenn auch den wichtigsten Teil der sprachlichen Aeußerungen des Menschen in den Kreis unsrer Betrachtung

Digitized by Google

gezogen. Erkannten wir zunächst die Wortbildung als das wertvollste Hilfsmittel für die Bildung und Fixierung der Begriffe und somit als die Grundlage eines jeden geordneten begrifflichen Denkens, sahen wir ferner, wie das lautliche Sprechen die Quelle und die Grundbedingung jeder höheren geistigen Gemeinschaft der miteinander lebenden Menschen ist, so hat der menschliche Geist noch weiter die Möglichkeit gefunden, mit Hilfe der Sprache zu einer geistigen Gemeinschaft auch der räumlich voneinander getrennten Menschen zu gelangen. Das Mittel hierzu war die Erfindung der Schrift. Erst durch die Entwicklung der Schrift hat die Sprache ihre letzte und höchste Bedeutung gewonnen. Erst durch die Schriftsprache wurde sie zum geistigen Bande der gesamten Menschheit.

Die Schrift setzt selbstverständlich die Sprache voraus. Dem Schreiben geht stets ein innerliches Sprechen, ein innerliches Ertönen der zu schreibenden Worte vorher. Während aber beim Sprechen die inneren Wortvorstellungen die zur Hervorrufung des laut gesprochenen Wortes notwendigen Bewegungen der Sprechmuskeln unmittelbar hervorrufen, müssen sich beim Schreiben die Wortvorstellungen erst mit den optischen Erinnerungsbildern der zur Gestaltung des geschriebenen Wortes erfundenen Schriftzeichen verbinden. Erst diese optischen Erinnerungsbilder übertragen sich in eingeübter Weise auf die Muskeln der rechten Hand, welche durch die entsprechenden Schreibbewegungen mit Hilfe der verschiedenen Schreibhilfsmittel die geschriebenen Worte gestalten. Dieser ziemlich komplizierte Weg im Gehirn von den Erinnerungsstätten der Wortbilder bis zu den Erinnerungsstätten der optischen Schriftbilder und von da bis zu den zerebralen Zentren für die Bewegungen der rechten Hand wird zwar bei jedem im Schreiben geübten Menschen von der Nervenerregung so rasch und mühelos zurückgelegt, daß wir uns der Weite und der verschiedenen Ausbuchtungen des Weges für gewöhnlich gar nicht bewußt werden. Aber die aufmerksame Beobachtung der Erlernung des Schreibens beim Kinde und ebenso wiederum die pathologischen Störungen der Schrift bei Gehirnkranken geben uns einen deutlichen Einblick in den ganzen inneren Ablauf der beim Schreiben in Betracht kommenden zerebralen Vorgänge. Die einzelnen beim Schreiben in Wirksamkeit tretenden Gehirnteile sind uns ihrer Oertlichkeit nach ziemlich gut bekannt. Daß das deutliche Vorhandensein und die leichte Auslösbarkeit der lautlichen Wortvorstellungen an die normale Beschaffenheit des linken Schläfenlappens gebunden sind, haben wir bereits erwähnt. Damit nun aber die lautlichen Wortvorstellungen in das geschriebene Wort übertragen werden können, muß auch das Gedächtnis für die fest bestimmten und eingeübten optischen Schriftzeichen erhalten sein. Wir wissen nun aus zahlreichen klinischen Erfahrungen, daß das Erhaltenbleiben der optischen Erinnerungsbilder überhaupt und somit auch die Erinnerungsbilder der einzelnen Schriftzeichen an den hinteren Abschnitt der linken Großhirnhemisphäre, den sog. Hinterhauptslappen, gebunden sind. Erkrankungen an dieser Stelle des Gehirns führen zu einem mehr oder minder großen Verlust der optischen Erinnerungsbilder überhaupt und damit

Digitized by Google

auch zu einer Störung in dem raschen und richtigen Auftauchen der Erinnerungsbilder für die einzelnen Buchstaben. Um nun aber diese optischen Erinnerungsbilder in die eigentliche Schrift zu übertragen, bedarf es der entsprechenden Schreibbewegungen und daher einer Erregung in den motorischen Zentren für die rechte Hand. Diese Zentren liegen wiederum ziemlich weit vorn im Gehirn, etwa am hinteren Ende der linken sog. zweiten Stirnwindung.

Haben wir uns diesen komplizierten Vorgang beim Schreiben klargemacht, so können wir leicht ein genaueres Verständnis für die mit der Aphasie meist verbundenen Störungen der Schrift gewinnen. Zunächst ist es klar, daß jeder Verlust und ebenso jede Störung der Worterinnerungsbilder die entsprechenden Störungen der Schrift zur Folge haben müssen. Denn ein Wort, das nicht innerlich lautlich klar vorgestellt wird, kann auch nicht geschrieben werden. Somit ist in sehr vielen Fällen bei den aphatischen Kranken die Unmöglichkeit zu schreiben, die sog. Agraphie, einfach die unmittelbare notwendige Folge der Wortamnesie. Man kann hier also von einer aphatischen oder etwa auch von einer akustischen Agraphie sprechen. Alle vorhin erwähnten Störungen in der Assoziation der Worte werden dann ebenso auch beim Schreiben beobachtet. Die Kranken machen dieselben Fehler beim Schreiben wie beim Sprechen, weil die falsch oder unvollständig in ihnen auftauchenden Wortvorstellungen zu den entsprechenden fehlerhaften schriftlichen Aeußerungen führen. Ganz anders und oft viel komplizierter gestaltet sich aber die Störung, wenn durch den Krankheitsherd entweder ausschließlich oder zugleich mit aphatischen Symptomen auch noch die optischen Erinnerungsbilder für die Schriftzeichen an sich gelitten haben. Dann kennt der Kranke vielleicht das Wort, das er hinschreiben soll, ganz gut. Er kann es auch richtig aussprechen. Aber die Uebertragung des Worts in die Schrift ist ihm unmöglich. Der Kranke steht wieder auf dem Standpunkte des Kindes oder des völlig ungebildeten Menschen, der das Schreiben überhaupt nicht erlernt hat. Hier handelt es sich also um eine optische oder vielleicht besser ausgedrückt visuell-amnestische Agraphie. In solchen Fällen ist natürlich auch umgekehrt die richtige Erkennung und Deutung der geschriebenen oder gedruckten Worte sehr oft gestört. Es besteht neben der Agraphie auch die Unmöglichkeit, richtig zu lesen — eine sog. Alexie. Um wenigstens durch ein Beispiel zu zeigen, bis zu welch vollständiger Verwirrung Sprache und Schrift in solchen schweren Fällen von gleichzeitiger Aphasie und Agraphie gelangen können, möchte ich hier nur eine Probe anführen. Der Kranke, ein gebildeter Kaufmann, sollte denselben einfachen Satz, den wir schon früher als Beispiel gebrauchten: „Auf einem Baum sitzt ein Vogel und singt", niederschreiben. Er schrieb darauf eine größtenteils sinn- und zusammenhangloſe Reihe von Worten und Buchstaben hin und las das von ihm Geschriebene dann etwa in folgender Weise vor: „Auf einem neuen Bahnhof sitzt zieht sich ein Herz ein einziger Sitz und Sehnsucht versteht" usw. Auf eine genauere Analyse dieser merkwürdigen Fehler kann ich nicht eingehen. Nur auf den interessanten Assoziationsfehler „Baum" und „Bahnhof", der sich dann in einer bei einem Leipziger

Digitized by Google

leicht verständlichen Weise zu dem „neuen Bahnhof" erweitert, möchte ich aber doch hinweisen.

Durch meine bisherigen, wenn auch noch so skizzenhaften Ausführungen glaube ich gezeigt zu haben, welche interessanten und wichtigen Einblicke in den Ablauf der geistigen Vorgänge das eingehende Studium der aphatischen Störungen uns gewährt. Wer den obigen Auseinandersetzungen über den fördernden und störenden Einfluß der Assoziationen bei den aphatischen Störungen aufmerksam gefolgt ist, wird sofort ihre unverkennbare Aehnlichkeit mit manchen alltäglichen Vorkommnissen beim normalen Sprechen und Schreiben erkennen. Das so häufige „Versprechen" und „Verschreiben", d. h. kleine unbemerkte oder alsbald verbesserte Fehler beim Sprechen und Schreiben, die gelegentlich bei jedem gesunden Menschen vorkommen, zeigen genau dieselben Gesetze, wie wir sie bei der Aphasie kennen gelernt haben. Nur handelt es sich dabei um eine kurze, vorübergehende, einmalige Betriebsstörung, während bei der Aphasie diese Störung dauernd vorhanden ist und trotz aller Aufmerksamkeit nicht beseitigt werden kann. Jedenfalls gewährt uns das Studium der Aphasie mannigfache Hinweise und Aufschlüsse über die Vorgänge beim normalen Sprechen, Schreiben und Denken. Daher sei es mir zum Schluß gestattet, wenigstens noch kurz anzudeuten, zu welchen allgemeinen Folgerungen die klinischen Beobachtungen über die aphatischen Störungen hinzuführen scheinen.

Der gesamte Aufbau unsers geistigen Lebens, der in der Sprache seinen vollendetsten Ausdruck findet, setzt sich aus den unzähligen einzelnen sinnlichen Eindrücken und ihren Erinnerungsbildern zusammen. Wir haben die allmähliche Entstehung dieses Wunderbaus beim Kinde zu verfolgen versucht und gesehen, welch unheilvolle Zerstörung und Verwirrung die Krankheit in die Harmonie des Ganzen bringen kann. Dabei lernten wir aber die bedeutungsvolle Tatsache kennen, daß alle die elementaren Vorgänge der einzelnen Sinnesempfindungen und ebenso die Aufspeicherung ihrer Erinnerungsbilder an gesonderte Teile unsers Gehirns gebunden sind. Aber gerade die genaue Beobachtung der noch übriggebliebenen Leistungen des durch Krankheit teilweise zerstörten Gehirns zeigte uns, daß diese einzelnen Teile und ihre Funktionen bei ihrem Zusammenwirken stets noch ihre gesonderten Einzelleistungen beibehalten. Es ist daher meines Erachtens unrichtig, ganz allgemein von einem „Sprachzentrum" zu sprechen, und noch viel unrichtiger, von einem „Schriftzentrum". Die Sprache und ebenso die Schrift sind das Ergebnis des Zusammenwirkens einer großen Menge einzelner elementarer Funktionen, durch deren zusammenfassende, einheitlich geordnete Tätigkeit erst die höheren Formen geistiger und damit auch sprachlicher Gestaltung entstehen. Die Lehre von den Lokalisationen im Großhirn zeigt uns immer nur die örtliche Gebundenheit der einzelnen elementaren sensorischen und motorischen Funktionen an bestimmte Gehirnteile. Die letzte und größte Aufgabe der Gehirnforschung ist es, zu zeigen, wie sich aus diesen zahllosen Einzelleistungen allmählich unser ausgebildetes geistiges Leben, unser Gesamtbewußtsein mit all seinen Aeußerungen als die höchste *Gesamtleistung* unsers Gehirns entwickelt.

Digitized by Google

Unsre Sprache und unser sprachliches Denken ist seiner Entstehung nach einer aufgeführten sinfonischen Tonschöpfung zu vergleichen, die von den zahlreichen Einzelinstrumenten des Orchesters zum Erklingen gebracht wird, wobei jedes Instrument seine eigne Stimme spielt, dabei aber doch mit allen andern Instrumenten und deren Stimmen in beständigem innerem Zusammenhange steht. Erst durch diesen Zusammenhang erhält jedes Instrument seine Bedeutung und seinen Wert, und erst durch das richtige Zusammenklingen aller Instrumente kommt die volle Schönheit und Einheit des Tonwerks zum Ausdruck. Fehlen einzelne Instrumente oder spielen sie in falschem Ton und Rhythmus, so leidet die Harmonie des Ganzen und gerät in Gefahr, auseinanderzufallen. Genau dasselbe sahen wir bei den aphatischen Störungen, wenn einzelne Teile des gesamten sprachlichen Apparates in Unordnung geraten oder gar zerstört waren.

Die ganze Entwicklung unsers geistigen Lebens ist aber nur dadurch möglich, daß die Wirkung aller äußeren Eindrücke nicht restlos vergeht, sondern daß von jeder äußeren Erregung ein gewisser dauernder innerer Zustand in uns zurückbleibt, der mit den unzähligen andern dauernden inneren Zuständen in eine innige Wechselwirkung treten kann. Nur hierdurch ist es möglich, daß wir uns einen Schatz geistiger Erfahrung ansammeln, der unser eigenster innerer Besitz ist. Welcher Art diese inneren Zustände sind, welcher Art die Erinnerungsbilder, die Vorstellungen, die Vorgänge der Assoziation und Reproduktion sind, von denen wir im vorhergehenden ohne näheres Eingehen auf ihr Wesen gesprochen haben, wissen wir nicht. Hier ist die Grenze, wo die physiologische Forschung haltmacht und das weitere Nachdenken über die Rätsel des Gedächtnisses der Psychologie überläßt. Neue Qualitäten des Geschehens scheinen hier in Wirksamkeit zu treten, auf welche die Gesetze der bewegten Materie keine Anwendung mehr finden.

Wenn wir aber erkannt haben, daß trotzdem alle Quellen unsers Geisteslebens in der uns umgebenden Welt entspringen, so müssen auch die Beziehungen zwischen der äußeren und unsrer inneren Welt fest geregelte sein. Erst in der bewußt gewordenen Uebereinstimmung unsers Denkens mit den Tatsachen der Außenwelt finden wir das beglückende Gefühl der Wahrheit und der fortschreitenden Erkenntnis. Auch die Sprache, als die höchste Entfaltung unsers Geistes, soll daher der Wahrheit dienen, und nichts erscheint dem sittlichen Empfinden verabscheuungswürdiger als die Lüge und die Verstellung.

Glücklicherweise nicht von einem Deutschen stammt das frech-frivole Wort, wonach die Sprache dazu dienen soll, die Gedanken zu verbergen. Gerade die Zuversicht, daß doch schließlich Vernunft und Wahrheit die Welt beherrschen, gibt uns das Vertrauen auf unsre Zukunft. Hätten wir nicht den festen Glauben an den endlichen Sieg des Rechts und der Wahrheit, so hätten die Welt und das Leben keinen Sinn. In diesem Glauben an die Macht der Wahrheit wollen wir aushalten.

Magna est veritas et praevalebit.

Digitized by Google

Calais unter englischer Herrschaft (1347—1558)*)

Von

J. Lulvès

I. Die Eroberung von Calais durch Eduard III. von England

Calais, Frankreichs Haupthafenplatz am nördlichsten Teil seiner Küste, nur durch die Breite des schmalen Aermelkanals[1]) von der gegenüberliegenden englischen Küste entfernt, hat seine weltgeschichtliche Bedeutung im sog. „Hundertjährigen Kriege" erlangt, in jenem Kampfe, den König Eduard III. (1327—1377) begann, um die französische Krone als Enkel Philipp des Schönen zu erringen. Nach dem Tode König Karls IV. (1328) verbündete sich dieser zu dem Zwecke mit den Grafen von Artois, Hennegau, Geldern, Jülich, mit dem Herzoge von Brabant, mit den Städten Flanderns, schließlich mit seinem Schwager, dem deutschen Kaiser Ludwig dem Bayern. Er nahm zum Zeichen seiner Ansprüche Titel und Wappen eines Königs von Frankreich an, die seine Nachfolger, Frankreich zum Trotz, bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts behielten. An der Geltendmachung dieser Ansprüche hinderte den englischen König weder das entgegenstehende Salische Gesetz noch die Tatsache, daß er selbst seinem Vetter Philipp VI. von Valois als König von Frankreich den Treu- und Huldigungseid für sein französisches Lehen, das Herzogtum Guienne, geleistet hatte.

1337 hatten die Feindseligkeiten begonnen, aber erst 1346 kam es zu einer größeren entscheidenden Schlacht, bei Crécy (am 26. August). Ein glänzender, in vielfacher Beziehung denkwürdiger Sieg Eduards III. Der König dachte daran, seine Eroberungen auszubauen und zu sichern. Als seine zuverlässigsten Bundesgenossen hatten sich die flandrischen Städte erwiesen, die Hauptabnehmer der englischen Wolle. Der beste Weg zu ihnen führte über Calais. Calais war

---

*) Calais ist seit Ausbruch des gegenwärtigen Krieges von den Engländern besetzt. Daß sie allmählich dazu übergegangen sind, die Stadt auf der Landseite stärker zu befestigen, ihre Forts auszubauen, deren Betreten den Einheimischen verboten sein soll, das französische Geschützmaterial zu entfernen und durch englisches zu ersetzen, hat ihre französischen Verbündeten stutzig gemacht. Dazu ist eine Aeußerung Lord Balfours gegenüber Churchill bekannt geworden: „Solange wir Calais behaupten, können wir das verlorene Antwerpen entbehren." Tatsächlich soll Calais schon jetzt fast vollkommen unter englischer Verwaltung stehen. All das hat eine gewisse Beunruhigung in Frankreich hervorgerufen, sogar im März 1916 zu einer Interpellation in der französischen Kammer geführt.

Eine Anfrage der französischen Regierung bei der englischen, ob Calais und der von den englischen Truppen besetzte Teil Frankreichs nach Friedensschluß auch bestimmt wieder geräumt werden würden, hat nicht zu einer bestimmten Zusage, sondern zu einem sehr verklausulierten und völlig unbefriedigenden Bescheid geführt!

[1]) English Canal von den Engländern genannt, 42 Kilometer breit.

Digitized by Google

zudem der Unterschlupf für die kühnen Seeräuber, welche Englands Südküste heimsuchten, aber auch — der Zugang nach Frankreich!

Zur Eroberung des Platzes ging Eduard systematisch zu Werke. Ende August 1346 erschien er mit seinem Heere vor der ahnungslosen Stadt. Er richtete an den Gouverneur von Calais, Jean de Vienne, einen hochgesinnten burgundischen Edelmann, die überraschende Aufforderung, ihm den Platz zu übergeben, andernfalls würde er Besatzung und Einwohnerschaft über die Klinge springen lassen.

Jean de Vienne konnte eine solche Aufforderung nur mit dem Bescheide beantworten: er kenne keinen andern Herrn der Stadt als den, der sie ihm anvertraut habe. In Erfüllung seiner Pflicht sei er entschlossen zu leben und zu sterben. Eduard III. versuchte nun einen Sturm auf die Stadt von seiten der Dünen her. Er wurde glänzend abgeschlagen. Der König mußte zu einem anderen, allerdings weniger ritterlichen Mittel greifen, zur Aushungerung, gleichgültig, wie lange sie dauern würde. Nicht wollte er abziehen, weder im Winter noch im Sommer, soll er geschworen haben, als bis der Platz in seinen Händen wäre, wie stark er auch sein möge. Zu langwieriger Belagerung bereitete er alles vor. Vor Calais ließ er für sein Heer eine Lagerstadt mit Holzhäusern erbauen. Ihre Einteilung, ihre Organisation zur Verproviantierung, Bekleidung und Ausstattung seiner Truppen, mit Marktverkehr an jedem Mittwoch und Sonnabend, erregten in Frankreich Neugier und sogar Bewunderung! Villeneuve-la-Hardie ward die Schöpfung genannt. Auf diese Weise konnte Eduard III. es aushalten und abwarten. Er schonte dabei seine Truppen und seine Munition. Mit dem größten Teil der von ihm aufgebotenen 737 Schiffe hatte er die unglückliche Stadt von der Seeseite völlig blockiert.

Jean de Vienne wußte, was ihm und seinen Schutzbefohlenen letzten Endes bevorstand. Er veranlaßte die ärmere Bevölkerung der Stadt zum Abzug. Eines Mittwochs morgens öffnete sich das der Lagerstadt zugewandte Tor und 1700 Personen, zumeist Weiber und Kinder, durchzogen schweigend das englische Lager, alle in weißem Hemde, mit Kirchenfahnen in der Hand. Auf die erstaunte Frage König Eduards, was dieser traurige Zug zu bedeuten habe, ward ihm die Antwort zuteil: Sie zögen aus, weil sie nichts mehr zu essen hätten. In einer Anwandlung von Menschlichkeit ließ Eduard jedem eine Mahlzeit vorsetzen und sie dann unbehelligt ihres Weges ziehen.

Mochten sich die Belagerten noch so tapfer halten, mochten gegen die Engländer und ihren König noch so viele Ausfälle, teils aus Calais selbst, teils aus der Nachbarschaft von den Festungen des Marches, aus Guines, Artois, Boulogne, Angriffe von der See her durch Normannen und Genuesen in französischen Diensten gemacht werden, das Schicksal Calais' war unabwendbar. Seine Einwohner hatten, dank der erbarmungslos umsichtigen Aushungerungsmethode ihrer Belagerer, seit April bald keine Hunde, Katzen und Pferde mehr, um ihren schlimmsten Hunger zu stillen, wie ein in seiner Königstreue und in seinem heldenhaften Verzweiflungsmut geradezu rührender Brief

Digitized by Google

Jean de Viennes an Philipp VI. erkennen läßt:[1]) „Statt uns schließlich einander verzehren zu müssen, ziehen wir es vor, draußen auf dem Felde der Ehre zu sterben," so schloß die Bitte um schleunige Hilfe und Entsatz.

In der äußersten Notlage versuchte König Philipp VI. von Frankreich seinen bedrängten Untertanen mit einem Heere Hilfe zu bringen. Von Arras her drang er nach unglaublich langsamen Vorbereitungen gegen Ende Juli bis zur Höhe von Sangatte zwischen Calais und Wissant vor. Dort lagerte er sich, um einen Weg nach Calais, eine Möglichkeit zum Angriff gegen die Briten zu erkunden. Diese aber hatten sich schon längst so geschickt verschanzen können, daß den Franzosen für ihr Vorhaben nur der unwegsame Zugang durch die Sümpfe übrig blieb. Zudem drohte ein starkes Hilfsheer aus Flandern. Eine Herausforderung zur Schlacht an geeignetem Platze lehnte Eduard mit dem Hinweise ab, daß er unter großen Ausgaben und Unkosten — besonders empfindlich bei dem stets verschuldeten Herrscher[2]) — seit einem Jahre dort kampiere: Er sei sich zudem wohl bewußt, bald Calais zu besitzen.

Philipp scheute sich, die Engländer in ihrer ausgezeichnet gesicherten, gewissermaßen unzugänglichen Stellung anzugreifen, um sich nicht wieder, wie bei Crécy, einer katastrophalen Niederlage auszusetzen.

Unterhandlungen, die Papst Clemens V. von Avignon aus vermittelte, zerschlugen sich, da der Brite vor allem andern die Uebergabe Calais' verlangte; sie hatten ihm nur Zeit zum weiteren Ausbau seiner befestigten Stellung gewährt. Da gab Philipp entmutigt den Feldzug auf; am 2. August 1347 zog er sich auf Amiens zurück, wo er sein Heer entließ. Die braven Einwohner von Calais waren sich selbst überlassen. Die zunehmende Hungersnot zwang sie, die Gnade des unerbittlich drohenden Feindes vor den Toren anzurufen. Auf die Bitte um freien Abzug bei Uebergabe von Stadt und Burg Calais mit allem, was darinnen wäre, erfolgte zuerst als Antwort die Forderung der Ergebung auf Gnade und Ungnade. Auf die unerschrockenen Vorstellungen eines Getreuen, des Gautier de Masny[3]) aus dem Hennegau, mäßigte sich Eduard III. zu dem Verlangen, sechs der edelsten Bürger sollten entblößten Hauptes und barfuß im leinenen Gewande, einen Strick um den Hals, die Schlüssel der Stadt und der Burg in der Hand seiner Rache ausgeliefert werden; dann wollte er die übrigen begnadigen.

Die harte Bedingung ward durch Jean de Vienne den versammelten Einwohnern überbracht; sie erregte Wehklagen und Verzweiflungsausbrüche, bis

---

[1]) A. Coville in Ernest Lavisse, Histoire de France (Paris 1902), IV[1], p. 66: On y mangeait „toutes ordures par droite famine".

[2]) Eduards III. Unfähigkeit, bei seinen Schulden die Zahlungstermine einzuhalten, brachte über mehrere Bankhäuser von Florenz (Bardi, Peruzzi usw.) einen schweren, lange nachwirkenden Krach. 1358 ersuchte die florentinische Signoria den königlichen Schuldner, er möge die Kinder seiner Gläubiger nicht dem gänzlichen Elend überlassen (vgl. S. L. Peruzzi, Storia del commercio).

[3]) Auch Mauny, Manny genannt.

Digitized by Google

laut Chronik des Jean Froissard, der reichste Bürger der Stadt, Eustache de Saint-Pierre, sich bereit erklärte, zur Rettung seiner Mitbürger sein Leben darzubringen.[1]) Während die übrigen ihm weinend und kniefällig für einen solchen Edelmut dankten, meldeten sich noch andere Bürger zu gleicher Opfertat. In dem vorgeschriebenen Aufzug wurden die sechs Bürger[2]) am Tore dem Gautier de Masny überantwortet, der sie ins englische Lager geleitete.

Umgeben von seinen Rittern und seinem übrigen Hofstaate, erwartete Eduard III. die Opfer seines Hasses und seiner Rache, die für die Unbill und die Mühen der elf Monate währenden Belagerung, für den Trotz der königs- und vaterlandstreuen Einwohner büßen sollten. Für ihre Tapferkeit und Loyalität zeigte der Brite kein Gerechtigkeitsgefühl, kein Verständnis. Die dramatische Szene, die sich nun abspielte, ist in der Geschichte des Mittelalters berühmt, oft dargestellt in Erzählungen und auf Gemälden.

Die ausgewählten Bürger, unter denen sich, entgegen dem Berichte Froissards, auch der Gouverneur Jean de Vienne und der berühmte Arnoul d'Audrehem mit andern Rittern aus Artois und Picardie[3]) befunden haben dürften, flehten Eduards Mitleid, seinen königlichen Edelsinn an. Alle Anwesenden waren zu Tränen gerührt. Nur der König in seinem Zorne unbeugsam: „Sein Herz war so verhärtet und von Zorn so vergiftet, daß er zuerst nicht sprechen konnte," meldet der französische Chronist. Dann befahl Eduard sofortige Hinrichtung. Noch einmal erhob Gautier de Masny seine Stimme, warnte den Herrscher vor einer unerhörten Grausamkeit, die seinen königlichen Ruf nur erniedrigen könne. Umsonst! Im wilden Rachedurst wiederholte der barbarische Herrscher seinen Ruf nach dem Henker. Selbst auf die Bitten seines Sohnes und Thronerben hörte er nicht mehr.

Da im Augenblicke der völligen Verzweiflung versuchte des Königs Gemahlin, Philippa, Tochter des Grafen Wilhelm vom Hennegau (Hainaut), das letzte. Ihrer Niederkunft nicht mehr fern, warf sie sich Eduard zu Füßen und flehte für die sechs Franzosen um Erbarmen, als erste Bitte, die sie an ihn seit ihrer gefahrvollen Uebersiedelung und Meerfahrt nach England richte. Endlich ließ sich der englische König erweichen, aber widerwillig und ingrimmig, lediglich aus egoistischer Rücksicht auf den schonungerheischenden Zustand der Gattin: „Lieber wäre es mir, Herrin, Ihr wäret anderswo als hier. Ihr bittet mich so inständig, daß ich es Euch nicht abzuschlagen wage. Tue ich es auch gegen meinen Willen, so schenke ich Euch jene. Macht mit ihnen, was Ihr wollt."

---

[1]) Die nach Froissards Darstellung viel gefeierte Opfertat des Eustache de Saint-Pierre wird von der historischen Kritik als minder freiwillig angesehen schon im Hinblick auf seine sehr bald zutage getretene Dienstfertigkeit gegenüber dem Eroberer, von dem er bereits am 8. Oktober 1347 eine Pension empfing; seine Kinder hielten sich den Engländern fern und gingen unter Aufgabe ihres väterlichen Erbes 1351 in die Verbannung. Vgl. Terrier de Loray, Jean de Vienne (Paris 1878), p. 15.

[2]) Gilles le Muisis, Chron. de Flandre, gibt ihre Zahl auf zweiundzwanzig an.

[3]) Emile Molinier, Mémoires de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres (Paris 1883), VI, p. 12.

Digitized by Google

Die Königin dankte, ließ die sechs Bürger in ihre Gemächer führen, kleiden, beköstigen, jedem 6 Goldtaler aushändigen und sie dann unter sicherer Eskorte zurückgeleiten.

Eduard III. war nunmehr Herr von Calais nach einer elfmonatigen Belagerung der tapferen Stadt (vom 3. September 1346 bis zum 4. August 1347).[1]) Unstreitig! Er hatte den größten und nachhaltigsten Erfolg seiner Regierung errungen, es war sogar das glänzendste Ergebnis der englischen Politik auf Jahrhunderte hinaus.

Es handelte sich um eine Eroberung für die Dauer, eine Operationsbasis für die weitere Unterwerfung Frankreichs, Calais sollte für ewig Bestandteil des britischen Reiches bleiben. Dementsprechend traf der Sieger seine Maßnahmen.

Die Bevölkerung mußte alle Waffen abliefern und die Stadt verlassen. Jean de Vienne, Arnoul d'Audrehem und andere Ritter und Knappen sowie viele Bürger wurden in die Gefangenschaft nach England abgeführt, um möglichst viel Lösegeld zu erpressen.[2])

Der neue Gebieter hielt seinen Einzug in eine fast leere Stadt. Auf der Burg gab er seinen Rittern und seinen mitgekommenen flandrischen Wolleabnehmern üppige Freudenfeste, ein Hohn nach der furchtbaren Hungersnot, die er den tapferen Verteidigern ihrer Heimatsstadt bereitet hatte. Die schönsten Gebäude mußten Gautier de Masny sowie englischen Baronen abgetreten werden. Die Frankreich entrissene Stadt wurde mit landfremden Engländern bevölkert.

„War die Maßregel auch grausam," sagt Emile Molinier,[3]) „so war sie doch notwendig. Denn hätte Eduard III. nicht so gehandelt, so wäre die Stadt zweifellos bald in die Hände ihres angestammten Herrschers zurückgefallen." Die patriotischen Bürger von Calais wären nie Engländer geworden! „Sie hatten so viele Beweise ihrer Anhänglichkeit an die Krone Frankreich gegeben, daß der König von England von ihnen nicht einen Treueid verlangen konnte, den sie doch sehr bald gebrochen hätten."

Sie hatten sich ihr Schicksal nach der Zusage, die ihnen durch Gautier de Masny geworden war, minder hart vorgestellt. Der allen Besitzes, aller Habe beraubten Landesflüchtigen nahm sich der einheimische König an. Durch ein Edikt vom 10. August 1347 erteilte ihnen Philipp VI. von Amiens aus das Recht, in Frankreich zu wohnen, wo sie wollten, das Gewerbe, welches ihnen zusagte, auszuüben, frei von Zöllen und Steuern; ferner bestimmte er einen Monat später, am 8. September, daß jeglicher ihm durch Erbschaft oder Konfiskationen, Straftitel oder dgl. anheimfallende Besitz unter jene Unglücklichen verteilt werde, daß alle Aemter, die er selbst sowie die Herzöge von der Normandie und von Orléans, seine Söhne, von nun an zu vergeben hätten, den

---

[1]) Le Cabinet historique XXIV (1878), p. 278.

[2]) Emile Molinier in Mémoires de l'Académie (Paris 1883), 2. Serie, VI, p. 15.

[3]) Documents relatifs aux Calaisiens expulsés par Edouard III. (Le Cabinet historique XXIV, Paris 1878, p. 254).

Digitized by Google

vertriebenen Einwohnern von Calais offen stehen sollten nach deren Belieben; ferner machte er ihnen gewisse anderweitige Geschenke zugänglich usw. Die Bezeichnung als ehemaliger Bürger von Calais (jadiz bourgeois de Calais) sicherte dem Betreffenden in allen Lebenslagen eine nachsichtige Behandlung zu.

II. Bemühungen der Franzosen, Calais zurückzugewinnen

Mit der Bedeutung der jetzt „Calis" genannten Stadt als Handelsplatz ging es unter britischer Herrschaft vorerst bergab. Ihre Blüte war dahin, seitdem die reicheren Kaufleute nach Frankreich hatten auswandern müssen.

Kein Wunder, daß die Franzosen den Verlust eines so wichtigen Platzes nicht so leicht verschmerzen konnten. Nachdem die Engländer sich den Schlüssel von Frankreich genommen hatten, war die Befürchtung berechtigt, daß sie sich eines Tages des ganzen Landes bemächtigen würden.[1])

Das hatte ja Eduard bereits durch die Annahme des französischen Königstitels in Aussicht gestellt. Der Versuch, die kostbare Stadt wiederzuerlangen, wurde bereits 1349 gemacht. Der Gouverneur von St. Omer, Geoffroi de Charny, verleitete durch das Versprechen eines Lohnes von 20000 Talern den Befehlshaber der englischen Galeeren, welche im Hafen von Calais stationiert waren, Amerigo aus Pavia, zum Verrate. Doch ehe dieser ausgeführt werden konnte, ward das Vorhaben Eduard bekannt. Er beschied den ahnungslosen Italiener nach London. Mit den Worten: „Ich habe dir den Gegenstand zur Verwahrung übergeben, der mir, nächst meiner Gattin und meinen Kindern, am meisten am Herzen liegt: Burg und Stadt Calais!" enthüllte er ihm seine Entdeckung, versprach ihm aber Verzeihung, wenn er sich entschlösse, ein doppeltes Spiel zu spielen. Der Italiener erklärte sich dazu bereit. So kam es dann, daß die nächtlicherweile in die Burg von Calais hineingelassenen Franzosen sich unerwartet einer englischen Uebermacht gegenübersahen, der sie unterliegen mußten.

Calais ward nunmehr der Hauptwaffenplatz für die Züge, welche die Engländer gegen Frankreich unternahmen.[2])

Die Einverleibung der Stadt und ihrer näheren Umgebung in das britische Reich mit vollen Souveränitätsrechten wurde in dem Vertrage von Brétigny am 8. Mai 1360 ausgesprochen; sie ward am 24. Oktober zu Calais bestätigt gelegentlich einer Zusammenkunft Eduards mit dem seit 1350 regierenden König Johann dem Guten von Frankreich. Daß der König von Frankreich für seinen Aufenthalt in Calais eine gehörige Entschädigung zahlen mußte[3]), war ganz in

---

[1]) Vgl. Emile Molinier, a. a. O. (Le Cabinet historique, XXIV, Paris 1878, p. 254).

[2]) In den Jahren 1355, 1359, 1372/73, 1380, 1390, 1475 usw.

[3]) Nämlich 10000 Taler für den zweiten und jeden der folgenden Monate nach R. Delachenal, Histoire de Charles V (Paris 1909), II, p. 228; dort auch (p. 224) Näheres über das beleidigende Mißtrauen Eduards III. bei der Beschwörung der Verträge, während „man schon oft von den Engländern trügerische Zusicherungen erhalten hatte" (p. 67).

Digitized by Google

der Ordnung — wenigstens nach englischen Begriffen. Mit den Einwohnern von La Rochelle sagte man auch in den anderen, der englischen Krone einverleibten Gebieten: „Mit den Lippen werden wir uns zu den Engländern bekennen, aber unsre Herzen wird das nicht berühren.[1]) Noch fanatischer klang ein andrer Ausspruch: „Lieber wollen wir alle Jahre um die Hälfte unseres Vermögens geschmälert werden, als in den Händen der Engländer zu sein."

Trotz den Verträgen von Brétigny und Calais wiederholten die Franzosen ihre Bemühungen, den Besitz der so schmachvoll entrissenen Stadt zurückzuerlangen, bald durch friedliche Angebote, bald durch kühne Handstreiche, allemal jedoch ohne Erfolg.

Ein Angebot, wie es König Karl V. Eduard III. kurz vor dessen Tode (1377) machte, nämlich Calais, das ersterer damals mit einer ansehnlichen Flotte bedrohte, durch die Abtretung von 400 Städten oder Burgen und 300 Festungen in dem Herzogtum Guienne zu erkaufen, oder statt dessen die Grafschaft Quercy mit Montauban allein für die Städte Calais und das benachbarte Guînes einzutauschen, wurde hohnlächelnd abgelehnt.

Versuche, Calais zurückzuerobern, die im Jahre 1377 von zwei Seiten gemacht wurden, nämlich vom Admiral Jean de Vienne, dem Neffen des tapferen Verteidigers von Calais, und von Herzog Philipp dem Kühnen von Burgund, gediehen nicht zur Vollendung.

Der politischen Vereinigung mit England unter Eduard III. folgte unter dessen Nachfolger Richard II. die kirchliche (1379). Papst Urban VI. überwies Calais nebst dem englisch gewordenen Stück der Picardie, bis dahin hauptsächlich Teile des Bistums Térouanne, dem Erzbistum Canterbury.

Im Jahre 1348, 1363 und 1376 hatte Eduard III., um die Interessen der Einwohner Frankreich abwendig zu machen und an England zu ketten, nach Calais, wo er schon eine Münzprägestelle eingerichtet hatte, erst auf gewisse Jahre, dann dauernd den Hauptstapelplatz für den englischen Wollhandel verlegt,[2]) der bis dahin in Middelburg (Seeland) gewesen war. Bereits 1382 wurde eine Rückverlegung nach Flandern geplant, um dessen damals aufrührerische Bewohner, an ihrer Spitze Philippe Artevelde, sicherer für ein englisches Bündnis zu gewinnen. Weder das Bündnis noch jene Rückverlegung[3]) kam wirklich zustande. Denn die flandrischen Kommunen, von den Engländern gänzlich im Stich ge-

---

[1]) G. Guibal, Histoire du sentiment national en France (Paris 1875), p. 98. — Lavisse, a. a. O., IV[1], S. 155.

[2]) Henry Wallon, Richard II, Épisode de la rivalité de la France et de l'Angleterre (Paris 1864), I, 416 ff. 423.

[3]) Wenige Jahre später wurde der Wollstapelplatz durch Michel de la Pole von Calais nach England verlegt (1399), dann wieder der Flandrer wegen nach Middelburg, darauf zurück nach Calais, wie es gerade die krämerhaften Interessenströmungen damals und auch schon vorher in England verlangten. In der Hauptsache behielt jedoch Calais in der Folge sein Privileg für Woll-, Blei- und Zinnwaren, wie es 1399 von König Heinrich IV. bestätigt wurde.

Digitized by Google

lassen, wurden von den Franzosen in der Schlacht bei Rosebecque völlig geschlagen, sie zogen es nun vor, sich mit Herzog Philipp dem Kühnen von Burgund zu verständigen, nach den Erfahrungen, die sie mit einer englischen Allianz gemacht hatten. „Die Probe hatte ergeben," wie A. Coville darlegt, „daß auf eine solche nicht zu rechnen war. Stets kamen die Engländer zu spät an und marschierten zu früh ab."[1])

Abneigung und Groll der französischen Ritterschaft gegen die präpotenten Briten machten sich in verschiedenen Formen Luft. Unter dem Schutze König Karls VI. forderten drei der tapfersten Ritter Frankreichs, Jean le Meingre, Bruder des Marschalls Boucicault, Regnault de Roye und der Herr v. Saint-Py, die Blüte der englischen Ritterschaft zu dreißigtägigem Turnierkampf gerade in der Nähe von Calais, in St. Inglevert, heraus (1390). Daraufhin versammelten sich viele englische Ritter in Calais. Ihres Königs Bruder, Johann von Holland, zeichnete sich in den Kämpfen besonders aus; die Franzosen wußten jedoch stets den Ruf ihrer großen Tapferkeit zu behaupten. Nach Ablauf der fünf ersten Tage kehrten die Briten sämtlich nach England zurück. Die französischen Ritter aber warteten während des fünfundzwanzigtägigen Restes der angesagten Kampfzeit vergeblich auf weitere Kämpen aus dem meerumspülten Nachbarlande.

Noch direkter und offensichtlicher trat die Hauptursache der Mißstimmung der Franzosen in den wechselreichen Friedensberatungen der folgenden Jahre zutage, so zu Amiens (1392). Darüber, daß die Engländer Aquitanien und andre Stücke Frankreichs besetzt hatten, wollten erstere noch hinwegsehen. Aber Calais! Wenn nicht anders, sollten wenigstens die Mauern niedergelegt, die Stadt dem Erdboden gleichgemacht werden.

Selbstverständlich gingen die Briten darauf nicht ein. „Denn nichts war den Engländern so teuer," meinte J. Froissart, „als Calais. Seitdem sie Herren der Stadt waren, glaubten sie den Schlüssel Frankreichs am Gürtel zu haben."[2])

Der Herzog von Lancaster brach jede Verhandlung über Calais ab, um sich nicht den Haß und die Empörung des größten Teiles Englands zuzuziehen, und König Richard II., der wenige Jahre später Karls VI. neunjährige Tochter Isabelle heiraten sollte, ließ sich gerade damals, den Franzosen gewissermaßen zum Trotz, bemerkenswerte Verschönerungen der Stadt und Verstärkungen ihrer Befestigungen angelegen sein. 1393 boten die Franzosen in den Besprechungen zu Leulinghen als Entgelt für eine Räumung Calais' die Grafschaften Limousin, l'Agenois, le Queroy, le Rouergue und Périgord an. Man könnte über die Höhe dieser Aequivalente, die ein gewaltiges Stück Südfrankreichs ausmachten, billig erstaunt sein. Trotzdem erklärten die Herzöge von Lancaster und Glou-

---

[1]) Lavisse, Hist. de France (Paris 1902), IV[1], p. 286; H. Wallon, Richard II. (Paris 1864), I, 148—168.

[2]) H. Wallon, Richard II. (Paris 1864), II, S. 54. Ch. Demotier, Annales de Calais (1856), p. 75,

Digitized by Google

cester, Calais wäre die Stadt, die die Krone Englands bis zuletzt halten würde. „In der Tat war Calais für die Engländer," worauf der Historiker Henry Wallon aufmerksam[1]) macht, „nicht eine Stadt wie irgendeine andre, wie z. B. Bordeaux, nur einfach Erbteil seiner Könige. Calais war vielmehr eine Stadt, erobert mit dem Schwerte, und der Platz, in welchem sich für die Engländer gewissermaßen ihre gesamte Kontinentherrschaft konzentrierte. Um diese Eroberung sicherer zu halten, bedurfte es keiner großen Opfer. Um Calais an England zu fesseln, ketteten sich sozusagen die Engländer selbst an Calais."

Dem eben genannten Herzog von Gloucester, der auf Richards II. Befehl 1397 in Calais einen gewaltsamen Tod durch Erstickung fand, ward u. a. zum Vorwurf gemacht, daß er unter seinen Landsleuten das böse Gerücht zu verbreiten gesucht habe, Richard beabsichtige seinem Schwiegervater Karl VI. Calais zurückzugeben.

Und das französische Nationalgefühl? Trotz allem Elend in einem Kriege, der mit nur kurzen Unterbrechnungen nun schon Jahrzehnte andauerte, wollte es unter keinen Bedingungen etwas vom Frieden wissen, solange nicht Calais zurückgegeben sei. Diese Worte:

„Paix n'arez jà s'ilz ne rendent Calays"[2])

bilden den Kehrreim eines sechsstrophigen Liedes, das in jener Zeit der fruchtlosen Friedensverhandlungen um 1394 von Eustache Deschamps aus dem erregten Volksbewußtsein heraus gedichtet, allgemeine Verbreitung in Frankreich gefunden hat, daneben die wenig später entstandenen, von Patriotismus vibrierenden Kampfgesänge gegen die Engländer eines Olivier Basselin[3]) und eines Alain Chartier, Sekretär Karls VII., dessen echt national französische Dichtkunst einst durch den Kuß einer schottischen Prinzessin belohnt wurde, der Margarete Stuart,[4]) die trotz feindlichen Nachstellungen von seiten der Engländer den zukünftigen König Ludwig XI. heiraten durfte. Von Alain Chartier sei hier nur die aus dem Jahre 1448 stammende, von Haß entflammte Ballade von Fougères, das die meineidigen Engländer während und im Schutze des Waffenstillstands einnahmen, erwähnt mit dem Beginn:[5])

---

[1]) Richard II, Épisode de la rivalité de la France et de l'Angleterre (Paris 1864), II, p. 95. — Wallon war 1875/76 französischer Unterrichtsminister.

[2]) Poésies morales et historiques d'Eustache Deschamps, publiées par Crapelet (Paris 1832), p. 71, et Political poems and songs, relating to English History (London 1859), t. I, p. 300.

[3]) Zum Beispiel Cuidez vous que je me ioue etc. Armand Gasté, Olivier Basselin et Le Vau de Vire (Paris 1887), p. 357, 104.

[4]) M. Vallet de Viriville, Histoire de Charles VII (Paris 1865), III, p. 84.

[5]) Aus der Zeitschrift „Chanteclair", vgl. „Frankf. Z." LX, Nr. 12, und über diese gesamte, wahrhaft patriotische Literatur überhaupt Ch. Petit-Dutaillis in E. Lavisse, a. a. O., IV, 2, p. 206, 209, 213 etc.

Digitized by Google

Angloys, Angloys, chastiez-vous	Engelländer, gewöhnt euch ab,
De l'ung promettre et l'autre faire!	Gegeben Wort sogleich zu brechen

und den bezeichnenden Strophen:

Mais ceux qui coutumiers vous voient	Doch sieht man immer euch am Werk,
D'essaier à chacun trahir	Wie jeden ihr verraten wollt,
Sont provoqués à vous haïr,	Was Wunder, daß man euch dann grollt
En priant Dieu qu'il vous punisse!	Und Gott anfleht, daß er euch straf![1])
Jamais saige ne simple	Ein jeder, ob er dumm, ob klug,
Ne doit à vous passer contract	Sei vor Vertrag mit euch gewarnt,
S'il ne veut estre d'une guimple	Fällt sonst zum Opfer dem Betrug,
Affublé par vostre barat.	Mit dem ihr tückisch ihn umgarnt.

Noch einmal sollte Calais eine größere Rolle in jenem Hundertjährigen Krieg spielen. In den Kämpfen, die diesen beschlossen, mußte es wieder eine größere Belagerung durchmachen. Die Engländer hatten alle ihre Eroberungen nach den Heldenkämpfen der „Jungfrau von Orleans" verloren. Nur Calais war ihnen geblieben. Es wurde 1436 von Herzog Philipp von Burgund bedroht. Dasselbe hatte allerdings bereits dessen Vater, Herzog Johann der Unerschrockene, im Jahre 1406 beabsichtigt, aber wegen Geldmangel unterlassen müssen. Herzog Philipp ward jetzt unterstützt von den Mannen der reichen flandrischen Städte. Die Gefahr rüttelte die Engländer auf; bei ihren inneren Händeln hatten sie sich Paris entreißen lassen. Aber Calais mußte um jeden Preis gehalten werden. „Eher als diese Stadt, werden König Heinrich VI., sein Staatsrat und die drei Reiche Großbritanniens alle seit dreißig Jahren in Frankreich gemachten Eroberungen fahren lassen."[2]) „England fand zu ihrer Verteidigung ganz unverhoffte Hilfsquellen."[3])

Schon waren die umliegenden kleinen Festungen Oye, Marck, Sangatte verloren gegangen, aber der holländischen und seeländischen Flotte gelang es nicht, die Stadt von der Seeseite abzuschließen. Die Flandrer, an dem Erfolg des Unternehmens verzweifelnd, entschlossen sich sehr bald zu einer schleunigen Rückkehr in die Heimat. Ihnen folgten die Engländer. Mit Beute beladen kehrten sie aus Ostflandern und Artois zurück; in raffinierter Berechnung schleppten sie dabei mehr als 5000 geraubte wehrlose kleine Kinder mit sich, um von deren unglücklichen Eltern reichen Kaufpreis zu erpressen.

Zwei Jahre später (1438) erneuerte der Herzog von Burgund seine Bemühungen, Calais zu gewinnen; sein Versuch, mittels Durchstechung der Seedeiche die Stadt zu überschwemmen und die Engländer zum Auszug zu zwingen, mißlang. Die Befestigungen von Calais wurden nunmehr in noch erhöhtem Maße

---

[1]) In dem damaligen Parteinamen „Engländer" für die Navarresen wurde eine Beleidigung gesehen, welche ihre Gegner, die Parteigänger des Regenten (späteren Königs Karl V.), aufgebracht hätten, um jene beim Volk verhaßt zu machen, wie aus Siméon Luce, La France pendant la Guerre de cent ans (Paris 1890), I, p. 43, hervorgeht.

[2]) Henri Martin, Histoire de France (Paris 1855), VI.

[3]) A. Vallet de Viriville, Histoire de Charles VII (Paris 1863), II, p. 375.

Digitized by Google

nach der französischen Landseite hin von den Engländern ausgebaut und erweitert (1440), die ersten größeren Hafendämme angelegt (1444).

Im Jahre 1451 konnte der König Karl VII. eine goldene Medaille auf die Befreiung Frankreichs von den Engländern prägen, aber das beschämende Eingeständnis durfte er nicht unterdrücken, daß das „starke Calais" noch fehle.[1])

Auf die Frage, die in jenem Jahre an den König gerichtet wurde, wann denn einmal die Kriegszeit aufhören würde, soll er geantwortet haben: „Das hängt von den Engländern ab, die rechtswidrig mein Eigentum besetzt halten. Nach dem Willen Gottes rechne ich darauf, es ihnen abzunehmen."[2]) Aber trotz mehrfacher Angriffsversuche und trotz eines zu dem Zwecke sogar mit König Christian I. von Dänemark eingegangenen Bündnisses täuschte er sich in jener Hoffnung. Mehr als ein Jahrhundert mußte sich Frankreich noch gedulden, bis die Befreiung vom englischen Joche wirklich vollständig war.

König Ludwig XI. von Frankreich hatte in der Hoffnung, sich dadurch Calais dauernd verschaffen zu können, seiner Cousine, der englischen Königin Marie von Anjou, im Vertrage von Chinon (1462) 200000 Livres vorgeschossen und ihr eine kleine Armee gestellt, um ihre Rechte gegen das Haus York im englischen Bürgerkriege der beiden Rosen geltend zu machen. Der Plan mißlang jedoch.

Für einige Jahre war Calais Warwick's, des Königsmachers, Herrschersitz, im Gegensatz zum englischen Königshause der Lancaster. Er genoß reiche Einkünfte als dortiger Gouverneur. Graf Warwick hat als erster Englands anmaßenden Anspruch geltend gemacht, daß dessen Flagge die andern huldigend zu grüßen hätten, als wäre das die französische Küste bespülende Meer nur eine englische Domäne.[3])

Der unauslöschliche Haß der Franzosen gegen die Briten gelangte damals, als um 1470 Ludwig XI. an eine Kriegserklärung gegen England dachte, in einem Ausspruche seines späteren Marschalls des Querdes, Philipp de Crèvecoeur, zu charakteristischem Ausdruck: „Ich würde gern zwei Jahre Aufenthalt in der Hölle hinnehmen für das Vergnügen, die Engländer aus Calais herausjagen zu können."[4])

Klang es da nicht wie Hohn, wenn Eduard IV. von England bei seiner Landung mit einem Heere in Calais am 5. Juli 1475 in seiner Herausforderung an Ludwig XI. „sein Königreich Frankreich zurückverlangte, um die Kirche, den Adel und das Volk in den Genuß der alten Freiheit zu setzen, sie zu entlasten

---

[1]) Die Inschrift enthält die Jahreszahl:

qVant Ie fVt falt sans dIfferenCe,
aV prV dent rol aMI de dleV,
on obéIssolt partoVt en franCe
fors à CaLals qVI est fort LIeV.

[2]) Petit-Dutaillis (Lavisse), a. a. O., IV, 2, p. 113.

[3]) Charles Demotier, Annales de Calais (Calais 1856), p. 95.

[4]) Henri Martin, a. a. O., VI.

Digitized by Google

von den schweren Abgaben und Frondiensten, mit denen sein Gegner Ludwig sie bedrücke"?

Den alten Gedanken, Calais friedlich auf dem Wege von Verhandlungen zurückzugewinnen, nahm König Franz I. in den Jahren 1516 bis 1518 wieder auf. Jedoch mit dem gleichen Mißerfolg wie seine Vorgänger. Denn ganz England hätte sich gegen den Gedanken erhoben, diesen letzten Rest seiner Eroberungen aufzugeben.[1])

Statt dessen war Calais, wie schon so häufig zuvor seit der Eroberung durch die Engländer, auch während der langen gleichzeitigen Regierungen Franz' I. und Heinrichs VIII. wiederholt der Platz festlicher Zusammenkünfte der Monarchen der beiden rivalisierenden Nachbarreiche (1520 und 1532), die Stätte ausnehmender Prachtentfaltung, dabei aber auch die Stätte ausnehmender Unwahrhaftigkeit bei den unausbleiblich begleitenden Freundschaftsbezeugungen, besonders von englischer Seite.[2]) Bereits 1540 folgte ihnen ein langjähriger Krieg zwischen beiden Herrschern.

Noch ließ Heinrichs VIII. kurzlebiger Sohn und Nachfolger, Eduard VI., 1550 die bereits von seinem Vater nach zeitweiligem Verfall wiederhergestellten Befestigungswerke gegen Frankreich verstärken, in Erwartung etwaiger Angriffe von dorther. Zu solchen gab der Krieg Gelegenheit, den König Philipp II. von Spanien, der Gemahl Marias von England, gegen Heinrich II. von Frankreich unternahm.

Die Idee, gegen die gut befestigte, wegen ausgedehnter Sümpfe fast unzugängliche Stadt, die deshalb von nur wenigen hundert Mann gehalten wurde, einen Handstreich zu führen, soll von Admiral Gaspar de Coligny ausgegangen sein. Diese verwirklichte an der Wende der Jahre 1557/1558 planmäßig Herzog Franz von Guise, in Frankreichs Bedrängnis vom König mit der Würde eines Generalleutnants an die Spitze einer Armee von 50000 Mann gestellt. Am 4. Januar ergab sich die Zitadelle, am 6. fiel Calais selbst, „cette ville si française",[3]) zwei Tage später folgte Englands letzter Platz, das nahe Guines, endgültig der Rest englischen Besitzes auf französischem Boden.

Frankreich war nach zwei Jahrhunderten schmachvoller nationaler Erniedrigung wieder sich vollständig zurückgegeben. Die Franzosen waren ihres Daseins nie sicher gewesen, solange die Engländer in Calais ein bequemes Einfallstor in ihr Land besaßen. „Als Verstümmelung unseres Gebietes, als stete Drohung mit einer Landung, bedeutete diese englische Besitzung für uns eine Erniedrigung

---

[1]) Charles Demotier, Annales de Calais (Calais 1856), p. 107.

[2]) Vgl. das Urteil R. Delachenals über die oben erwähnte Monarchenzusammenkunft von 1358 in seiner „Histoire de Charles V" (Paris 1909), I, 394: Was hatten letzten Endes diese öffentlichen Freundschaftsbezeugungen für einen Wert? In Frankreich zeigten sich viele ungläubig und mißtrauisch.

[3]) Ausdruck Henry Lemoniers in Lavisse, Histoire de France (Paris 1904), V², p. 172.

Digitized by Google

und Gefahr," so äußert sich der Biograph der Guise, H. Forneron.[1]) Frankreich hatte während jener 211 Jahre zu Englands Verfügung gestanden!

Das hatte nun mit einem Schlage aufgehört: Guise der Held des französischen Volkes! Es war erstaunt und verblüfft über die unglaubliche Schnelligkeit der Eroberung. Wozu Eduard IV. fast ein Jahr nötig gehabt hatte, das war Franz von Guise in kaum einer Woche glänzend gelungen, und dazu mitten im Winter.

Guise hatte der Bevölkerung in den Kapitulationsbedingungen Schonung und die Möglichkeit zugesagt, nach dem übrigen Frankreich, nach England oder Flandern auszuwandern. Fünfzig Personen jedoch, zumeist Offiziere, den Gouverneur eingeschlossen, wollte er zurückhalten; die Garnison würde sich nach England zurückziehen. Die Bestimmungen wurden genau beobachtet, etwas anders als bei der Eroberung durch die Engländer. Die meisten Einwohner fanden in England, ihrem eigentlichen Vaterlande, eine dauernde Zuflucht.

III. Englands Politik hinsichtlich Calais' nach der Rückeroberung durch Franz von Guise (1558)

„Der schönste Edelstein in der englischen Krone" war verloren, so klagte bitter Königin Maria Tudor. Trotz den dringenden Warnungen und Unterstützungsangeboten seitens ihres spanischen Gemahls hatte sie selbst durch Saumseligkeit und Geringschätzung der Gefahr den plötzlichen Verlust verschuldet; dazu kam ihre stete Geldverlegenheit. Den Gram darüber hat sie nicht verwinden können. Noch auf dem Sterbebett soll sie geäußert haben: „Wenn man mir das Herz herausschneidet, wird man darin den Namen Calais eingegraben finden."[2]) Sie starb am 17. November 1558.

Bei den Friedensverhandlungen mit Heinrich II. hatte sie auf der Rückgabe von Calais bestanden, für etwaige Nachgiebigkeit in dieser Frage ihre Gesandten mit dem Tode bedroht. Weil aber der französische König um keinen Preis Calais lassen wollte, so mußte Marias Schwester und Nachfolgerin Elisabeth auf jene Bedingung in irgendeiner Form verzichten, damit der Friede verwirklicht werde.

Die Form war charakteristisch für die Absichten der englischen Politik: Im Vertrage von Cateau-Cambrésis (1559) ward Calais von Elisabeth dem König von Frankreich, falls er nicht zur Zahlung von 500000 Taler bereit und fähig war, auf lediglich acht Jahre überlassen, dann sollte Guises stolze Eroberung an den fremden Herrn zurückfallen. Die Stadt möglichst noch früher zurückzugewinnen, hatte sich die Britin geschworen. Dazu schien der allmählich in aller Heftigkeit ausgebrochene Kampf zwischen den Hugenotten und den

---

[1]) Les ducs de Guises (Paris 1877), I, p. 220.

[2]) Joseph Bertourieux hat in seinem 1916 erschienenen vielbesprochenen Buche „La Vérité" (p. 125) diesen Ausspruch irrtümlich Elisabeth von England zugeschrieben.

Digitized by Google

Guises in Frankreich eine günstige Gelegenheit zu bieten. Letztere, welche auf britischem Boden in Elisabeths Nebenbuhlerin Maria Stuart eine Verbündete besaßen, hatten es verstanden, den jungen König Karl IX. mit seiner Mutter Katharina von Medici in ihre Gewalt zu bekommen. Da wandten sich die Häupter der Hugenotten, der Prinz Ludwig I. von Condé und der Admiral Gaspard de Coligny, um Unterstützung im Namen der bedrängten Religion an Elisabeth. Sie versprach zu Hampton-Court (am 20. September 1562) 140 000 Goldtaler Subsidien und die Stellung von 6000 Mann Hilfstruppen; hiergegen erhielt sie den von den Protestanten innegehaltenen Seeplatz Le Havre als Pfand dafür, daß Condé ihr Calais erobere und ausliefere, noch ehe die 1559 festgesetzte achtjährige Frist abgelaufen sei.

Dieses ihnen aufgezwungene Abkommen bereitete den Hugenotten in ihren Gefühlen als Franzosen arge Enttäuschung und Verlegenheit: „Während Landsknechte und Reiter sich mit ihrer Löhnung begnügten, lieferte Elisabeth jedoch Menschen und Geld nicht, wie ihr Manifest erklärte, zur Erhaltung des Bluts von Christen, sondern nur zu Englands großem Vorteil," wie es ihr der französische Historiker J. H. Mariéjol nachsagt.[1])

Notgedrungen mußte Condé der Königin Le Havre ausliefern! Bei Dreux jedoch am 19. Dezember besiegt, machte er mit dem Hofe und der Guisenpartei zu Amboise seinen Frieden, ohne auf die vereinbarte Abtretung Calais' an den früheren Besitzer zu bestehen. Elisabeth wollte nun das Pfand unbedingt festhalten; sie suchte es durch gewaltige Vermehrung der dortigen Garnison und Artillerie verteidigungskräftig zu machen. „Nicht aus Gründen der Religion, nicht aus Rücksicht auf irgend jemanden," erklärte sie nach dem Berichte Middlemores, „habe sie Le Havre genommen und halte sie es derartig fest, sondern um sich an diesem Frankreich zu rächen, wegen der Beleidigungen und des Unrechts, das man ihr angetan habe, besonders seit der Wegnahme Calais', und um sich schadlos zu halten für besagtes Calais, das ihr von Rechts wegen zugehöre."[2])

Am 30. Juli 1563 fiel jedoch Le Havre.

Nun sollte Calais wenigstens das Opfer einer von England aus angestifteten Verschwörung werden; sie ward aber entdeckt. Auch dem Gouverneur, Kapitän Gourdan, hatte Elisabeth 100 000 Gold-Angelotstücke für die Auslieferung des Platzes geboten. Sie erhielt von dem braven Offizier nur die Antwort, daß ihm seine Ehre mehr wert sei als alle Schätze Englands. 1564 mußte sie im Vertrage von Troyes auf Calais endgültig verzichten.

Calais empfing erst zwanzig Jahre später sein Stadtrecht durch königliche Verleihung vom 22. März 1583 nach dem Muster des Pariser, mit der charakteristischen Bezeichnung, die an sein Schicksal noch lange nachher im fran-

---

[1]) E. Lavisse, Histoire de France, VI[1] (Paris 1904), p. 68.

[2]) H. Mariéjol in Lavisse, Histoire de France (Paris 1904), VI[1], p. 77.

Digitized by Google

zösischen Rechtsleben erinnerte: „Coutumes de la ville de Calais et pays reconquis.“[1])

Elisabeth ließ sich für ihren Verzicht 120000 Kronen auszahlen, die ihr Karl IX. „aus Anstand und Ritterlichkeit“ zugestand. Der König und seine Mutter, Katharina von Medicis, wußten nun, um welchen Preis allein eine Allianz mit England zu haben war. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als eine solche bei den katholischen Mächten zu suchen.

Um Calais' willen wäre vielleicht die „jungfräuliche Königin“ dem Gedanken einer Verehelichung nähergetreten, das drückte unumwunden 1572 Lord Burghley (Cecil) Katharina aus, als ihr diese eine Heirat mit ihrem jüngsten Sohne, dem Herzoge von Alençon, vorgeschlagen hatte. Calais als Mitgift des Bräutigams! Der Vorschlag genügte, um den Plan sofort scheitern zu lassen.

Vierundzwanzig Jahre später (1596) hoffte die kluge Königin noch auf einem anderen Wege zu ihrem Ziel zu kommen. Heinrich IV. war von den Spaniern bedrängt; bereits hatten sie Calais, außer der scharf umstrittenen Zitadelle, gewonnen. Um die verlorene Stadt zurückerobern zu können, wandte sich der König an seine damalige Verbündete Elisabeth, Spaniens ärgste Feindin. Trotz anderweitiger Pläne erklärte sie sich durch Lord Sidney bereit, Calais Hilfe zu bringen — aber, wohlverstanden, unter der Voraussetzung, daß der König in die Stadt eine ansehnliche Besatzung aufnähme, bis er die Geldsummen zurückbezahlt habe, die er Elisabeth seit so vielen Jahren schuldete. Heinrich IV. brach, empört über diesen perfiden Versuch, seine Verlegenheit auszunutzen, die Verhandlungen ab. Lieber wollte er, durch einen Frieden gezwungen, Calais den Spaniern überlassen, als es den Engländern ausliefern, in deren Händen der Platz ein steter Anlaß zum Kriege sein würde.[2])

Denn er wußte ebensogut wie jeder andere Franzose, daß die Engländer, einmal wieder in den Besitz von Calais gekommen, in welcher Form es auch sein möge, nie wieder gutwillig von dort herausgehen würden![3])

Glückte es auch den Spaniern, die aufs tapferste von den Franzosen verteidigte Zitadelle einzunehmen, im Vertrage von Vervins (1598) mußten sie ihnen dann doch Calais wieder einräumen.

Wenn eine Elisabeth bei der ihr eigenen Zielbewußtheit, bei ihrem Geschick, die Zähigkeit des von ihr beherrschten Volkes für ihre politischen Zwecke zu benutzen, Calais nicht hatte wieder erlangen können, so war die Hoffnung für ihre Nachfolger so gut wie aussichtslos. In der Tat wurden noch 1615 mit Hilfe des Marquis de Bonnivet, 1627 durch Bestechung eines Sohnes des Torkommandanten Du Parcq, den eine englische Flotte von 130 Schiffen unterstützen sollte, Versuche gemacht; aber sie mißglückten.

[1]) A. Bourdot de Richebourg, Nouveau Coutumier général (Paris 1724), I, p. 1.

[2]) De Keralio, Histoire d'Elisabeth, reine d'Angleterre (Paris 1787), IV, p. 329.

[3]) In neuerer Zeit ist auf die Form hingewiesen worden, in welcher Aegypten erst provisorisch von den Engländern besetzt und dann endgültig in ihren Besitz gekommen ist.

Digitized by Google

Aber noch einmal sollte es den Engländern gelingen, festen Fuß auf französischem Boden zu fassen. Dieser heißersehnte Triumph der britischen Politik war dem geistig Gewaltigsten unter den Lenkern der Geschicke des Inselreichs beschieden: Oliver Cromwell. In Frankreichs Krieg gegen Spanien vom Kardinal Mazarin um ein Bündnis angegangen, ließ sich im März 1657 der eigentlich Calais erstrebende „Protektor Englands und Frankreichs", wie er sich in jener Vertragsurkunde nannte, zu einer Allianz bewegen — um den Preis von Dünkirchen und Mardick. So gewährte in der Verlegenheit des Staates der italienische Kardinal, was ein echter Franzose, wie sein Vorgänger Richelieu, nie zugestanden hätte. „Er scheute sich nicht, den Engländern ein zweites Calais zu geben; in Frankreich wirkte die Erinnerung an Calais' lange Entfremdung durch die Engländer," nach dem Ausdrucke des französischen Akademikers Ernest Lavisse,[1]) „wie eine Beleidigung nach."

Im Oktober 1657 wurde Mardick, im Juni 1658 Dünkirchen den Spaniern mit Hilfe der Engländer entrissen und diesen ausgeliefert. Ludwigs XIV. erste bedeutendere politische Handlung, nachdem er Alleinherrscher geworden, war es, die an Calais' Schicksal mahnende Schmach wieder gutzumachen und von dem Stuartkönig Karl II. die beiden Plätze im Jahre 1662 zurückzukaufen.

Calais selbst ist dann von seinen ehemaligen Besitzern noch einmal heimgesucht worden im sog. „Pfälzischen Erbschaftskrieg", in dem Kampf Frankreichs gegen die große „Wiener Allianz", durch drei Bombardements. Der 27. September 1694, der 27. August des folgenden Jahres und der 13. April 1696 waren die drei in ihrer Wucht zunehmenden Schreckenstage, welche die heißbegehrte Schöne, Calais, dem ungestümen Liebeswerben ihres verschmähten Freiers zu danken hatte.

Inzwischen war die Periode angebrochen, in welcher hingegen die französische Politik ihrerseits zunehmend häufiger dem Gedanken einer Landung auf englischem Boden näher trat, der jedoch nicht einmal vom großen Napoleon verwirklicht werden konnte.

Eine Landung in Frankreich, vielleicht sogar eine Festsetzung in Calais oder an einem anderen Punkte der französischen Küste, soll den Engländern, wenigstens nach dem Berichte ihres Ministers Mitchell, ihr bedeutendster Verbündeter während des achtzehnten Jahrhunderts, König Friedrich der Große, empfohlen haben;[2]) das war im Jahre 1758, also während des Siebenjährigen Krieges, der indirekt den Anlaß dazu gab, daß in Frankreich das Andenken an Calais' Heldentum zum wenigsten in der Literatur wieder lebendig wurde. Während die jüngste Vergangenheit in jenem Kriege und seinem Friedensabschluß den französischen Waffen unter einem Ludwig XV. keinen Ruhm, dem französischen Nationalbewußtsein keine Befriedigung gebracht hatte, sollte Calais, das vor Gefahren und Nachstellungen von englischer Seite nie

---

[1]) „Histoire de France" (Paris 1906), VII[1], p. 67.

[2]) Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen, XVI (1888), S. 230.

Digitized by Google

ganz sicher sein zu können schien, sollte das einstige tapfere Ringen ihrer Bürger gegen das drohende britische Joch den Nationalgeist aufrütteln und elektrisieren. Auf der französischen Bühne wenigstens lebten jene Szenen[1]) wieder auf in der vielgefeierten, geradezu epochemachenden Tragödie von Pierre Laurent Belloi: „Le siège de Calais“ (1765), deren tiefgreifende Wirkung ganz Frankreich durchzitterte. Calais, und darauf sei zum Schlusse dieser Schilderung der wechselreichen Geschichte der Stadt hingewiesen, war nunmehr einigen Generationen, mindestens bis zu den gewaltigen Eindrücken der Revolutionszeit, das Losungswort für echten Bürgerpatriotismus, für französischen Heroismus gegen den englischen Erbfeind geworden im Sinne der Worte jener Tragödie, die der Dichter dem sich aufopfernden Eustache de Saint-Pierre in den Mund gelegt hat:

Je vois ce noble éclat, étendu sur la France,
Des Siècles reculés franchir l'espace immense;
Et Calais recevant, de vingt Peuples jaloux,
Un hommage immortel qu'il ne devra qu'á nous.

Deutsche Diplomatie

Von

Conrad Bornhak

Seit langen Jahren ertönen wieder und wieder die Klagen über die Mängel der deutschen Diplomatie, seit dem Kriege getragen von der bangen Besorgnis, ob diese Diplomatie, die immer nur an das Nachgeben gegenüber fremden Ansprüchen gewöhnt war, es verstehen werde, beim Friedensschlusse die berechtigten deutschen Forderungen durchzusetzen. Die Klagen über die deutsche Diplomatie sind persönlicher und sachlicher Natur.

Die deutsche Diplomatie ergänzt sich aus ganz bestimmten Kreisen mit besonderer Vorliebe des reichen Adels. Diese Ausschließlichkeit soll aufhören. Daß die politische Befähigung nicht an eine bestimmte Klasse gebunden ist, erscheint selbstverständlich. Mit Genugtuung wies man insbesondere auf Frankreich hin, das seine Botschafter- und Gesandtenposten ganz ausgezeichnet mit ehemaligen Advokaten und Journalisten besetze. Nun, die Erfolge dieser französischen Diplomaten sind eben nicht besonders glänzend. Den eignen Staat der Großmachtstellung entkleiden und zum willenlosen Vasallen Englands machen, daneben noch ungezählte Milliarden dem russischen Moloch in den Rachen schütten, das kann man freilich auch ohne politische Befähigung leisten. Und die Diplomatie der andern Großmächte ist nicht wesentlich anders zusammengesetzt als unsre eigne.

[1]) Diese hatten bereits einige Jahrzehnte zuvor, zur Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges (1740—1748), der ja für England vor allem ein Krieg gegen Frankreich war, den Hintergrund für einen vielgelesenen Roman der geistvollen Pariser Schriftstellerin Claudine Alexandrine de Tencin († 1749) unter dem Titel: „Le siège de Calais“ abgegeben.

Digitized by Google

Die hauptsächliche Ergänzung der Diplomatie aus dem reichen Adel bedeutet gewiß nicht, daß allein in diesen Kreisen politische Befähigung zu finden wäre. Doch darf nicht verkannt werden, daß in den Kreisen des höheren Beamtentums überhaupt schon die Familienüberlieferung dem Angehörigen einer bestimmten Klasse manches mitgibt, was der Neuling sich erst künstlich aneignen muß. Ein Mitglied des zum Teil internationalen Hochadels wird schon durch das Hofleben manche Beziehungen finden und die Verhältnisse leichter durchschauen als ein andrer. Schwerlich würde eine solche Persönlichkeit sich von einer fremden Macht, bei der sie beglaubigt ist, derart einwickeln und übers Ohr hauen lassen wie ein Delcassé oder Cambon. Das gilt natürlich nur für den Durchschnitt. Es wird auch in diesen Kreisen manchen geben, den Gott nur in seinem Zorn zum Diplomaten gemacht haben kann, wie umgekehrt politische Genies aus andern Kreisen. Für letzteres bietet gerade Bismarck das beste Beispiel. Natürlich muß für jeden Befähigten freie Bahn sein, ohne Rücksicht auf Abkunft und Bekenntnis.

Daß für die Aemter der Diplomatie im allgemeinen nicht nur Wohlhabenheit, sondern geradezu Reichtum erforderlich ist, kann unter Umständen für niemand unangenehmer sein als für den Leiter des Auswärtigen Amtes selbst. Denn es kann dadurch geradezu unmöglich werden, den richtigen Mann an die richtige Stelle zu setzen. Auch wird dadurch der an sich sehr wünschenswerte Uebergang von der konsularischen Laufbahn in die diplomatische meist unmöglich gemacht und erscheint nur für solche Posten zulässig, die keinen besonders hohen Aufwand erfordern. Allein eine ausgedehnte gesellschaftliche Repräsentation gehört nun einmal zu der Stellung des Diplomaten, und er kann ohne das seinen Aufgaben nicht gerecht werden. Mancher Diplomat in hervorragender Stellung hat nicht nur die Zinsen, sondern auch vom Kapitale seines Privatvermögens verbrauchen müssen, um seinem Vaterlande dienen zu können. Orte, wie London und St. Petersburg, die gerade für die deutsche Diplomatie besonders wichtig sind, stellen in dieser Hinsicht geradezu ungeheuerliche finanzielle Anforderungen.

Nun ist ja nach dieser Richtung das Heilmittel sehr leicht gefunden. Da die politische Befähigung noch viel weniger vom Geldbeutel als von der Geburt abhängt, möge Deutschland seine Diplomaten so besolden, daß sie von ihrem Gehalte ihren Aufgaben gerecht werden können. Niemand wäre das gewiß angenehmer als dem Auswärtigen Amte. Allein ebenso sicher würden gerade jene Parteien des Reichstages, die die vom idealen Standpunkte gewiß berechtigte Forderung nach freier Bahn für jedes Talent aufstellen, entsetzt sein über die ungeheuren Posten des künftigen auswärtigen Etats. Solange es noch Diplomaten gibt, die Ehrgeiz und Patriotismus genug besitzen, diese Kosten selbst zu tragen, kann sich das Reich dies sehr wohl gefallen lassen. Und selbst wenn das Reich die Kosten selbst übernähme, würde doch immer noch der reiche Diplomat im Auslande eine andre Rolle spielen als der nur auf sein Gehalt angewiesene.

Digitized by Google

Diese Mängel in der Zusammensetzung unsrer Diplomatie sollen nun aber zurückwirken auf die mangelhaften diplomatischen Leistungen. Seltsamer Gedanke. Kein System gewährleistet unbedingt, daß überall der richtige Mann an die richtige Stelle kommt. Unter Bismarck war unsre Diplomatie sozial nicht anders zusammengesetzt als heutzutage. Und doch hat sie Glänzendes geleistet. Man sieht, daß es wesentlich auf die leitende Stelle ankommt. Reichskanzler und Auswärtiges Amt sind Kopf und Herz des Körpers des auswärtigen Dienstes.

Bismarcks Geist leitet nun allerdings Deutschlands auswärtige Politik nicht mehr. Es fragt sich nur, ob man deshalb die Leistungen der deutschen Diplomatie überhaupt als minderwertig im Vergleiche mit denen der Diplomatie andrer Großmächte bezeichnen kann. Von einem Vergleiche mit den Erfolgen der vielfach gepriesenen Diplomatie Frankreichs muß man dabei von vornherein absehen. Denn die französischen Diplomaten haben tatsächlich etwas Ungeheuerliches darin geleistet, ihr Land zum widerstandslosen Spielballe fremder Interessen zu machen. Gewiß können erst spätere Zeitalter, denen sich die Archive für geschichtliche Forschung öffnen, die politische Entwicklung der Gegenwart voll würdigen. Aber so ganz mit den verbundenen Augen des beschränkten Untertanenverstandes stehen wir doch den Ereignissen nicht gegenüber. Auch hier gilt das Wort: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Nimmt man ohne Rücksicht auf die zeitliche Reihenfolge den wichtigsten Punkt vorweg: Unsre Diplomatie hat die Einkreisung Deutschlands und den allgemeinen Krieg gegen uns nicht verhindert. Unzweifelhaft richtig. Nur sehr fraglich, ob das überhaupt irgendein diplomatisches Genie vermocht hätte. Denn der allgemeine Angriff auf Deutschland lag ebenso im Gange der geschichtlichen Entwicklung wie einst der Siebenjährige Krieg. Auch ihn hat Friedrich der Große, der doch gewiß ein staatsmännisches Genie war, nicht verhindern können. Vielleicht die einzige Möglichkeit, den jetzigen Weltkrieg zu verhindern, wäre für uns ein Präventivkrieg gewesen, etwa zur Zeit des Burenkrieges gegen England oder zur Zeit des Japanischen Krieges und der darauffolgenden Revolution gegen Rußland. Aber niemand hat sich entschiedener gegen Präventivkriege ausgesprochen als gerade Bismarck, dessen Erbe die Gegner unsrer heutigen leitenden Staatsmänner zu wahren behaupten. Freilich war es eine Torheit, wenn man deshalb etwa auf Dankbarkeit von seiten Englands oder Rußlands gerechnet hätte. Denn von dieser Tugend ist die Politik immer unberührt geblieben. Der Weltkrieg scheidet also von vornherein aus.

Aber anderweit soll unsre Diplomatie durch beständige Nachgiebigkeit die deutschen Interessen fortgesetzt schwer geschädigt haben. Die Marokkoangelegenheit, die schließliche Erledigung der letzten Strecke der Bagdadbahn bildeten, wie man behauptet, keinen besonderen Ruhmestitel des diplomatischen Geschickes. Und noch während des Krieges habe man diese Praxis fortgesetzt, indem man durch ungeheuerliche Zugeständnisse die Neutralität erst Englands, dann Italiens zu erkaufen suchte. Daran knüpfen sich dann schwere Besorgnisse, ob diese Diplomatie

Digitized by Google

imstande sein werde, beim Friedensschlusse Bedingungen zu erzielen, die unsern kriegerischen Erfolgen entsprechen und uns dauernde Sicherheit gewähren.

Auch hier wird Bismarcks Geist heraufbeschworen, der mannigfach in der Luxemburger Frage, bei der uns urdeutsches Land bis auf heute verloren ging, in dem Karolinenstreite nachgegeben habe. Gewiß war Bismarck nicht immer der Mann der eisernen Faust. Aber ebenso verkehrt wie es ist, Bismarcks Mäßigung als allgemeingültiges Ideal aufzustellen, weil er ein einziges Mal einem unterlegenen Feinde kein Gebiet abnahm, aber auf der andern Seite gleichzeitig seinem Staate drei neue Provinzen erwarb, erscheint es als die größte Einseitigkeit, von dem vielgestaltigen diplomatischen Genie Bismarcks gerade seine Nachgiebigkeit zum politischen Prinzipe zu erheben.

Zugeständnisse, wie die an England und Italien zur Erhaltung ihrer Neutralität könnten in der Tat ungeheuerlich erscheinen. Glücklicherweise war die Torheit unsrer Feinde noch größer als die angebliche Schwäche unsrer Diplomatie. Oder hat man das vielleicht vorher gewußt und konnte deshalb so weit gehen? Die Verhandlungen mit Italien hatten wenigstens den Erfolg, daß Italien erst angriff, als Rußland zusammenbrach. Die endliche Erfolglosigkeit seiner Bemühungen will Bülow vorher gewußt haben.

In der Tat hat unsre Diplomatie schon während des Krieges auf dem Balkan glänzende Ergebnisse aufzuweisen gehabt, während die unsrer Gegner versagte. Aber erst der Friedensschluß wird das endgültige Urteil ermöglichen, ob die deutsche Diplomatie wirklich gleich dem Heere auf voller Höhe stand. Nach ihm werden die Vorwürfe entweder verstummen oder sich mit unwiderstehlicher Gewalt geltend machen, so meint man. Doch auch von unsrer viel angefochtenen Diplomatie kann man sagen: „Es sind die schlechtesten Früchte nicht, daran die Wespen nagen."

Aus der alten und jungen Türkei

Von

Freiherrn von la Valette St. George

An einem herrlichen Oktobertage 1890 fuhr ich zum erstenmal, von Varna kommend, in den Bosporus ein.

Man glaubt mit dem Schiffe gegen eine mächtige Felswand anzustürmen, deren Fuß vom Gischt weißer Brandung umtost wird. Erst spät, kurz vor der Einfahrt, bemerkt man, daß die steinerne Mauer wie von einem gewaltigen Schnitt senkrecht zerrissen scheint, wobei einige nadelgleiche, scharfe Klippen abbröckelten und hoch und spitz aus dem tiefblauen Gewässer emporragen.

Es sind die schon aus der Argonautensage bekannten Felsen, die infolge einer merkwürdigen optischen Täuschung beim Kreuzen der Segelschiffe gegen

Digitized by Google

den hier sehr reißend aus dem Schwarzen Meer treibenden Strom der lebhaften Phantasie der alten Griechen beweglich vorkamen und den Schiffer zu zermalmen drohten.

Und gleich gegenüber findet sich noch ein zweiter Wunderberg der Argonautenfahrt. Jason erzählte damals seinen staunenden Landsleuten bei der Heimfahrt, daß dort eine hundertköpfige Schlange hause, die das Schiff mit furchtbarem Heulen und Gebrüll begrüßt und dann sich ins Meer geworfen habe, um alle zu verschlingen.

In der Tat waren es harmlose Seehunde, wie man sich heute noch überzeugen kann, die selbst durch die Argo erschreckt, brüllend aus den vielen Höhlungen des Felsens in die See hinabgesprungen waren.

So lassen sich manche altgriechische und orientalische Sagen auf sehr natürliche Weise erklären, muß man doch die Bedeutung des „Goldenen Vlieses" selbst, das Jason raubte, auf den noch heute in der Landschaft Kutais — dem alten Kolchis — bestehenden Brauch zurückführen, Schaffelle jahrelang in den Sand des goldführenden Phasisflusses zu lagern.

Und was sollten die „ehernen" Stiere, die Wächter des Goldenen Vlieses anderes sein als Auerochsen, an deren vom Moorwasser glänzenden, mit Schlamm bedeckten Flanken die Pfeile der Griechen machtlos abprallten und die heute noch unfern dem alten, sagenhaften Kolchis hausen!

Aus klassischen Erinnerungen führt uns die Fahrt zu den steinernen Andenken des Mittelalters.

Zur Rechten ältere und neuere türkische Befestigungen auf byzantinischen Unterbauten, zur Linken die hochragende Ruine des „Schlosses der Genueser" aus dem dreizehnten Jahrhundert, die, wie die modernen Engländer ihre Kohlenstationen, so im östlichen Mittelmeer, bis tief ins Schwarze Meer hinein, ihre festen Burgen angelegt hatten.

Dann fährt das Schiff durch eine Landschaft, die an den Rhein zwischen Mainz und Bonn erinnert, nur weit heroischer, großartiger, mit mächtigeren, überwältigenderen Formen und überaus interessanten Holz- und Steinbauten.

Hier ragt die weiße Kuppel einer Moschee empor mit ihren spitzen, zierlichen Minarets, wahren Ausrufungszeichen in der grünen Landschaft. Dort bauen sich terrassenförmig türkische Holzhäuser und Villen, rot und gelb angemalt oder vom Alter geschwärzt, am Berghange auf, ein schneeweißes „Yali", ein Wasserschloß, leuchtet dazwischen hervor, hier und da ragen Gruppen von schwarzen Zypressen neben mächtigen, vielhundertjährigen Platanen, und in die tiefen Seitentäler schmiegen sich gewaltige Baummassive, durchzogen von dunklen Lorbeerhainen in den herrlichen, immergrünen Parks des Sultans, des Khedive und der Botschafter.

Bei Bojukdere, Therapia und Jeniköj ist vielleicht der Bosporus am schönsten, und dort leben im Sommer die Diplomaten in ihren prächtigen Villeggiaturen, wie in einer einzigen großen Familie. Da sieht man die Dampfbarkassen der Botschaften und Stationsjachten, die weißen „Mouches" mit

Digitized by Google

spritzenden Bugwellen eilends durch das blaue Wasser stürmen, und sanft gleiten die „Kaiks", die scharf geschnittenen, hochbordigen, schmalen Ruderboote, mit ihren geschickten Ruderern in malerischer, goldverschnürter Tracht, vorüber, hier und da auch besetzt mit leicht verschleierten, eleganten türkischen Damen, die nach Bebek oder zu den „süßen Wassern Asiens" hinüberfahren.

Nichts Schöneres gibt es als einen lauen Sommerabend an den Süßen Wassern Asiens, einem lieblichen, sanft durch die grünenden Auen, Mandel- und Orangenbosketts hinfließenden Flüßchen, in dem Hunderte von Kaiks gleiten, an dessen Ufern die Zigeuner ihre melancholischen Weisen ertönen lassen und ganze Gruppen von Türkinnen und Griechinnen in ihren bunten, seidenschimmernden, malerischen Trachten lagern.

Und stimmungsvoll, Herz und Sinn ergreifend ist die Rückfahrt, wenn der Himmel in tausend Farben aufleuchtet und die scharf und schwarz am Horizont aufragenden Zinnen und Türme des Schlosses Rumeli Hissar mit seinen letzten Strahlen vergoldet.

Hier war es, wo im Jahre 1452 Sultan Muhammed II. übersetzte und als Brückenkopf zur Eroberung Konstantinopels sich das fünfeckige Felsenkastell baute.

Von Rumeli Hissar, der engsten, nur 800 Meter breiten Stelle der Meerenge, weitet sie sich bis zum Eintritt in das Marmarameer, und ihre Ufer bilden eine einzige Villenstraße, einen einzigen Riesenwasserboulevard bis nach Galata und Skutari.

Zur Linken sieht man bald das reizende Beylerbey, einen weißglänzenden Marmorpalast in einer Art Rokokostil, ein wahres Dornröschenschloß, in dem aber jetzt Abd ul Hamid schlummert — ohne Hoffnung auf Erlösung durch einen Märchenprinzen.

Zur Rechten folgt dann der große Park des Jildis-Kiosk und am Gestade die monumentalen Paläste von Dolmabagdsche und Tschiraghan. Ueberraschend türmt sich Pera vor uns auf, der hohe Galataturm, links Skutari mit seinem riesigen Zypressenkirchhof, der Leanderturm und die Serailspitze mit ihrem grünen Park und altersgrauen Mauern.

In der Ferne aber sieht man im Marmarameer in zartem Blau die Prinzeninseln auftauchen.

Möwen umgaukeln das Schiff, die Dampfsirenen ertönen, griechische Segelschiffe und Mahonen kreuzen durch den Hafen, über die Riesenbrücke von Galata nach Stambul strömen Tausende von Menschen, all dieses Getriebe und die Hunderte von Masten hinter der Brücke, die rauchenden Schlote unzähliger Dampfer verkünden, daß wir im Goldenen Horn, dem Hafen der Kaiserin des Ostens, Konstantinopels, gelandet sind.

Unzählige Male habe ich seither diese Fahrt gemacht — am schönsten ist sie im April, wenn das ganze Gestade in zarten Farben aufleuchtet, rosenrot von den Blüten der Judasbäume, weiß und dunkelrot von Mandelbäumen, Orangen-, Kirschen- und Pfirsichhainen.

Digitized by Google

Auch manch bitter kalte, dumpf nebelige Nacht habe ich auf dem Bosporus verbracht. Einmal, als wir mit dem österreichisch-ungarischen Botschafter, Baron Calice, von Costanza aus nach schwerem Schneesturm in tiefem Nebel, in dem man nicht zehn Schritt weit sehen konnte, eingefahren waren. Da heulten die Sirenen unaufhörlich, und wir mußten 24 Stunden vor Dolmabagdsche ankern.

Aber der liebenswürdige alte Herr versammelte uns um sich zu gemütlicher Plauderstunde und wußte uns mit seiner wohltuenden weichen Stimme, mit seinen Lebenserinnerungen und geistreichen Anekdoten so zu fesseln, daß wir Zeit und Ort und Nebel und alles vergaßen, als ob es zu Boccaccios oder Harun al Raschids Nächten gewesen.

Dann aber erklang ein schriller Klageton, die Sirene der Botschafts-„Mouche" ertönte, der dumpfe Ton unsres Dampfers antwortete wieder und wieder, als ob eine Mutter dem Kinde gerufen hätte, der Botschafter nahm Abschied, und der schöne Traum war vorüber.

Als ich zum erstenmal Konstantinopel besuchte, spielte weitaus die erste Rolle unser deutscher Botschafter von Radowitz. Das war so hergebracht seit den Zeiten des Grafen Paul Hatzfeldt, vielleicht des besten Diplomaten nach Bismarck, der jemals deutsche Interessen als Botschafter in Konstantinopel, Paris, London und als Staatssekretär in der Wilhelmstraße vertreten hat. Nicht umsonst sieht man dort heute noch sein Porträt im Hauptempfangszimmer. Sein Andenken ist unvergessen geblieben, hier wie dort.

Auch Radowitz war ein Lieblingsschüler Bismarcks und wurde durch eine außerordentlich kluge Frau und zwei reizende Töchter in seinen gesellschaftlichen Pflichten unterstützt, die bei der großen deutschen Kolonie und dem außerordentlich intimen Verkehr der Diplomaten untereinander keine Sinekure waren.

Die jüngste Tochter Radowitz' hat es denn auch später bei Gelegenheit des Spanisch-Amerikanischen Krieges sogar zu einem gewissen politischen Erfolge gebracht, als das bildschöne junge Mädchen bei einem Maskenfeste der Kaiserlichen Botschaft in Madrid in der Uniform der „Guardia civil", der nationalen Lieblingstruppe der Spanier, auftrat, die Nationalhymne intonierte und damit alle so leicht entzündlichen und patriotisch fühlenden spanischen Herzen zu frenetischem Jubel entflammte.

Dabei war Radowitz einer der orientiertesten Diplomaten, die je unter den Adlern des deutschen Botschaftshauses gelebt haben; dafür sorgte Baron Testa, der vorzügliche erste Dragoman, aus einer levantinischen Familie, der alle levantinischen Schliche, Kniffe und Intrigen auf das genaueste kannte.

Sein Fortgang ist später kaum zu ersetzen gewesen, und dann hat wohl manchmal das Nachrichtenwesen — im „Palais" wie in den levantinischen und jungtürkischen Kreisen — besonders zur Zeit der letzten Revolution, etwas versagt. Bei solchen Ueberraschungen ist es dann natürlich besonders schwer, die bisherigen Bahnen und Verbindungen verlassen zu müssen und in ganz neue ungewohnte einzulenken.

Digitized by Google

Dem letzten, leider viel zu früh verstorbenen Botschafter, Baron Wangenheim, ist das bekanntermaßen in glänzendster Weise gelungen. Eine hervorragende Energie und klarste Urteilskraft, ohne alle Vorurteile, bei herzgewinnenden persönlichen Formen, und das ausgesprochene Bedürfnis, mit Menschen aus allen Kreisen der Gesellschaft zu verkehren, kamen ihm dabei zu Hilfe. Musikalisch hochbegabt, paßte er so recht in die Kreise der so außerordentlich musikliebenden Levantiner, und seine heitere, schöne und kluge Frau — auf malerischem Gebiet selbst eine vorzügliche Künstlerin — wußte ihrem Gatten manche Sorge von der Stirne zu scheuchen und den Botschafter, der eher etwas zur Melancholie neigte, lebensfroh in seinen schweren Aufgaben zu erhalten. Daß er die größte — den Bund der Mittelmächte mit der Türkei — so glänzend gelöst, wird wohl seine letzte, aber auch stolzeste Erinnerung gewesen sein und ihm den Abschied vom Leben erleichtert haben.

Von den fremden Botschaftern der verflossenen 25 Jahre war wohl die markanteste Persönlichkeit Constans, der französische Botschafter. Man sagte ihm nach, daß er ein ebenso guter Geschäftsmann wie Botschafter sei, welche Begabung er mit den Sekretären des Sultans teilte. Jedenfalls hat er zu manchen Zeiten für manche französische politische und kommerzielle Interessen mehr erreicht, wie irgendeiner seiner Kollegen für die seinigen. Besonders in der ersten Zeit der Revolution. Denn die Verbindungen der Jungtürken mit der französischen Botschaft waren natürlich weitaus intimer wie mit der irgendeiner andern Nation. Befand sich doch der Herd des Jungtürkentums seit jeher in Paris.

Später hat sich allerdings das Blatt gewendet. Die Jungtürken sahen sich von Frankreich nicht in dem Maße unterstützt, wie sie es erwartet hatten, und dazu kam der Einfluß der vielen in Deutschland ausgebildeten Offiziere, und das waren fast alle Jungtürken. Sehr gegen den Willen Abd ul Hamids; aber trotz seinem Spionagesystem hat er's wohl nie geahnt.

Der englische und amerikanische Botschafter gaben glänzende Feste, und der letztere, Mr. Leishman, wußte selbst verhältnismäßig geringe amerikanische Interessen stets mit einem zu ihrer Bedeutung in diametralem Gegensatze stehenden Aufwande von Energie und Tätigkeit zu verwerten.

Das gleiche galt von dem belgischen Gesandten, dem Comte Dudzeele, und dem schwedischen, Baron Beck-Frijs, die unter die orientiertesten und geschicktesten Diplomaten gerechnet wurden.

Leishman wurde später Botschafter in Berlin, und seine blondlockige Tochter, eine echt amerikanische Schönheit, heiratete einen deutschen Standesherrn, den Herzog von Croy-Dülmen.

Von den Militärattachés war zweifellos der tüchtigste der österreichisch-ungarische Oberst Baron Giesl von Gieslingen, dessen Name und Bedeutung beim Ausbruche des Krieges, als Gesandter in Belgrad, weltbekannt geworden ist und der jetzt anscheinend auch die Verhandlungen mit Montenegro geführt hat.

Digitized by Google

Er wie auch sein englischer Kollege, ein irischer Oberst, der gewandt Türkisch, Serbisch und Arabisch sprach, waren die besten Kenner der inneren Türkei und besonders der mazedonischen Frage, die in der Fremdenkolonie zu finden waren.

Die Stellung des deutschen Militärattachés hatte unter Abd ul Hamid nur eine verhältnismäßig dekorative Bedeutung; versuchte einer der Herren, wie der damalige Major von Morgen, jetzt ein glänzender, siegreicher Korpsführer, ein hervorragend tüchtiger, energischer und auf das Wohl der türkischen Armee bedachter Offizier, helfend und beratend einzugreifen, so stieß er sofort auf heftigsten Widerstand und — fiel in Ungnade.

In der gleichen Weise war es den zahlreichen hohen deutschen Offizieren unmöglich gemacht, ihre Ansichten zur Geltung zu bringen. Wohl kaum irgendeiner fühlte sich militärisch befriedigt. Man ließ sie reden, man ließ sie an der Kriegsakademie unterrichten, Kommissionen bilden, deren Beschlüsse nicht befolgt wurden — aber zu kommandieren gab man ihnen nichts, überwachte sie vielmehr auf das schärfste. Niemand unter ihnen hat dies vielleicht so schwer empfunden als gerade die tüchtigsten und arbeitsamsten, wie Auler- und Imhof-Pascha und der Admiral Kalau vom Hofe.

Goltz-Pascha allein bildete eine Ausnahme von der Regel. Ihm wurde wenigstens als Leiter der Kriegsakademie und des Generalstabswesens eine gewisse Selbständigkeit gelassen, in der er sein großartiges Organisations- und geistiges Erziehungstalent zur Geltung bringen konnte. Noch heute betrachten alle so pflichttreuen und ruhmgekrönten türkischen Heerführer und Oberoffiziere Goltz-Pascha als ihr Vorbild und ihren Führer, sind stolz auf ihn und hängen an ihm wie Kinder und Schüler an ihrem geliebten Vater und Lehrer. Daß er siegreich kämpfend auf dem Felde der Ehre für die ottomanische Nation sein Leben dahingeben konnte, wird sein Andenken all seinen Freunden in der Türkei, die ihm ein zweites Vaterland wurde, um so unvergeßlicher erscheinen lassen.

Die Aengstlichkeit, der Verfolgungswahn des Sultans waren so groß, daß Uebungen außerhalb des Kasernenhofes unmöglich waren.

Als Goltz-Pascha zum ersten Male einen kleinen Uebungsritt außerhalb der Tore mit seinen Generalstabsoffizieren unternahm, überbrachten die Spione sofort dem Sultan die Meldung von der Entdeckung einer militärischen Verschwörung und taktischen Vorbereitungen zur Eroberung des Jildis-Kioskes. Und der Sultan glaubte. Die Generalstabsreisen aber mußten unterbleiben, und Goltz-Pascha war gezwungen, seine praktisch erzieherische Tätigkeit in die Provinzen zu verlegen. Im Gardekorps und um Konstantinopel durfte seit dem Kriege 1878 kein scharfer Schuß fallen, kein Geschütz durfte auf dem Schießplatze zu Tschataldja feuern, es sei denn zu kleinen Materialprüfungen und auf Grund besonderen kaiserlichen Iradés.

So kam es denn, daß die mazedonischen, kaukasischen, syrischen, anatolischen Linienkorps weit feldtüchtiger wurden als das glänzende, im Hofleben aufgehende, doppelt so starke Gardekorps.

Digitized by Google

Wenn wir diese zwar sehr dekorative und repräsentative, aber in militärischer Hinsicht keineswegs befriedigende Stellung der deutschen Militärmission zu Zeiten Abd ul Hamids mit dem heutigen wirklichen Vertrauensverhältnis zwischen den deutschen und ottomanischen Offizieren vergleichen, so fällt der Unterschied doppelt auf.

Marschall von der Goltz und Liman von Sanders-Pascha mit ihren Offizieren, wie die Besatzungen der „Goeben" und „Breslau" wurden von ihren türkischen Kameraden wie Brüder behandelt, sie haben sich das Vertrauen der ganzen Armee in blutigem Kampfe an den Dardanellen errungen und können ihrerseits mit Recht stolz sein auf die Gewandtheit und den Todesmut der mit ihnen kämpfenden türkischen Offiziere und die Tapferkeit und heldenmütige Ausdauer der ottomanischen Truppen. Blut und Eisen haben die Nationen des Vierbundes untrennbar zusammengeschmiedet.

Schlimmer noch war es um die Marine bestellt. An ihrer Spitze stand der dem Sultan unbedingt ergebene, aber völlig unwissende und in Völlerei und Schwelgerei aufgehende Hassan-Pascha. Er „fraß", wie die Jungtürken mit Ekel und Widerwillen erklärten, die ehemals schöne Flotte und verbaute Panzerschiffe. Er besaß einen Harem von dreißig Weibern, aus denen er als praktischer und musikliebender Herr eine Damenkapelle gebildet hatte. Jede seiner Frauen mußte ein anderes Instrument erlernen und auf diese Weise ein ganzes Damenorchester seine vielen müßigen Stunden kürzen. Bei den Illuminationen zur Feier des kaiserlichen Geburtstages war sein Konak stets am schönsten beleuchtet, er zeigte gewöhnlich ein in allen Farben leuchtendes großes Schiff, so ziemlich das einzige, was er der türkischen Marine übriggelassen hatte. Aber der Sultan kannte sein Treiben, er war zufrieden damit, denn es überhob ihn der Angst, daß einmal die türkische Flotte aus dem Goldenen Horn herausdampfen und vor dem Jildis erscheinen könnte, wie seinerzeit vor Dolma-Bagdsche, um Abd ul Aziz zu entthronen.

Nicht genug mit dieser Mißwirtschaft, wurden auch die noch brauchbaren Kreuzer und Torpedoboote durch Entnahme der Geschützverschlüsse und wichtiger Maschinenteile, die kunterbunt durcheinander im Jildis verwahrt wurden, dienstunfähig gemacht. Dafür aber zog jeden Freitag beim Selamlik ein Marinedetachement mit zur Parade auf, und das Schönste an ihm war seine Militärkapelle. Denn die spielte prächtig.

Unendlicher Mühe und Tatkraft der jungtürkischen Verwaltung bedurfte es, um dieses Chaos wieder zu ordnen, und um so stolzer darf die türkische Marine auf die glänzenden Erfolge sein, die sie in diesem Kriege erreicht hat.

Nicht viel besser stand es im Kriegsministerium. Des unförmlich dicken, unendlich faulen und fast noch unwissenderen Kriegsministers Riza-Pascha einziger Lebenszweck schien es zu sein, jeden Freitag neben dem kaiserlichen Phaethon grüßend und katzbuckelnd einherzuhumpeln.

Der Großmeister der Artillerie, Zeki-Pascha, verstand, wie er selbst zugab, nicht das geringste von der Artillerie, war aber daneben noch Chef der Militär-

Digitized by Google

spionage, des Militärbildungswesens und der Militärsanitätspflege, aber auch bei dieser vielseitigen Tätigkeit war der Chef vielleicht der Ungebildetste und Unwissendste. Mit Haß und Abscheu betrachteten ihn die Jungtürken und machten ihn verantwortlich für das unglaubliche Spionage- und Denunziantentum, das manchen jungen, hoffnungsvollen Offizier elend zugrunde gerichtet, in die Verbannung nach dem Kaukasus oder dem Yemen gesandt oder gar geheim oder öffentlich ermordet hatte. Aber er war ein treuer Diener seines Herrn, wie ihn Abd ul Hamid sich wünschte, und imponierte diesem selbst durch die maßlose Unverfrorenheit, mit welcher er die kaiserliche Kasse und besonders die Güterverwaltung des „Wakuf", wo immer es möglich war, zu plündern suchte. In der Revolution ist er von der Bildfläche verschwunden, sein Schicksal ist mir unbekannt geblieben.

Bekannter geworden ist der Ausgang der beiden andern Hauptspione — des Generals Mehmed Tscherkeß-Pascha, des Chefs der Geheimpolizei im Palaste, und Fehim-Paschas, des Chefs der politischen Polizei. Wieviel Mord, schuldlose Einkerkerung und Verbannung diese beiden Verbrecher auf dem Gewissen hatten, kann wohl kaum noch nachgeprüft werden. Bei der ängstlichen Natur des Sultans genügte ein leiser Verdachtsgrund, um den Verdächtigen zeitlebens unglücklich zu machen oder sogar seinen Tod zu veranlassen. Persönliche Feindschaften und Intrigen und vor allem die Habgier, sich des Erbes der Ermordeten zu versichern, kamen hinzu, um die Herrschaft dieser beiden Männer zu einer fürchterlichen, unerträglichen zu machen. Sie bereiteten bestens den Boden für die so plötzlichen, aber lange im geheimsten vorbedachten glänzenden Erfolge des Jungtürkentums vor.

Feige und elend verfielen dann die beiden Männer ihrem Geschick. Mehmed Tscherkeß versuchte sich im Palaste zu verstecken, wurde aber gefunden und aufgehängt, Fehim gelang es, nach Brussa zu entfliehen, er wurde aber dort auf der Straße aus seinem Wagen gerissen, zu Boden geworfen und mit Fußtritten, wie eine giftige Schlange, zertreten.

Selbst unter den Ministern und höchsten Hofbeamten gab es einige, welche die Spionage als Erwerbsquelle und als Mittel, um sich beim Sultan in angenehme Empfehlung zu bringen, betrachteten. Und Frauen dieser Beamten, die mit hohem, festem Gehalt als „Hof- und Palastdamen" angestellt waren, um die Fremdenkolonie, die Diplomaten, türkischen und levantinischen Kreise auszuspionieren. Allen haben es die Jungtürken mit Zinsen und Zinseszinsen heimgezahlt. Es heißt, der Sultan überwachte persönlich die durch dieses Denunziantentum, durch wahre oder fingierte Verschwörungen hervorgerufenen Bluturteile. Man sprach von vergiftetem Kaffee oder Konfitüren und von einer geheimnisvollen Falltüre, welche das ahnungslose Opfer in den Tiefen des Bosporus verschwinden ließ. Wie viele Opfer der Sultan selbst in seinem verbrecherischen Wahnsinn hinmorden ließ, wie viele zu Lasten seiner Günstlinge fallen, wie viele Grausamkeiten mit oder ohne sein Wissen, aber unter seinem Schutze verübt worden sind, wird wohl kaum je mit Sicherheit festzustellen sein.

Digitized by Google

Aber nach allem, was man täglich sah und hörte, war die Erbitterung der Jungtürken psychologisch wohl zu begreifen, und sprechen die offensichtlichen Veränderungen und Fortschritte der neuen Partei eine zu beredte Sprache.

Nur eine furchtbare Blutschuld Abd ul Hamids dürfte heute schon außer Frage stehen. Es sind die entsetzlichen Armeniermorde und das unsinnige, von allen liberalen und einsichtigen Türken widerratene, jedes Jahr sich wiederholende Gemetzel in Mazedonien.

Es ist zweifellos festgestellt, daß die Anstifterin dieser Verbrechen, die Schürerin all dieser Aufstände die heuchlerische, hinter ihrem frommen Cant sich deckende Regierung Englands war, die dazu schlau den Wahnsinn Abd ul Hamids benützte, um ihn zu den rücksichtslosen, blutigen Verfolgungen jener Unglücklichen aufzuhetzen, die er als Geheimbündler und Verbrecher gegen seine eigene Person ansah, und mit deren Vernichtung er den ganzen Liberalismus, das ganze emporstrebende Jungtürkentum zu treffen suchte.

Aber was hatten jene unglücklichen, harmlosen, wehrlosen Lastträger, die „Hamals" Konstantinopels, die er zu Tausenden hinschlachten ließ, zu tun mit jenen wirklich gefährlichen armenischen Verschwörern, die in London und Paris saßen und dort die Geschäfte Großbritanniens besorgten? Und jene Tausende, die den kurdischen Räuberscharen überliefert wurden, nachdem englisches Geld und englische Agenten einige schwächliche Aufstände zum Aufflackern gebracht hatten?

Und mit welcher Schamlosigkeit ließ Abd ul Hamid seine Blutbefehle vollstrecken! Würden doch die unglücklichen Opfer mit Knütteln erst auf den Wagen erschlagen, welche die Leichen nach dem Hafen fahren sollten, weil sich die Mörder die Mühe ersparen wollten, sie hinaufzuschleppen. 6000—8000 Armenier sollen in jenen Schreckenstagen allein in Konstantinopel hingemordet und in den Bosporus geworfen worden sein.

Kurz darauf sank an der Serailspitze ein Schiff. Der Taucher, welcher das Wrack untersuchte, weigerte sich, wieder hinunterzusteigen, denn der ganze Seeboden war bedeckt mit in der Strömung hin und her pendelnden, wie lebend erscheinenden, aufrechtstehenden Kadavern, die Füße mit Kanonenkugeln beschwert. Ein andermal, so hieß es, ließ ein französischer Dampfer infolge Havarie Anker vor dem Jildis-Kiosk werfen. Das Heißen des Ankers war nahezu unmöglich, und es zeigte sich bei näherer Untersuchung, daß er sich in einen wirren Haufen mit Ketten verbundener Leichen verstrickt hatte.

Der Kapitän ließ den Anker schlippen, fuhr weiter und fragte von Smyrna aus beim Botschafter Constans an, was er tun und melden solle. Worauf dieser antwortete: „Il ne faut pas vouloir lever les secrets du Bosphore!" ...

Die junge Türkei hat mit dieser autokratischen Schreckensherrschaft eines wahnsinnigen Monarchen gebrochen. Ihr erster, schönster und, wie sie in ihren Erfolgen bewiesen hat, wirksamster Grundsatz war: Schutz den verschiedenen im Ottomanischen Reiche lebenden Rassen, Religionen, Nationalitäten, Individuen. Ihr Ideal wäre, das für die Türkei zu erreichen, was unser herrlicher Kaiser

Digitized by Google

mit den kernigen Worten ausgedrückt hat: „Ich kenne jetzt keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche!“

Auch der Krieg hat alle Parteien, Religionen und Rassen in der großen Türkei geeint, und gemeinsam schlagen alle Herzen zu dem großen Ziele, die fremden Eroberer, besonders die Engländer und Russen, diese ewigen Zerstückeler des Ottomanischen Reiches, diesmal vernichtend weit über die Grenzen hinauszutreiben. Und dieser Reichsgedanke wird hoffentlich im Kaukasus wie im Irak und in Aegypten zum glücklichen Ziele führen.

Ein ganz besonderer Krebsschaden der alten Türkei war die große Bestechlichkeit der hohen Palastbeamten, besonders der beiden Sekretäre, Tahsin und Izzed-Pascha, gewisser Kammerherren, wie Raghib und Faik-Bei, die vielfach ganz offiziell — mit Kenntnis des Sultans — bei den großen Regierungsgeschäften ihre prozentuale Beteiligung bekanntgaben und durchsetzten. So konnte es vorkommen, daß bei einem Millionenankauf von Schießpulver die Lieferung für 76 Piaster einer konkurrierenden Firma zugeschlagen wurde, während einige Wochen vorher die unterlegene genau die gleiche Ware unter genau gleichen Abnahme- und Zahlungsbedingungen für 33 Piaster angeboten hatte. Der Raub von mehreren Millionen Differenz wurde unter einige Privatpersonen verteilt — und die Staatskasse hatte das Nachsehen. Ebenso kam es vor, daß der eine oder andere Botschafter für einen Landsmann mit einem großen Aufwande von diplomatischem Apparat, wie in dem Falle Lorando Tubini, den Sultan zu geschäftlichen Transaktionen und Zugeständnissen zu zwingen suchte, die keineswegs immer in seinem oder dem Staatsinteresse lagen. Gegen diese Persönlichkeiten richtete sich denn auch noch der besondere Haß der Jungtürken, die da behaupteten, daß sich diese Leute die besten Stücke aus dem Felle der Türkei herausschnitten.

Ein solches persönliches Eingreifen des Sultans wäre aber unmöglich gewesen ohne die geradezu unglaubliche Konzentration in seiner eigenen Person, zu welcher er die Regierungsmaschine eingerichtet hatte. Trotz einer zehnfachen Arbeitskraft wäre es beim besten Willen unausführbar gewesen, die ungeheure Arbeitslast, die er sich damit aufgebürdet hatte, zu bewältigen. Alles, auch die gleichgültigste Bagatellsache, mußte von ihm genehmigt werden, und wenn es auch keine Unterschrift, sondern nur eine Zustimmung, ein „Iradé“, kostete, so genügte diese Schwierigkeit doch, um die wichtigsten Angelegenheiten monate-, jahrelang ruhen zu lassen. Handelte es sich um europäische Interessen, so konnten diese dann nur noch mit Hilfe der Diplomatie durchgeführt werden. Dazu kam, daß die Minister — aus Menschenscheu — fast nie zum Vortrag befohlen wurden. Alle Geschäfte und Korrespondenzen erledigten die beiden Sekretäre!

Es gab nur wenige Verwaltungen, denen eine etwas größere Selbständigkeit eingeräumt war, wie der Verwaltung der kaiserlichen Zivilliste und Krongüter und dem Oberstallmeisteramte. Aber an der Spitze beider standen auch ganz hervorragend ehrliche, brave und in jeder Beziehung absolut zuverlässige

Digitized by Google

Persönlichkeiten. Der Minister der Zivilliste war ein römisch-katholischer Armenier, der Oberstallmeister Faik-Pascha hatte drei Jahre in der deutschen Armee Dienst getan und verband die tiefe Religiosität, das ernste Moralbewußtsein und die Zuverlässigkeit des strenggläubigen Mohammedaners mit all den Anforderungen, die man an einen tüchtigen, pflichteifrigen deutschen Offizier stellen muß. Er hing mit treuer Untertanenpflicht an seinem Herrn, mit religiöser Verehrung an seinem Kalifen, dem Nachfolger des großen Propheten.

Und doch konnte er sein klares Auge nicht all dem Ungemach, der Verderbtheit und Morschheit verschließen, die ihn und den kaiserlichen Hof von allen Seiten umgab. Er versuchte zu helfen, zu bessern, was er konnte. Trotzdem er seinen Herrn, wie viele andre, in letzter Stunde nicht verließ, sondern treu zu ihm stand, wurde er doch von den Jungtürken in hohen Stellungen gehalten, da sie seine Ehrlichkeit und Tüchtigkeit kennengelernt hatten, und kommandierte zuletzt das syrische Armeekorps in Damaskus.

Vielleicht die interessanteste Erscheinung unter den hohen türkischen Beamten war der Großwesir Ferid-Pascha, Chef des großen Geschlechts der Vlora, das bei Valona und Delvino in Albanien über viele Hunderttausende von Morgen fruchtbarsten Landes gebietet. Er zeigte ein glückliches Gemisch jenes braven, vornehmen, konservativen Alttürkentums, lebhaft durchsetzt von modernen Einflüssen, für die er infolge seiner schnellen Auffassungsgabe — wie viele Albanesen — besonders empfänglich war.

Ein solch charaktervoller Albanese, beseelt von höchstem Ehrgefühl und Pflichteifer, war auch Pertew-Pascha, ein dankbarer Schüler Goltz' und Haeselers, in dessen Wohnung und Bibliothekzimmer man glaubte, sich im Hause eines deutschen Generalstabsoffiziers zu befinden. Er hat den türkischen Generalstab später als sein Chef zu mustergültigen Leistungen heranzubilden gewußt.

Auch die Palastgarde des Sultans bestand zum großen Teile aus Albanesen, und es war nicht rätlich, mit diesen anzubinden. Selbst die Spionage machte vor ihr Halt. Kam es doch vor, daß ungerechte Denunziationen und Verfolgungen sofort mit Blutrache gesühnt wurden und auf offener Straße in Pera oder Stambul der Verwandte des Geschädigten den Beleidiger niederschoß. Leider fiel auch ein fremdländischer Offizier aus Unkenntnis dieser nationalen Sitte zum Opfer.

Eine einzige Ausnahme von dieser Regel ist mir bekannt. Ein junger, fremdländischer Diplomat, dem eine gewisse Brutalität nicht abzusprechen war, machte in Begleitung eines Prinzen der gleichen Nation einen Spazierritt in der Nähe des Jildis-Kiosk. Ein Soldat der albanesischen Palastgarde wollte ihn am Betreten eines verbotenen Weges hindern und griff ihm in den Zügel, erhielt aber einen so furchtbaren Schlag mit dem bleiernen Knopfe der Reitpeitsche, daß er zusammenstürzte und drei Tage später starb. Vor seinem Tode zum Bewußtsein gelangt, hatte er aber den Edelmut, zu erklären, vielleicht auch einem gewissen Zwange des Sultans folgend, um den Europäer vor der Blutrache zu bewahren, daß seine Verletzung durch den Hufschlag des Pferdes er-

Digitized by Google

folgt sei. Die betreffende Regierung hielt es aber doch für geraten, den jungen Diplomaten schleunigst von dem unsicheren Boden Stambuls nach dem äußersten Osten zu versetzen.

Unter den fremdartigen Rassenerscheinungen in den türkischen Kreisen fiel vor allem das tscherkessische und arabische Element auf. Reouf-Pascha, trotz seinem Holzbein seit zwanzig Jahren Kommandierender General des Gardekorps, war ein typischer Vertreter der edlen und gastfreien Tscherkessen. Mit welchem Stolz erzählte er von seinen interessanten Feldzugserinnerungen aus dem Russisch-Türkischen oder Krimkriege, wie er bei Esti Saghra die letzte Handvoll seines dezimierten Regiments durch Vorbeten von Koransuren zum äußersten Widerstand entflammte, oder scherzhaft lächelnd, wenn er von seinen Erlebnissen als junger Leutnant am Hofe Napoleons III. sprach, wie er vor einem großen Maskenfeste in höchster Eile zur schönen Kaiserin Eugenie nach den Tuilerien befohlen wurde, um ihr — die Hosen zuzubinden, mit denen die hohe Frau in der Tracht einer morgenländischen Sultanin absolut nicht zurechtkommen konnte. Und ihre Hofdamen auch nicht. Die fast zwei Meter langen türkischen Frauenbeinkleider werden nämlich oberhalb des Knies und nicht an den Knöcheln festgebunden, wie die Kaiserin vergeblich versucht hatte.

Reouf-Paschas edle Natur und Herzensgüte zeigte sich am besten in seinem trefflichen Familienleben und der vorzüglichen Erziehung seiner Söhne, von denen der älteste, Ihsan-Bei, ein hervorragender Diplomat, die beiden jüngeren, Mehemed Ali und Reouf, tüchtige, wohlunterrichtete Offiziere geworden sind.

In der kaiserlichen Familie selbst findet sich das tscherkessische Blut sehr reichlich vertreten. Ist es doch durch die Sitte streng verboten, daß der Sultan die Zahl seiner gesetzlichen vier Frauen aus den reichen und vornehmen Familien des Landes ergänzt, er ist gezwungen, diese, wie auch die Kadinen, aus der Zahl der gekauften, zumeist tscherkessischen Sklavinnen zu entnehmen, um jede Familienpolitik der Anverwandten von vornherein unmöglich zu machen. Zu Zeiten Abd ul Hamids sorgte ein großes Institut mit zirka 400 Pensionärinnen, die, im Kindesalter angekauft, bis zum sechzehnten Jahre mit etwas Musik, Religion und Literatur unterrichtet wurden, für den Nachwuchs des Harems, dessen Bewohnerinnen man wohl übertrieben auf etwa 3000 schätzte.

Der jetzige Sultan ist weit genügsamer in seinen Familienbeziehungen und hervorragend ernst veranlagt. Es heißt sogar, daß er ganz monogamisch lebe. Die Jungtürken haben bekanntlich bei der Einnahme des Jildis den Harem des alten Sultans kurzerhand aufgelöst und in alle Winde zerstreut, ihm selbst aber als Trösterinnen seiner Einsamkeit nur ein Dutzend seiner Lieblingsfrauen gelassen.

Der Sklavenhandel floriert heute noch zwischen dem Kaukasus und Konstantinopel trotz allen russischen Verboten, und man kann es den jungen Tscherkessinnen, Abchasen und Lasen nicht verdenken, wenn sie das Leben als Dienerin oder Ehefrau in einem reichen türkischen Harem, womöglich des Sultans selbst, der Mißhandlung und der Fronarbeit bei ihren Eltern und Eheherren in der Heimat vorziehen.

Digitized by Google

Ein andres in der Armee wie im Harem des Sultans stark vertretenes Element war das Arabertum. Der Araber zeichnet sich vor allem durch eine außerordentlich hohe Intelligenz und schnelle Auffassungsgabe aus. Er ist von sehr großer persönlicher Anhänglichkeit, Treue und Gastlichkeit und energisch und zäh in der Verfolgung einmal als richtig erkannter Ziele und Gedanken. Religiöser Fanatismus und Unduldsamkeit findet sich häufig und fast bei Christen noch schärfer betont wie bei den Mohammedanern. So sind die katholischen Araber des Libanon, die Maroniten, äußerst intolerant, ihre jahrhundertelangen mohammedanischen Gegner, die Drusen, ebenso freidenkend auf religiösem Gebiete. Bei den schlechten Elementen des Arabertums finden sich häufig große List, Verschlagenheit und Unzuverlässigkeit, die vor Verrat nicht scheut, und während bei der weitaus überwiegenden Zahl von guten Elementen die persönliche Tapferkeit eine Stammestugend ist, findet sich dort ebenso große Feigheit.

Unter den vornehmen Arabern in Konstantinopel spielten der Minister des Innern, Melhamé-Pascha, dessen schöne, schwarzlockige, vorzüglich erzogene Töchter italienische und deutsche Offiziere heirateten, ein katholischer Syrer, und Izzed-Pascha, der zweite Sekretär des Sultans, die hervorragendste Rolle. Machmoud Mustapha-Pascha, der glänzende Führer der jungtürkischen Revolution und spätere Generalissimus, war die Verkörperung des edelsten Typus des Arabertums. Sein Andenken ist unvergänglich, seine Schicksale allzu bekannt. Deutsches Wesen und deutsche Art liebte er wie keiner, hatte er doch lange Jahre als Offizier Deutschland und besonders süddeutsche Eigenart kennen gelernt. In seinen persönlichen Ansprüchen war er von einer rührenden Einfachheit und Bedürfnislosigkeit. Unzählige Male hatte ich Gelegenheit, ihn in seinem damaligen Hauptquartier — in Tophané —, umgeben von seinem ausgewählten Stabe, worunter sich auch der ehemalige Berliner Militärattaché befand, aufzusuchen. Die Anregungen, die er mir gab, werde ich nie vergessen. Unter einem solchen Führer mußte die jungtürkische Frage zu einem siegreichen Ausgang gelangen, mußten die Ideen veredelt werden und zur Reform und mächtigen Neubildung des Ottomanischen Reiches sich verstärken.

Sein intimer Freund und Vertrauter war der berühmte Artilleriegeneral Ali Riza-Pascha, der energische Führer der türkischen Artillerie im griechischen Feldzuge, und gleich Machmoud Mustapha-Pascha außerordentlich anspruchslos und in den bescheidensten Verhältnissen lebend. Beide aber wurden von der Geheimpolizei des argwöhnischen Sultans auf das schärfste überwacht, und es bedurfte ganz außerordentlicher Vorsichtsmaßregeln meinerseits, um die Herren in ihren Privatwohnungen aufsuchen zu können. Interessant waren diese Besuche immer, besonders zur Beiram- und Ramazanzeit, denn auch in der Türkei trifft der Grundsatz zu, daß der Stil der Wohnung auch vielfach charakteristisch für den Stil und die Lebensauffassung des Besitzers ist. So sah man beim Kriegsminister Riza-Pascha modernste, protzigste, kostbare, aber geschmacklose Pracht. Man wußte ja, er konnte sich's leisten — von seinen Ersparnissen. Bei Izzed-Pascha, dem angeblichen Fanatiker und Hauptförderer der Hedschas-

Digitized by Google

bahn, eines religiösen Unternehmens allererſten Ranges, das zur Stunde ſeine großartige ſtrategiſche Bedeutung gegen Aegypten erhalten hat, waren die Wände des Vorzimmers bedeckt mit Kupferſtichen, welche die Ruhmestaten — der Johanniterritter gegen die Türken ſchilderten. Gewiß ein Zeichen von außerordentlicher Toleranz, die ja überhaupt typiſch für manche Erſcheinungen des türkiſchen Denkens vor allem auch im ganzen Mittelalter geweſen iſt.

Während die unglücklichen, fleißigen und kunſtverſtändigen Moriskos von Philipp III. und die Juden von der Inquiſition aus Spanien herausgetrieben wurden, fanden letztere im Reich des türkiſchen Sultans bereitwillige Aufnahme; ihre Nachkommen leben heute noch zum größten Teil in Saloniki und Konſtantinopel unter dem Sammelnamen der Sephardim (im Gegenſatz zu den ruſſiſchen Askinaſi), und die Chriſten genoſſen im ganzen Reiche, wenngleich ſie auch Gjaur genannt wurden, völlige Religions- und Gewiſſensfreiheit!

Am intereſſanteſten war es aber doch, Izzed oder einen der andern Staatswürdenträger in dem ſtreng verſchloſſenen Jildis ſelbſt aufzuſuchen und dort das ganze Getriebe der Staatsmaſchine um den Sultan aus der nächſten Nähe zu ſchauen!

In einem gewiſſen Gegenſatze zu manchen türkiſchen Heimſtätten ſtanden die levantiniſchen Wohnungen, die meiſt mit erleſenſtem Geſchmack und Koſtbarkeit eingerichtet und von altererbtem Reichtum an Silberzeug, herrlichem altem Meißener, Wiener und chineſiſchem Porzellan, Stickereien und Teppichen angefüllt waren. Und faſt nirgendwo fehlten zwei klangvolle Steinway- oder Blüthnerflügel, die vom Muſikverſtändnis der Damen von Häuſern wie der Zarifis, Mavrocordatos, Eogenidis und Joannidis zeugten.

Wie der türkiſche Staatsgedanke und die Lehnsverfaſſung der Bildung von alteingeſeſſenen reichen Familien abhold iſt, ja aus dieſem Grunde — mit Ausnahme einiger Diſtrikte von Albanien, Syrien und dem Kaukaſus — nicht einmal Familiennamen kennt, ſo hängt auch der Türke ſelbſt nicht an der Heimſtätte ſeiner Eltern, und kein Sultan würde im Palaſte ſeines direkten Vorgängers wohnen wollen. Auch der Durchſchnittstürke richtet ſich daher nur für ſeine Lebensdauer ein und baut aus ſehr vergänglichem Holzmaterial, das leicht eine Beute des Feuers wird. Nirgendwo ſieht man daher ſo viele verlaſſene, halb in Ruinen liegende Holzhäuſer, wie gerade in Stambul und der Umgebung Konſtantinopels.

Aber trotzdem iſt der engere Familienſinn des Türken, das Verhältnis der Eltern zu den Kindern und der Geſchwiſter untereinander ein außerordentlich herzlicher, und Söhne berühmter und ausgezeichneter Väter ſuchen in Ermangelung des Familiennamens doch wenigſtens an den Namen des Vaters anzuknüpfen, wie der ſo beliebte und hervorragend tüchtige Berliner Botſchafter Mahmud Mukthar-Paſcha, der Sohn des heldenmütigen Marſchalls Mukthar el Ghazi, des Siegers im Kaukaſus, und die Nachfolger jenes berühmten Araberſcheichs Raſchid, die alle noch den Namen Ibn Raſchid tragen. (Schluß folgt)

Digitized by Google

Krieg und naturwissenschaftliche Weltanschauung[1])

Von

Prof. Dr. Otto Wiener

Der Naturforscher, der sich erlaubt, von seinem Standpunkt aus über weltgeschichtliche Erscheinungen wie den gegenwärtigen Krieg zu urteilen, bekommt leicht zu hören: „Schuster, bleib bei deinem Leisten!" Doch nicht ganz mit Recht. Denn die rein geschichtliche Betrachtung der Weltereignisse ist Gemeingut, nicht aber in gleicher Weise die naturwissenschaftliche Weltanschauung und die weittragenden Erfahrungen, die ihr zugrunde liegen.

Es handelt sich um die grundsätzliche Frage: Sind Kriege Naturnotwendigkeit oder lassen sie sich vermeiden, und wenn ja, lassen sie sich schon in der Epoche vermeiden, in der wir leben, oder ist der Völkerfriede einer fernen Zukunft vorbehalten?

Es gab ja auch eine Zeit, wo der Krieg aller gegen alle noch bestand, wo die Blutrache Notwendigkeit war, wo sie geübt werden mußte, wenn nicht die ganze engere Sippe, der sie Pflicht war, sich selbst dem Untergang weihen wollte. Diese Zeit wurde erst überwunden, als die Völker sich zu Staaten von nicht zu kleinem Umfang zusammengeschlossen hatten, die die Sühne für Mord selbst in die Hand nehmen konnten. Der Fortschritt, der darin lag, war außerordentlich, und es ist daher die Frage, ob nicht in analoger Weise auch ein Völkergericht entstehen wird, das das einzelne Volk, das den Frieden brechen will, zur Ruhe zwingen kann. Es ist gewiß meine Ansicht, daß ein solcher Zustand einmal eintreten kann, aber nicht von heut auf morgen, nicht durch Weltversammlungen und Kongreßbeschlüsse, sondern als Folge einer sehr langen Entwicklung. Sie setzt ein Alter und eine Reife des Menschengeschlechts voraus, eine Gleichwertigkeit aller erdbewohnenden Völker in Kultur und Wehrkraft, kurz einen Zustand, von dem wir noch sehr weit entfernt sind.

Denn das Menschengeschlecht ist noch sehr jung. Das möchte man gern bestreiten, wenn man auf das Alter der historischen Menschheit zurückblickt, das wir vielleicht auf zehntausend Jahre bemessen mögen. Aber was bedeutet dieses Alter gegenüber dem Alter der Menschheit überhaupt oder gar gegenüber dem Alter der Erde! Das Alter des Menschen, also eines Wesens, das dem

---

[1]) Die vorliegenden Ausführungen bildeten den Schluß eines Volkshochschulkurses über Physik im Kriege, den der Verfasser im Physikalischen Institut der Universität Leipzig am 10. März 1916 abschloß. Ein Teil der darin enthaltenen Gedanken, die sich auf die Unwahrscheinlichkeit eines nahen Weltfriedens bezogen, sind ausführlicher in dem April-Heft der „Deutschen Revue" vom Jahre 1911 enthalten, also in einer Zeit geschrieben worden, wo die mit dem Italienisch-Türkischen Krieg einsetzenden internationalen Verwicklungen noch nicht begonnen hatten.

Digitized by Google

heutigen Wesen bereits näher steht als dem am weitesten vorgeschrittenen Affen, mag man vielleicht auf hunderttausend bis eine Million Jahre schätzen, das Alter der Erde überhaupt seit der Zeit, als sie durch genügende Abkühlung für Lebewesen bewohnbar wurde, ist sehr viel höher. Man hat es erst neuerdings mit Hilfe des modernen Steins der Weisen, des Radiums, und seiner merkwürdigen Zerfallprodukte messen können. Und da kommt man auf ein Alter von etwa einer Milliarde Jahren. Was bedeuten demgegenüber die bißchen zehntausend Jahre des historischen Menschen!

Also wir befinden uns erst in der allerersten Jugend des Menschengeschlechts, günstigstenfalls, um einen individuell-menschlichen Vergleich zu gebrauchen, in den Flegeljahren der Menschheit. Und wir stehen in einer eigenartigen Entwicklung, an einem eigenartigen Wendepunkt der Menschheit, über den man sich klar wird, wenn man bedenkt, daß ein großer Teil der Erde noch mit Naturvölkern bewohnt ist, die machtlos den eindringenden Kulturvölkern preisgegeben sind. Diese sind uns aber, vom geologischen Standpunkt gesprochen, ganz plötzlich nahegerückt. Denn es sind ja noch nicht hundert Jahre vergangen seit dem Auftreten der ersten Eisenbahnen. Diese und die Dampfschiffe, das ganze Zeitalter des Verkehrs haben die eigenartige Lage geschaffen, daß die größten Differenzen des Kulturniveaus einander nahegerückt sind. Nie hat es so große Unterschiede gegeben, und nie werden sie wiederkehren. Wo so große Niveaudifferenzen auftreten, da kommt es zu Katastrophen. Das ist ein ganz allgemeines Naturgesetz. Wo der Fluß im flachen Tale sich befindet, da mag er sanft dahinfließen. Wo das Wasser aber den Berg hinunterstürzt, da gibt es Verheerungen, wenn er plötzlich anschwillt. In diesem Falle befindet sich die heutige Menschheit.

Und neben dem gewöhnlichen Wettkampf der Völker kommt jetzt noch etwas Neues hinzu. Es ist der Kampf zweier verschiedenen Weltauffassungen oder zweier verschiedenen Sittenideale.[1]) Es ist der Kampf des Standpunktes des Egoismus mit dem Standpunkt des Altruismus, d. h. der Eigenliebe mit der Nächstenliebe, der Kampf der Geldmoral mit der Pflichtmoral; Sie können schließlich sagen: der Kampf des Guten mit dem absolut Bösen, wie sich noch neulich der beste Kenner Englands, Chamberlain, ausgedrückt hat.

Der Naturforscher wird manchmal gefragt: Wie ist das Böse und das Gute in die Welt gekommen? Die Antwort ist sehr einfach. Die Natur an sich kennt weder gut noch bös. Diese Begriffe kommen erst in die Welt in dem Augenblick, wo die Menschen sich ihrer selbst bewußt werden und mit jenen Bezeichnungen

[1]) Mit glühenden Farben versuchen deutsche und mit ihnen fühlende ausländische Gelehrte diese Tatsache den Zeitgenossen ins Bewußtsein zu prägen. Insbesondere sind mir neben Chamberlains Schriften bekannt geworden: Joh. Plenge, Der Krieg und die Volkswirtschaft u. a., Werner Sombart, Händler und Helden, Rud. Kjellén, Die Ideen von 1914. Insbesondere werden in diesen Schriften die Ideen von 1789 den Ideen von 1914 gegenübergestellt.

Digitized by Google

insbesondere die Verhältnisse des Menschen zu seinem Nächsten ausdrücken wollen.

Die Frage führt tief in die Entwicklung der Tierwelt hinein. Das erste, was ein Tier leisten muß, das überhaupt lebensfähig sein will, ist die Macht der Selbstbehauptung, sie führt zum Kampf mit andern Tieren, die ihm den Lebensraum bestreiten. Aber es genügt nicht, daß das einzelne Tier lebensfähig sei, es muß sich auch fortpflanzen können; nächst dem Einzellebewesen muß die Art erhalten werden. Das setzt zuerst Gattenliebe, sodann aber die Mutterliebe voraus, die die Mutter zwingt, für das Junge zu sorgen. Sie können sagen, mit der Mutterliebe ist das Gute, nämlich die Sorge für andre, in die Welt gekommen neben der Sorge ausschließlich für sich selber, was man als das Böse bezeichnen kann.

Jetzt tritt die große Frage in Erscheinung: Ist es möglich, daß diese Gefühle der Fürsorge übertragen werden können auf andre als nur die allernächsten Blutsverwandten? Hier scheiden sich die verschiedenen Arten; neben den Raubtieren, die vorwiegend bei dem Kampf aller gegen alle stehen bleiben, haben sich andre Arten entwickelt, die ein soziales Verhalten des Stammes ausgebildet haben. Neben niederen staatbildenden Tierarten, wie Termiten, Ameisen, Bienen, stehen da vor allem die Affen, aus deren Stammgruppe sich der Mensch entwickelt hat. Dieses soziale Verhalten samt der damit verknüpft erscheinenden größeren geistigen Fähigkeit hat so außerordentliche Vorteile für die Erhaltung der Art, daß sie es den Stämmen, die es ausübten, ermöglichte, sich gegen alle Raubtiere zu halten, trotz ihrer geringeren Wehrfähigkeit an sich. Das soziale Handeln vor allem hat den Menschen aus der Tierwelt herausgehoben.

Und jetzt erleben wir den großen Augenblick, wo die Natur ein zweites ähnliches Experiment anstellt, das entscheiden wird über die Aussichten des sozialen Volks und zugleich über die Aussichten einer größeren zwischenvölkischen Sittlichkeit. Und es ist begreiflich, daß sich dieser Kampf gerade in Europa abspielt. Die Menschheit in Mitteleuropa war von jeher von Ost und West bedrängt; es mögen hinzugekommen sein die schweren Prüfungen, die die Natur über sie in besonderem Maße verhängt hat, ich meine die Eiszeiten. So ist es wohl kein Zufall, daß gerade in Mitteleuropa unter den Germanen neben einer gewissen Kraft des erfinderischen Geistes die Wertschätzung der Tugend, der Treue eine besonders hohe war. Der Herzog sorgte für jeden seiner Mannen, die hinwieder dem Herzog Treue hielten. Diese deutsche Treue war ein fester Schild gegen die Feinde.

Und gerade hier knüpft die neueste Entwicklung an. Dem Ausspruch: „Der Staat bin ich" des Franzosenkönigs Ludwig XIV. steht Friedrichs des Großen Ausspruch gegenüber: „Der König ist der erste Diener des Staates." Jene Gesinnung führte zur Revolution, die nur den Egoismus der jeweils Herrschenden an Stelle des königlichen Egoismus setzte. Die Pflichtauffassung des großen Königs, zugleich die Pflichtauffassung des Königsberger Philosophen führte zu dem starken Preußenstaat, der sich 1871 mit dem übrigen Deutschland ver-

Digitized by Google

mählte. Und als die großen sozialen Schwierigkeiten Ende der 70er Jahre auftraten, da fand Bismarck in echt deutschem Geiste die großartige Lösung der sozialen Gesetzgebung, die uns bisher noch kein andres Volk nachgemacht hat.

Und nun kam die letzte Entwicklung. Das bisher unter den Völkern so bescheidene Deutschland erstarkte und zog durch seine in jeder Richtung erstaunlichen Leistungen die Aufmerksamkeit und den Neid der alten Kulturvölker auf sich, insbesondere Englands, jenes selbstsüchtigsten aller Völker, das für sich allein die Weltherrschaft beansprucht, das seit Jahrhunderten die Völker gegeneinander hetzt, das um so reicher zu werden hofft, je mehr es ihm gelingt, die andern Völker im Kampf verbluten zu lassen, dem es um so lieber ist, je länger diese Kriege dauern; jenes England, in dem es auch jetzt noch in erster Linie heißt: „Hilf dir selber," das eine Gruppe besonders reicher Männer beherrscht, die wieder ihrerseits die Meinung der Welt beherrschen durch eine weitgetriebene Käuflichkeit und Abhängigkeit der Zeitungen. So steht der Kampf des Geldes gegen die soziale Gesinnung. Werden wir besiegt, so siegt England, es siegt die Geldmoral, die Masse hat sich zu begnügen.

Wenn wir bisher siegreich waren, so verdanken wir das unsrer Erziehung zur Pflicht gegen den Staat. Es scheint sich zu bewähren, daß das gleiche Gesetz, das die Menschheit über die Tierwelt hinausgehoben hat, die deutsche Staatsauffassung erheben wird über die Staatsauffassung des brutalen Machtstandpunktes.

Siegt England, so wird die Welt auch weiterhin ausgesogen und zugrunde gerichtet zugunsten der paar reichen Engländer, die die Welt beherrschen. Siegt Deutschland-Oesterreich und die mit ihnen verbundene Mächtegruppe, so siegt der Gedanke der gegenseitigen Förderung aller Völker durch den ernst gemeinten Grundsatz der „offenen Tür", es siegt der Grundsatz eines friedlichen, ehrlichen Wettbewerbs gegenüber dem neiderfüllten Grundsatz der rohen Gewalt. Die Vernunft hat dann über die Unvernunft gesiegt, nicht aber durch Kongreßbeschlüsse, sondern durch das Bündnis der Vernunft mit sittlicher Macht und Gewalt.

Das ist der Weg, der in eine sonnige Zukunft der Menschheit weist, und die wohl schließlich einmal erreicht werden wird, die Zukunft der „Anpassung" der Völker aneinander, wenn nicht in Jahrhunderten, so doch vielleicht in Jahrtausenden. Dann wird sich aus der Mutterliebe, über die Liebe zur Familie, zum Stamm, zum Volk schließlich die Liebe zur ganzen Menschheit entwickelt haben. Erst dann wird sie mit Recht sich unsers Schillers herrliches „Lied an die Freude": „Seid umschlungen, Millionen!" zu eigen machen können.

Heute muß es noch für uns heißen: Alles bereit sein zu opfern für unser eigen Vaterland! Deutschland über alles in der Welt!

Digitized by Google

Französische Kriegsliteratur

Von

Prof. Dr. Justus Hashagen (Bonn)

Die herrschende Ansicht, die sich in Deutschland über die französische Kriegsliteratur gebildet hat, entspricht nicht ganz der Wirklichkeit. Zusammen mit der falschen Vorstellung, als wenn Frankreich durch die ersten Stöße völlig zu Boden geworfen werden würde, setzte sich die Meinung fest, die französische Kriegsliteratur sei im wesentlichen nur minderwertige Broschürenliteratur, die man nicht ernst zu nehmen brauche. Sie erschöpfe sich in der Broschüre zur Entflammung des Hasses oder zur Entflammung des Mutes, im Pamphlete, in der Kriegsnovelle, in Liedern, Gedichten und nicht zuletzt in Karikaturen. Aber man vergaß darüber die dicken Bücher. Der französische Buchhandel war freilich im September 1914, als die Deutschen an der Marne standen, teilweise haltlos zusammengebrochen. Aber seitdem hat er sich wieder erholt, und man darf nicht glauben, daß in Paris jetzt während des immer näher rückenden Krieges nicht auch größere Bücher erscheinen und ihre Leser finden.

Ein andres abfälliges deutsches Urteil wird über die Qualität dieser französischen Ware gefällt. Man braucht nicht zu begründen, daß es im wesentlichen das Richtige trifft. Die französische Kriegsliteratur ist teilweise überaus niedrig und gemein und wird in alle Ewigkeit ein Schandfleck sein für die französische Literaturgeschichte, übrigens kein ganz neuer; denn auch schon der letzte Krieg gegen die Deutschen ist von französischen Männern der Feder durch den Schmutz gezerrt worden. Eine charakteristische Blüte an diesem in Frankreich wurzelhaften und keineswegs erst aus England eingeführten Giftbaume ist die Greuelliteratur im weitesten Sinne. Man darf es wohl aussprechen, daß sie in einem gewissen Hange des Romanen zu krankhaften Grausamkeitsphantasien, zum Sadismus einen unerschöpflichen Nährboden findet, was man sogar an halbromanisierten Flamen wie Maeterlinck und Verhaeren beobachten kann. Die literarische Lüge erweist sich bei den Romanen in der Regel dann am wirksamsten, wenn sie der Phantasie das prachtvolle Bild des blutbesudelten Feindes vorzaubern kann. Daß die moderne Technik die Wiedergabe feindlicher Greuelszenen in angeblich photographischer Treue und beliebiger Masse und Fürchterlichkeit ermöglicht, leistet der Durchschlagskraft dieser gegen den Feind gerichteten Literatur kleineren Formates vielleicht noch mehr Vorschub als die Karikatur, die moralisch sozusagen immer noch auf einer höheren Stufe steht als die erlogene pièce justificative des Greuelbildes. Es bedarf schließlich eines pathologisch geschärften Auges, um bis in diese dunkelsten Teile der französischen Kriegsliteratur vorzudringen.

Man darf aber nicht vergessen, daß die französische Kriegsliteratur nicht nur für die Gasse und für das Tollhaus reif ist. Neben den Stimmen, die

Digitized by Google

vor Haß und Perversitäten heiser geworden sind, vernimmt man andre, vollere. Auch in Deutschland sollten sie nicht ungehört verhallen. Französische Selbstbespiegelung und Selbsttäuschung haben zwar auch über sie Gewalt. Wäre es nicht so, so würden sie in Frankreich selbst nicht gehört werden — so würden diese ernsthafteren Bücher überhaupt nicht erscheinen können. Aber hat man sich erst durch das Gewirr von Lügen und Phrasen hindurchgearbeitet, dem auch sie verfallen sind, so kann man immer noch aus ihnen lernen. Für die deutschen Barbaren wäre es keine Schande, sondern nur alte gute Ueberlieferung, wenn sie auch während des Krieges diesen französischen Büchern einige Aufmerksamkeit schenkten.

Die Franzosen besitzen seit langem eine sachlich vorzüglich fundierte, umfängliche und formell natürlich äußerst geschmackvolle Literatur über Weltpolitik und ihre Geschichte, über Frankreich als Weltmacht, über Frankreichs Beruf zur Weltmacht und seine weltgeschichtliche Kulturmission. Ein Beispiel für viele ist die ausgezeichnete „Bibliothek der Zeitgeschichte", die seit langem in Paris erscheint und für jeden Freund moderner Zeitgeschichte unentbehrlich ist. Wir Deutschen haben dieser Literatur bisher noch nichts Gleichwertiges an die Seite zu setzen. Natürlich dient sie nicht der historischen Wahrheit, sondern dem französischen Interesse. Aber ist sie darum weniger wirksam gewesen? Auch während des Krieges hat sie sich verhältnismäßig kräftig weiterentwickelt; sie hat durch den Krieg einen neuen, starken Antrieb bekommen und beschränkt sich keineswegs auf Frankreich und das Nächstliegende. Die orientalische Frage z. B., ein alter Liebling der französischen Literatur, wird ausgiebig behandelt. Mag der Durchschnittsfranzose vom Auslande noch so wenig wissen und wissen wollen: diese weltpolitische Literatur zeigt schon, daß er im eignen Lande Mittel hätte, seiner Unwissenheit abzuhelfen.

Als Vertreter einer solchen ernsthaften Literatur zur Geschichte der Weltpolitik und der deutsch-französischen Beziehungen kann neben dem in Deutschland viel zu wenig beachteten vortrefflichen Kenner René Pinon besonders Pierre Albin gelten. Wir verdanken ihm außer einer sehr brauchbaren Sammlung der großen internationalen Verträge seit 1815 und einer eingehenden Würdigung der deutsch-französischen Beziehungen in den letzten Jahren Bismarcks und unter Caprivi namentlich ein inhaltreiches, 1912 erschienenes Buch über die Marokkokrise, dessen Nebentitel: La querelle franco-allemande. Origines et développement de la crise de 1911 aber schon erkennen läßt, daß der Verfasser sein Thema in breiterem Rahmen behandelt. Als eine Fortsetzung dazu ist jetzt von Albin (bei Alcan in Paris) erschienen: La guerre allemande. D'Agadir à Sarajevo (Vorrede vom Mai 1915). Was die Albinschen ähnlich wie die noch zahlreicheren Pinonschen Bücher, die übrigens meist aus wertvollen Artikeln der Revue des Deux Mondes entstanden sind, trotz aller ihrer natürlich vorhandenen scharfen deutschfeindlichen Tendenz auch dem deutschen Leser immer wieder empfehlen müßte, ist das, was der Franzose la documentation nennt, nämlich das Bemühen, für alle entscheidenden Behauptungen Belege beizubringen. Da-

Digitized by Google

durch ist z. B. auch das 1912 schon in zweiter Auflage erschienene, höchst stoffreiche Werk des Advokaten Ernest Lémonon, L'Europe et la politique britannique (1882—1911), ausgezeichnet, eine der vollständigsten Schilderungen der neuesten englischen Auslandspolitik, die vorhanden sind. Albins neuestes Buch ist damit zu vergleichen. Es enthält die vollständigste Darstellung der internationalen Politik seit 1912 und wird als solche in Ermangelung eines Besseren zunächst unentbehrlich bleiben. Freilich die Tendenz! Mit einer Harmlosigkeit, die man kaum noch als aufrichtig hinnehmen kann, werden hier das kriegerische Deutschland und das friedfertige Frankreich in wirkungsvollen Gegensatz zueinander gebracht. Wie so oft bei den Franzosen, liegt die Tendenz besonders in der Auswahl. Das friedfertige Frankreich! Die internationale Politik des Jahres 1912 wird eingehend geschildert. Die Persönlichkeit Poincarés wird liebevoll behandelt. Daß er aber schon als Ministerpräsident nach Rußland reiste und dem Zaren die Trois Ans zu Füßen legte, erzählt Albin nicht.

Auch treten die außereuropäischen Ereignisse, was kein Vorzug ist, bei Albin ganz in den Hintergrund. Im übrigen wird aber gerade in der verwandten weltpolitischen Literatur der Franzosen besonders die kolonialpolitische Feindschaft gegen Deutschland gepredigt. Man sieht da bald: Gegenstände des gegenwärtigen deutsch-französischen Krieges sind nicht nur Elsaß und Lothringen. So war es zur Zeit Bismarcks. Heute ist es nicht mehr so. Frankreich kämpft nicht nur um seine verlorenen Provinzen, sondern auch um seine Stellung als Weltmacht.

Ein Buch des Kolonialpolitikers Pierre-Alype ist 1915 in Paris und Nancy erschienen und betitelt sich: „Die deutsche Herausforderung in den Kolonien". Elsaß-Lothringen kommt in diesem Buche kaum vor. Auf etwa 250 Seiten wird hier nur gegen die Unersättlichkeit deutscher Kolonialpolitik gehetzt. Und dabei muß der streitbare Verfasser selbst zugeben, daß die Erfolge der französischen Kolonialpolitik ganz außerordentlich gewesen sind. Ostasien ist wohl nur der Vollständigkeit halber noch hineingezogen worden. Selbst der Scharfblick des französischen Hasses vermag in der deutschen Ostasienpolitik nur höchst dürftige Spuren politischer Aktivität und verwerflicher Eroberungssucht zu entdecken. Man wird nicht eine Behauptung dieses Machwerkes ungeprüft hinnehmen — und doch daraus lernen können.

Die Vorrede hat Albert Sarraut geschrieben, vormals Generalgouverneur von Indochina, so wie Jules Cambon, ehe er in Berlin seine Lorbeeren pflückte, Generalgouverneur von Algier war. Das erinnert uns Deutsche von neuem an die noch nicht genügend gewürdigte Tatsache, daß das Anwachsen der französischen Revanchestimmung seit etwa 1898 besonders kolonialpolitisch befruchtet worden ist.

Zur Vorgeschichte des Krieges hat auch der Pariser Historiker Ernest Denis (La guerre, 1915) das Wort ergriffen. Im Unterschiede von dem nüchternen Albin spielt bei ihm das völkerpsychologische Räsonnement eine größere Rolle. Es enthält richtige Beobachtungen, auch wenn es deutschfeindlich ist. Der National-

Digitized by Google

ökonom Yves Guyot, Hauptherausgeber des angesehenen Journal des Economistes, erklärt gar in der Vorrede eines 400 Seiten umfassenden Buches über die Gründe und Folgen des Krieges (1915), daß weder die Individuen noch die Völker vom Hasse leben könnten; es könne sich also auch nicht darum handeln, den Haß zu nähren. Er arbeitet mehr entwicklungsgeschichtlich und sagt nicht nur über die wirtschaftlichen Wurzeln des Krieges manches Interessante. Weit tiefer als diese und ähnliche Werke steht das von Alfred Baudrillart herausgegebene Sammelwerk: „Der deutsche Krieg und der Katholizismus", schon deshalb, weil es seinen Zusammenhang mit der oben berührten Greuelliteratur nicht verleugnen kann. Aehnliches gilt von den phantasievollen französischen Arbeiten über den deutschen „Pangermanismus", der übrigens mit unserm Alldeutschtum nicht ohne weiteres zusammenfällt, von der Literatur, die sich der Berichtigung der französischen Ostgrenze widmet, und von andern kleinen schwarzen Wolken, die vom literarischen Himmel so schnell wieder verschwinden werden, wie sie gekommen sind.

Zweck dieser wenigen Zeilen war nur, auf einiges hinzuweisen, was man nicht einfach als wertlose Eintagsfliegen abtun kann. Die Reihe ernsthafter Erscheinungen der französischen Kriegsliteratur ist damit natürlich nicht erschöpft. Man darf sie nicht übersehen, wenn man es für eine vaterländische Pflicht hält, Kenntnis des wirklichen Frankreich auch hinter der Front zu verbreiten.

Die Deutschen in Rumänien

Von

Universitätsprofessor Dr. Raimund Fr. Kaindl (Graz)

Wie in Polen und Ungarn,[1]) so reicht auch in Rumänien die Geschichte der Deutschen bis in die letzten Jahrhunderte des Mittelalters zurück. Auch südöstlich des Karpathenbogens hat deutsche Arbeit und deutsches Recht schon frühzeitig zum Segen der Bewohner Wurzel gefaßt. Leider sind diese Beziehungen später erkaltet, so daß Frankreich und Rußland an unsre Stelle treten konnten.

Die ältesten deutschen Ansiedler kamen in die Walachei (den südlichen Teil des heutigen Rumänien) schon am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Damals war bereits der Süden Siebenbürgens von Deutschen besiedelt, und die deutschen Ritter, die 1211 mit dem Burzenland, der Umgebung von Kronstadt, von dem ungarischen König Andreas II. belehnt worden waren, drangen von hier über die Karpathen auch in die Tiefebene der Walachei. Seither ent-

[1]) Man vergleiche diese Zeitschrift Juli und September 1915.

Digitized by Google

ſtanden Anſiedlungen, von denen zunächſt Kimpolung (d. h. Langenau) erwähnenswert iſt. Die Anſiedler waren Sachſen und Siebenbürger. In einer Grabſchrift von 1373, die in der alten Kirche daſelbſt gefunden wurde, wird ſie als ſächſiſche Kirche (saxonicalis ecclesia) bezeichnet. Deutſche Kaufleute aus dieſem Orte erſcheinen oft in Hermannſtadt und Kronſtadt. In den Zoll-Liſten des erſteren Ortes von 1500 kommen vor: Mathias, Caſpar, Martin und Hans. In Kronſtadt erſcheinen aus Kimpolung: Chriſtian (1503), Caſpar (1542), Albert und Lorencz (1543). Aus dieſer Zeit (1524) iſt uns ein Schreiben der Kimpolunger an die Kronſtädter erhalten, das mit den Worten beginnt: „Wyr Richter und Purger ausz der langen Aw.“ Am Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts und im Jahre 1657 werden die Sachſen von Kimpolung öfter genannt. Daraus iſt zu erſehen, daß in Kimpolung durch Jahrhunderte Deutſche wohnten. Ebenſo laſſen ſich Deutſche in vielen andern Orten der Walachei nachweiſen, ſo in Braila, Buzau, Gherghita, Tirgſor, Ghineſti, Tirgoviſte, Sotinga, Rimnicu, Arceſci, Piteſti, Arges, Caineni und Bukareſt. Für einzelne dieſer Orte waren deutſche Namen üblich. So hieß Buzau auch „Bozamarkt“ oder „Büſſenmarkt“.

Aehnlich lagen die Verhältniſſe in der Moldau, dem nördlichen Teil Rumäniens, zu dem damals auch die heutige öſterreichiſche Provinz Bukowina gehörte. Auch hier laſſen ſich ſeit der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts in vielen Orten Deutſche nachweiſen, ſo in Sereth, Suczawa, Baja, Kotnar, Neamtu (d. h. der deutſche Ort), Roman, Jaſſy, Huſi, Birlad, Bakau, Forovan, Tortus u. a. Erwähnenswert iſt, daß für Roman die Bezeichnung „Romesmarkt“ und für Jaſſy der Name „Josmarkt“ oder „Jaſsmarck“ vorkommt. Um das deutſche Leben in den moldauiſchen Orten zu charakteriſieren, möge nur über einen Näheres ausgeführt werden. Wir wählen zu dieſem Zweck die alte Anſiedlung Baja oder Bania, auch Molde oder Moldavia genannt. Sie ſoll nach dem moldauiſchen Chroniſten Koſtin nach den dort anſäſſigen ſächſiſchen Töpfern ihren Namen erhalten haben; jedenfalls iſt es eine alte Niederlaſſung der Sachſen. Aus dem Jahre 1384 lernen wir einen Peter Onkl aus Moldavia kennen; 1385 erſcheinen der Kaufmann Ruffus (d. i. der rote) Wernuſch, der Schneider Henſelm und der Kürſchner Heinrich aus dieſem Orte; 1386 und 1387 Johann Leffel, 1388 Bertold und Fredmann, 1406 Parvus (d. i. Klein) Petrus. Alle dieſe Männer werden in den Stadtbüchern von Lemberg genannt. Im Jahre 1408 erhält in Lemberg das Bürgerrecht Johannes Vitricus, ein Gürtler aus Moldavia, und 1414 Matthias Rözner aus demſelben Ort. Aus dem Jahre 1421 rührt ein deutſches Schreiben her, in dem „Groff vnd geſworn Burger der Stat Molde“ den „erbern und weyzen Foyt (Vogt) vnd Rotmannen der Stadt Lemberg“ Mitteilungen über das Teſtament des Kaufmanns Niclos Hecht machen. Auch in dieſem Schreiben werden mehrere deutſche Bürger von Baja genannt. Wie zahlreich die katholiſche und deutſche Bevölkerung von Baja damals war, ergibt ſich auch aus dem Umſtand, daß der moldauiſche Fürſt Alexander der Gute hier 1410 eine römiſch-

Digitized by Google

katholische Kirche erbaute; ebenso wurde hier 1413 ein katholisches Bistum errichtet, lauter Zeichen, daß die deutsche Bevölkerung vorherrschte, denn die Rumänen waren griechischen Glaubens. Wie bedeutend dieser deutsche Ort war, geht auch daraus hervor, daß er bei der Begründung des Bistums als „Haupt" (caput) des Landes bezeichnet wird und diesen Titel auch noch später aufweist. Im Jahre 1453 wird bei Baja eine Ansiedlung Sassicora (jetzt Saska, d. i. Sachsenort) genannt, die der Woiwode Alexander mit einer Urkunde vom 26. Januar 1453 an das Kloster Moldawitza verschenkte. In einer gleichzeitigen Urkunde werden die „Sasowe" (Sachsen) von Baja als gleichbedeutend mit der Bürgerschaft des Ortes angeführt. Auch wird in dieser Urkunde wieder Saska und ein Nemec- (d. i. Deutschen-) Bach genannt. Aus den Jahren 1502, 1527 und auch noch aus späterer Zeit besitzen wir deutsche Schreiben der Stadtvertretung von Baja an jene von Bistritz in Siebenbürgen. Laurenz, Mathias und Hanusch aus Moldavia erscheinen 1503 als Kaufleute in Kronstadt. Johann Kelcz, Bürger von Moldavia, verrichtet 1508 in Lemberg ein Rechtsgeschäft, und zwei Jahre später wird hier der Goldschmied Martin Wende aus Moldavia als Bürger aufgenommen. Als Bürger von Baja erscheinen ferner Adrian oder Odorian (1526), Wolfgang Samerer (1535) und Endres Zewyckawer (1545); letzterer ist gewiß aus Zwickau über Galizien eingewandert. In einem Schreiben wird ferner um diese Zeit „Her Hanschin Growin (Graf) von dyr Moldin" genannt. Ebenso werden aus den folgenden Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts viele Deutsche in Baja erwähnt. Aber am Ende dieses Jahrhunderts zählte der Ort unter beiläufig 3000 Hausweſen nur noch 60 lateinische Familien oder 316 Seelen Ungarn und Sachsen. Als der päpstliche Legat Bandini 1646 nach Baja kam, waren von den mehr als 1000 sächsischen Familien oder 6000 Seelen, die hier einst gewohnt hatten, kaum 40 Häuser mit 246 Köpfen übrig. Unter den Wohltätern der katholischen Kirche wird eine Familie Gros genannt, ein Name, den wir auch in Siebenbürgen finden. Als Anhänger eines unwürdigen Priesters wird der Apotheker Jakob Otth, ein Liebling des Woiwoden, erwähnt. Ferner werden angeführt: Anton Spenn, Johann und Mathias Wolfgang, Peter und Mathias Grossul (d. i. Groß), Valentinus oder Feltinasko, Martin Huttko, Johann Lankar. Oft kommen die Taufnamen Martin, Valentin und Mathias vor. Einzelnen der angeführten Namensformen merkt man bereits die Entnationalisierung an. Darauf weist auch der vor einigen Jahrzehnten gefundene Grabstein einer Anna Göbel mit rumänischer Aufschrift. Grabsteine mit deutschen und lateinischen Inschriften sind verschleppt worden. Die Aufschriften einiger aus den Jahren 1497 bis 1652 sind erhalten: Hic jacet Bartolomaeus dei servus sax 1497; Hi ist das Begräbniss der Sophia, des Peter Schneider sein Eheweib, und ist im Herrn entschlafen 1602 die 20 May; Hic repositus est egregius vir dominus Joannes Wolf de Bania A. 1652.

In der wüsten, von den Bauern noch jetzt als sächsisch bezeichneten Kirche befand sich folgende Inschrift:

Digitized by Google

Dazv ist Christvs gestorben
Avferstanden vnd wieder
Lebendig worden, daß er vns
Toten vnd Lebendigen Herr sei.
Gregor Kirschner A. D. 1572.

Leider sind aber seit dem fünfzehnten Jahrhundert für die Entwicklung dieser Ansiedlungen sehr ungünstige Verhältnisse eingetreten. Dies hängt vor allem mit der Ausbreitung der türkischen Herrschaft zusammen und den zahlreichen Kämpfen und Kriegen, in die die Donaufürstentümer fast ununterbrochen verwickelt waren. Auch von den russischen Heeren sind sie wiederholt heimgesucht worden. Dazu kam, daß die Deutschsiedlungen in Ungarn und Polen damals verfielen und Nachschübe von dort aufhörten.

Sobald im achtzehnten Jahrhundert die Verhältnisse sich etwas beruhigten, riefen sofort einzelne Fürsten neue Ansiedler herbei.[1]) Es ist dies bezeichnend für die guten Erfahrungen, die man mit den Ansiedlern gemacht hatte. Auch jetzt waren besonders Handwerker und Kaufleute willkommen. Verschiedene Ansiedlungen entstanden, von denen in der Walachei besonders Bukarest sich bis zur Gegenwart glücklich entwickelte. Ebenso weisen aber auch andre Orte Deutsche auf. So in der Walachei noch Craiova, Caracal, Corabia, Turnu Severin, Verciorova, Tirgoviste, Curtea de Arges, Kimpolung, Ploesti, Campina, Busteni, Braila mit Jakobsonstal u. a. In der Moldau wohnen Deutsche in Jassy, Bakau, Buhus, Comanesti, Piatra Neamtu, Roman, Pascani, Folticeni, Gainesti, Botusan, Dorohoi, Galatz u. a. In allen diesen Orten haben sich zumeist deutsche Handwerker, Kaufleute, Fabrikanten, Ingenieure, Müller, Lehrer, Erzieherinnen u. dgl. niedergelassen. Der Aufschwung, den das aus der Vereinigung der Moldau und Walachei entstandene Rumänien unter der Herrschaft Karls von Hohenzollern-Sigmaringen seit 1866 nahm, förderte diese Einwanderung. Bäuerliche deutsche Besiedlungen sind nur in der Dobrudscha (südlich der Donaumündung) möglich geworden. Dort siedelten sich seit 1846, besonders aber seit 1872 eine große Anzahl von deutschen Bauern an, die zumeist über Rußland, zum Teil aus Galizien herbeizogen. In dem völlig kulturlosen Lande haben die Kolonisten eine Reihe von Dörfern gegründet; so Atmagea, Catalui, Ciurcurova, Cogealac, Tariverdi, Fachri, Constanza, Anatolchioi, Koschali, Copadin, Sarghiol, Caramurat u. a. Diese Ansiedlungen sind die einzigen dörflichen Deutschorte in Rumänien, da sonst in diesem Reiche derartige Gründungen nicht zugelassen wurden. Die deutschen Ansiedlungen in der Dobrudscha zeichnen sich durch ihre reinlichen Häuser und Wohlhabenheit überaus gegenüber ihren Nachbarorten aus. Die Anzahl der Deutschen in der Dobrudscha beträgt etwa 6500 Köpfe. Die Gesamtzahl der heute in Rumänien (samt der Dobrudscha) wohnenden Deutschen ist 50000.

[1]) Vgl. meine „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern" (Gotha, Fr. Andr. Perthes) II.

Digitized by Google

Wie in andern Karpathenländern, haben die Deutschen auch in Rumänien überaus erfolgreich für die Förderung der Kultur gewirkt. Den Großteil der Ansiedler bildeten die bürgerlichen Berufe. Deutsche Handwerker wurden in der Walachei und der Moldau zu jeder Zeit gern gesehen, oft auch dahin von den Fürsten gerufen, weil im Lande keine ordentlichen Gewerbetreibende vorhanden waren. Deshalb findet man an den bedeutendsten Kirchenbauten deutsche Steinmetzzeichen.[1]) In verschiedenen Orten sind deutsche Handwerker nachweisbar; auch ist es bekannt, daß sie nach deutschem Muster Zünfte bildeten. So richtet im Jahre 1472 der Suczawaer Richter an jenen von Bistritz ein Schreiben, in dem er ihm mitteilt, daß ein Geselle zu Suczawa „hot Lerjar gedynet awff dem Gerberwerg wnd her hott dasselbige auffgedynet, wnd ym dy meister kayn brieff wellen geben, swnder her mües vor (zuvor) haben von den Eltern eynen bryff". Um diesen Geburtsbrief des aus Bistritz stammenden Gesellen bittet nun die Suczawer Obrigkeit jene von Bistritz. Daraus ist zu ersehen, daß in Suczawa die Gerberzunft ganz nach deutschem Muster organisiert war. Von den Deutschen wurden auch die ersten Brauhäuser errichtet, so in Baja am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, ferner in Sereth und in Neamtu. Ebenso ist der ordentliche Mühlenbau, wie überall in den Karpathenländern, so auch in der Walachei und der Moldau von Deutschen eingeführt worden. Sie betrieben auch die Bergwerke. Auch gegenwärtig sind zahlreiche deutsche Handwerker in Rumänien tätig; dies kommt schon in den überaus zahlreichen damit zusammenhängenden deutschen Lehnwörtern im Rumänischen zum Ausdruck. Bezeichnend ist, daß die bessere städtische Tracht „deutsche Kleidung" (imbracaminte nemtesca) heißt. Von den gewerblichen Großbetrieben wurde, wie schon in früheren Jahrhunderten in der Moldau, auch in neuerer Zeit die Bierbrauerei von Deutschen gefördert. Zu den Buchhändlern in Bukarest zählen viele Deutsche: Winderhalder, Waldbaum, Gräve, Stork, Müller, Degenmann; zu jenen in Jassy: Hemschieg und Hennig. Sie führten um 1830 zahlreiche deutsche Werke ein. Ebenso zählten Deutsche zu den bedeutenderen Buchdruckern und Verlegern. In einer dieser Druckereien erschien auch die von Karl Schneider redigierte „Bukarester deutsche Zeitung" (zweimal wöchentlich), die vom Fürsten Bibescu unterstützt wurde. Auch gegenwärtig werden in Bukarest deutsche Blätter herausgegeben.

Neben den Handwerkern erscheinen vor allem deutsche Kaufleute. Der gewinnreiche Handel war eine der stärksten Triebfedern für die Einwanderung. Aus der Moldau wurde ein sehr lebhafter Handel nicht nur nach Ungarn und Siebenbürgen, sondern auch nach Polen und dem Orient betrieben. Deutsche Kaufleute aus moldauischen Orten werden oft in den Stadtbüchern von Lemberg und in den Zollrollen der siebenbürgischen Handelsstädte genannt. Wie reich einzelne dieser Kaufleute waren, mag daraus ersehen werden, daß der Bajaer Kaufmann Hecht bei „Wittram, Mitbürger der Lemborg" (Lemberg),

[1]) Einige sind in meiner „Geschichte der Bukowina" (Czernowitz 1904) abgebildet.

Digitized by Google

eine Forderung von 337 Mark hatte, die er als „Zelgerethe" (fromme Stiftung) der Stadt Lemberg verschrieb (1421).

Deutsches Geld und deutscher Unternehmungssinn spielen auch gegenwärtig in Rumänien keine geringe Rolle. In den letzten drei Jahrzehnten haben sich die Deutschen besondere Verdienste um die Anlegung zahlreicher Fabriken, um die Holzgewinnung und Dampfsägearbeit, ferner vor allem um die Petroleumindustrie erworben. Ihnen ist zu verdanken, daß Rumäniens Petroleumgebiet heute mit demselben reichen Erfolge ausgebeutet wird wie die russischen und amerikanischen. Die Deutschen haben in der Petroleumindustrie über 100 Millionen Lei (Franken) angelegt. Ebenso haben sie bedeutende Geldwerte auf den rumänischen Geldmarkt gebracht. Der Handelsverkehr mit Deutschland ist im steten Steigen begriffen. Während der Gesamtwert der Einfuhr aus Rumänien nach Deutschland 1880 bloß 46 Millionen Mark betrug und die Ausfuhr aus Deutschland nach Rumänien damals einen Wert von 10,9 Millionen Mark erreichte, sind diese Zahlen bis 1912 auf 138,2 und 131,7 Millionen Mark gestiegen. Der Verkehr Deutschlands mit den benachbarten Balkanstaaten ist dagegen weit geringer.

Die Deutschen haben die Rumänen mit dem städtischen Wesen bekanntgemacht. Die Einrichtung aller größeren Orte beruhte auf deutschen Grundlagen. Wie in den deutschen Ansiedlungsgebieten Galiziens und Siebenbürgens, woher diese Kolonisten kamen, herrschte in der Moldau und der Walachei eine auf deutschem Recht beruhende Stadtverwaltung. Auch die moderne Entwicklung der rumänischen Städte ist zum großen Teil ein Werk der Deutschen. In Bukarest stellte z. B. der Oesterreicher Freywald 1824 bis 1826 die Straßenpflasterung her; Ernst Mayer aus Sachsen entwarf 1824 den ersten Plan zur Rohrwasserleitung; der Wiener Brener errichtete 1828 das erste Hotel mit einer Gartenanlage, und Major v. Brotzin, ein Deutscher, vermaß etwas später wohl zum erstenmal die Ausdehnung der Stadt, als es sich um die Ausgestaltung des Straßennetzes und der Wasserleitung handelte.

Geringer ist die Bedeutung der Ansiedlungen der deutschen Bauern in Rumänien in älterer Zeit. Doch ist der heute so berühmte Weinbau Rumäniens von Deutschen eingeführt worden. So erzählt der päpstliche Visitator Bandini (siebzehntes Jahrhundert), daß ein moldauischer Woiwode einen trefflichen Weinbauer aus Siebenbürgen berufen habe; der Name dieses Deutschen war Gutnar, und nach ihm heiße der bekannte moldauische Weinbergort „Kotnar". In jüngerer Zeit konnten sich deutsche Bauern nur in der Dobrudscha ansiedeln und haben hier schon viel für die ländliche Kultur geleistet.

Frühzeitig erscheinen in Rumänien auch deutsche Priester und Mönche. Aber auch deutsche Söldner, Lehrer und Gelehrte zogen die deutschen Fürsten heran. Despota berief als Lehrer an die von ihm gegründete Schule in Kotnar den Johann Sommer, dem wir auch eine Biographie dieses Fürsten verdanken. Auch deutsche Aerzte fanden in der Moldau Beschäftigung. Auf

Digitized by Google

Ansuchen des Fürsten Stephan des Großen sandten ihm die Nürnberger schon 1502 den Arzt Johann Klingensporn. Auch hohe Beamtenstellen bekleideten Deutsche und gelangten so in den Bojarenstand.

Im neunzehnten Jahrhundert hat sich der französische Einfluß vielfach geltend gemacht. Vor allem verstand es Frankreich, seine Sprache und Mode in Rumänien zur Geltung zu bringen. Dafür ist folgendes bezeichnend. Als den Gymnasiasten in Jassy 1845 die Wahl zwischen Französisch und Deutsch freigestellt wurde, ließen sich 29 für die deutsche und 56 für die französische Sprache einschreiben. Seither hat der deutsche Einfluß wie auf wirtschaftlichem, so auch auf geistigem Gebiete stark zugenommen, und an vielen Schulen wird deutsch gelehrt; die Erziehung der Kinder durch deutsche Lehrer und Lehrerinnen ist in den wohlhabenden Familien sehr häufig; in Bukarest werden die Kinder der höheren Gesellschaft in die deutsch-evangelische Schule geschickt; die Zahl der an auswärtigen Schulen studierenden jungen Leute wächst von Jahr zu Jahr. Eine Reihe der hervorragendsten Gelehrten Rumäniens, darunter die Gründer des Zoologischen und Ethnographischen Museums in Bukarest, sind Schüler deutscher Universitäten. Die Nachfrage nach deutschen Büchern ist lebhafter geworden; ebenso wächst die Zahl der Uebersetzungen aus dem Deutschen rasch an. An der Bukarester Universität wurde 1906 eine Lehrkanzel für deutsche Sprache errichtet. Unter den Beamten, Aerzten, Forschern, Künstlern und Dichtern Rumäniens gab und gibt es auch in neuerer Zeit zahlreiche Deutsche. Genannt sei hier die kürzlich verstorbene Königinwitwe, die unter dem Dichternamen Carmen Sylva allgemein bekannt ist. Aber auch das Theater- und das Zeitungswesen in Rumänien ist von Deutschen gefördert worden. Der hervorragende Führer der Bukowiner Rumänen, Reichstagsabgeordneter Tomaszczuk, trat für die Errichtung der deutschen Universität in Czernowitz auf das wärmste ein, und Baron Nikolaus von Mustazza, einer der bedeutendsten Rumänen der Bukowina, sagte einmal zu König Karol: „Majestät, wir (Bukowiner Rumänen) sind deutsch erzogen." „Ohne den Einfluß der germanischen Kultur hätten wir fast nichts von einer Nationalkultur," lautet ein Ausspruch des Professors Aurel Popovici, des Verfassers von „Groß-Oesterreich".

Danach sollte wohl für die Rumänen kein Zweifel vorhanden sein, welcher Interessengemeinschaft sie angehören. Besonnene Männer unter ihnen verkünden ihre Stellung auch jetzt klipp und klar. So weist Lupu Kostaki, eine der bekanntesten Persönlichkeiten Rumäniens, früher Generalsekretär im Ministerium des Innern, in einer Flugschrift nach, daß Rumänien nur an der Seite Oesterreich-Ungarns und Deutschlands seine Unabhängigkeit wahren könnte. Und der bekannte Politiker und Historiker Radu Rossetti führt in einer ähnlichen Schrift aus, daß die Heere, die in Frankreich, Flandern und Polen für die deutsche Sache kämpfen, gleichzeitig Rumäniens von Rußland bedrohte Zukunft verteidigen. Das Schicksal der Rumänen in Beßarabien ist kaum für die andern Rumänen anstrebenswert. Die törichte Parteinahme für Rußland und seine

Digitized by Google

Verbündeten ist zumeist durch den rollenden Rubel herbeigeführt. Alte Beziehungen zu Frankreich und der Haß gegen Ungarn wegen der Unterdrückung der ungarländischen Rumänen förderte diese selbstmörderische Agitation.

Deutschland und Oesterreich-Ungarn[1]

Von

Prof. Dr. R. v. Scala (Innsbruck)

Inmitten des Kampfes, der unsre Welt erschüttert, fünf Erdteile in Flammen setzt, ist es uns heute möglich, auf Anregung und unter der Leitung der hiesigen Vertretung des Deutschen Reiches, einer allgemeinen, selbstverständlichen Pflicht nachzukommen, unsrer Kriegsteilnehmer und ihrer Familien zu gedenken — ohne Unterschied ihrer reichsdeutschen oder österreichisch-ungarischen Zugehörigkeit. Obwohl noch in Hörweite des Kanonendonners, rufen wir doch nach alter Friedenssitte die Musen zu unsrer Veranstaltung und widerlegen hiermit das geflügelte Wort: unter den Waffen schweigen die Musen. Die Möglichkeit hierzu aber schaffen allein unsre tapfern Streiter, die, ein lebendiger Wall von Kraft und Willen und Geist, uns schützen und als „Schildwache vor unserem Herde" stehen!

So weist uns gerade der heutige Abend darauf hin, daß wir Dankbarkeit unsern Helden in ihrer wortkargen Selbstverständlichkeit zollen müssen für ihre stete Selbstaufopferung zu Land und zu Wasser, unter der Erde und unter dem Wasser und hoch in den Lüften, die zum erstenmal menschliche Geisteskraft sich zum Kampfgebiet erobert hat — letzteres in seltsamer Erfüllung des einst entsagungsvoll gemeinten Wortes von Jean Paul Friedrich Richter, daß den Engländern die Herrschaft über das Meer, den Franzosen über das Land, den Deutschen über die Lüfte zugehöre. Wie Abenteuer („Aventiuren") aus altem Heldensange ziehen die gewaltigen Ereignisse an uns vorbei: die Eroberung von Lüttich, Namur, Maubeuge, Antwerpen, die entsagungsvollen Kämpfe in Tsingtau, in Galizien, in den Karpathen und im Argonnenwalde, der welterschütternde Sturmlauf von Gorlice ab über die Festungen und Städte Przemysl, Lemberg, Lublin, Warschau, Iwangorod, Nowo-Georgejewsk, Brest-Litowsk, Kowno, Luck, Wilna, die nervenerprobenden Isonzoschlachten, unsre Flieger über Paris, London, Manchester, Sheffield, Liverpool, Venedig, Mailand, Ancona, Bari, unsre tirolischen Winterkämpfe, zum Teil in 3000 Meter Gletscher- und Felseneinöde.

Strahlendes Sonnenleuchten geht von all diesen Taten der Aufopferung aus; in einzelnen Brennpunkten sammelt sich der Glanz, so bei jener kriegsfreiwilligen-Jugend vom 245. Infanterieregiment, die das Dorf Becelaere mit

---

[1] Ansprache bei einem Festabend des deutschen Konsulats in Innsbruck.

Digitized by Google

dem ganzen Liede: „Deutschland, Deutschland über alles" gestürmt, und bei jenen todesmutigen Egerländern und mohammedanischen Freiwilligen des Obersten Kraus, die das Ungeahnte — eine der gewaltigsten Bergbesteigungen der Welt, obwohl keine Erstlingsbesteigung — vollbrachten und den Lovcen eroberten, um die Fahrten der „Emden", der „Möwe", der Lerch und Trapp, der Weddigen und Hersing.

Süßer Liedermund wird in neuen Siegfriedsliedern der Nachwelt künden von den Taten, die aufgespeicherte Tatkraft und Opfersinn vollbringen durfte. Wenn wir diese rühmen, sind wir nicht etwa gefühllos gegen die heißen Schmerzen des Krieges für Leib und Seele, die unsagbaren Opfer der Herzen und die schweren Lebenskämpfe, die er über Tausende gebracht hat. Wir sind nicht gleichgültig gegen die Greuel des Krieges, die hohe Kulturwerte zerstören und Nützlichkeitswerte in ungeheuren Mengen vernichten. Wir sind nicht blind gegen die Frevel, die Habsucht und Gewinngier allerorts viel zu häufig begeht. Aber wenn wir nur die Kriegsschrecken und nicht auch die unerhörte Aufrüttelung zu Großem, die Umschweißung zersplitterter Kräfte zu einheitlichem Schaffen, die Heldentaten und das Dulden der Männer und Frauen sehen wollten, glichen wir dem philosophischen Beobachter, der sieht, wie von heimlicher Tücke ein Mann in reißende Fluten geworfen wird, und dem mit den Fluten Ringenden zuruft, er schädige doch Kleider, Gesundheit, Leben, ja verwende seine Zeit nicht für Kulturwerte. Wir rufen vielmehr für unsern Standpunkt die Gestalt Kants zu Hilfe, der seine Schrift „vom ewigen Frieden" veröffentlicht hat, aber trotzdem dem Kriege die innere Würde nicht absprechen konnte und die Gefahren als Förderung erhabener Denkungsart des Volkes ansah, dessen Schüler Gneisenau und Boyen aus der Anschauung hoher Pflicht heraus die allgemeine Wehrpflicht schufen! Haben wir uns auf den Boden des „von uns nicht gewollten" Krieges gestellt, so können wir bei all unserm Kummer, bei all unsrer Sorge den Trost uns nicht versagen, daß aus diesen Erlebnissen von erhabener Gewalt, aus diesem Kriege mit seinem Pulsschlage tiefinnersten Lebens und seinen Erfahrungen und Gemütsstimmungen ein neuer Lebenstag heraufsteigt, der zu gewaltigem Fortschritte der Menschheitsgeschichte drängt, erzieht, zwingt. In furchtbaren Schmerzen wird statt der alten Internationalität ein neuer Kulturkreis von Nachbarn geboren; in stärkstem Lebensanstoß werden durch den Krieg, der einst wandernde Stämme zu Staaten zusammenschloß, erhöhte kulturell-wirtschaftliche Einheiten, vor allem durch einen engeren Zusammenschluß Deutschlands und Oesterreich-Ungarns, in die Welt treten.

Aus jener Lügenwelt, die unsre Gegner sich in Verdrehung der Gegenwart und Fälschung der Zukunft geschaffen haben, wird dessenthalben Sperrfeuer vor die Wahrheit gelegt, kindlich-törichte Gasvergiftung gepflegt. Da raunen die Stimmen, denen der innige Zusammenschluß Deutschlands und Oesterreich-Ungarns schweres Herzeleid bereitet: „Deutschland werde den Schaden ernten, denn aus jenem Reichtum zu lösender Fragen, der Oesterreich-Ungarn erfüllt, quelle Schwäche für das Deutsche Reich." Oesterreich-Ungarn aber, so meldet

Digitized by Google

Sasonows dumabetörende Stimme, werde Vasallenstaat Deutschlands und müsse auf eignes Leben verzichten. Diese Toren sind blind für die Farbe der Wahrheit. Sie sehen nicht, wie unser gemeinsamer Lebensweg für wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung über einen gewaltigen Bogen führt, der die Kluft nächster Zeiten überspannt. Dieser Bogen aber muß auf mächtigen Pfeilern ruhen, auf dem Pfeiler Deutschland und auf dem Doppelpfeiler Oesterreich-Ungarn. Je stärker, je selbständiger die Pfeiler, desto kraftvoller der Brückenbogen, desto gesicherter der Lebensweg ins Zukunftsland, das kein englisch-imperialistisches, abgeschlossenes Ausbeutungsland, kein russisches Quadratkilometerwahngebilde, kein französisches notdürftig beamtenhaft zur Kolonie aufgepäppeltes Großsprecherland sein soll, sondern ein herrliches Arbeitsgebiet für unsre Nachkommen, ein Zusammenschluß von Staaten und Völkern, deren Blüte die Blüte des Ganzen findet. Nicht äußere Vorteile, sondern innere Daseinsbedingungen soll unser Bund schaffen und eine mitteleuropäische Gemeinsamkeit, in der verschiedene Völker ihre Volkseigenart ausbilden unter dem Segen der deutschen Ideen der Völkerfreiheit und Volkserziehung. Befruchten soll sich ernste Methode und strenge Ordnung mit schöpferischem Sinn und in idealer Begeisterung; dann werden wie Röntgenstrahlen durch alle Hindernisse die Geisteswirkungen dringen.

Und der in Albernheit gescholtene und dann doch nachgeahmte Militarismus soll uns ein Muster geben, wie das wirtschaftliche, kulturelle, politische Leben unsrer Staaten sich fördern soll. So wie österreichische Mörser und deutsche Sturmkolonnen im Westen die stärksten Festungen zerbrochen haben und nun hoffentlich auch die Werke der alten deutschen Reichsstadt Verdun zerbrechen werden, wie die Weisheit conradisch-hindenburgisch-falkenhaynischer Strategie ineinander griff und in den winterlichen Einöden der Karpathen, in der Osterschlacht daselbst und im polnisch-wolhynischen Sumpfgebiete beiderseitige Kraft und militärisch-wissenschaftlicher Geist so einheitlich zusammenwirkte, wie es kein Kriegsrat in Paris und London je erreichen wird, so werden Deutschland und Oesterreich-Ungarn auch auf sozialpolitischem und wirtschaftlichem Gebiete ein gleichfalls aus wissenschaftlichem Geiste geborenes, nirgends hinderndes, nirgends die volle Souveränität der Staaten drückendes Band und Bündnis anstreben. Wie in dem Brausen unsers heimischen Föhns der Winter vergeht und der Boden eisfrei wird für die Frühlingssaaten, so ist in den Stürmen dieses Krieges und seiner seelischen Wärme das letzte Eis zerbrochen, geschmolzen, geschwunden, das Deutschlands und Oesterreich-Ungarns Empfinden trennte.

Eine lange Entwicklung hat dies innige Verhältnis hinter sich, vom alten römisch-deutschen Kaisertum an über die gemeinsamen Kämpfe von 1813, die in unsrer Zeit der Jahrhundertfeier so lebendig geworden sind, bis zu den schweren inneren Kämpfen Bismarcks in Nikolsburg, da er Oesterreich um kein Stück Böhmen ärmer wissen will, ja in diesen Plänen gehemmt, sein ganzes Leben unnütz fühlt und bis zu dem Erwägen kommt, es könnte nun enden. Und dreizehn Jahre später ist bereits jenes Bündnis geschaffen, das Andrássy und Bismarck, wie nach ihnen der schwedische Geschichtschreiber Kjellén, eine Lebensversicherung nannten.

Digitized by Google

Noch dreißig Jahre später — 1909 — war dann jene herrliche Erprobung der Nibelungentreue nötig, die den Kriegsausbruch verhinderte. Und endlich das Jahr 1914, in dem serbisches Mördertum aus politischen und Handelsbilanzgründen von allen andern Großmächten unterstützt wurde, das Deutsche Reich aber in Kaiser und Kanzler alle Bemühungen zur Erhaltung des Friedens aufwendete, und endlich die ganze Wehrkraft des Reiches uns brüderlich zur Seite trat: „An die Seite Oesterreich-Ungarns ruft uns nicht bloß die Bündnispflicht, uns fällt zugleich die gewaltige Aufgabe zu, mit der alten Kulturgemeinschaft der beiden Reiche unsre eigne Stellung gegen den Ansturm feindlicher Kräfte zu schirmen," so kennzeichnete Kaiser Wilhelm II. die unzertrennliche Verbindung beider Staaten, die schon Kaiser Wilhelm I. „ein Vermächtnis der deutschen Geschichte" nennen konnte.

Und nun kamen die militärischen Großtaten, die, ebenso engstens verflochten wie die Fülle gemeinsamer geistig-gemütlicher Erlebnisse, uns aneinander ketten. Wir treten mit Deutschland in ein Zeitalter, in dem zwar nach dem Kriege die Parteien als Träger geschichtlicher Hochgedanken und Strömungen in alter Stärke erstehen müssen, aber wohl auch in neuer gegenseitiger Achtung, da wir jetzt im vollen Bruche mit der Vergangenheit aus jener reinen Aetherluft die Errungenschaft mitbringen, daß die Erreichung großer Ziele uns nur durch die gesammelte Kraft des gesamten Volkes verbürgt wird.

Uralte Probleme: der tiefe Widerstreit zwischen Einzelwesen und Gesamtheit, zwischen Freiheit und Autorität sind in diesen erhabenen Zeiten in beiden Staaten wundervoll gelöst worden.

Wie sollte all das Heldentum — weit über alle auferlegte Pflicht hinaus — sich erzeugen, wenn nicht durch die Erkenntnis, daß im Leben der Allgemeinheit und Gesamtheit eines Volkes und Staates das höhere Leben vor sich gehe, wenn der Einzelne in erhöhter Seelenlage demütig sich beugt, indem er alles an den Sieg setzt: sittlichen Willen, körperliche Kräfte, geistige Fähigkeiten, sein Leben: „Ich bin nicht mehr ich selbst, ich war. Ich bin ein Glied der heil'gen Schar, die sich dir opfert, Vaterland!" Und die Gesamtheit ist zur Erkenntnis erwacht, daß jedes Wesen, vom Säugling bis zum Krieger, bis zum Greis und zur Matrone, kostbarstes Besitztum der Allgemeinheit ist. In Deutschland wie bei uns muß das staatlich-soziale Leben des Friedens vom stärksten Streben nach Versorgung und Fürsorge, nach geistiger, sittlicher, geschwisterlicher Förderung aller Schichten des Volkes durchtränkt sein: das fordern unsre Toten wie unsre Heimkehrenden und wir selbst, die wir uns das Mahnwort vor Augen halten, das uns heute abend durchbebt: „Sie sterben nur für die, die für sie leben!"

Nirgends in der Entwicklung der Menschheit war klarer als jetzt erwiesen, daß nur das wohl abgewogene Maß von Freiheit und Autorität den alten Gegensatz löse. Die Größe der Leistungen ist so ungeheuer gesteigert, weil überragende Autorität die einzelnen zusammenfaßt und so größte Aufgaben überwinden läßt. Wie aber hätte allerorts „in Luft und Flur und Fluten" die

Digitized by Google

Millionenkraft solche Steigerung erfahren können, wenn nicht selbstbewußte, geschulte Persönlichkeiten die innerliche freie Volksgemeinschaft zusammensetzen, wenn nicht die Ausbildung jedes Einzelnen in strenger schulmeisterlicher Zucht, in jauchzender Bergsteigerkraft, in frischer turnerischer Uebung, in frohem Waffenspiel, in Schützenlust und ernster Feuerabwehr, in erhöhter Erfassung des Zaubers der Heimatscholle uns überlegen machte allen sibirisch-asiatischen, senegalisch-afrikanischen, australischen und amerikanisch-kanadischen Horden.

Diese Erlebnisse verklammern uns ebenso wie die militärischen, wie die Notwendigkeit, auch im Frieden einer Welt von 700 Millionen wirtschaftlicher Feinde gegenüberzustehen. Es treten unsre Reiche so eng verbunden in die große Zukunft, daß keine Verleumdung von seiten der Feinde uns mehr trennen kann. Wie im Innern die ungeheuren Bedürfnisse einer neuen, in ihren Aufgaben gesteigerten und in ihrem Menschenangebot geschwächten Zeit eine Werkgemeinschaft der Arbeitstüchtigen und Schaffensfähigen aller Parteien fordert, so ist die Werkgemeinschaft Deutschlands und Oesterreich-Ungarns auf militärischem, auf wirtschaftlichem, auf sozialpolitischem Gebiet eine logische Folge geschichtlicher Entwicklung, ein Lebensbedürfnis, „eine Lebensversicherung" — eine Werkgemeinschaft, die Mördertum, Verrat an der weißen Rasse, Verrat an dem Grundsatz der freien Meere, Verrat an der Wahrheit und Verrat an der Treue gegen den Bundesgenossen als Verbrechen an der Menschheitsentwicklung bekämpft.

So sind wir verschieden zwar in der bunten Mannigfaltigkeit der Entwicklung und der Lebenseigenart, getrennt in voller Souveränität staatlicher Regierung, aber eins in der Pflicht, uns aufzuopfern, aufzurichten, anzufeuern, zu begeistern, zu helfen, zu trösten und zu sorgen, eins in Not und Tod, aber auch eins in der Arbeit des Friedens und im Glanz einer Zeit gewaltigster Fürsorge und sozialer Neuschöpfungen für alle Glieder unsrer Völker: „Viribus unitis."

Organisation und Wirken der gegnerischen Propaganda

Von

Dr. Ernst Bischoff

Im folgenden soll der Versuch gemacht werden, in gedrängten Umrissen einen Ueberblick über den Teil der kriegerischen Tätigkeit unsrer Gegner zu geben, den man „Propaganda" zu nennen pflegt. Der Charakter des Krieges als eines Weltkrieges, seine Ausdehnung über mehrere Erdteile und seine Verquickung mit einem unerbittlichen Handelskrieg von erstaunlichen Dimensionen und unter den rigorosesten Absperrungsmaßregeln brachte es mit sich, daß von dieser echt modernen Kampfmethode der moralischen Unterminierung, der Diffamierung und Verleumdung des Gegners ein äußerst wirksamer, früher ungeahnter Gebrauch

Digitized by Google

gemacht werden konnte. Es muß daher von Interesse sein, sich eine annähernde Vorstellung zu machen von dem Umfang dieser literarischen Kampftätigkeit unsrer Feinde sowie von den Praktiken, die dabei in Anwendung kommen.

Den hier folgenden Aufstellungen und Angaben liegt eine Sammlung der wichtigsten Bücher, Broschüren, Flugblätter und sonstigen Werbeschriften zugrunde, die von den Gegnern der Zentralmächte veröffentlicht und verbreitet wurden, sowie von Nachrichten und Berichten in ausländischen Zeitungen, aus denen sich Aufschlüsse über die Organisation dieses geistigen Feldzuges gewinnen lassen.

Dessen Wirksamkeit hat sogleich nach Ausbruch des Krieges in gewaltigem Umfange eingesetzt. Es braucht hier nicht ausgeführt zu werden, welch vorbereitetes Feld sie in den feindlichen Ländern selbst und in den Ländern der sog. und wirklichen Neutralen angetroffen hat. Literarisch und publizistisch jedenfalls war dem Krieg von seiten der Entente ausgezeichnet vorgearbeitet worden. Das ausgedehnte Verständnis für die englische und französische Sprache in der ganzen Welt unterstützte dabei die Verbreitung der Werbeschriften in hohem Maße. Außerdem wurden in Paris und London neben den bestehenden Telegraphen- und Nachrichtenagenturen, die seit Jahren den „Verlästerungskampf" gegen die Zentralmächte mit Geschick und Skrupellosigkeit führten, sehr bald besondere Propagandabureaus eingerichtet; ihre Aufgabe war, die mannigfachen Strömungen der wild emporschießenden Flut von Aufklärungs- und Kampfschriften zu zentralisieren, die oft vereinzelt nebeneinanderstehenden Kräfte zu vereinen, Material zur Beeinflussung und Vergiftung der öffentlichen Meinung in den verschiedenen neutralen Ländern nach bewährten Grundsätzen zu besorgen, das „bearbeitete Material" zu veröffentlichen, die Uebersetzung der einzelnen Schriften in die verschiedensten Sprachen zu veranlassen und die Ergebnisse dieses Tuns an ihren eigentlichen Wirkungskreisen umsichtig und in Ueberfluß zu verbreiten.

Bevor auf die Schilderung der Organisation und der Tätigkeit sowie der Praktiken dieser Bureaus eingegangen wird, soll ein kurzer Ueberblick gegeben werden über den Umfang und die hauptsächlichsten Gegenstände der gegnerischen Propaganda im allgemeinen.

Man kann sagen, daß dabei fast kein Gebiet des modernen Lebens und der Geschichte, das Bezug auf die kämpfenden Völker und den Krieg hat, unbeachtet gelassen wurde. Besonders in Frankreich hat sich fast der ganze Kreis der Intellektuellen ohne Unterschied der Partei, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, in den Dienst dieser Arbeit gestellt, die während des Krieges die „Seele" der französischen Nation völlig verändert hat. Es ist eine Art Psychose über dieses Volk gekommen. Das ganze geistige Leben wird mobil gemacht; aus der Geschichte, Philosophie, Kunst und Politik der Völker werden die Beweise geholt, mit denen man den literarischen Feldzug gegen Deutschland führt, nichts ist abstoßend oder gemein genug, um nicht zur Verächtlichmachung des Gegners verwandt zu werden, alle Möglichkeiten des modernen öffentlichen Lebens werden in den Dienst dieser Propaganda gezogen. Man bedient sich dabei vor

Digitized by Google

allem der folgenden Mittel: Broschüren und Flugblätter mit aufklärender oder aggressiver Tendenz, von der Veröffentlichung diplomatischer Verhandlungen und den Reden hervorragender Staatsmänner bis zum anonymen Hetzflugblatt, das über unsern Schützengräben abgeworfen wird; dicke Bücher „wissenschaftlichen" Inhalts, kulturhistorische Ausführungen und geschichtliche Abhandlungen; Schmähschriften gegen den Kaiser, das kaiserliche Haus und das deutsche Heer; Kommissionsberichte über sog. amtliche Erhebungen in betreff der Greuel in den besetzten Gebieten; ganze Serien von Mappen mit Phantasiebildern deutscher Greuel,[1]) ausgeführt von den bekanntesten Künstlern in jeder möglichen Geschmacksrichtung, vom verlogen rührseligen Genrebild bis zur gemeinsten Pornographie, mit einer raffinierten Spekulation auf die niedersten Instinkte, gelegentlich zu hohen Luxuspreisen; Reden und Vorträge im Inlande und im neutralen Ausland; Filmpropaganda in ganz großem Stil, fürs Inland wie für das neutrale Ausland berechnet, und schließlich noch ein ausgedehnter Bilderdienst, der die Veröffentlichung und Verbreitung von Photographien, wirklichen und gestellten Aufnahmen, an illustrierte Zeitschriften des In- und Auslandes, vor allem die kostenfreie Lieferung von Hetzbildern an „neutrale" illustrierte Zeitschriften und die Versendung von fertigen französischen illustrierten Zeitschriften zur Aufgabe hat.

Die englische Propaganda unterscheidet sich davon nur insofern, als sie, dem angelsächsischen Temperament entsprechend, das Theoretische beiseite läßt und mehr die praktische Wirkung im Auge hat. Sie bevorzugt daher die illustrierte Zeitschrift und die kleine Broschüre, die, in alle Sprachen der Welt übersetzt, den Kampf Englands für die Freiheit der kleinen Völker usw. beweisen soll. Außerdem wird mehr noch als in Frankreich mit den Schlagwörtern der „Bedrohung des Friedens durch den preußischen Militarismus" und der angeblichen „besonderen Kriegsbereitschaft Deutschlands" gearbeitet. Ein eignes Kapitel bildet die mit allen erdenklichen Mitteln betriebene Beeinflussung der öffentlichen Meinung im Ausland durch die Zeitungen, eigne und neutrale, was sich in Amerika geradezu zu einem Terrorismus ausgebildet hat, und wofür weiter unten ein äußerst bezeichnendes Beispiel angeführt werden soll. Vor allem aber scheint die englische Propaganda in ganz außerordentlichem Maße mit Bestechung zu arbeiten, die es gestattet, den englischen Ursprung dieses Einwirkens auf die Neutralen nach Möglichkeit zurücktreten zu lassen, in getreuer Befolgung der alterprobten Methoden, nach denen längst vor Kriegsausbruch die öffentliche Meinung in der ganzen Welt im englischen Sinne beeinflußt worden ist.

---

[1]) Eine besondere Abart davon soll hier eigens genannt werden: „Le livre rouge par l'image", das durch „Phantasiezeichnungen" eines bekannten Künstlers bestimmte Stellen aus den amtlichen Kommissionsberichten über angebliche deutsche Greuel „illustriert". Diese „Illustrationen" sind von einer unbeschreiblichen Geschmacklosigkeit; es zeigt sich in ihnen ein geradezu verlierter Sinn für Roheit, wie er vor dem Kriege nur in den Illustrationen obskurer französischer Hetzschriften und in den Plakaten für die großen Pariser Filmtheater zum Ausdruck kam.

Digitized by Google

Die verschiedenen Zentren der feindlichen Propaganda

Trotz der engen Wechselbeziehungen unter den einzelnen Strömungen des gesamten feindlichen Propagandawirkens kann man von einer Anzahl bestimmter nationaler Zentren sprechen, die neben der Entfaltung eigner Tätigkeit das Tun andrer ihnen unterstehender Organisationen in gewissem Sinne leiten. An erster Stelle ist hier das französische Propagandazentrum zu nennen. Nach einer Schilderung, die das „Svenska Aftonbladet" vom 12. Januar 1916 aus dem „Helsingborgs Dagbladet" übernommen hat, befindet sich diese „Zentrale der Kriegsführung mit Druckerschwärze" in einem Nebengebäude des Auswärtigen Amts in Paris. „Dort bekommt man einen Begriff von der gewaltigen Kampagne gegen Deutschland in Wort und Bild, wenn man die langen Reihen Literatur sieht, die Broschüren in vierzehn verschiedenen Sprachen enthalten, wo für jedes Land von einiger Bedeutung eine besondere Abteilung eingerichtet ist."

Ueber die Organisation dieses französischen Propagandadienstes geben verschiedene feindliche Presseäußerungen Aufschluß, von denen vor allem ein Bericht von L. Campolonghi im „Secolo" vom 19. Dezember 1915 und ein in der „Revue hebdomadaire" vom 8. April 1916 abgedruckter Vortrag von Rektor Baudrillart das wertvollste Material lieferten. Danach hat das französische Auswärtige Amt alsbald den verschiedenen privaten Komitees und Vereinigungen zur Beeinflussung des Auslandes seine Unterstützung zukommen lassen, hat sie miteinander in Beziehung gebracht und unter eine einheitliche, wenn auch nur lose Direktion gestellt. Die oberste Leitung liegt in den Händen des Ministers des Aeußern. In die zu bewältigenden Arbeiten teilen sich das Presse- und Informationsbureau des Auswärtigen Amts unter dem Direktor Ponsot und das Zentralbureau für Propaganda unter dem Abgeordneten Fournol, der sich seiner Aufgabe äußerst geschickt und diskret entledigen soll. Außerdem wurde in den letzten Tagen des Jahres 1915 noch eine sog. „Maison de la Presse" begründet. Dort laufen alle Instruktionen, Informationen, Erkundigungen und Dokumente zusammen, von dort werden Mitteilungen an die französische und ausländische Presse ausgegeben, von dort geht alles aus, was im Sinne der Beeinflussung des Auslandes durch Frankreich liegt. Die eigentliche Propaganda wird der Hauptsache nach von autonomen Komitees betrieben, die sich mit Publikationen und Vorträgen befassen, und die von der Zentralorganisation nur diskret angeleitet werden. Diese Komitees sind spontan aus der privaten Initiative entstanden und haben an ihrer Spitze wieder eine autonome Persönlichkeit. Sie sind nur insofern vom Zentralbureau abhängig, als dieses sie bei ihrer Arbeit unterstützt. Diese Unterstützung besteht nicht nur in der Zuwendung großer Geldbeträge, sondern auch in einer Art vermittelnder Tätigkeit. Für den Fall nämlich, daß aus privater Initiative ein Buch — gewöhnlich von einem neutralen Verfasser — veröffentlicht wird, das hinreichend wichtig erscheint, trägt das Zentralbureau für die weitere Verbreitung, Uebersetzung usw. der Schrift

Digitized by Google

Sorge. Ebenso unterhält es engste Wechselbeziehungen mit den englischen und belgischen Propagandaorganisationen, veranlaßt und vermittelt Anregungen, Austausch von Publikationen und Uebersetzungen von solchen. Nach Campolonghi entfaltet das französische Zentralbureau aber auch eine unmittelbare Tätigkeit. Das „Bulletin des Français résidants à l'étranger" ist sein Werk. Dieses Flugblatt hat einen nicht geringen Einfluß auf die Provinzpresse der neutralen Länder ausgeübt und hat vor allem die Initiative der im Auslande lebenden Franzosen geweckt, die fast überall Propagandakomitees errichtet und Zeitungen begründet haben, wie z. B. „Iberia" in Barcelona, „Por la Civilización" in Uruguay, „Chronica de la Guerra" in Colombia usw.

Ferner hat das Zentralbureau dafür gesorgt, daß das Gelbbuch, die drei Berichte über die Grausamkeiten der Deutschen und die wichtigsten Reden französischer Politiker in umfassender Weise über die ganze Welt verbreitet wurden; es hat vor allem auch tatsächlich dazu viel beigetragen, die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich der Zulassung neutraler Journalisten an die Front boten, denen heute das Reisen durch ein dazu geschaffenes Bureau erleichtert wird. Das Bureau vermittelt Verkehrsangelegenheiten, verschafft Passierscheine, Gelegenheiten zum Uebernachten, und weist auf sehenswürdige Ortschaften hin.

Im Ausland schließlich hat die französische Zentralorganisation sich in nicht geringem Maße des verständnisvollen und uneigennützigen Wirkens solcher Franzosen bedient, die in den ihrer Tätigkeit zugewiesenen Ländern seit langen Jahren ansässig waren und dort natürlich gut Bescheid wußten. Auch die „Instituts français" in Florenz und Madrid waren hierfür von nicht zu unterschätzendem Wert, da Baudrillart in seinem Vortrag eigens auf ihr außerordentlich förderndes und nutzbringendes Auftreten hinweist.

Was die einzelnen Komitees angeht, so läßt sich über ihre Tätigkeit ungefähr folgendes feststellen:

Die „Alliance française", die schon vor dem Kriege bestand, veröffentlicht alle vierzehn Tage ein Flugblatt, das „Bulletin de guerre de l'Alliance française", in dem die wichtigsten militärischen, politischen und wirtschaftlichen Ereignisse erläutert werden; in zehn Sprachen übersetzt, wird es durch die verschiedenen Zweigstellen der Gesellschaft verteilt.

Die Handelskammer in Paris publiziert zweimal im Monat ein Flugblatt, das nicht nur für die Mitglieder der Kammer bestimmt ist und in ungeheurem Umfang verbreitet wird. Desgleichen geben die andern französischen Handelskammern, vor allem die von Lyon und Marseille, eigne Korrespondenzen heraus.

Eine besondere Beachtung verdienen sodann die sog. konfessionellen Komitees. Hier ist an erster Stelle das katholische Komitee zu nennen, das unter dem Vorsitz von dem Rektor des „Institut catholique de Paris", Baudrillart, eine äußerst erfolgreiche und umfangreiche Propaganda betreibt. Aus kleinen Anfängen herausgewachsen, vereinigt das „Comité catholique de Propagande française à l'étranger" zurzeit eine Menge einflußreicher Lokalkomitees und andrer Körperschaften, vor allem in geistlichen und gelehrten Kreisen, zu einer

Digitized by Google

umfassenden Tätigkeit. Es gibt ein monatliches „Bulletin" heraus, das außer in französisch noch in englisch, spanisch und portugiesisch erscheint und eine Auflage von 75000 Exemplaren hat. Besonders fruchtbar ist das Komitee außerdem in der Abfassung und Verbreitung größerer Propagandaschriften, die sich wie die bekannteste Veröffentlichung, „La guerre allemande et le Catholicisme" oder wie die Veröffentlichungen über die Kathedrale von Reims an das gemeinsame Gefühl aller Katholiken wenden.

An zweiter Stelle steht das „Comité protestant", dem der bekannte Gelehrte André Weiß vorsteht, und das ebenfalls ein monatliches Bulletin herausgibt. Sein Wirkungsfeld sind die protestantischen Kreise in den Vereinigten Staaten, in der Schweiz, in Holland und in den skandinavischen Ländern.

In natürlicher Ergänzung zu diesen beiden konfessionellen Komitees wurde noch ein „Comité israélite" gegründet, das seine Tätigkeit in der Schweiz, in Holland, in Nord- und Südamerika, in den skandinavischen Ländern und in den Balkanstaaten, vor allem in Rumänien entfaltet.

Die Handelskammer in Paris hat außerdem ein allgemeines Komitee errichtet, das Schriften, die in besonders geeigneter Weise für französische Kultur Propaganda zu machen vermögen, wie die Arbeiten von Lavisse, Dürkheim, Andler, Weiß usw. in verschiedene Sprachen übersetzt und veröffentlicht.

In ähnlicher Weise ist von der Redaktion der „Revue hebdomadaire" im Verein mit der „Société des Conférences" ein Propagandaunternehmen begründet worden, das sich „Propagande française chez les neutres" nennt und sich die Veröffentlichung einer Reihe von Werbeschriften zur Aufgabe gemacht hat, die, soweit Proben davon vorliegen, in sechs Sprachen übersetzt, verbreitet werden. Die Schriften erscheinen im Verlag von Plon Nourrit & Co. in Paris, der auch die „Revue hebdomadaire" herausgibt, und haben als Inhalt die Themen der Sitzungen in der „Société des Conférences". Aus demselben Kreis der „Revue hebdomadaire" heraus ist ein besonderes „Comité franco-romain" begründet worden, das sich die Pflege des „französischen Gedankens" in Rumänien besonders angelegen sein läßt. In Bukarest kommt zudem seit dem 1. Mai 1915 eine französisch geschriebene Zeitschrift, „Les annales roumaines", heraus, die ganz in französischem Sinne geleitet ist.

Aehnlich wirkt das Komitee der „Idée française à l'étranger", das unter dem Ehrenpräsidium des Expräsidenten Loubet sich mit der Verbreitung französischer Nachrichten im neutralen Ausland auf telegraphischem Wege und durch Zeitungskorrespondenzen befaßt. Ueber die Tätigkeit des Komitees in Dänemark gibt eine Notiz in der „National Tidende" vom 26. Januar 1916 folgenden interessanten Aufschluß:

„L'Idée française à l'étranger", deren Aufgabe es sein soll, im Auslande für Frankreich zu wirken, besonders durch Uebersendung von ausführlichen und zuverlässigen Mitteilungen an die Presse neutraler Länder, durch Abhalten von Vorträgen und durch Uebersendung von Schriften, hat in Kopenhagen ein Bureau in der Lygade 7 eingerichtet. Der dänische Vertreter ist der Direktor

Digitized by Google

Einar Jespersen, der in Verbindung mit den leitenden Körperschaften in Dänemark steht.

Dieselben Aufgaben scheint sich ein Komitee gestellt zu haben, das sich „Comité des amitiés françaises" nennt und das außer der Herausgabe mehrerer Werbeschriften eine Anzahl von Vortragsreisen nach verschiedenen Ländern arrangiert hat.

Hierher gehört sodann die Propagandatätigkeit, die Baudrillart in seinem Vortrag „La mission à l'étranger" nennt. Er erwähnt dabei, daß hierfür beträchtliche Summen aufgewendet wurden, und daß solche Missionen nach Italien, der Schweiz, nach Spanien, den Vereinigten Staaten und nach Südamerika subventioniert wurden. Auch bis in die Kolonien und in die fernsten überseeischen Länder hat sich dieses Wirken erstreckt, wo besondere Agenten die Gründung frankophiler Zeitungen förderten und in jeder Weise für die Gewinnung profranzösischer Sympathien arbeiteten. Baudrillart erwähnt eigens die Arbeit in China, wo bis in die innersten Bezirke Veröffentlichungen in chinesischen Zeichen verbreitet wurden.

Ueber eine besondere Institution zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung in Nord- und Südamerika gibt eine Notiz der Monatsschrift „La Renaissance" vom 1. April Auskunft. Es wird darin die Tätigkeit der „Information universelle" erwähnt, die unter der Leitung von M. V. Margueritte ein „Bulletin quotidien de la Presse américaine" herausgibt. Dieses Bulletin wird von der „Renaissance" direkt als „Organe de propagande française" bezeichnet, kommt außer in englisch noch in einer französischen, einer spanischen und einer portugiesischen Ausgabe heraus und soll mit „ungezählten Mitteln" (sans compter) von der Pariser Handelskammer und vom Auswärtigen Amt unterstützt werden.

Eine eigne Tätigkeit wird in Spanien nach einer Notiz des „Journal des Débats" vom 25. März 1916 durch eine Organisation von „60 groupes d'action" in den größeren Städten Spaniens entfaltet; diese Organisation steht in losem Zusammenhang mit dem „Comité catholique" von Baudrillart und bedient sich nicht weniger als 385 korrespondierender Agenten.

In der Schweiz hat die französische Propaganda außer der ganz zum französischen Institut gewordenen Buchhandlung Payot in Lausanne und den völlig in französischem Sold stehenden Zeitungen „Journal de Genève" und „Gazette de Lausanne", in Basel die „Neue literarische Buchhandlung" erst während des Krieges gegründet und ihren Zwecken dienstbar gemacht. Die Buchhandlung gibt vor allem die Zeitschrift „Mars" heraus, die unter dem Vorgeben einer „möglichst vielseitigen bildlichen Berichterstattung über den Krieg" eine fast unverhüllte Propaganda im französischen Sinne betreibt. Nach einem Bericht des Prof. Dr. Ruck aus Basel steht der Preis der Zeitschrift bei ihrer ausgezeichneten Aufmachung, dem aktuellen Text und dem vortrefflichen Bildmaterial nach sachverständigem Urteil in keinem Verhältnis zu den wirklichen Herstellungskosten.

Digitized by Google

Außerdem hat das „Comité catholique“ auch in der Schweiz, in Freiburg, ein „Comité central“ geschaffen, das in sechzehn Städten Korrespondenten unterhält, die sich mit der Verbreitung der französischen Propaganda befassen.

In Holland hat sich ein speziell französisches Propagandabureau nicht nachweisen lassen. Dafür ist dort im Jahre 1915 eine äußerst vornehme Monatsschrift begründet worden, „La Revue de Hollande“, die in vorzüglicher Aufmachung und dabei weitreichender Gratisverteilung auf 60 bis 100 Seiten dem Publikum monatlich französisches Gift vorsetzt. Außerdem wird „La nouvelle Revue“ von Paris aus monatlich in zirka 8000 Exemplaren nach Holland verschickt und gratis an alle Cafés, Klubs usw. verteilt.

Für die Länder, in denen keine Bureaus bestehen, erwähnt Campolonghi den interessanten Umstand, daß dort die ersten Propagandaversuche von den gemeinsam arbeitenden diplomatischen Vertretern der alliierten Staaten gemacht wurden.

Eine Neuschöpfung der gegnerischen Auslandsaufklärung ist die „Agence Radio“, ein telegraphischer Dienst, der selbständig neben der amtlichen „Agence Havas“ im Sinne der französischen Nachrichtenverbreitung arbeitet. Seine Tätigkeit scheint sich über den ganzen Kontinent zu erstrecken; besondere Bureaus sind in Athen, Bukarest und Kopenhagen nachgewiesen worden.

Zur Zentralorganisation der französischen Propaganda gehören schließlich noch zwei besondere Stellen, die die Arbeit des Zentralbureaus ergänzen und ihm Material zuführen: das kinematographische und das photographische Bureau. Ersteres wurde von dem Propagandabureau im Einverständnis mit dem Kriegsministerium eingerichtet. Gleich nach der Gründung wurde eine Gruppe von Kriegsarbeitern gebildet, der vier französischen Firmen angehören. Unter Leitung von Generalstabsoffizieren sind diese Herren an der Front tätig, um Films aufzunehmen, die entweder als Dokumente in die Archive des Kriegsministeriums kommen oder den Propagandazwecken dienen sollen. Die dafür bestimmten Films werden von den interessierten Firmen ins Ausland gesandt, nachdem sie die Genehmigung des Zentralbureaus erhalten haben.

Die Organisation des photographischen Dienstes ähnelt der des kinematographischen mit dem Unterschied, daß dieser Privatfirmen anvertraut ist, während jener unmittelbar von einem zum Heer ausgehobenen Beamten der Kunstabteilung, einem Herrn Pierre Marcel, geleitet und verwaltet wird. Jedoch sind Photographen gewisser Firmen auch zu dem amtlichen Stabe von Hilfsarbeitern hinzugezogen worden mit der Verpflichtung, in gewissen Fällen für das Propagandabureau zu arbeiten, das dann die Photographien entweder im Ausland unentgeltlich oder gegen Barzahlung verbreitet.

*

Dem französischen Zentralbureau an Bedeutung mindestens gleichzustellen ist das englische Bureau, obgleich über Organisation und Tätigkeit der englischen Propaganda verhältnismäßig viel weniger bekannt geworden ist. Man

Digitized by Google

weiß nur (aus dem mehrfach angeführten Bericht des „Secolo“ vom 14. Dezember 1915), daß das Zentralbureau dem „Foreign Office“ in London unterstellt ist, und daß seine Leitung in den Händen von Sir Claude Schuster liegt. Im übrigen ist das Bureau selbst sehr wenig an die Oeffentlichkeit getreten, hat vielmehr seine Tätigkeit durch die Vermittlung englischer und neutraler Verlagsfirmen ausgeübt. Diese haben allerdings keine Reklame und keine Ausgaben gescheut, um mit den Erzeugnissen der englischen Propagandaliteratur die ganze Welt zu überschwemmen.

Aus den dabei in Anwendung gekommenen Praktiken, die weiter unten noch dargestellt werden, ist zu ersehen, daß die leitenden Stellen der englischen Propaganda in großzügiger Weise vorgehen, und daß sie über die dazu nötigen Mittel verfügen. Daß das englische Bureau mit dem französischen Zentralbureau in engen Wechselbeziehungen steht, ist schon erwähnt worden. Beide Bureaus haben einen wechselseitigen Uebersetzungsdienst eingerichtet, und verständigen sich für besondere Fälle durch persönlichen Konnex ihrer Leiter, wie es z. B. im Herbst 1914 geschah, als der Direktor des englischen Bureaus eigens nach Paris reiste.

Ihre umfassendste Wirksamkeit vielleicht entfalteten die Engländer durch die Beeinflussung der Zeitungen des neutralen Auslandes, von denen ein Teil mit englischem Geld einfach angekauft wurde, während ein andrer Teil wenigstens durch englisches Kapital „kontrolliert“ wird. Ein ganz besonders bezeichnendes Beispiel dafür, wie England bei der Beeinflussung der öffentlichen Meinung in Amerika durch die dortigen Zeitungen vorgeht, war vor einiger Zeit in der amerikanischen Zeitschrift „Fatherland“ zu lesen. Es war darin von der Feder des früheren Herausgebers des „New Orleans American“, Herbert B. Mayer, zunächst beschrieben worden, daß sein Blatt nur infolge eines reinen Zufalls in die Lage gekommen war, die erste authentische Darstellung des „Baralong“-falles durch die Aussagen der zurückgekehrten Maultiertreiber von der „Nicosian“ zu geben. Diese Treiber, die Augenzeugen der englischen Greueltat, waren mit ihren Berichten schon in den Redaktionen aller andern Zeitungen von Neuorleans, die von englischer Seite in diesem Sinne beeinflußt waren, mehr oder minder rücksichtslos abgewiesen worden, bis der Zufall sie mit Herbert B. Mayer zusammenführte. Dessen Blatt, eine junge unbedeutende, aber emporstrebende Zeitung, hatte ein begreifliches Interesse daran, die unerhörte Neuigkeit alsbald zu veröffentlichen. Der tüchtige Herausgeber konnte sich aber nicht lange seines Erfolges freuen, der beträchtliche Sensation erregt hatte. Schon nach ein paar Tagen wurde der „New Orleans American“ von einem notorisch englandfreundlichen Iren angekauft und der Herausgeber ohne weiteres entlassen. Da die Nachricht von der englischen Greueltat sofort von englisch-amtlicher Seite dementiert wurde, und die Erzählung der Maultiertreiber von den andern Zeitungen auf das energischste bestritten wurde, so hatte die Wahrheit, in diesem Falle wenigstens für Neuorleans, keine Möglichkeit mehr, zu Worte zu kommen.

Digitized by Google

Im übrigen wurde die Mehrzahl der Maultiertreiber, um sie vor weiteren so gefährlichen Aussagen zu behüten, durch englische Agenten alsbald von Neworleans weggeschleppt, vermutlich nach einem Platz, wo schon sämtliche Zeitungen dem englischen Schweigesystem dienten.

So wird die öffentliche Meinung in Amerika durch den englischen Zeitungsterrorismus künstlich blind gemacht. Aehnliches wird wohl auch in andern Staaten geschehen. Obgleich nun diese Art der Beeinflussung der Neutralen in ausgedehntestem Maße betrieben wird, sind genauere Angaben über den Umfang dieser eigentümlichen Werbetätigkeit kaum zu machen. Mit Sicherheit kann man als rein englische Blätter bezeichnen die bekannte illustrierte Zeitschrift „Life“ in Neuyork, den „Telegraaf“ von Amsterdam, die „Prensa“ in Buenos Aires und den „Mercurio“ in Santiago di Chile; auch die russische Ausgabe der „Times“, die „Nowoje Vremja“ ist hier zu nennen. Außerdem gibt es fast keine größere Stadt in allen Ländern der Welt, wo nicht eine Zeitung irgendwie durch englisches Kapital „beeinflußt“ oder „kontrolliert“ wäre; am bekanntesten sind in dieser Hinsicht die Verhältnisse in Neuyork, wo ein großer Teil der führenden Blätter ganz in den Händen englischer Kapitalisten ist.

*

In gewissem Sinne läßt sich endlich auch noch von einem belgischen Propagandazentrum sprechen. Die belgische Regierung hat in Le Havre ein eignes Bureau eingerichtet mit Nebenstellen in London und in Holland. In allen dreien werden verschiedene Zwecke verfolgt. Während das Bureau in Havre die Aufgabe hat, durch die Veröffentlichungen des „Bureau documentaire Belge“ eine ausgesprochene Greuelkampagne zu führen, sowie Erwiderungen auf die deutschen Anklagen zu verfassen und in Uebersetzungen zu verbreiten — es liegt z. B. eine rumänische Ausgabe der belgischen Erwiderung auf die amtliche deutsche Veröffentlichung über den Franktireurkrieg in Belgien vor —, haben die beiden andern Bureaus vor allem unter den nach England und Holland geflüchteten Belgiern zu wirken. Das im Haag installierte „Office Belge“ versendet auch regelmäßig an die holländischen Blätter besondere Kommuniqués, welche belgische Ereignisse in antideutschem Sinne behandeln. Für die Greuelkampagne stand das belgische Bureau in Havre in engster Verbindung mit den amtlichen französischen und englischen Kommissionen. Außerdem macht sich in Holland noch eine andre belgische Propagandatätigkeit bemerklich, durch die im November 1915 im Haag gegründete Monatsschrift, betitelt „De Kroniek“, „Maandblad vor Noord- en Zuidnederland“. Die Monatsschrift stellt sich in ihrem Aeußern als „belgischen Genres“ dar; es wird für sie eine umfassende und durchaus großzügige Reklame nach dem System „Money is no object“ gemacht, so bedeutend, daß diese ohne Subvention großen Stils gar nicht denkbar ist. Man findet das Blatt nicht allein auf den Lesetischen der Cafehäuser, sondern auch in den Wartezimmern der Aerzte und Zahnärzte, die es gratis erhalten. Eine gewisse Wirksamkeit entfaltete die belgische Propaganda schließlich auch

Digitized by Google

noch in Italien, wo vor der Kriegserklärung an Oesterreich belgische Wanderredner mit Schilderungen der deutschen Greuel und unter Vorzeigung von angeblich durch deutsche Soldaten verstümmelten Kindern eine wilde Reklame betrieben, so daß Luigi Campolonghi im „Secolo" vom 14. Dezember 1915 noch schreiben konnte: „Zweifellos hat Belgien sich selbst und den Verbündeten den größten Dienst in Italien erwiesen."

*

Ein besonderes italienisches Propagandazentrum hat sich nicht nachweisen lassen. Solange Italien noch neutral war, wurde sein hauptsächlichster Bedarf an Kriegs- und Propagandaliteratur aus Frankreich gedeckt, das dafür gewaltige Summen verwendete. Die Gelder, die der französische Botschafter Barrère in Rom zur Subventionierung der führenden italienischen Zeitungen und für die Veranstaltung von Straßendemonstrationen ausgeben konnte, gehen in viele Millionen. Oeffentlich bekannt ist, daß Gabriele d'Annunzio allein für sein Auftreten in dem französisch-italienischen Demonstrationsfeldzug eine halbe Million erhielt.

Im übrigen sind mehrere Serien von Propagandaschriften veröffentlicht worden. So veranstaltete der Verlag Ravà in Mailand die Herausgabe einer Anzahl „zeitgemäßer Flugschriften", die von einer Reihe bedeutender Schriftsteller, wie G. Ferrero u. a. verfaßt sind und den Krieg gegen Oesterreich-Ungarn und Deutschland predigen. Ferner gibt der Verlag von Fratelli Trevi in Mailand die „Guaderni della guerra" heraus, und in Turin erscheinen in vierzehntägiger Folge die „Problemi attuali". Nach französischen Vorbildern ist im Juni 1915 ein Karikaturenalbum herausgebracht worden, das den bezeichnenden Titel führt: „Gli Unni e gli Altri" und einen beträchtlichen Erfolg zu verzeichnen hatte. Dem darin bewiesenen blutrünstigen Geschmack entspricht auch eine neue Veröffentlichung der Buchhandlung Montegazza in Rom, ein Album von 17 Karikaturen, mit dem wilden Titel: „Pagine di Sangue". Alle diese Veröffentlichungen, vor allem die Flugschriften, haben eine für italienische Verhältnisse hohe Auflage und weitgehende Verbreitung gefunden, so daß man auch hier mit der Annahme einer erheblichen finanziellen Unterstützung der Verlagsanstalten aus amtlichen Mitteln nicht fehlgehen wird.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Krieg und Schulreform

Grundsätzliche Erwägungen

Von

Dr. Max Hildebert Boehm (Straßburg)

Zu den Segnungen, die das schwer lastende Schicksal eines Krieges über ein Volk bringt, gehört auch jene Aufrüttelung aller Verhältnisse, jene Lockerung nationaler Möglichkeiten, die ein in einer langen Geschichte gereiftes Volk braucht, soll es nicht einer gewissen Erstarrung und Verknöcherung anheimfallen. Das ist das Verjüngende am Krieg, zugleich freilich auch das im tiefsten Sinne Unheimliche, daß er das Nichtgeformte, das Ungefestigte, daß er das Chaos an die Oberfläche bringt, an jene Oberfläche unseres Lebens, in deren Bereich eine ausgezweigte Zivilisation alles so wohlgeordnet, so abgezirkelt, so gesichert erscheinen ließ. Ich nannte es eine nationale Segnung, daß der Krieg also die Dinge aufrührt. Aber zugleich ist es eine ernste nationale Gefahr. Denn alle Institutionen an jener Oberfläche unsrer zivilisierten Existenz dienen dem Ueberdauernden und seiner stetigen ruhigen Ausgestaltung. Darin liegt ihre Stärke. Besser aber, die im langen Frieden schlecht und recht bewährten Einrichtungen überdauern zunächst, als daß nun die Dauerform den Augenblicksinstitutionen, Augenblicksmeinungen, Augenblicksplänen des kriegerischen Rausches aufgezwungen werde. Hier verkehrt sich der Segen in Unheil. Der Krieg lockert den Boden für neues, ungeahntes Wachstum. Aber Arbeit für den zukünftigen Frieden gedeiht nur im Ringen mit dem kriegerischen Geist, vollends nun im Gegensatz zur Kriegspsychose der Zurückgebliebenen. Der Krieg erlöst uns von den Bindungen der Gewohnheit: der neue Frieden wird neue Gewohnheiten brauchen, aber er erst wird sie schaffen, nicht der Krieg.

Nicht für alle Gebiete des sozialen Lebens treffen diese allgemeinen Erwägungen in gleicher Schärfe zu. So wird es heute sehr wohl zu verteidigen sein, daß schon im Kriege gewisse wirtschaftliche Neuordnungen vorgenommen werden, weil das Wirtschaftsleben selber zu einem Kampfplatz von erheblicher Bedeutung geworden ist. Schon größere Zurückhaltung läßt man mit Recht auf dem Gebiet der inneren Politik walten, so sehr auch hier die unruhigen Köpfe zu vorschnellen Reformen drängen. Ganz besonders fragwürdig aber ist der Zusammenhang zwischen dem Krieg und den Reformen des Schulwesens, die mit ungemeiner Hartnäckigkeit von Berufenen und Unberufenen immer hitziger gefordert werden. Ebenso wie 1870 hat auch 1915 die preußische Regierung auf diesem Gebiete ein vorzeitiges Entgegenkommen gezeigt, das mancher mit recht gemischten Gefühlen begrüßt hat. Diese Sachlage drängt dazu, unabhängig von reformerischen Einzelforderungen ganz prinzipiell die Beziehungen zwischen Krieg und Schule zu erörtern.

Digitized by Google

In den zahlreichen Behandlungen, die dieses Thema bereits gefunden hat, schlingen sich in vielfach recht ungeklärter Weise drei ihrem Wesen nach völlig getrennte Problemkreise durcheinander, was häufig zu einer unheilvollen Verwirrung des Urteils führt, zumal diese Problemgruppen im Range keineswegs gleichstehen. Die subalternste und ephemerste Frage ist zweifellos die, wie weit sich der Krieg als Stoff in den Unterricht hineinziehen läßt. Von wesentlich größerem Belang ist die andre, welche Eigenschaften der Krieg als Leistung beim Einzelnen voraussetzt und welche erzieherischen Forderungen sich daraus im Hinblick auf einen möglichen neuen Krieg für die Schule ergeben. Das tiefste Problem, dem darum auch am wenigsten oder doch am unzulänglichsten Genüge geschehen ist, geht darauf, auf welchem Wege die ernste nationale Besinnung unseres Volkes, wie sie namentlich die ersten Kriegsmonate brachten, pädagogisch fruchtbar gemacht werden könnte.

Beim Wettlauf der einzelnen Fächer, den heute alles Interesse beherrschenden Krieg als Stoff in den Unterricht einzubeziehen, sind die Chancen sehr ungleich verteilt. Eine etwas klägliche Rolle fiel den Neuphilologen zu. Zu Anfang des Krieges erlebten wir das beinahe komische Schauspiel, daß ein bekannter Romanist an einer Universität sein Romanistentum ausdrücklich zu rechtfertigen für nötig hielt. Er stellte damit seiner Studentenschaft ein arges Armutszeugnis aus. Aber für den neusprachlichen Oberlehrer, der es nicht mit wissenschaftlichen Menschen zu tun hat, kann hier und da ein ernsteres Dilemma entstehen. Der Erweckung nationalen Hasses kann und will er nicht dienen. Aber dieser Charybdis entronnen, die gelegentlich in patriotischen Vokabelmemorierstreiks der franzosenfeindlichen Tertianer einen grotesken Ausdruck fand, verfällt er der Scylla einer stumpfen Gleichgültigkeit der Schüler, der gegenüber er nicht die gewohnte pädagogische Entrüstung aufzubringen vermag. Auch der Altphilologe muß des öftern hören, Leonidas und Horatius Cocles hätten nun ausgedient, jede Zeitung gäbe uns Kunde von zehn Leonidassen und zehn Coclessen, die uns näher stünden. Am günstigsten sind der Historiker, der Geograph und der Lehrer des Deutschen gestellt, die reichliche Gelegenheit haben, die Erlebnisse der großen Zeit organisch in ihren Unterricht einzubeziehen.

Bei allen aus der Sphäre der Gegenstände sich ergebenden Unterschieden vereinigt doch der Umstand die genannten geisteswissenschaftlichen Fächer, daß sie alle es mit Ausformungen menschlicher Sonderart zu tun haben. So muß sich auch allemal ein Bogen, hier ein kürzerer, dort ein weiterer zu dem großen menschlichen Geschehen schlagen lassen, das Kopf und Herz bei Lehrern und Schülern in dieser Zeit beherrscht, beherrschen muß. Allenthalben muß sich Gelegenheit bieten, die Anteilnahme am Krieg, die in neugieriges Interesse für Luftschiffkonstruktionen und Sprengstoffmischungen auszuarten droht, auf die tieferen seelischen Grundlagen zu lenken und dadurch das große Erlebnis zu verinnerlichen. Das Feinste und Tiefste, was Erziehung überhaupt zu geben vermag, kann im Rahmen dieser Fächer, oft vielleicht nur als tiefer mitschwingender Unterton, dem Unterricht eine besondere Weihe, der pädagogischen

Digitized by Google

Einwirkung eine besondere Nachhaltigkeit verleihen. Auf die seelischen Qualitäten der Erzieherpersönlichkeit ist hierbei alles gestellt.

Ganz anders im Umkreis der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer. Die Ergebnisse dieser abstraktiven Wissenschaften, die sich bei zunehmender Vertiefung immer weiter von der Welt der lebendigen Personen, ihrer Gliederung, Beziehungen und Schicksale entfernen, können nur ganz gewaltsam, an der Oberflächenschicht der Beispiele und Anwendungen — also fern von der diesen Disziplinen eignen kühlen Wissenschaftlichkeit — auf Zeitereignisse bezogen werden. Je spröder der Stoff, desto krampfhafter der Versuch solcher Aktualisierung. Daß man in die mathematischen Aufgabensammlungen Gelände- und Flugbahnberechnungen aufnimmt, kann als ein Adiaphoron gelten, als ein gewiß unschuldiges Mittelchen, dem Schüler den wenig genießbaren Stoff etwas schmackhafter zu machen. Aber schon dies wirkt in der Richtung auf jene bedenkliche Neigung der intellektuellen Neugierde im modernen Rationalismus, alle Dinge in Gottes weiter Welt auch für das naive Bewußtsein erklärlich zu machen. Und die allgemeinen Bedenken, die sich dagegen erheben, werden noch ernster, wenn nun der Physiker und der Chemiker die Konstruktion der Kanonen und die Zusammensetzung der Dynamitminen durchaus im Unterricht viel ausführlicher behandeln wollen, als es die Harmonie des Lehrpensums fordert. Sollte man nicht dem Artillerieoffizier die furchtbare Aufgabe überlassen, in kühler Verständigkeit die Methoden durchzudenken, die Hunderten von Menschen durch einen Fingergriff das Leben oder die Gesundheit nehmen? Ist es nicht mehr als genug, daß die Schüler aus illustrierten Zeitschriften diese Mechanismen des Tötens kennen lernen? Sollte sich nicht durch andre Dinge als durch chemische Formeln oder mechanische Gleichungen Tieferes und Wesenhafteres über die großen Geschehnisse da draußen dartun lassen, und wenn es an — Leonidas und Horatius Cocles geschehen müßte?

Etwas mehr Nachdenklichkeit täte dem deutschen Geist an dieser Stelle not, ein in der humanistischen Bildungsgesinnung tief verankerter Wille, von der Oberfläche in die Tiefe der Erscheinungen einzudringen. Dazu soll uns der Krieg zu groß sein, als daß er überallhin gezerrt werden dürfte, wo er nur noch als technische Aktualität, nicht mehr als großer menschlich-seelischer Gehalt gesehen werden kann. Zudem: so sehr sich dieses Tagesinteresse vordrängt, so sehr ist es doch an den Augenblick gebunden. Mit dem Frieden wird sich unser heute durch diese grauenhaften Tötungsmethoden faszinierter Intellekt wahrscheinlich — und hoffentlich! — sehr schnell von diesen furchtbaren Werkzeugen der Zerstörung abwenden. Der Krieg als mythisch-historisches Ereignis dagegen wird immer größer vor unsern Blicken aufwachsen, seine Wirkungen werden allenthalben zu deuten sein. Es wird Jahre, Jahrzehnte dauern, bis wir uns innerlich mit ihm abgefunden haben werden. So wird auch für die humanistischen Fächer das Problem seiner Anwendung seine Aktualität nicht so schnell verlieren und eine nicht geringe Zahl methodischer Fragen emporführen. Trotzdem übertrifft diesen Problemkreis an Bedeutung der zweite Komplex von Erwägungen.

Digitized by Google

Es ist in der Tat eine ungeheuer ernste Frage, welche erzieherischen Folgerungen die Möglichkeit eines neuen Krieges aus sich gebiert. Niemand wird eine solche Wiederkehr für absehbare Zeit wünschen. Aber deren wahrscheinlichen Zeitpunkt abzuschätzen ist um so schwieriger, als politische Kräfte wie der russische Imperialismus darüber entscheiden werden, deren Auswirkung für uns Europäer kaum ermeßbar ist. Die Möglichkeit eines neuen Krieges wird bei dem Abgrund von Haß, der sich zwischen Europas Völkern aufgetan hat, auch über den Frieden hinaus bestehen bleiben und damit unsrer ganzen Zukunft ihr unheimliches Gepräge geben. Davon wird auch die Pädagogik nicht unbeeinflußt bleiben.

Unsre deutschen Erfolge entsprossen nicht zum mindesten daraus, daß wir jede Situation entschlossen und ganz ausfüllten. Wie wir uns jetzt im Krieg nicht durch pazifistische Sentimentalitäten in der unerbittlichen Durchführung seiner harten Notwendigkeiten beirren lassen, so werden wir von uns aus auch den kommenden Frieden wirklich als Frieden darzuleben suchen. Schon deshalb sind alle pädagogischen Reformversuche, die die Notwendigkeiten des kriegerischen Augenblicks auch für die zukünftige Stunde festlegen wollen, nicht nur verfrüht, sondern geradezu im Kern verfehlt. Wir wollen uns doch die Besonnenheit nicht rauben lassen: das kriegerische Erziehungsideal selbst, das spartanisch-römisch-preußische, wenn man es so nennen will, darf nicht deswegen auch für den Frieden als allein maßgebend anerkannt werden, weil es sich — begreiflicherweise! — im Kriege so hervorragend bewährt hat. Das Paradoxe unseres Erfolges ist gerade, daß er erzielt wurde, obgleich wir keineswegs bewußte Kriegsvorerziehung geleistet haben, außer in unserm Heer, wo eine solche selbstverständlich war. Gerade dieser Krieg hat bewiesen, daß das Opfer unsrer unendlich vielfältigeren Erziehungsideale zugunsten jener einseitigen Zuspitzung auf kriegerische Ertüchtigung durch die Notwendigkeiten des Krieges als Leistung nicht gefordert wird.

Man hat sich — nicht überall mit gleichem Gelingen — in diesen Tagen oft um den Nachweis bemüht, daß der vielberufene deutsche Militarismus mit unserm alten Dichter- und Denkertum keineswegs im Widerspruch stünde. Ob dieser Nachweis gelungen ist, mag dahinstehen. Sehr möglich, daß man sich überflüssigerweise so angestrengt hat; denn das Wesen eines Volkes verträgt innere Antinomien und Polaritäten sehr wohl. Jedenfalls ist aber das eine klar geworden, daß es eine gewisse Schicht ethischer Qualitäten in der deutschen Natur gibt, die sowohl die militärische als die friedliche Leistung tragen und gewährleisten. Dieser mit Glück beschrittene Weg auch für die Pädagogik sehr belangreicher Erwägungen wird weiter verfolgt werden müssen. Ganz von selbst gelangen wir so zu Maßstäben der erforderten Vorerziehung für einen möglichen neuen Krieg. Von besonderer Bedeutung wird hier die Erweckung staatlicher Gesinnung. Mit vollem Recht kann man den modernen Krieg als den großen Tag des Staates anerkennen. So erhebt sich die Frage: wie kann die jetzt im Krieg erweckte und bewährte Staatsgesinnung auch in den Frieden hinübergetragen und in den jugendlichen Seelen von früh auf genährt und großgezogen

Digitized by Google

werden? Den Geist der Zucht, der Einordnung kann jede wissenschaftliche Betätigung fördern. Diese allgemein ethische, am Formalen des Unterrichts, nicht an seinem besonderen Gegenstand hängende Leistung kommt jedem humanistischen wie außerhumanistischen Lehrfache zu. Wo aber die Hinlenkung dieses formalethischen Moments auf das Staatliche stattfinde, hängt von bildungsgeschichtlichen Bedingtheiten ab. Vor einem halben Jahrhundert, als die Absolutheit der Antike noch in fast allgemeiner Anerkennung bei den Gebildeten stand, hätte man dem altklassischen Unterricht, insbesondere dem lateinischen, diese Erweckung staatlichen Fühlens anvertraut. An griechischer und römischer Sage und Geschichte rankte sich damals die politische Sittlichkeit des jungen Deutschen empor. Seit der Humanismus praktisch die Wendung zum Nationalismus nahm, hat sich das Bild geändert. Nur noch recht schüchtern nimmt heute der altklassische Unterricht gerade diese erzieherische Funktion für sich in Anspruch. In der allgemeinen Diskussion aber, deren historische Kurzsichtigkeit nichts von der staatsaufbauenden Wirkung des neuhumanistischen Gymnasiums weiß oder wissen will, muß sich heute der altsprachliche Unterricht viel eher gegen den Vorwurf geradezu kosmopolitisch-antinationaler und widerstaatlicher Zersetzungswirkung verteidigen, als daß er von sich aus eine besondere politisch-erzieherische Kraft glaubhaft machen könnte. Die allgemeine Auffassung findet vielmehr im Geschichtsunterricht den geeigneten Ort für solche Erziehung zur Staatlichkeit und möchte ihn durch ein besonderes Fach der Bürgerkunde ergänzt wissen. Gegen diese Anschauung wird sich so lange nichts einwenden lassen, als nicht durch sie der theoretische Charakter des Geschichtsunterrichts gefährdet wird. Es liegt die Gefahr nahe, der denn auch das preußische Kultusministerium bereits erlegen ist, das Verständnis der Gegenwart allzusehr in den Vordergrund zu schieben und damit die weiter zurückgelegenen Perioden der Vergangenheit zu vernachlässigen. Es ist ein Vorurteil, das von wenig tiefgrabender Geschichtsauffassung zeugt, gerade die theoretisch noch recht ungeklärte Geschichte der jüngsten Vergangenheit als die bevorzugte Erzieherin zu staatlicher Gesinnung anzusehen. In diesem Fall des preußischen Geschichtserlasses hat sich bereits die Uebereiltheit in schulreformerischen Neuerungen gerächt, vor der meine Ausführungen mit vielfacher Begründung warnen möchten.

Während aber über die allgemeineren Richtlinien der zukünftigen Erziehung noch eher Einigkeit zu erzielen ist, erhöhen sich die Schwierigkeiten, wenn speziellere pädagogische Einzelforderungen, zumal auf dem Gebiet körperlicher Ertüchtigung, zur Erwägung kommen. Hier vor allem gilt es, auf jene allgemeine Gefahr aufmerksam zu werden, die aller bewußten Kriegsvorerziehung droht. Wir alle werden heute anerkennen müssen: das „Si vis pacem, para bellum“ gilt nur unter wesentlichen Einschränkungen. Unmöglich können alle erzieherischen Willenskräfte und Fähigkeiten eines ganzen Volkes auf einen künftigen Krieg auch nur als Möglichkeit hingelenkt werden, ohne daß das mit dazu beitrüge, ihn zur Wirklichkeit zu machen. Auch diesen Teufel malt niemand ungestraft jede Stunde — an die Wandtafel. Gewiß sollen wir nicht in verlogener und feiger Heuchelei

Digitized by Google

den Kopf vor solcher Möglichkeit in den Sand stecken, sondern vielmehr ihr frei ins Auge sehen. Von denen zumal muß das gefordert werden, die an leitender Stelle dazu berufen sind, der künftigen Erziehung unsers Volkes die Wege zu weisen. Ein ganz anderes Ding aber ist jene Forderung der im üblen Sinn „militaristischen" Heißsporne, daß nun auch innerhalb der künftigen Erziehung beständig und überall mit dem Säbel gerasselt werden müsse. Vielmehr gilt es, auch in der Frage der körperlichen Ertüchtigung nach wie vor das eigentlich Kriegerische dem Heere zu überlassen. Wenn die Schule in höherem Maße als bisher bestrebt ist, gesunde, abgehärtete, körperlich leistungsfähige Menschen heranzuziehen, wenn sie in ihnen nach wie vor in jeder Stunde den Geist der Zucht, der freiwilligen Einordnung in übergreifende Zwecke schult, dann ist dem vaterländischen Gedanken und damit auch den Forderungen künftiger Bewährungsproben in neuen Kriegen vollauf Genüge geschehen. Die Form dafür zu wählen, muß der Schule und in weitem Maße der Jugend selbst überlassen bleiben. Daß die letztere den ernsten Willen dazu hat, hat sie in der aufblühenden Wandervogelbewegung, in dem Turn- und Sportbetrieb unsrer höheren Schulen reichlich erwiesen. Wenn alle diese hoffnungsvollen organischen Bildungen auf dem Wege des Reglements erstickt werden sollen, wozu sich die Fanatiker des Jugendwehrgedankens bereits anschicken, kann unermeßliches Unheil über unser Volk hereinbrechen.

Auch hier bestätigt sich unsre generelle Forderung, mit weitreichenden Reformen zu warten, bis die kriegerische Erregung der Gegenwart abgeebbt ist. Gerade darum gebärden sich ja die umstürzlerischen Hitzköpfe jetzt so übereifrig, weil sie wissen, daß ihnen die Stunde günstig ist. Um so dringlicher muß an die Leitenden die Mahnung zur Besonnenheit ausgesprochen werden. Wenn das bisher dafür an Gründen Vorgebrachte nicht genügen sollte, so mag doch das eine dafür sprechen, daß wir heute noch gar nicht imstande sind, alle Elemente kriegerischer Leistungsfähigkeit, die ja über die vom Arzt feststellbare körperliche Eignung weit hinausgehen, uns völlig klar vor Augen zu stellen. Denn die Urteilsfähigsten, unsre Offiziere, sind zum großen Teil noch nicht für geruhige pädagogische Ueberlegungen frei. So sollte man auch aus diesem Grund ihr Urteil und damit den Frieden abwarten, ehe man sich auf grundstürzende Reformen festlegt, und auch dann nicht vergessen, daß der deutsche Mensch *auch* der deutsche Soldat, aber nicht *nur* der deutsche Soldat ist.

Dies führt uns denn auf die Schwelle des dritten Kreises von Problemen. Voraussetzung der Anerkennung seiner Rundung ist das Bewußtsein, daß der Beginn dieses Krieges wie sein weiterer Verlauf eine der weltgeschichtlichen Gelegenheiten war, an denen, wie etwa in den Kreuzzügen, in der Reformation, in den Befreiungskriegen, die Urgestalt des deutschen Menschen in der Geschichte Leib wurde. Hier empfinden wir es als Gnade, daß wir das Ungemeine schauen durften. Und so sehr deucht uns die Offenbarung ein Wunder, daß es vermessen wäre, durch bewußte Maßnahmen der Erziehung solcher Erhöhung unsers Volkes Dauer geben zu wollen. Dennoch aber wird und muß diese Selbstenthüllung des deutschen Wesens der strahlende Leitstern auch der deutschen

Digitized by Google

Erziehung werden. Und es kann der Abstraktion, sofern sie sich von der Ehrfurcht führen läßt, der Versuch erlaubt sein, die Einzelzüge dieses hier erlebten Ewigdeutschen herauszulösen und sie der Erziehung als Maß und Richte zu überliefern.

Hier erst dringt die Frage: Krieg und Schule zu ihrer eignen Tiefe durch. Hier werden alle Versuche unwesentlich, den Krieg als Stoff in den Unterricht einzuführen. Hier tritt auch die Erwägung zurück, welche Maßnahmen erzieherischer Art für einen etwaigen neuen Krieg die beste Siegesgewähr schaffen. Hier steht ein letztes zur Frage: Wie können wir — wir selbst werden? An welche Züge unsers Wesens glaubten wir zutiefst, als die Entscheidung über Sein oder Nichtsein unsres Volkes uns bis in die Wurzeln unsres Wesens erschütterte? Man sieht: nur aus dem Ernst einer ungeheuren Zeit heraus, aber jenseits ihrer empirischen Umstände wird ein Bekenntnis erfordert, was sich uns da als Bildungs- und Erziehungsideal offenbarte.

Trägt es zum Sieg unsrer Waffen bei, daß dieser schmächtige Kriegsfreiwillige, der Drangsal der Märsche und der nervenzerrüttenden Einwirkung des Trommelfeuers kaum gewachsen, bei einem Kerzenstümpfchen, während seine Kameraden sich zum neuen Sturm die Kräfte erschlafen, seinen „Faust", seinen „Zarathustra", seine Lutherbibel liest? Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Wir fragen nicht danach. Unabhängig von diesen Erwägungen, über ihnen gewissermaßen, greift uns diese deutsche Inbrunst der Bildung ans Herz. Der Wille eines Geschlechts, das aus dem Dunkeln ins Helle strebt, erlebt hier außerhalb militärischer Rechtfertigung, dennoch aber im Krieg und durch den Krieg eine metaphysische Bewährung. Das schlichte Ethos des ganz ungebildeten Landwehrmannes nicht minder, der das kleine schmierige Belgierkind auf seinen Knien schaukelt und sich von ihm den struppigen Bart zausen läßt, diese bei aller Einfachheit des instinktiven Antriebes unendlich seelenhafte, aber ganz ungeistige Gemütswärme des deutschen Volksmenschen, nicht minder auch die kühle, allem Gemütspathos gegenüber fast etwas zynisch-skeptische Sachlichkeit des deutschen Ingenieurs, dessen klarer Kopf gelassen ein mörderisches Geschütz auf sein Ziel einstellt: alles dies dünkt uns jetzt deutsch, erweist sich uns als echt, rechtfertigt sich uns im Angesicht der Ewigkeit. Soll aber deutschem Schwärmen und deutscher Andacht nun der Kampf angesagt sein, weil kühler deutscher Wille und nüchtern rechnender Verstand, weil zähe gehaltene Tüchtigkeit vor allem in dieser Notzeit uns den Sieg sichern? Ganz gewiß nicht. Und alle Betrachtung bleibt klein, die das Wesenhafte nur am Erfolgreichen mißt.

Hier wird es ganz deutlich: der Staat wird uns jetzt und in Zukunft viel sein, er soll uns mehr sein als bisher, aber er darf uns nicht alles sein. Auch heute noch steht hinter diesem Staat unser Volkstum, dem unsre tiefste Liebe gilt. Verkörpert sehen wir es in unsrer Kultur. Kultur ist Leistung. So wollen wir unsre Kräfte zum Werke schulen. Aber Kultur ist auch Empfängnis. Sie lebt ihr Leben in den rein gestimmten Seelen, die sich ihr öffnen. Kultur verlangt Bildung, sonst wird sie zum Götzendienst. Und Kultur wächst nur in einem Volk.

Digitized by Google

Volk: das ist nicht ein Kriegerverein, eine große Bürgerversammlung oder sonst eine klug erdachte Organisation. Volk ist ein naturhaftes Gebilde, das aus dem Dumpfen und Triebhaften ins Seelische und darüber hinaus in der Bildung in geistige Gemeinschaft aufwächst. Der Staat ruht in diesem Gebilde, ohne sich doch mit ihm zu decken, und ewig neu gestaltet sich daraus die Nation. Von Mensch zu Mensch, über Raum und Zeit hinweg ist das Volk verbunden in der Liebe.

Worte reichen nicht zu, um diesen nationalen Erlebnisgewinn des Krieges auszuschöpfen. Jeder fühlt diese Dinge ganz individuell: der Erlebnisgehalt — das war das Beglückende — ist dabei doch ein gemeinschaftlicher. In der Tiefe fühlen wir uns verbunden, jetzt, da uns die Not der Zeit zum Volk zusammengeschmiedet hat, das *ein* Fühlen und *ein* Wollen: *ein* Wesen ist. Nur an der Oberfläche erziehlicher Einzelforderungen narrt uns die rationale Verständigkeit, die Wege verzweigen sich, und wir verfallen in Irrung und Zwiespalt. Aber es ist auch gar nicht der Sinn dieses richtunggebenden Erlebens, institutionell ausgemünzt zu werden. Vielmehr soll hier die uns modernen neuzeitlichen Menschen besonders dringliche Einsicht ansetzen, daß das Beste und Tiefste der Erziehung nicht auf dem Wege nivellierender Reglements von oben her, sondern vielmehr aus der individuellen Person des Erziehers von innen her sich auf den Schüler überträgt. Das einzige also, was es für die Obrigkeit hier zu lernen gibt, ist der ernste Wille — nicht nach dem öden System der Anciennität, sondern auf Grund individueller Eignung —, die rechte Person an den rechten Platz zu setzen, dann aber auch ihr das Vertrauen zu schenken, daß sie ohne, ja *nur* ohne das zentralistische und uniforme Gängelband bureaukratischer Reglementierungssucht ihre hohe Sendung erfüllen kann. Welch ein Segen wäre es, wenn der alle erstarrenden Bindungen auflockernde Krieg den Leitenden die Augen öffnete, wie sehr alle unsre Institutionen in Gefahr sind, die Auswirkung des Persönlichen zu unterbinden. Einen der seltenen gottinnigen Menschen, die der preußischen Landeskirche geschenkt waren, stieß sie vor wenigen Jahren durch inquisitorischen Spruch aus dem Pfarramt; es ist ein offenes Geheimnis, daß vielfach die fähigsten Köpfe auf unsern Universitäten zu ewigem Privatdozententum verurteilt sind, wenn sie nicht vorher ins Literatentum abgedrängt wurden; und das Oberlehrerexamen werden geistigere und dabei knorrigere Individualitäten bald nur noch unter dem Drang ökonomischer Notwendigkeiten machen. Kann man diese offenbaren Mißstände wegleugnen? Ist daran wirklich nur der böse Individualismus der Personen und nicht vielmehr der Mechanismus der Institutionen zum mindesten mit schuld? Freilich findet sich diese Ueberschätzung des sozialen Apparates nicht nur bei den Behörden, sondern auch bei denen, die an der unheimlichen Massenflucht unsrer besten Köpfe aus den Institutionen beteiligt sind. Der Tyrannei des Bureaukratismus entspricht eine sklavische Furcht, das Persönliche nicht in und trotz der Mechanisierung durchsetzen zu können. So werden Mängel des Programms usw. zum willkommenen Deckmantel für persönliche Unzulänglichkeit.

Digitized by Google

Das Tiefste also, was der Krieg an nationaler Selbstbesinnung gebracht hat, läßt sich nicht als Reform ausgestalten, weil es ganz dem persönlichen Impuls angehört, während Reformen immer nur die unpersönlichen Einrichtungen und Anstalten betreffen können. Während also innerhalb der ersten beiden Problemkreise nur vor überstürzten Neuerungen gewarnt werden mußte, führen diese Ueberlegungen überhaupt nicht auf solche Reformen hin. Dafür können und sollen sie aber eine Erneuerung aller Erziehung von innen her bewirken, durch die auch alle äußeren institutionellen Verbesserungen und Fortschritte ihre Weihe und eigentliche Bedeutung erhalten. Das wesenhafteste Erlebnis der Zeit ist das Wiederaufkommen einer großen Verantwortlichkeit jedes Einzelnen für das Ganze des Staates und der in ihm verkörperten Nation. Doppelt schwer muß diese neu gefühlte Verantwortung auf dem Erzieher lasten, in dessen Hände die nationale Zukunft gelegt ist. Möge ihm die Einsicht wachsen, daß es letztlich doch nur darauf ankommt, wie er persönlich die Form seines Amtes ausfüllt, mag das Programm des Unterrichts ihm nun mehr oder weniger Freiheit lassen und der Sache in weiterem oder geringerem Maße Genüge tun. Es heißt dem institutionellen Mechanismus des uniformierten Schulbetriebes eine feige Anerkennung zollen, wenn man alle Schuld am unverkennbar geringen Erziehungserfolg, an der Unlust der Schüler und der Verknöcherung der Lehrer auf sein Konto abschiebt. Ebenso freilich ist zu hoffen, daß der Staat eine Umkehr auf dem Wege der zentralistischen Bureaukratisierung aller seiner Institutionen vollzieht. Der Geist des Vertrauens, der in der Not des Krieges uns wieder zum Volk geschmiedet hat, wird nur dann in der Erziehung wieder fruchtbar werden, wenn mannigfachen organischen Bildungen auf dem weiten Feld der Erziehungsanstalten der freie Raum, das Licht und die frische Luft gegönnt wird, die sie zu ihrem Gedeihen brauchen.

Absolut, Relativ

Von

Max B. Weinstein

Obwohl meine Aufsätze in dieser Zeitschrift verschiedene Ueberschriften tragen, hängen sie doch zusammen und sollen dazu dienen, gewisse Anschauungen des Verfassers aus der Entwicklung der modernen Wissenschaft klarzulegen. Was ich jetzt zu sagen habe, schließt sich also an die Auseinandersetzungen im letzten Aufsatze an, der Leser braucht aber keine übertriebene Gelehrsamkeit zu fürchten. Denn in der Tat sind die Grundbegriffe, mit denen die Menschheit arbeitet, an sich einfach; schwierig ist nur die Ableitung ihres Ursprungs und die Feststellung ihrer Bedeutung für unsre Auffassung der Welt und des Lebens. Absolut ist etwas, das durch sich selbst, für sich selbst und in sich selbst besteht, keines

Digitized by Google

andern zu seiner Erklärung und Erhaltung bedarf. In seiner dichterisch-philosophischen Auffassung der Welt, die er für eine vollkommene, allein und einzig im Raume schwebende Kugel erklärt, sagt Platon, sie sei kunstvoll derartig von Gott gestaltet, daß ihre Aussonderungen ihr auch zugleich zur Nahrung dienen (wie etwa aus Wasser Dampf hervorgeht, der Dampf aber wieder Wasser wird), und daß sie alles innerhalb ihrer selbst erleidet und alles durch sich selber tut. Das ist also ein Absolutes. Physisch aufgefaßt. Metaphysisch wird man freilich diese Auffassung noch vertiefen müssen. Aber alles kommt doch darauf hinaus, daß es sich um etwas handelt, wofür man eines andern nicht bedarf. Daher erklärt Platon auch, daß nur eine Welt bestehe, eben diese absolute. Andre große griechische Denker haben unzählig viele Welten angenommen. Platon konnte sich nicht denken, daß Gott Welten nebeneinander gesetzt habe, die nicht in Beziehung zueinander stehen. Alles aber, was in Beziehung zueinander steht, faßt er als unfrei, und also unvollkommen auf. Und es sei Gott nicht angemessen, meint er, eine unvollkommene Welt gebildet zu haben. Sei sie auch nicht durchaus vollkommen, so nähere sie sich doch der Vollkommenheit so sehr als möglich. Das hängt mit seinen Anschauungen von den Ideen zusammen. Die Hauptsache ist, wir haben in Platons Welt als Ganzem ein Absolutes. Bekanntlich sieht Platon die Welt auch als ein Lebendes, Zoon, an, wie in unsrer Zeit viele getan haben. Und es liest sich hübsch, wie er nun aus seiner Annahme ihrer Absolutheit ihr nacheinander Mund, Ohren, Nase, Gliedmaßen usw. abspricht. Alles dieses diene ja, um mit anderm in Beziehung zu stehen, und die Welt stehe eben nicht mit anderm in Beziehung. Nicht die geringste Hervorragung will er der Welt beimessen, weil schon solche die Absolutheit verdächtig macht. Durchaus glatt sei sie, nirgends einen Angriffspunkt bietend. Auch sei ja nichts außer ihr, das sie angreifen könnte, da ja außer ihr überhaupt nichts weile. Noch sei darauf hingewiesen, daß diese Platonsche Welt begrenzt ist, rings von einer Kugelfläche ist sie umschlossen. Dieses Absolute enthält also kein Unendliches. Ein Endliches hat auch endliche Eigenschaften. Und so entspricht Platons Welt einem absoluten, aber keinem unendlichen Begriff. Platon konnte die Welt nicht unendlich annehmen, ohne sie Gott und seinen Ideen gleichzumachen, und das zu tun scheute er sich. Die Welt mußte für ihn unter Gott und den Ideen stehen, und sie ist ja für ihn auch vernichtbar, trotz aller Absolutheit. Indessen ist diese Welt ein Zusammenhängendes, nicht wild Ungeordnetes. Gott hat ihre Bestandteile nach gewissen mathematischen Verhältnissen gemacht und ihr außerdem eine sie ganz durchdringende und außen umfassende Seele verliehen. Und das bewirkt das Gesetzmäßige und verhindert den Zerfall bis zum Eingreifen Gottes. Kaum gibt es etwas, das das naturwissenschaftlich Absolute so schön darstellt wie die Platonsche Welt, es ist alles mathematisch und doch sinnlich.

Diese Welt ist absolut nach jeder Richtung, in keiner Beziehung bedarf sie eines andern Weltlichen. Wir können aber Dinge annehmen, die in gewissen Hinsichten absolut sich verhalten, in andern aber relativ. Ich weiß nicht sicher,

Digitized by Google

ob Platon die Einzeldinge seiner Welt so betrachtet hat. Man würde ein solches Verhalten von gewissen lebenden Wesen nach den höchsten geistigen Eigenschaften annehmen. Auf das Leben und auf das Seelische gehe ich aber hier nicht ein, ich werde später Gelegenheit haben, darüber einiges zu sagen. Bis vor kurzem haben die Naturforscher geglaubt, allen Dingen auch ein Absolutes zusprechen zu können. Das meiste an den Dingen ist freilich relativ. Ein Körper ist nur schwer gegen einen andern Körper, er hat nur Farbe, wenn er von einem andern Körper belichtet wird, seine chemischen Eigenschaften äußern sich nur gegen andre Körper. Selbst die Undurchdringlichkeit, die so kennzeichnend für Körper ist, scheint doch nur einen Sinn zu haben, wenn ein andrer Körper den betreffenden Körper zu verdrängen sucht. Das also und weitere dazu sind Eigenschaften, die nur an anderm zum Vorschein kommen. Insofern sind sie praktisch ohne ein andres nicht vorhanden. Nur die Anlage, sie zu äußern, wenn ein andres da ist, könnte vorhanden sein, und dann wäre diese Anlage ein Absolutes, etwas mit jedem Ding für sich Verbundenes, wenn auch für die Wahrnehmung Schlummerndes, Potentielles würde der Physiker sagen. Also Wertloses?

Indessen sind die Anlagen für das Leben alles. Keine Wahrnehmung ist möglich ohne Anlagen, sie auf einen Reiz zu machen; ein Ursächlichkeitsbedürfnis bestände nicht, ohne die Anlage zu fragen. Bei größter Nahrungsnotwendigkeit hätte niemand Hunger, ohne die Anlage, Hunger zu haben, und würde umkommen. Und so lassen sich die Beispiele ins Unendliche häufen. Im Leben ist wirklich nur das Augenblickliche, alles andre ist möglich durch die Anlage dazu, und der Strom unsrer Tätigkeiten, der Leben heißt, wird stetig durch Anlagen unterhalten, die jedem äußeren und inneren Reiz das Entsprechende entwogen lassen, Gefühle, Begehren, Urteile, Vorstellungen, Wollen usw. Unsre Seele muß die Anlage haben zu all diesen Aeußerungen. Oft wird von Naturalisten behauptet, unsre Wahrnehmungen, Urteile usw. flössen sämtlich aus der Erfahrung in der Umwelt. Wir lernten das alles aus dieser Umwelt, und so namentlich beurteilten wir auch nach Ursachen allein aus der Erfahrung; Eigenschaften von vornherein (a priori) besäßen wir nicht, nur solche nachträglich (a posteriori) erworbene. Aber wie erwerben wir sie denn? Wie lernen wir aus der Erfahrung? Daß wir lernen, ist gewiß. Da müssen wir doch etwas in uns haben, das das Lernen und Erfahrungsammeln ermöglicht, d. h. wir müssen Anlagen zum Lernen haben. Wem die Anlage zum Fragen fehlt, der wird nie Geschehnisse, sie mögen ihm noch so oft vorgeführt und noch so deutlich gemacht werden, verknüpfen. Er hat gar keinen Begriff von dem, was Verknüpfen bedeutet, die Geschehnisse stehen für ihn nebeneinander, nacheinander, ohne jede Beziehung zueinander. Anlagen aber können nicht durch Erfahrung erworben werden; sollten sie es, so bedürfte es wieder Anlagen, diese Anlagen sich anzueignen usw. Etwas muß zurückbleiben, das die Grundlage zu allem bildet und das von vornherein war. Also im Leben sind die Anlagen zu den einzelnen Tätigkeiten das Notwendige. Und obwohl Anlagen, sind sie so wirklich als nur der Körper, wo sie vorhanden sind.

Digitized by Google

Nun aber in der nichtbelebten Welt? Es ist eigentümlich, daß dieselben Forscher, welche die Anlagen der Seele übersehen, und wenn sie auf sie gelenkt werden, sie rundweg ablehnen als unverständlich, vielleicht auch unverständig, gleichwohl von der Wirklichkeit der Anlagen in der unbelebten Welt überzeugt sind, mit diesen Anlagen wie mit Wirklichkeiten rechnen, auf ihnen Grundgesetze errichten. Das Erstaunliche findet statt in der Energetik, der Hauptlehre unsrer gegenwärtigen physischen Monisten. Die Welt hat Energie, die sich betätigt. Allein diese für sich wandelt sich, kommt und geht. Nun aber ist es Grundsatz aller physischen, eine höhere Macht ausschließenden Anschauungen, daß der Inhalt der Welt an Stoff und an Energie durchaus unveränderlich besteht, nicht zunehmen, nicht abnehmen kann. Die Stoffe nun sind wirklich bleibend, wie jeder Augenschein lehrt, und wenn wir das Gesetz der Erhaltung des Stoffes ausdrücken, haben wir in unsrer Behauptung nur wirkliche Größen; wirkliche Größen sind zu wirklichen Größen zugefügt, und das gibt ein unveränderlich Bleibendes. Sprechen wir dagegen das Gesetz der Erhaltung der Energie aus, so werden wirkliche Größen mit nur möglichen zusammengefaßt. Und da gleichwohl auch hier nur unveränderlich Bleibendes behauptet wird, so unterscheidet sich die Auffassung des nur Möglichen von der des Wirklichen gar nicht, jenes wird als ebenso wirklich angesehen wie dieses. Und niemand zweifelt, daß weder für das Wirkliche für sich noch für das Mögliche für sich das Erhaltsgesetz besteht, sondern nur für beides zusammen. Nun bedingen mögliche Energien nichts weiter als Anlagen von Kräften, Arbeiten zu leisten. Halten wir einen Stein frei in der Hand, so ist an ihm durchaus nichts Besonderes zu bemerken, aber es steckt in ihm die Anlage der Schwerkraft, eine Arbeit zu leisten; und die Leistung kommt auch zum Vorschein, sobald wir den Stein freilassen, daß er, der Schwerkraft folgend, fallen kann. An jeder Stelle seiner Fallinie besitzt er noch Arbeitsmöglichkeit. Mit dem Fallen nimmt diese aber ständig ab, und zwar wie die Arbeit, die im Fall sich findet, ständig zunimmt. Der Stein sieht aber immer gleich aus. Also die strenge Wissenschaft selbst muß mit Eigenheiten mathematisch-physikalisch rechnen, die durchaus ruhen können und die nur aus besonderem Anlaß relativ zum Vorschein kommen. Ob wir diese Eigenheiten Kräften oder Stoffen zuschreiben, ist nicht von Belang. Auch lernen wir sie nur an Stoffen (in weitestem Sinne des Wortes) kennen.

Es ist bekannt, daß nach dem Entringen der Wissenschaften aus den scholastischen Banden die Forscher eine Art Grauen vor den sog. „verborgenen Eigenschaften" der Stoffe hatten. Und der große Newton, als er seine Lehre von der allgemeinen Schwerkraft vortrug, hielt es für geboten, sich gegen den Vorwurf, eine „verborgene Eigenschaft" eingeführt zu haben, von vornherein zu verwahren. Was ist aber das vorstehend Behandelte anders, als verborgene Eigenschaften. Man kann immer nur wiederholen: etwas müssen wir in der Natur als Grundlage haben; aus nichts kommt nichts, können wir wenigstens nichts schaffen. Man wird sich selbstverständlich auf das äußerste beschränken, von allem absehen kann man nicht. Und was man den Dingen

Digitized by Google

selbst, unabhängig von andrem, zuschreibt, ob als Wirkliches oder als Anlage zu etwas Wirklichem, das ist naturwissenschaftlich ein Absolutes. Freilich kann man fragen, was habe z. B. die Anlage zur Undurchdringlichkeit für einen Sinn, wenn ein Andres überhaupt nicht da sein sollte. Wir können uns alle Dinge aus der Welt fortdenken bis auf ein Ding; was soll diesem einen und alleinigen eine Anlage, deren Verwirklichung gar nicht in Frage kommen kann? Hierauf haben wir keine Antwort, wir kennen die Welt nur als eine Sammlung von Einzeldingen. Und gerade das veranlaßt mich, später von der notwendigen Erweiterung des Spinozaschen Pantheismus zu sprechen. Aber deshalb wird mancher geneigt sein, das früher als absolut Bezeichnete nun doch als nur relativ anzusehen. Die Eigenheiten oder die Anlagen zu ihnen beständen nur, weil eben die Welt nicht ein Einzelnes, sondern ein Zusammengesetztes ist. Wäre sie ein Einzelnes, so beständen sie nicht. Eine Denknotwendigkeit ist eine solche Auffassung zweifellos nicht. Im Gegenteil wird man sich sagen, daß nur unsre Sucht, allem einen Zweck zu unterlegen, uns zu ihr führt. Wir wissen nicht, wozu jene Eigenheiten oder die Anlage zu ihnen dienen sollen, wenn ein Andres nicht vorhanden ist, und darum machen wir sie lieber von den andern abhängig. Aber wozu diente ein Einzelnes allein überhaupt? Es ist die alte böse Frage nach dem Zweck der Welt.

Moderne Forscher haben nun diese relativistische Auffassung als die Auffassung hingestellt. Begonnen damit hat wohl Ernst Mach, und die von ihm gewählte Behandlung ist höchst kennzeichnend und viel nachgeahmt worden. Newton hatte gemeint, jede Fortbewegung sei allerdings relativ, nämlich an dem betreffenden Körper nicht erkennbar, sondern nur an einem andern Körper, und diese Meinung ist ja auch geblieben. Aber die Umdrehung um eine Achse, die möchte wohl absolut sein, weil sie an dem Körper selbst sich verrate durch die Fliehkraft, die seine Teile sogleich erhalten, wenn die Bewegung beginnt. Es wird wohl viele geben, die diese Schlußweise Newtons für unantastbar halten, und Newton hat dazu das bekannte hübsche Experiment mit dem Glase Wasser gemacht. Man dreht das Glas um seine Achse, zuerst bleibt das Wasser ruhig mit ebener Oberfläche. Allmählich wird es durch die Reibung der sich drehenden Glaswand an ihm in die Drehung mitgerissen, und nun höhlt es sich infolge der Fliehkraft. An dem Wasser selbst sehen wir, daß es sich dreht. Mach sagt erst, wir wüßten nicht, was geschehen würde, wenn das Glas nicht ein gewöhnliches Glas wäre, sondern eine kilometerdicke Wand hätte. Wir wissen es wirklich nicht und können nicht beschwören, daß das Wasser sich auch dann in gleicher Weise höhlen würde. Indessen ist das für die Frage, ob es absolute Bewegungen gibt, ganz gleichgültig. Denn zur Bejahung genügt ja schon die Feststellung auch nur eines Falles, wie die beim Wasser im gewöhnlichen Wasserglase, mag sich das Wasser in dem Machschen Wasserglase anders verhalten. Nun meint aber Mach, es könnte die Fliehkraft der sich drehenden Wasserteilchen zwar an ihnen zur Erscheinung kommen, an sich aber durch die Fixsternwelt hervorgebracht sein, die zum Wasser ruht. Dieser kühne Schluß hat

Digitized by Google

Bewunderung erregt. Es gäbe keine Fliehkraft bei einem sich drehenden Körper, wenn keine Fixsternwelt als Umwelt vorhanden wäre oder wenn diese Fixsternwelt sich ebenso drehte wie der Körper. Drehte sich z. B. die Fixsternwelt mit unsrer Erde um ihre Achse in gleicher Zeit, so fehlte die jetzt feststellbare Fliehkraft auf der Erde. Die Erde wäre dann auch nicht an den Polen abgeplattet. Alle Erscheinungen der Fliehkraft auf und an der Erde kämen daher, daß eben die Fixsternwelt sich nicht mit der Erde dreht, oder daß sie sich dreht, aber die Erde nicht mit, was auch möglich wäre. Demnach sei auch die Rotation eine relative Erscheinung, könne ohne ein Andres, wie den ruhenden Fixsternhimmel, nicht erkannt werden.

Nun hängt die Fliehkraft außer von der Drehbewegung noch ab von der Trägheit des sich drehenden Körpers. Ist aber die Fliehkraft relativ, so kann also die Trägheit auch nur relative Bedeutung haben. Die Trägheit der Körper, die man als ihnen so durchaus eigen, absolut angesehen hat, wird ein Relatives, abhängig von der Fixsternwelt, oder überhaupt von der Umwelt. Kein Körper wäre in bezug auf Drehung träge, wenn alles sich mit ihm gleich drehte, wenigstens käme diese Trägheit in keiner Erscheinung zum Vorschein. Sobald einiges der Umwelt sich gar nicht mitdrehte oder in andrer Weise sich drehte, würden Erscheinungen an dem Körper auftreten, die wir als Trägheit deuten. Das betrifft die Trägheit in der Drehung. Wie aber verhält es sich mit der Trägheit gegen Fortbewegung? Leistet ein Körper nur Widerstand, wenn er sich allein bewegen soll oder anders als die andern Körper? Ginge er gutwillig, wenn er sich nur dem ganzen Haufen anzuschließen hätte, ohne ein Besonderes tun zu müssen? Folgerichtig muß jene Auffassung auch das behaupten. Ob sie es getan hat, weiß ich nicht, es läge nur in ihrem Sinne, in der Trägheit überhaupt nur ein Relatives zu sehen, nichtsbedeutend in sich ganz gleichverhaltender Umwelt, oder in einer Welt ohne Umwelt. Der geistvolle Erfinder der modernen Relativitätslehre, Einstein, hat in der neuesten Wendung, die er seiner Lehre gegeben hat, die Trägheit durchaus relativ behandelt und so beispielsweise festgestellt, daß die Trägheit jedes Körpers sich ändert, wenn seine Lage zu andern Körpern eine Aenderung erfährt, etwas in der früheren Wissenschaft Unerhörtes. Er ging davon aus, daß wir auf der Erde die von der Trägheit abhängige Fliehkraft von der Schwere, dem Gewicht, nicht zu trennen vermögen. Und in der Tat hat der ungarische Physiker v. Eötvös durch sorgfältigste Untersuchungen nachgewiesen, daß Gewicht und Masse immer parallel gehen. Ist Masse ein Ausdruck für Trägheit, und dafür wird es genommen, und sieht man das Gewicht, die Schwere, als etwas Relatives an, weil ja Körper gegeneinander schwer sind, so liegt der Gedanke nahe, auch die Trägheit als ein Relatives zu betrachten. Wenn so hohe Größen wie Trägheit in das Meer der Relativität fallen, was darf sich dann noch erwarten, auf absoluten Beinen stehen bleiben zu können. Nichts! Alles muß versinken, und die Relativität überflutet das All. Der Sinn der Welt ist Relativität, ohne sie ist nichts zu erkennen. Und dabei regiert die Relativität keineswegs willkürlich,

Digitized by Google

sondern nach festen Gesetzen. Nicht allein das. An dem Beispiel der Fliehkraft sehen wir, daß sie auch mit bestimmten Erscheinungen waltet. So zwängt sie den Lauf der Vorgänge in bestimmte Form, die den Grundstock der Einstein-Minkowskischen mathematischen Physik bilden, und schafft zugleich etwas so Wunderliches wie die Trägheit. Das würde heißen, wir fassen die Welt nicht allein nur relativ auf, sondern auch relativ in bestimmter Weise. Aber berührt das alles, die Anlagen in der Welt. Meines Erachtens nein! Im Gegenteil scheint mir die letzte Behauptung geradezu für solche Anlagen zu sprechen. Ich habe an einer andern Stelle nachgewiesen, daß unsre Sternwelt die Form, die sie hat, namentlich mit den Drehungen ihrer Körper, nicht annehmen konnte, ohne eine Anlage dazu, man darf sie sich rein physisch denken, von vornherein. Wer also dem Zwangsmechanismus sich nicht unterziehen will, weil er in ihm einen fruchtbaren und beruhigenden Gedanken nicht findet, kann von solchen Anlagen schon bei der Einrichtung der Welt im großen nicht absehen. Diese Einrichtung im großen ist aber fast nichtsbedeutend gegen die im einzelnen. Und so nähert sich diese Auffassung freilich der vorhin mitgeteilten Platonschen, soweit es sich nur um der Welt an sich etwas Zukommendes handelt, das den Einzelnen angehört und im Gesamtgebiete zum Vorschein kommt. Die Relativitätslehre bezieht sich nur auf das Zumvorscheinkommen. Was aber löst alles aus und bestimmt die Art des Zumvorscheinkommens? Das liegt nicht im Bereich der Lehre vom Relativen. Mit Sätzen wie: die Ruhe der Fixsternwelt gegenüber einem sich drehenden Körper erscheint als Fliehkraft an diesem, ist nicht viel gesagt, selbstverständlich ebensowenig mit dem Satze: Die Drehung eines Körpers erscheint an ihm als Fliehkraft seiner Teile. Aber mit solchen Sätzen müssen wir uns noch leider viel behelfen. Denn wenn ich hier von Anlagen als Erklärungsmittel gesprochen habe, so dachte ich wesentlich an die Verhältnisse bei lebenden Wesen als Bilder für entsprechende Erscheinungen in der unbelebten Natur. Indessen ist es doch ein Unterschied, ob man Dingen an sich gar nichts zugesteht oder wenigstens Anlagen zu etwas. Man kann sich im letzteren Falle auf das uns bekannteste berufen, auf uns selbst.

Digitized by Google

Berichte aus allen Wissenschaften

Technik

Die staats- und volkswirtschaftliche Bedeutung großer Wasserkräfte

Der gegenwärtige Krieg hat uns recht eindringlich gezeigt, daß das Bestreben, uns vom Ausland, insbesondere von allen überseeischen Produkten, möglichst frei zu machen, für unser Wirtschaftsleben äußerst wichtig ist.

Unsre isolierte Lage inmitten bedrohter Grenzen und die mit einer numerisch überlegenen feindlichen Flotte noch zu erreichende Absperrung vom Weltmeer, von den überseeischen Fundstätten solcher Produkte, die für unser Wirtschaftsleben und unsre Industrie unumgänglich notwendig sind, zwingt uns, mit allen Mitteln auf künstlichem Wege im Inlande Ersatzprodukte herzustellen.

Dank einer von allerhöchster Stelle gepflegten überragenden wissenschaftlichen Grundlage hat unsre Industrie manche solcher Fragen schon zu einer guten Lösung geführt. Die neueste dieser Lösungen gipfelt in der verbesserten künstlichen Stickstoffgewinnung, durch welche wir in den Stand gesetzt werden, den Salpeter, der bisher im Wert von jährlich 180 Millionen Mark aus Chile eingeführt wurde, gerade so gut und gerade so billig in Deutschland zu erzeugen. So bleibt diese gewaltige Summe für die Folge im Lande. Der Einfuhrwert solcher Produkte, die wir auf künstlichem Wege selbst herstellen könnten — Karbid, Ferrosilizium, Aluminium usw. —, betrug über 400 Millionen Mark. Die Durchführung solcher Aufgaben ist aber fast überall an die Bereitstellung großer Kräfte gebunden.

Diese großen Kräfte stehen uns im allgemeinen in ihrer billigsten Form, in natürlichen Wasserkräften, nicht in so großem Maße zur Verfügung, wie das in manchen andern Ländern der Fall ist.

Weil unser Land sich aber im wesentlichen von Süden nach Norden, von den Alpen und dem deutschen Mittelgebirge zur Nord- und Ostsee hinabsenkt, so sind die Vorbedingungen, aus wasserreichen Niederschlagsgebieten gespeiste Flußläufe durch künstliche Bauten zur Wasserkraftnutzung zu verwerten, in sehr reichem Maße gegeben.

Wir müssen uns nur bemühen, überall, wo sich Gelegenheit bietet, Wasserkräfte ohne besonders große Kosten ausbauen zu können, z. B. bei der Regulierung von Flußläufen, Talsperren usw., die Ausnützung dieser Kräfte in die Wege zu leiten.

An manchen Stellen will man leider den Wert dieser oft nebenher nutzbar zu machenden Wasserkräfte noch nicht hoch genug anschlagen. Es dünkt manchen Stellen zu umständlich und kleinlich, hier Erwerbsquellen zu erschließen und elektrische Energie zu verkaufen. Wahrscheinlich werden wir uns aber wohl gezwungen sehen, in der Folge noch unbequemere Wege zu beschreiten, um Deckung für alle nötigen Erfordernisse zu beschaffen. Will man die Kräfte nicht von Staats wegen ausnutzen, was, von technisch rationellem Standpunkt aus betrachtet, das vorteilhafteste wäre, so kann man sie an große Finanzgesellschaften verpachten. Die alljährliche Einnahme des Pachtzinses ist ja eine einfache Sache, und die Privatindustrie würde dann schon sehen, wie sie noch etwas übrig behält. Wenn man sich aber wirklich mit Elektrizitätsmonopolen beschäftigt, dann ist das sicher nicht der rechte Weg.'

Einen erfreulichen Ansatz bei den staatlichen Wasserbauten, die Wasserkraftnutzung wohl zu beachten, sehen wir im Wesergebiet und in der jetzt geplanten Ausnutzung der Wasserkräfte an den Gefällstufen des kanalisierten Mains.

Brachliegende Werte aus dem Nichts zu heben, ist entschieden ein großes Verdienst, und so bedeutet jede ausgebaute Wasserkraft ein Kapital für ewige Zeiten. Schon der

Digitized by Google

bisherige Gang unsers Wirtschaftslebens redet für die Ausnutzung der natürlichen Kraftquellen eine eindringliche Sprache. Wer hätte vor fünfzig Jahren daran gedacht, daß es möglich sein würde, so gewaltige Wasserkräfte in einer zentralen Anlage zu verwerten und eine leichte Fortleitung der Energie zu ermöglichen? Kleinere Kräfte konnte man früher schon an Ort und Stelle ausnutzen, mit größeren Kräften wußte man aber im allgemeinen wenig anzufangen. Jetzt ist es fast umgekehrt.

Die großen, kostenlos arbeitenden Energiequellen der Schweiz und Skandinaviens haben die Menschen angezogen, die sie ausnutzen wollen, und für die Folge wird man nicht nur die großen, sondern auch immer kleinere Wasserkräfte für würdig befinden, zu modernen Kraftwerken ausgebaut zu werden. Allenthalben wird unser Betrieb immer extensiver werden.

Ein Schulbeispiel für die planmäßige Ausnutzung und die Wertschätzung der Wasserkräfte bildet das kleine Norwegen. Aus Mangel an Kohle ist Norwegen gezwungen, von den Wasserkräften, die sich ihm frei darbieten, den ausgiebigsten Gebrauch zu machen. Sehr zum Vorteil Norwegens, wo jetzt die elektrische Energie viel billiger abgegeben wird als im kohlenreichen Deutschland. Ende des Jahres 1911 erstattete die Königlich norwegische Kommission dem Storthing Bericht über den Umfang der noch verfügbaren und der schon ausgenutzten Wasserkräfte, im Anschluß an eine beabsichtigte weitere Elektrifizierung des Landes, wie der Zeitschrift „Engineering“ vom 8. Oktober 1915 zu entnehmen ist.

Damals waren im Staatsbesitz 31 Wasserkraftanlagen mit einer Gesamtleistung von 148 950 P. S., deren Leistung sich durch weiteren Ausbau noch auf 743 480 P. S. steigern lassen konnte.

Der norwegische Staat will besonders auch der Allgemeinheit billige elektrische Kraft zugänglich machen, und das wäre auch bei uns sehr nötig im Interesse des Volkswohls und um von dem Petroleummonopol der Amerikaner etwas freier zu werden. Das Geld hierfür können wir gut im Lande behalten.

Der Strombedarf in den Städten Norwegens nahm in den letzten Jahren stark zu; auch die chemische Industrie entwickelte sich zu einem Abnehmer mit immer gewaltigerem Verbrauch. Der Bedarf wird für die Zukunft als so bedeutend angesehen, daß die Königlich norwegische Kommission 150 Watt für jeden einzelnen Bewohner in Rechnung stellte. Das würde für Deutschland mit rund 70 Millionen Einwohnern einer Leistung von 10,5 Millionen Kilowatt entsprechen. Dies ist eine gewaltige Ziffer, die so recht klar wird, wenn man bedenkt, daß heute alle öffentlichen Elektrizitätswerke Deutschlands, rund 4000, zusammen nur etwa den fünften Teil dieser Leistung aufweisen können. In Norwegen will man aber erreichen, daß jedermann elektrisch kocht und heizt. So weit werden wir so rasch wohl noch nicht kommen, wir müssen aber dahin streben.

Ganz außer Frage steht es aber, daß wir mit unserm Kohlenschatz, der schließlich doch einmal zu Ende geht, nicht planlos wirtschaften dürfen und dagegen, sehr zu unserm Schaden, die billigeren und ununterbrochen rinnenden Kräfte des Wassers ungenutzt lassen. Wir müssen überall sparen und jeden Vorteil festhalten, der sich uns in erreichbarer Nähe bietet.

Nach dem Stande vom 1. Januar 1914 gab es in Norwegen 366 Kraftwerke mit einer Leistungsfähigkeit von 396 000 Kilowatt, die sich über das ganze Land verteilen. Davon verbraucht allein die chemische Großindustrie, die sich nach und nach in Norwegen angesiedelt hat, 160 000 Kilowatt. Der weitere Ausbau der norwegischen Wasserkräfte findet durch den Staat eine zielbewußte Pflege.

Wenn Herr Ministerialdirektor Dr.-Ing. Leo Sympher, Berlin, die Wasserkräfte, welche bei der Schiffbarmachung des Oberrheines bis in den Bodensee nutzbar gemacht werden können, auf mehr als 500 000 P. S. angegeben hat, so entspricht das einer Leistung von 350 000 Kilowatt. Die Leistungen der Wasserkraftwerke an einem Rheinseekanal von

Digitized by Google

Köln—Duisburg nach Antwerpen oder nach Emden sind mit rund 100 000 Kilowatt anzugeben. Bei richtiger Projektierung könnte man auch, wenn die Moselkanalisation einmal durchgeführt wird, an den Gefällstufen Kraftwerke errichten mit einer Gesamtleistung von etwa 50 000 Kilowatt. Daraus wäre eine ganz andre Rentabilität, als es bisher möglich war, abzuleiten. Die bisherigen Berechnungen erfassen die Aufgabe nicht richtig.

Aus dem Vorstehenden erhellt, daß allein im Bereiche des Rheinstromgebietes 500 000 Kilowatt mit billigen Wasserkräften erzeugt werden können. Die jährliche Gesamtenergieerzeugung würde dann 4380 Millionen Kilowattstunden erreichen. Das entspricht einem Verkaufswert, wenn die Kilowattstunde im Mittel mit 3 Pfennig bewertet wird, von 131,40 Millionen Mark pro Jahr. Dabei ist gerechnet, daß die ganze Leistung dauernd abgenommen würde. Das wird aber nicht der Fall sein, außerdem hat man mit Verlusten in den Leitungen und Transformatoren zu rechnen, weshalb man vorsichtigerweise mit einer Bruttoeinnahme von 100 Millionen Mark rechnen sollte. Die Jahresleistung aller deutschen Elektrizitätswerke beträgt heute rund 3000 Millionen Kilowattstunden.

Für den Ausbau der Wasserkraftwerke mit 500 000 Kilowatt Leistung wären rund 200 Millionen Mark aufzuwenden. Dabei sind die Kosten für die noch zu erbauenden Schiffahrtswege nicht beachtet. Die jährlichen Ausgaben sind dann einschließlich Verzinsung und Abschreibung auf 40 Millionen Mark anzusetzen, so daß bei 100 Millionen Mark Einnahme ein Ueberschuß von 60 Millionen Mark verbleibt. Nach vollständiger Abschreibung der Kraftwerke, nach zehn Jahren, würde sich dieser Ueberschuß um 30 Millionen Mark vergrößern. Neben diesem guten finanziellen Ergebnis würden wir überall billige Elektrizität hinliefern können, noch billiger, als für viele kleine Werke heute die Selbstkosten sind. Das sonst für Petroleum ausgegebene Geld bliebe im Lande. Die modernen Großbetriebe, welche sonst wegen der billigen Energie die im Auslande gelegenen Wasserkraftwerke aufsuchten, werden sich nun hier ansiedeln. Diese Großbetriebe geben Arbeit und Verdienst. Sie erzeugen fortlaufend große Werte, die infolge ihrer geringen Gestehungskosten mit den Produkten der ganzen Welt in Wettbewerb treten können. Die Steuerkraft des Landes wächst. Unsre chemische Industrie braucht dann nicht nach Norwegen zu gehen, sie findet dann hier, zentraler zu den Absatzgebieten gelegen, geradeso vorteilhafte Produktionsbedingungen.

Man kann es schon häufiger lesen, daß Großstromabnehmer billige Energie suchen. Gesuche um 5 bis 10 Millionen Kilowattstunden sind nicht selten. In Nr. 16 der „Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure", Berlin 1916, wurden sogar 50 Millionen Kilowattstunden pro Jahr gesucht. Alle diese Wünsche könnten wir befriedigen. Beträgt doch der Umfang der Wasserkräfte im Königreich Bayern allein über 1 Million P. S., wovon erst 120 000 P. S. ausgenutzt werden.

Man kann wohl sagen, ohne ein Prophet zu sein, daß in gar nicht ferner Zukunft die vorsorgende Volkswirtschaft dazu übergehen muß, in wasserreichen Gegenden, wo das nötige Gefälle vorhanden ist, *zuerst* die Kraft dieser weißen Kohle zu nutzen, und daß die schwarzen Kohlen in immer steigendem Maße zunächst jenen Ländern vorbehalten werden, wo einigermaßen konstante Wasserkräfte nicht verfügbar sind. Die schwarze Kohle ist ein Welthandelsartikel von beständigem Wert, das zeigt uns auch dieser Krieg.

Aus diesen kurzen Darlegungen mag hervorgehen, daß wir uns auf unsern nutzlos verrinnenden Reichtum besser besinnen müssen als bisher. Sache unsrer Volksvertreter und unsrer Regierung ist es dann, dafür zu sorgen, daß wir solche Einnahmen, die niemand wehe tun, weil sie nicht aus steuerlichen Belastungen gewonnen werden, recht bald in unsern Staatshaushaltsplan einstellen können.

Josef Rosemeyer, Ingenieur (Köln-Lindental).

Digitized by Google

Literarische Berichte

Das Land Goethes 1914—1916. Ein vaterländisches Gedenkbuch. Herausgegeben vom Berliner Goethebund. Mit faksimilierten Beiträgen in Schwarz-, Ton-, Tief- und Farbendruck. Ein reich und gediegen ausgestatteter Folioband M. 25.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Der Gedanke, zu bleibender Erinnerung an ein großes Zeitereignis, einen vaterländischen Gedenktag, oder zur Förderung eines wohltätigen Zweckes ein zeitgenössisches Autographenalbum zu schaffen, ist wohl schon manchmal ausgeführt worden; sicherlich niemals in so würdiger, ja monumentaler Form wie in dem vorliegenden prachtvoll ausgestatteten „Gedenkbuch". Das Land Goethes bezeugt in diesem Band durch die Stimmen seiner führenden Geister, daß es mitten im Weltkrieg sich nicht nur der Aufgaben seiner staatlichen Einheit bewußt ist, sondern auch seiner nationalen Kultur, der rein geistigen Zusammengehörigkeit, die heute fester denn je die großen Gruppen der Stämme und Konfessionen, aber auch die Einzelpersönlichkeiten, die Führer des Volkes auf militärischem und politischem Gebiet, in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Industrie als „ein einig Volk von Brüdern" umfaßt. Alle diese Männer haben sich in dies Stammbuch des deutschen Geistes eingetragen, die einen mit dem knappen Wort eines Sinnspruchs, einer Lebensdevise, die andern in kurzgefaßten, aber inhaltreichen Aeußerungen aus ihrer Lebenstätigkeit oder aus der Stimmung der Zeit heraus, bald in gehaltreicher Prosa, bald in dichterisch gehobener Form; Maler und Bildhauer haben Handzeichnungen oder Wiedergaben von Kunstwerken, Komponisten Niederschriften aus ihren Tonschöpfungen beigesteuert. So ist ein Werk entstanden, das durch den reichen Inhalt und durch die prächtige, künstlerisch vornehme Ausstattung zu einem dauernd wertvollen Zeichen der Erinnerung an die Jahre des Weltkrieges wird, den die Feinde entfachten, um das deutsche Volk zu vernichten, und der es statt dessen zur höchsten Anspornung seiner Kräfte, zum lebendigsten Bewußtsein seiner Kulturaufgaben und sittlichen Pflichten erhoben hat. Diesem vaterländischen Gedenkbuch darf ein um so schönerer Erfolg beim deutschen Volk gewünscht und vorausgesagt werden, als das Werk zugleich einem edeln gemeinnützigen Zweck dienen soll: der Reinertrag ist bestimmt für die Errichtung von Volksbüchereien in Ostpreußen, der aus schwerer Heimsuchung sich zu neuem Leben und Blühen erhebenden deutschen Grenzmark.

Die Roesnerkinder. Ein Stück Kunst- und Kulturgeschichte aus der Alt-Wiener Zeit von Dr. Wolfgang Pauker, Chorherr des Stiftes Klosterneuburg. Wien, F. Tempsky.

Das durch seine künstlerische Ausstattung, insbesondere den schönen Bilderschmuck (Alt-Wiener Ansichten und Personenbildnisse) von vornherein für sich einnehmende Buch enthält im wesentlichen Briefe von Mitgliedern der Familie Roesner und von Personen, die diesen nahestanden. Bei der Familie Roesner handelt es sich um ein Schauspielerehepaar und dessen Kinder, von denen zwei als Geistliche dem Stifte Klosterneuburg angehörten, während der Dritte ein nicht unbekannter Architekt gewesen ist. An sich haben die Briefschreiber keine besondere Rolle in der Geschichte gespielt oder durch ihre Erlebnisse Anspruch auf Aufmerksamkeit. Wenn trotzdem das Buch für den Liebhaber der Kulturgeschichte und insbesondere für denjenigen, der an Einzelheiten Interesse nimmt, von Wert ist, so ist es wegen der vielen und starken Schlaglichter, die die Briefe, die von 1823 bis 1866 reichen, ebenso wie die eingestreuten Mitteilungen des Herausgebers auf das öffentliche und private Leben besonders des vormärzlichen Wiens werfen. Dazu kommt, daß immerhin die Briefschreiber mit einer Reihe bedeutender Persönlichkeiten, insbesondere der Künstlerwelt, in Verbindung gestanden haben und so Namen wieder lebendig werden, die fast vergessen waren. Deshalb wird man durch das Lesen des Buches gefesselt und unwillkürlich vertrauter mit der Zeit, aus der die veröffentlichten Schriftstücke stammen. A. L.

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Heft 76—78. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis des Heftes 50 Pf.

Durch den Eintritt Italiens in den Weltkrieg ist die „römische Frage", die Angelegenheit der weltlichen Herrschaft des Papstes wieder dringend geworden, viel mehr, als sich in den vorausgegangenen Jahrzehnten ahnen ließ. Daß es in jeder Beziehung außerordentlich wichtig ist, ob der Papst mit den Katholiken der verschiedenen Länder auch in Kriegszeiten in ungestörter Verbindung bleiben kann oder nicht, leuchtet von selbst ein, und so ist eine historische Untersuchung dieser Fragen, die die Grundlagen für Forderungen und Möglichkeiten der Gegenwart geben kann, von hoher Wichtigkeit. Eine solche Untersuchung gibt Dr. J. Lulvès (Hannover) in der Schrift „Die Stellung

Digitized by Google

des Papsttums im Weltkriege" (Heft 76 der Sammlung). Die ebenso gründliche wie klar orientierende Betrachtung der „römischen Frage" gipfelt in einer Uebersicht über die hauptsächlichsten bisher gemachten Vorschläge zur Sicherung des Päpstlichen Stuhles und in einem Ausblick auf die vielbesprochene „Vatikanklausel" in der Beitrittserklärung Italiens zum Londoner Abkommen der Entente. — Dr. A. Molin, einer der Führer jener jung-konservativen Richtung in Schweden, deren Ideal die nationale Unabhängigkeit und die starke Verteidigung ihres Vaterlands ist, schildert im 77. Heft dieser Sammlung, betitelt „Schweden und der Weltkrieg", die Stellung Schwedens in dem großen Völkerringen. Sie erscheint dem Verfasser bedingt einerseits durch das jahrhundertelange Nebeneinandergehen und Einanderablösen zweier Strömungen, von denen die eine durch den Zusammenhang mit deutschem Geistesleben, die andre durch die Hingabe an die französische Kultur bestimmt wird. Ihm selbst gilt die erstere als diejenige, die in Wahrheit dem schwedischen Wesen entspricht und für Politik und Kultur seines Vaterlands allein segensreich wirken kann. An die scharfsinnige Analyse dieser beiden Strömungen schließt sich eine Betrachtung der finnischen Frage an, die ja in diesem Weltkrieg solch ungeheure Bedeutung für Schweden erlangt hat. — „Wofür kämpfen die Engländer? Englands Politik im Urteil der Neutralen" betitelt sich das von Dr. Paul Raché verfaßte 78. Heft der Sammlung. Indem Raché davon berichtet, wie heute bei neutralen Völkern, in erster Linie in Holland, über die englische Politik im Kriege geurteilt wird, bestätigt er uns aus dem Munde Unparteiischer die Ansichten, die wir uns über den Anteil Englands an dem gegen uns geplanten „Vernichtungskrieg" und über seine Kriegsziele gebildet haben. Er gibt uns aber auch ein sehr anschauliches und beredtes Bild von der Stimmung, die heute in den neutralen Ländern, soweit man dort nicht alles selbständige Denken und Fühlen aufgegeben hat, gegen England herrscht. Heute wissen die Neutralen, daß England nur für die eignen, selbstsüchtigen Interessen kämpft; und wenn auch die Macht des meerbeherrschenden Inselreiches noch lange nicht gebrochen ist, sein Nimbus ist in unaufhaltsamem Schwinden begriffen. Dafür bringt Rachés verdienstliche Arbeit mannigfache überzeugende Belege.

Metanoeite. Drei Mysterien von R. J. Sorge. Kempten und München, Jos. Kösel. Geb. M. 2.50.

Das erste der drei Mysterien hat „Mariä Empfängnis" und „Mariä Heimsuchung" zum Inhalt, das zweite „Christi Geburt", das dritte „Darstellung Jesu" und „Wiederfinden im Tempel". Tiefreligiöse Empfindung und Gesinnung herrscht in dieser Dichtung, die auch häufig zu echt dichterischem Schwung sich erhebt. Eine Aufführung in ausgewähltem christlichen Kreise wird sicher gute Wirkung haben. E. M.

Was ist deutsch? Von Richard Wagner. Schriften und Dichtungen des Meisters für die Zeit des heiligen deutschen Krieges ausgewählt von Prof. R. Sternfeld. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Preis M. 1.—, geb. M. 1.50. Feldbriefmäßig verpackt zu gleichen Preisen.

Der Titel: „Was ist deutsch?" weist auf die bekannte Einzelschrift des Meisters hin. Er paßt nun ausgezeichnet für eine Sammlung von Aufsätzen und Dichtungen (oder von ausgezogenen Stellen), die unter dem gegebenen Gesichtspunkt ausgewählt sind. Ein treuer Vorkämpfer für R. Wagner, der Universitätsprofessor Sternfeld, hat diese Auswahl mit glücklicher Hand getroffen. Sie zeigt, daß R. Wagner nicht allein Dramatiker, sondern zugleich ein Mahner und Berater seines Volkes, ein Wecker und Wahrer deutschen Wesens und des Deutschtums war. Für unsre Helden im Feld eine im schönsten Sinn volkstümliche Gabe! Solchen, die sich für Wagners Schriften interessieren, ohne zunächst die große sechzehnbändige Ausgabe beschaffen zu wollen, sei noch mitgeteilt, daß einzelne Gruppen gesondert zugänglich sind, so „Ausgewählte Schriften über Staat, Kunst und Religion" (von Hans v. Wolzogen besorgt); in ähnlicher Weise ist eine von Dr. Benedikt getroffene Auswahl von Briefen vorhanden, zur Orientierung über die großen Briefsammlungen Wagners. Alles bei Breitkopf. Dr. K. Grunsky.

Der Mut zu sich selbst. Das Seelenleben des Nervösen und seine Heilung. Von Dr. med. J. Marcinowski. Berlin, Verlag von Otto Salle.

Der Verfasser zeigt, wie außerordentlich bedeutend die Rolle ist, die unbewußte Vorstellungen, Wünsche und Triebe im Menschenleben spielen; er lehrt ferner, daß die Nervosität ihre Hauptursache in einer unverhältnismäßig leichten Spaltbarkeit der Persönlichkeit hat, genauer gesagt, daß hierbei die Icheinheit in ein unerwünschtes Nebeneinander von Bewußtem und Unbewußtem zerfällt. Im Sinne der Freudschen Schule zieht dann Marcinowski die Schlußfolgerung: „Da wir die Vorstellungen nicht kennen, aus denen das triebhafte, unwillkürliche Geschehen herauswächst, so geben wir in der Bewußtheit andre Beweggründe dafür an." Er ist ferner mit Freud davon überzeugt, daß die allermeisten unverständlichen Seelenregungen im Erotischen wurzeln und daß die Träume häufig symbolische Ausdrucksweisen geschlechtlicher Vorstellungen sind.

Digitized by Google

Der Aufbau des Buches ist nicht eben von systematischer Strenge, die Beweiskraft der Sätze meist unzulänglich. Aber der Ernst und die Aufrichtigkeit eines ganz der Sache hingegebenen Mannes, die aus jeder Zeile sprechen, berühren ungemein wohltuend. Man kann sich vorstellen, daß für eine gewisse Art von Nervenkranken Marcinowski der geeignete Arzt und dieses Buch eine große Hilfe ist. D.

Aus Brüssels kritischen Tagen. Erlebnisse und Beobachtungen eines Neutralen. Von Diplomaticus. Geheftet M. 1.25. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ein den diplomatischen Kreisen angehöriger Neutraler berichtet in diesem kleinen Buch über die Beobachtungen und Eindrücke, die er in den letzten Wochen vor Ausbruch des Krieges und dann während des Krieges bis zur deutschen Besetzung Brüssels gesammelt hat. Dieser Neutrale ist ein scharfer Beobachter, und so findet man in seinen Aufzeichnungen, die sich wie unterhaltende Plauderbriefe lesen, eine Menge interessanten und geschichtlich bedeutsamen Stoffs. Es geht aus diesen Schilderungen zugleich aufs neue hervor, daß die leitenden Kreise in Belgien sich längst für den Anschluß an die Entente entschieden hatten, wie anderseits die Dreiverbandsdiplomatie mit voller Sicherheit auf das Entgegenkommen Belgiens rechnete, und daß auch das belgische Volk in allen Schichten überwiegend deutschfeindlich gesinnt war. Die tragische Verblendung, in der die Belgier vor der Katastrophe und noch lange nach ihrem Eintritt befangen waren, läßt uns das schwer heimgesuchte Volk noch bedauernswerter, aber nicht sympathischer erscheinen.

Preußens Aufgang. Von Prof. Dr. Benno Diederich. Braunschweig, George Westermann. M. 2.60.

Geschickt ausgewählte und sehr wirkungsvolle zusammenhängende Stücke über die Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. und die Anfänge Friedrichs des Großen Carlyles erquickend frischem, knorrigen, trockenen Humores vollem, wahrhaftigem und an feinsten Einzelzügen reichem Werke über Friedrich den Großen entnommen und sie damit ihrer unverdienten Vergessenheit entrissen zu haben ist ein Verdienst des fesselnden Buches, das der Titel freilich etwas voreilig als „Volksbuch“ bezeichnet. Die Verbindung mit der Gegenwart, die Diederich seiner Auslese aus Carlyle durch seine einführenden, überleitenden und abschließenden eignen Zusätze gibt, ist gewiß nicht ohne Berechtigung, wird aber doch gegenüber Carlyles rein historischer, überragender Meisterschaft stets als etwas Nebensächliches empfunden werden, und in das brandende Leben der Zeit wird daher das stille, liebenswürdige Buch doch wohl nicht eingreifen können. Hans Zimmer.

Denkmale der Kunst in den südlichen Kriegsgebieten. (Isonzo-Ebene. Istrien. Dalmatien. Südtirol.) Von Leo Planiscig. Mit 115 Abbildungen. Schroll & Co., Wien. Preis geh. M. 2.—.

Nach dem Krieg werden die Gebiete, von denen das vorliegende Büchlein handelt, ein Hauptreiseziel auch für Reichsdeutsche sein, denen südliche Sonne und südliches Land ein Lebenselixier ist und die doch aus nationalem Ehrgefühl den Boden Italiens, dessen Bewohner bekanntlich uns Barbaren um zwei Jahrtausende in der Zivilisation voraus sind, für einige Zeit meiden wollen. Denen wird das Buch von Planiscig, neben dem unentbehrlichen Bädeker, sich als ein umsichtiger und treuer Führer bewähren, schon heute aber ist es, vor allem dank seinen trotz kleinem Maßstab vortrefflichen Abbildungen, geeignet und berufen, für die südlichsten Teile der uns treu verbündeten Doppelmonarchie Freunde zu werben unter allen, die dort nicht nur die Landschaft und den Sonnenschein, sondern auch den adelnden Schmuck, den alte Kunst einem Lande leiht, mit der Seele suchen.

s.

Der Krieg und das Christentum. Von Heinrich Scholz. Gotha, Perthes (VIII, 80). Zirka 80 Pf.

Nachdem wohl zuerst F. Wilke in seiner besonders gediegenen Schrift: „Ist der Krieg sittlich erlaubt?“ (Leipzig bei Dieterich) das Thema von der Vereinbarkeit des Kriegführens mit der christlichen Religion behandelt hatte, ist es noch mehrfach zum Gegenstande der Erörterung gemacht worden. Eine besondere Stellung nimmt die ein, welche in dem obenerwähnten Buche vorgelegt ist. Denn der Verfasser meint, daß zwischen dem biblischen Christentum und dem Kriegführen die Verbindungslinien fehlen, was doch weder von Wilke noch von Eißfeld in „Krieg und Bibel“ (1915) angenommen wird. Scholz schält deshalb erst einen Kern des Christentums heraus, nämlich „die aus dem Gotteserlebnis stammende symbolische Grundempfindung des Lebens“, woraus sich dann weiter „die religiöse Schätzung aller Ideen und Kräfte ergibt, die das sinnliche Leben zum Schauplatz sittlicher Anstrengungen machen und über den Genuß dieses Lebens als Selbstzweck hinausführen“ (S. 45). Aber dieser Zurückführung des geschichtlichen Christentums auf einen allgemeinen Gedanken wird es nicht bedürfen, um die Verträglichkeit des Christentums mit dem Kriegführen zu erkennen. Man denke nur z. B. daran, daß auch Christus zur Geißel griff,

Digitized by Google

um das Heiligtum vor Profanierung zu schützen, und daß von Kriegsleuten im Neuen Testament keineswegs gefordert wird, daß sie ihren Beruf ändern sollten, ehe sie sich zum Christentum bekannten.

Ed. König.

Präludien. Von Wilhelm Windelband. 5. Auflage. 2 Bände. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Ungefähr ein Jahr vor seinem Tode unterzeichnete Windelband das Vorwort dieser fünften Auflage. Es kann sich bei einer Anzeige des Buchs also nicht mehr um eine kritische Auseinandersetzung mit dem Verfasser, sondern nur um eine Charakteristik handeln. Und da wäre vor allem zu sagen, daß diese teils geschichtlichen, teils sachlichen Aufsätze und Reden des Philosophen allesamt ausgezeichnet sind durch die Kunst, gedankliche Inhalte in immer neuen und immer wieder gehaltreichen Formen darzustellen. Die Grundlage des historischen Teils ist in den zwei Abhandlungen über Kant zu finden, denen die schönen Vorträge über Schiller, Fichte und Hegel am nächsten stehen; im systematischen Teil bildet die überaus wichtig gewordene Rektoratsrede „Geschichte und Naturwissenschaft" den Mittelpunkt. Das Ganze wird die Erinnerung an Windelbands philosophische Persönlichkeit lebendig erhalten.

D.

Werde ein Mann! Aufklärungen und Belehrungen für die heranwachsende männliche Jugend. Von Dr. Jakob Hoffmann. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. Geb. M. 2.—.

Daß der Kgl. Geistliche Rat und Gymnasialprofessor Dr. Jakob Hoffmann in München ein sehr erfahrener Pädagog und zugleich ein gründlicher Kenner auch der neueren Literatur über Jugenderziehung ist, hat er schon 1913 mit seiner Schrift „Die Erziehung der Jugend in den Entwicklungsjahren" bewiesen, ebenso daß er nicht bloß für die psychischen Seiten der Erziehungsfrage ein offenes Auge besitzt, sondern auch für die so wichtigen und doch so häufig vernachlässigten physischen. Es war ein glücklicher Gedanke, daß er, während er sich damals an Eltern und Erzieher wandte, jetzt unmittelbar in Form von Briefen an die männliche Jugend selbst herantritt, die kurz vor und schon in der Pubertät steht, um ihrem Vorwärtsstreben Ziel, Richtung und Bahnen zu weisen. Schon aus dieser Altersbestimmung erkennt man, daß auch die heikle Frage der geschlechtlichen Erziehung eine bedeutende Rolle in dem Buche spielt. Hoffmann mit seiner unerschrockenen Wahrhaftigkeit, aber auch abgeklärten Besonnenheit ist der rechte Mann, gerade sie zu behandeln. Es gibt auf diesem Gebiete so vieles, was den Eltern schwerfällt, mit ihren Söhnen zu besprechen — laßt Hoffmann für euch reden! Das gilt auch für uns Protestanten, denn gerade in dieser Beziehung tritt ja alles Konfessionelle fast völlig zurück.

Hans Zimmer.

Helden der Heimat. Kriegserzählungen und Erlebnisse eines Mitkämpfers. Von Franz Schrönghamer-Heimdal. Preis kart. M. 2.20. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung.

Der Verfasser ist in seinen Kriegsaufsätzen „Kriegssaat und Friedensernte" bereits weiteren Kreisen vorteilhaft bekannt geworden, und das günstige Urteil, welches diese hervorgerufen haben, kann auch auf das vorliegende Buch ausgedehnt werden. Schrönghamer-Heimdal weiß außerordentlich lebendig zu schildern, er läßt uns die eignen Kriegserlebnisse, die seelischen Erschütterungen und die Nöte des nächtlichen Stellungskrieges miterleben und fesselt uns durch die künstlerische Schlichtheit und Wärme der Darstellung.

Der Terragraph. Von Hegendorf. Leipzig, Verlag von Theod. Thomas. Preis geh. M. 2.—.

Nach jahrelangen Versuchen ist es dem Verfasser gelungen, einen komplizierten Apparat herzustellen, mit dessen Hilfe die verschiedensten Lebensäußerungen wild lebender Tiere selbsttätig aufgezeichnet oder auch photographiert werden können. Eine große Anzahl anschaulicher Bilder und ein flott geschriebener Text geben einen guten Einblick in die wissenschaftlich recht wertvolle Arbeitsweise des „Terragraphen", der sicherlich berufen sein dürfte, dem Biologen wertvolle Dienste bei der einwandfreien Beobachtung der freilebenden Tierwelt zu leisten.

E. Sc.

Hebbels Theorie und Kritik poetischer Muster. Von Dr. Karl Herke. Berlin, H. Lonys. M. 6.20.

In diesen hundert Seiten stecken sichtbarlich die Ergebnisse langen Studierens, ja langen Ringens mit den schwierigsten Problemen. Der Forscher, der hier mit eiserner Kraft eigne Wege eingeschlagen hat, um an diese Probleme heranzukommen, hat nicht für das große Publikum, sondern für Fachgenossen geschrieben, und von diesen wird keiner achtlos an seinem Buche vorübergehen. Nicht nur die Hebbel-, sondern auch die Uhlandforschung hat alle Ursache, sich mit der tiefbohrenden Studie kritisch auseinanderzusetzen, aber auch die Nichtspezialisten unter den Literarhistorikern werden dem einleitenden methodologischen Abschnitt ihr Interesse zuwenden. Der Verfasser selbst bezeichnet die Schrift bescheiden als einen „ersten Versuch", verspricht aber zugleich für die Zukunft eine unter größerem historischen Gesichtswinkel

Digitized by Google

unternommene Arbeit über Kleists Einfluß auf Hebbel, über das Problem der Menschendarstellung in Novelle und Drama und den „Weg zum Monumentalen". Man darf gespannt sein. Z.

Lehrbuch der Geschichtsphilosophie. Von Georg Mehlis. Berlin, Verlag von Julius Springer.

Im Anschluß an den Idealismus unsrer Tage, namentlich an Rickerts Philosophie der Werte, sollen in diesem umfangreichen und bedeutsamen Buch die Grundsätze der geschichtlichen Forschung auf ihren Sinn und ihre Tragweite hin geprüft werden. Damit verbindet sich der Versuch, durch eine „inhaltliche Konstruktion der Universalgeschichte" die Richtung des ganzen in der Geschichte sich entfaltenden Lebens zu verstehen und das ihm innewohnende unbedingt Wertvolle herauszuheben. Es ist in dieser Zeitschrift nicht nötig, überdies durch die Natur dieser kurzen Anzeigen ausgeschlossen, daß wir irgendwie näher auf den Stoffreichtum und die Gliederung des Werkes eingehen. Nur so viel sei gesagt, daß Kenntnisse, selbständiges Denken, stilistische Begabung an allen Orten hervorleuchten, und daß auch persönliche Eigentümlichkeiten, z. B. in der Bevorzugung der ästhetischen Kultur, sich zeigen. Trotzdem wird man darüber verschiedener Meinung sein können, in welchem Maße durch solche Betrachtungen die Einsicht in die wirklichen Dinge gefördert wird. Mindestens in einigen Teilen des Buchs scheint der wissenschaftliche Ertrag verhältnismäßig gering zu sein. D.

Volkserziehungsgedanken eines deutschen Freimaurers. Von Diedrich Bischoff. Eugen Diederichs Verlag in Jena.

Das Schönste an diesem Buch ist der große sittliche Ernst, der überall aus ihm spricht, während die dargelegten Volkserziehungsideen, deren Grundgedanken maurischer Bildungsarbeit entsprungen sind, kaum einen wesentlichen Beitrag zur modernen Pädagogik liefern. Der Verfasser wendet sich gegen den nüchternen Utilitarismus und egoistischen Individualismus unsrer Zeit, an deren Stelle ein Gemeinschaftsidealismus treten soll, bei dem alle von dem opferfrohen Mitwirken an der Gesundung und Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft erfüllt sind. Ein sittlicher Gemeinschaftsgeist soll erzeugt werden, der jedem einzelnen Kulturverantwortung und Zielbewußtsein gibt und der bei allem Individualismus für die Gesamtheit das einheitliche Zentrum ist: das ist die Herrschaft des sittlichen Urwillens. Abgesehen davon, daß diese Gedanken nichts Neues in die Pädagogik bringen, denn sie finden sich z. B. bereits in der Sozialpädagogik der Gegenwart, so fehlt diesen Erörterungen vor allem die praktische Eindringlichkeit. Eine gut gemeinte Theorie enthält das Buch, aber es gibt nicht die befreiende und wegweisende Kraft zur Verwirklichung. Dr. F. Adler.

Vom Kriegsschauplatz. Feldpostbriefe und andere Berichte von Mitkämpfern und Augenzeugen. Mit Beiträgen von Björn Björnson, Cornelius Gurlitt, W. Lennemann u. a. Herausgegeben von Karl Quenzel. Zweiter Band. Preis geh. M. 1.50, geb. M. 2.—. Leipzig, Verlag von Hesse & Becker.

Die in diesem Bande vereinigten Feldpostbriefe und Berichte sind sehr fesselnd und vermitteln, wenn auch nur in kleinen Ausschnitten, ein Bild von dem Kriege, wie er wirklich ist. Nur Mitkämpfer und Augenzeugen kommen zu Worte, und es ist besonderes Gewicht darauf gelegt, nur solche Berichte zu bringen, die für den Geist unsrer Heere wirklich bezeichnend sind. Von besonderem Interesse sind der offene Brief Björn Björnsons an Clémenceau, „Soissons" von Cornelius Gurlitt, „Was Verwundete erzählen" von W. Lennemann und der Bericht eines Deutschen über seine Kriegsgefangenschaft in Aegypten.

Logik und Noetik. Ein Leitfaden für akademische Vorlesungen sowie zum Selbstunterricht. Von Georg Hagemann. 9. und 10. Auflage. Bearbeitet von Adolf Dyroff. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung.

Nicht nur die Zahl der erreichten Auflagen, sondern auch die Prüfung des Inhalts beweist die Brauchbarkeit dieses Buchs. Es enthält den Bestand des philosophischen Wissens auf den Gebieten der Logik und Erkenntnistheorie in klarer Darstellung, allerdings unter den Gesichtspunkten der katholischen Lehre. Manches wird mitgeteilt, was wir andern heute für veraltet halten; aber durch den Bearbeiter Dyroff ist wenigstens dafür gesorgt, daß auch neuere Untersuchungen zur Geltung kommen. Das Ganze ist also ein verwendbares Schulbuch, allerdings ohne die vorwärtstreibende Kraft selbständiger Forschung. D.

Die deutschen Personennamen. Von Alfred Bähnisch. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. (Aus Natur und Geisteswelt, 296. Bändchen.) 126 S. M. 1.— (1.25).

Die für weite Kreise bestimmte Darstellung, die schon früher dankbare Leser gefunden hat, erscheint in der neuen Auflage gründlich durchgearbeitet. Wissenschaftlich wertvoll ist das Buch besonders für die Geschichte der Familiennamen. Mehr als in der ersten Auflage vertritt der Verfasser bei vielen von

Digitized by Google

diesen die Ueberzeugung, daß sie aus altdeutschen Einzelnamen abgeleitet sind. Es ist zu wünschen, daß bei künftigen Neuauflagen das alphabetische Verzeichnis möglichst alle in dem Werk vorkommenden Namen umfaßt, da dies ja nicht nur einmal gelesen sein will, sondern vor allem auch als Nachschlagebuch gute Dienste erweisen kann. H. Brömse.

Rund um die Erde. Von J. Holy. Weltreise zweier österreichischer Offiziere. 480 S. mit 48 Bildern und einer Karte. Wien und Leipzig, Verlag Wilhelm Braumüller. Preis geb. M. 10.—.

In lebensvoller, frischer Darstellung schildert uns der Verfasser die Erlebnisse und Eindrücke seiner Weltreise. Bei dem vielseitigen Interesse des Offiziers, der es besonders liebt, mit dem Volke zusammenzukommen, enthält das Buch wertvolle Einführungen in die Kunst und in das Leben und Treiben der von ihm besuchten Völker. Auffällig ist das warme Eintreten des Verfassers für die gelbe Rasse. Das Werk verspricht daher mit seinem reichen Bilderschmuck nicht nur eine angenehme Unterhaltung, sondern auch eine wertvolle Bereicherung unsrer Kenntnis fremder Länder.

Dr. Joh. Riedel.

Ewigkeit. Weltkriegsgedanken über Leben und Tod, Religion und Entwicklungslehre. Von Ernst Haeckel. Preis geh. M. 1.50, geb. M. 2.—. Berlin, Verlag von Georg Reimer.

Angeregt durch die Zuschriften und Anfragen früherer Schüler und Gesinnungsgenossen, schrieb der berühmte greise Gelehrte die „Weltkriegs-Gedanken". Angesichts des großen Krieges „erheben sich tausendfach die Fragen nach dem Wert und Sinn unseres menschlichen Lebens, nach der Ewigkeit des Daseins und der Unsterblichkeit der Seele", sagt der Verfasser in seinem Vorwort. „Die Antworten darauf werden von den einen in der Religion, von den andern in der Wissenschaft gesucht. Je nachdem man diese höchsten Gebiete unseres menschlichen Geisteslebens von monistischem oder von dualistischem Standpunkte aus beurteilt, lauten die Antworten sehr verschieden. Als alter Lehrer der Naturwissenschaft, der seit einem halben Jahrhundert sich gewöhnt hat, alle Erscheinungen nach dem Maßstabe der modernen Entwicklungslehre zu beurteilen, habe ich versucht, auch den gegenwärtigen Weltkrieg nach den Gesetzen der natürlichen Entwicklung zu erklären. Als die wichtigste Folgerung derselben steht obenan das Kardinalproblem, die Frage von der Primatenabstammung des Menschen. Vom Standpunkte meiner Fachwissenschaft, der vergleichenden Zoologie aus, betrachte ich diese Frage aller Fragen als definitiv gelöst und finde darin zugleich den sicheren Weg zur monistischen Auffassung aller Naturgesetze und zur richtigen Beurteilung der Ewigkeit." In diesen Worten dürfte das vortreffliche Buch am besten charakterisiert sein.

Der Anerbe. Erzählung. Von Diederich Speckmann. Berlin, Verlag von Martin Warneck. Preis geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Speckmann hat sich durch eine Reihe von gemüts- und reizvollen Erzählungen einen guten Namen gemacht, und man nimmt jedes neue Buch von ihm mit gutem Vorurteil in die Hand. Die vorliegende Erzählung befestigt das gute Vorurteil noch, sie ist eine überaus fesselnde Darstellung bäuerlichen Lebens, namentlich der Schicksale eines unter dem Druck unglücklicher Verhältnisse verkümmerten Hoferben, den das Leben tüchtig in die Schule nimmt und aus dem schließlich ein brauchbarer, seiner Aufgabe gewachsener Mensch wird. Eine sehr feine Charakterfigur ist dem Dichter in dem alten Klaus Ohm gelungen; man muß den kleinen verkrüppelten Imker liebgewinnen, der so energisch und zielbewußt handelt und einen so entscheidenden Einfluß auf den jungen Anerben ausübt — eine Prachtfigur, wie sie in solcher Plastik nicht allzu häufig geschaffen wird. Schon allein des Klaus Ohm wegen soll man die Erzählung lesen. H—n.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Zur Haltung Amerikas im jetzigen Weltkriege

Von

Baron Hengelmüller

I.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind die einzige in dem gegenwärtigen Weltkriege neutral gebliebene Großmacht. Die Art und Weise, wie sie die Neutralität ausgeübt haben, hat aber zweifelsohne die Kriegführung unsrer Feinde begünstigt, der unsrigen schweren Eintrag getan. In Deutschland wie in Oesterreich-Ungarn hat die öffentliche Meinung dies mit schmerzlicher Bitterkeit empfunden. Insbesondere haben zwei Tatsachen zur Erregung dieser Gefühle beigetragen: die eine ist die der amerikanischen Munitionslieferungen an unsre Feinde, die andre der aus dem amerikanischen Einspruch gegen die Unterseebootkriegführung hervorgegangene Konflikt.

Die bei diesen zwei Fragen in Betracht kommenden Gefühls- und Interessenmomente sind sehr verschieden. Bei der einen handelt es sich um eine Unterlassung der amerikanischen Regierung, bei der andern um das, was und wie sie es getan hat. In beiden Fällen aber war die Wirkung die gleiche, nämlich eine Begünstigung der Sache Englands und seiner Verbündeten. Beide Fragen sind auch geeignet, die Mängel des geltenden Seerechtes zur Anschauung zu bringen.

Ueber die Frage der Kriegsmateriallieferungen an unsre Feinde ist nicht viel zu sagen. Nach den bestehenden völkerrechtlichen Vereinbarungen sind neutrale Regierungen zum Verbote solcher Lieferungen ihrer Staatsangehörigen nicht verpflichtet. Einzelne Zweige der amerikanischen Industrie haben aus diesem Geschäfte ungeheuren Gewinn gezogen. Die Aktien der hierbei in erster Linie beteiligten Bethlemer Stahlfabrik standen vor dem Kriege 39½, sie sind seither um mehr als 1000 Prozent gestiegen und stehen heute (14. Juni) 456. Ein Gesetz zum Verbot eines derartig lukrativen, äußerlich legitimen Geschäftes aus Gründen höherer Billigkeit und Menschlichkeit hätte sich wohl nur unter dem Einflusse einer überwallenden Strömung durchbringen lassen. Eine solche war für unsre Sache in Amerika zu keiner Zeit vorhanden, im Gegenteile haben einige unsrer eifrigsten Gegner sich bis zur Behauptung verstiegen, daß Waffen- und Munitionslieferungen für die Wiederherstellung Belgiens geradezu eine moralische Handlung wären. So unsinnig eine derartige Behauptung uns auch klingen mag, so läßt sich dennoch nicht verkennen, daß die von unsrer öffent-

Copyright 1916 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

lichen Meinung angerufenen ethischen Gründe bei den Beschlußfassungen gesetzgebender Körperschaften in derartigen Fragen nicht ausschlaggebend zu sein pflegen. Zweifelsohne hätten die amerikanischen Fabrikanten ihre Ware auch uns geliefert, wenn wir in der Lage gewesen wären, sie zu übernehmen. Die Bundesregierung hat in ihrer im April 1915 nach Berlin gerichteten Note den Standpunkt geltend gemacht, daß eine Aenderung ihrer Gesetze während des Krieges eine unneutrale Handlung und sie daher zur Erlassung des betreffenden Ausfuhrverbotes gar nicht berechtigt wäre. Die Lücken dieser Behauptung hat der österreichisch-ungarische Minister des Aeußern in seiner Note vom 29. Juni v. J. in überzeugender Weise dargelegt, aber sein Versuch, die amerikanische Regierung zu einer Aenderung ihrer Haltung zu bewegen, ist gleichfalls ohne Erfolg geblieben. Begreiflicherweise ist das öffentliche Empfinden in den beiden verbündeten Ländern hiervon schmerzlich berührt worden; dennoch wäre es weder billig, noch politisch klug, eine dauernde Verstimmung aus dieser Frage herauswachsen zu lassen, deren für uns nachteilige Folgen in letzter Linie aus der Beschaffenheit des heutigen Seerechtes und unsrer maritimen Inferiorität entspringen.

Anders steht die Frage des Unterseebootkrieges. Hier hat die amerikanische Regierung aktiv in unsre Kriegführung eingegriffen und Forderungen gestellt, welche die Anwendung der einzigen uns zu Gebote stehenden Waffe gegen den widerrechtlichen englischen Blockadekrieg unmöglich machen. Gegründet hat sie diese Forderungen auf die Bestimmungen des Völkerrechtes und auf die Gebote der Humanität, hat sich aber hierbei der Erwägung verschlossen, daß England mit der Verletzung der völkerrechtlichen Normen über den Seekrieg begonnen und Deutschland zum Unterseebootkrieg gegen Handelsschiffe als Retorsionswaffe gegriffen hat, ebenso daß der geforderten Sicherung des Lebens amerikanischer Bürger auf hoher See am besten und billigsten durch die Annahme der von Deutschland im Juli 1915 vorgeschlagenen Vereinbarung entsprochen worden wäre.

Die seinerzeit zwischen Washington und Berlin einerseits, Washington und Wien anderseits in dieser Frage gewechselten Noten sind der Oeffentlichkeit übergeben worden. Die einzelnen Phasen des Konfliktes sind daher dieser bekannt und wohl noch in frischer Erinnerung. Es dürfte sohin genügen, ihre Geschichte hier in kurzem zusammenzufassen.

England hatte die Nordsee als Kriegsgebiet erklärt und die ganze neutrale Schiffahrt nach deutschen Häfen unterbunden, ohne doch die von den bekannten Pariser Deklarationen vorgesehene effektive Blockade zu etablieren. England hat sodann die Begriffe der Kriegskonterbande in der willkürlichsten Art erweitert, und bereits am 16. November 1914 hatte Mr. Asquith im Unterhause die Verhinderung der Einfuhr von Nahrungsmitteln für die deutsche Bevölkerung für eine der Hauptaufgaben Englands erklärt. Hierauf hat Deutschland im Februar 1915 mit der Einführung des Unterseebootkrieges gegen Handelsschiffe geantwortet. Amerika hat gegen denselben sofort Vorstellungen erhoben, das Recht seiner Bürger auf Sicherung ihres Lebens und Eigentums betont und sich auf die Bestimmungen des Seerechts berufen, wonach Handelsschiffe erst nach vorgängiger

Digitized by Google

Warnung und Anhaltung und nach Sicherung des Lebens ihrer Bemannung und Passagiere versenkt werden dürfen, es wäre denn, daß sie Widerstand leisten oder zu entfliehen versuchten. Es war klar, daß diese Bestimmung nicht auf den Unterseebootkrieg berechnet war und ihre buchstäbliche Anwendung dessen Führung virtuell unmöglich machen würde.

Akuten und gefährlichen Charakter erhielt der Konflikt erst nach der Versenkung der „Lusitania" und der dadurch in Amerika hervorgerufenen Aufregung. Das volle Maß menschlichen Mitgefühls ist deren unschuldigen Opfern wohl nirgends versagt worden, aber die Erwägung mußte sich doch auch aufdrängen, daß sie sich äußerst unbedachterweise im Vertrauen auf die Unberührbarkeit eines englischen Schiffes eingeschifft hatten und sich wohl gehütet hätten, das gleiche zu tun, wenn der Norddeutsche Lloyd oder die Hamburg-Amerika-Linie einen ihrer früher so beliebten Luxusdampfer von Neuyork nach Europa hätten abgehen lassen. Die damals in der amerikanischen Presse erschienenen Kundgebungen hervorragender, in jeder Beziehung hoch zu wertender führender Persönlichkeiten des öffentlichen und sozialen Lebens trugen einen geradezu hysterischen Charakter. Bezeichnend für die bei der Beurteilung des Falles herrschende Mentalität war, daß die von den Zeitungen gebrachte — ich weiß nicht, ob richtige — Nachricht von einer vorherigen Warnung des amerikanischen Publikums durch die deutsche Botschaft als eine Erschwernis des „deutschen Verbrechens" und als unbefugte Einmischung hingestellt wurde.

Im Verlaufe des damaligen Notenwechsels hat Deutschland den Vorschlag gemacht, den amerikanischen Passagierdienst über den Ozean durch Vereinbarung einer bestimmten Zahl hierfür zu verwendender Dampfer sicherzustellen und auch die Einstellung vier feindlicher Schiffe zu diesem Zwecke unter die amerikanische Flagge anzuerkennen. Die Bundesregierung hat diesen Vorschlag mit der seltsam klingenden Begründung abgewiesen, daß dessen Annahme die stillschweigende Sanktionierung des beanstandeten Unterseebootkrieges auf andre Schiffe bedeuten würde. Eine Einigung ist damals nicht zustande gekommen; der Unterseebootkrieg und damit die Kontroverse zwischen den Regierungen hat abgeflaut, wurde aber durch den „Ancona"- und „Sussex"-Fall zu neuem Leben erweckt und führte schließlich zu den bekannten Noten der amerikanischen Regierung vom Dezember nach Wien und vom April nach Berlin. Vorläufig hat Deutschland nachgegeben, und faktisch schlummert der Unterseebootkrieg.

Zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn einerseits und der nordamerikanischen Republik anderseits bestehen keinerlei wirkliche Interessengegensätze. Nüchterne Erwägungen der zukünftigen Weltgestaltung weisen unsre beiden Länder auf die Pflege freundschaftlicher Beziehungen mit der letzteren hin. Uebrigens haben wir der Feinde genug, um nicht wünschen zu müssen, daß deren Zahl sich nicht noch vermehre. Diese Rücksichten sind für das Entgegenkommen der Regierungen maßgebend gewesen, die unserm Empfinden geschlagenen Wunden wurden aber dadurch nicht geheilt. Dieselben mußten uns um so schmerzlicher berühren, als Amerika uns und unsre Feinde nicht mit dem gleichen Maße maß.

Digitized by Google

Gegen die von den letzteren begangenen Verletzungen des Rechtes und der Interessen der neutralen Schiffahrt haben die Vereinigten Staaten wohl auch Vorstellungen erhoben. Diese waren aber in Ton und Form von den nach Wien und Berlin gerichteten sehr verschieden. Ich erinnere mich, im vorigen Sommer, als die amerikanischen Zeitungen noch regelmäßig bei uns ankamen, in einem Neuyorker Blatte eine lange Liste von diesfalls nach London und Paris gerichteten Noten gelesen zu haben, welche sich auf die widerrechtlichen Konterbandeerklärungen und die Behinderung amerikanischer Schiffahrt in nicht tatsächlich blockierten Gewässern bezogen. Soweit ich unterrichtet bin, ist kein einziges der amerikanischen Verlangen von England erfüllt worden, ohne daß die Bundesregierung es nötig gefunden hätte, diesfalls den gegen uns erhobenen drohenden Ton anzuschlagen. Anhaltung und Aussperrung sind nach wie vor in vollem Gange, und auch Postsendungen über neutrale Länder erleiden das gleiche Schicksal. Es steht jedenfalls der amerikanischen Regierung allein zu, darüber zu entscheiden, welches Maß von Energie sie für die Durchsetzung einer Forderung einer dritten Macht gegenüber anwenden will. Wenn sie aber den deutschen Hinweis auf die englischen Rechtswidrigkeiten mit der Erklärung beantwortet, daß dieselben mit der zwischen ihr und Deutschland schwebenden Kontroverse in keine Verbindung gebracht werden können, so verletzt sie unserm Urteil und unserm Empfinden nach nicht nur das Wesen, sondern selbst den Schein der vom Präsidenten Wilson einst in einer bemerkenswerten Rede seinen Landsleuten ans Herz gelegten unparteiischen Neutralität.

Merkwürdigerweise sind auch unsre Feinde mit der Haltung der amerikanischen Regierung nicht zufrieden. Vor mir liegen zwei in den Januar- und Februarheften der Neuyorker Zeitschrift „Current History“ erschienene Artikel, in deren einem der bekannte Publizist Richard Harding Davis unter dem Titel „French contempt for America“ die französische, im andern Mr. James D. Whelpley unter dem Titel „Americans disliked in England“ die englische Unzufriedenheit mit Amerika schildert. In diesen Reichen scheint man zu finden, daß Amerika noch nicht genug für sie getan hat, und daß es aktiv für ihre Sache hätte eingreifen sollen. In unsern Ländern waren die Ansprüche jedenfalls viel bescheidener.

II.

Zur Begründung ihres Anspruches auf amerikanische Förderung ihrer Sache berufen sich die Parteigänger und Agenten der Entente mit Vorliebe auf die Behauptung, daß diese für dieselben Ideale und Grundsätze kämpfe, auf denen das Staatswesen und die Gesellschaft der Union aufgebaut sei. Die Hohlheit dieser Phrase springt in die Augen. Die Harmonie zwischen den Kämpfen und Bestrebungen Washingtons, Hamiltons, Jeffersons, Clays, Lincolns einerseits, französischen Rache-, russischen und japanischen Machtgelüsten und dem englischen Bestreben nach Vernichtung jeder See- und Handelsrivalität anderseits wird wohl dem einfachen Menschenverstande unerfindlich bleiben. Tatsache aber ist, daß sich die öffentliche Meinung Amerikas in ihrer überwiegenden Mehrheit auf

Digitized by Google

die Seite unsrer Gegner gestellt hat und mit geringen Schwankungen bis in die jüngste Zeit auch dort verblieben war. Ob seit der Beilegung der Unterseebootkontroverse und der irischen Empörung hierin eine nennenswerte Aenderung eingetreten ist, darüber fehlen mir verläßliche Daten.

Es ist ein in Europa vielverbreiteter Irrtum, daß die Amerikaner ein kühl berechnendes Geschäftsvolk seien und sich in ihren politischen Entschließungen ausschließlich von Rücksicht auf ihre finanziellen und ökonomischen Interessen leiten lassen. Das gerade Gegenteil ist der Fall. Stimmungen und Temperamentswallungen haben in der amerikanischen Geschichte zu jeder Zeit eine überragende Rolle gespielt und auf die wichtigsten Entschließungen des Landes maßgebenden Einfluß ausgeübt. Ob dies Folge ihrer Jugendfrische, Blutmischung oder klimatischer Einwirkung auf das Nervensystem ist, kann hier füglich unerörtert bleiben.

Ich hatte bereits einmal an dieser Stelle Gelegenheit gehabt, darauf hinzuweisen, daß die zwei Kriege, welche die Vereinigten Staaten bisher gegen europäische Mächte geführt haben, Angriffskriege gewesen und von einer überwallenden Strömung der öffentlichen Meinung widerstrebenden Präsidenten aufgezwungen worden sind.[1]) Die Rechte und Interessen neutraler Schiffahrt und neutralen Handels waren während der Napoleonischen Kriege von beiden kriegführenden Teilen verletzt worden, und die Bundesregierung hatte diesfalls durch Jahre mit Frankreich und mit England erregte Kontroversen geführt. Aber England war damals gehaßt, Frankreich war es nicht, Henry Clay und James Calhoun, damals am Beginn ihrer politischen Laufbahn, wurden die Führer der Kriegspartei, der sog. „War Hawks", und riefen, wie dies heute politische Größen reifen Alters mit reicher Vergangenheit tun, zum Streite. Präsident Madison, dessen erster Amtstermin sich dem Ablaufe näherte, konnte ihrem Drängen nicht widerstehen, und so kam es zum Kriege von 1812, der bekanntlich nicht eine einzige der von Amerika aufgeworfenen seerechtlichen Streitfragen zu einer Lösung brachte.

Wie die Kriegserklärung gegen Spanien im Jahre 1898 aus der Aufwallung und dem Ingrimm über den Untergang der „Maine" hervorging, habe ich vor kurzem an dieser Stelle geschildert.[2]) Eine charakteristische Beleuchtung der damaligen Gefühlsstimmung gibt die vom Kongresse fast gleichzeitig ganz spontan beschlossene, vollkommen überflüssige Uneigennützigkeitserklärung, durch welche die Unabhängigkeit Kubas als einziges Kriegsziel hingestellt und jedes Machtbestreben der Vereinigten Staaten ausgeschlossen wurde. Dieselbe war zweifelsohne aufrichtig gemeint, widersprach aber der Natur der Dinge und wurde ein Jahr später durch das bekannte „Platt Amendment", welches die amerikanische Kontrolle über Kuba sicherte, beiseite geschoben. Ein weiteres Seiten-

---

[1]) Vgl. meine Artikel über „Englands Werben um amerikanische Freundschaft" in den Februar- und März-Heften 1915 der „Deutschen Revue", speziell S. 339 und 340 des letzteren.

[2]) Siehe April- und Mai-Heft der „Deutschen Revue" vom Jahre 1916.

Digitized by Google

stück zu amerikanischen Temperamentsaufwallungen liefert die bekannte Erklärung, womit Präsident Roosevelt im November 1904 die Nachricht von seiner Wahl aufnahm und seinen Verzicht auf spätere Wiederwahlaspirationen verkündete. Auch sie war spontan erfolgt, aufrichtig gemeint, ganz überflüssig und hatte das gleiche Schicksal wie der ebenerwähnte Kongreßbeschluß.

Es würde zu weit führen, wenn ich hier erörtern wollte, wie auch in den wichtigsten innern Fragen, sowohl der Union wie der Einzelstaaten, momentane Gefühlswallungen mitunter ausschlaggebend mitwirkten. Ich begnüge mich, auf das berühmte XV. Amendement zur Bundesverfassung hinzuweisen, wodurch der farbigen Bevölkerung nach dem Bürgerkriege das gleiche Stimmrecht wie der weißen verliehen wurde. Die volle und freie Ausübung dieses Rechtes würde einen großen Teil des Südens der Union unter farbige Herrschaft stellen, was heute im Norden ebensowenig gewünscht wird wie im Süden. Die Folge ist, daß die Neger im Süden teils durch Erlassung inkonstitutioneller Gesetze, teils durch einfache Gewalt („bulldosing") oder Manipulationen an der Wahlurne an der Ausübung ihres Wahlrechtes behindert werden.[1])

In richtiger Erkenntnis der Bedeutung der amerikanischen öffentlichen Meinung haben unsre Feinde, richtiger gesagt England, seit einer Reihe von Jahren an deren Gewinnung gearbeitet. Bei Ausbruch des Krieges wurden ihre Bestrebungen durch den Umstand gefördert, daß der Nachrichtendienst über den Ozean eine Zeitlang ausschließlich in ihren Händen war. So konnte sich in der amerikanischen Gedankenwelt der Glaube festsetzen, daß der Krieg von den Zentralmächten gewollt und herbeigeführt wurde. Die Nachrichten über die Vergewaltigung des „armen kleinen Belgien" und die dort angeblich verübten Grausamkeiten taten dann das übrige. Was damals in der England ergebenen amerikanischen Presse an Unsinn über preußischen Militarismus, deutsche Barbarei und den Kampf der Entente für Freiheit und Zivilisation zusammengeschrieben wurde, findet eine Parallele nur in den Elukubrationen der südstaatlichen Zeitungen vor dem Bürgerkriege über das ausgemergelte alte Europa, „effete old Europe", und die Segnungen einer neuen, auf dem Grundpfeiler der Sklaverei zu erbauenden Zivilisation.

In letzter Linie beruht indessen der Erfolg der englischen Bemühungen in einem großen Teil der Union auf der Gemeinsamkeit der Abstammung und Sprache und der dadurch bewirkten eigentümlichen Beschaffenheit des amerikanischen Empfindens hinsichtlich Englands. Zu allen Zeiten, auch während des ein Jahrhundert währenden Gegensatzes der beiden Länder, nahm England im amerikanischen Denken und Empfinden einen überragend größeren Raum ein als irgendein andres Land. Der Londoner Posten galt zu allen Zeiten für den wichtigsten im amerikanischen diplomatischen Dienst und war eine lange Zeit hindurch der einzige, bei dessen Vergebung die Eignung ebensosehr ins Gewicht

[1]) Näher erörtert findet sich diese Frage in Bryce, „American Commonwealth", II B. Kapitel XCII und XCIII und Coolidge, „The United States as a World Power", S. 61—79.

Digitized by Google

fiel, als Rücksichten auf die Parteiorganisation. — Die amerikanische Presse zerrte mit Behagen an dem Schwanze des britischen Löwen, wenn es sich aber um irgendeine Parallele zwischen England und einem dritten Land handelte, entdeckte auch sie, daß Blut dicker als Wasser sei. — In gröberer Form hat mir diesen Gedanken einst ein französischer Kollege ausgedrückt, mit dem ich mich vor 43 Jahren in Washington zusammen befand und der mir anläßlich der damaligen erregten Erörterungen über die Sumnerschen indirekten Schadensforderungen aus der „Alabama"-Frage bemerkte: „Avec tout cela il reste chez les Américains vis-à-vis de l'Angleterre beaucoup du sentiment du valet emancipé à l'égard de son ancien maître." An diese wenig verbindliche Phrase wurde ich erinnert, als ich vor kurzem in einer amerikanischen Zeitschrift einen Artikel las, worin der Verfasser u. a. die These ausführt, daß, wenn auch ein Bombenabwurf auf London oder Stuttgart technisch und juridisch das gleiche wäre, der erstere doch die Gefühle der Welt viel tiefer berühren müsse, weil diese eben London mehr liebe als Stuttgart oder irgendeine andre deutsche Stadt.[1])

Es würde indessen zu einer sehr einseitigen Beurteilung der amerikanischen Mentalität führen, wenn man verkennen wollte, daß diese aus der Gemeinschaft des Blutes hervorgehenden Gefühlsströmungen sich zumeist auf die Oststaaten der Union beschränken. Dort wirken auch die Interessen der Industrie und der Finanzwelt sowie die sozialen Tendenzen der führenden Koterien in derselben Richtung. Anders verhält es sich im mittleren und fernen Westen, wieder anders im Süden und an der pazifischen Küste. Amerika ist eben das Land der Kontraste, zugleich aber der wirksamste Schmelztiegel, den die Welt bisher gesehen hat. Auf seine Assimilierungskraft hat es bisher mit berechtigtem Stolz geblickt. Es wäre ein Unglück für das Land, wenn an dieser Verschmelzung jetzt gerüttelt und aus der Verschiedenheit der Abstammung gezüchtete Gegensätze in dessen Bevölkerung hineingetragen werden sollten.

Unter der europäischen Einwanderung des neunzehnten Jahrhunderts waren die Deutschen ein zahlreiches, geschätztes und willkommenes Element. Sie waren arbeitsam, die Gesetze befolgend, ihrem Adoptivvaterland ergeben. Hierüber stimmen alle amerikanischen Historiker und staatsrechtlichen Schriftsteller überein. Im großen Bürgerkriege haben sie eine rühmliche Rolle gespielt, nationale Organisationen zur Beteiligung an den politischen Wahl- und Machtkämpfen haben sie nie gebildet. Die Bezeichnung von „Bindestrich-Amerikanern" ist ihnen geblieben, ihnen und den Einwanderern irischer Abstammung allein. Wohl aus eingewurzelter Gewohnheit, denn bisher hatte bei derselben niemand an etwas anderes gedacht, als an die im Grunde recht überflüssige Bezeichnung des individuellen Abstammungslandes. Wenn jetzt einzelne Führer des politischen Lebens, allen voran der frühere Präsident Roosevelt, die heftigsten Angriffe gegen die Bindestrich-Amerikaner richten, so hätten sie recht, wenn diese die amerikanische

[1]) „Inner Germany" von Garrett im März-Hefte von „Current History", siehe speziell S. 1046.

Digitized by Google

Politik vom Standpunkt deutscher Interessen aus gelenkt sehen oder ein „Deutschtum" in Amerika aufrichten wollten. Insofern aber die mit dem Bindestrich geschmähten Amerikaner die Politik, sei es der gegenwärtigen Regierung, sei es die ihrer republikanischen Gegner, vom amerikanischen Standpunkt auf gesetzlichem Boden bekämpfen, üben sie doch nur ein unzweifelhaftes Recht aus, gleichgültig, welcher Abstammung sie seien. In der Ueberzeugung, daß das von ihrem Hauptgegner gepredigte aktive Eintreten für die Sache der Entente im Namen Belgiens keinem amerikanischen Interesse entspricht, sondern nur blinder Temperamentswallung entspringt, stehen sie wohl auch im eignen Lande nicht allein.

III.

Zur Entscheidung darüber, was die Interessen eines Landes erheischen, sind dessen Regierung und gesetzliche Vertretung die berufenen Faktoren. Präsident Wilson hat sich für die Neutralität Amerikas im gegenwärtigen Weltkonflikt entschieden, und die unparteiische Geschichtschreibung späterer Tage wird ihm hierin recht geben. Ueber die Art der Ausübung dieser Neutralität dürfte ihr Urteil weniger einstimmig lauten.

In einer Ende Mai vor der amerikanischen Friedensliga gehaltenen Rede hat Mr. Wilson ausgeführt, daß der europäische Krieg Amerika sehr tief berühre, zwar nicht durch seine Ursachen und Ziele, wohl aber durch die Berührung mancher seiner Rechtsgebiete. Wie eingangs ausgeführt, hat eben die Ungleichartigkeit in der Verwahrung gegen diese Berührung in unsern Ländern eine schmerzliche Wunde hinterlassen.

Daß bei den jetzigen Verkehrsverhältnissen und internationalen Verbindungen jeder größere Krieg die Interessen neutraler Länder berühren wird, ist natürlich und unvermeidlich. Daß es im jetzigen Grade geschieht, ist die Folge der Beschaffenheit des geltenden Seerechts, welches im Grunde nichts andres ist als die Kodifizierung englischer Gewaltanmaßung. Wenn sich bisher neutrale Staaten englischen Schiffsanhaltungen und -untersuchungen fügten, so taten sie es, weil sie keine Macht zum Widerstand hatten. Wenn es die Vereinigten Staaten heute tun und ihr Gewährenlassen angesichts der internationalen Anerkennung jenes Gebrauchs als selbstverständlich bezeichnen, wie es das Staatsdepartement in seiner Note nach Berlin vom April 1915 tat, so ist das ausschließlich ihre Sache. Anders aber verhält es sich, wo bei Einsprachen unter Berufung auf das geschriebene Recht mit so ungleichem Maße gemessen wird.

Trotz allem, was geschehen ist, können wir nur wünschen, bei der dereinstigen Regelung dieser Fragen und der sodann zu erhoffenden Reform des Seerechts Hand in Hand zu gehen. Zur Beurteilung der Erfüllungsmöglichkeit dieses Wunsches fehlt aber heute noch jede sichere Grundlage.

Digitized by Google

Eine Erinnerung an Kitchener

Von

A. v. Brauer

In unserm ostafrikanischen Schutzgebiet sah es zu Beginn des Jahres 1889 schlimm aus. Der Aufstand unter dem Araber Buschiri hatte sich immer mehr ausgebreitet. Allerorts waren die deutschen Ansiedler vertrieben, teilweise hingemordet worden. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, die bisher die Hoheitsrechte namens des Reichs ausgeübt hatte, zeigte sich außerstande, der Aufruhrbewegung Herr zu werden. Es blieb der Reichsregierung nichts andres übrig, als die Herstellung der Ordnung selbst in die Hand zu nehmen.

Der Aufstand hatte seine letzte Ursache darin, daß die bisherigen Herren des Landes, die Araber, sich durch die deutsche Kolonisation in ihrem altgewohnten, schwunghaft betriebenen und einträglichen Sklavenhandel bedroht sahen. Bismarck benutzte geschickt diesen Zusammenhang, um sich die Mitwirkung Englands bei der Unterdrückung des schimpflichen Handels zu sichern. Die ganze Küste sollte gemeinsam durch deutsche und englische Kriegsschiffe blockiert werden. Für die Wiederherstellung der Ordnung im Innern, die natürlich Deutschland allein zufiel, wurde ein mit außerordentlichen Vollmachten betrauter Reichskommissar bestellt, Hauptmann v. Wissmann, der seine schwierige Aufgabe bekanntlich glänzend löste.

Ich war zu jener Zeit Generalkonsul in Aegypten. Bald nach der Ernennung Wissmanns erhielt ich vom Auswärtigen Amte die Mitteilung, der neue Reichskommissar werde den Versuch machen, in Aegypten eine geeignete Negertruppe zur Bekämpfung des ostafrikanischen Aufstands anzuwerben; ich solle einstweilen die ägyptische Regierung sondieren, ob sie uns zur Aushebung von Negern die Genehmigung geben werde; mein englischer Kollege sei von seiner Regierung angewiesen, mich in meinen Bemühungen zu unterstützen.

Die Sache schien schwierig. Der Vizekönig, an den ich mich zunächst wandte, geriet in große Aufregung. So gern er auch uns gefällig wäre, meinte er, niemals könne er zugeben, daß in seinem Lande Neger angeworben würden, um gegen seine Stammes- und Glaubensgenossen, die Araber, zu kämpfen.

Der ägyptische erste Minister, Rias-Pascha, war nicht minder abgeneigt. Er fürchtete für seine Popularität und suchte mir außerdem zu beweisen, man könne uns unmöglich erlauben, was man im vorigen Jahre den Italienern abgeschlagen habe, die für ihr Massauaunternehmen die gleiche Ermächtigung erbeten hätten.

Es blieb mir also nur die Hoffnung auf englische Unterstützung, ohne die übrigens selbst bei gutem Willen der ägyptischen Regierung doch nichts hätte erreicht werden können.

Digitized by Google

Bei meiner ersten Unterredung mit dem britischen Vertreter, Sir Evelyn Baring (dem späteren Lord Cromer), schien dieser, entsprechend der Weisung seiner Regierung, unsern Wünschen entgegenkommen zu wollen. Nachdem er aber mit dem General der englischen Besatzung Rücksprache genommen hatte, änderte sich sein Verhalten von Grund aus. Wie ich bald herausbekam, war es nicht eigentlich der englische Oberbefehlshaber, von dem der Widerstand ausging; der kam vielmehr von einem jungen Major seines Stabes — Kitchener. Er machte geltend, man werde englischerseits in nicht zu ferner Zeit an die Wiedereroberung des Sudan herangehen müssen. Dazu brauche man die Neger sehr notwendig, die zurzeit auf ägyptischem Boden sich aufhielten. Der Neger sei für Kämpfe im heißen Sudan und gegen wilde Stämme so brauchbar oder vielleicht noch brauchbarer als der englische Soldat, jedenfalls weit billiger. Erlaube man jetzt den Deutschen, die besten, kräftigsten und kriegerischsten Schwarzen aus dem Lande herauszuholen, so bleibe für England das Nachsehen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Major Kitchener vom englischen Standpunkt durchaus recht hatte. Er sah weiter als seine Vorgesetzten, die damals gleich der englischen Regierung noch der Ansicht waren, man könne den Sudan trotz seiner bedrohlichen Lage am oberen Nil ruhig seinem Schicksal überlassen und brauche für absehbare Zeit ein so kostspieliges und schwieriges Unternehmen, wie die Bekämpfung des mächtigen Mahdi, nicht ins Auge zu fassen.

Kitchener war damals ein großer schlanker Mann mit Muskeln wie aus Stahl und einem gescheiten, etwas brutalen Gesicht, in dem zwei graue, harte Augen leuchteten. Er war fast häßlich zu nennen, aber von jener Häßlichkeit, die die Frauen anzieht. Er liebte den „Flirt“ und pflegte bei den Tanzereien, die während des Winters fast allabendlich in den großen Kairiner Hotels stattfanden, selten zu fehlen. Der Dienst schien ihm, wie übrigens allen Offizieren der Besatzung, nicht viel Zeit zu rauben. Bei seinen Kameraden genoß er wohl mehr Achtung als Freundschaft.

Es war bekannt, daß Kitchener uns Deutschen wenig freundlich gesonnen sei und es schon damals lieber gesehen hätte, wenn seine Regierung sich mit Frankreich über Aegypten verständigte, statt sich „von der Gnade Bismarcks“ abhängig zu machen. Als junger Mensch hatte er den Deutsch-Französischen Krieg auf Frankreichs Seite als Sport-Franktireur mitgemacht und von da französische Sympathien behalten. Auch war er viel im Hause des französischen Vertreters zu finden.

Die Vorstellungen Kitcheners machten auf den klugen Sir Evelyn sichtlichen Eindruck. Er suchte mich daher zunächst hinzuhalten, in der Hoffnung, aus London vielleicht doch andre Weisungen zu erhalten, die die militärische Seite der Frage mehr berücksichtigten.

Obgleich ich mir von einer mündlichen Unterredung mit Kitchener nicht viel versprechen konnte, führte ich doch eine solche herbei. Sie hatte keinen Erfolg. Mit einer Offenheit, die mir eigentlich gefiel, sagte er mir ins Gesicht, daß er sein Möglichstes tun werde, um die Anwerbungen zu verhindern. Das schwarze

Digitized by Google

Menschenmaterial in Aegypten reiche knapp für die eigne Rekrutierung aus, daher es „Wahnsinn" wäre, einer fremden Macht eine solche Erlaubnis zu geben.

Ueber die Wiedereroberung des Sudan schwieg er sich aus, stellte sogar auf meine Frage jede dahin gehende Absicht Englands in Abrede. Aber natürlich hatte er gerade diesen Fall im Auge; denn für die ägyptische Friedensrekrutierung wäre die deutsche Aushebung belanglos gewesen.

Ich wandte nun mein letztes Mittel an: Bismarck. Ich sagte meinem englischen Kollegen, ich wüßte sehr wohl, daß er mit seinen britischen Offizieren und Beamten die Macht hätte, die Negeranwerbungen unmöglich zu machen. Er könnte dies sogar unter scheinbarem Eingehen auf unsre Wünsche zuwege bringen, so daß man ihm ein instruktionswidriges Verhalten nicht nachzuweisen vermöchte. Ich machte ihn aber darauf aufmerksam, daß Bismarck der Sache großen Wert beilege und daß, wenn wir unsre Neger nicht erhielten, dies den Kanzler möglicherweise veranlassen könnte, in seiner bisher durchaus englandfreundlichen ägyptischen Politik eine entscheidende Wendung eintreten zu lassen.

Dies gab bei Sir Evelyn den Ausschlag. Wenn der gefürchtete große Kanzler, mit dem Dreibund hinter sich und mit dem ob solcher Lage sicherlich höchst erfreuten Frankreich zur Seite, den Engländern in Aegypten die Zähne zeigte, so war große Gefahr vorhanden, daß Barings Werk der allmählichen völligen Aufsaugung Aegyptens durch England kläglich Schiffbruch litt. Das durfte nimmermehr geschehen. Lieber mochte ich den letzten Schwarzen aus dem Lande holen!

So hatte ein leiser Hinweis auf Bismarcks mögliche Unzufriedenheit genügt, um alle Schwierigkeiten zu beseitigen. Als Wissmann ankam, fand er zu seinem Erstaunen den größten Teil der Arbeit bereits getan. Es war mir in kaum drei Wochen gelungen, die gewünschte Zahl brauchbarer Neger, zunächst 650 Mann, anzuwerben und militärisch zu formieren. Nachts in der Stille wurden sie in Sonderzügen nach Suez verbracht und dort nach Sansibar eingeschifft.

Als die anglo-ägyptische Regierung später doch den Feldzug nach dem Sudan unternehmen mußte, hatte man Mühe, die Negerregimenter auf die gewollte Kriegsstärke zu bringen. Kitcheners Befürchtung war nicht grundlos gewesen, wenn es ihm schließlich auch gelang, Chartum einzunehmen und den Sudan in die Botmäßigkeit Aegyptens, richtiger Englands, zurückzuführen.

Digitized by Google

Weltherrschaft und deutsche Weltpolitik

Von

Julius v. Wlassics,

Wirkl. Geh. Rat, Königl. ung. Minister a. D., Präsident des Verwaltungsgerichtshofes

Nicht nur die Ententetagespresse, sondern auch die Zeitschriftliteratur kommt im Weltkriege immer wieder auf das Schlagwort zurück, daß das Deutsche Reich nach der Weltherrschaft strebe und alle Völker der Welt oder wenigstens diejenigen Europas unter sein Joch beugen wolle. Das sei die Gefahr, gegen die sich England mit Rußland, Frankreich und den übrigen Staaten verbünden mußte, um die Freiheit und das Recht zu retten. Dieses Rettungswerk aber sei nur möglich, wenn das Deutsche Reich und die ihm verbündete österreichisch-ungarische Monarchie in Trümmer sinken, und wenn dermaßen Deutschland seine Weltherrschaftsträume für immer aufgeben müsse.

Das böse Gewissen hat den führenden Politikern und der Presse der Ententestaaten diese trügerische Argumentation eingegeben, der innere Zwiespalt, den sie darüber empfinden mußten, daß sie den Weltkrieg verschuldet haben. Und doch wissen sie ganz genau, wie sich die Wahrheit verhält. Sie wissen, daß England sich ganz und gar nicht um die Rechte und Freiheiten andrer Völker kümmert, sondern bloß das Deutsche Reich so sehr schwächen wollte, daß die eigne diktatorische Seeherrschaft für lange Zeit gesichert sei. Sie wissen, daß Rußland für die Verbreitung des Panslawismus, für die Zerstückelung Oesterreichs und Ungarns, für den Besitz Konstantinopels und für den Milliardensold Frankreichs sein Blut vergießt. Sie wissen, daß Frankreich nur in die Schranken getreten ist, weil England und Rußland den Franzosen vorgegaukelt haben, daß das Deutsche Reich durch die Uebermacht der Verbündeten vollkommen geschlagen werden würde, weil Frankreich in der Sinnestäuschung des nach der Papierform sicheren Erfolges nicht nur die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens für erreichbar hielt, sondern sich bereits in dem Besitze des Rheinstromes mit Köln, Mainz und Koblenz wähnte. Es ist freilich schwer, einzugestehen, daß in diesem zum Kampfe „für die Rechte und Freiheiten der Völker" zusammengewürfelten Bunde jeder einzelne Staat nur seine eignen speziellen Interessen sich vor Augen hält und daß jeder einzelne keinen andern Wunsch hat, als daß der andre für ihn sein Blut vergieße. Deshalb verkündet die Entente den Leichtgläubigen die höhere Moralformel von Recht und Freiheit. Damit will sie ihre abstoßenden Motive verhüllen. Es wird Aufgabe der Geschichte sein, endgültig und authentisch festzustellen, ob der Politik des Deutschen Reiches eine Weltherrschaftstendenz innewohnte. Für die gegenwärtige Beurteilung sind die Lehren der Geschichte und die aktuelle Politik maßgebend. Bei deren Beurteilung gewinnt jeder Unbefangene die Ueberzeugung, daß die deutsche Politik dem Streben nach Weltherrschaft stets ferngestanden und auch heute noch fernsteht. Vierzig Jahre sind es her,

Digitized by Google

daß das Deutsche Reich die führende Rolle auf dem Kontinent spielt. In der Realpolitik Bismarcks fehlte nicht bloß die Ideologie des Strebens nach Weltherrschaft, seine Politik konnte, an dem heutigen Maßstabe gemessen, überhaupt keine Weltpolitik genannt werden. Der Inhalt der ganzen Bismarckschen Politik war durch große kontinentale Aufgaben ausgefüllt. Erst die Epoche Kaiser Wilhelms II. bedeutet neue Wege der deutschen Politik. Kaiser Wilhelm inaugurierte eine bis jenseits der Ozeane sich erstreckende Weltpolitik, aber Weltpolitik heißt nicht universale Weltherrschaft. Das Ziel Wilhelms II. war offenkundig. Er wollte, daß das geeinte Deutschland einen seiner Kraft und seiner Macht entsprechenden Platz unter jenen Völkern einnehme, die die Schicksale der Welt entscheiden. Das ist ganz und gar nicht gleichbedeutend mit einer auf die Unterjochung der Völker ausgehenden Weltherrschaftstendenz. Die starke Vermehrung der Bevölkerung und die reichen Wirtschaftswerte Deutschlands drängen mit logischer Konsequenz nach einer zielbewußten Förderung der überseeischen Interessen hin. Das große Erbe der Bismarckschen Politik war auch der Keimboden der neuen Weltpolitik, denn ohne eine starke kontinentale Machtfülle hätte man ja auch an die wirksamere Pflege der überseeischen Interessen nicht denken können. Kaiser Wilhelm hatte mit scharfen Augen erkannt, daß die Sicherung der Ueberseeinteressen eine der Daseinsbedingungen des Deutschen Reiches sei. Er war von dem Bewußtsein durchdrungen, daß er nur die Pflicht der nationalen Aufrechterhaltung erfüllt, wenn er auch die Pflege der überseeischen Interessen in den Rahmen der deutschen Weltpolitik einfügte. Ja, er fühlte, daß die deutsche Politik diese Interessen nicht aufgeben könnte, ohne die nationale Kraft des Reiches zu lähmen. Von einer Weltherrschaftspolitik könnte indessen nur dann die Rede sein, wenn Deutschland den Platz des bis jetzt das Meer gleichsam monopolisierenden Großbritanniens auch durch die Nachahmung der Mittel und der Methode Großbritanniens einnehmen wollte. Wenn aber Deutschland bloß die Absicht hat, neben England auf dem Meer so stark zu sein, daß es ohne Abhängigkeit von Großbritannien durch Befriedigung seiner überseeischen Interessen die nationalen Daseinsbedingungen erfüllen kann, so bedeutet dies keineswegs den Ehrgeiz nach der Weltherrschaft; im Gegenteil, Deutschland würde hierdurch auch den kleineren Seestaaten den Dienst erweisen, daß auch sie die Freiheit der Meere wirklich genießen könnten und nicht weiter unter der Tyrannei Englands, die sich im Verlauf des Krieges in markanten Tatsachen kundgab, zu leiden hätten.

Allein Großbritannien will der Zwingherr der Meere bleiben. Im englischen Parlament und in der englischen Presse setzte die Agitation gegen Deutschland bereits anläßlich der ersten deutschen Flottenentwicklung ein. Das Niederringen Deutschlands, die Verhinderung der deutschen Flottenentwicklung wurde ein Schlagwort in London. Die deutsche Reichspolitik nahm die englischen Ausbrüche geduldig entgegen und vermied einen kriegerischen Zusammenstoß. Man hoffte in Berlin, daß England den Inhalt der deutschen Reichspolitik endlich doch klar erkennen und einem ehrlichen Daseinskampfe Deutschlands, zu dessen Vorbedingungen die Flottenentwicklung gehörte, keine Weltherrschaftstendenzen

Digitized by Google

unterschieben werde. Allein England ist durch und durch ein Eroberersstaat, und so konnte man in Großbritannien nicht verstehen, daß das auf dem Kontinent bereits sehr erstarkte, ja zum führenden Staate emporgestiegene Deutsche Reich keine welterobernden Gedanken hege.

Es ist für England schwer, sich mit der Idee der Mäßigung zu befreunden, denn es übt bereits seit langer Zeit auf dem Meere eine Suprematie aus, die man kühn die Weltherrschaft zur See nennen kann, und zwar eine Herrschaft, wie sie ein andrer Staat weder zu Lande noch zu Wasser jemals besessen hat. England war bei seiner imperialistischen Auffassung nicht imstande, in der deutschen Reichspolitik etwas andres zu erblicken als eine Uebertragung der kühnsten imperialistischen Politik auf die See und die überseeischen Gebiete. Es ist sonderbar, daß die schrecklichen Gefahren der Weltherrschaft gerade von dem Staate verkündet werden, der im Laufe der Geschichte von Cromwell bis zu König Eduard VII. mit zielbewußter Konsequenz, großer Geschicklichkeit und wohl auch mit großem Erfolg immer und immer wieder Welteroberungspolitik trieb. Seine Bundesgenossen suchte und fand England immer in den kontinentalen Gegnern seiner meistgefürchteten Feinde. Es gelang ihm häufig, mit den unmöglichsten Bundesgenossen — und auch jetzt geht sein Bestreben dahin — die Seemacht jenes Staates zu treffen, dessen Flotte sich neben der britischen Seemacht einigermaßen zur Selbständigkeit aufschwingen konnte. Das ist die historische Wahrheit. So brach es die Seemacht Spaniens und Hollands. Auch zahlreiche Blätter in der Geschichte Frankreichs, das jetzt der Bundesgenosse Englands ist, geben hiervon Zeugnis. Als Ludwig XIV. mit Karl II. ein Bündnis schließen wollte, antwortete der sonst Frankreich wohlgesinnte König, daß sich einem aufrichtigen Bündnis gewisse Hindernisse in den Weg stellten; das hervorragendste Hindernis wäre der Umstand, daß Frankreich eine starke Seemacht werden wolle. Nach dem Frieden von Hubertusburg gab der ältere Pitt im Parlament seinem Bedauern darüber Ausdruck, daß man Frankreich die Möglichkeit gewährte, seine Flotte von neuem zu entwickeln. Im spanischen Erbfolgekrieg zog sich Frankreich hauptsächlich durch seine überseeische Politik die Feindschaft Englands zu. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sagte Lord Chatam: „Die einzige Gefahr, die England zu befürchten hat, wird an dem Tage entstehen, da Frankreich eine große Seehandels- und Kolonialmacht sein wird."

Auch heute wird England durch diesen Gedankengang in dem Bestreben geleitet, das Deutsche Reich zu zertrümmern. Es sieht heute nur in dem erstarkten Deutschen Reiche eine Gefahr für das Monopol seiner Seemacht. Deshalb suchte und schloß es seine heutigen Bündnisse gegen das Deutsche Reich und deshalb verkündete es unaufhörlich, daß Deutschland die Welt unterjochen wolle, während es selbst die Weltmeere in Knechtschaft hält. Die Uebergriffe Englands zur See, namentlich den neutralen Staaten gegenüber, waren in der Vergangenheit und auch im gegenwärtigen Kriege so empörend, daß die deutsche Weltpolitik in der Tat der Menschheit, der Freiheit und dem Recht einen Dienst durch ihr Bestreben erweist, das bisher unzerstörbare englische Seemonopol zu

Digitized by Google

paralysieren. England diktiert heute das Seerecht. Das, was England gegen die neutralen Staaten begangen hat, würde allein schon eine gründliche Einschränkung der englischen Seemacht motivieren. England kennt zur See nur seinen eignen Ruhm, aber kein Recht.

Jedermann, der sich mit Völkerrecht befaßt, weiß, daß die neutralen Staaten sich immer nur gegen die Uebergriffe Englands zu verteidigen hatten. Diese Verteidigung nützte jedoch nur insolange, als die Ausübung der den neutralen Staaten zugesicherten Rechte den englischen Interessen diente. Wenn die Ausübung von Rechten, die den neutralen Staaten durch internationale Abmachungen zugesichert waren, englischen Interessen widersprach, statuierte England für die neutralen Staaten einfach neue Rechtsgrundsätze. So war es in der Vergangenheit und so ist es auch jetzt.

Unter solchen Umständen drängt sich von selbst die Antwort auf die Frage auf, ob die deutsche Reichspolitik eine schädliche Weltherrschaftsideologie vertritt, wenn sie bestrebt ist, die Meere von der englischen Tyrannei zu befreien. Das ist kein Streben nach Weltherrschaft, sondern kluge, inhaltsvolle, berechtigte Weltpolitik, die nicht nur durch die Daseinsinteressen des Deutschen Reiches, sondern auch durch die allgemeine Sicherheit der menschlichen Rechte und Freiheiten geboten erscheint. Die deutsche Politik hat, seitdem sie den Stempel der genialen Individualität Kaiser Wilhelms II. trägt, zweifellos neue Wege der Weltpolitik eingeschlagen, allein dieses Neue bedeutet keine Weltherrschafts- und Eroberungspolitik. Dieses Neue ist nicht aggressiv. Im Gegenteil, es ist, den Geschichtsüberlieferungen der Deutschen getreu, von rein defensiver Tendenz. Denn es ist nichts andres als eine Sicherung der nationalen Daseinsbedingungen des deutschen Volkes. Die aggressive Tendenz ist keinem Volke mehr fremd als den geschichtlichen Ueberlieferungen der deutschen Nation. Man würde vergeblich in dem politischen Denken des deutschen Volkes solche Eroberungstendenz suchen, wie sie Frankreich im siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert, das habsburgische Spanien und Schweden in ihrer Blütezeit, das russische und das englische Reich grundsätzlich als Leitgedanken einer expansiven nationalen Politik anerkannt haben.

Erst jüngst betonte Bülow in einem ausgezeichneten politischen Essay, daß Friedrich der Große nach der Eroberung Schlesiens und nach der Sicherung der Selbständigkeit der preußischen Monarchie seine unbesiegten Heere ebensowenig in Abenteuer stürzte, wie auch Wilhelm I. und Bismarck nicht daran dachten, nach den beispiellosen Siegen zweier großer Kriege auf neue Kriegstaten auszugehen.

Wie war doch nach dem großen Deutsch-Französischen Krieg die Welt von der Furcht vor neuen kriegerischen Unternehmungen Deutschlands erfüllt! Es gab zahlreiche große Kriege auch in den letzten Jahrzehnten, aber das Deutsche Reich wußte ihnen aus dem Wege zu gehen. Es widerstand den zahlreichen Versuchungen, den oft schonungslosen Provokationen der Politik Eduards VII. in kühler Ruhe, und bereits heute ist es durch unwiderlegliche geschichtliche Tat-

Digitized by Google

sachen erwiesen, daß die deutsche Politik bis zum letzten Augenblick energisch an der Aufrechterhaltung des Friedens gearbeitet hat. Auch heute wird Deutschland in dem Kriege, der ihm aufgezwungen worden ist und den es mit unvergleichlichem Heldenmut und Organisationsgenie führt, nicht von welterobernden Ehrgeiz geleitet, sondern von dem scharfumrissenen Ziel, die zur Zerstückelung des Deutschen Reiches und der österreichisch-ungarischen Monarchie verbündeten Mächte nach beendetem Kampf zu der Einsicht zu zwingen, daß die Erreichung ihrer Ziele unmöglich ward und in aller Zukunft unmöglich bleiben wird. Unmöglich deshalb, weil die Zentralmächte, wie dies ja auch während der Friedensverhandlungen klar in die Erscheinung treten wird, nicht nach Welteroberung streben, wie England und Rußland, sondern bloß an dem ihnen gebührenden Platz dem friedlichen Fortschritt ihrer Nationen und der Menschheit in unentwegtem ehrlichem Pflichtgefühl dienlich sein wollen.

Dieser Krieg muß das Resultat zeitigen, daß der gegen die Lebenskraft der Zentralmächte verschworene Verband den Weltfrieden in Hinkunft nie mehr bedrohen wird. Und das wird auch das Endergebnis sein, denn die Augen werden sich öffnen und das Gewissen der Völker wird seine Stimme erheben, und die große, die furchtbare Enttäuschung wird das durch die zynische Einkreisungspolitik Eduards VII. zusammengeschmiedete Mächtebündnis begraben. Das wohlverstandene Interesse der jetzt gegen uns verbündeten Völker, der Genius des Kulturberufes der Menschheit werden dafür sorgen, daß die begrabene Entente nicht mehr auferstehen wird. In manchen Staaten des jetzigen Verbandes wird nach der großen Enttäuschung sich die Erkenntnis durchringen, daß sie ihr Blut nicht für die eignen staatlichen Interessen, sondern für die kontinentale Weltherrschaft des ungeheuren russischen Reiches und für die englische Weltherrschaft zur See vergossen haben.

Nach unserm Siege werden auch die Balkanstaaten aus der demütigenden Lage befreit sein, in die sie dadurch geraten sind, daß einzelne Großmächte sie bloß als Torpedostaaten verwendeten im Dienste von Großmachtsinteressen, die ihrer eignen staatlichen Selbständigkeit und ihrem eignen nationalen Leben vollkommen fremd waren. So wird unser Sieg in Wahrheit die Freiheit und Unabhängigkeit der Völker bedeuten.

Und es wird nach der großen Enttäuschung in der Welt der Wirklichkeit die falsche Anklage in sich zusammenstürzen, daß Deutschland alle Völker des Erdenrundes unterjochen will. In den Staub sinken wird auch die trügerische, bombastische Phrase, daß England und Rußland sich nur deshalb mit so vielen andern Staaten verbündet haben, weil sie das Recht, die Freiheit, den menschlichen Fortschritt vor der deutschen Weltherrschaft und Barbarei, vor dem deutschen Militarismus retten wollten. Das Deutsche Reich verfolgt eine zielbewußte Weltpolitik, England hingegen übt auch heute noch die Weltherrschaft zur See aus, gleichwie Rußland nach der kontinentalen Weltherrschaft strebt. Diese Wahrheit läßt sich durch Phrasen nicht aus der Welt schaffen.

Digitized by Google

Der Luftkampf im Zukunftskrieg

Von

Generalleutnant z. D. v. Reichenau

Der Verlauf des gegenwärtigen Krieges hat erwiesen, wie oft und weit die Urteile vieler, ja man darf sagen der Mehrzahl der am Kriege und seiner Vorbereitung Beteiligten, wie der Unbeteiligten, bei der Voreinschätzung der Ereignisse von den Tatsachen abgeirrt sind. In den Kriegszielen, in der Abschätzung der Kriegsbereitschaft der Heere und ihrer Größe, der Wahl der Kriegsschauplätze, der Dauer des Krieges, der Beurteilung der Heerführer, der Beachtung der völkerrechtlichen Grundsätze, über die Art der Kampfmittel und ihre Anwendung und über vieles andre hat man sich mitunter verhängnisvoll getäuscht. Solche Wahrnehmung mahnt zur Vorsicht gegenüber der Erörterung vermutlichen künftigen Geschehens, zumal so überaus komplizierter Ereignisse, wie sie sich in einem Zukunftskriege abwickeln werden.

Den Entwicklungsgesetzen zufolge kann allerdings kein Zweifel darüber bestehen, daß gewissen Vorbedingungen gewisse Folgen entsprechen und daß es daher auch möglich sein würde, die kommende Gestaltung eines Tatsachenbereichs vorauszusehen, wenn wir einsichtig und scharfsinnig genug wären, die bestehenden und tausendfach verzweigten Verbindungen zwischen Ursache und Wirkung zu erkennen und sie zu einem Gesamtbild zu vereinigen. So lückenhaft deshalb unsre Beurteilung der Zukunft auch bleibt, so gibt es doch kein andres Mittel, sich von der Zweckmäßigkeit der ergriffenen Maßnahmen zu überzeugen, als auf allen in Betracht kommenden Gebieten die Wege gesetzmäßiger Entwicklung Schritt für Schritt zu verfolgen. Ein solcher Versuch, in die Zukunft zu blicken, hat nichts mit der leider noch immer nicht überall in Mißkredit geratenen Kunst des Prophezeiens zu tun.

Wie wichtig es ist, in der Wahl der Kriegsmittel keine Fehlgriffe zu tun und sie in eine Organisation zusammenzufassen, in der gegebenenfalls alle verfügbaren Kräfte des ganzen Volks zur Wirkung gelangen können, zeigt das riesenhafte Ringen um die Existenz der beteiligten Nationen. Auch könnte allmählich das Verständnis dafür erwachsen sein, daß es sich in Zukunft nicht um die Verwirklichung utopistischer Friedensideen, sondern um die mit der zunehmenden Zivilisation und Kultur wachsende Verschärfung der Kriegführung handelt. Jedes Volk, das gewillt ist, seine Existenz zu verteidigen, muß sich mit aller verfügbaren Kraft rüsten, um jeden Augenblick gefechtsbereit zu sein. Denn die Daseinsberechtigung ist keine selbstverständliche Folge der Existenz, sondern sie besteht nur, solange sie gegen jeden Angriff verteidigt werden kann.

Die Tendenz der höchstmöglichen Rüstung schließt die Verwertung der wirkungsvollsten Kampfmittel in sich. Diese Notwendigkeit schafft der Entwicklung der Luftschiffahrt, nach alle dem zu urteilen, was sie bis jetzt geleistet hat, freie

Digitized by Google

Bahn. Vor einem Jahrzehnt noch galt sie bei der Masse, selbst der Gebildeten, als eine praktisch unverwertbare, phantastische Idee, aber es ist bekannt, wie verhältnismäßig schnell der Gedanke sich in rasch wachsendem Maße in die Tat übersetzt hat. Was die Luftschiffe, die Erkundungs-, Bombardements- und Kampfflugzeuge im Kriege geleistet haben, wie ihr Einfluß auf die Kriegshandlungen immer schärfer hervorgetreten ist, wie ihre technische Leistungsfähigkeit und ihre Zahl wächst, die Sicherheit und Kühnheit ihrer Führung zunimmt — das alles ist nebst einer Reihe hochinteressanter Einzelheiten durch die offiziellen und privaten Mitteilungen bekannt geworden.

Der Luftschiffahrt wohnt bereits in ihrer jetzigen Leistungsfähigkeit, und mit dieser steigend, der Charakter einer Offensivwaffe in idealer Form inne, weil ihr ein hoher Grad der Ueberraschung und Kampfbereitschaft zu Gebot steht. Wenn es auch nicht selten möglich sein wird, von dem Herannahen feindlicher Geschwader durch telephonische Mitteilung in Kenntnis gesetzt zu werden, so kann das doch immer nur in verhältnismäßig kurzer Zeit vor dem Anprall des Angriffs geschehen. Abgesehen davon wird man über das Angriffsziel oft überhaupt nicht orientiert sein. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel können Luftgeschwader über einer Stadt, einer Fabrik, über Bahnhofsanlagen, Truppenkolonnen und Lagern erscheinen, um das Angriffsobjekt in der Zeit von kurzen Viertelstunden oder gar Minuten in eine Wolke von Rauch, Feuer und Sprengstücken einzuhüllen — und darauf wieder am Horizont zu verschwinden. Es hat seine Schwierigkeiten, solch unerwarteten Offensivstößen überall mit wirksamen Abwehrmaßnahmen zu begegnen.

Unter allen Umständen ist hierzu ein sehr ausgedehnter Apparat erforderlich. Aber selbst bei überlegener Kampfkraft des Verteidigers sind die Chancen des Angreifers günstiger — sie können sogar vernichtend wirken, wo sie Objekte treffen, deren Verteidigungskraft schwach ist oder fehlt.

Der offensive, wagemutige Charakter der Luftschiffahrt kommt ferner bei Erkundung der gegnerischen Maßnahmen zum Ausdruck. Die Leistungen in der Erkundung gehen, sofern nicht extreme Witterung hemmt, weit über die Aufklärung durch Kavallerie und Kundschafter hinaus. Die Flugzeuge greifen nicht allein wesentlich weiter, sondern sie überbringen ihre Meldungen der auftraggebenden Stelle auch in kürzerer Zeit, die sich durch Anwendung drahtloser Telegraphie noch stark vermindern läßt. In welcher Weise die Luftfahrzeuge auch den bisherigen Erkundungsmitteln zur See, den Torpedobooten und kleinen Kreuzern, überlegen sind, hat der gegenwärtige Krieg ebenfalls bewiesen.

Die strategische wie die taktische Erkundung haben durch die umfangreicher gewordenen Kampfkräfte zu Lande und zu Wasser und durch die wachsende Schnelligkeit ihrer Bewegung an Bedeutung zugenommen.

Je intensiver die Heeresführung vermittelst ihrer strategischen Anordnungen die Schlacht sucht, desto wertvoller ist für sie die frühzeitige Orientierung über die feindlichen Maßnahmen, da bereits eingeleiteten Aufmarschbewegungen von Massen nur mit erheblichem Verlust an Zeit und Kraft eine veränderte Richtung

Digitized by Google

gegeben werden kann. Aber auch das ist eine Folge der Luftaufklärung, daß sie höhere Anforderungen an Einsicht und Entschlußfähigkeit des Führers stellt. Den rascher ankommenden Meldungen müssen die Entschlüsse folgen. Diesem Hochdruck verantwortlicher Arbeit werden immer nur Ausnahmsmenschen gewachsen sein. Hier, wie überall, erschwert die technische Vervollkommnung der Kampfmittel ihre zweckentsprechende Verwendung und Ausnutzung.

Die Notwendigkeit einer Vertiefung der taktischen Erkundung knüpft sich an die vielfachen Erscheinungen des stark in den Vordergrund getretenen Stellungskrieges. Das in ihm obwaltende Bestreben, sich gegen die schärfer gewordene Waffenwirkung zu decken, macht die Erkundung des Gegners durch den gleichfalls auf dem Boden stehenden Beobachter schwierig und vielfach unmöglich. Für den sich in die Luft Schwingenden ändert sich das Bild aber wie mit einem Zauberschlage. Die Einrichtungen und Truppenansammlungen, die man sich vom Boden aus vergeblich bemühte zu erkennen, liegen nun oft so klar da, daß es möglich ist, sie photographisch aufzunehmen. Hierdurch kann ein Bild von der feindlichen Stellung gewonnen werden, das der Wirklichkeit völlig entspricht und daher die Angriffs- und Verteidigungsmaßnahmen zweckmäßiger bemessen läßt. Eine weitere wichtige Rolle spielt die taktische Lufterkundung beim Beschießen indirekter Ziele, also derjenigen, die vom Geschütz aus nicht gesehen werden können. In diesen Fällen springt der Beobachter im Flugzeug ein, und indem er seine Wahrnehmungen der Batterie durch verabredete Zeichen übermittelt, befähigt er sie zu sonst nicht erreichbaren Leistungen. Dieser Einblick seitens des Luftbeobachters in die Karten des Gegners ruft bei diesem das Bestreben hervor, die Sichtbarkeit seiner Einrichtungen mit allen Mitteln herabzusetzen. Besonders gilt das von der Aufstellung schwerer Geschütze, die ihren Ort nur mit großem Zeitverlust zu ändern vermögen. Lassen sie sich auch nicht immer gegen Bombenwürfe decken, so kann man sie doch gegen Sicht verdecken.

Was die Bombardementstätigkeit aus Luftschiffen und Flugzeugen anlangt, so ist sie, wie tägliche Nachrichten vom Kriegsschauplatz beweisen, in der Zunahme begriffen. Die Luftangriffe mehren sich nicht allein, sondern die angreifenden Geschwader vergrößern sich auch. Man lenkt hierbei allmählich in die bei der Verwendung der Feuerwaffen überhaupt gemachte Erfahrung ein, nach der man den Erfolg unter Einsatz massenhafter Munition erstrebt. Wie sich längst der Grundsatz herausgebildet hat, ein Geschütz ist kein Geschütz, so hat man auch die Ueberzeugung gewonnen, daß man an die Durchführung eines Angriffs nicht eine Einheit, sondern eine so große Zahl von Luftfahrzeugen einsetzen muß, als die Erreichung des Gefechtszweckes in der angegebenen Zeit es verlangt. Vielfach sind gegen die Bombardementstätigkeit der Luftfahrzeuge aus humanen Gründen und vom völkerrechtlichen Standpunkte aus schwerwiegendere Bedenken erhoben worden, als gegen die Anwendung des Artilleriefeuers zu ähnlichen Zwecken. Man macht geltend, daß infolge der noch geringen Treffähigkeit der abgeworfenen Bomben oft auch die am Kriege nicht aktiv be-

Digitized by Google

teiligten Landeseinwohner nebst ihrem Besitz in Mitleidenschaft gezogen werden. So bedauerlich das ist, so kann darin doch kein Grund gefunden werden, von einer als notwendig erkannten Kriegshandlung Abstand zu nehmen. Auch darf man nicht vergessen, daß bei der Belagerung von Festungen wie beim Beschießen sonstiger militärisch besetzter Oertlichkeiten ebenfalls Landeseinwohner zu Schaden kommen, ohne daß eine Möglichkeit vorhanden wäre, das zu verhüten. Oft wird es sich beim besten Willen nicht umgehen lassen, militärisch unbeteiligte Einwohner sogar des eigenen Landes in Gefahr zu bringen. Wie oft das zur Zeit in Frankreich und Rußland durch das Beschießen und Niederbrennen von Ortschaften durch die eigene Armee geschehen ist, besagen die offiziellen Mitteilungen zur Genüge. Absichtliche Schädigungen von Landeseinwohnern können mit jeder Art von Waffen hervorgerufen werden, auch aus Luftfahrzeugen, aber das kann dieser Waffe an sich nicht zum Vorwurf gemacht werden.

Ein wichtiger Teil der Kampftätigkeit armierter Luftfahrzeuge besteht im Gefecht gegeneinander. Hier befinden sich beide Parteien, Fechtern gleich, sowohl im Zustand des Angriffs wie der Verteidigung. Unsre Bewunderung folgt den kühnen Helden, die in schwindelnder Höhe im leichten, schwankenden Fahrzeug die Ruhe und Energie finden, einen schweren Kampf zu bestehen, bei dem der Tod mit ihnen fliegt. Ein Treffer, ein heftiger Windstoß, ein Fehlgriff, eine nur den Bruchteil einer Sekunde schnellere Maßnahme des Gegners — und die Knochenhand greift zu und schmettert den Unterliegenden in die grausige Tiefe! Daß sich unsre deutschen Flieger dem Gegner in diesem Kampf überlegen gezeigt haben, gereicht ihnen zum Ruhm und uns allen zum Stolz und zur Beruhigung.

Es fehlt uns nicht an Männern mit festen Nerven und eiserner Willenskraft, die reine Luft zu machen suchen über uns. In den jungen Helden des Aethers ist uns ein neues Geschlecht erstanden, kühn, berechnend, mutig im Bewußtsein ihrer Kraft. Die Männer von solchen Eigenschaften wachsen mit ihren Leistungen — die Geschichte aber bewahrt die Namen der jungen Helden und umgibt sie mit dem Glorienschein des Ruhmes! —

Den Wasserflugzeugen wohnt die Fähigkeit inne, vom Wasser aufzusteigen und sich auf das Wasser niederzulassen. Sie verfolgen auf den Gebieten der Erkundung und Kampftätigkeit dieselben Zwecke wie alle Luftfahrzeuge. Sie haben indes oft mit größeren, in Wind, Nebel und Wellenschlag bestehenden Schwierigkeiten zu kämpfen. Schwierig ist auch die Kampftätigkeit gegen Schiffe, weil sie verhältnismäßig kleine, meist in Bewegung befindliche Ziele abgeben. In der Beobachtung vermögen die Wasserflugzeuge oft Wertvolles zu leisten, weil das Gesichtsfeld weniger beschränkt ist als auf dem Lande. Wichtig ist es auch, daß die U-Boote von oben aus besser als von Schiffen aus zu beobachten sind. —

Daß ein so aktives Kampfmittel, wie es in den Luftfahrzeugen besteht, jede mögliche Abwehrvorkehrung hervorruft, liegt auf der Hand. Neben der Bekämpfung in der Luft sucht man die Fahrzeuge auch vom Boden aus zu fassen.

Digitized by Google

Mit Ausnahme der Gewehre bedürfen die Feuerwaffen zu diesem Zweck besonderer Einrichtungen. Das Gewehrfeuer ist aber, wie vielfältige Erfahrung gezeigt hat, wenig wirksam, weil die Chassis immer mehr gepanzert werden und weil die Durchschläge von Geschossen durch Flügel und Hüllen wenig Schaden anrichten; das gefährlichere Durchschneiden der Spanndrähte ist der Natur der Sache nach selten. Dem Strom des Maschinengewehrfeuers wohnt schon eine bessere Wirksamkeit inne. Doch bedarf ihre Lafettierung einer Anpassung an das Schießen mit großen Erhöhungen. Der Hauptanteil an dem Beschießen der Luftfahrzeuge vom Boden aus fällt aber der Artillerie zu. Vorbedingungen ihrer Wirkungsfähigkeit sind eine dem Zweck angepaßte Munition und eine Einrichtung der Lafette, die rasche Erhöhungen des Rohres bis zu etwa 70° zuläßt und die Anordnung andrer Richtmittel, als sie zum Beschuß von Bodenzielen gebraucht werden. So zweckmäßig die Einrichtungen der Geschütze aber auch sein mögen, so stellt das Beschießen von Flugzeugen an die Schießtechnik doch sehr hohe Anforderungen, die in der raschen Bewegung der Flugzeuge, in der meist bedeutenden Höhe, in der sie sich während des Beschusses zu halten pflegen, in der kurzen, zur Verfügung stehenden Zeit und in der Schwierigkeit der Feuerbeobachtung gegen die kleinen Luftziele bestehen. So kann es denn nicht wundernehmen, daß, wie die Gefechtsberichte häufig melden, die Flugzeuge unter dem lebhaften Feuer der Abwehrgeschütze entkamen. Es werden indes augenscheinlich Fortschritte im erfolgreichen Beschießen durch die Abwehrgeschütze gemacht. Wenn sie ihrer Aufgabe der Zahl nach gewachsen sein sollen, müssen sie in der Nähe aller Objekte Aufstellung finden, die eines Schutzes gegen Luftangriffe bedürfen. Da es in Verkehrsmittelpunkten, industriellen Anlagen, Magazinen und Befestigungen viele dieser Objekte gibt, so gehören auch zahlreiche Abwehrgeschütze zu dem Rüstzeug gegen Luftfahrzeuge. Aber auch die marschierenden und kämpfenden Truppenkörper bedürfen dringend des Schutzes, da sie andernfalls schwer geschädigt und in Unordnung gebracht werden können. Die ihnen beigegebenen Geschütze müssen daher, zum Teil wenigstens, Einrichtungen erhalten, die sie ohne weiteres zum Beschießen von Boden- und Luftzielen verwendbar machen. —

In dem Vorstehenden ist ein allerdings nur sehr kurzer und zusammengedrängter Ueberblick über das große Kapitel von der Bedeutung der Luftschiffe und Flugzeuge als Kriegsmittel gegeben worden. Das Gesagte dürfte jedoch zur Erweckung des Eindrucks genügen, daß die neuen Kampfmittel sich nicht allein ein Daseinsrecht errungen haben, sondern daß sie in Anbetracht der ihnen innewohnenden außerordentlichen Entwicklungsmöglichkeit eine immer machtvollere Bedeutung für den Krieg erlangen werden.

Der Charakter des Auftretens der Luftflotten im Zukunftskrieg ergibt sich aus ihren bisherigen Leistungen. Die Streitkräfte in der Luft werden aller Voraussicht nach in demselben Sinne arbeiten, wie es bisher geschehen ist, nur wird an alles ein größerer Maßstab anzulegen sein. Die Arbeit der kommenden Friedensjahre wird an Hand reicher Kriegserfahrungen dem fliegenden Heere das

Digitized by Google

stolze Recht verleihen, den Zukunftskriegen ihren Stempel aufzudrücken und mit vernichtendem Ungestüm über Heere und Länder dahinzubrausen. Es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, zu glauben, daß man dieses Kampfmittel der Verschärfung wegen, die es in die Kriegführung hineinträgt, fallen lassen könnte. Im Gegenteil wird man es gerade dieser Eigenschaften wegen in seinen Leistungen zu steigern suchen. Darin drückt sich das Gesetz der logischen Konsequenz und des Zwanges aus, stets zu den denkbar wirkungsvollsten Waffen zu greifen. Gleichzeitig mit der zunehmenden Sicherheit, der Haltbarkeit, der Trag- und Kampfkraft und des Aktionsradius der Luftfahrzeuge darf man annehmen, daß ihre Zahl sich um viele Tausende erhöht. So werden mit der Schaffung von Luftflotten Heere über den Bodenarmeen entstehen, die ein ernstes Wort in der Gestaltung künftiger Kriege mitzusprechen haben. Die Luftflotten wachsen an Kraft und Größe dem Augenblick entgegen, in dem sie in einem nächsten Kriege gleichzeitig mit dem Befehl zur Mobilmachung in des Feindes Gebiet einzubrechen beginnen. Erbitterte Kämpfe werden an der Grenze zwischen den beiderseitigen Luftflotten entbrennen, und Ueberfälle auf industrielle Zentren, auf Verkehrseinrichtungen, Magazine und Festungen werden folgen und jähen Schrecken unter die davon betroffenen Arbeiter und Anwohner tragen. Trotz so manches bereits ausgeführten Luftangriffs wird man sich doch kaum eine zutreffende Vorstellung von dem Gesamteindruck der Unternehmungen großer Luftflotten über ganze Länderstrecken zu machen vermögen. Tag und Nacht werden die Angriffswellen nicht ruhen, bis die Gefechtszwecke erreicht und die Angriffsobjekte zerstört, verbrannt oder zerstreut sind. Solches Geschick kann nur durch die überlegene Stärke der Abwehrmittel verhütet werden. Vom Kriegsbeginn an bis zum Kriegsende werden die Luftflotten die Operationen der Streitkräfte zu Land und Wasser begleiten, um ihnen oft die Richtung zu geben und Halt zu gebieten. So aussichtslos es ist, die Einzelheiten der Zukunftskriege wahrheitsgetreu zu schildern, so sicher darf man doch anderseits annehmen, daß die Luftkämpfe kommen werden mit all ihren Ueberraschungen und allem ihrem Wesen innewohnenden Grauen.

Wenn man den Tätigkeitsumfang der Luftflotten erwägt, so wird man es für selbstverständlich halten, nach allen Kräften für ihre Aufstellung, Organisation und Gefechtsbereitschaft Sorge zu tragen. Auch wird man nicht vergessen dürfen, daß in der Rüstung die Vorbedingung zum künftigen Siege liegt. Leichtfertig aber wäre die Annahme, daß der nächste Krieg in himmelweiter Ferne liege. Wir wollen es hoffen, doch dürfen wir auf dieser Hoffnung nicht ausruhen wollen. Nur durch hingebende Arbeit werden wir die Ueberlegenheit aufrechterhalten, die wir auf dem Gebiet der Luftschiffahrt errungen haben. Daß wir den Engländern wenigstens auf diesem Gebiete der Schiffahrt unbedingt überlegen sind, geht u. a. aus der geradezu vernichtenden Kritik hervor, mit der Ende Juni d. J. das Parlamentsmitglied Hauptmann Bennet Godfrey im englischen Parlament schwere Mängel der Organisation und Leistungsfähigkeit der englischen Luftflotte unumwunden in höchst bemerkenswerter Weise zugestanden hat.

Digitized by Google

Zum Besitz kriegerischer Kraft gehört mehr als der Glaube und der Dünkel, über sie zu verfügen — nur die Schaffung der technischen Vorbedingungen sowie die Erwerbung der zu ihrer Ausnutzung unentbehrlichen physischen, intellektuellen und moralischen Fähigkeiten verleihen tatsächlich verfügbare Gefechtskraft.

Die Beschaffung großer, den voraussichtlichen zukünftigen Anforderungen gewachsener Luftflotten verlangt die Aufwendung nicht unbeträchtlicher Mittel. Sie werden aber unter all den unumgänglichen Aufwendungen für die künftigen Rüstungen kaum merklich hervorragen. Denn darüber kann in Anbetracht der gesamten Weltlage ein Zweifel nicht bestehen, daß wir, um der Zukunft mit Ruhe entgegensehen zu dürfen, für unsre Kriegsbereitschaft nicht allein viel, sondern alles tun müssen, was wir zu tun imstande sind. Das klingt vielleicht nicht jedem tröstlich — aber Trost darf man nicht in vagem Hoffen suchen, sondern im Bewußtsein der eignen Kraft!

Mit Colmar v. d. Goltz

Erinnerungen
von
Georg Körting, Obergeneralarzt

Um die Jahrhundertwende gehörte zu unserm Kreise in Königsberg i. Pr. der liebenswürdige, feingebildete Kommandeur der Pioniere des I. Armeekorps, Oberst G. Nicht selten kam die Rede auf den damaligen Generalinspekteur der Ingenieure und Pioniere, General C. v. d. Goltz, der damals schon die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich lenkte. Oberst G. mußte sich manche harmlose Neckerei gefallen lassen, wenn er gar zu sehr von Goltz schwärmte. Keiner von uns kannte diesen, wenn auch so manches durchsickerte von seiner Persönlichkeit und seinem Auftreten, seit er, aus der Türkei heimgekehrt, zuerst die 5. Division in Frankfurt a. O. und bald nachher das Festungswesen und die Fürsorge für die technische Waffe übernommen hatte, deren Leistungen im heutigen Stellungskriege wir bewundern. Wenig später begannen meine Beziehungen zu dem ungewöhnlichen Manne, und es ging mir nicht anders wie jedem, der das Glück hatte, ihn kennen zu lernen. Wir alle standen bald unter dem Zauber dieser außerordentlichen Persönlichkeit, wir alle teilten bald die Schwärmerei, die wir an Oberst G. manchmal bespöttelt hatten.

Es war im Kaisermanöver am 17. September 1901 in der kleinen Wartehalle eines Bahnhofes — wenn ich mich nicht irre, Swarotschin — der Bahn Dirschau—Bromberg. Ein greulicher Tag. Seit nachts 1 Uhr unaufhörlicher Regen, der sich stetig verstärkte und die Gefechtstätigkeit gegen das XVII. Armeekorps von selbst abflauen ließ. Bis auf die Haut durchnäßt, trotz der Regenmäntel, hatte der Stab des I. Armeekorps eine Gefechtspause benutzt, um in

Digitized by Google

dem Bahnhof zu kurzer Rast unter Dach und Fach abzusteigen. Die Stimmung war nicht gerade die beste, als in unsern Kreis der Generalinspekteur der Pioniere, Colmar v. d. Goltz, eintrat, der das Kaisermanöver mitmachte. Triefend naß, ohne Paletot, mit jugendlich elastischen Bewegungen, so trat der achtundfünfzigjährige General ein. Wir wurden ihm vorgestellt; bald beherrschte er die Unterhaltung mit einer Lebendigkeit, der seine vom Regen völlig durchweichte Kleidung nicht den geringsten Eintrag tat. Ein merkwürdiger Gegensatz zu der unnahbaren Grandezza, die unsern damaligen Kommandierenden nie verließ.

Bald danach, zu Beginn des Jahres 1902, wurde v. d. Goltz Kommandierender General des I. Armeekorps, des Korps seiner Heimatprovinz, in dem er 1861 beim Infanterieregiment 41 eingetreten war, das in ihm nun seinen ersten Regimentschef verehrt. Als junger Offizier dieses Regiments hatte er am 28. Juni 1866 bei Trautenau die Feuertaufe erhalten und sein Blut vergossen — Schuß durch den oberen Teil der rechten Lunge — und war mit der schweren Verletzung noch eine Stunde zum Verbandplatz marschiert — ein Zeichen von Widerstandsfähigkeit, das er gern anführte, wenn ihm weichliches Wesen gegenübertrat. Wie in allen Gliedern des kernigen, zuverlässigen ostpreußischen Stammes, so lebte auch in Goltz ein stark ausgeprägtes Heimatsgefühl. Er sprach es wiederholt aus, wie es ihn beglückte, gerade das ostpreußische Korps erhalten zu haben. Was er als militärischer Erzieher des ostpreußischen Korps in den Jahren seiner Kommandoführung geleistet hat, mögen berufene Federn schildern. Jedem von uns, die wir als technische Dienststellen dem Stabe des Korps zugehörten — ich als Korpsarzt —, wurde das weitgehende Verständnis, das überaus regsame Interesse bald genug klar, mit dem Goltz jeden Zweig seines vielgestaltigen Dienstes bei einem Grenzkorps mit drei Divisionen umfaßte. Es kennzeichnet sein Wesen, daß er als unermüdlicher und verwegener Reiter gleich bei einer seiner ersten Besichtigungen sich an die Spitze des auf dem Devauer Exerzierplatz aufmarschierten Kürassierregiments setzte und den umfänglichen Sprunggarten nahm, durch den ihm die berittenen zuschauenden Offiziere, demnächst das Regiment, dann zu folgen hatten. Temperatur und Wetter spielten bei dieser stählernen Natur keine Rolle; die Zeit wurde an jedem Tage ausgenutzt, bis der Zweck erfüllt war. Wir mußten im Vortragszimmer des Generalkommandos manchmal lange auf ihn warten, wenn er draußen bei den Truppen gewesen war. Immer zeigte er ein so vielseitiges Interesse für alle das Vortragsthema streifenden Dinge, daß man sich auf zahlreiche Zwischenfragen gefaßt machen mußte. Dabei stets gütig und freundlich, aber unbeugsam, wenn es das dienstliche Interesse galt. — Es war nicht leicht, mit ihm zu reiten. Im Scherz hieß es, daß er Wege lieber quer als der Länge nach nehme. Aber es war etwas Wahres daran. Jedenfalls ritt er — was ich noch bei einem andern sehr kurzsichtigen Kommandeur erlebt habe — andauernd ein außerordentliches Tempo, querfeldein, oft den Stab weit hinter sich lassend. Nerven schien er nicht zu haben, Müdigkeit nicht zu kennen. Hatte er nach dem Abbruch des Gefechts im Manöver noch die Biwaks abgeritten,

Digitized by Google

dann saß er nach einem fünfzehn- bis siebzehnstündigen Arbeitstage so frisch und vergnügt in unserm Kreise, konnte so herzhaft lachen, wenn der lange Hauptmann Baereke (1915 als Regimentskommandeur gefallen) mit seinem goldenen Humor aus Wilhelm Busch zitierte, daß man aus der Bewunderung über diese Leistungsfähigkeit nicht herauskam. In Goldap saßen wir 1902 nach einem furchtbar anstrengenden Tage einstmals abends im Hotel bei Krech zu Tisch, als ein Kriegsgerichtsrat gemeldet wurde, der mit einer dicken Aktenmappe aus Königsberg angekommen war, um die Entscheidung des Kommandierenden in einer schwierigen Sache zu holen. In freundlichster Weise forderte Goltz den Juristen auf, zunächst zu essen. Dann ging er — nach 9 Uhr abends — mit ihm auf sein Zimmer, arbeitete, wie wir nachher hörten, bis Mitternacht, saß um 2 Uhr morgens im Sattel und hielt den Tag bis zum Abend durch, ohne daß ihm die geringste Ermüdung anzumerken war. Er pflegte zu sagen: „Der Soldat muß zu jeder Tages- oder Nachtzeit essen und schlafen können, wenn der Dienst es erlaubt; unabhängig von äußeren Umständen." Gab man gelegentlich dem Erstaunen Ausdruck über diese unerhörte Leistungsfähigkeit, so erzählte er lachend von seinem Freund und ehemaligen Lehrmeister, dem Feldmarschall Grafen v. Haeseler, gegen den er sich bescheiden in den Schatten stellte. Die Kritiken, die Goltz am Schluß der Manöver abhielt, waren auch für den Nichtoffizier ein ästhetischer Genuß durch die lichtvolle, lebendige und stilistisch meisterhafte Darstellung der Ereignisse. Es war ein Vergnügen, zuzuhören, wenn er ohne Schärfe, ohne verletzende Bemerkungen, hier und da mit leichtem Sarkasmus die Maßnahmen erörterte. Dabei schonte er sich selber nicht, wenn ihn, den Leitenden, der Verlauf des Gefechtes über Fehler aufgeklärt hatte, die seiner eignen Anordnung entsprangen. Jeder Teilnehmer kam zu seinem Recht. Auch der Sanitätsdienst. Ich mußte über meine (immer nur angenommenen) Dispositionen ebenso berichten wie jeder der Truppenführer. Nach dem Manöver wurden ihm die Berichte schriftlich übergeben. Ich erhielt die meinigen meist erst nach Monaten zurück, stets mit Bemerkungen von seiner Hand versehen, die immer den Kern der Sache trafen, immer Anlaß gaben zu fruchtbringender Erörterung mit meinen Sanitätsoffizieren. Den damals eingeführten sanitätstaktischen Uebungsritten, die sich auf mehrere Tage erstreckten, brachte Goltz lebhafte Teilnahme entgegen. An einem beteiligte er sich selbst, zuschauend, kritisierend, anregend. Niemals fehlte er bei den alljährlichen Besichtigungen der Krankenträger. Unter Teilnahme von Truppen der Garnison, im Rahmen eines kurzen Gefechts im Gelände wurden diese Besichtigungen eine Quelle der Belehrung für uns alle. Ich hatte bei zahlreichen früheren Uebungen dieser Art, an denen ich mitwirkte, niemals einen kommandierenden General dabei anwesend gesehen. Auch bei dieser doch hauptsächlich sanitätstechnischen Uebung zeigte die ausführliche Besprechung, die Goltz am Schluß abhielt, wie tief sein Verständnis auch auf diesem Gebiet die Aufgabe und ihre Ausführung umfaßte. Mehrfach habe ich ihn auf Reisen in die Provinz begleitet, wenn Anträge, Verbesserungen, Krankheitsverhältnisse und ähnliche Dinge aus dem gesundheitlichen

Digitized by Google

Dienstbereich an Ort und Stelle zu prüfen und zu besprechen waren. Auch bei diesen Gelegenheiten konnte ich das oben Erwähnte feststellen. Nichts war ihm gleichgültig, das in Beziehungen zu seinem Dienstkreise stand oder trat.

Nun die andre Seite. Bereits sein erstes Auftreten in Königsberg lenkte die Aufmerksamkeit auf ihn. War es den Königsbergern schon ein völlig ungewohnter Anblick, den Kommandierenden mit seiner Gemahlin am Arm in der Stadt Einkäufe machen zu sehen, so steigerte sich die Beliebtheit, als er sofort Beziehungen zu den besten Kreisen der Stadt aufnahm. Schon im ersten Winter seines Aufenthaltes trat er in der Geographischen Gesellschaft auf und hielt öffentlich, vor einem großen Publikum, in zweistündiger freier Rede einen überaus fesselnden Vortrag über die Bagdadbahn und ihre Bedeutung für Deutschlands Handel. Die Türkei war naturgemäß das Lieblingsthema; Goltz kannte und schätzte sie gründlich; er unterhielt andauernd Verbindung mit hochgebildeten Türken und besaß volles Verständnis für das innere Wesen des osmanischen Volkes und für die Wichtigkeit seiner Erhaltung als selbständiger Nation. Die Strecke der Bagdadbahn hatte er zu Pferde bereist, als sie im Bau war; seine reizenden anatolischen Reiseskizzen geben ein anschauliches Bild dieses mehrwöchigen Rittes durch dasselbe Land, in dem er als ruhmvoller türkischer Heerführer 1916 enden sollte. Kam Goltz in Gesellschaft auf türkische Erlebnisse und Erfahrungen zu sprechen, so versammelte er bald den ganzen Kreis um sich. Mehr wie einmal habe ich gesehen, daß seine fürsorgende Gattin an den Aufbruch erinnern mußte, dessen Stunde er in der Lebendigkeit des Vortrages vergessen hatte. Es kann nicht wundernehmen, daß seine vielseitige, tiefe, gelehrte Bildung und die Art, wie er sie weiten Kreisen in Wort und Schrift vermittelte, ihm schon nach wenigen Jahren den Ehrendoktor der Albertina brachte; eine würdige Vorstufe zu dem Orden Pour le Mérite für Wissenschaft und Kunst, in den er später zu Berlin gewählt wurde und den er, soviel ich weiß, als vierter preußischer General geziert hat.[1])

Goltz sprach mit voller Beherrschung der Sprache in gewandten, wohlgegliederten Sätzen; ohne dramatischen Tonfall, aber eindringlich, obwohl seine Stimme immer etwas belegt war und er oft räusperte. Er hatte im Gefolge seines Brustschusses von 1866 mehrmals, noch nach vierzig Jahren, Attacken von Lungenentzündung durchzumachen; überwand aber diese Schwäche durch seine eiserne Willensstärke, durch ständige Uebung seines Körpers und eine überaus einfache Lebensweise. In jeder Dienststellung erzwang er sich die oft spärliche Muße, seinen schriftstellerischen Neigungen zu folgen. Auch dabei unterstützte ihn die Beherrschung der Sprache sehr bedeutend. Er hatte an den Niederschriften in seiner schnörkelfreien, schönen Handschrift wenig oder nichts zu ändern, ehe er sie zum Druck gab. Sein glänzender Vortrag diente ihm auch als erziehliches Mittel für die Durchbildung seines Offizierkorps. Zweimal habe ich

[1]) Die militärischen Ritter vor ihm waren die Generale v. Peucker, Graf Moltke und Verdy du Vernois.

Digitized by Google

den alljährlichen Liebesmahlen beigewohnt, zu denen er die Reserveoffiziere des Bezirkskommandos Königsberg in der Königshalle vereinigte, um ihnen in zwangloser und doch eindringlicher Rede ihre Aufgaben vor Augen zu führen. Er war der Ansicht, daß die Erziehung des Reserveoffiziers wesentlich vertieft werden müsse, und hat dazu das Seinige redlich beigetragen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß ein so veranlagter und so sich gebender Mann in der hohen Stellung überall der Mittelpunkt wurde, wo er erschien. Auch in seinem eignen Hause, in dem zu verkehren eine Freude und ein hoher Genuß war. Abhold großen Festlichkeiten, sah er auch die Tafelfreuden nur als ein Mittel an, kluge und gebildete Menschen einander geistig näher zu bringen. Er fand hierin die volle Unterstützung seiner ihm ebenbürtigen Gemahlin, die ihn trefflich zu nehmen wußte, wenngleich sie mir oft genug klagte, daß ihr Mann sich nicht genug schone, nie an seine Jahre denke. Im Sommer, wenn sie zur Kur in Karlsbad weilte, pflegte er Sonntags einen kleinen Kreis zum Essen um sich zu versammeln; meistens nur drei Gäste. Man saß an den vier Seiten eines kleinen Tisches; bei einem einfachen Mahle vergingen die knappen Stunden im Fluge, die solcher Erholung gewidmet waren. Aufs lebhafteste ging die Unterhaltung hin und her. Mitten während des Essens stand Goltz wohl einmal auf, um ein Buch zu holen und daraus den Beleg für eben Gesagtes vorzulesen. Für jeden von uns war es eine besondere Ehre, zu diesen kleinen Vereinigungen hinzugezogen zu werden, die sich nie über zwei Mittagsstunden erstreckten und nach denen die Arbeit sofort wieder in ihr Recht trat.

Oft habe ich bei den geschilderten wie bei andern Gelegenheiten mit Staunen wahrgenommen, wie Goltz neben den außerordentlich umfangreichen praktischen und schriftlichen Aufgaben, die er in seinem militärischen Beruf suchte und fand, die schönwissenschaftliche Literatur pflegte. Fast jeder seiner Untergebenen war in der Königsberger Zeit durch den Umfang des Dienstes und die zahlreichen vom Kommandierenden ausgehenden Anregungen gezwungen, Nebeninteressen mehr oder weniger beiseite zu setzen. Er aber brachte es fertig, für Schriftstellerei und Unterhaltungslektüre noch Muße zu gewinnen, sich um die geistigen Strömungen der Zeit zu kümmern. Mehr wie einmal setzte er seine Umgebung in Verlegenheit, wenn die Rede auf Neuerscheinungen am Büchermarkt kam, und er sie meistens kannte: Romane, Dichtungen, politische und soziale Arbeiten usw., die uns im Einerlei des Dienstes entgangen waren. Ein in seinen Jahren ungewöhnliches Gedächtnis unterstützte ihn dabei sehr. An einem Sommertage 1903 hatte er von früh bis zum Nachmittage Truppen besichtigt und unmittelbar darauf im Generalkommando Vortrag entgegengenommen. Gegen 5 Uhr ging unser Zug nach Lötzen. Mit zwei Herren des Stabes saß Goltz in dem Salonabteil, den ihm die Eisenbahndirektion in der Provinz stets zur Verfügung stellte. Während der Fahrt entwarf er die Disposition für die am nächsten Tage im Lager zu Arys angesetzte größere Uebung und diktierte dem Generalstabsoffizier den Befehl. Als unbeteiligter Fahrgast hatte ich Gelegenheit, die völlige Frische zu bewundern, mit der er sich nach den großen Anstrengungen des Tages in die

Digitized by Google

Aufgabe des nächsten vertiefte. In Lötzen erwartete uns am Abend der Krümperwagen, der uns in mehrstündiger Fahrt dem Lager zuführte. Die beiden übermüdeten Offiziere schliefen unterwegs bald den Schlaf des Gerechten, die Natur forderte ihr Recht. Goltz, der mit mir im Fond des Wagens saß, begann alsbald ein Gespräch über einen neuen Roman, von dem damals viel die Rede war. Als ich ihn fragte, wann er denn Zeit finde, sich mit solchen Büchern zu beschäftigen, erwiderte er mit seinem freundlichen Lachen, dazu sei ein Teil der Nacht da. Das Gespräch ruhte nicht, bis wir ankamen, und erstreckte sich über alles mögliche. Er nahm, wo er vertrauen konnte, kein Blatt vor den Mund und geißelte dann wohl mit scharfem Unmut Richtungen und Auswüchse des Lebens, die in mancherlei üblen Vorkommnissen vor dem Gewitter des Weltkrieges an die Oeffentlichkeit drangen, unser Volksleben erregten und schändeten. Nach der Ankunft im Lager, spät am Abend, empfing er noch die höheren Offiziere und besprach mit ihnen Dienstliches, um sich dann erst — gegen 10 Uhr abends — Ruhe zum Essen zu gönnen. Das war so ein Tag, wie im Sommer viele kamen, ohne daß sie seine stählerne Natur merkbar angriffen.

Von 1905 ab setzten sich meine Beziehungen zu Goltz zunächst wesentlich in Briefen fort, da ich nach Berlin übersiedelte. Berührte er Berlin, so benachrichtigte er mich und gab mir Gelegenheit, mich seiner Unterhaltung zu erfreuen. Seine Briefe waren immer kurz, aber inhaltreich. Als er dann Armeeinspekteur wurde und ebenfalls in Berlin Wohnsitz nahm, zuerst in Halensee, später in der Kolonie Grunewald, sah ich ihn öfter und hatte noch mehrere Male das Vergnügen, in seinem hier unendlich erweiterten Kreise zu sein, in dem Männer und Frauen verschiedener Stände erschienen, stets Menschen mit geistigen Interessen und geistiger Bildung. Im Gegensatz zu der Stellung als Korpskommandeur gewährte ihm die als Armeeinspekteur Muße genug zu literarischen Arbeiten. Im übrigen aber befriedigte das militärische Amt des Inspekteurs von drei Armeekorps seinen Tatendrang nicht voll. Der lebendige Einfluß auf die inneren Verhältnisse fehlte ihm, den er als kommandierender General in seinem Korps gehabt und mit Liebe geübt hatte. Er war daher in Berlin bald der Mittelpunkt weiterer Bestrebungen und wurde das noch mehr, als ihn die Stellung zur Disposition den militärischen Pflichten enthob. Davon wissen vor allem die Asiatische Gesellschaft zu erzählen und die Jugendwehr, denen er seine ganze, vom Alter unberührte Kraft widmete. Die Vorträge, die er vor wenigen Jahren im Herrenhause vor den Vorständen der verschiedenen Jugendorganisationen und im Tiergartenhof vor einem weiteren Zuhörerkreise hielt, werden jedem Teilnehmer unvergeßlich bleiben. Mit hinreißendem Schwunge wußte er den vaterländischen Gedanken der Jugendwehrorganisation auszumalen. An der Spitze der darauf zielenden Vereinigungen widmete er dann diesem Bunde seine anfeuernde Kraft, bis der Krieg ihn wieder in den militärischen Dienst des bedrohten Vaterlandes führte. Was seine Bekannten dabei am meisten in Erstaunen setzte, war die Spannkraft, Ausdauer und Frische, mit der er sich in das ihm bisher fremde Gebiet hineinarbeitete und

Digitized by Google

wie er es dann — wesentlich durch das Gewicht seiner Persönlichkeit — verstand, die nicht selten mit deutscher Zähigkeit und Sondersucht auseinanderstrebenden Einzelrichtungen für die große Aufgabe zusammenzuhalten, dem Vaterlande eine gesunde, wehrhafte Jugend heranzubilden.

Bei seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum am 14. Mai 1911 vereinigte Goltz Vertreter und Verehrer aus den Reihen der preußischen und türkischen Armee in seinem vornehm behaglichen Heim am Kurfürstendamm zu einem Mahle. Ich gehörte der Generalsabordnung an, die ihm seine Marmorbüste als Ehrengeschenk überreichte. Unter anderen waren dabei der Nachfolger Goltz' als Generalinspekteur der Ingenieure, General v. Mudra; sein früherer Stabschef im I. Armeekorps, General v. Guendell, ferner General v. Strantz und andere Männer, die heute in hohen Kommandostellen vor dem Feinde stehen. Diese Deputation hatte er als letzte von zahlreichen zur Beglückwünschung erschienenen empfangen und bei sich behalten. Es war das letztemal, daß ich bei ihm an der Mittagstafel saß und Zeuge war der ganzen Summe von Liebe und Zuneigung, die sich der außerordentliche Mann erworben hatte. Die Stimmung war im ganzen ernst; die Zeit und die Lage Deutschlands im Kreise der es umlauernden Feinde war nicht mehr dazu angetan, laute Fröhlichkeit aufkommen zu lassen. Goltz sprach zweimal. Mit wahrer Herzenswärme in seiner ruhigen, formvollendeten Redeweise gedachte er unseres Allerhöchsten Kriegsherrn und des Sultans der Türkei. Dankbarkeit und Liebe waren der Grundton seiner Ausführungen. Daß ihn der bald nachher ausbrechende Krieg der Balkanstaaten gegen die Türkei 1912/13 mit Schmerz erfüllte, war nur zu natürlich. Die ekelhaften, gehässigen Angriffe der Ententepresse, die ihn für die Mißerfolge der Türken in den Schmutz zogen, rührten ihn persönlich sehr wenig. Wiederholt vernahm ich aus seinem Munde Worte der unerschütterlichen Zuversicht zu dem gesunden Kern des osmanischen Volkes und zu der weiteren politischen Aufgabe, die diesem noch vorbehalten war. Daß er selbst dabei noch so bedeutend mitwirken sollte, ahnte er damals nicht.

Mit heißer Sehnsucht erwartete der Feldmarschall zu Beginn des Weltkrieges den Ruf seines kaiserlichen Herrn zum Wiedereintritt in den Dienst. Auf den Glückwunsch zum 71. Geburtstage, den ich ihm zum 12. August 1914, kurz nach meiner eigenen Wiederanstellung, gesandt hatte, schrieb er mir noch am selbigen Tage:

„Mein hochverehrter Herr Generalarzt!

Sie haben recht. Es ist eine schwere, aber auch eine große Zeit, die erhebend und läuternd wirkt. Ich wollte nur, ich könnte nach alter Art tätig dabei sein und mit allen Kräften, die noch völlig frisch sind, mitwirken. Aber das ist mir bis jetzt versagt, und ob eine für mich in Aussicht genommene Tätigkeit zur Wirklichkeit werden sollte, sehr fraglich.

In diesen gewaltigen Tagen nichts tun zu dürfen, das ist das Schwerste, das ich bisher im Leben zu tragen hatte. Man sollte das

Digitized by Google

„zu alt" nicht allzu streng nach dem Taufschein nehmen. Ihre Reaktivierung erfreut mich unendlich — die Gerechtigkeit des Schicksals drückt sich darin aus. Mit herzlichem Gruß von mir und meiner Frau

Ihr alter getreuer

C. v. d. Goltz."

Bald sollte ihm sein Wunsch erfüllt werden. Erst Generalgouverneur in Brüssel, dann, nach dem Eintritt der Türkei in den Krieg an unserer Seite, zur Verfügung der türkischen Armee, fand er ein reiches Feld zur Offenbarung seines Feuergeistes. In Mesopotamien, an der Spitze der türkischen Armee, die den Sieg von Kut-el-Amara auf ihre Fahnen schrieb, kurz vor dieser Heldentat, die er vorbereiten half, besiegelte er am 19. April 1916 die Treue mit seinem Tode — ein Opfer des Fleckfiebers, dessen Keim er beim Besuch seiner erkrankten osmanischen Krieger in sich aufgenommen hatte. Sein Name gehört der Geschichte beider Armeen an, denen sein Leben gewidmet war; seine Person aber wird allen lebendig bleiben, die das Glück hatten, diesem seltenen Manne und wahrhaft guten Menschen näherzutreten.

Naturgesetz und Geist[1]

Von

Gustav Mie, Professor der Physik

Große Zeiten wie die jetzige regen in unserm Innern die alten, oft halbvergessenen Fragen nach Sinn und Ziel des Daseins wieder besonders lebhaft an: Ist die ganze Welt, sind wir selber mit ihr nur ein Spiel des Zufalls oder fügt sich das verwirrende Mancherlei der Geschehnisse im ganzen zu einem ungeheuren Plan zusammen, in welchem wir die Wirkung eines Weltgeistes spüren müssen?

Diese ganze Fragestellung scheint die Naturwissenschaft auf das bestimmteste als unberechtigt und unmöglich zu verwerfen. Denn sie scheint zu behaupten, daß alles Geschehen sich nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung einfach mit Naturnotwendigkeit vollzieht, daß die Welt also zwangsläufig geht wie ein Uhrwerk und es darum in ihr weder Plan noch Zufall geben kann. Wenn das so wäre, so hätten wir jenen alten Fragen nicht das mindeste Gewicht beizumessen; denn die Wahrheit darf nicht von schwankenden Empfindungen und Stimmungen abhängig gemacht werden, nur ein sicheres Beharren bei dem, was wir einmal als wahr erkannt haben, kann unsrer Seele Ruhe und unserm Handeln Festigkeit geben. Auch ist gewiß gerade die Naturwissenschaft ihrem

[1]) Rede, gehalten beim Antritt des Rektorats an der Universität Greifswald, am 15. Mai 1916.

Digitized by Google

innersten Wesen nach durch die Strenge ihrer Methoden, die Objektivität und Sicherheit ihrer Feststellungen allen andern Wissenschaften gegenüber ausgezeichnet. Es ist deswegen eine Aufgabe von größter Wichtigkeit, genau festzustellen, was sie über den Kausalzusammenhang der Ereignisse behauptet.

Das Material, das die Naturwissenschaft bearbeitet, beschränkt sich peinlich auf das, was die Wahrnehmungen der Sinne objektiv liefern. Durch ihre Beobachtungsmethoden wird von vornherein alles Subjektive, wie Stimmungen, Phantasie usw., auf das sorgsamste ausgeschaltet. Aus dem Rohstoff, den die sinnliche Wahrnehmung liefert, konstruiert weiter die ordnende Tätigkeit des Verstandes nach allgemein geltenden objektiven Prinzipien ein Bild der beobachteten Dinge und Vorgänge in Raum und Zeit. Soll dieses Bild vollkommen genau sein, so muß in ihm alles zahlenmäßig gegeben sein. Nicht nur die einzelnen Zeitpunkte nacheinander und die einzelnen Orte müssen durch Nummern, die sog. Zeit- und Raumkoordinaten, bezeichnet sein, sondern auch alles, was dazu dient, die Welt in einem bestimmten Raumzeitpunkt zu beschreiben, muß zahlenmäßig angegeben werden: die Temperatur, die Bewegungen, die inneren Spannungen, der elektrische Zustand, die Beleuchtung, sowohl nach Intensität als nach Färbung, ferner die mannigfachen Eigenschaften des Stoffes an der betreffenden Stelle, alle müssen irgendwie zahlenmäßig bestimmt sein. Selbstverständlich macht man sich in den seltensten Fällen die Mühe, diese genaue Beschreibung durch Zahlen pedantisch durchzuführen, vielfach begnügt man sich vielmehr mit ungefähren Angaben; wir nennen das dann eine qualitative Beschreibung der Dinge im Gegensatz zu der genauen quantitativen. In der Ausdrucksweise der Naturwissenschaft bedeutet also „qualitativ" nur: „ungenau quantitativ". Will man das Wesen der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise verstehen, so darf man niemals aus den Augen verlieren, daß sie die wirkliche Welt als immer und überall zahlenmäßig festgelegt ansieht, auch dann, wenn wir darauf verzichten, uns die Kenntnis dieser Zahlen zu verschaffen und uns mit einer qualitativen Beschreibung begnügen.

Ich will nun die Welt, wenn sie in dieser Weise naturwissenschaftlich objektiv betrachtet wird, im folgenden stets als materielle Welt bezeichnen, das ist also die Welt als raumzeitliches, zahlenmäßig bestimmtes Gebilde. Natürlich umfaßt diese hier materiell genannte Welt auch den sog. leeren Raum, da sich auch im leeren Raum physikalische Vorgänge abspielen, beispielsweise Lichtwellen. Dann läßt sich das Forschungsprinzip, auf welchem die ganze Naturwissenschaft aufgebaut ist, sehr kurz und treffend so formulieren:

Materielle Wirkungen haben stets materielle Ursachen.

Das ist das Kausalitätsprinzip der Naturwissenschaft.

Um dieses Prinzip ganz scharf zu erfassen, wollen wir uns ein in sich abgeschloßenes materielles System denken, d. h. ein Raumgebiet, in welchem die Ereignisse nicht von irgendwelchen materiellen Vorgängen beeinflußt werden, die sich außerhalb dieses Gebietes abspielen. Solch ein in sich abgeschloßenes System ist jedenfalls die Welt in ihrer Gesamtheit. Es gibt aber auch kleinere Systeme, die

Digitized by Google

wenigstens zeitweise ungefähr die Bedingung des Insichabgeschlossenseins erfüllen. So ist beispielsweise jeder Apparat, der für eine bestimmte experimentelle Untersuchung zusammengebaut wird, eine solche kleine Welt für sich, weil er so aufgebaut werden muß, daß alle die unkontrollierbaren Einflüsse der Außenwelt auf das Experiment ausgeschlossen oder wenigstens unmerkbar klein gemacht werden. Ist nun in einem in sich abgeschlossenen System, z. B. in der gesamten Welt, der Zustand an allen Orten durch all die Größen, die zu seiner Beschreibung nötig sind, in einem bestimmten Moment vollständig zahlenmäßig gegeben, so soll sich der Zustand in allen Punkten auch für den nächsten Moment und für alle folgenden Zeiten aus den Naturgesetzen vollständig und zahlenmäßig vorherberechnen lassen. Das ist das Prinzip der Kausalität, mathematisch formuliert, denn es ist in der Tat ein mathematischer Grundsatz. Auch alle Naturgesetze müssen eigentlich die Form mathematischer Gleichungen haben. Daß man in vielen Fällen auf ihre genaue mathematische Formulierung verzichtet und sie nur qualitativ ausspricht, kommt davon her, daß man sich, wie wir schon gesehen haben, überhaupt vielfach mit einer qualitativen Vorstellung der Vorgänge in der materiellen Welt begnügt. Man darf daraus, daß unsre Erkenntnis in vielen Fällen ungenau und vag ist, nicht den Schluß ziehen, daß in der Natur selber die Kausalität nicht ganz exakt und mathematisch genau gelte. Vielmehr wird diese genaue Gültigkeit von der Naturforschung immer stillschweigend vorausgesetzt, und es ist ein Ideal, das ihr — bewußt oder unbewußt — immer vorschwebt, die vorläufigen qualitativen Formulierungen der Gesetze mehr und mehr zu quantitativen, streng mathematischen Formulierungen zu verschärfen.

Aus diesen Ueberlegungen geht hervor, daß die naturwissenschaftliche Methode von vornherein alles Geistige oder Seelische aus der Welt prinzipiell ausschließt. Seele läßt sich niemals objektiv nachweisen. In jeder psychologischen Untersuchung betrachtet der Forscher im Grunde nur das eigne Ich, sein Ich setzt er an die Stelle der Persönlichkeit, die er verstehen will, und er kann sie nur verstehen, wenn er ihr nachempfinden kann. Die psychologische Betrachtungsweise ist also das genaue Gegenteil der naturwissenschaftlichen. Denn aus der naturwissenschaftlichen Betrachtung fällt das eigne Ich vollkommen weg, in ihr ist alles Außenwelt, und das beobachtende Bewußtsein selber steht ganz außerhalb des Kreises von Dingen und Begriffen, mit denen es sich beschäftigt. Wir können sagen: die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise ist vollkommen objektiv. Natürlich kann auch der Mensch selbst Gegenstand naturwissenschaftlicher Erkenntnis sein, aber nur als ein Stück Außenwelt, als materielles Objekt. So ist denn auch der Mensch, wie jedes Lebewesen, für die Naturwissenschaft in gewissem Sinne nur eine Maschine, natürlich nicht in dem primitiven Sinne des achtzehnten Jahrhunderts, wo man glaubte Uhrwerke konstruieren zu können, die die Eigenschaften von Lebewesen hätten, auch nicht in dem Sinne, daß die Vorgänge im lebendigen Körper sich einfach mit sonst in Chemie und Physik bekannten Vorgängen identifizieren ließen. Es werden wohl in dem komplizierten Getriebe eines Tier- oder Pflanzenleibes, auch schon eines einzelligen Wesens, Kräfte und

Digitized by Google

Wirkungen mitspielen, die wir in der unbelebten Natur nicht antreffen und die bisher wohl noch nicht klar aus dem ganzen Getriebe ausgesondert sein mögen, aber auch diese Kräfte und Wirkungen müssen selbstverständlich materieller Natur sein.

So bietet die Naturwissenschaft uns nun ein höchst sonderbares Bild. Sie erhebt den Anspruch, die ganze Welt erklären zu wollen. Denn es gibt kein Ding, das nicht zum Gegenstand der objektiven Betrachtungsweise der Naturwissenschaft gemacht werden könnte. Und zweitens schließt das Kausalitätsprinzip, das ihr zugrunde liegt, die Behauptung in sich, daß sich die Welt der Naturwissenschaft zu einem in sich vollkommen abgeschlossenen lückenlosen Bild zusammenfügt, das nirgends eine Ergänzung durch Vorstellungen erfordert, die der Naturwissenschaft fremd sind. Beispielsweise enthält jener bekannte Satz eines Astronomen, „er habe den ganzen Himmel durchforscht und nirgends einen Gott gefunden", nur die für den Naturforscher eigentlich selbstverständliche Feststellung, daß die Methoden der Naturwissenschaft niemals aus dem Kreise materieller Vorstellungen herausführen. Trotz des umfassenden Geltungsbereiches und der Geschlossenheit der naturwissenschaftlichen Forschung gibt es nun aber Probleme, die den menschlichen Geist nicht minder stark bewegen als die naturwissenschaftlichen, und die sich von vornherein der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise entziehen, das sind alle die Probleme der menschlichen Seele. Um das Leben eines Menschen, um das Leben der Völker in all seinen Aeußerungen menschlich zu verstehen, dazu kann uns die vollendetste Physiologie des Gehirns und der Nerven nicht das mindeste helfen. Erlebtes, das wir verstehen wollen, müssen wir in unserm Geist nacherleben. So kommen wir zu der psychologischen Methode, die nicht nur der Dichter, sondern auch jeder Vertreter der Geisteswissenschaften seinen Arbeiten zugrunde legt. Es erhebt sich nun die Frage: Wie ist es möglich, daß neben den allumfassenden Naturwissenschaften auch noch die Geisteswissenschaften bestehen?

Es ist bekannt, wie die Philosophie des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts diese Frage zu lösen versucht hat. Man verglich die Welt beispielsweise mit einem Uhrwerk, das zwei Zifferblätter habe. Das eine Zifferblatt sollte die materiellen Erscheinungen im Symbol darstellen, das andre die geistigen Erscheinungen, und das Uhrwerk, das in übereinstimmender Weise sowohl den materiellen wie den geistigen Zeiger bewegte, sollte dem Ding an sich entsprechen. Dieses Gleichnis ist, wie mir scheint, nur irreführend und bringt uns der Lösung des Problems um keinen Schritt näher, allein schon deswegen, weil die Welt uns keineswegs zwei Antlitze, ein materielles und ein geistiges, zeigt. Denn wir nehmen die Welt nur auf einerlei Weise wahr, mit unsern Sinnesorganen, und erst die Art, wie wir unsre Sinneseindrücke geistig verarbeiten, entweder nach der objektiv-naturwissenschaftlichen oder nach der subjektiv-psychologischen Methode, führt zu den verschiedenartigen Weltbildern. Indem ich im folgenden untersuche, in welcher Weise und wie weit es der Naturwissenschaft gelingt, ihr Prinzip der Kausalität im einzelnen für die Erklärung der Naturvorgänge wirklich durch-

Digitized by Google

zuführen, hoffe ich zugleich, von der naturwissenschaftlichen Seite her einen Beitrag zur Lösung der Frage zu bringen.

Wenn man die ungeheure Mannigfaltigkeit der Naturvorgänge betrachtet und bedenkt, wie schwierig es ist, auch nur ein kleines, ganz einfaches Stück Materie, etwa ein Stück Metall, in allen Eigenschaften vollkommen zu definieren, so möchte man glauben, daß es unmöglich sei, die ganze Naturbeschreibung mit einer kleinen Zahl von Zustandsgrößen durchzuführen. Man möchte meinen, daß man so viel Größen zur Beschreibung der Dinge brauche und deswegen auch eine solche Fülle von Naturgesetzen, durch welche die Veränderungen der einzelnen Zustandsgrößen im Verlauf der Zeit bestimmt werden, daß daran der Versuch, das Kausalitätsprinzip durchzuführen, scheitern müsse. Man könnte, kurz gesagt, meinen, daß es unmöglich sei, die Grundgesetze, nach denen sich alles Geschehen regelt und die also in ihrer Gesamtheit das Prinzip der Kausalität genauer umschreiben, vollzählig aufzustellen. Und doch ist es eine uralte Idee, die offenbar tief im menschlichen Geist wurzelt, daß all die verwirrende Mannigfaltigkeit des Geschehens im letzten Grunde durch wenig Gesetze von wunderbarer Harmonie beherrscht wird, daß hinter der Natur eine mathematische Klarheit verborgen ist, die nur gedämpft durch den Nebelschleier der Wirklichkeit durchscheint. Diese Idee hat schon die griechische Wissenschaft beherrscht, wenn sie von den griechischen Philosophen auch nur in einer sehr primitiven, uns oft schwer verständlichen Form ausgesprochen werden konnte. Ich erinnere an die Vorstellung der Pythagoreer von der Sphärenharmonie und an ihren Gedanken, allen Gegenständen und Begriffen einfache Zahlen zuzuordnen. Am deutlichsten wird die Idee ausgedrückt durch Platons Satz: *Ἀεὶ ὁ θεὸς γεωμετρεῖ* (Immer treibt die Gottheit Geometrie). Ein Versuch dieses Philosophen, seinen Gedanken genauer durchzuführen, indem er den fünf Elementen die Eigenschaften der fünf regelmäßigen Polyeder beilegte, erscheint uns allerdings heute als eine müßige Spielerei.

In der Tat konnte man an einen ernsthaften Versuch, die Grundgesetze der Naturvorgänge zu finden, erst dann denken, als man ein einigermaßen genügendes Tatsachenmaterial gesammelt hatte, was dem Altertum fehlte, und als man im Besitz einer Reihe experimentell erprobter Naturgesetze war. Damit ging die Forschung nach den Grundgesetzen zugleich aus den Händen der Philosophen in die der Physiker über. Nachdem Newton am Ende des siebzehnten Jahrhunderts die Mechanik, also die Lehre von den bewegenden Kräften, auf eine kleine Zahl mathematisch klarer Sätze zurückgeführt hatte und in der Anwendung auf die Planetenbewegungen einen glänzenden Beweis für die Leistungsfähigkeit der Mechanik und ihrer mathematischen Methoden geliefert hatte, gewann zunächst der Gedanke, daß die Prinzipien der Newtonschen Mechanik auch die Prinzipien der Naturwissenschaft sein möchten, mehr und mehr an Boden. Nach dieser Auffassung, der sog. mechanischen Weltauffassung, sollen sich alle Eigenschaften der Materie und alle Vorgänge in ihr durch das Spiel von Atomen erklären lassen, die selber keine andern Eigenschaften haben als Form und träge Masse,

Digitized by Google

die aufeinander keine andern Wirkungen ausüben als nur bewegende Kräfte, und die keine andern Zustände annehmen können als die der mechanischen Bewegungen. Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts fand diese Theorie eine glänzende mathematische Durchführung, die viele außerordentlich schöne Ergebnisse hatte, und es ist wohl kein Zweifel, daß sie in der Physik der Materie im engeren Sinn des Wortes immer eine große Bedeutung behalten wird. Dagegen läßt sich die Physik des leeren Raumes oder, wie man wohl auch sagt, des Weltäthers, in welchem der Hauptschauplatz der elektrischen und magnetischen Vorgänge liegt, durchaus nicht in das Schema der mechanischen Erklärungsweise hineinbringen. Es sind im Laufe des letzten halben Jahrhunderts sehr viele Anstrengungen gemacht worden, Mechanismen zu ersinnen, die die Gesetze der elektrischen und magnetischen Felder wiedergeben sollten. Sie waren immer vergeblich, und heutzutage ist kein Fachkundiger darüber im Zweifel, daß es tatsächlich unmöglich ist, die Vorgänge in den elektrischen und magnetischen Feldern durch Bewegungen zu erklären. Auch die alte, bequem-anschauliche Vorstellung der Lichtwellen, die in schwingenden Bewegungen der Aetherteilchen bestehen sollten, ist damit definitiv gefallen. Der leere Raum oder der Weltäther kann keine Bewegungen machen, auf ihn ist der Begriff der Bewegung überhaupt nicht anzuwenden.

Da es also Vorgänge gibt, die sich nicht nach den Prinzipien der Newtonschen Mechanik erklären lassen, so können diese nicht die letzten Prinzipien der Naturwissenschaft sein, und wir müssen suchen, allgemeinere Gesetze zu finden, aus denen sich die Gesetze der Mechanik, ebenso wie alle andern Gesetze der Naturwissenschaft, erst als spezielle Konsequenzen ergeben.

Die mechanische Naturerklärung ging, wie wir gesehen haben, davon aus, daß Atome existieren. Diese Atome selber und ihre mechanische Beschaffenheit kann sie natürlich nicht erklären. Nun bilden aber alle Atome der chemischen Elemente ein merkwürdiges System, welches eine Menge höchst interessanter Gesetzmäßigkeiten aufweist. Daraus, daß die Mechanik diese Gesetzmäßigkeiten nicht erklären kann, sehen wir wiederum, daß sie nicht das unterste Fundament der Naturwissenschaft sein kann. Von den letzten Prinzipien der Wissenschaft müssen wir verlangen, daß sich aus ihnen auch die Existenz aller chemischen Atome mit ihren besonderen Eigenschaften und den gesetzmäßigen Beziehungen zwischen ihnen mathematisch herleiten läßt.

Um solche Prinzipien zu gewinnen, muß man vor allem die Zustandsgrößen kennen, auf welche alle andern Größen, die uns zur Naturbeschreibung dienen, schließlich zurückgeführt werden können. Nun hat die experimentelle Forschung gezeigt, daß die Existenz von Materie im engeren Sinn des Wortes stets sowohl mit Gravitationswirkungen wie mit elektrischen und magnetischen Wirkungen verbunden ist. Es kann also keine Materie ohne diese Wirkungen existieren. Gravitationswirkungen und elektromagnetische Wirkungen beobachtet man ferner im leeren Raum, und alle Vorgänge im leeren Raum lassen sich auf diese beiden Arten von Wirkungen zurückführen. Diese Ueberlegung weist

Digitized by Google

darauf hin, daß jedenfalls alle die Größen, die zur Beschreibung von Gravitationsfeldern sowie von elektrischen und magnetischen Feldern nötig sind, fundamentale Zustandsgrößen sein dürften. Es scheint Aussicht vorhanden zu sein, daß man die materiellen Elementarteilchen als gewisse gesetzmäßige, sehr dichte Zusammenballungen gewaltiger Mengen von elektromagnetischer Energie und Gravitationsenergie erklären kann. Wenn das ginge, so ließen sich die mechanischen Begriffe: Bewegung, träge Masse, Kraft, ohne große Schwierigkeit in das neue Begriffssystem übersetzen, das Begriffssystem einer Welt, die nur aus elektromagnetischen Feldern und Gravitationsfeldern aufgebaut wäre.

Diese Auffassung bekommt aber ihr charakteristisches Gepräge erst durch die Verbindung mit einem neuen geometrischen Axiom, das vor einigen Jahren entdeckt worden ist. Die Geometrie läßt sich nicht scharf von der Physik trennen. Denn geometrische Messungen sind nur eine Art von physikalischen Messungen, und in den ältesten Zeiten der Geschichte war wirklich auch die Geometrie eine Erfahrungswissenschaft, freilich gelang es schon im Altertum, die geometrischen Gesetze auf wenige einfache Prinzipien, die Axiome, zurückzuführen. Diese Axiome sind ein Teil der allgemeinen Prinzipien, die der Naturwissenschaft zugrunde liegen, man kann sagen, daß sie gewisse physikalische Grundwahrheiten aussprechen. Als ein Beispiel führe ich das Axiom an, daß es an allen Stellen des Raumes kongruente Gebilde geben kann, d. h. Gebilde, die sich miteinander vollkommen zur Deckung bringen lassen, sei es durch Verschiebung, sei es durch Drehung. Dieser Satz hat den physikalischen Inhalt, daß der leere Raum oder der Weltäther überall physikalisch gleichwertig ist und daß sich auch die verschiedenen Richtungen in ihm nicht physikalisch voneinander unterscheiden lassen, wie das etwa in kristallisierter Materie der Fall ist.

Vor wenigen Jahren haben wir die Ueberraschung erlebt, daß zu den alten, seit Euklides wohlbekannten Axiomen noch ein neu entdeckter, außerordentlich inhaltreicher geometrischer Grundsatz hinzutrat. Dieser neue Satz beschäftigt sich allerdings nicht mehr mit der Geometrie des dreidimensionalen Raumes, die durch die Euklidischen Axiome erledigt ist, sondern mit der Geometrie des ganzen Gebietes Raum-Zeit, welches von den physikalischen Ereignissen erfüllt wird. Um die Stelle irgendeines Ereignisses in der ganzen Entwicklung der Welt festzulegen, muß man vier Koordinaten angeben, drei für den Ort, eine für die Zeit des Ereignisses. Wir sagen deswegen, daß das ganze Gebiet Raum-Zeit, das die Welt erfüllt, vierdimensional sei. Das neue Axiom sagt nun aus, daß es in dem vierdimensionalen Gebiet Raum-Zeit eine unendliche Mannigfaltigkeit von zeitartigen Richtungen gibt, die alle miteinander gleichwertig sind und alle mit demselben Recht als „die Zeit" angesehen werden können. Von den raumartigen dreidimensionalen Gebilden, von denen das vierdimensionale Raum-Zeit-Gebiet ebenfalls eine unendliche Mannigfaltigkeit umfaßt, gehört immer gerade eines zu jeder Zeitachse, welches als der in einem bestimmten Moment von den Dingen erfüllte Raum anzusehen ist. Dieses Axiom nennt man das Relativitätsprinzip, weil nach ihm die Bestimmungen von Zeit und Ort voneinander abhängig, kurz

Digitized by Google

gesagt „relativ" werden. Man kann das Relativitätsprinzip in Parallele stellen mit dem von mir eben erwähnten Axiom von der Gleichwertigkeit der Richtungen in der dreidimensionalen Geometrie. Es dehnt gewissermaßen die Gültigkeit dieses Axioms auf die Geometrie des vierdimensionalen Raum-Zeit-Gebietes aus.

Wenn wir die vierdimensionale Geometrie von Raum und Zeit, die das Relativitätsprinzip begründet, auf die Beschreibung der Welt anwenden, so haben wir von jetzt ab irgendeinen Naturvorgang aufzufassen als ein geometrisches Gebilde in dem Gebiet von Raum und Zeit, und die Gesetze des Geschehens, auch das Kausalitätsprinzip, als Sätze der vierdimensionalen Geometrie. Dieser Gedanke ist vor kurzem mit großer mathematischer Kunst in einer höchst interessanten Theorie der Gravitation weitergeführt worden, nach welcher die Größen, die das Gravitationsfeld beschreiben, rein geometrisch im Sinne der vierdimensionalen Geometrie umgedeutet werden. Diese Theorie nimmt an, daß die Anwesenheit von Materie die geometrischen Gesetze des vierdimensionalen Kontinuums verändert, und daß die Größen, die das Gravitationsfeld beschreiben, nur die Abweichungen von der Geometrie des feldfreien, absolut leeren Raumes angeben. Könnte man diese Auffassung auch auf die elektromagnetischen Feldgrößen anwenden, so würde man dazu geführt werden, alle Grundgesetze der Physik als Axiome einer eigentümlichen vierdimensionalen Geometrie aufzufassen, es beruhte dann wirklich nach Platons Wort, allerdings in einem von ihm nicht geahnten Sinne, alles Geschehen auf rein geometrischen Gesetzen.

Wenn nun dieses Ziel auch noch nicht erreicht ist, so dürfen wir uns doch mit einigem Recht vorstellen, daß die eine Aufgabe der theoretischen Physik, „die Grundgesetze aller Naturvorgänge zu finden" oder, was dasselbe ist, „das Kausalitätsprinzip durch bestimmte Gleichungen mit bestimmten Zustandsgrößen mathematisch genau zu umschreiben", in näherer oder fernerer Zukunft einmal gelöst wird. Wir kommen nun zu der zweiten Aufgabe, „das von den einzelnen Naturwissenschaften gelieferte Tatsachenmaterial auf die Grundgesetze zurückzuführen und so das Kausalitätsprinzip auch praktisch durchzuführen".

Diese zweite Aufgabe hat man, auch ohne daß die erste vollkommen gelöst ist, schon in sehr vielen Fällen in Angriff nehmen können, weil nämlich sehr viele Tatsachen, wie ich schon früher erwähnt habe, durch die auf den Grundgesetzen der Newtonschen Mechanik aufgebaute Atomtheorie erklärt werden können. Da nun die letzten Prinzipien der Physik die Existenz der Atome und die Gesetze ihrer Bewegungen als eine Konsequenz ergeben müssen, so läßt sich sicher behaupten, daß alle die Tatsachen, die man durch die Atomtheorie erklären kann, auch weiter auf die uns jetzt noch unbekannten letzten Prinzipien reduziert werden können.

Die ganze Schwierigkeit, welche sich uns darbietet, wenn wir die schier unübersehbare Mannigfaltigkeit der Naturvorgänge auf die wenigen einfachen Grundgesetze zurückzuführen versuchen, wird uns durch die Atomtheorie widergespiegelt. Es ist durch neuere Beobachtungen gelungen, die Zahl der Atome, aus denen ein Körper sich aufbaut, mit ziemlich großer Genauigkeit zu ermitteln.

Digitized by Google

Ich will hier keine bestimmten Zahlen angeben, es genügt, zu wissen, daß ein einigermaßen handlicher Körper, etwa vom Volumen 1 Liter, viele Quadrillionen von Atomen enthält. Wenn man nun bedenkt, daß jedes dieser unzähligen Atome seine eignen Bewegungen macht und ganz individuell Kräfte auf die andern Atome ausübt, daß man also für jedes Atom seine eignen Gleichungen aufstellen muß, so möchte man daran verzweifeln, daß sich das Kausalitätsprinzip überhaupt durchführen läßt. Es mag vielleicht bei ganz abstrakten mathematischen Untersuchungen gleichgültig sein, ob die Zahl der Unbekannten und der Gleichungen, aus denen sie berechnet werden, drei oder vier beträgt oder ob es viele Quadrillionen sind. Der Mathematiker kann ja in allen Fällen eine Anleitung geben, nach der man die Aufgabe praktisch ausrechnen kann, wenn man die nötige Zeit darauf verwendet. Wenn man aber, sagen wir einige Jahrtausende dazu nötig hätte, dann wäre die Aufgabe eben praktisch unlösbar.

Man kann diese Schwierigkeit nur dadurch überwinden, daß man ein ganz neues Hilfsmittel für die Rechnung hinzuzieht, das den eigentlichen Prinzipien der Physik fremd ist. Dieses Neue ist: die Durchschnittsrechnung, die Statistik. Man rechnet mit den Durchschnittswerten des Verhaltens all der unzähligen Atome, indem man annimmt, daß die Abweichungen der einzelnen Atome vom Durchschnitt den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit oder der Statistik gehorchen. Beispielsweise ist die Temperatur eines Körpers nichts andres als die durchschnittliche Energie der regellos zitternden Bewegungen, welche seine Atome machen, sind die Kraftwirkungen zwischen zwei sich berührenden Körpern, also der gegenseitige Druck, die Reibung, die Adhäsion nichts andres als die Summen all der unendlich vielen individuellen Kraftwirkungen von Atom zu Atom in den Grenzschichten der Körper. Man sieht aus diesen wenigen Andeutungen schon, daß all die Gesetze der Wärmelehre und die Gesetze der mechanischen Eigenschaften der Materie nur statistische Gesetze sind. Dasselbe gilt aber auch von allen andern Kapiteln der Physik, soweit sie sich mit greifbarer Materie befassen, und von allen andern Naturwissenschaften.

Daß man überhaupt die Rechenmethoden der Statistik anwenden und nach ihnen Gesetze herleiten kann, die sich erfahrungsgemäß als wahr ausweisen, schließt eigentlich eine neue Aussage ein über den Aufbau der Welt aus den Atomen, eine Aussage, die man aus den eigentlichen Prinzipien der Physik nicht herleiten kann. Sehr deutlich wird das an einem der wichtigsten und umfassendsten Gesetze der ganzen Naturwissenschaft, dem sog. zweiten Hauptsatz, der sich bloß durch die statistische Betrachtungsweise theoretisch herleiten läßt. Der Sinn dieses wichtigen Satzes läßt sich ungefähr damit andeuten, daß der Ablauf der Geschehnisse durchweg in einer einseitigen Richtung erfolgt, daß also kein Geschehnis je wieder vollkommen rückgängig gemacht werden kann. Und zwar ist die Richtung, in der die Geschehnisse durchweg verlaufen, dadurch gekennzeichnet, daß dabei die Unordnung der Atome immer größer wird. Beispielsweise kann man aus verschiedenen Stoffen, indem man sie durcheinanderrührt, leicht ein inniges Gemisch herstellen, in welchem die Partikeln der einzelnen

Digitized by Google

Stoffe wirr durcheinander liegen, man kann aber nie durch eine ähnlich einfache Operation die durcheinander gemischten Stoffe wieder voneinander sondern und die alte Ordnung herstellen. In der Biologie tritt die Einseitigkeit des Geschehens, von der der zweite Hauptsatz spricht, ganz besonders deutlich hervor. Der Lebenslauf eines Organismus geht durchweg in einem Sinn von der Jugend zum Alter, er führt nicht beliebig einmal rückläufig vom Alter zu den jugendlichen Stadien.

In der Gültigkeit dieses zweiten Hauptsatzes hat die theoretische Physik den Grund dafür zu sehen, daß die Zeitrichtung nach der Zukunft und die Zeitrichtung nach der Vergangenheit nicht miteinander verwechselt werden können. In den eigentlichen Prinzipien der Physik ist hierfür kein Grund zu erkennen, denn nach dem Relativitätsprinzip müßten eigentlich die beiden Richtungen vollkommen gleichwertig sein.

Aus dem Gesagten erkennt man die ungeheure Bedeutung der statistischen Betrachtungsweise für die Erklärung der Naturvorgänge. Man wird sich nun aber auch einer sehr wichtigen Schlußfolgerung aus ihr nicht entziehen können. Es liegt im Wesen der Statistik, daß sie keine Resultate von der streng quantitativen Natur und von der unbedingten Gültigkeit geben kann, wie man sie von einer vollkommenen Durchführung des Kausalitätsprinzips verlangen müßte.

Betrachten wir die elektrischen Funken, die zwischen zwei auf Entladungsspannung geladenen Metallkugeln übergehen, so werden wir bemerken, daß jeder Funke eine etwas andre Bahn hat als die andern. Zwar weicht die Bahn niemals allzusehr von der kürzesten Verbindungslinie zwischen den beiden Kugeln ab, aber sie ist auch niemals genau identisch mit ihr, und es ist der Theorie unmöglich, die genaue Form der Funkenbahn vorherzuberechnen. Die Funkenbahn hängt nämlich von der besonderen Disposition der einzelnen Moleküle der Luft ab, von denen das eine mehr, das andre weniger befähigt ist, unter dem Einfluß des starken elektrischen Feldes zwischen den Kugeln leitend zu werden. Da wir nun von dem Verhalten der einzelnen Moleküle nichts wissen, bleibt uns nur übrig, den Funken qualitativ zu beschreiben und die genaue Form der Bahn dem Zufall zu überlassen. Aber gerade dieser dem Naturforscher so unsympathische Zufall kann nun für uns Menschen unter Umständen außerordentlich wichtig sein. Wir sehen das an unserm Beispiel. Der Blitz ist ein elektrischer Funke, und dadurch, welche Bahn der Blitz zufällig einschlägt, können ganze Menschenschicksale entschieden werden.

Dasselbe sehen wir an einem ähnlichen Beispiel, welches uns heutigestags besonders nahe liegt, der Explosion einer Granate. Man kann qualitativ den Explosionskegel der Granate angeben, aber die genaue Bahn und die Form jedes Splitters, gerade das, wovon Glück oder Unglück des einzelnen Soldaten abhängt, ist nicht vorherzusagen, ist Zufallssache. Ja, selbst wenn man die Granate vor der Explosion nach den empfindlichsten Methoden untersuchen wollte und die Explosion unter sorgfältigster Bestimmung der näheren Umstände im Laboratorium ausführte, wäre eine genaue Vorherberechnung unmöglich. Denn

Digitized by Google

wie die Granate splittert, hängt ganz von der Feinstruktur des Metallmantels ab, diese aber wiederum von dem nie zu ermittelnden Verhalten der einzelnen Atome während der Herstellung des Mantels. Auch an diesem Beispiel erkennen wir, daß Menschenleben und Menschenschicksale oft gerade von den Feinheiten der natürlichen Vorgänge abhängen, die dem Kalkül stets unerreichbar bleiben werden. Man sieht leicht, daß man für derartige nur qualitativ zu erfassende Vorgänge Beispiel auf Beispiel häufen könnte.

Aber man muß sogar noch weiter gehen. Wie wir schon gesehen haben, sind alle Größen, durch die man das Verhalten der greifbaren Materie beschreibt, wie Temperatur, Druck usw., statistische Begriffe, und jedes der einfachen quantitativen Gesetze, die man von ihnen kennt, ist nur ein statistischer Satz. Als ein Beispiel aus der ganzen Fülle nenne ich den Satz, daß ein isoliertes Gasquantum, dem von außen weder Wärme noch Arbeit zugeführt wird, durch und durch eine konstante Temperatur und einen konstanten Druck beibehält. Nun liegt es aber im Wesen statistischer Sätze, daß man gelegentlich kleinere und größere Abweichungen von ihnen erwarten muß. Man muß deswegen auf die Möglichkeit gefaßt sein, daß gelegentlich einmal, wenn auch sicher äußerst selten, Abweichungen von dem normalen Durchschnittsverlauf der Naturerscheinungen vorkommen können, daß sich beispielsweise in einem sich selbst überlassenen Gasquantum gelegentlich ohne eine für uns erkennbare Ursache aus den unregelmäßigen Molekularbewegungen kleine Temperaturschwankungen oder auch kleine Druckschwankungen und Bewegungen entwickeln. Derartige Abweichungen vom normalen Naturverlauf werden der experimentellen Forschung allerdings wohl immer entgehen. Denn von jeder experimentellen Feststellung wird verlangt, daß sie reproduzierbar ist. Wenn nun ein Experimentator einmal ein Resultat bekäme, das vielleicht auf eine kleine Abweichung von einem anerkannten Naturgesetz zurückzuführen sein könnte, so würde er das Experiment öfters wiederholen. Er würde dann, da solche Abweichungen nur äußerst selten vorkommen, seine erste Beobachtung nicht wieder bestätigt finden, er würde sie daher gegenüber den vielen guten Beobachtungen verwerfen, die beim normalen Ablauf des Vorganges gemacht sind. In der Tat ist ja auch für die naturwissenschaftliche Forschung und für ihre praktischen Anwendungen nur der normale Verlauf der Naturereignisse von Interesse, einzelne, ganz seltene Ausnahmen wären wissenschaftlich nicht zu verwerten, auch wenn man sich die Mühe machen wollte, sie bis in die kleinsten Einzelheiten aufzuklären. Man kann aber nicht sagen, ob derartige von der Naturwissenschaft nicht beachtete Schwankungen des Naturverlaufs in dem Weltgeschehen nicht doch gelegentlich eine Rolle spielen.

Dabei ist die Mannigfaltigkeit der nach der Theorie zu erwartenden, aber nicht quantitativ zu erfassenden Feinheiten im Naturverlauf ungeheuer groß, und jedenfalls noch viel größer als sie nach der alten, sehr vereinfachten Atomtheorie angenommen werden kann. Denn obwohl wir auch heute noch in der Physik von den Atomen sprechen, so wissen wir doch, daß das, was wir so nennen, nicht die letzten unteilbaren Bestandteile der Materie sind, wie sie sich die alten

Digitized by Google

Philosophen gedacht haben mögen. Das Atom des Physikers ist ein Gebilde, das wieder aus beweglichen Teilen zusammengesetzt ist und in dessen Innern sich die mannigfachsten Vorgänge abspielen. Die Atome eines Körpers führen also nicht bloß die mannigfachsten Bewegungen aus, wirken nicht bloß aufeinander mit individuellen bewegenden Kräften, sondern sie sind auch noch infolge der inneren Vorgänge in ihnen alle untereinander in der mannigfachsten Weise unterschieden. Man könnte nun aber doch noch sagen, daß der Unterschied gegen die ältere atomistische Vorstellung nicht prinzipieller Art sei. Denn wenn auch das physikalische Atom noch kein philosophisches Atom sei, so könnten doch die einzelnen Bausteine des Atoms selber, z. B. die vielgenannten Elektronen, wahre Atome im strengsten philosophischen Sinn des Wortes sein. Aber nicht einmal das ist der Fall. Man darf sich auch das Elektron nicht als ein absolut unveränderliches, fest begrenztes Teilchen denken. Das Elektron besteht in einer ungeheuer intensiven Zusammenballung von Energie, die vom Zentrum des Elektrons aus nach außen hin allmählich dünner und dünner wird und in den weiter entfernten Sphären endlich ganz schwach wird. Sehr weit vom Zentrum der Zusammenballung ist schließlich nur noch das übrig, was wir gewöhnlich das elektrische Feld des Elektrons nennen, auch dieses Feld gehört noch zum Elektron, es bildet gewissermaßen seine bis in unendliche Ferne reichenden Greiforgane. Dieses ganze Wesen, was wir Elektron nennen, ist also auch noch unendlich vieler Bewegungen und Veränderungen fähig, obwohl es nicht aus Atomen aufgebaut ist, sondern mit seinen Kräften und Energien den Raum kontinuierlich erfüllt.

Da hiernach jedes einzelne Atom als Kontinuum noch eine im wahrsten Sinne des Wortes unendliche Mannigfaltigkeit von Veränderungen durchmachen kann, so brauchte man zur Beschreibung auch eines ganz kleinen Stückes Materie, wenn sie nicht statistisch, sondern ganz vollständig sein soll, tatsächlich die Kenntnis einer im strengsten Sinne des Wortes unendlichen Anzahl von Zustandsgrößen. Wie wir hieraus sehen, wäre es ein Irrtum, wenn man sagen wollte, wie ich es im Anfang meiner Rede angedeutet habe, das Kausalitätsprinzip sei gleichbedeutend mit der Aussage, daß die Welt zwangsläufig geht wie ein Uhrwerk. Dieses Uhrwerk müßte eine im strengsten Sinne des Wortes unendliche Zahl von Rädern und Gewichten haben. Aber dann ist es eben kein Uhrwerk mehr.

Trotzdem das Kausalitätsprinzip infolge der unendlich komplizierten Struktur der Materie niemals ganz vollständig durchgeführt werden kann, muß die Naturwissenschaft es doch als obersten Leitsatz in aller Strenge aufrecht erhalten. Sollte man wirklich einmal eine Abweichung von einem der statistischen Naturgesetze sicher beobachtet haben, so bliebe es der Naturwissenschaft unbenommen, wenn es sich als nötig erwiese, die Methoden der Berechnung und zugleich die Methoden der Beobachtung so zu vervollkommnen, daß die beobachtete Abweichung als feinere Einzelheit im Kausalzusammenhang der Ereignisse verbliebe. Wenn wir grobe Mirakel ausschließen, die aller Vernunft ins Gesicht schlagen würden, so können wir daher sagen, daß die Naturwissenschaft auch in gelegentlichen kleinen Abweichungen vom gewöhnlichen normalen Naturverlauf noch

Digitized by Google

immer keinen Grund sehen wird, das Prinzip der Kausalität zu verwerfen. Anderseits ist es aber auch ausgeschlossen, das Prinzip jemals vollkommen durchzuführen und es aus den Beobachtungen restlos als richtig nachzuweisen. Man kann, kurz gesagt, das streng gefaßte Prinzip der Kausalität weder beweisen noch widerlegen; es ist das leitende Prinzip der Naturwissenschaft, ein Ideal, das nie erreicht wird. Als solches wird es von der Naturforschung nicht aufgegeben werden können, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will, und in diesem Sinne wird der Forscher stets an seiner Wahrheit festhalten. Ob aber die Naturwissenschaft wagen kann, mit einem so indifferenten Satz die Fragen, die das Menschenherz aufregen und ängstigen, abzuweisen, lasse ich dahingestellt. Nach meiner Meinung sollte man die Naturwissenschaft nicht nach Dingen fragen, auf die sie, die ihrer ganzen Anlage nach in erster Linie auf praktische Dinge gerichtet ist, weder antworten will noch antworten kann. Es möchte einem sonst wohl gehen wie jenem Heineschen Jüngling-Mann, der am wüsten nächtlichen Meer steht und mit düstern Lippen die Wogen nach dem uralt qualvollen Rätsel des Lebens fragt:

Es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort.

Die objektive Naturwissenschaft bleibt die Antwort schuldig auf die Fragen, die die Persönlichkeit des Menschen angehen, ja, wenn jemand meinen wollte, von ihr eine Antwort bekommen zu haben, so ist er nur durch eine leere Scheinantwort genarrt.

Zu einem negativen Resultat hat uns also die Betrachtung des Inhalts und der Methoden der Naturwissenschaft selbst geführt. Obwohl im Ablauf der Naturereignisse durchweg Gesetzmäßigkeiten herrschen, so wird doch die ganze Fülle und Mannigfaltigkeit des Geschehens durch die kausale Betrachtungsweise der Naturwissenschaft niemals vollständig erschöpft, und deshalb wird die Menschheit auch niemals die Naturwissenschaft als der Weisheit letzten Schluß ansehen. Immer wieder werden die Fragen nach Sinn und Ziel des Daseins das Menschenherz bewegen, und immer wird die Antwort darauf nur in der eignen Persönlichkeit gefunden werden. Ich will zum Schluß versuchen, dieses Ergebnis unsrer Ueberlegungen noch durch ein einfaches Gleichnis zu beleuchten.

Ich denke mir, statt der Welt sei der Forschung als Objekt ein Musikwerk vorgelegt, und zwar als lebendiges Kunstwerk durch eine vollendet gute Aufführung. Man kann das Kunstwerk nach der objektiven Methode der Naturwissenschaft analysieren und unter Ausschaltung alles Persönlichen die Töne auf ihren gesetzmäßigen Zusammenhang untersuchen. Wenn man auch nicht gerade alles aus einem Kausalzusammenhang erklären kann, so findet man doch eine Menge einfacher und interessanter Gesetze. Da hat man überall einen ganz einfachen Rhythmus, ferner ist aus der unendlichen Reihe der kontinuierlich aufeinanderfolgenden Töne eine endliche Zahl diskreter Töne ausgezeichnet,

Digitized by Google

die allein musikalisch brauchbar sind, und zwischen ihren Schwingungszahlen bestehen einfache gesetzmäßige Beziehungen, weiter gehen diese Töne ganz bestimmte harmonische Verbindungen ein, es gelten genaue Regeln für die Folge der einzelnen Harmonien usw. Diese Gesetze der Musiktheorie sind quantitativ, wie die meisten physikalischen Gesetze.

Wenn man nun aber das Kunstwerk genauer untersucht, so findet man, daß auch hier die mathematisch einfachen Gesetze zur ganz genauen Beschreibung unzureichend sind. Der Rhythmus geht keineswegs wie ein Uhrwerk, sondern zeigt überall feine, durch kein einfaches Gesetz darzustellende Abweichungen von der mathematischen Regel; ebenso ist es mit den Tönen, die eine Menge feinster Nuancen zeigen, sei es fast unmerkbar kleine Abweichungen von der mathematisch exakten Tonhöhe, sei es Klangfärbungen und zarte, mit dem Ton zusammenwirkende Nebengeräusche, kurz, Feinheiten, die sich meistens überhaupt nicht quantitativ bezeichnen lassen. Ohne diese mathematisch nicht faßbaren Nebenwirkungen und Schwankungen wäre das Kunstwerk seelenlos, sie sind es, die es von einem mechanischen Werk unterscheiden. Könnten so nicht auch die feinen Schwankungen und Nuancen des Naturgeschehens, die sich mathematisch nicht wiedergeben lassen, auf einen geistigen Urgrund der Welt hinweisen? Jedenfalls wäre es wohl zutreffender, die Welt mit einem Kunstwerk, als sie mit einem Uhrwerk zu vergleichen. Aber es ist zu bedenken: Solange man das Kunstwerk rein vom objektiven Standpunkt der Tonlehre aus untersucht, kann man von seinem Geist nichts spüren, man kann also auch aus den objektiv nachweisbaren kleinen Abweichungen von der strengen Gesetzmäßigkeit nicht den geistigen Gehalt des Werkes erschließen. Nur eine dem Künstler kongeniale Persönlichkeit, die das Kunstwerk nacherlebt, kann seinen geistigen Inhalt erfassen. So kann auch nur ein Geist, in welchem Gottes Kraft lebt, in der Welt das Göttliche erblicken.

Alles gibt sie reichlich und gern.
Natur hat weder Kern
Noch Schale,
Alles ist sie mit einem Male.
Dich prüfe du nur allermeist,
Ob du Kern oder Schale seist.

Digitized by Google

Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns

Von

Wolfgang Windelband

Das innerste Wesen eines der Männer, deren Lebensarbeit wir die Herstellung der Vorbedingungen für die Erfüllung der nationalen Sehnsucht des deutschen Volkes durch Bismarck verdanken, enthüllt sich uns in den Briefen, die wir hier mitteilen. Der wichtigste Schritt zur Einheit Deutschlands hin, den die Jahrzehnte vom Wiener Kongreß bis zum Amtsantritt Bismarcks gebracht haben, war die Schöpfung des Zollvereins, und sie ist, so hoch auch die Verdienste von Männern wie Motz und Maaßen anzuschlagen sind, doch im wesentlichen dem diplomatischen Geschick Johann Albrecht Friedrich Eichhorns zuzuschreiben. Die Größe seiner Leistung tritt eindringlich in der Darstellung Treitschkes hervor: die Unsumme der Hindernisse, die sich in den Weg stellten, die Masse von teilweise unsäglich kleinlicher und aufreibender Arbeit, die es zu bewältigen galt und die erfolgreich bewältigt werden konnte nur auf Grund des großen Gesamtgesichtspunktes, unter dem Eichhorn sie zusammenfaßte. Ueber alles sich Entgegenstemmende hat er sich hinwegzusetzen vermocht. Die Großtat, die er damit vollbrachte, war aber keineswegs seine erste Leistung, mit der er auf die Wiederherstellung der deutschen Einheit hinarbeitete. Vielmehr war es ihm gegönnt, damit seinem Vaterlande einen Dienst zu leisten, der es um ein gutes Stück dem Ziele näher brachte, auf das er von jeher hingestrebt und an dessen Erreichung er sein ganzes Leben gesetzt hat. Dieser Richtung hatte schon seine Tätigkeit gegolten, als er im Jahre 1813 als Mitarbeiter des Freiherrn vom Stein in dem von den Verbündeten zur Verwaltung der eroberten Länder eingesetzten Zentralverwaltungsrat saß. Er selbst hat in seiner anonym erschienenen Schrift: „Die Centralverwaltung der Verbündeten unter dem Freiherrn vom Stein", Deutschland 1814, die ebenso wie seine zweite anonyme Flugschrift: „An die Widersacher der Vereinigung Sachsens mit Preußen", Frankfurt und Leipzig 1815, sich aufs stärkste für den Gedanken der Reichseinheit einsetzte, in klassischer Weise die Wirksamkeit dieser Behörde geschildert. Es war für ihn ein tiefer Schmerz, als die Hoffnungen, die Stein und er und so viele andre getragen hatten, sich nicht als unmittelbare Folge des Befreiungskampfes ergaben.

Ein so glühender Verfechter der Einigung Deutschlands Eichhorn auch war, die eigentliche Grundlage seiner politischen Eigenart und die Quelle seiner Anschauungen darf doch nicht hierin gesucht werden. Die tiefste Wurzel seines Wesens ruht vielmehr in seinem Preußentum. Er hat sich niemals in seiner klaren Erkenntnis irre machen lassen, daß nur ein starkes Preußen den Kern des neuen Einheitsstaates werde abgeben können. Also auch in dieser Beziehung darf das, was er vollbracht hat, als direkte Vorarbeit für Bismarck angesprochen werden. Dabei ist diese seine Ueberzeugung nicht etwa erklärlich durch die starke

Digitized by Google

Liebe zu seinem engeren Vaterlande. Denn das ist Preußen gar nicht, Eichhorn ist Wahlpreuße, kein gebürtiger. Wie so viele der großen Reformer, die dem preußischen Staat wieder zu neuem Leben verhalfen, ist auch er von außen her gekommen. Auch auf ihn hat der Staat Friedrichs des Großen die unwiderstehliche Anziehungskraft ausgeübt und ihn nicht wieder losgelassen. Eichhorn ist Süddeutscher, er ist geboren am 2. März 1779 als Sohn des Hochgräflich Loewenstein-Wertheimischen Geh. Kammerrats Karl Ludwig Eichhorn zu Wertheim a. d. T. Aber die Luft, in der er aufwuchs, war geeignet, schon den Knaben auf Preußen hinzuweisen. Sein Vater, dieser Beamte des süddeutschen Kleinstaates, war von der Persönlichkeit des großen Königs ganz in ihren Bann gezogen worden, und er hat sich bemüht, diese Hinneigung auch dem Sohne einzupflanzen. In dem nach Eichhorns Tode in der „Kreuzzeitung" vom 16. März 1856 erschienenen Nachruf[1]) teilt der anonyme Verfasser, Professor Siegfried Hirsch, der in persönlichen Beziehungen zu der Witwe des Ministers stand, mit, daß der Vater in der Ueberzeugung, nur die preußische Monarchie könne das nationale Haupt des neuen Deutschland sein, dem Sohn den Rat erteilt habe, sich in den Dienst Preußens als des Vaterlandes, das er aufzusuchen habe, zu stellen. Auch der einzige, der von den Briefen Eichhorns an seinen Vater erhalten ist, läßt deutlich erkennen, wie stark diese Gesinnung in beiden gewesen ist. Er mag deshalb, da er auch gleichzeitig für eine Seite von Eichhorns Wesen, für seinen stark ausgesprochenen Familiensinn, charakteristisch ist, hier im Wortlaut folgen:

Berlin den 1ten Septbr 1809

Außer einigen Nachrichten in einem Briefe vom Bruder Augustin[2]) hab' ich seit meiner Abreise von Frankfurt a/M gar nichts von Ihnen, theuerster Vater, gehört. Als wir zulezt auseinander giengen, mußt' ich Sie unpäßlich verlassen. Ich beruhigte mich seitdem, daß der Einfluß der milden Jahreszeit, Folgsamkeit gegen die Bitten des Arztes und Beobachtung der von ihm vorgeschriebenen geistigen und körperlichen Diät, endlich die Ihnen eigenthümlich inwohnende Lebenskraft den Grund der Unpäßlichkeit würde gehoben und Sie von allen Beschwerden frey gemacht haben. Ich hoffe, daß meine heißen Wünsche in Erfüllung gegangen sind. Ich beschwöre Sie, theuerster Vater, erfüllen Sie die Bitten Ihrer Kinder und nehmen doch alle Rücksicht auf Ihre Jahre und Ihre Gesundheit, die der Arzt für nöthig hält. Wie ich mich bei unsrem neulichen Wiedersehen überzeugt, sind Sie zufrieden mit Ihrer Lage, mit Ihren Kindern; die Unordnungen der politischen Welt haben Ihren Sinn nicht befangen und zu Boden geschlagen, unter den einstürzenden Trümmern haben Sie Sich Selbst nicht in Angst und Furcht verloren, Sie halten fest die Hoffnungen der Wiedergeburt der neuen Welt. Bey dieser Gemütsstimmung kann das Leben nicht ohne Reize und freudige Genüsse seyn. Ich kann daher unmoeglich glauben, daß Sie

[1]) Auch als Separatabdruck erschienen, Berlin, bei J. Heinicke, 1856.

[2]) Der ältere Bruder Eichhorns, geb. 1775, Pfarrer zu Kembach, gest. 1814.

Digitized by Google

Ihre Rechnung mit dem irdischen Daseyn abgeschlossen zu sehen Sich sehnen sollten. Haben aber die Bitten Ihrer Kinder Einfluß, so flehen diese mit Innigkeit, daß Sie doch ja alle Aufmerksamkeit der Erhaltung Ihrer Gesundheit widmen. Sie sind der Mittelpunkt unsrer Familie, nah und fern sind wir in Ihnen vereinigt. Wie waren einst alle beysammen um Sie, in enger Gemeinschaft. Auch ausgegangen aus dem väterlichen Hause, bilden wir uns immer wieder zu einem Hause unter Ihnen. Solange Sie unter uns wandeln, waltet ein Genius des Seegens über uns, Sie halten das Band unsrer Liebe enge zusammen, Sie erinnern uns durch den ausgebreiteten Plan eines in Tugend, Arbeit und Frugalität hingebrachten Lebens in der Ruhe, Zufriedenheit und dem Gleichmuth, die daraus beseeligend das Alter umfangen, was als das wichtigste dem Leben noth thue. —

Ich hab' Ihnen, theuerster Vater, einen Vorschlag zu machen. Wenn der Sommer wieder kommt, können Sie nicht auf einige Monathe von Ihren Geschäften abkommen? Ich möchte zu Ihnen kommen und Sie zu einer Reise, zuerst an den Rhein, und dann hieher abhohlen. Es wird Ihnen Freude machen, Gegenden und Städte am Rhein wieder zu sehen, wo ein Theil Ihrer Jugend hingeflossen. Berlin ist so tausendfach interessant durch eine Concurrenz von unendlich viel Merkwürdigkeiten für den Freund der Kunst und Wissenschaft, den Staats- und Geschäftsmann, den Menschenbeobachter. Ueberall sind Erinnerungen an große Männer und große Thaten aus der Vergangenheit. Wir gehen nach Potsdam über, nach Sans-souci, wo der große Mann, dessen Leben Sie einst so beschäftigt und so erfüllt, in tausend Denkmälern gegenwärtig ist. Sie sollen sehen, in welchen schoenen Verhältnissen ich hier lebe, ich führe Sie bei meinen Freunden herum, und Sie sollen empfinden, daß die wenigen Monathe, die Sie mir widmen werden, mehr fruchten sollen als Wilhelm's [1]) angestrengteste Kunst, so großes Vertrauen ich auch auf dieselbe setze.

Ich wünsche recht bald Nachricht von Ihnen zu erhalten. Es umarmt Sie mit der innigsten Zärtlichkeit Ihr Sohn

F. Eichhorn.

Die Gefühle lassen sich denken, mit denen Eichhorn im Jahre 1806 den Zusammenbruch des Staates erlebte, auf den er seine ganze Zukunftshoffnung gestellt hatte, der die Verwirklichung seines Ideals bringen sollte. Mit äußerster Hingabe aller seiner Kräfte hat er sich an die Wiederaufrichtung des Verlorenen gemacht, soweit er dazu beizutragen vermochte. Der eben mitgeteilte Brief stammt aus dem Jahre 1809, dem Jahre also, in welchem durch Dörnberg und Schill die ersten Versuche unternommen wurden, durch selbständiges individuelles Vorgehen die Staatsleitung Preußens zum Kampf gegen den Bedrücker an der Seite Oesterreichs mitzureißen. Mit beiden Versuchen hat Eichhorn in engster Beziehung gestanden. Mit Dörnberg hatte er zwei Tage vor dessen Losbruch eine geheime

[1]) Eichhorns jüngerer Bruder, Arzt in Wertheim, gestorben wie Augustin im Frühjahre 1814.

Digitized by Google

Unterredung im Auftrage der Berliner Gesinnungsgenossen, an dem Zuge Schills beabsichtigte er selbst teilzunehmen. Nur durch einen Unglücksfall — beim Abspringen von einem mit Munition beladenen Wagen, auf den ein Funke gefallen war, verrenkte er sich den Fuß — wurde er davon zurückgehalten. Aber bei der Vorbereitung beider Unternehmungen hat er offenbar eine ganz entscheidende Rolle gespielt, in seiner Hand scheinen eine große Zahl der leitenden Fäden zusammengelaufen zu sein. H. Steffens bezeichnet ihn in seinen Lebenserinnerungen[1]) „als das ordnende und alle Verhältnisse überschauende Prinzip derselben". Es ist sehr zu bedauern, aber auch durchaus verständlich, daß irgendwelches Material, das hierüber näher Aufschluß geben könnte, nicht vorliegt.

Das Scheitern dieser vorzeitigen Versuche hat Eichhorn von der Verfolgung des Zieles, das er sich in Gemeinschaft mit so vielen hervorragenden Männern gesteckt hatte, nicht abbringen können. Durch das unermüdliche Eintreten für sein Ideal errang er sich in diesem so außerordentlich hochstehenden Kreise, nachdem er seinen Wohnsitz dauernd nach Berlin verlegt hatte, trotz seiner Jugend bald eine prominente Stellung. Enge Freundschaft verband ihn einerseits mit Schleiermacher, mit Gneisenau[2]) anderseits. Ob auch eine Reise nach Wien, die Eichhorn im Jahre 1811 unternahm, im Zusammenhange mit solchen patriotischen Zwecken stand oder ob sie ausschließlich privater Natur war, ist nicht festzustellen. Die überwiegende Wahrscheinlichkeit spricht für das erstere, aber irgendein bündiger Beweis läßt sich nicht dafür erbringen. Dem Tugendbund oder einer der vielen ähnlichen Organisationen scheint Eichhorn allerdings, nach der ausdrücklichen, unten abgedruckten Erklärung seiner Frau, nicht angehört zu haben. Aber seine Wirksamkeit verfolgte dasselbe Ziel wie diese Verbände. Und als dann schließlich 1813 der Wunsch der Patrioten sich erfüllte, als Preußen seinen Bund mit Napoleon löste und die Waffen gegen ihn erhob, da faßte Eichhorn den Kampf ganz in dem Sinne auf, wie ihn die Scharnhorst und Arndt predigten. Er war inzwischen Kammergerichtsrat und Syndikus der neubegründeten Universität Berlin geworden. Mit solchem Eifer arbeitete er an der Organisation von Landwehr und Landsturm, und wirkte auch sonst, wo er nur konnte, an der Aufrüttelung der Bevölkerung, daß er gemeinsam mit Savigny von dem diesen radikalen Bestrebungen abholden Polizeipräsidenten Lecoq dem Ministerium als besonders gefährlicher Jakobiner denunziert wurde. Tatsächlich gelang es auch, den König von der Bedenklichkeit der Aufstellung des Landsturms zu überzeugen, für Berlin wurde er durch das Dekret vom 17. Juli aufgehoben.[3])

---

[1]) Henrich Steffens, Was ich erlebte, Dresden 1842, Bd. 6, S. 185 ff. An dieser Stelle wird Eichhorn nicht ausdrücklich genannt, es ist nur von E. die Rede. Aber im Gesamtregister wird diese Stelle zitiert unter denen, die sich auf Eichhorn beziehen. Es kann also keine Frage sein, daß er gemeint ist.

[2]) Briefe Eichhorns an Gneisenau sind veröffentlicht in der großen Biographie Gneisenaus von Pertz und bei Alb. Pick, Aus der Zeit der Noth 1806—1815, Berlin 1900.

[3]) Vgl. über die Ereignisse bei der Errichtung des Berliner Landsturms und über Eichhorns Teilnahme an ihnen F. Meinecke, Das Leben des Generalfeldmarschalls Her-

Digitized by Google

Damit war der Punkt in Wegfall gekommen, an dem bisher Eichhorn seine Kraft in den Dienst der Landesverteidigung gestellt hatte. Sein Entschluß stand sofort fest. Den eigentlichen Soldatendienst machte ihm seine von frühester Jugend an sehr zarte und anfällige Gesundheit unmöglich. Aber dank seiner Freundschaft mit Gneisenau erhielt er das Versprechen, im Generalstabe Blüchers verwendet zu werden, und beim Ablauf des Waffenstillstands, am 15. August, als die Koalition, durch den Beitritt Oesterreichs verstärkt, den Kampf wieder aufnahm, reiste er sofort in Blüchers Hauptquartier ab. Das ist der Augenblick, in welchem die fortlaufende Reihe unsrer Briefe beginnt.

Die weitaus überwiegende Mehrzahl dieser Briefe stammt aus der Feder Eichhorns und seiner Frau Amalie, der 1783 geborenen Tochter des Berliner Oberhofpredigers und Bischofs Friedrich Samuel Gottfried Sack. Mit dieser Ehe, die am 28. März 1811 geschlossen worden war, war Eichhorn in eine äußerst strenggläubige Familie eingetreten. Auch Amalies Mutter war die Tochter eines Theologen, des bekannten Propstes an St. Nikolai und Bischofs Johann Joachim Spalding, der durch verschiedene theologische und religionsphilosophische Schriften hervorgetreten ist. Der Vater Sack, der übrigens Friedrich Wilhelm III. und seinen Kindern Religionsunterricht erteilt hat, lebte ganz in dem Kampf gegen Rationalismus und Freigeistertum. Auch mit Schleiermacher, der persönlich dem Hause Sack sehr nahe stand, war er in literarische Fehde geraten über den pantheistischen Gehalt von dessen „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern". So brachte also Amalie aus dem Elternhaus eine auch nach außen hin stark betonte Frömmigkeit mit, was übrigens mit Eichhorns Wesen, für das ebenfalls eine tiefe Gläubigkeit kennzeichnend ist, durchaus zusammenstimmte. Es kann deshalb nicht überraschen, daß ein starker religiöser Grundton durch die Briefe hindurchgeht.

Zweifellos ist es eine wertvolle Persönlichkeit, die uns in Amalie entgegentritt, eine Frau von hoher Intelligenz und größter Zartheit des Gefühls. Der so von Herzen kommende und zu Herzen gehende Ton, den sie all den kleinen Einzelheiten, die sie dem fernen Gatten berichtet, zu geben weiß, übt einen köstlichen, unendlich anziehenden Reiz auf den Leser aus. Vor allem nimmt das echt Weibliche, das sich so ganz unbefangen gebende Frauenhafte ihres Wesens in höchstem Maße für sie ein. Aber so stark auch unzweifelhaft die offenen und heiteren Seiten ihres Naturells sind, sie stehen doch in fortwährendem Kampf mit düsteren, das Leben ihr schwer machenden Eigenschaften, und viele der Briefe zeigen, daß diese letzteren oft Herr über die Frohnatur wurden. An einer Stelle wird angedeutet, daß Amalie schon 1811, als sie während Eichhorns Aufenthalt

---

mann v. Boyen, Stuttgart 1896, Bd. I, S. 287—300; M. Blumenthal, Der preußische Landsturm von 1813, Berlin 1900, S. 31—156; M. Lenz, Geschichte der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Bd. I, S. 512; Das preußische Heer im Jahre 1813, Urkundl. Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preußischen Heeres, hgg. vom Großen Generalstab, Bd. 6, 2, S. 308—327. Allerlei interessante Einzelheiten finden sich auch bei G. Barthey, Jugenderinnerungen, Bd. I, Berlin 1907.

Digitized by Google

in Wien zur Kur in Landeck weilte, von hypochondrischen Zuständen heimgesucht wurde. Vielleicht ist derartiges auch noch sonst in ihrer Familie vorgekommen, darauf scheint eine Bemerkung hinzuweisen, die sie über ihren Bruder Karl macht. Es ist das der spätere Bonner Theologe, dann Oberkonsistorialrat in Magdeburg, der 1875 in Poppelsdorf gestorben ist. Er machte den Feldzug von 1813 als freiwilliger Jäger bei der Garde mit[1]) und wird deshalb sehr häufig in den Briefen aus dieser Zeit erwähnt. Auch er scheint mit ähnlichen Anfällen seelischer Depression zu kämpfen gehabt zu haben. Ebenso ist ihr älterer Bruder Fritz in späteren Jahren an einem Gemütsleiden erkrankt.[2]) Bei Amalie hat sich diese Veranlagung immer stärker geltend gemacht, ihre Briefe geben das deutlich wieder; schon 1813 klagt sie über ihren „schweren Geist", 1819 bricht sie mit schwerer Nervenkrankheit zusammen. Und im Verein mit dem ungewöhnlich starken religiösen Innenleben hat das allmählich zu fast völliger Weltabgewandtheit geführt, die ursprünglich keineswegs in ihrem Wesen gelegen ist. Ihrem im Strudel der Diplomatie stehenden Mann, der die rechte Hand des Staatskanzlers geworden war, muß diese Eigentümlichkeit seiner Frau, an der er mit der zärtlichsten Liebe hing, erhebliche Schwierigkeiten bereitet haben.

Darauf ist es offenbar zurückzuführen, daß er in seinen Briefen von dem vielen, was er bei seinen diplomatischen Missionen in den Jahren 1815—1819 — später hat sich das Paar nicht mehr getrennt, so daß keine Briefe mehr erhalten sind — erlebte und vernahm, seiner Frau nur wenig Tatsächliches erzählt. Er weiß, daß er ihr damit keine Freude macht. Der Historiker muß das natürlich aufs tiefste bedauern, könnten doch sonst bei der Rolle, die Eichhorn spielte, diese Briefe eine Quelle allerersten Ranges für die Geschichte dieser Jahre sein. Als solche kann man sie nicht ansprechen, nur gelegentlich und ausnahmsweise fördern sie die sachliche Kenntnis der damaligen Vorgänge. Dennoch besitzt der Briefwechsel unstreitig einen sehr großen Wert. Der Austausch dieser beiden geistig so hochstehenden Persönlichkeiten kann als typisches Denkmal der damaligen Zeit und ihrer Kultur gelten. Es ist ja das klassische Zeitalter der Briefwechsel, in denen die Menschen in ganz anderm Maße, als es in den seitdem vergangenen Jahrzehnten im allgemeinen der Fall gewesen ist, ihr eigentliches Wesen in ihren Briefen geoffenbart haben. Es ist noch die Zeit des feinfühligen Eindringens in das Wesen andrer und in das eigne, die Zeit der genauen Selbstbeobachtung, deren Ergebnisse dann rückhaltlos, aber in kunstvoller und geistreicher Form zur Mitteilung gelangen. Und wenn dann noch dazukommt, wie es hier der Fall ist, daß auch ohne näheres Eingehen auf die gewaltigen Zeitereignisse diese doch immer den deutlich erkennbaren Hintergrund und die Veranlassung alles individuellen Geschehens abgeben, ihm

[1]) Seine hierbei gewonnenen Anschauungen hat er niedergelegt in seiner Schrift: Einige Nachrichten über die Detachements der freiwilligen Jäger bei der kgl. preußischen Garde, 1814.

[2]) Nach einer Mitteilung in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals der Infanterie v. Hüser, Berlin 1877, S. 128.

Digitized by Google

den historischen Glanz verleihen und dann gelegentlich auch in voller Klarheit und Größe zum Ausdruck kommen, dann stellt ein solcher Briefwechsel doch einen Gegenstand dar, der es wahrlich lohnt, der Vergessenheit entrissen zu werden. Gerade derartige Quellen können zum Verständnis der Persönlichkeiten das allermeiste beitragen.

Offenbar hat Amalie selbst nach dem Tode ihres Gatten am 16. Januar 1856 sich mit dem Gedanken einer Veröffentlichung des Briefwechsels oder wenigstens eines Teiles getragen. Sie weilte im Sommer desselben Jahres bei dem Sohne des in den Briefen häufig erwähnten Baron Friedrich v. Scheele auf dessen Gute Schenkendorf. Dort hat sie sogar einige kurze erläuternde „Notizen über unsre Correspondence" niedergeschrieben und die Briefe selbst aufs sorgfältigste geordnet. Sie zählt genau auf, wann Eichhorn von ihr getrennt war, und gibt an, in welchen Mappen die von jeder dieser Gelegenheiten herrührenden Briefe sich befinden. Unbedingt für ihr Wesen charakteristisch und mit dem Ton ihrer Briefe aufs beste zusammenstimmend ist der schöne, in seiner tiefen Wehmut erschütternde Schlußsatz, in den diese Aufzeichnungen ausklingen: „Jetzt abermals getrennt — und keine Briefe — und — nicht getrennt."

I. In Blüchers Hauptquartier (August bis Oktober 1813)

Die schweren, entscheidungsvollen Tage des Herbstfeldzuges von 1813 spiegeln sich in diesem Teil der Briefe wider. Damals mußte sich zeigen, ob der Beitritt Oesterreichs und die restlose Anspannung der inneren Kräfte Preußens das bisherige Stärkeverhältnis in einem Maße verschoben, das genügte, um die Macht des sieggewohnten Imperators niederzuwerfen. Ueber die Vorgänge auf zwei Teilen des Kriegsschauplatzes werden wir unterrichtet. Eichhorn erzählt von den Taten der schlesischen Armee, in deren Generalstab er, übrigens nicht als einziger Zivilist, sich betätigen durfte. Amalie erlebte in Berlin die Tage der Angst, da erst Oudinot und dann Ney dicht vor den Toren der Hauptstadt standen. Sie gibt ihrem Mann die Nachrichten über das Ergehen des Kreises von glühenden Patrioten, in dessen Mittelpunkt er gestanden hatte und dessen größter Teil nun die Waffen gegen den Feind trug oder, wenn ihm das versagt war, sich der Fürsorgetätigkeit widmete.

Mit ganz andern Augen sehen wir heute solche Briefe an, als wir dies noch vor zwei Jahren hätten tun können. Was damals Preußen getragen hat, das erlebt heute Deutschland in unendlich gesteigertem Maßstab. Deshalb stoßen jetzt solche Stimmen aus der Zeit der höchsten Not, da ebenso wie heute das Ringen um das nationale Fortbestehen ging, bei uns auf das unmittelbarste und verständnisvollste Mitgefühl. Auch wir wissen, wie der Krieg ist, was ein solcher Existenzkampf bedeutet. Wir vermögen deshalb das Gefühl zu würdigen, dem Eichhorn und seine Frau Ausdruck geben, wenn sie rings um sich herum, wohin sie auch blicken, Trauer sehen um wertvolle, blühende, freudig fürs Vaterland hingegebene Leben. Aber was damals auch die Schwachen trotz allem immer wieder aufrichtete und dem ganzen Volk die hinreißende Kraft verlieh, genau

Digitized by Google

dasselbe dürfen wir auch heute unser eigen nennen, und auch heute hat es dieselbe siegbringende Wirkung: das unerschütterliche Bewußtsein der Reinheit unsrer Sache, die Erkenntnis der unentfliehbaren Notwendigkeit des Kampfes, wollte unser Vaterland nicht Verzicht leisten auf jede Möglichkeit aufwärtsführender Entwicklung. Das traf damals zu, wie es heute gilt; und es sind zum Teil klassische Formulierungen, in denen Eichhorn dieser Erkenntnis Ausdruck verleiht. Es ist wirklich, wie wenn es im Hinblick auf unsern Kampf gesagt wäre, wenn er schreibt: „Wir haben keinen Frieden zu hoffen, als durch die Schläge und Stürme des Kriegs. Je ernstlicher und kräftiger diese sind, desto gründlicher und befestigter wird der Friede, desto freier, lebendiger und in desto größerem Umfange dessen Genüsse und Segnungen. Darum will ich fortan durch die Ruhe des Friedens und alle Bewegungen und Verheerungen des Krieges ziehen, an den letzteren mich nicht entsetzend, nicht einsinken in die Sehnsucht nach dem ersteren, den festen Blick auf die Glorie der Erlösung gerichtet und die Seele von ihr erfüllt, in welcher Krieg und Frieden ihre Versöhnung finden."

Die hohe Gesinnung, die aus diesen Worten spricht, war auch Amalie durchaus zu eigen. „Wo du bist, da bist du recht!", das ist der Trost, der ihr über die Trennung von dem Gatten hinweghilft und zu dem sie sich immer wieder durchzuringen sucht. Aber sie ist doch viel zu sehr ihren Stimmungen unterworfen, als daß sie stets sich dazu zu bekennen vermöchte. Die bange Sorge um das Leben des Geliebten, die auf dem Bewußtsein beruht, daß er ihr so viel bedeutet, daß ohne ihn das Leben für sie seinen Inhalt, seinen Wert verloren hätte, der Schmerz über die Trennung von ihm tragen doch oft den Sieg über ihren Willen davon, sich von keiner Schwäche anwandeln zu lassen. Es ist rührend zu sehen, wie während des Schreibens beides in ihr miteinander kämpft, wie sie sich bestrebt, den vor dem Feind stehenden Gatten nicht auch noch mit der Sorge zu belasten, seine Frau könne das Maß des Bangens nach ihm nicht ertragen, und wie ihr das doch oft nicht möglich ist. Jeder von ihnen sucht gelegentlich durch liebevolle Neckerei den andern über solche Stimmungen hinwegzutäuschen, das wirkt dann eigentlich nur um so wehmütiger. Auf die Nachricht, daß Eichhorn ganz richtigen Offiziersdienst tut und hoch zu Rosse ins Feuer gekommen ist, geht ihre mühsam bewahrte Fassung für einen Augenblick verloren. Aber hemmungslos bricht dann Amalies Jubel aus, als schließlich das Wirklichkeit wird, was sie immer für ihren Mann ersehnt hatte, als Eichhorn den Soldatenrock wieder auszieht und durch die Beschäftigung in Steins Zentralverwaltung der Gefahr des Schlachtfeldes entrückt wird und dabei doch das Bewußtsein haben kann, seine Kraft im Dienste der großen Sache zu verwenden.

Als Einführung und als Hilfsmittel zum besseren Verständnis der Briefe dienen am besten die Worte, die Amalie selbst zu diesem Zweck in ihren „Notizen" niedergeschrieben hat:

Digitized by Google

„Als wir uns im Jahre 1811 am 28ten Merz verheiratheten, war die politische Aufregung in Preußen wie in ganz Deutschland bereits sehr mächtig, das französische Joch abzuschütteln war ausgesprochen oder doch im Innern hegend der allgemeine Wunsch. Den 2ten Merz 1812, am Geburtstage Eichhorns durch ein kleines Freundes Mittagmal von mir gefeiert ward die Kunde von Preußens Alliance mit Frankreich gegen Rußland bekannt. Der Schmerz der Patrioten war gewaltig, mit ihm stieg die Thätigkeit und die Hoffnung auf Sieg. Kein Bund, aber eine stillschweigende Verbrüderung der Kampfbegierigen festigte sich immer mehr. Eichhorn war Einer der Erregtesten, der Aufregensten. Am 3ten Fbr. 1813 erschien der Aufruf des König Friedrich Wilhelm IIIten zur allgemeinen Volksbewaffnung. Die Franzosen hatten die Stadt und Umgegend stark mit Truppen besetzt. Unter ihren Augen rüstete man sich in Berlin zum Kriege; sie wußten nicht, ob mit ihnen oder gegen sie, doch ahnend das Letztere durch mannigfache Aeußerungen der Unsern. Eichhorn brachte mich zu meiner Sicherheit auf kurze Zeit in das Haus meiner Eltern. Auf dem Wege dahin schoß man in den Straßen, daher Eichhorn zu meinem Schutz sich aus dem Wagen Fenster vorlag. Bald eilte ich wieder nach meinem Hause, und am 6ten Merz morgens weckte mich Eichhorn mit der Nachricht, in der vergangenen Nacht seien die Franzosen aus Berlin abgezogen. Am 12ten Merz 1813 mitten unter dem Einmarsch des Russischen Generals Wittgenstein ward Hermann geboren. Der Tumult in der Stadt war groß. Eichhorns Thätigkeit wuchs immer mehr. Er erhielt den Auftrag, Landwehr und Landsturm zu organisiren; es geschah mit unablässiger rastloser Anstrengung, ich wohnte mit meinem Säugling, der am 3ten Mai unter Belagerungsdonner der Festung Spandau von meinem Vater im Hause im Beisein weniger Freunde getauft ward, wieder auf einige Wochen bei meinen Eltern, da meine Häußlichkeit fast einem Feldlager glich.

Eines Abends sagte ich zu meinem Mann: „Du hast so vielen Bürgern und Freunden die Waffen in die Hand gegeben, jetzt mußt Du sie selbst ergreifen, denn das ist in dieser Zeit die Pflicht und die Losung des Vaterlands Freundes.“ „Der Plan war schon lange gefaßt“, war die Antwort, und so geschah es auch: Am 21ten Aug.[1]) 1813 ging mein geliebter Mann ins Haupt Quartier des Blücherschen Corps nach Schlesien, vom General Gneisenau erwartet. Mit meiner Schwester Mine begleitete ich ihn bis Friedrichsfeld, wo meine Tante Spalding eine ländliche Besitzung bewohnte. Hier trennten wir uns. Auf einem leichten offenen Wagen sah ich den geliebten Mann leicht gekleidet in der Landwehruniform, im dünnen Mantelkragen gehüllt dahin eilen.“ — — —

Eichhorn an Amalie

Vogelsdorf, 10½ Uhr [16. August 1813]

Schon von hier aus beginnt, geliebte Amalie, mein Briefwechsel. Wir kamen schnell hier an. Russen zu Fuß und zu Pferde, die uns begegneten,

[1]) Hier irrt sich Amalie im Datum. Schon einige Tage früher, am 16. August ist Eichhorn abgereist, am 20. kam er bereits im Hauptquartier an.

Digitized by Google

hielten uns unausgesezt das Bild des Krieges vor. Sey ruhig, geliebte Seele, und vertrau' auf Gott. Was so im Glauben an ihn unternommen worden, wird er auch zum Besten führen. Die Trennung von Dir und unserem Herrmann ward mir schwer, sehr schwer. Ich lag immer noch in Deinen Armen, meine Lippen drükten sich noch immer fest auf den Deinigen, als der Wagen schon längst über Friedrichsfelde hinaus war. Ich habe kein Bildniß von Dir nöthig. Klar, mit allen Farben und allen Lichtern ist Dein Bild in meinem Herzen; es soll mir Licht, Trost und Erquickung seyn in allen finsteren und schweren Nöthen, die das Schikſal mir bereiten möchte. Sey Du aber auch immer recht tapfer, denn so hab' ich Dein Bild gefaßt und trage es bey mir.

Lebe wohl. Noch die herzlichsten Grüße an die gute Tante, Deine Trösterin und Freundin,[1]) an die Simon[2]) und an alle, die dort sind.

Dein F. Eichhorn.

Eichhorn an Amalie

Crossen, Morgens 5½ Uhr [17. Aug. 1813]

Ich bin eben hier angekommen. In dem Wirthshause neben der Post stieg ich auf einige Augenblicke ab, um Dir zu sagen, wie weit ich gekommen bin. Ich schreibe in derselben Stube, wo ich einst vor 2 Jahren auf der Rükkehr von Schlesien mit meiner Amalie eine Nacht zugebracht habe.

Bis hierher ging die Reise ganz glüklich. Von Vogelsdorf aus, wo auch Friz[3]) und Simon, die lezten aus Berlin mir anhängenden, abgiengen, hatte ich recht Muße, um über die Trennung von Euch, die Ihr nun alle hinter mir wart, zu brüten. In Muencheberg kam ich um 1½ Uhr und in Frankfurth gegen 8 Uhr des Abends an. Unterwegs traf ich auf keinen Reisenden, nur wandernde Soldaten und Militärwagen. Es schien, als hätte sich schon alles in der Ahnung des nahen Sturms in einem Herde, den man für sicher hielte, zurükgezogen. Die Nacht bracht' ich auf der Reise von Frankfurth bis hieher zu. Nur in Ziebingen ruhte ich eine Stunde. Von 10 Uhr bis zum Erwachen des Morgens war der Mond mein treuer Begleiter. War es die dunkle Erinnerung an Tiek und seine Lieder, um Ziebingen, in der Heide, wo der Mond wunderbare Lichter neben den großen Schatten der Bäume aufwarf, wiegte sich meine Seele in Träumen, nicht schweren, wohl wehmütigen von Trennung und Wiedersehen. Wahrscheinlich lag in dieser Zeit Deine Seele in gleichen Träumen, und es war nicht Tiek, sondern die Sympathie unserer Seelen, welche den meinigen in jener Zeit Träume ohne Zahl zuwehte.

---

[1]) Frau Luise Spalding, die oft in den folgenden Briefen erwähnt wird, die Witwe des 1811 verstorbenen Philologen Georg Ludwig Spalding, Professors am Gymnasium zum Grauen Kloster, eines Bruders von Amalies Mutter.

[2]) Justizkommissarius am Kammergericht Simon, ein naher Freund Eichhorns, der ebenso wie seine Frau häufig genannt wird.

[3]) Friedrich Sack, Amalies jüngerer Bruder, geboren 1788, gestorben 1842 als Oberkonsistorialrat und Hofprediger in Berlin.

Digitized by Google

Noch ist alles ruhig. Der Landsturm in hiesiger Gegend war zwar heute früh schon auf seinen Sammelplätzen in Erwartung, daß es etwas zu thun gebe. Es heißt jedoch, die Franzosen zögen sich von allen Seiten zurück. Als ich hier einfuhr, wurden eben 4 Deserteurs eingebracht.

Lebe wohl, liebe Amalie. Grüße Eltern und Geschwister herzlich.

Dein F. Eichhorn.

Amalie an Eichhorn

Berlin. Am 16ten Aug. 1813.

Es ist schon über 9 Uhr Abends, Sammelsie[1]) hat viel schon gerechnet und gezählt mit Groschen usw. und ist ganz heiter. Nur das geht mir vorzüglich im Kopf herum, Du theurer Geliebter, daß Du keinen Mantel hast, jetzt in der kalten Nacht, wo Du immer weiter, weiter von uns wegrollst. Simon ist ganz außer sich darüber; Er hätte Dir so gern den Seinen gegeben, und ginge noch heute 3 Meilen, ihn Dir zu bringen, ich mit ihm. Keinen Mantel, und überhaupt so schlecht equipirt bist Du. Lache nur nicht über mich, ich bin doch zu schelten, daß ich Dir nicht alles besser herbeigeschafft habe, Du mein einzig Geliebter. So habe ich auch die Pantoffeln vergessen, die sind Dir so sehr nöthig, ich habe sie selbst genäht, ich schicke sie Dir nach. Schaffe Dir nur ja Alles recht ordentlich an, auch ganze Hosen und einen tüchtigen Mantel fürs Bivouakiren, hörst Du, Herrlicher.

Gleich nach meiner Zurückkunft schrieb ich an Baumgarten,[2]) dann kam noch spät die gute Mutter und Mine. Zwar voll Wehmut war unser Gespräch, doch hat es mich gestärkt. — Hättest Du nur einen Mantel! — Ich danke Dir innigst, Du mein Einziger!, für Deine Zeilen aus Vogelsdorf, sie sind ganz wie Du bist. Vielleicht kannst Du es viel so machen. — Mein Junge schläft herrlich. Schläfst auch Du, werde auch ich schlafen? O du Kind, köstliches Bild der Ruhe, liebliches Land zwischen dem sturmbewegten Meer! Was ist die Liebe für ein Gefühl. Davon ahndete ich schon manches früh, aber täglich, täglich, seit ich Dich liebe, habe ich mehr davon, und nun seit heute! Halte Dich, o Herz! Glaube mir, ich bin jetzt recht stark, es macht, daß ich an Dich schreibe, was ich vielmals des Abends tun will, auch habe ich gebetet! Hättest Du nur einen Mantel und die Pantoffeln, ich wäre ganz ruhig, ja ich könnte lachen, und recht dumm und jut sein — — Eins ist auch gut, die Einquartierung geht morgen ganz fort, dennoch habe ich an Baumgarten geschrieben. Alles soll Ordre haben zum Aufbruch. Im Correspondenten[3]) steht die Kriegs-Erklärung Oestreichs gegen Frankreich für erfolgt. — —

Unter Deinen Büchern auf Deiner Stube auf Deinem Tisch habe ich einen

---

[1]) Kosename, mit dem Eichhorn Amalie wegen ihrer Sparsamkeit zu necken liebte.

[2]) Offenbar ein Beamter im Berliner Militärgouvernement.

[3]) Preußischer Correspondent; vgl. unten.

Digitized by Google

ſtark verſiegelten Brief gefunden mit der Addreſſe an Reimer[1]) nicht von Deiner Hand. Durch das Papier ſchimmert eine 2te Addreſſe durch und die Worte: Nach meinem Tode zu vollziehen — —. Du haſt mir keinen Auftrag hierüber gegeben — ſoll ich das dem Reimer geben. Die Adreſſe iſt: Herrn Buchhändler Reimer Wohlgeboren, alhier. Nun will ich zu Bette gehen und morgen noch mehr ſchreiben. Leb, leb ach ſo wohl! —

am 17ten Aug. 1813.

Heute waren viele liebe Menſchen ſchon hier, auch Heimburg, der auch ſchon ausmarſchiert iſt. Dazu kam Frieſen,[2]) der Dir kurz vor Frankfurt begegnet iſt, zu ſeinem Leidweſen Dich nicht erkannt hat; er hat Dir ſehr viel zu ſagen, und Du hätteſt ihm einen Gruß für mich beſtellen können. Manches hat er mir auch geſagt, wie er gehofft, Du ſeieſt noch hier, aber was iſt, das iſt gut. Wir ſprachen lange zuſammen und ſeitdem iſt mir ſehr ſchwer. Wie groß iſt die Zeit. Es iſt doch ſehr möglich, daß unſre braven Truppen geſchlagen werden, denn die ganze Macht Napoleons ſoll gegen Berlin anrücken, indeſſen Ihr rückt wohl gegen ſie an. Immer muß dieſes doch auch in Blätter der Liebe kommen, es ſteht ſich ſo nahe. Einen Brief von Arndt hat mir Frieſen abgegeben, ich habe ihn erbrochen, und da er nichts Bedeutendes enthält, ſchicke ich ihn Dir nicht, hoffentlich ſiehſt Du auch Arndt, haſt ihn dann ſchon geſprochen, wenn dieſes Dich antrifft. Er ſagt, was auch S.[imon?], daß St.[ein] Dich zu einem andern Zweck beſtimmt, und wünſchte, Du bliebeſt noch in Berlin. Doch das iſt nichts. Wie ſollteſt Du hier leben, nein! wo Du biſt, da biſt Du recht. Die gute Karoline[3]) hat bei mir gegeſſen, immer ſprach ſie von Dir, wie gern ſie Dich noch geſehen, wie ſehr ſie Dich liebe. Ich tröſte oft die Andern. O wie hoch iſt es zu lieben. Hierin liegt aller Glauben, alles Vertrauen. Aus Liebe zu Dir bin ich ſtark, ach nur edlere Naturen können das verſtehen. — Wie bellommen iſt mir aber oft, wenn ich ſo in Deine Stube gehe. Ich thue es unwillkürlich, und zuweilen überfallen mich Abweſenheiten, aber es iſt auch wieder beſſer. Jetzt iſt es 4 Uhr, ich will zu den Eltern gehen, um dieſe Zeit warſt Du gewöhnlich bei mir. Hier in der Ecke des Sophas.

Ich wage es auf Frieſens Vorſchlag, dieſen Brief an Herrn von Gneiſenau zu addreſſiren. Es iſt wohl etwas kühn. Alles grüßt, alles liebt Dich.

Deine, Deine Amalie.

Am 18ten Aug. 1813.

Erſt wollte ich Dir dieſe Zeilen ſchon geſtern ſchicken, ich verſchiebe es bis Sonnabend, wo vielleicht (ach wie ſehnlich wünſche ich es) wieder die lieben

---

[1]) Georg Andreas Reimer, der Inhaber der Realſchulbuchhandlung und bekannte Verleger, ein intimer Freund Eichhorns; vgl. über ihn H. Reimer, G. A. Reimer, Berlin 1900.

[2]) Der Vorkämpfer der Turnbewegung, nach Körners Tod Lützows Adjutant, am 15. März 1814 durch einen franzöſiſchen Bauer erſchoſſen.

[3]) Schweſter Amalies.

Digitized by Google

theuren Schriftzüge Deiner Hand mein schweres Herz erquickt und erleichtert haben. Heute ordnete ich Deine Sachen; jetzt eben las ich Briefe von Dir und mir. Es fiel mir einer in die Hand vom 18ten Aug. 1811 aus Landeck, den ich geschrieben, als Du in Wien warst, und nun welche Trennung, 18. Aug. 1813. Die Stülpnagel[1]) war hier; diese Frau ist grade jetzt für mich herrlich. Wir haben zusammen herzlich geweint, unser Glück dann wieder gepriesen solche Männer zu haben, und einander getröstet. Sie brachte einen Brief von ihrem Mann an Dich mit dem Auftrage, daß wenn Du nicht mehr hier wärest, ihn zu eröffnen. Das taten wir und fanden drin einen Brief an den Herzog von Oldenburg in dem Fall, wenn er bliebe, abzugeben. Du kannst Dir die Frau denken! An Dich schreibt er höchst mißmutig, er sagt auch, Stosch sei bei ihm gewesen, hätte aber nicht gesagt warum, doch könne er's raten und daraus würde nichts werden können: denn die Sachen stünden nicht so, als sie einst geträumt hätten.[2]) Die Stülp. jammert auch recht, daß sie Dich nicht mehr fand, sie liebt Dich so sehr. Denke Dir, guter Eichhorn: vorgestern hat alles Berliner Militair ein Lager bezogen in der Hasenheide, es ist aber so schlecht verpflegt worden, daß sie halb verhungert sind, und nun jetzt plötzlich, Abends 10 Uhr wieder in die Stadt zu ihren Wirthen kommen. Welche Einrichtung! Auch meine 7 Mann sind wieder da. Wären es nur 2 oder 3, wie gern wollte ich sie verpflegen. Es wäre mir jetzt eine wahre Freude. Auch will ich morgen Deine blaue Stube zur Aufnahme dieser Gäste hingeben: denn es scheint nicht, daß man fürs erste auf mein Gesuch achtet.

Am 19ten Aug.

Ich war heute bei Sack.[3]) Er sagte mir, ich sollte nur für diesmahl die Einquartirung noch behalten; sie müßten nächstens fortgehen, künftig wäre ich frei. Auch mit Simon, Beelitz,[4]) Balan[5]) habe ich mich schon billetirt.

Jetzt wieder Abends magst Du wohl auch meiner gedenken, Du Lieber! Ich bin schon oft viel allein gewesen, aber wie anders jetzt, da ich Dich nicht mehr erwarten kann: kein starkes Klingeln mich freudig erschreckt, überhaupt kein Klingeln, alles ist so still. So lieb' ich's ja, aber, ach wahrlich nicht um diesen Preis. Hermann ist herrlich gesund. Schuhe sind ihm aber noch das Liebste. Ein neues Manöver hat er gelernt beim Ausziehen: sein Füßchen nimmt er in den Mund. Das sieht prächtig aus. — Gute Nacht, theure, theure Seele.

---

[1]) Frau des damaligen Majors in der russisch-deutschen Legion v. Stülpnagel, der 1839 als Generalleutnant und Departementschef im Kriegsministerium starb. Er wird erwähnt bei Arndt: Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn v. Stein, S. 17 f.

[2]) Nicht zu verstehen, worauf hier angespielt ist. Stosch ist entweder der Adjutant Gneisenaus oder dessen Bruder, ein Justizkommissar oder ein Berliner Prediger.

[3]) Geh. Staatsrat Sack, Zivilvertreter im Militärgouvernement Berlin, wird noch öfter erwähnt in den folgenden Briefen als G. St. Sack.

[4]) Kammergerichtsrat Beelitz.

[5]) Joseph Wilhelm Balan, Justizkommissar beim Kammergericht, später Vortragender Rat im Auswärtigen Amt, speziell betraut mit der Bearbeitung der römisch-katholischen Angelegenheiten, gest. 1834.

Digitized by Google

Am 21ten Aug. 1813.

Ich lebe ein recht heiliges Leben: ganz durchs Andenken an Dich genährt, erhalten, gestärkt, in dem Bewußtsein Deiner Liebe glücklich, seelig in dem Gefühl, daß ich Deiner werth bin. Die Stürme von außen berühren mich wenig, die kleinen Gebrechlichkeiten des Daseins beschäftigen mich gerade wie sie sollen, Liebe allein, Liebe zu Dir, zu meinem Kinde und Liebe zu allen Menschen erfüllt mich. Das alles ist Dein Werk, unbewußt ist's Dein Werk. Viel Aehnlichkeit hat mein Zustand jetzt mit dem eines Mädchens: viel geistiger lebe ich als sonst, sinnig, sehnsüchtig, aber wohl mir doch, ich habe den Gegenstand meiner Sehnsucht fest und wirklich umfaßt, er mich. Ich greife nicht in die blaue Weite, bei mir ist Wirklichkeit Ideal, und Ideal Wirklichkeit. Die Unterhaltungen mit Dir, mein klösterliches Leben, die Einfachheit meiner kleinen Wirthschaft stimmen in das Gleichgewicht meiner Seele, so daß ich nur Gottes Gnade bewundern muß, der allein mich so halten kann, was ich nie geglaubt hätte, worüber ich selbst oft erstaune.

In diesem Augenblick, mein theurer Eichhorn, empfange ich Deine Zeilen aus Crossen. Sie erfreuen mich, aber doch muß ich Thränen der Wehmuth dabei vergießen.

Du sagst nicht, ob Du gefroren hast, und auch körperlich frisch bist; ach! Du achtest wohl zu wenig darauf, thue es doch ja jetzt mehr, denke an uns beide. —

Ja wohl, in jener Nacht belagerten auch mich Träume, schlafen kann ich überhaupt noch nicht gut, weil ich mich noch in einer Art von Spannung befinde; aber doch ruhig bin. Bei Crossen hast Du hoffentlich den gefährlichsten Punkt passirt, nun bist Du wohl bald in Prag, ich denke spätestens Montag.[1]) In Reichenbach hättest Du Dich etwas ausruhen sollen, vielleicht empfange ich nun von dort aus einen Brief, o! schreibe so oft als Du kannst. Von Karl[2]) haben wir zuletzt von seinem Ausmarsch die besten Nachrichten. Nun mag er wohl schon wieder vor dem Feind gewesen sein. Ob Du ihn sehen wirst? Eins laß mich Dir noch sagen. Nicht wahr, jene falsche, kindische Ehre hat keinen Einfluß auf Deine Handlungsweise? Bist Du nicht, wenn die Umstände Dich dazu aufrufen, bei Weitem wohlthätiger wirkend für das heilige Werk in dem Dir geübten Fache, als in dem ungeübten? Wirst Du aus Irrthum, ja auch das ist Schwäche, Persönlichkeit, doch das Letztere wählen? — O sei ganz, mein Eichhorn, was Du mir versprachst zu sein: besonnen! —

Hier sieht es bunt genug aus: Truppen marschiren aus und ein, es muß in der Nähe Großes geschehen, aber man erfährt nicht viel, das ist recht gut, wenn nur die Anführer recht viel wissen. Das schwedische Lager bei Charlottenburg zieht unzählbare Neugierige hin, Alles freut sich über die Schweden.

---

[1]) Danach scheint Eichhorn bei seiner Abreise angenommen zu haben, das Blücherſche Hauptquartier in Böhmen zu finden.

[2]) Karl Sack befand sich beim Kleistschen Korps.

Digitized by Google

Ueberhaupt leben die Menschen in Ruhe und Sicherheit äußerlich wenigstens; und wie nahe mag Blutvergießen sein, wie nahe hier Entsetzen und Angst. Ach, ich möchte den braven Truppen von einer Zinne eines Hauses immer zurufen: Muth, Muth, Sieg, Sieg! —

Jetzt geht es wieder stark mit den Gerüchten, ich glaube keins! Bald heißt's: sie dringen vor, sie gehen zurück, man hört feuern u. s. w. Einquartirung ist ungeheuer. Auch ich habe wieder von Neuem welche, die in der blauen Stube hausen. Simon, der Gute, verwendet sich für mich, daß ich sie los werde. — —

Was Dich freuen wird, mein Lieber, ich habe die Wohnung bei Romanus gemiethet;[1]) Simon macht für mich den Kontrakt. Der Vater besah sie auch und findet sie so herrlich, daß er mir seinen unbedingten Rath gab, sie zu miethen. Ich bekomme sie wahrscheinlich für 130 oder 140 Rthlr.! Jetzt ist es mir auch gar nicht mehr leid hinauszuziehen, ich friere schon jetzt häufig, auch die Beschäftigung des Ausziehens, der dortigen Einrichtung ist mir wohlthätig.

Alles grüßt Dich von ganzem Herzen, Dich den alles liebt. Mine[2]) ist heute bei mir, sie läßt Dich besonders grüßen und Dir mit inniger Liebe sagen, wie sehr auch ihr Du fehlest, — Dein freundliches Gesicht, was sie immer mit Liebe empfangen habe. O Du Guter, wie lieben Dich die Meinigen. Fritz hätte neulich durch einen Unfall beim Reiten sein Leben verlieren können, er lag am Steigbügel hängend unter dem Pferde. Gott sei Dank! er hat nichts davongetragen. Nimm Dich nur auch in Acht, wenn Du reitest, ich bleibe dabei, Du kannst es nicht recht. Hier haben die Menschen gesagt, Du seiest Adjutant beim Prinzen Wilhelm[3]) geworden. Vermutlich ein Mischmasch mit dem Vorschlag des Lepel.[4]) — Denke doch daran, mir durch jede gute Gelegenheit Briefe zukommen zu lassen, wenn auch nur ein paar Zeilen. Was sagst Du zu meiner Kühnheit, Dir durch Gneisenau zu schreiben, entschuldige mich bei ihm, ich habe ihn auch selbst dabei um Verzeihung gebeten, aber ich habe nicht frankirt, weil die Briefe besser ankommen. Schreib' mir ja Deine Addresse, aber wo wird der Sturm des Krieges Dich hintreiben? O wo ist der heilige, göttliche Fleck des Wiedersehens, — Friedrichsfelde[5]) ist auf immer geweiht.

Du hast ein Schreiben vom Justiz Minister bekommen, worin die Zusicherung Deines Gehaltes enthalten. Sei meinetwegen unbesorgt, wenn Du von Gefahren für Berlin hörst. Ich habe jetzt ein eisernes Schild um meine Brust: Andenken an Dich, — bewahrt mich vor allen Schrecken, ja vor aller

---

[1]) Am Dönhoffplatz. Bis dahin hatte sie Markgrafenstraße 49 gewohnt.

[2]) Wilhelmine, Schwester von Amalie.

[3]) Generalleutnant Prinz Wilhelm von Preußen, Bruder Friedrich Wilhelms III., dem Hauptquartier Blüchers attachiert.

[4]) In der Rangliste vom 11. September 1813 (gedruckt in den Urkundl. Beiträgen zur Geschichte des preuß. Heeres, Bd. 6, 2, S. 554 ff.) wird ein Major v. Lepell als Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen angeführt.

[5]) Der Ort des Scheidens.

Digitized by Google

Gefahr. Ungern höre ich auf zu schreiben, aber ich muß. Der Herr behüte uns! So leb' ich in Vertrauen auf ihn sehend in Deiner Liebe seelig —

Amalie.

Eichhorn an Amalie

Breslau, d. 19ten Aug. 13.

Ich bin seit gestern Abend hier, um über den Stand der Arméen sichere Erkundigungen einzuziehen und meine Reise weiter zu dirigiren. Schon am 14ten d. M., also noch vor dem Ende des Waffenstillstands, ist das russische Corps unter Sacken hier durch gegen Neumarkt vorgegangen. Blücher und Yorck sind nach Aufkündigung des Waffenstillstands erst aufgebrochen. Ersterer marschirte über Schweidnitz nach Jauer und soll gestern sein Hauptquartier in Goldberg gehabt haben. Heute such' ich ihn noch auf, denn bey ihm ist Gneisenau. Die Franzosen ziehen sich von allen Seiten zurück. Alles ist in der größten Bewegung. Hier sieht man auch nicht einen Soldaten. Heute abend oder morgen früh rechne ich sicher im Blücherschen Hauptquartier zu seyn. Ihr dort werdet keine Zeit haben, hieher Euch umzusehen, da der schwedische Kronprinz und die Feinde, welche ihm gegenüberstehen, Eure Aufmerksamkeit auf einen andern Punkt hin fixiern.

Ich bin wohl, bis auf den Zustand, den ich Dir immer wüst genannt habe. An Schlaf hab' ich bisher nicht viel gedacht; es war mir nur, als wenn ich schliefe. Du kannst Dir jedoch meine Ungeduld denken, so nahe der großen Bewegung zu seyn und doch noch außer ihr. Ich beklage es, daß ich nicht acht bis 14 Tage früher habe reisen können, um mir die Menschen und Dinge etwas zu besehen und zu ordnen, als sie noch in Ruhe waren und noch nicht in stürmischer Bewegung alles durcheinander rannte. Doch das Verspäten ist nicht meine Schuld, und da denke ich weiter nicht daran, wie es hätte besser seyn können.

Vier Tage sind wir nun schon getrennt, geliebte Amalie. Den zweyten Tag nach der Trennung dachte ich auf der Reise in jeder Stunde, was Du nun thätest und wo Du wärest. Ich konnte alles bestimmen, aus unserem innigen Zusammenhange, aus dem gemeinschaftlichen Fluß des Lebens, wo ein Tag den andern voraus bildet. So will ich auch fortfahren, so lange es geht. Deine Briefe, liebe Amalie, sollen mich darin unterstützen. Auf diese Weise, denk' ich, wird unser Thun und Leben eines dem andern nicht fremdwerden. Wenn Du wieder einen Brief von mir erhältst, wirst Du über meine Bestimmung etwas Entscheidenderes lesen. Lebe wohl und grüße das elterliche Haus und alle meine Freunde. Eben höre ich, daß die Russen gestern schon in Haynau eingerückt sind.

Dein Eichhorn.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Der Irredentismus

Von

Philipp Hiltebrandt

Aeußerlich umgeben von der warmen Poesie des Vaterlandes, ist der Irredentismus nichtsdestoweniger der schädlichste aller Irrtümer Italiens.

Crispi, am 8. Oktober 1889.

Chauvinismus, Panslawismus und Irredentismus

Es sind hauptsächlich drei politische Ideenbewegungen gewesen, die die gegenwärtige Weltkatastrophe hervorgerufen und ihre unabsehbare Fortdauer verursacht haben: die der französischen Revanche, des russischen Panslawismus und des italienischen Irredentismus.

Ohne ihre Mitwirkung hätte England schwerlich das diplomatische Wunder der Entente verrichten und drei Mächte, die von England und untereinander durch tiefe Interessengegensätze getrennt sind, zum Bunde gegen Deutschland vereinigen können: Frankreich, mit dem es jahrhundertelang in erbittertem Kampfe gestanden und dem es nach Faschoda die schmählichste Demütigung seiner Geschichte bereitet hatte; Rußland, das es immer wieder auf dem Wege nach Konstantinopel, kurz vor erreichtem Ziele, zurückgeworfen und dessen grandiose asiatische Pläne es durch Japan hatte vernichten lassen; Italien, das England den Verlust von Tunis und seine Niederhaltung im Mittelmeer verdankte. Indem die englische Politik diesen Richtungen das Schreckgespenst des Pangermanismus entgegenstellte, der mit Hilfe des preußischen Militarismus nach der Weltherrschaft und der Unterdrückung der Nationen strebe, wußte sie den nationalistischen Geist, den Esprit nouveau, in allen drei Ländern aufs heftigste zu erregen, die Staaten im Dienste der britischen Weltmacht in einen für sie an Opfern furchtbaren und an Ergebnissen aussichtslosen Krieg zu reißen und sie damit als Rivalen Englands ein für allemal unschädlich zu machen.

Dieser erstaunliche Erfolg war nur vermöge der eigentümlichen Natur jener Strömungen möglich.

Sie wurzeln in der traditionellen, aber vergangenen Politik des Landes, sie betonen zweifellos gewisse, aber lange nicht mehr die ersten realpolitischen Interessen des Staates, und sie ersetzen diesen Mangel durch Begriffe des Gemüts, die, zu Schlagwörtern geprägt, auf das Volk, das mehr mit dem Herzen als mit dem Verstande denkt, einen ergreifenden und agitatorischen Einfluß ausüben. In dieser von einem idealistischen Gewande umgebenen Verbindung von historischen und realpolitischen Zielen besteht ihre gewaltige dynamische Kraft. Ursprünglich nach außen gewandt, besitzen sie gleichzeitig eine hohe Bedeutung für die innere Politik: denn, indem sie die Nation vor eine bestimmte, nahe-

Digitized by Google

liegende und allen verständliche Aufgabe stellen und diese zur Mission des Volkes, zum Nationalglauben erheben, lenken sie den Blick ab von dem inneren Elend der sozialen Mißstände und bilden in dieser Hinsicht ein Ferment des Staates. Ihre ungeheure Gefahr für das eigne Volk besteht darin, daß sie die Diplomatie des Staates zu einer Politik des starren Blickes und des heißen Kopfes nötigen, daß sie gewissenlosen und schwankenden Regierungen Gelegenheit bieten, innere Unzufriedenheit nach außen, in kriegerischen Abenteuern, abzulenken, und daß sie einer fremden Macht das Mittel in die Hand geben, die Kräfte der Nation durch Inaussichtstellung eines sekundären realpolitischen Zieles von der Verfolgung ihrer wahren und großen Zukunftsinteressen abzubringen und dem eignen Interesse dienstbar zu machen.

Für Frankreich wäre es in den vergangenen Jahrhunderten ein leichtes gewesen, sich zum alleinigen Herrn des Mittelmeeres und an Englands Stelle zur ersten Kolonialmacht der Welt zu erheben, denn es war die erste große, geeinte, reichste und kulturell höchststehendste Nation Europas, die von lauter schwachen oder kleinen Staaten umgeben war. Aber man konnte sich von der Politik der „natürlichen Grenzen", die — solange die spanische Weltmacht in der Franche Comté und in Artois in der Nähe der ungeschützten Hauptstadt stand — sicherlich ihre vollste Berechtigung hatte, nicht trennen. Das Resultat war, daß seine See- und Kolonialherrschaft an das damals weit schwächere England verloren ging und daß durch die fortwährenden französischen Angriffe die deutsche und die italienische Nation schließlich zu einheitlichen Staaten zusammengetrieben wurden. Dieses hatte den Verlust der zwei Jahrhunderte langen Prépondérance légitime, die Frankreich als das erste Volk der Zivilisation und das der großen Revolution beanspruchen zu können glaubte, zur Folge, und mit dieser Tatsache vermochte sich die französische Nation nicht abzufinden. Vergebens tat das Deutsche Reich nach seiner Errichtung das menschenmöglichste, um Frankreich von der Friedlichkeit seines Charakters zu überzeugen, vergebens hatte Bismarck die französische Kolonialpolitik, in der es auch vom Standpunkt der Gloire aus zehnfachen Ersatz für das verlorene Elsaß-Lothringen finden konnte, mehr als es vielleicht für die Interessen Deutschlands gut war, unterstützt, und Kaiser Wilhelm II. sich in Liebenswürdigkeiten aller Art erschöpft, um die Franzosen mit Deutschland auszusöhnen. Der Erfolg war nur der, daß die Kolonien mit ihrer Force noire ein Mittel zur Verstärkung des Revanchegedankens wurden und daß jedes Entgegenkommen Deutschlands als Zeichen von innerem Zerfall und feiger Angst ausgelegt wurde. Obgleich durch Belfort, die Vogesen und die Maaslinie aufs beste gegen Deutschland geschützt, verblieb man bei der Politik der natürlichen Grenzen: der Schrei nach Revanche und Wiederherstellung des „verstümmelten Körpers Frankreichs" durch Befreiung der unter der „deutschen Barbarei schmachtenden elsaß-lothringischen Brüder" war in Wirklichkeit nichts andres als das Verlangen nach der Rheingrenze mit dem Besitz der linksrheinischen und belgischen Gebiete und der Hegemonie über Süddeutschland als Mittel zur Herstellung der Prépondérance légitime in Europa. Die dritte,

Digitized by Google

auf dem wankenden Boden der Revolution aufgebaute Republik brauchte, um bestehen zu können, den Revanchegedanken; nur durch seine Adoption konnte sie dem Royalismus und dem Klerikalismus politisch den Wind aus den Segeln nehmen; nur mit Hilfe einer starken, durch den Revanchegedanken gerechtfertigten Armee vermochte sie sich den zersetzenden Einflüssen des Syndikalismus gegenüber zu behaupten. Die Revanche war das politisch-moralische Rückgrat der dritten Republik, sie war ihre regulative Idee. Nicht als ob die Männer der dritten Republik, die vor einem siegreichen Diktator zitterten, wirklich daran gedacht hätten, sie zur praktischen Ausführung zu bringen. Vielmehr schienen sie oftmals Gambettas berühmtes Wort: „Immer daran denken, niemals davon reden" umgewandelt zu haben in: „Immer davon reden und niemals danach handeln." Aber man war, als der große Krieg ausbrach, zur Revanche durch eine mehr als dreißigjährige Politik gezwungen: wider ihren Willen mußte die französische Nation zur Rettung der zwanzig in Rußland zu Revanchezwecken angelegten Milliarden im Dienste Englands in den mörderischen Kampf, der zwar die Kraft einer Idee offenbarte, aber die Blüte der Nation nutzlos vernichtete.

Und dasselbe gilt auch vom russischen Panslawismus. Dem Zarenreiche boten sich für seinen Ausdehnungsdrang die unermeßlichen, leicht zu erwerbenden reichen Gebiete des größten und bevölkertsten Kontinents dar; statt dessen zog man es nach einem schwächlich geführten verlorenen Feldzug vor, auf die ostasiatische und persisch-indische Politik zu verzichten, um nach dem Erwerb einer Stadt zu streben, die nach einem Ausspruche Napoleons I. zwar die Herrschaft über die Welt, nach der zweifellos richtigeren Ansicht Bismarcks aber ein Moment der Schwäche bedeutete, da ihre Besitznahme durch Rußland sämtliche im Mittelmeer interessierten Staaten mit Einschluß Oesterreich-Ungarns und der Balkanvölker gegen das Zarenreich vereinigt hätte. Aber das durch die Korruption und den Nihilismus zersetzte und durch die unter seiner Decke schwelende Revolution des Agrarkommunismus bedrohte Reich konnte ohne den Panslawismus nicht leben; es mußte, um nicht dem Schicksal der früheren orientalischen Reiche zu verfallen, eine Politik führen, die das Volk verstand und die es von dem innern Elend ablenkte, die Politik, die es als „Mission des heiligen Rußlands" bezeichnete, die „unterdrückten orthodoxen Brüder zu befreien" und das griechische Kreuz auf der von den Türken entweihten Hagia Sophia wieder aufzupflanzen. So beschritt man die Bahn, die nach der Lage der Dinge schließlich zu dem Zusammenstoß mit den stärksten Militärmächten Europas führte; man begann eine Politik, die in vieler Hinsicht ein Anachronismus war, und opferte Millionen von Menschen für ein Ziel, das, selbst wenn es erreicht wurde, nur von geringem Werte war, da der mit der Besetzung Konstantinopels erlangte freie Ausgang zum eisfreien Meere von England sofort durch die Okkupation und Befestigung der vor den Dardanellen liegenden griechischen Inseln illusorisch gemacht worden wäre.

Alle diese Merkmale des Chauvinismus und Panslawismus — die Vermischung traditionell-idealistischer Motive mit sekundären realpolitischen

Digitized by Google

Zielen, die Verquickung der innerpolitischen Verhältnisse mit auswärtigen, der Verzicht auf die großen Zukunftsinteressen der Nation zugunsten und im Dienste fremder Mächte — alle diese Merkmale finden sich beim italienischen Irredentismus wieder.

Es kann heute nach dem bisherigen Verlauf des großen Krieges nicht mehr der geringste Zweifel bestehen, daß ein kühnes und entschlossenes Eingreifen Italiens an der Seite seiner Verbündeten die baldige Niederlage der feindlichen Koalition bedeutet hätte. Damit wären Italien mit Tunis-Algerien die Kolonien zugefallen, deren es für seine zahlreiche, industriearme und ackerbautreibende Bevölkerung bedarf. Ein mannhaftes Festhalten am Dreibundvertrage hätte Italien in seinem politisch-moralischen Ansehen in der Welt gestärkt, ihm die Oberherrschaft im Mittelmeere, seinem Volke aber lange Jahre des Friedens gebracht, den es für seine innere Entwicklung dringend notwendig hat. Wenn Italien eine welthistorische Gelegenheit ersten Ranges verpaßte, wenn es, um uneinnehmbare Positionen, die es umsonst haben konnte, zu erobern, im Dienste seiner natürlichen Rivalen Hunderttausende von Menschen und Milliarden sauer erworbenen Geldes vergeblich opfert und wirtschaftlich zum Vasallen Englands, zu einem europäischen Aegypten herabsinkt, dann verdankt es dies — abgesehen von einer falschen Einschätzung der Kräfte der beiden kriegführenden Gruppen — in erster Linie dem Irredentismus.

Die Grundlagen des Irredentismus

Nach seiner geistig-politischen Seite hin ist der Irredentismus der Bodensatz des Risorgimento, jener „Wiedererstehung" der italienischen Nation im neunzehnten Jahrhundert, die ihren Abschluß fand mit dem Einzuge in Rom am 20. September 1870. Der Gedanke der nationalen Einheit, von Napoleon I. in die italienische Nation geworfen, von Alfieri in seinen Dichtungen verherrlicht und von Mazzini mit der Kraft eines Propheten unter dem Wahlspruch „Einheit, Freiheit, Unabhängigkeit" unter den Massen verbreitet, konnte nur in erbittertem Kampfe mit Oesterreich verwirklicht werden, das Italien nach Metternichs Ausdruck allein als geographischen Begriff betrachtete und die Nation unter einer Anzahl von rückständigen und korrupten Regierungen geschieden hielt, während es sich selber durch den Besitz von Lombardo-Venetien die Hegemonie über die Halbinsel wahrte. Mit einer fanatischen Wut ist dieser Kampf geführt worden: gerade dort, wo die ausgezeichnete österreichische Verwaltung fungierte, war der Haß am größten, und während in Mittelitalien die Masse des Volkes bald Pius IX., bald Mazzini und in Unteritalien bald dem Rè Bomba, bald Garibaldi zujubelte und schließlich dem Sieger folgte, ergriff die Bewegung in Lombardo-Venetien die gesamte Bevölkerung und vereinte sie in dem Rufe: „Tod den Deutschen! Wir wollen nicht, daß ihr gut regiert, sondern daß ihr euch fortschert." Durch die Verschwörungen der geheimen Gesellschaften der Karbonari, der Giovine Italia, der Massoneria, durch jüdisches Geld, durch die piemontesische Diplomatie, durch Aufstände, durch die Waffen Frankreichs, durch

Digitized by Google

die politische Unterstützung Englands und durch die Siege Preußens wurde diese Bewegung nach vielen Wechselfällen schließlich im wesentlichen zum Abschluß gebracht. Aber die verhaßten Oesterreicher zogen ab, zu Wasser und zu Lande ungeschlagen, als die stolzen Sieger von Lissa und Custozza. In der italienischen Armee und Marine blieb das bittere Gefühl der erlittenen Niederlagen und der Wunsch nach dem Tag der Revanche. Das nationalistisch, liberal und religiös freidenkende italienische Volk aber sah in Oesterreich auch fernerhin den Erbfeind und in dem Namen Austria alles das, was ihm politisch als verabscheuungswürdig erschien: den Absolutismus, die Herrschaft des Klerus und der Polizei, die Unterdrückung und Vergewaltigung der Nationalitäten.

Dieser Haß wurde nun durch die Tatsache aufrecht erhalten, daß $^3/_4$ Millionen Italiener außerhalb der nationalen Einheit unter dem „Joche" Oesterreichs verblieben.

Es war das Werk des Mephistopheles des italienischen Risorgimento, Kaiser Napoleons III. Er ist es gewesen, der Italien nach dem Abzuge des Erzherzogs Albrecht im Jahre 1866 gegen die Absicht Bismarcks in den Arm fiel und die Zurückrufung Garibaldis, der schon bis in die Nähe von Trient vorgedrungen war, veranlaßte. Das Prinzip der Nationalität und der natürlichen Grenzen, das er bisher immer verkündet hatte, durfte im Interesse Frankreichs auf Italien keine Anwendung mehr finden. Die Halbinsel, deren Mittelpunkt Rom damals noch in französischen Händen war, sollte mit einer offenen Nordostgrenze in ständiger Furcht vor dem „Erbfeinde", dauernd auf den Rückhalt und den Schutz Frankreichs angewiesen bleiben und damit für immer unfähig gemacht werden zur Durchführung einer großen, für Frankreich gefährlichen Mittelmeerpolitik.

Es war der letzte dauernde Erfolg Napoleons III.: er wurde durch ihn indirekt zum Vater des italienischen Irredentismus. Lange nach seinem Tode verschaffte er ihm im Mai 1915 mit dem Eintritt Italiens in die antideutsche Koalition eine späte Rache für Sadowa.

In Italien starrte man von da an beständig nach dem Loch in der nordöstlichen Grenze und zitterte vor dem Einmarsch der gefürchteten österreichischen Regimenter. Immer wieder glaubte man den Grido di dolore dei fratelli irredenti soggettati al giogo dell' Austria, „den Schmerzensschrei der unerlösten, dem Joche Oesterreichs unterworfenen Brüder" zu hören. Die Prinzipien der Einheit, Freiheit und Unabhängigkeit, die das italienische Risorgimento getragen hatten, waren nach allgemeinem Glauben nach Osten hin unerfüllt geblieben: ihre Durchführung und die Befreiung der „Unerlösten" wurden zu einer „heiligen Pflicht" und zum ersten Gebot des Sacro Egoismo. Trento, Trieste wurden zu heiligen Namen. „Wenn Regierungen und Parlamente", so heißt es in einer irredentistischen Proklamation, „die Rechte und Pflichten der Nation vergessen, dann ertönt aus der Seele des Volkes eine Stimme, die alle Rechte und Pflichten der Gegenwart zusammenfaßt und sammelt in dem Wahlspruch: Triest und Trient ... Beschwören wir die drohenden Gefahren, schließen wir uns in den heiligen Namen Triest und Trient zu einem festen Bunde zusammen.

Digitized by Google

Dieser Wahlspruch ist ein Schrei, der erschüttert — ein Klang, der vereint — eine Mahnung, die warnt".

Dieses sind die historisch-traditionellen und gefühlsmäßig-idealistischen Motive des Irredentismus. Sie allein würden aber nicht ausreichen, seine Fortdauer und seine Kraft zu erklären.

Wie der Baum im Gebirge aus den Spalten und dem spärlichen Erdreich des Felsen, so zieht der Irredentismus seine Nahrung aus den Parteiungen des italienischen Volkskörpers und dem dünnen Boden gewisser realpolitischer Faktoren. Die letzteren sind dreierlei Art: strategischer, nationaler und kommerzieller.

1. Es ist nach einem Blick auf die Karte ohne weiteres klar, daß die Grenze gegen Oesterreich für Italien strategisch so ungünstig wie möglich verläuft. Die gegen Frankreich hält sich im wesentlichen auf dem Kamme der Westalpen: hier ist die Halbinsel gegen einen Angriff des Feindes — soweit dies überhaupt möglich ist — gesichert. Nizza und Savoyen hätten zwar für eine Offensive gegen Frankreich großen Wert, sind aber für eine Defensive so gut wie überflüssig. Die Grenze gegen die Schweiz mit dem weit ins Italienische hineinspringenden Kanton Tessin ist unbequem, bietet aber, da sie in den Händen eines kleinen und neutralen Staates ist, für Italien keine Gefahr. Anders die Grenze gegen Oesterreich. Das österreichische Gebiet, mit den starken defensiven Positionen des Karst und der Ostalpen im Rücken, greift über den Isonzo nach Westen hinüber und bietet somit ein ausgezeichnetes Sprungbrett für eine Offensive gegen die flache venezianische Ebene. Strategisch noch gefährlicher ist die Lage Welschtirol gegenüber: dieses ist geradezu ein Keil über dem Kopfe Italiens: es gewährt sowohl zum Angriff wie zur Verteidigung unvergleichliche Positionen, und es gibt kaum ein zweites Gebiet in Europa, das in ähnlicher Weise den Vorteil der inneren Linie bietet.

Von den befestigten Lagern von Rovereto und Trient führen eine Reihe von Tälern strahlenförmig nach Westen, nach Süden und nach Osten in die oberitalienische Tiefebene.

Auf die Defensive beschränkt, werden die Oesterreicher schlimmstenfalls auf diese Lager zurückgedrückt und dort vereinigt, während die nachfolgenden Italiener ihnen getrennt in diesen einzelnen Tälern gegenüberstehen und ihre Uebermacht nicht entfalten können. Ist die Behauptung von Rovereto und Trient aus irgendwelchen Gründen nicht mehr möglich, so bietet das schmale Etschtal erst bis Bozen und dann bis Franzensfeste für die k. k. Truppen zahlreiche Stützpunkte, und die Italiener sind hier, auf die eine Anmarschstraße angewiesen, vollends außerstande, ihre Ueberlegenheit zur Geltung zu bringen. Sind aber die Oesterreicher stark genug, um von Rovereto—Trient zur Offensive überzugehen, dann stehen ihnen zwei Möglichkeiten zur Verfügung. Sie können in den Tälern nach Osten nach der Poebene vorbrechen: glückt diese Offensive, so ist die am Isonzo stehende italienische Armee in Gefahr, abgeschnitten zu werden, denn Venedig und das Meer liegen von der österreichischen Grenze kaum 100 Kilometer

Digitized by Google

entfernt. Oder sie wenden sich nach Westen gegen Mailand: dann vermögen die italienischen Verstärkungen vom Isonzo her infolge der weiten Entfernung, wenn überhaupt, nur spät zur Stelle zu sein, um die industrielle Hauptstadt Italiens zu decken. So ist die gesamte Kriegsmacht Italiens durch verhältnismäßig geringe Kräfte der Oesterreicher an die Alpen gebunden. Hätte es aber Italien mit der ganzen österreichischen Armee zu tun, so müßte es sein Heer von vornherein auf der Linie Verona—Chioggia aufstellen und Venetien preisgeben. Ist diese Linie nicht mehr zu halten, so fällt die ganze Poebene mit ihren an Ackerbau und Industrie reichsten und bevölkertsten Gebieten in die Hände des Feindes. Allein eine zeitweilige Verlegung des Kriegsschauplatzes in diese Gegenden wäre für Italien ein furchtbares Unglück.

Hieraus ergibt sich, von welchem Wert das österreichische Angebot des Trentino für Italien war und welches Risiko man auf sich nahm, als man daran ging, es in einem überflüssig gewordenen Kriege mit Waffengewalt zu gewinnen.

Und ähnlich ungünstig, wie zu Lande, ist die strategische Lage zur See, in der Adria. Während die italienische Westküste durch das vorgelagerte Sardinien mit dem großen Kriegshafen von Santa Maddalena, der mit Palermo—Neapel und Genua—Spezzia ein strategisches Dreieck bildet, geschützt ist, ist dies in der Adria nicht der Fall. An der langen Küste von Chioggia bis Brindisi befindet sich nur ein einziger Flottenstützpunkt, Ancona. Die Adriabahn von Oberitalien nach Apulien läuft beständig an der Küste entlang und führt über zahllose Brücken der ins Meer mündenden Flüsse. Wird diese Linie durch Sprengung einer oder mehrerer dieser Brücken unterbrochen, dann müssen bis zu ihrer Herstellung alle Transporte von Apulien und Unteritalien ihren Weg über Rom nehmen. Von der buchten- und hafenreichen, durch vorgelagerte Inseln und das dalmatinische Küstengebirge geschützten dalmatinischen Küste lassen sich nun mit Leichtigkeit erfolgreiche Unternehmungen auf die ungeschützte Adrialinie ausführen. Anderseits ragt Istrien mit dem starken Kriegshafen von Pola, wie das Trentino zu Lande, zur See weit in das Adriatische Meer hinein und sperrt den Golf von Venedig. Eine gegen Dalmatien operierende italienische Flotte kann somit von Pola aus von der Seite gefaßt werden und umgekehrt.

Der gegenwärtige Krieg hat mit aller Deutlichkeit die Ungunst der strategischen Lage Italiens Oesterreich gegenüber erwiesen. Der überraschende Angriff der österreichischen Seestreitkräfte auf die adriatische Küste brachte die italienische Mobilmachung in Unordnung, verzögerte den Angriff Cadornas auf die damals nur schwach besetzten Stellungen der Oesterreicher und ermöglichte das rechtzeitige Eintreffen der Armeen Dankl und Boroevic aus Galizien. Die italienische Flotte erwies sich trotz ihrer starken Ueberlegenheit als vollkommen außerstande, die österreichische anzugreifen oder einen Angriff auf Dalmatien zu decken. Das italienische Heer gelangte aber trotz seiner ungeheuren Uebermacht nur bis an den Isonzo und bis vor Rovereto und Trient. Und als die österreichischen

Digitized by Google

Truppen, an Zahl den Italienern noch immer weit unterlegen, in Südtirol zum Angriff vorgingen, wurde Oberitalien gerade nur durch die russische Entlastungsoffensive vor einer Invasion bewahrt, die leicht zu einer Katastrophe der italienischen Armee hätte führen können.

2. Die strategische Grenzfrage in Südtirol ist nun im Irredentismus mit einer national-ethnographischen in der Adria verknüpft und durch sie kompliziert.

Während die Italiener Welschtirols ungetrennt und unvermischt mit fremden Elementen mit dem nationalen Volkskörper zusammenhängen, ist dies bei ihren Volksgenossen in den adriatischen Küstenländern nicht der Fall. Diese waren immer nur auf die Küstenstädte beschränkte venezianische handeltreibende Kolonisten auf slawischem Boden mit slawischem Hinterland, ähnlich wie die Schweden in Finnland. Bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunders fielen die in die Städte einwandernden kulturlosen Slawen meist dem Italienertum zu, und heute sind viele der dortigen „Unerlösten" italianisierte Slawen, wie im Trentino italianisierte Deutsche, was die von den Irredentisten vielgefeierten Namen Oberdank, Ulmann und Sigl (Sighele) beweisen.

Dieser Gewinn für das Italienertum hörte auf, als die Slawen zu eignem nationalem Bewußtsein erwachten. Sie wanderten, wie die Polen in Posen, zahlreicher denn früher in die Städte ein, behielten aber ihre Sprache bei und gaben ihnen — vermöge ihrer der proletarischen Klasse und den slawischen Nationen eignen Fruchtbarkeit, gegen die das den bürgerlichen und besitzenden Ständen angehörige Italienertum nicht aufkommen konnte — sehr bald ein slawisches Aussehen. In den Städten bildeten sie eine eigne Kultur aus: den Italienern an urwüchsiger Energie und an Fähigkeit der Sprachenerlernung in hohem Maße überlegen, verdrängten sie diese aus den bürgerlichen und staatlichen Berufen. Ihr ungebrochener, fanatischer Nationalismus übertraf den durch den Individualismus zersetzten italienischen bei weitem. Als die tatkräftigsten aller Slawen schufen sie eine ausgezeichnete nationale Organisation, in der jedermann seinen bestimmten Posten im nationalen Kampfe einnimmt. Ihr gegenüber ist das Italienertum in Dalmatien vollkommen unterlegen, in Istrien hält es sich mit Mühe, und in Triest ist es bedroht.

Aehnlich wie das Deutschtum in der Ostmark, könnte sich das Italienertum in den österreichischen Küstenlanden somit nur mit staatlicher Hilfe halten. Diese will ihm aber der österreichische Staat nicht gewähren, da abgesehen davon, daß sie eine Parteinahme gegen die Slawen bedeutete, er diese infolge ihrer Zweisprachigkeit als brauchbarer und bei ihrer Loyalität gegen die Monarchie als politisch zuverlässiger ansieht als die Italiener.

So ist die italienische Nationalität in den slawischen Gebieten Oesterreichs ohne Hilfe von außen dem langsamen Untergang geweiht. Der Italiener kann nun zwar zur Not in Malta die englische, in Nizza die französische und schließlich in Tirol auch die deutsche Nationalität annehmen, da er diese Völker wegen ihrer großen Vergangenheit und hohen Kultur hochschätzt, aber er kann niemals

Digitized by Google

Slowene, Kroate oder Serbe werden, ebensowenig wie ein Antisemit Jude. Als Angehöriger einer Nation, die zweimal die Welt beherrscht und ihr ihre Kultur gegeben hat, verachtet er das heraufgekommene, kaum der Barbarei entwachsene, infolge seiner unaussprechlichen Sprache ihm unverständliche Slawentum aufs tiefste. Dies erklärt, weshalb der Irredentismus eigentlich nur in den slawischen Gebieten zu Hause ist, während er in Malta, Korsika und Nizza so gut wie ganz fehlt und im Trentino und im Tessin nur in abgeschwächtem Maße existiert.

3. Zu diesen strategischen und nationalen Motiven des Irredentismus kommen schließlich in dritter Linie noch kommerzielle.

Während im Mittelmeer eine wirkliche Konkurrenz zwischen Marseille und Genua nicht besteht und jenes gegen dieses an Bedeutung zurückgeht, ist Triest die vielhundertjährige Rivalin von Venedig: schon vor 500 Jahren hatte es sich zum Schutz gegen die übermächtige Markusrepublik freiwillig unter österreichische Herrschaft begeben. Es hat heute Venedig bei weitem übertroffen und sich zum schärfsten Konkurrenten des gesamten, hauptsächlich nach der Levante gehenden italienischen Exporthandels der oberitalienischen Industrie herausgebildet. Seine Schiffahrt beherrscht die Adria. Mit dieser Konkurrenz will Italien sich nur so lange abfinden, als Triest eine italienische Stadt ist und die Vorteile des dortigen Handels den italienischen Volksgenossen, nicht aber dem verhaßten Slawentum zugute kommen.

Dieses sind die Tatsachen, in denen der Irredentismus seine reale Begründung findet. Schon heute glaubt man in Italien den Tag voraussehen zu können, da der letzte Italiener aus den österreichischen Küstenlanden verschwunden und die Adria, l'amarissimo Adriatico, einst die Braut Venedigs und das Meer seiner Herrlichkeit, aus einem italienischen ein slawischer See geworden ist.

Aus diesem Gegensatz zwischen Slawen- und Italienertum ergab sich mit logischer Folgerichtigkeit die Feindschaft des Irredentismus gegen die österreichische Balkanpolitik.

Ist Oesterreich der Erbfeind, der Italien an seiner offenen Grenze und seiner ungeschützten Küste bedroht, der das Italienertum in seinen Provinzen vernichtet und den italienischen Handel schädigt, dann durfte eine Vergrößerung der österreichisch-ungarischen Monarchie nach dem Balkan hin unter keinen Umständen geduldet werden: denn sie bedeutete an sich schon eine Verkleinerung Italiens und eine Verringerung der Möglichkeit, die unerlösten Provinzen wiederzugewinnen. Vor allem aber wollte man keine Vereinigung von Bosnien und Serbien mit den südslawischen Provinzen zulassen. Denn militärisch wären die österreichisch-ungarischen Slawen, mit ihren bosnisch-serbischen Brüdern verbunden, bei ihrer ausgezeichneten kriegerischen Begabung allein imstande, es vermöge des Vorteils der strategischen Lage mit der gesamten militärischen Macht Italiens aufzunehmen. Schon heute vermag die im wesentlichen aus Südslawen bestehende Armee des Kroaten Boroevic der Hauptmasse des italie-

Digitized by Google

nischen Heeres auf dem Karst siegreich Widerstand zu leisten. National würde das Südslawentum nach seiner Vereinigung unter habsburgischem Zepter bei seiner Bedeutung für die Monarchie in Wien noch mehr an Einfluß gewinnen und das Italienertum vollkommen seinem nationalen Hasse überlassen werden. Kommerziell aber ständen dem österreichischen Levantehandel außer dem Adria- und dem Donauweg nach einer Unterwerfung Serbiens auch der Landweg nach Saloniki offen, während der italienische auf eine Straße angewiesen bliebe.

Hinzu kommt ferner, daß das Südslawentum unter dem Einfluß des angeblich mit den hohen Hof- und Militärkreisen eng verbundenen katholischen Klerus steht, der das kirchenräuberische Italien haßt und die Herausgabe der zur Hauptstadt des Königreiches profanierten Ewigen Stadt an das Papsttum immer wieder fordert. Sogar in Rom war somit nach der Ansicht der Irredentisten Italien durch Oesterreich bedroht.

Aus diesen Zusammenhängen erklärt es sich, weshalb jedesmal, wenn Oesterreich auf dem Balkan einen Schritt vorwärts tat, der Irredentismus in Italien in Bewegung geriet und die Erbitterung der Irredentisten, als Oesterreich durch sein serbisches Ultimatum den angeblichen Versuch machte, Serbien direkt oder indirekt unter seine Herrschaft zu bringen, keine Grenzen mehr kannte.[1])

Der Irredentismus in der inneren Politik Italiens

Angesichts seiner traditionell-historischen Bedeutung und der von ihm vertretenen realpolitischen Interessen konnte es nicht ausbleiben, daß der Irredentismus ein wichtiger Faktor der inneren Politik Italiens wurde und daß gewisse Parteien seine Ideen und Ziele als Agitationsmittel für ihre Zwecke benutzten. Es sind dies die Republikaner, die Radikalen, die Sozialisten und die Nationalisten. Im Gegensatz zum Chauvinismus und Panslawismus war der Irredentismus somit zunächst ein destruktives Element des italienischen Staatslebens.

Die beiden ersten Gruppen, die Republikaner und die radikalen Demokraten, stehen unter dem Einfluß der lateinischen und republikanischen Idee. Ihre Tendenz ist die Gründung der Vereinigten Staaten der lateinischen Völker unter der republikanischen Staatsform und der demokratisch-radikalen-antiklerikalen Verfassung nach den großen Prinzipien von 1789, zur gemein-

[1]) In welche Maßlosigkeiten sie sich verstieg, dafür nur ein Beispiel. In seinem Buche „Der Wille Italiens" schreibt Fanciulli: „Wir fühlten kein Bedürfnis, dieses Oesterreich von heute kennen zu lernen. Wir begnügten uns damit, uns des Oesterreichs von gestern gut zu erinnern. Wir achteten auf Zeichen des gegenwärtigen nur, wenn diese uns sprechen ließen: es ist immer dasselbe. Wir bekennen ehrlich, daß, wenn Oesterreich sich geändert hätte, uns ein Mißfallen bereitet worden wäre. Uns hätte dann ein wichtiges Element der nationalen Seele gefehlt. Die Psyche der Völker wie der Individuen hat auch eine ungestüme Liebe zum Hasse. Wir lieben den Haß gegen Oesterreich: wir sind heute froh, ihn nicht nur schreien, sondern auch ohne irgendwelchen Schaden frei fühlen zu dürfen."

Digitized by Google

samen Beherrschung des Mittelmeeres unter der Führung der „ältesten lateinischen Schwester" Frankreich. Als größtes Hindernis zu diesem Ziele galt ihnen der Dreibund in Europa und die piemontesische Dynastie in Italien. Dreibund und Monarchie mußten deshalb beseitigt werden, und als Hauptmittel hierzu wählten sie den Irredentismus, zu dem sie sich auch grundsätzlich, als Demokraten auf dem Prinzip der Nationalität stehend, bekannten. Er sollte ihnen dazu dienen, die Beziehungen zwischen Oesterreich und Italien gründlich zu vergiften, und auf die Monarchie, wenn sie sich aus Gründen allgemeiner Politik der irredentistischen Agitation widersetzte, den Makel antinationaler Gesinnung und der Servilität gegenüber den beiden Kaisermächten zu werfen.

Die Sozialisten verfochten im allgemeinen dieselben Ziele, waren aber als überzeugte Marxisten gegen die Anwendung kriegerischer Mittel. Nach einigem Schwanken erklärten sie sich als die einzigen unter den europäischen Sozialisten für die unbedingte Neutralität. Kurze Zeit darauf, im November 1914, wurde aber der Chefredakteur des „Avanti", Professor Mussolini, plötzlich zum Interventisten bekehrt. Durch ein Wunder erhielt er die Summe von 500000 Lire, mit der er den „Popolo d'Italia" gründete. In diesem treibt er seit zwanzig Monaten eine fanatische Agitation gegen die reaktionären Mächte und fordert beständig unter wilden Drohungen gegen die Monarchie und die Regierung den gemeinsamen Kampf an der Seite der Kulturnationen gegen die deutsche Barbarei. Seine politische Rechnung ist folgende: Man muß die italienische Regierung mit allen Mitteln in den Krieg stürzen: siegt dann Italien im Verein mit den von den Halbsozialisten Briand und Lloyd George geleiteten Westmächten, dann hat der revolutionäre Sozialismus das Verdienst, und die Früchte können nicht ausbleiben. Wird es geschlagen, dann ist die Monarchie und die bestehende Staatsordnung verloren und der sozialistischen Revolution Tür und Tor geöffnet. Seine Anhänger findet er unter der Teppa, dem anarchistischen Straßenpöbel der großen Städte, der sich in den geheimen Verbänden der Fasci überall mit englisch-französischem Geld organisierte und im Mai 1915 die konstitutionellen Gewalten unter Androhung von Dolchen und Bomben durch den Ruf „Guerra o Rivoluzione!" zur Kapitulation zwang.

Mit allen diesen Parteien stehen die Nationalisten prinzipiell im schärfsten Gegensatz. Ursprünglich reine Irredentisten, entwickelten sie sich über diese hinaus zum sog. Nationalismus und vertraten den Grundsatz, jederzeit die großen, wahren und dauernden Interessen der italienischen Nation rücksichtslos über alles zu setzen.

Von einer Anzahl junger, energischer und begabter Schriftsteller und Redner geführt, gewannen sie im Laufe weniger Jahre auf die öffentliche Meinung des Landes einen Einfluß, der weit über ihre Zahl und über ihre Stellung im Parlament hinausging. Wie die Republikaner in Mazzini, die Demokraten und Radikalen in Garibaldi, so sahen sie in dem vom Irredentisten zum dreibundfreundlichsten Staatsmann Italiens verwandelten Francesco Crispi ihren geistigen Vater. Sie gingen zwar vom Irredentismus aus, aber indem sie ihn ver-

Digitized by Google

breiteten und auf Nizza, Korsika, Malta und Tunis ausdehnten, verflachten sie ihn nach der österreichischen Seite hin. Sie erinnerten sich, daß in Neuyork mehr Italiener lebten als in Rom und Mailand, und daß in Argentinien die Zahl der dort ansässigen italienischen Volksgenossen mehr als doppelt so stark war wie in den unerlösten Provinzen. Sie hatten die richtige Erkenntnis, daß die Großmacht Italien ihre Politik aufbauen müsse auf den Interessen der 35 Millionen Reichsitaliener und der 5 Millionen in fremden Ländern unter traurigen Verhältnissen lebenden Emigranten und nicht auf denen von $^3/_4$ Millionen Unerlöster. Sie verlangten deshalb eine tatkräftige und zielbewußte Mittelmeer-, Kolonial- und Auswandererpolitik. Sie waren die schärfsten Agitatoren für das Tripolisunternehmen und die eifrigsten publizistischen Verfechter der italienischen Machtansprüche gegen England und Frankreich. Wie ihre auswärtige Politik, so brachten sie auch ihre Theorien über die innere in Gegensatz zu den Westmächten. Sie bekämpften die republikanische und die ebenso ethnographisch wie historisch verfehlte lateinische Idee. Sie traten nach Crispis Ausspruch: „La monarchia ci ha unito, la repubblica ci dividerebbe" für ein starkes Königtum ein und forderten eine rein reale italienische Interessenpolitik nach Bismarckischem Muster. Sie höhnten in gleicher Weise über die zu Phrasen gewordenen Ideen von 1789 der „demokratisch-radikalen Utilitarier" wie über den englischen Parlamentarismus der „liberalen Opportunisten" und näherten sich der katholischen Kirche, deren ideale Lebensauffassung und Disziplin sie als Fundament des Staates hochschätzten. Ihr Ideal war ein Staatswesen nach dem Vorbilde des deutschen: ein Staat, monarchisch-aristokratisch geleitet, mit einer starken Armee und einem starken Beamtentum, ein Staat der Disziplin, der Pflicht, der Aufopferung, des Idealismus. Sie verwarfen den Klassenkampf der Sozialisten und erklärten die italienische Nation für „die große Proletarierin", die nur im Kampfe mit den „kapitalistischen Rentnerstaaten" zu einer wesentlichen Erhöhung ihres Nationalvermögens, von der auch der Einzelne einen merklichen Vorteil hätte, gelangen könne. So setzten sie an Stelle des Kampfes der armen und reichen Klassen den der armen und reichen Nationen, und an Stelle der Streiks, Demonstrationen und Volksreden die Politik der Tat, den Krieg („la guerra guerreggiata"), den sie zur Stählung des weichen und individualistischen Charakters der Nation für eine politisch-moralische Notwendigkeit ansahen. Von diesem Gesichtspunkt aus verfochten sie die Theorie la guerra per la guerra. Als die große europäische Krisis eintrat, forderten sie ein tapferes und entschlossenes Festhalten an der Treue der Verträge und den Kampf an der Seite der Verbündeten. Drei ihrer Führer gaben damals folgende Erklärungen ab: „Die Nationalisten," sagte der Abgeordnete Federzoni, „können und wollen die konkreten Notwendigkeiten der italienischen Politik nicht einer abstrakten Wertung nach festgelegten Schemen, die idealen Traditionen entsprechen, die aber nichts mit dem wahren Nutzen des Landes zu tun haben, unterordnen." Forges Davanzati verteidigte den österreichischen Standpunkt: „Die Presse verliert die Zeit mit der Prüfung

Digitized by Google

der Präzedenzien und der Art, in der Oesterreich sein Ultimatum an Serbien geschickt hat. Diese Prüfung ist vollkommen nutzlos: sie trägt die Diskussion nicht nur auf ein falsches Terrain, sondern ist auch unendlich schädlich, da sie jenen österreichfeindlichen Sentimentalismus nährt, der das schwerste Hindernis für die Verbreitung einer klaren und genauen Kenntnis der italienischen Interessen im Lande ist." Und der später so dreibundfeindliche Pantaleoni erklärte sich damals gegen England-Frankreich: „Man lebt nicht, und die Nationen weniger denn je, nur vom Brot, sondern auch von der Ehre. Nun haben wir Verpflichtungen mit andern Ländern, und die müssen um jeden Preis aufrechterhalten werden. Das jetzt eroberte Libyen bildet keinen Stachel im Auge Deutschlands mehr, wohl aber in dem eines andern. Wir wollen nicht am Fenster bleiben und schimpflich nach dem Siege derjenigen verjagt werden, die leichten Ruhm auf unsre Kosten bei mehreren kurz zurückliegenden Gelegenheiten suchten." Aber sie wurden von der Regierung abgewiesen und gerieten dadurch als geborene Aktionspartei in eine Krisis. Untätig konnten sie nicht bleiben: Italien brauchte den Krieg, und es durfte aus der europäischen Katastrophe nicht anders als in seiner Macht innerlich und äußerlich verstärkt hervorgehen. Aus Gründen opportunistischer Parteipolitik wandten sie sich gegen die Zentralmächte. Ihre erbittertsten Feinde, die radikalen und demokratischen Parteien, entfalteten die Fahne des Irredentismus und drohten sie durch ihren Erfolg aus der Stellung, die sie bisher in der öffentlichen Meinung des Landes hatten, zu drängen. Um ihre Position zu retten, suchten sie die Hetze ihrer Gegner durch Intensität und durch die Ausdehnung ihres Programms zu überbieten. Sie blieben bei ihrer Bewunderung für Deutschland und verteidigten als einzige in den feindlichen Ländern die Person des Kaisers. Aber gerade weil das deutsche Volk so tüchtig, so opfermutig, so diszipliniert und so gut geleitet sei, so sagten sie jetzt, sei es für die Freiheit der übrigen Nationen eine Gefahr geworden. Durch ihre Haltung gerieten sie aber in Gegensatz zu den neutralistischen Klerikalen, denen sie ihre wenigen Sitze im Parlament verdankten. In der doppelten Gefahr, durch die Demokraten ihre Stellung in der öffentlichen Meinung und durch die Klerikalen ihre parlamentarische Existenz zu verlieren, nahm ihre Agitation für den Krieg um ihrer Selbsterhaltung willen geradezu delirierende Formen an. Mit allen Parteien zerfallen, verbanden sie sich (wie Mussolini mit den Teppisten) mit den Anarchisten der Kunst, den Futuristen, und hoben den von ihnen früher so viel verspotteten Gabriele d'Annunzio auf den Schild. So bewiesen sie durch ihre Haltung das, was sie eigentlich waren: ein ästhetisch-politischer Nietzscheanismus, der zum Vater den Irredentismus und zur Mutter die Doktrin hatte: eine unreife und kindische Bewegung ohne inneren Halt und klare Ziele, die von den Sozialisten den Dogmatismus, von den Radikalen den kriegerisch gewandten Utopismus, von den Giolittianern den Opportunismus, von den Teppisten die Methoden des Kampfes und von den Futuristen den Größenwahn übernommen hatte.

Digitized by Google

Der Irredentismus und der Dreibund

Infolge einer eigentümlichen Verknüpfung der Tatsachen hat gerade der Irredentismus den ersten Anstoß zum Eintritt Italiens in das Bündnis der Zentralmächte gegeben. Nach der Okkupation Bosniens durch Oesterreich von neuem heftig entbrannt, war die Bewegung für Italien selbst eine Gefahr geworden. Die österreichische Regierung glaubte im Jahre 1880 dem Treiben der Irredenta nicht länger ruhig zusehen zu dürfen und rüstete in Südtirol zum Präventivkrieg gegen den unruhigen Nachbarn. Damals schrieb der frühere österreichische Militärattaché in Rom, Haymerle, der Bruder des österreichischen Botschafters am Quirinal, die aufsehenerregende Broschüre: „Res Italicae", die mit der Drohung endete: „Buben, entweder seid ihr ruhig oder ihr bekommt Schläge." Angesichts dieser Gefahr mußte selbst der franzosenfreundliche und irredentistische Ministerpräsident Cairoli seine Freundschaft zu Oesterreich beteuern und seine politischen Freunde desavouieren. „Die Freundschaft Italiens zu Oesterreich wird nicht durch ohnmächtige Deklamationen derjenigen getrübt werden, die durch Träume törichter Unternehmungen die Früchte hundertjähriger Opfer gefährden," so erklärte er damals. Zu gleicher Zeit war Italien durch den großen „Unerlösten" der katholischen Welt, den Gefangenen des Vatikan, in seiner eignen Hauptstadt bedroht. Entgegen der sicheren von den italienischen Staatsmännern gehegten Hoffnung hatte Leo XIII. die Politik seiner Vorgänger fortgesetzt und die Wiederherstellung der weltlichen Gewalt des Papsttums zum Hauptpunkte seines politischen Programms gemacht. Während die Kurie mit allen Mächten Frieden schloß, erging sie sich über Italien in bitteren Klagen, die auf sämtlichen Katholikentagen einen Widerhall fanden. Auch Bismarck, über die italienische Politik verstimmt, drohte damals die Unterstützung des Papstes im Kulturkampf durch die Anerkennung seiner weltlichen Ansprüche auf Kosten Italiens zu erkaufen. Der Rückhalt, den Italien bisher an Frankreich gehabt hatte, war seit den französischen Niederlagen von 1870/71 verloren gegangen: die französische Republik sah in Italien den künftigen Rivalen im Mittelmeer, und die mächtige klerikale Partei haßte es als Räuber des Kirchenstaates. Im Jahre 1881 erfolgte die Okkupation von Tunis: sie war für die Interessen Italiens im Mittelmeer ein schwerer Schlag und erregte durch die hinterlistige Weise, in der sie sich vollzogen, die öffentliche Meinung in Italien aufs heftigste. Im Lande selbst aber war die Monarchie durch die Agitation der von Frankreich unterstützten, mit den Irredentisten verbundenen Republikanern gefährdet. Man erkannte, wohin die durch die Irredenta verursachte Isolierung Italiens führte: seine Sicherheit und Integrität an der nordöstlichen Grenze, seine Hauptstadt, seine Monarchie und Einheit und seine internationale Stellung waren in Gefahr geraten.

In diesen inneren und äußeren, durch den Irredentismus verursachten Nöten suchte Italien Schutz in dem Bunde mit den Zentralmächten. Der Dreibund bot Italien zu viel, als daß es bis zum Jahre 1914 je einem verantwortlichen italie-

Digitized by Google

nischen Staatsmann, gleichviel welcher Richtung, eingefallen wäre, an seinem Bestande zu rütteln. Er ist in der Zeit seines Bestehens sechsmal erneuert worden, immer unverändert und zu für Italien gleichen Bedingungen, obwohl die Position Italiens sich seit 1882 militärisch wie finanziell nach innen und nach außen gewaltig gehoben hatte. Im Parlament hat er stets eine überwältigende Mehrheit gefunden, obwohl seine hegemoniale Stellung in Europa erst durch das französisch-russische Bündnis, dann durch das Zustandekommen der Entente beseitigt und Italiens Lage durch den englisch-deutschen Gegensatz am meisten gefährdet worden war. Es war freilich nicht zu erwarten, daß die von der der Zentralmächte grundverschiedene italienische Bevölkerung für ihre nordischen Bundesgenossen eine besondere Begeisterung gehabt und die italienische Nation, die ihre Einigung im Kampfe mit Oesterreich und mit Unterstützung Frankreichs errungen hatte, aus dem Bunde eine Herzenssache gemacht hätte. Aber alle Verstimmungen, wie die nach Algeciras, nach der bosnischen Annexion und dem tripolitanischen Ueberfall auf die Türkei, wurden verhältnismäßig rasch überwunden, und vor dem Ausbruche des Weltkrieges war das Verhältnis der drei Staaten, das eben während des Tripolis- und Balkankrieges seine Feuerprobe bestanden hatte, enger und der Gegensatz Italiens gegen die Entente stärker denn je zuvor.

Der organische Fehler des Dreibundes war und blieb der Irredentismus, und die Tatsache, daß es den Regierungen während seiner 32jährigen Dauer nicht gelungen war, dieses Gift aus seinem Körper zu beseitigen, wurde ihm schließlich zum Verhängnis.

Zwar hat man es in Italien an offiziellen Verdammungsurteilen nicht fehlen lassen, und es gibt kaum einen italienischen Minister, der ihn nicht mehr oder weniger scharf verurteilt hätte. Vielleicht sein entschiedenster Gegner war Sidney Sonnino, der in seinen Aussprüchen die Sinnlosigkeit des Irredentismus am treffendsten gekennzeichnet hat. Aber selbst frankophile Minister wandten sich gegen ihn. Der Ministerpräsident Depretis erklärte den Irredentisten: „Wir haben eine Italia Irredenta, nämlich hinsichtlich der Fortschritte der Landwirtschaft und der Maßnahmen zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen und der Lösung der sozialen Frage." Und der Minister Mancini fuhr die Irredentisten in folgender Weise an: „Darum, weil in Oesterreich einige Gebietsteile italienisch sind, sollen wir sie von Oesterreich verlangen? Ja, dann müßten wir mit Frankreich und England wegen Nizza, Korsika, Malta ganz dasselbe tun. Deutschland müßte von Oesterreich und Rußland deren deutsche Provinzen fordern und ganz Europa würde in einen entsetzlichen Krieg hineingezogen. An die Möglichkeit solchen Aberwitzes glauben die Bannerträger der Irredenta selber nicht. Nein, ich will die harte Wahrheit aussprechen: Was Sie wollen, ist nicht Triest und Trient, sondern der Untergang der Monarchie, dieser Einrichtung, an der die Nation mit ihrem Herzblut hängt. Diese unverschämten Anschläge einer frechen und verschwindenden Minderheit finden im Ausland die gebührende Würdigung." Am schärfsten griff Crispi in seiner

Digitized by Google

am 8. Oktober 1889 zu Florenz gehaltenen Rede die Irredentisten an: „Seit einiger Zeit sucht eine gefährliche Richtung mit verführerischen Worten den Sinn der Bevölkerung zu betören: jene Richtung, die nach der Befreiung der dem Königreiche nicht vereinigten italienischen Gebiete schreit. Unsre Gegner suchen einen Stoff für ihre Agitation, der zwar edelmütige, aber schwache und unüberlegte Köpfe in leidenschaftliche Erregung versetzen kann, und sie haben ihn gefunden. Aeußerlich umgeben mit der warmen Poesie des Vaterlandes, ist der Irredentismus nichtsdestoweniger der schädlichste aller Irrtümer Italiens."

So heftig alle diese Worte klingen, in Wirklichkeit konnte und wollte die italienische Regierung den Irredentismus nicht vernichten. Im Grunde beschränkte sie sich darauf, ihn an die Kette zu legen, ihm gelegentlich durch Verbot seiner Publikationen das Maul zu stopfen oder ihm durch Auflösung eines seiner Vereine einen seiner Giftzähne zu ziehen. Sie bekämpfte weniger den Irredentismus als die Parteien, die ihn vertraten und für ihre Zwecke ausnutzten: sie wendete sich weniger gegen seine Existenz als gegen seine Taktik, die die Beziehungen Italiens zu seinen Verbündeten kompromittierte. Sie *konnte* ihn nicht vernichten, weil der Irredentismus als Ausläufer des Risorgimento mit seinem Prinzip der Nationalität und der Einheit das Prinzip vertrat, das die piemontesische Dynastie auf dem Throne Italiens legitimierte und auf dem der italienische Staat selbst beruhte. Und sie *wollte* ihn nicht beseitigen, weil sie ihn bei Gelegenheit als diplomatisches Pressionsmittel zu verwenden gedachte. Denn die Regierung hatte selber einen Teil der irredentistischen Forderungen in ihr politisches Programm aufgenommen: die Erlangung der strategischen Grenze, durch Erwerbung von Welschtirol und des linken Isonzo-Ufers, und zweitens die kulturell-nationale Sicherung der unter Oesterreich verbleibenden Italiener gegenüber dem Slawentum durch bestimmte Garantien. Ihre Politik war die, die Frage des Irredentismus von der Piazza in das Kabinett zu verlegen und sie zu einer Angelegenheit der Diplomatie zu machen. In beiden Forderungen hatte die Regierung die ganze Nation hinter sich. Die Durchsetzung der ersten galt ihr als unerläßlich für die wirkliche Sicherheit und *Unabhängigkeit* der italienischen Großmacht von Oesterreich und als *Vorbedingung* für die Durchführung einer großen Mittelmeerpolitik. Ohne die Erlangung der strategischen Grenze wäre das künftige italienische Mittelmeerreich von der Gnade Oesterreichs abhängig gewesen. Die zweite Forderung hielt sie zur Erhaltung des durch die Slawisierung bedrohten nationalen Gleichgewichts in der Adria für notwendig. Indem man sich offiziell aufs entschiedenste gegen den Irredentismus wandte, wollte man das Vertrauen der österreichischen Regierung gewinnen; indem man ihn leben ließ, suchte man durch ihn auf sie eine Pression auszuüben: im Falle eines Vorgehens Oesterreichs auf dem Balkan gedachte man dann, rechtlich auf den § 7 des Dreibundsvertrages gestützt, die irredentistische Frage, soweit dies, ohne die Lebensinteressen der österreichisch-ungarischen Monarchie zu verletzen, möglich war, mit den Mitteln der Diplomatie als eine Frage von sekundärer Bedeutung

Digitized by Google

bei Gelegenheit friedlich innerhalb des Dreibundes zu lösen und damit, mit dem Hausschlüssel an der nordöstlichen Grenze in der Tasche, für das Mittelmeer frei zu werden. Die Hoffnung, mit Oesterreich auf friedlichem Wege durch diplomatische Mittel zum Ausgleich zu kommen, wurde durch einen Ausspruch Kaiser Franz Josephs aufrechterhalten. Im Jahre 1875 hatte dieser nach einem Berichte der gut unterrichteten „Perseveranza" zu Viktor Emanuel gesagt: „Ich gebe gern zu, daß Sie nach einer Grenzberichtigung streben können. Natürlich spreche ich nicht von Triest — dies ist nicht bloß eine österreichische, sondern auch deutsche Frage. Aber ich denke an einen andern Punkt (d. h. Trient), den Sie vielleicht brauchen können, und der Augenblick kann kommen, wo Oesterreich-Ungarn Ihnen denselben in aller Freundschaft abtreten kann, falls nämlich gewisse Umstände uns anderswo eine Erweiterung unsrer Machtsphäre gestatten werden."

Schon im Jahre 1877 suchte Crispi bei seinen Verhandlungen mit Bismarck in Gastein gegen Anerkennung der Okkupation Bosniens die strategische Grenze zu erlangen, und er beabsichtigte vor seinem Sturz im Jahre 1890 diese Forderung als Bedingung für die Verlängerung des Dreibundes zu stellen. Im Jahre 1908 verlangte Tittoni das Trentino als Kompensation für die Annexion Bosniens, und im Juli und August 1914 wiederholte San Giuliano diese Forderung als Gegenleistung Oesterreichs für die ihm von Italien zu gewährende Aktionsfreiheit gegen Serbien.

Jedesmal aber stieß man auf den entschiedenen Widerstand Oesterreichs. Es konnte mit gutem Gewissen sagen, daß ihm alle Expansionspläne nach der italienischen und balkanischen Seite hin fern lagen: es war zufrieden, wenn es von beiden Seiten her in Ruhe gelassen wurde. Es hatte sich mit dem Verluste der italienischen Provinzen merkwürdig rasch abgefunden: schon im Jahre 1869 suchte Beust das Bündnis Italiens und wollte ihm dafür Rom überlassen. Oesterreich-Ungarn war die erste katholische Macht, die Italien in seiner Hauptstadt Rom anerkannte. Im Jahre 1875 besuchte Kaiser Franz Joseph den König Viktor Emanuel in Venedig, das noch vor wenigen Jahren ein Juwel seiner Krone gewesen war. In seiner Kolonial- und Mittelmeerpolitik hat Italien stets die Rückendeckung durch Oesterreich erhalten. Schon im Jahre 1890 konnte Graf Nigra mit vollem Recht an Crispi schreiben: „Ich hoffe, daß Sie Oesterreich-Ungarn die gebührende Gerechtigkeit widerfahren lassen. In jeder Frage, die bisher auftauchte, blieb der Beistand Oesterreich-Ungarns nie aus und er war oftmals bereitwilliger und reichlicher als der Deutschlands." In Wien konnte man darauf hinweisen, daß der Dreibund Italien nicht weniger Vorteile bot als Oesterreich, und daß dieses deshalb keine Veranlassung hatte, auf dem Altar der Freundschaft ein Gebiet zu opfern, das es zu seiner Verteidigung für notwendig hielt. Denn nicht Oesterreich bedrohte Italien, sondern die Irredenta Oesterreich, und das in naher Entfernung von der italienischen Grenze gelegene Triest, das merkantile Herz der Monarchie, auf das diese weniger denn Italien auf Rom verzichten konnte, ließ sich nur von Trient aus mit voller Sicherheit ver-

Digitized by Google

tridigen. Vom Gesichtspunkt der strategischen Sicherheit aus, so sagte man von österreichischer Seite, könne die Monarchie mit eben demselben Recht das alte Festungsviereck fordern, wie Italien das Trentino. Begründe aber Italien seinen Anspruch mit dem Nationalitätsprinzip, so müsse man mit dem Grafen Andrássy darauf erwidern: man macht keine praktische Politik auf Grund der Grammatik und der Ethnologie: Oesterreich-Ungarn kann niemals dieses Prinzip anerkennen, es sei denn auf die Gefahr hin, unter seinen Völkern eine zentrifugale Bewegung hervorzurufen und sich selbst aufzulösen. Dies Prinzip, allgemein und bis in alle Einzelheiten angewandt, würde die gegenwärtige, unter so vielen Schmerzen gebildete Ordnung Europas auflösen und dieses in ein Chaos stürzen. Und ähnlich antwortete man in Wien auf die italienischen Vorstellungen betreffs der administrativen und polizeilichen Maßregeln gegen die Italiener: die Slawenpolitik Taaffes, die Universitätsfrage, die Dekrete Hohenlohes usw. Man wies von italienischer Seite darauf hin, daß dieses Vorgehen Oesterreich nichts nütze und nur das Resultat habe, der irredentistischen Agitation in Italien zum Schaden der italienischen Regierung neue Nahrung zuzuführen. Zweifellos vergaß man in Oesterreich, daß der Irredentismus bei der italienischen akademischen Jugend dieselbe Stelle einnimmt wie bei der deutschen der Alkohol, und daß man viele der mit südlicher Lebhaftigkeit ausgeführten Demonstrationen ruhig mit dem humorvollen Ausspruche Pius' IX. abtun konnte, der, als er aufgefordert wurde, die jugendlichen Teilnehmer einer gegen ihn gerichteten Demonstration zu bestrafen, begütigend antwortete: mi pare che questo sia affare di papà e non di Papa (mir scheint, dies ist Sache des Papa und nicht des Papstes). In Oesterreich aber wurden diese Demonstrationen als Störung der öffentlichen Ordnung und die fortwährenden Klagen der italienischen Regierung als unbefugte Einmischung einer fremden Macht in die inneren Angelegenheiten eines andern Staates angesehen: man wies darauf hin, daß die Straße für den Verkehr und nicht, wie in Italien, für die Demonstrationen da sei, und daß die italienische Regierung an der Unterdrückung der gegen die Dynastie und den Dreibund gerichteten irredentistischen Agitation zum wenigsten ebensoviel Interesse habe wie die österreichische.

Es waren Diskussionen, die in den Zeiten des Friedens zu Recht bestanden: nach dem Ausbruche des großen Weltbrandes, der an Stelle der Rechte, Prinzipien und Paragraphen die Waffen und die Macht setzte, mußte die irredentistische Frage einzig und allein von dem rein politischen Standpunkt der Opportunität, und zwar unter allen Umständen und sofort gelöst werden. Dies hätte der gefährlichen Agitation des Irredentismus von vornherein den Boden entzogen: Oesterreich wäre für den slawischen Nordosten und Italien für das Mittelmeer frei geworden.

Wenn diese sofortige Lösung zum Schaden beider Staaten unterblieb, so trägt der Irredentismus die Hauptschuld. Die unsinnige Maßlosigkeit seiner Forderungen und die provozierende Arroganz, mit der sie gestellt wurden, mußten Oesterreich zu der Ansicht veranlassen, daß jede Nachgiebigkeit ein poli-

Digitized by Google

tischer Fehler sei und jedes Zugeständnis nur einen Anreiz zu neuen Begehrlichkeiten bedeute. Gegen diese Gefahr konnte die italienische Regierung angesichts der von ihr selbst geschürten Erregung im Lande keine volle Garantie bieten. Von der immer heftiger werdenden irredentistischen, mit der frankophilen-antimonarchisch-revolutionären verbundenen Agitation im Innern, von außen aber durch die Flotte Englands und das Gespenst eines großserbischen auf das panslawistische Rußland gestützten Reiches bedroht, ging Italien in den Kampf gegen Oesterreich, der im Grunde ein Präventivkrieg gegen das Südslawentum ist. Wie das Zarentum, so war die italienische Monarchie genötigt, die innere Bewegung nach außen abzulenken: sie übernahm das volle Programm des Irredentismus in seiner imperialistischen Ausdehnung auf die Adria und die Levante und begann die Politik der Sacre Memorie und der Aspirazioni Nazionali, des Sacro Egoismo und des Rigido Moralismo zur Vollendung der innern und äußern Einheit der Nation. Sie gab die Kraft zu ihrem unerwarteten Widerstande, stellte aber das Land vor ein dreifaches Dilemma, das einer der klarstsehenden italienischen Diplomaten seinem Vaterlande im Falle eines Bruches der österreichischen Allianz vorausgesagt hatte. In seinem obenerwähnten Brief schrieb Graf Nigra an Crispi:

„Wenn die österreichisch-italienische Allianz in Italien nicht populär ist, so beweist dies, daß unser armes Land noch nicht genug im Elend war, und daß es noch andre, und zwar weit unheilvollere und demütigendere Lehren nötig hat. Man trenne sich von der gegenwärtigen Allianz und man wird sie erhalten. Italien hat eine dreifache Wahl:

Entweder: die gegenwärtige Allianz mit allen ihren Lasten, aber mit der Sicherheit.

Oder: auf die Knie vor Frankreich.

Oder: ein großes Belgien ohne Industrie.

Und es ist noch nicht ganz sicher, daß nicht das große Belgien durch Teilungen und Amputationen ein kleines wird.

Glauben Sie mir, Herr Präsident."

Der Sinn des Leidens

Von

Reinhold Seeberg

I.

Unser ganzes Leben über begleitet uns das Leiden. Es scheint bisweilen verschwunden zu sein, aber es ist alsbald wieder da. Es kann leise und still heranschleichen, und es kann uns laut und mächtig überfallen. Es kann eine Allerweltsmaske tragen, und es kann uns mit ganz individuellen Zügen anschauen. Es kann sich an uns festsaugen wie ein Blutegel, und es kann bloß

Digitized by Google

stechen und kitzeln wie eine Mücke. Aber so sehr wir alle von klein auf das Leiden kennen, so wenig gewöhnen wir uns daran. Jedes Lebensalter hat sein Leid und jeder Beruf hat sein Leiden, aber auch jedes Menschenkind hat sein besonderes Leiden. Und doch tut das Leiden immer gleich weh. Man spürt es immer. Es treibt uns fort aus uns selbst und hält uns wieder fest in uns selbst. Wir wissen dies aus tausendfacher Erfahrung, und doch springen wir auf, wenn es auf uns eindringt, um alsbald ohnmächtig zurückzusinken.

Man denkt zunächst an körperliche Schmerzen, wenn von Leiden die Rede geht. Aber das, was eigentlich das Leiden ausmacht, ist nicht leiblich. Es dringt weit tiefer ein in uns, und es berührt uns im innersten eigensten Wesen. Der Unterschied des sinnlichen Schmerzes von dem Leiden ist so groß, daß man wohl eine Weile über solche Schmerzen haben kann, ohne wirklich zu leiden, und daß man, umgekehrt, ziemlich lange tiefstes Leiden in sich tragen kann, ohne darum körperlich geschädigt zu werden.

II.

Was ist es denn eigentlich mit dem Sitz des Leidens? Das Leiden ist ein seelischer Zustand, der uns aufgezwungen ist. Leiden ist immer Zwang und dadurch eine Verrenkung und Verbiegung unsers inneren Lebens. Was wir nicht in uns eindringen lassen wollen, das dringt trotz allem Sträuben in uns herein. Und was wir in uns hereinziehen wollen, bleibt draußen vor der Tür liegen und kommt trotz allem Streben nicht in uns herein. Und dadurch entsteht in der Seele dieser Zustand eines ungestillten Hungergefühls, das eins ist mit eller Uebersättigung.

In zwei großen Strömungen vollzieht sich das Leben unsrer Seele. Von außen drängt die Welt in sie herein und von innen drängt sie in die Welt hinein. Und diesem wie jenem entspricht etwas Dauerndes, ein Zustand in der Seele. Die Seele fühlt die Berührung mit der Außenwelt entweder mit Lust und Befriedigung oder mit Unlust und Mißbehagen. Und je nachdem, was hiervon mit der einen oder der andern Bewegung sich verbindet, wird diese von der Seele gewollt oder nicht gewollt.

Mancherlei strömt in unendlich reicher Abwechslung aus der Umwelt in uns herein. Aber viel davon tut weh und drückt, und der Wille erhebt sich daher, sobald es sich wieder naht, von seinem Lager, um ihm den Zutritt zu verwehren. Wenn er aber niedergeschlagen wurde und die Tür der Seele gewaltsam aufgerissen wird und das Drückende und Peinigende in die Seele hereindringt, dann entsteht wieder in ihr das Leiden. Das Leiden ist das Eindringen des Nichtgewollten. Und wiederum lebt in uns der heiße Trieb, aus uns herauszutreten, um Teile der Umwelt in uns hereinzuziehen, sie zu besitzen und zu genießen oder auch uns selbst in solche Teile hineinzuschieben und uns mit ihnen zu verbinden, so daß sie unser und eins mit uns werden. Dieser Trieb setzt die ganze Seele in heiße, drängende Bewegung, denn sie erwartet Lust von der Vereinigung mit der Umwelt. Und da nun senkt sich etwas

Digitized by Google

nieder vor der drängenden, sehnenden Seele und läßt nicht heraus den Willen, der das andre, was nicht er selbst ist, ergreifen und gestalten möchte. Jetzt wallt und wogt der Wille wie die erregte Flut, die den Damm durchbrechen will. Aber der Drang in ihm kommt nicht zur Entladung, die Spannung nicht zur Entspannung, die Erregung nicht zur Ruhe. Und dieser Zustand quälender Spannung des Willens ist wieder das Leiden. Das Leiden ist das Nicht-erreichen des Gewollten.

III.

Das sind die beiden Grundformen, auf die jedes Leiden zurückgeführt werden kann. Die Seele bekommt einen Inhalt, den sie nicht will, und sie bekommt den Inhalt nicht, den sie will. Sie wird übersättigt damit, was sie mit aller Kraft von sich weist, und sie leidet Hunger an dem, was sie mit aller Kraft ersehnt. Sie hat zuviel von dem, was ihr widerstrebt, und zu wenig davon, was sie erstrebt.

Aber der Wille ist die Seele selbst, er ist ihr eigentlicher Kern, die sie bewegende Kraft, die ihr die Richtung und die Beziehung zu allem gibt. Der Wille ist es, von dem das Leiden ausgeht. Die Bewegung des Lebens selbst in uns wird gehemmt und gebrochen. Es ist nicht nur ein Glied an uns oder ein Teil von uns, den die Schläge treffen und der Schmerz durchwühlt. Wir selbst sind es, die niedergeschlagen werden, unser Leben wird geknickt, unser Ich wird in Ketten geschlagen.

Das ist die bittere Not des Leidens. Wir erliegen der Welt. Wir haben das naive Bewußtsein, daß sie für uns da ist, aber sie wird nicht unser. Wenn wir sie nicht wollen, so überrennt und durchflutet sie uns, und wenn wir sie wollen, so flieht und entzieht sie sich uns. Und statt der Lust, die wir wollen, erhalten wir die Unlust, daß wir bekommen, was wir nicht wollen, und nicht bekommen, was wir wollen. Es ist der Ekel am nichtgewollten Zuviel und es ist der Hunger an dem Zuwenig des Gewollten. Es ist der Wille, der zu schwach ist, um abzuwehren das Fremde, und zu stark, um die Erregung nach dem Seinen zu verlieren. Nach der Seite unsrer Empfänglichkeit werden wir vergewaltigt und nach der Seite unsrer Tätigkeit werden wir erregt, aber unfruchtbar erregt. Das ist das Leiden. Es ist der verwundete und fieberhaft bewegte Wille, es ist die übersättigte und verhungernde Seele, es ist das von der Umwelt betrogene und mißhandelte Ich.

Es bedarf kaum der Beispiele, um das zu erklären. Uns alle berührt unsre Umwelt, denn sie ist ja unsre Umwelt. Es hilft uns nichts, wenn wir sie stolz ignorieren. Wir brauchen sie und sie verbraucht uns. Das läßt sich nun einmal nicht ändern. Und nun strömt statt des Reinen, Großen und Guten, auf das unsre Seele angelegt ist, in breitem Strom die Schlammwelle des Unsauberen, Gemeinen, Kleinen, Nichtigen und Bösen in uns herein. Mit plumper, harter Faust greift die wirkliche Welt schon an das junge Herz und befleckt es und verbiegt es. Wohl steht der Wille auf, die Tür zu schließen. Er kann nicht,

Digitized by Google

und er wird beiseite geschoben und will schließlich selbst, was doch die Seele erniedrigt. Das ist das bittere Leid so vieler, immer angefüllt zu werden und doch leer zu bleiben, immer Neues zu empfangen und doch unbefriedigt zu sein, immer übersättigt, elend zu verhungern.

Doch nun das andre. Große Sehnsucht erfüllt das junge Herz. Und in allen Pulsen hämmert derselbe Rhythmus, es geht um das Glück. Der Wille reckt sich empor und die Hand streckt sich aus nach mancherlei Gütern und Idealen. Es ist die Liebe, von der man es erhofft, es ist die Gesundheit des Leibes, es ist die Güte der Menschen, es ist die höchste Bildung, es ist vielleicht auch nur eine gesicherte Lebensstellung. Und immer kommt etwas dazwischen, wie man wohl sagt. Jetzt ergriffen, entgleitet das Gewollte der Hand. Das Unglück tritt an die Stelle des Glückes, und das arme Herz, das zum Zerspringen voll ist und fast bersten will vor Sehnsucht, bekommt nicht, was es braucht, und kann sich nicht ausrecken und ausdehnen, wie es doch möchte.

Es ist das Herz, das leidet mit seinem Willen. Das gilt auch dann, wenn es körperliche Dinge sind, die uns drücken. Dort kommen Krankheit und Schmerzen und machen alle Lebensfreude zunichte. Und hier ist es die körperliche Schwäche oder die eigene unschöne und plumpe Art, die sich wie ein eiserner Riegel vor die Verwirklichung des Strebens und der Sehnsucht schieben.

IV.

Wer wird es leugnen, daß die Welt voller Leiden ist? Aber je tiefer uns diese Erkenntnis ergreift, desto weher senkt sich die Frage in die Seele nach dem Sinn des Leidens. Ist denn nicht alles in der Welt von Gott aufeinander angelegt worden, wie kann es uns dann daran fehlen, wessen wir bedürfen, und wie kann uns aufgedrängt werden, was wir nicht wollen? Ist die Welt nicht das harmonischste Kunstwerk des größten Meisters, wie ist es denn möglich, daß so vieles in ihr nicht miteinander übereinstimmt?

So fragen die Menschen nun seit vielen Jahrtausenden. Gottlose und Fromme, Glückliche und Unglückliche in einem Chor werden nicht müde der Frage, denn die Not, die zur Frage treibt, bleibt immer neu.

Wenn wir jetzt die Frage zu beantworten versuchen, müssen wir uns zunächst eines Irrtums entledigen. Es gibt eine Macht in der Welt, die heißt das Böse. Man mag ihren Ursprung erklären oder nicht erklären, an ihrer Existenz kann niemand zweifeln. Auch nicht daran, daß das Böse in den Menschenherzen haust. Nun erscheint uns ja zunächst das gut zu sein, was wir wollen, und das böse, was wir nicht wollen. Und so erscheint uns unwillkürlich das Leiden selbst wie etwas Böses. Aber ist das, was wir wollen und wünschen, wirklich immer gut und recht, und ist das, was wir zurückweisen, in der Tat immer widrig und häßlich? Es gibt doch in unsrer Lebenserfahrung viele, viele Dinge, die wir flohen, obgleich sie gut waren, und die wir suchten, obwohl sie böse waren.

Digitized by Google

Wie dem Kinde die Medizin oder die Strafe heilsam sind, obgleich es ihnen widerstrebt, und wie ihm das blanke Messer schädlich ist, wiewohl es ihm nachstrebt, so erlebt man es doch auch in reifen Jahren. Unsers Herzens Wünsche sind eben kein sicherer Kompaß. In uns selbst ist die böse verkehrende Richtung wirksam, die unser Urteil blendet und unsern Willen irreleitet. Sie muß bekämpft und überwunden und die Seele langsam an eine neue Richtung gewöhnt werden. Das wird jeder zugestehen, er denke im übrigen von der Entstehung der neuen Richtung, wie er mag. Aber wer kann sich denn darüber wundern, wenn wir mit unsrer verkehrten Richtung überall in der Welt anrennen und uns wehetun? Wenn ich nicht der Tür zuschreite, so muß ich schließlich mit dem Kopf an die Wand stoßen. Und wenn ich die Sonne absperre, dann kann mich nur Dunkelheit umgeben. Wer der Ordnung des großen Weltenmeisters zuwider handelt, der gerät mit Notwendigkeit in die Räder der Weltmaschine, statt daß sie ihn an das gewünschte Ziel des Glückes trägt.

Es kann nicht anders sein. Wer Gottes Ordnung widerstrebt, den muß die Welt enttäuschen. Er selbst ist es, der seinem Leben das Leid einfügt. Sein Leben wird verkehrt, denn seine Stellung zum Leben ist verkehrt. Und weiter, jeder, der das Böse will und tut, wird dadurch zu einer Quelle des Leidens für die andern. Ist mein Begehren, das ich auf jemand richte, böse, so droht ihm Leid, wie umgekehrt seine Bosheit mir zum Leiden gereichen kann. Meine Bosheit ist des andern Leid.

So werden wir denn sagen können, wenn Böses in der Welt ist, so muß auch Leiden in ihr sein. Das ist nicht so zu verstehen, als sei das Leiden eine willkürliche Strafe des Bösen, es ist vielmehr seine notwendige Folge. So ordnete Gott die Welt, daß Leiden und Bosheit zusammengehören. Nun aber ist es gerade diese Ordnung, die die Macht des Bösen in der Welt schwächt und eindämmt. Das Leiden macht die Unnatur des Bösen offenbar, und es ruft einen gewissen Widerstand wider das Böse hervor. Wenn das Streben nach dem Bösen mir Leiden einträgt und wenn das Böse in mir den andern und das Böse in den andern mir zum Leiden gereicht, so wird eben das Leiden sie wie mich irre machen an dem Bösen und auf dem Wege zu ihm hemmen. Wie der körperliche Schmerz der Wächter ist, der den Leib vor Schaden bewahrt, so behütet das Leiden die Seele vor dem Schädlichen.

Das Leiden ist wie die Dornenhecke und der Stacheldraht. Es hindert die Vereinigung mit dem Bösen, indem es das Böse uns wehetun läßt. Es kann lange dauern, bis wir es erkennen, vor wie viel Unrecht und Schlechtigkeit uns das Leiden bewahrt hat. Je regelmäßiger die Strafe dem verbotenen Genuß folgt, desto schneller vergeht dem Kinde die Lust an ihm. Wenn nun aber das Böse selbst immer zur schlagenden Rute für die Bösen wird, so dient es selbst dazu, die Lust nach ihm zu ersticken. Je länger wir das beobachten, desto eindrücklicher wird uns die Erkenntnis, daß Gott das Leiden der Weltordnung einfügte als ein Erziehungsmittel, damit wir Herz und Hand vom Bösen freihalten.

Digitized by Google

V.

Und so geschieht denn das Wunderbare, daß uns im Leide selbst Gottes Nähe aufzudämmern beginnt. Freilich, es gehört sittliche Reife dazu, dies wahrzunehmen. Zunächst ist uns das Leiden nichts andres als Herzbeklemmung und Erstickungsnot. Das ändert sich. Freilich nicht so, als würde das Leiden uns zur Lust. Das wäre pervers wie die Freude am Schmerz. Aber doch so, daß wir ein Empfinden dafür gewinnen, daß dieser Druck auf unser Leben unser Leben nicht zerdrückt, sondern befreit. Denn das eigentlich Zerstörende und Vernichtende in unserm Dasein, das Böse, wird geschwächt durch das Leiden. Und deshalb spüren wir es leise und dann immer deutlicher, daß auch im Leide irgendwie des ewigen Vaters Güte uns nahekommt. Es tut immer weh, und der Schmerz ist nicht Gott, aber das Wehe und der Schmerz läßt uns nicht fortgleiten von der Bahn, da man Gott findet, ja der Schmerz selbst drängt fort zu ihm.

Die Christen nennen es das Kreuz. Sie finden viele Gedanken und Worte zu seinem Preis. Es wird ihnen zur Leiter, die zu Gott emporsteigt. Es ist ein steiler, enger Pfad, im Dornendickicht tief versteckt. Man kann ihn nicht leicht finden und sehr leicht verlieren. Er führt von dem „Mich dürstet" zu dem „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen", aber er mündet in dem „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist". Es ist äußere Not und innere Pein. Aber das Dunkel gebiert das Licht. Wir scheiden uns innerlich vom Bösen und werden dadurch hingezogen zu Gott. In inniger Freude und heißem Dank, mit dem Aufatmen dessen, der aus der Todesgefahr an die Küste des Lebens getrieben wurde, blicken wir dann vom Kreuz auf den Gott, der auf wunderbarem Wege durch Nacht und Hölle die Seele zu leuchtendem Licht und seliger Freude führt. Es gibt so etwas, eine stille verborgene Realität und doch stark und gewaltig wie der Tod, und stärker als er, denn es ist das Leben, und das Leben ist stärker als der Tod.

Das Leiden stellt unsern Willen stille. Nichts tut so weh wie gefesselter Wille, denn nichts läuft uns so wider die Natur. Aber der Glaube wird dessen inne, daß der Wille gefesselt wurde, damit er nicht dem Bösen nachstrebe. Da wird das Leid zur Gnade und der Stillstand zum Fortschritt. Wenn wir Gott in dem Leiden spüren, dann ist das Leiden das Kreuz und ein Weg zu Gott. Wie Jesus dadurch, daß er am Kreuz von aller Menschenhilfe abgeschnitten und alles Eigenwollens beraubt ist, auf das tiefste und innigste seine Einheit mit Gott erlebt, so soll auch uns das Leiden vom Bösen lösen und zu Gott hinleiten.

Wir sagten, der Glaube nehme Gott wahr. Und so ist es freilich, nur muß es rechter Glaube sein. Aber rechter Glaube ist nicht die Anerkennung irgendeiner noch so herrlichen Lehre. Rechter Glaube besteht darin, daß der Mensch in den Fügungen seines Lebens und in den Geschicken seiner Seele Gottes Nähe und Wirkung zu empfinden vermag. Unsichtbar, überempirisch,

Digitized by Google

unbeweisbar und doch mit unwiderstehlicher Gewalt greift es in die Seele ein und überwältigt sie, daß sie nicht anders kann als es staunend und anbetend in sich aufzunehmen. So ist der Glaube, und er nimmt Gott hin. Im Verkehr mit Jesus geht den christlichen Seelen dieser Glaube auf. Jetzt ist die Seele zu Hause, wenn das Ewige anklopft an ihre Tür, und in dem Gewirr der Meinungen, in den Schrecken der Ereignisse, in der grausigen Disharmonie der wirklichen Welt hört sie leise und doch ganz vernehmlich die wunderbare Harmonie der Stimme Gottes. Vater unser, der du bist im Himmel . . ., dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden. Das ist der Glaube.

VI.

Jedoch nicht immer ist es so, daß wir verstehen, wie der Weg zum Bösen durch das Leiden uns verlegt wird. Es gibt so viele Leiden im Leben, die uns nutz- und zwecklos zu peinigen scheinen. Hier bezahlt etwa das Kind mit seinem siechen Leibe die Sünden seiner Eltern. Dort hat ein jäher Zufall die Kraft zerbrochen. Und wieder in einem andern Fall hindern menschliche Bosheit und Tücke uns an der Entfaltung unsrer Kraft, oder es will der Sonnenschein nicht kommen, dessen die Wurzeln im Herzen bedürfen, um Blüte und Frucht hervorzutreiben.

Welch ein Meer von Leiden ergießt sich doch über die Menschenkinder! Was hier zerknickt, zerbrochen und zerschlagen wird an Kraft, wer mag es ausrechnen? Und vollends wird sich niemand vermessen, all diese Leiden daraus als notwendig zu erweisen, daß sie den Betroffenen nötig waren, um sie vor dem Bösen zu bewahren und sie zu Gott zu führen, oder sie gar, wie Hiobs törichte Freunde, als Strafen für besondere Sünden anzusprechen. Wir vermögen es nicht bei uns selbst und erst recht nicht bei andern.

Wir stehen in einer furchtbaren Leidenszeit. Noch überschaut und versteht es ja niemand, wie übervoll die Jammerschalen sind, die täglich ausgegossen werden über uns, wie ätzend bitter und fressend giftig ihr Inhalt ist. Aber wir werden jahrzehntelang die Krüppel und die Verstümmelten, die Einsamen und die Elenden sehen, die dieser Krieg geschaffen. Wir werden ihre Klagen und ihr Leid hören. Wir werden Zeugen sein des armen zerschlagenen Willens, der sich nicht ausrecken kann, wie es doch seine Natur ist, des Lebens, das todhaft wurde und doch den Lebenstrieb in sich drängen und treiben spürt. Es wird immer dieselbe Weise sein in tausend Spielarten. Was man hat, will man nicht, und was man will, hat man nicht. Und darüber ist es dem wollenden Menschen, als wäre er zu einem Knäuel zusammengeschnürt und mit eisernen Fesseln zusammengepreßt, daß ihm der Atem ausgeht.

Da kommt dann wohl die Vernunft und sagt: wer weiß? Wer weiß, was geschehen wäre, wenn du die heilen Glieder und die gesunden Sinne behalten hättest! Wer weiß, was geworden wäre, wenn du einen Mann oder ein Weib oder Kinder bekommen hättest! Das hätte zu allerhand Versuchungen und Sünden geführt, es wird besser so sein! Aber der Arme in seinem Leid windet

Digitized by Google

und krümmt sich, wird stumpf und hart, stöhnt über dem Jammer und flucht dem Leiden. „Wer weiß," ob es nicht doch besser gewesen wäre, wenn er vom Leid verschont geblieben wäre?

Wer weiß? Es ist ein schlechter Rationalismus in diesem Wort. Es klingt so, als wisse man etwas, und es versteckt doch nur das reine Nichtwissen. So kommt die Seele zu keiner Lösung, so nicht. Der Gepeinigte lacht ein heißes, böses Lachen, wenn man ihn belehrt, es sei ihm sehr nützlich, gepeinigt zu werden. Von außen kann die Lösung nicht kommen. Die Seele selbst muß sie finden. Drinnen, auf dem zertretenen Beete, da muß die Blume wachsen, deren Duft den Leidenden erquickt und vielleicht gar heilt.

VII.

Es ist nur einer, der die Seele die Lösung finden lassen kann. Es ist Gott allein. Sein Geist ist wie die Frühlingskraft. Er dringt durch Schnee und Eis, durch Stein und Geröll, durch Trümmer und Scherben, durch Wunden und Schwären, durch Trübsinn und Verzweiflung. Und wo er eindringt, da bewegt er. Und wo er bewegt, da lebt es. Und wo es lebt, da empfindet man seine ewige Lebenskraft. Und wo man sie empfindet, da lächelt die Freude wieder. Es ist vielleicht ein ganz kleines, armes, blasses Lächeln, und ist doch wieder der Sieg des Lebens und die Nähe der göttlichen Kraft.

Ich kann es hier nicht schildern, wie es weiter kommt. Es ist der Glaube, der in uns entsteht. Glauben heißt das hinnehmen, was Gott gibt, innerlich mit Herz und Willen. Und der Glaube erweitert das Herz. Das ist die Probe seiner Reife, daß wir alles hinnehmen lernen, als von Gott gegeben. Es ist der Gehorsam, nicht nur als eine Absicht und nicht nur als Antwort auf ein Wort; nein, der Gehorsam der Tat den Tatsachen des Lebens gegenüber.

Alles ist von Gott. Es kommt von ihm, daß das Leid mich gerade trifft. Aber er liebt mich, denn er ist das Leben, das mein Leben immer wieder aufweckt, wenn es in Schlaffheit versinken will. Und wenn auch das Leid von ihm kommt, so muß es eitel Liebe sein, die es mir sendet. Freilich, ich verstehe es nicht, warum es kommt und wozu es dient. Aber er liebt mich. Da schweigt alle Reflexion mit ihrem Rationalisieren. Es ist der schlichte, innige Gehorsam des Glaubens, der es hinnimmt, wie Gott es gibt.

Und dieser Gehorsam wird vollendet im Leiden. Daß ich gehorche, nicht weil Gott stärker ist, nicht weil ich mir Lohn dafür verspreche, sondern weil er mein Leben ist und weil sein Wille mein Wille geworden und wir ganz eins geworden sind in Geist und Liebe — das wird erst in dem Leiden offenbar. Und es ist dann doch nicht bloß so, daß man auf diese Weise das Leiden immerhin noch tragen kann, sondern es ist so, daß die tiefste Probe menschlicher Vollendung erst im Leiden abgelegt wird. „Es ziemte dem, um dessentwillen alles und durch den alles ist, da er viele Söhne zur Herrlichkeit führte, den Anfänger ihres Heiles durch Leiden zu vollenden," heißt es von Jesus bei einem neutestamentlichen Schriftsteller (Hebr. 2, 10).

Digitized by Google

Wenn ich Gott habe, so daß er meines Lebens Leben geworden ist, so nehme ich alles hin, was mich trifft, als eine Wirkung seiner Liebe. Dieser Gehorsam ist die Probe der Lebenseinheit mit Gott. Ein alttestamentlicher Sänger schon hat dies verstanden (Psalm 73, 21—26):

Als mein Herz erbittert
und ich zerstochen war in meinen Nieren,
da war ich ein Tor, verstand nichts
wie ein Tier dir gegenüber.
Doch immerdar bin ich bei dir,
hast du mich doch ergriffen bei meiner rechten Hand.
Wen habe ich denn im Himmel
und mit dir vereint habe ich nicht Gefallen an der Erde!
Mag dahinschwinden mein Fleisch und mein Herz,
Fels meines Herzens und mein Teil ist Gott in Ewigkeit!

VIII.

Doch nicht allzu häufig wird es geschehen, daß der Leidende sich zu solcher inneren Höhe emporschwingt. Es macht schon dem genug Mühe, sich in das Leiden zu finden, dem es, nach eigner Erfahrung, den Weg zum Bösen verlegt. Um wieviel härter wird es dem werden, sich in das Leid zu schicken, der innerlich nichts zu spüren bekommt von seinem Sinn und Zweck, der nur auf Gehorsam angewiesen ist. Auch viele Menschen, denen es ernst ist mit dem Herzensglauben, werden die Leidensprobe, wenn sie ihnen auferlegt wird, nur schlecht bestehen.

Es gibt gar viele, die der Nähe Gottes im Herzen inne geworden sind und sich ihm zu Dienst und Dank ergeben haben, aber doch klagen und murren, wenn das Leid ihnen wieder den Willen zusammenschnürt. Aber vielleicht werden gerade die, auf denen ein großes, das ganze Leben verdunkelndes Leid ruht, eher in ihm Gottes Nähe spüren als die, denen nur gelegentlich das innere Leben vom Leiden bedrängt wird. Aber so oder so, immer wird es der Glaube als das Innewerden des nahen Gottes sein, der die Seele das Leiden überwinden läßt. Mögen die einen schon unter dem Druck des Leidens selbst Gottes gnädiges Walten spüren, mag dies den andern erst später aufgehen, einig sind sie darin, daß es keinen andern Weg gibt, um die Furcht vor dem Leiden und die Not des Leidens zu überwinden, als den Glauben oder die Lebensgemeinschaft mit Gott.

Das Leiden ist der zusammengeschnürte Wille, es ist Ohnmacht und gehemmtes Leben. Aber der Glaube ist das Innewerden der Lebensmacht in uns und daher tiefstes, feinstes, quellendes Leben. So stehen das Leiden und der Glaube einander gegenüber wie die Lebenshemmung und die Lebenskraft, wie der gefesselte Wille und der befreite Wille. Der Glaube ist der naturgemäße Zustand des Menschen, da die Seele Gott in sich aufnimmt und der geschaffene Wille Organ des Urwillens wird. Der Glaube ist die Höhe des geistigen

Digitized by Google

Lebens, auf der der geschaffene Geist eins wird mit dem ewigen Geist. Der Glaube ist daher Zweck des geistigen Lebens und seine tiefste Tiefe. Daher kann das Leiden von dem Glauben überwunden werden. Aber daher muß auch das Leiden von dem Glauben überwunden werden. Das Leiden ist etwas Unnatürliches und Lebenswidriges. Daher kann es nicht für immer sein. Es kann nur den einen Zweck haben, Reizmittel zum Glauben zu sein.

Wie dem Strom in seinem Lauf und dem Roß auf seiner Bahn künstliche Hindernisse in den Weg gestellt werden, damit sie ihre volle Kraft aufwenden, so wird auch das Leiden nur deshalb das Leben und den Willen einschnüren, damit Leben und Wille erstarken in der Ueberwindung des Hemmnisses. Gott gibt das Leiden nicht, damit es bleibe, denn er zerstört nicht das Leben, das er schuf. Gott gibt das Leiden mit seiner tiefen Not und bitteren Angst zu innerster Bedrückung, damit die gepreßte Seele alle Kraft zusammennehme, Gott wieder zu empfinden und dadurch den so zerdrückenden Leidenfels fortzurollen.

So ist es, wenn das Leiden sich als ein Bollwerk wider das Böse in uns erhebt. So ist es aber auch, wenn es über uns hereinbricht, ohne daß wir verstehen, was es eigentlich von uns abwehren soll. Immer soll es den Glauben erhalten und stärken. In dem ersten Fall ist dessen Bestand durch das Böse gefährdet, in dem andern Fall stockt und erstarrt etwa sein Lauf. Aber daher gibt es auch kein andres Mittel, über das Leiden hinwegzukommen, als daß man nach Gottesempfinden, nach Glaubensakten, nach dem Innewerden des nahen Gottes strebt. Sobald die Seele dies wieder erreicht hat, stockt der Willensquell in ihr nicht mehr, und die Lebensnot ist überwunden.

Was Gott uns gibt, haben wir nur im Glauben. Daher soll aber auch alles, was Gott uns gibt, Glauben in uns erwecken. Das gilt von den äußeren und inneren Schickungen des Lebens, von dem Kleinen wie dem Großen, von dem Leichten wie dem Schweren. Es gilt auch von dem Leiden. Wir sollen es hinnehmen als etwas, was von Gott kommt. Wir sollen darum in der Leidensnot den zusammengedrückten, in rasenden Pulsen schlagenden Willen auf Gott hinrichten, denn von ihm kommt auch dieser Druck, und von ihm muß die Lösung kommen. So drängen wir hin zum Glauben, und der Glaube macht die Seele wieder frei, denn sie empfindet den ewigen Geist mit seinem Leben, und dadurch verwandelt sich die Last der Hemmung in das innere Erlebnis der Leitung unsres Geistes durch den Gottesgeist.

Das sind einige Gedanken über das Leiden. Man kann sie breit ausspinnen und hoch oben und tief unten anknüpfen. Dazu ist hier nicht der Ort, jeder kann dem selbst nachdenken.

Das Leiden ist wie die Rute des Vaters, deren Schmerz vor dem Bösen warnt, um dem Guten ungehinderte Bahn zu bereiten. Und es ist wie die Schere des Gärtners, die beschneidet und beschränkt, um die Kraft des Lebens zu steigern und zu vereinigen. Es tut immer weh, und es drückt hart.

Digitized by Google

Sonst würde sein Zweck nicht erreicht, denn es soll im Innersten erregen und drücken. Aber es soll nicht bei dem Leiden bleiben, es soll überwunden werden. Es soll Glauben erwecken, und durch den Glauben wird es innerlich überwunden.

Das Unterseehandelsboot „Deutschland"

Von

Vizeadmiral z. D. Kirchhoff

Mitten in dem Anfang Juni 1916 wiederum in so außerordentlich hohem Maße einsetzenden gewaltigen Ringen in diesem Weltkriege, zu einer Zeit, wo alle Welt von den schweren Kämpfen in Ost und West und Süd die Entscheidung erwartet, wo im feindlichen und neutralen Ausland alle auf das Höchste gespannt sind, wem in diesen ernsten Kämpfen die Siegespalme zuteil wird, da hat die Tat eines winzigen Schiffleins die Gemüter in ganz besonderer und außerordentlicher Weise erregt. Eine hohe Friedenstat mitten in der allerernstesten großen Kriegszeit!

In dem nach Sensation dürstenden Amerika, wo die Ankunft des ersten Dreischraubenschiffes, eines Kriegsschiffes im Frieden — S. M. S. „Kaiserin Augusta" — im Jahre 1893 bei der Vierhundertjahrfeier so großes Staunen hervorrief, und um so mehr, da es aus Europa, noch dazu aus Deutschland kam, in diesem jetzt mit dem Kriege in so naher Verbindung stehenden Amerika hat die Fahrt des ersten Handelsunterseebootes über den Ozean, mitten im Kriege, eine ganz gewaltige Erregung hervorgerufen, und zwar mit vollem Recht.

Untersuchen wir die Gründe für das große Aufsehen, das die kleine „Deutschland" in Amerika hervorgerufen hat, die nicht nur politischer Art dem befreundeten England gegenüber sind. Zunächst die ethischen, die moralischen Gründe. Das neueste Erzeugnis der Unterseeboottechnik hat es fertig gebracht, mitten durch die scharf beobachtenden Häfcher hüben und drüben unbehelligt hindurchzufahren; es hat die lange Ozeanstrecke von mehr als 4000 Seemeilen ohne jede Begleitung und ohne Zwischenpunkte durchgeführt (die kanadischen Unterseeboote durchfuhren einst eine um ein gutes Drittel, einige fast um die Hälfte kürzere Strecke unter steter Begleitung, noch dazu auf östlichem Kurse, hatten also Wind und See meistens von hinten); es hat hierzu keine langen Erprobungen ausführen können. Also deutscher Geist und deutscher Wille, deutsche Wissenschaft, Technik und Seemannschaft waren es, die zuerst in der Welt eine solche Tat hervorbrachten, zum Ingrimm aller Gegner, zum bewegten Staunen und zur Bewunderung des gesamten Auslands.

Dann die mehr praktischen Ursachen. Es ist nicht nur erneut klargestellt, daß die englische sog. Fernblockade von nun an in keiner Weise mehr effektiv zu nennen ist (ein zweites Handelsunterseeboot ist bereits unterwegs); diese Fahrt

Digitized by Google

zeigt die Möglichkeit, frei von englischer roher Willkür die Außenwelt amtlich, privatim und politisch aufzuklären. Zensurstriche, wie bei den Kabel- und Funkspruchmitteilungen, gibt es nicht mehr, die englischen Lügenmeldungen haben jetzt weit kürzere Beine, sie können in Bälde eingehend bloßgestellt werden.

Dann die Wichtigkeit, daß die schmählichen Posträubereien, die selbst das große neutrale Amerika in Wirklichkeit noch immer duldsam über sich ergehen läßt, nun ihre Bedeutung verlieren. Für die gesamte Geschäftswelt, deren sämtliche Papiere in feinfühlender Weise von den englischen Agenten eingehend durchschnüffelt wurden, ist das eine gewaltige und willkommene Erlösung, eine große Erleichterung für ihre Geschäftsverbindungen. Abgesehen davon, daß sie, diese Geschäftswelt, nunmehr schneller zu ihren Nachrichten kommt und die englischen Krämerseelen ihr nicht vorgreifen können.

Dann ist es von hohem Belang, daß einzelne wichtige Industriezweige, die im Verlaufe des Krieges mit ihrem Betriebe fast brach lagen, infolge der Ueberführung wichtiger Stoffe, welche die „Deutschland“ mit sich führte, wieder arbeiten können und nicht zugrunde gehen. Es sind dies in erster Linie die auf gute Farbstoffe angewiesenen Fabriken.

Und umgekehrt erhält das kämpfende Deutschland, dessen Gegner dauernd von jenseits des Ozeans die Hauptmittel zur Fortführung des Krieges erhielten, jetzt aus demselben neutralen Lande Stoffe, die es bei der weiteren Kriegführung brauchen kann, trotz des Wutgeheuls des stolzen und kulturhohen Inselbriten und seiner Helfershelfer.

Es wird also nunmehr ein Hin und Her von Sendungen im Kriege geben, die beiden Seiten von großem Nutzen sind. Und das seeräuberische Albion hat dabei das Nachsehen. Amerika kann sich jetzt uns wieder in neutraler Art nähern. Der schwere Aerger, der sich in allen englischen Presseäußerungen zeigt, gibt am besten an, wie sehr ernst die neue Sachlage sofort in England gewertet und erkannt worden ist. Zu den unglaublichsten Verhaltungsmaßregeln ist es schon gekommen und zu Vorstellungen über unser Vorgehen.

Nicht unwichtig ist die Einsicht, die unsre Gegner jetzt bestimmt gewinnen, daß Deutschland mitten im Unterseebootskriege Stoffe, Mittel und Männer, Zeit und Gelegenheit hat, um außer dem Weiterausbau seiner militärischen Unterseeboote noch solche für reine Handelszwecke herzustellen und mit ihnen in friedlicher Weise zu arbeiten, allen zur Wohltat.

Wie war nur dieser Gedanke, der im Kopfe deutscher Männer entstand und daheim weiter ausgebaut und schließlich in die Tat umgesetzt wurde, ausführbar? Man bedenke, daß bei einem Handelsunterseeboot alle Einrichtungen fortfallen, die zum Kriege gehören: Torpedos und deren Rohre, Geschütze und deren Munition, militärisch-seemännische Einrichtungen, größere Geschwindigkeit, schnelle Tauchmöglichkeit. Das ergibt z. B.: schwächere Maschinen, geringeren Bedarf an Brennstoffen, schwächere, d. i. leichtere Konstruktion des Schiffskörpers (die Tauchtiefe kann auch eine geringere sein) u. dgl. mehr, geringere Zahl der Besatzung. Somit werden größere Räume frei, die zur Unterbringung

Digitized by Google

von Handelswaren benützt werden können, bei gleicher Größe des Schiffes wie im militärischen Falle. Nun liegt aber keinerlei Grund vor, die Handelsunterseeboote nicht viel größer zu machen. Nach eingehenden Berechnungen würde z. B. ein solches Handelsunterseeboot von etwa 2000 Tonnen Gehalt eine Ladung von mehr als ein Drittel gut aufnehmen können, d. h. also 750 Tonnen rund, gleich 15000 Zentner. Das ist für kleine und leichte Waren, für Briefpost und Wertsachen schon eine große Zahl, die sich unschwer noch steigern läßt, da Besatzungsstärke und Betriebsmittel sich nicht in gleicher Weise bei größeren Booten erhöhen.

Die Bezeichnung „Boot" erweckt immer noch bei der Masse der Laien unklare Vorstellungen; ein solches Unterseeboot ist mehrere hundert Fuß lang, bis zu 30 Fuß breit, hat eine Besatzung von 30 bis 40 Menschen, die viele Wochen an Bord leben sollen, kostet mehrere Millionen Mark usw.

Es ist nun die Frage zu stellen: Wie wird sich die Verwendung solcher Handelsunterseeboote, deren Bedeutung während des jetzigen Krieges sehr hoch einzuschätzen sein wird, in Zukunft zu Friedenszeiten gestalten? Die Antwort wird nicht bestimmt gegeben werden können; eine künftige Friedensverwendung hängt in der Hauptsache davon ab, ob das Geschäft sich lohnt, ob Kaufleute, Reeder, Schiffer dabei zu ihrem Rechte kommen können.

Das werden selbst die klarblickendsten Kaufleute kaum jetzt schon bestimmt angeben können, um so weniger, da diese Fahrzeuge nur für ganz besondere Waren brauchbar sind und weil sie geraumere Zeit für ihre Fahrten gebrauchen.

Aber deutscher technischer Geist und deutscher wagemutiger Handelssinn haben schon so viel Neues hervorgerufen, daß man wohl annehmen kann, es würden sich Mittel und Wege und Einrichtungen finden, um dies neue Verkehrsmittel der Ozeane auch weiter folgerichtig zu entwickeln und sachgemäß weiter auszubauen. Es liegen zurzeit kaum genügend Erfahrungen vor, wie sich ein solches Tauchboot bei aufgetauchtem oder halb aufgetauchtem Fahren in schwerer See benimmt, vielleicht, daß ihm hierbei eine ruhigere Fahrt möglich ist.

Wir dürfen frohgemut erwarten, daß wir Deutschen all diese einschlagenden wichtigen Fragen einer glücklichen Lösung in kurzer Zeit zuführen werden; dies um so mehr, da hierbei auch wichtige Erfindungen auf dem Gebiet der Chemie in Frage kommen, in denen Deutschland aller Welt weit vorausgeeilt ist.

Jedenfalls hat der Beweis der Möglichkeit einer Verwendung solcher Handelsunterseeboote bereits klargestellt, daß die schnöde Vergewaltigung des Handels und der Schiffahrt von Feinden und Neutralen, wie sie der große Seeräuber bisher in den letzten Jahrhunderten ausführte, auf das äußerste erschwert, wenn nicht in der Hauptsache so gut wie unmöglich gemacht ist.

Kriegs- und Handelsunterseeboote werden dafür sorgen, daß es in künftigen Kriegen eine Freiheit der Meere geben kann, die nicht von Englands Gnade und Willkür abhängt. Beide haben, in Verbindung mit den großen Erfolgen unsrer Luftflotte sowie auch der ernsten Schlappe Großbritanniens in der Skagerrakschlacht, deutlich gezeigt, daß Britannien nicht mehr in der Art die

Digitized by Google

Wogen beherrscht wie bisher. Die britische Allmacht zur See ist in stetem Abbröckeln befindlich, sie wird weiter erschüttert durch diese neueste Großtat von „Deutschland zur See". Wir können stolz sein auf das Erlangte und der festen Ueberzeugung leben, daß wir auch hierin die Führung behalten werden, zum Heile von Kaiser und Reich, zu unsers Vaterlandes Wohl und Ruhm, zum Nutzen und Frommen der ganzen Welt.

Organisation und Wirken der gegnerischen Propaganda

Von

Dr. Ernst Bischoff

(Schluß)

Die Praktiken der feindlichen Propagandatätigkeit

Derselbe Geist von Großzügigkeit, der schon in der Anlage und Organisation des feindlichen Propagandabetriebes zutage tritt, zeigt sich noch eindringlicher in seinen Praktiken. Die Gesichtspunkte, nach denen dabei verfahren wird, finden sich in der wünschbarsten Deutlichkeit ausgedrückt in einem Schreiben, das die englische Verlagsfirma Th. Nelson & Sons einer Sendung englischer Werbeschriften in holländischer Sprache an eine Amsterdamer Buchhandlung beifügte. Es wird in dem Schreiben betont:

1. Daß die übersandten Propagandaschriften selbstverständlich kostenfrei zur Verfügung stehen, auch für den Fall, daß die Buchhandlung bei der Weiterverbreitung einen kleinen Preis erhebt;

2. daß den Schriften sogleich eine möglichst weitgehende Verbreitung zuteil werden möge und

3. daß diese Verteilung vor allem möglichst rasch vor sich gehen möge. (Die Schriften sollen nicht länger als einen Monat in den Händen der Buchhandlung bleiben.)

Es wird in dem Schreiben außerdem noch bemerkt, daß jede weitere gewünschte Anzahl dieser Propagandaschriften kostenlos und portofrei zur Verfügung stehe und daß eine rasche Weiterleitung des vorliegenden Materials um so wünschenswerter wäre, als eine ganze Reihe ähnlicher Schriften in Bälde herauskommen würde.

Dieses Schreiben ist natürlich keine vereinzelte Erscheinung; die in ihm ausgesprochenen Grundsätze sind typisch für den ganzen Propagandabetrieb der Entente. Das wird auch durch die Erzählungen deutscher Kaufleute bestätigt, denen Geschäftsfreunde aus Holland berichteten, daß ihren Firmen die bekannten Aufklärungsschriften aus England, in mehrere Sprachen übersetzt, geradezu

Digitized by Google

kistenweise zugesandt wurden. Aus dem allen wird deutlich erkennbar, in welchem Umfange der bei Anführung der „Kroniek" erwähnte Grundsatz, „Money is no object", durch die gegnerische Propaganda zur Verwirklichung kommt. Und es kann nicht nachdrücklich genug betont werden, daß es hierbei nur durch die Fülle der zur Verfügung stehenden Mittel möglich ist, sich der im folgenden angeführten Praktiken zu bedienen, Praktiken, deren Anwendung häufig erst den großen Erfolg der ganzen Tätigkeit verbürgt.

Es springt in die Augen, welch hoher Wert vor allem auf eine möglichst schnelle Herausgabe der einzelnen Schriften und auf die Verbreitung ihrer Uebersetzungen in den dafür geeigneten Milieus gelegt wird. Diesem Zweck dient zunächst die häufig beobachtete Tatsache, daß ein und dieselbe Schrift in ihren fremdsprachlichen Ausgaben bei mehreren Verlagsanstalten gleichzeitig herausgebracht wurde. Die üblichen buchhändlerischen Gesichtspunkte treten dagegen ganz zurück, alle Konkurrenzfragen sind ausgeschaltet. Es kommt sogar gar nicht darauf an, dieselbe Schrift zwei verschiedenen Uebersetzern für dieselbe Sprache zu übergeben, wenn damit der Sache, d. h. also einem möglichst schnellen Vertrieb der Schrift in zwei besonderen Propagandagebieten gedient ist. So gibt es zwei Ausgaben der spanischen Uebersetzung des Berichtes der französischen Untersuchungskommission über die deutschen Greuel in Frankreich. Die eine Ausgabe, übersetzt von Blasco Ibanez, erschien in dem Verlag Prometeo in Valencia für die Wirkung in Spanien, die andre mit kleinen Unterschieden im Text wurde veröffentlicht im Verlage von Garnier Hermanos (Garnier Frères) in Paris, um in unzähligen Exemplaren im spanischen Südamerika verteilt zu werden. Ein andres Beispiel liefert die deutsche Uebersetzung des Berichts der Brycekommission, die ebenso wie eine Reihe andrer deutscher Ausgaben englischer Propagandaschriften gleichlautend bei Payot in Lausanne und bei Harrison & Sons in London herauskam, während die französische Schrift: „Comment payer les frais de guerre" gleichzeitig von Payot in Lausanne und von der „Librairie de la société du recueil Sirey" in Paris verlegt wurde. Die Rücksicht auf das zu beeinflussende Milieu scheint hier unter gänzlicher Vernachlässigung des Kostenpunktes die besondere Herausgabe eines Duplikates der deutschen und französischen Ausgabe in dem Westschweizer Verlag für die Schweiz veranlaßt zu haben. Dasselbe wiederholt sich bei der Schrift von Pierre Nothomb: „La Belgique martyre", die sowohl bei Payot in Lausanne wie bei Perrin in Paris erscheint.

Von dem Prinzip, auch die Uebersetzungen der verschiedenen Propagandaschriften bei demselben Verlag herauszugeben, ist man bald abgegangen. Es hat sich allmählich die Gewohnheit gebildet, deutsche Uebersetzungen und diejenigen französischen Ausgaben, die für die Schweiz bestimmt waren, einem welsch-schweizerischen Verlag zu übergeben, während anderseits die holländischen und skandinavischen Uebersetzungen, vor allem, was die englischen Broschüren angeht, in der Regel im Ursprungslande bei ihrem Verleger weiter erscheinen; so wurden z. B. von der amtlichen englisch-amerikanischen Korrespondenz über die Hinrichtung der Miß Cavell die holländische und norwegische Uebersetzung in

Digitized by Google

London bei Th. Nelson verlegt, während die französische Uebersetzung bei Payot in Lausanne erschien.

Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß außer den Gesichtspunkten einer möglichst schnellen und weitgehenden Verbreitung der verschiedenen Propagandaschriften bei dieser großzügigen und kostspieligen Publikationsart auch die Absicht bestimmend war, die ganze Propagandatätigkeit in der Weise unauffälliger zu machen, daß eine recht große Anzahl von Verlagsfirmen, womöglich auch noch neutrale, an der Veröffentlichung beteiligt war. Man wollte sich ersichtlich nicht nur auf ein paar Verlagshäuser festlegen, da deren Erzeugnisse dem Auslande dann rasch als offizielle Veröffentlichungen erkennbar geworden wären.

Im übrigen wurde bei der Aufmachung und der äußern und innern Zurichtung der Uebersetzungen besondere Rücksicht auf die Gemütsart und Geistesverfassung der jeweilig zu beeinflussenden Völker genommen. Mit großer Geschicklichkeit trägt jede übersetzte Broschüre dem Geschmack des Landes ihres Wirkungsbereiches Rechnung, was der Chefredakteur Niels Christiernsson vom „Helsingborg Dagbladet" in seinem Bericht über einen Besuch bei dem Zentrum der französischen Propagandaorganisation mit folgenden Worten beschreibt: „Die ruhig gehaltene Sprache in der skandinavisch abgefaßten Literatur, die mit vollständig neutralen Umschlägen versehen war, kontrastierte mit den Drucksachen, die für Spanien, Portugal und Italien bestimmt waren. Hier scheute man keine Worte, und die Umschläge wiesen z. B. kleine Kinder auf mit abgehackten, bluttriefenden Armstümpfen oder brennende Kirchen, die von den Brandbomben der Gottesschänder angezündet waren." Auch in dem Titel schon verrät sich diese Spekulation auf den Volkscharakter, wie z. B. die italienische Uebersetzung der Broschüre „Le livre rouge" die Ueberschrift „Le atrocità tedesche" trägt.

Im übrigen bedient man sich bei der Verteilung von übersetzten Propagandaschriften in neutralen Ländern nicht nur der jeweiligen Sprache des Landes. Häufig wird ein und dieselbe Schrift in mehreren Uebersetzungen in einem Lande verbreitet. Daß dadurch die Propagandafonds erheblich mehr belastet werden, als durch die Herausgabe einer Uebersetzung, scheint keine Rolle zu spielen. So verbreitet die Entente in der Schweiz Schriften in deutscher, französischer, englischer und italienischer Sprache. Ebenso geschieht es in Holland, Schweden und Dänemark, wo außer den Uebersetzungen in der Landessprache deutsch, französisch und englisch geschriebene Broschüren eine gewisse Rolle spielen. In welchem Umfang Uebersetzungen bei der feindlichen Propagandatätigkeit zur Verwendung kamen, zeigte die gleich mit Ausbruch des Krieges in großartigstem Maßstab einsetzende Verbreitung englischer, französischer und spanischer Ausgaben des Buches von Bernhardi. Zuverlässigen Meldungen zufolge sind allein in Amerika Hunderttausende von Exemplaren des „englischen Bernhardi" zur Verteilung gekommen. In entsprechendem Umfang sind die Uebersetzungen des Buches „J'accuse" verbreitet worden, und in der Verbreitung der kleinen Broschüren

Digitized by Google

geht man so weit, sie in Hotels neutraler Länder den Gästen kostenlos in die Zimmer zu legen. Besonders großzügig ist ferner die Reklame, die von den französisch-belgischen Hintermännern der „Kroniek“ für diese „holländische“ Monatsschrift gemacht wird; das Blatt wird nicht nur kostenlos allen Cafés, Klubs und Restaurants übersandt, sondern sogar, wie schon erwähnt, den Aerzten und Zahnärzten zur Auslage in ihren Wartezimmern geliefert. Und ähnlich wird es mit vielen andern Erzeugnissen der antideutschen Propaganda gemacht, die in großartiger „Munitionsverschwendung“ zur Verbreitung gebracht werden. Daß man dabei um kein Mittel verlegen ist, dafür zeugt eine Reihe von einwandfrei bestätigten Fällen, in denen man sich nicht gescheut hat, Flugschriften in der Form von „Einwickelpapier“ an den Mann zu bringen.

Der Umfang der feindlichen Propaganda

Das hier skizzierte Bild einer großartigen Kriegsorganisation zur Bekämpfung des Gegners mit geistigen Waffen wird vollständiger, wenn man imstande ist, sich eine Vorstellung zu machen nicht nur von den mannigfachen Betätigungen dieser Propaganda, sondern auch von dem Umfang, in dem nach einigermaßen genauer Schätzung die einzelnen Mittel zur Verwendung kommen.

Was die einzelnen Mittel angeht, so handelt es sich im wesentlichen um:

1. Periodische Flugschriften, wie Handelskammerberichte, offizielle Bulletins usw.

2. Besondere amtliche Kundgebungen, diplomatische Dokumente, Kommissionsberichte und Reden.

3. Eigentliche Propagandabroschüren in der Art der bekannten „Études et documents sur la guerre“, der Veröffentlichungen der „Propagande française chez les neutres“ usw.

4. Größere Propagandaarbeiten, Bücher, historische Ausführungen.

5. Eigne illustrierte Zeitschriften, wie „The illustrated War News“ und „Mars“ oder Monatsschriften wie „La Revue de Hollande“, „De Kroniek“, „Les annales roumaines“ usw.

6. Die Beeinflussung der neutralen öffentlichen Meinung durch Tageszeitungen, die teils neu gegründet oder angekauft werden, teils auch nur einer finanziellen „Kontrolle“ unterstehen.

7. Die kostenlose Verbreitung schon bestehender Revuen und Zeitschriften, die zu Propagandazwecken in neutrale Länder verschickt werden.

8. Die Verbreitung von Korrespondenzen und telegraphischen Nachrichten neben der amtlichen Berichterstattung, wie es durch „La mission à l'étranger“, die Organisation der „60 groupes d'action“ in Spanien und durch das „Comité central“ in der Schweiz, sowie durch „L'Idée française à l'étranger“ und die ‚Agence Radio“ geschieht.

9. Einen Bilderdienst, der den Zeitschriften der eignen Propaganda, des eignen Landes und auch den Zeitschriften neutraler Länder aktuelle und stimulierende Bilder liefert.

Digitized by Google

10. Einen kinematographischen Dienst, dessen wirkliche wie „gestellte" Films der Propaganda im eignen Lande wie im neutralen Auslande dienen.

11. Die Veranstaltung von Propagandareisen, seien es Vortrags- oder Demonstrationsreisen, im neutralen Ausland mit Reden, Versammlungen und Festessen oder Einladungen und Führungen neutraler Journalisten durch das eigne Land und an die verschiedenen Fronten.

Damit wird der Umfang des Wirkens der feindlichen Propaganda ungefähr bestimmt sein.

Was die Verbreitung der einzelnen Mittel angeht, so gestatten das gesammelte und bekannt gewordene Material sowie die erwähnten Presseäußerungen und andre zuverlässige Nachrichten aus dem neutralen Ausland, für eine Anzahl der oben angeführten Posten ziemlich weitgehende zahlenmäßige Angaben zu machen. Soweit es sich dabei um durchschnittliche Feststellungen oder um Schätzungen handelt, sind absichtlich immer Minimalzahlen der Berechnung zugrunde gelegt. Nach einem in der italienischen Presse veröffentlichten Ausspruch eines Beamten der Propagandaabteilung im Auswärtigen Amt zu Paris werden die Schriften in vierzehn Sprachen übersetzt. Da anzunehmen ist, daß die Verbreitung in diesen vierzehn Sprachen nicht in gleichgroßem Umfang erfolgt, wird im Durchschnitt hier nur eine Uebersetzung in zehn Sprachen in Rechnung gestellt, wenn nicht noch niedrigere Uebersetzungsziffern besonders bekannt wurden. Ebenso wurden die Auflagen der verschiedenen Schriften teils nach den bekannt gewordenen Angaben, teils entsprechend der Auflagenhöhe ähnlicher deutscher Veröffentlichungen mit einem durchschnittlichen Mindestmaß angesetzt. Im übrigen sind aber doch genügend feststehende Auflageziffern und Uebersetzungsserien bekannt geworden, um eine einigermaßen genaue Gesamtübersicht zu ermöglichen, die natürlich nur einen Minimalwert angibt und hinter dem wirklichen Umfang vermutlich weit zurückbleibt. Die folgenden Posten entsprechen den einzelnen Nummern der Zusammenstellung aller Propagandamittel.

Posten 1

Nachweislich werden in allen möglichen Sprachen verschickt die Berichte von vier Handelskammern (drei französische, eine englische) und die Bulletins von zwei Gesellschaften, die alle sechs durchschnittlich zweimal im Monat erscheinen; ferner das „Bulletin quotidien de la presse américaine", das in vier Sprachen und in hoher Auflage in Amerika verbreitet wird; die französischen konfessionellen Komitees geben monatliche Bulletins in den verschiedenen Sprachen ihrer jeweiligen Wirkungskreise heraus; ohne Uebersetzungen erscheinen die französischen „Communiqués officiels" in den Sammlungen „La grande guerre" und „Pages d'histoire" in monatlich dreimaliger Folge, sowie die vom belgischen Bureau in Havre herausgegebenen „Cahiers documentaires" und die Kommuniqués des „Office Belge" im Haag, die beide in unregelmäßigen Lieferungen ungefähr monatlich einmal erscheinen. Daraus ergibt sich folgende Aufstellung für eine durchschnittliche Mindestzahl der in einem Monat herausgebrachten Veröffentlichungen:

Digitized by Google

Name und Anzahl	monatliches Erscheinen	Sprachen	Auflage	Gesamtzahl
4 Handelskammerbulletins .	2	10	ca. 100000	8000000
1 amerikanisches Bulletin .	30	4	„ 10000	1200000
2 Gesellschaftsbulletins . .	2	10	„ 50000	2000000
1 katholisches	1	4	75000	300000
1 protestantisches } Bulletin	1	7	„ 10000	70000
1 israelitisches	1	9	„ 10000	90000
2 offizielle französische Kommuniqués	3	1	„ 25000	150000
2 belgische Kommuniqués .	1	1	„ 10000	20000

Mindestzahl der Veröffentlichungen von Posten 1 in einem Monat 11830000

Posten 2

In dieser Abteilung sind bis Ende 1915 etwa 20 Veröffentlichungen festgestellt worden, darunter vor allem die amtlichen und diplomatischen Dokumente zum Kriegsausbruch und die Berichte der verschiedenen Greuelkommissionen. Bei einer Uebersetzung in zehn Sprachen und einer Auflage von durchschnittlich 10000 Exemplaren ergibt sich eine Gesamtzahl von 2000000 Veröffentlichungen bis Ende 1915.

Posten 3

Auf diesem Gebiet ist vielleicht die umfassendste Propagandatätigkeit entfaltet worden. Der Herkunft nach sind, aus englischen Quellen stammend, allein 440 Broschüren, Pamphlete und Flugschriften bis Ende Januar 1916 gezählt worden, von denen ein großer Teil in alle möglichen Sprachen übersetzt zur Verwendung kam. Von französischen Broschüren dieser Art ist für dieselbe Zeitspanne das Vorhandensein von 292 Exemplaren bekannt, und von italienischen wurden 51 Veröffentlichungen gezählt. Auch eine Anzahl russischer Flugschriften wurde festgestellt, doch ließ sich nichts Genaues über Auflagen, Verbreitungsart und Uebersetzungen in Erfahrung bringen. Wenn man auch nicht annehmen kann, daß diese ungeheure Flut von Broschüren in gleicher Weise zur Uebersetzung und Verteilung gelangt ist, so läßt sich doch für die englischen Schriften ein Minimum von 160, für die französischen ein Minimum von 125 und für die italienischen ein Minimum von 15 schätzungsweise feststellen. Die Annahme einer Durchschnittsauflage von zirka 10000 Exemplaren dürfte auch hier nicht zu hoch sein, da von manchen Schriften viel höhere Auflageziffern bekannt sind, wie z. B. die spanische Uebersetzung von Nr. 67 der „Pages actuelles“ allein in 250000 Stück verbreitet wurde. Es ergäbe sich demnach folgende Uebersicht:

Digitized by Google

		Sprache	Auflage	Gesamtzahl
Englische Broschüren . .	160	zirka 10	zirka 10000	16000000
Französische Broschüren .	125	„ 10	„ 10000	12500000
Italienische Broschüren . .	15	„ 3	„ 10000	450000

Es ergäbe sich also für Posten 3 eine Mindestzahl von 28950000 Veröffentlichungen.

Posten 4

Für diese Seite der feindlichen Propaganda ist die Veröffentlichung und Verbreitung von einigen fünfzig größeren Werken festgestellt. Von diesen sind wieder etwa die 12 wichtigsten, wie „J'accuse", Waxweilers „Belgique neutre et loyale" (Auflage 75000), „La guerre allemande et le catholicisme" und die „Standardwerke" von Bernhardi (Auflage über 200000) und Treitschke in nachweislich über sechs Sprachen übersetzt und in sehr großen Auflagen verbreitet worden. Wenn man eine Durchschnittsauflage von 50000 Exemplaren annimmt, ergibt sich für Posten 4 die Verbreitung einer Mindestzahl von 3600000 Büchern für die in Frage kommenden achtzehn Kriegsmonate.

Daß damit die Fülle der für die Posten 3 und 4 in Betracht kommenden Veröffentlichungen nicht erschöpft ist, daß vielmehr eine viel größere Menge von Büchern und Druckschriften während des Kriegs zu ausgesprochenen Kriegszwecken veröffentlicht worden ist, dafür sei hier nur ein einziges Beispiel angeführt. Der Vorsitzende des französischen „Cercle de la Librairie", Herr L. Hachette, machte in seinem Bericht über das Jahr 1915 u. a. die Angabe, daß der Verein der französischen Buchhändler von August bis Dezember 1915 eine Ausstellung von Werken veranstaltete, die während des Krieges in Frankreich veröffentlicht wurden und nur den Krieg und seine Folgen behandelten. Die Zahl der ausgestellten Bücher belief sich auf ungefähr 800 besondere Veröffentlichungen. Ferner wurde von dem Verein der Beschluß gefaßt, die ganze Ausstellung mit Unterstützung des Ministeriums des Aeußern nach neutralen Ländern zu senden, um für Frankreichs Sache zu werben.

Posten 5

Für die Propagandaabteilung sind genauere Angaben nur möglich an der Hand der bekannt gewordenen illustrierten Zeitschriften und Monatschriften, die eigens für Propagandazwecke neu gegründet wurden. Sichere Kenntnis existiert nur von den Neugründungen: „The illustrated War-News", „Mars", „La Revue de Hollande", „De Kroniek", „Les annales roumaines".

Die Auflagen dieser Zeitschriften sind nicht bekannt, doch wird mit einer durchschnittlichen Auflage von 10000 Exemplaren für die vier letzteren und von 100000 für die „War News" auf keinen Fall zu hoch gegriffen sein.

Aus Posten 5 ergäbe sich demnach innerhalb eines Monats die Verbreitung einer Mindestzahl von 140000 Zeitschriftenexemplaren.

Digitized by Google

Posten 6, 8, 11

Für die in den Posten 6 wie in den Posten 8 und 11 angeführten Propagandatätigkeiten sind zahlenmäßige Feststellungen unmöglich, da keinerlei Anhaltspunkte vorliegen, die irgendwelche Schätzungen ihres Betriebes oder seiner Produktionen erlauben würden. Immerhin gibt das Wenige, was man weiß, eine Vorstellung von den gewaltigen Aufwendungen, mit denen die Entente vor allem auf dem Gebiet der Zeitungsbeeinflussung und -bestechung arbeitet.

Posten 7

Für diesen Teil der feindlichen Propaganda sind gewisse Schätzungen möglich an der Hand von absolut zuverlässigen Meldungen aus Holland und der Schweiz, aus denen sich ergibt, daß in diesen neutralen Ländern eine größere Anzahl Revuen und Zeitschriften englischer und französischer Herkunft kostenlos verbreitet werden, und zwar bis zu einer monatlichen Auflage von 8000 Exemplaren. Nimmt man als Durchschnitt nur 10 solcher Revuen als verteilt an, und bleibt man bei einer Durchschnittsauflage von nur 5000 Exemplaren, so kommt man bei zehn Verteilungsländern auf die nachstehenden Zahlen, wobei bemerkt werden mag, daß die feindliche Propaganda in den Vereinigten Staaten und in den südamerikanischen Republiken nach deutschen Berichten mit ganz andern Verteilungszahlen arbeitet als in den kleinen europäischen neutralen Ländern.

Anzahl der Revuen 10.

Durchschnittliche Auflage à 5000 Exemplare.

Anzahl der Länder 10.

Posten 7 ergibt demnach eine Mindestzahl von 500000 monatlich versandten Exemplaren.

Posten 9 und 10

Die in diesen zwei Posten enthaltenen Abteilungen der feindlichen Propaganda lassen sich nicht mit festen Zahlen belegen. Immerhin kann man sich von der Ausdehnung ihrer Tätigkeit eine gewisse Vorstellung machen an der Hand der Angaben, die über die Tätigkeit dieser Abteilungen in der feindlichen Presse veröffentlicht worden sind. Es ist bekannt, daß die zum amtlichen „französischen Bilderdienst" zugezogenen Privatfirmen die Verpflichtung haben, für das amtliche Bureau unter gewissen Bedingungen Material zu liefern, das dann durch das Bureau dem Ausland unentgeltlich zur Verfügung gestellt wird. In welchem Umfange diese Verbreitung von Propagandabildern im Auslande betrieben wird, läßt sich aus der Fülle der in neutralen illustrierten Zeitschriften erscheinenden Abbildungen französischer und englischer Abkunft ermessen.

Für den Umfang des französischen „kinematographischen Dienstes" ist bezeichnend, daß seine Arbeiten vier französischen Privatfirmen übertragen sind, deren Angestellte unter militärischer Leitung an der Front arbeiten. Die Firmen haben dann die Verpflichtung, die Films ins neutrale Ausland zu schicken und zu verbreiten. Diese Verbreitung ist in Holland, Dänemark und vor allem in

Digitized by Google

den romanischen Ländern Europas und Südamerikas ganz ungeheuer, wie eine Anzahl deutscher amtlicher und privater Berichte mitteilte. Ein ähnliches Arbeiten ist auch für die entsprechenden englischen Propagandabureaus anzunehmen. Zahlenangaben sind natürlich auch hier nicht zu machen.

Es ist eine gewaltige Fülle angestrengter und zielbewußter geistiger Tätigkeit, die der hier gegebene Einblick in das Wirken der feindlichen Propaganda enthüllt. Ebenso gewaltig ist natürlich auch die Menge der dabei zur Verwendung kommenden finanziellen Mittel. Deren Umfang einigermaßen sicher zu bestimmen, dürfte unmöglich sein, auch wenn noch genauere Einzelheiten über die Art und die Verbreitung der verschiedenen Propagandamittel bekannt wären. Es entziehen sich vollkommen der Berechnung die Kosten der Betriebe der eigentlichen Zentralbureaus und Nebenkomitees, der fast unzähligen schriftlichen und telegraphischen Korrespondenzen, der Propagandareisen und -reden, die Gehälter und Honorare der gelegentlichen Mitarbeiter und vor allem die Kosten des gewaltigen Betriebes, durch den Zeitungen aufzukaufen, zu beeinflussen und zu bestechen sind. Ohne Berücksichtigung all dieser besonderen Aufwendungen aber läßt sich eine gewisse Mindestausgabe schätzungsweise feststellen. Wenn man die in Deutschland geltenden Preise für Honorare, Satz, Papier, Druck, Heftung und Versand zugrunde legt, so läßt sich nur für die Herstellung und Verbreitung der hier angeführten Publikationen, Bilder und Films berechnen, daß die Kosten dieses Teils der feindlichen Propaganda als Minimum den Betrag von einer Million Mark im Monat überschreiten müssen.

Ladislaus Graf Szögyeny-Marich †

Von

Dr. Freiherrn v. Zettel

Vor etwa zehn Jahren war im Wiener Künstlerhause das Bildnis des vor kurzem verstorbenen früheren Botschafters am kaiserlich deutschen Hofe, des Grafen Szögyeny, ausgestellt. Es entstammte der Künstlerhand des Malers László, der zu Anfang des Krieges Engländer wurde. Szögyeny hatte damals bereits das sechzigste Lebensjahr überschritten, sein Haupthaar begann zu ergrauen, von dem blauschwarzen Vollbarte, der früher sein Gesicht umrahmt hatte, war nur ein schütterer Schnurrbart übriggeblieben. Wer ihn, wie der Schreiber dieser Zeilen, zwanzig Jahre vorher zur Zeit kennen gelernt hatte, da er seinen Einzug auf dem Wiener Ballplatze hielt, mußte gestehen, daß er gealtert war. Noch immer blitzten einem aber zwei feurige Augen aus dem männlich gebräunten Antlitz entgegen, aus denen ebensoviel Verstand als Wohlwollen herauszulesen war. Diese Augen täuschten nicht. Es waren tatsächlich die zwei hervorstechenden Eigenschaften Szögyenys, ein klarer, nie trügender Menschenverstand und wirk-

Digitized by Google

liche Herzensgüte. Wie nicht bald jemand besaß er die Gabe, bei jedem Ereignis, bei jeder Nachricht sofort instinktiv den springenden Punkt zu erfassen, das Richtige herauszufinden. Dazu kam ein hoher Grad persönlicher Liebenswürdigkeit, wie sie bei ungarischen Kavalieren alten Schlages so häufig zu finden ist, und ein natürliches Wohlwollen. Man fand ihn stets bereit zu raten und zu helfen, wo er nur konnte. Seinem weichen Wesen entsprach es, daß er parlamentarischen Kämpfen grundsätzlich abhold war. Er strebte deshalb nie nach einer führenden Rolle im parlamentarischen Leben und lehnte auch nach dem ersten Ministerium Tisza die Kabinettsbildung ab.

Daß es Szögyeny bei seinen liebenswürdigen Eigenschaften nie an Freunden fehlte, ist begreiflich. Seit den Jahren, da er an der Wiener Universität die Rechte studierte, verband ihn innige Freundschaft mit dem späteren gemeinsamen Finanzminister Benjamin v. Kallay, dessen Nachfolger er dann im Wiener Ministerium des Aeußern wurde. Aus der Zeit seiner Abgeordnetentätigkeit stammen freundschaftliche Beziehungen zu seinen damaligen Parteigenossen, Akusius v. Beöthy, dem Autor eines bekannten Werkes über die ungarische Verfassung', zu Ladislaus v. Bohus u. a. Er war übrigens ein überzeugter Anhänger Koloman Tiszas, des Vaters des jetzigen ungarischen Ministerpräsidenten.

Im Jahre 1882 erfolgte seine Berufung in das Ministerium des Aeußern. Er war in Wien kein Fremder. Hier war er als Sohn des damaligen Judex Curiae, der als eine der einflußreichsten Persönlichkeiten am kaiserlichen Hofe galt, geboren worden, er war in der Theresianischen Akademie erzogen und hatte in Wien seine Studien zurückgelegt. Zwischen ihm und dem damaligen Minister des Aeußern, dem Grafen Kálnoky, dessen konservative Gesinnungen mit den seinen durchaus im Einklange standen, entwickelte sich bald ein Verhältnis vollsten Vertrauens. Damals lernte er auch den Kronprinzen Rudolf kennen, der in seinem Drange nach Wissen und Wahrheit zu dem offenen Wesen Szögyenys sich rasch hingezogen fühlte. Er gehörte zu dem intimen Freundeskreise Rudolfs, der ihn auch testamentarisch mit der Ordnung seines schriftlichen Nachlasses, insbesondere mit der Herausgabe des Werkes „Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild" betraute.

Im Jahre 1892 wurde Szögyeny als österreichisch-ungarischer Botschafter nach Berlin entsendet. Sein Verhältnis zum verstorbenen Kronprinzen war die beste Einführung bei Kaiser Wilhelm, der ihn übrigens bereits ein Jahr früher in Wien kennen gelernt und an ihm Gefallen gefunden hatte. Szögyeny wußte sich binnen kurzem das volle Vertrauen des Deutschen Kaisers zu erwerben, der an ihm besonders die unbedingte Zuverlässigkeit schätzte. Welcher Beliebtheit sich Szögyeny bei Kaiser Wilhelm erfreute, zeigt der Umstand, daß der Kaiser ihn oft in früher Morgenstunde besuchte, daß er wiederholt zu den Jagden des Kaisers in Göhrde geladen wurde, und daß Kaiser Wilhelm mit ihm gerne Scherze machte, eine Auszeichnung, die nur solchen Personen zuteil wird, die des Kaisers besonderes Wohlwollen genießen.

Digitized by Google

Als Szögyeny nach Berlin kam, war Bismarck nicht mehr Reichskanzler. Er hatte sich bereits grollend in die sächsischen Wälder zurückgezogen. Szögyeny bewahrte dem Altreichskanzler, den er seinerzeit als Begleiter Kálnokys bei einem Besuche in Friedrichsruhe kennen gelernt hatte, eine tiefe Verehrung. Seine Bibliothek enthält eine vollständige Sammlung der bekanntlich sehr umfangreichen Bismarckliteratur, und die „Gedanken und Erinnerungen" waren stets seine liebste Lektüre. Aus dieser Verehrung entwickelte sich ein herzliches Verhältnis zum Fürsten Herbert Bismarck und seiner Familie. Besonders nahe stand Szögyeny auch dem bayerischen Gesandten in Berlin, Grafen Lerchenfeld, dem zu früh verstorbenen Freiherrn v. Marschall und dem gegenwärtigen Unterstaatssekretär Zimmermann. Außer diesem mehr offiziellen Verkehr unterhielt Szögyeny in Berlin zahlreiche gesellschaftliche Beziehungen. Er war ein häufig und gern gesehener Gast in den Salons der Gräfin Brockdorf, der Oberst-hofmeisterin der Kaiserin, der Baronin Spitzemberg, Schwiegermutter des Botschafters Baron Wangenheim, der Fürstin Radziwill, geb. Castellane. Man wird den liebenswürdigen Gesellschafter dort gewiß schmerzlich vermissen.

So viel über die Persönlichkeit Szögyenys. Was seine staatsmännischen Eigenschaften anbelangt, war er keine schöpferische Natur. Er besaß nicht die Eignung zu einer führenden Rolle. Der Grundzug seines Charakters war ein erhaltender, ein im besten Sinne des Wortes konservativer. Dem entsprach auch sein politisches Glaubensbekenntnis. Es läßt sich in die Sätze zusammenfassen: Treue Anhänglichkeit an das Haus Habsburg, Aufrechthaltung der unlöslichen Bande, die Ungarn mit Oesterreich verknüpfen, im Sinne der Ideen Deáks, mit dem Szögyeny auch sonst manche Aehnlichkeit besaß, endlich unerschütterliches Festhalten an dem Bündnis mit Deutschland. Diese Grundsätze ziehen sich wie ein roter Faden durch seine ganze politische Laufbahn. Szögyeny kam in das Ministerium des Aeußern gewissermaßen als ein Homo novus, er war nicht aus der diplomatischen Laufbahn hervorgegangen. Der auswärtigen Politik stand er aber keineswegs als Fremder gegenüber. Mit kaum dreißig Jahren in das ungarische Abgeordnetenhaus gewählt, wußte er sich dort so rasch das allgemeine Vertrauen zu erwerben, daß er schon im folgenden Jahre in die Delegation entsendet und mit der Berichterstattung über den auswärtigen Voranschlag betraut wurde. In der Wintersession 1870/71 bildete begreiflicherweise der Deutsch-Französische Krieg ein hauptsächliches Thema der Erörterung. Die Haltung Oesterreich-Ungarns war zu Anfang eine mindestens unklare gewesen. Man hatte den französischen Lockungen Gehör geschenkt, war aber auf ein förmliches Bündnis nicht eingegangen. Da kamen zur rechten Zeit die deutschen Siege und noch vor ihnen die erfolgreichen Warnungen des damaligen ungarischen Ministerpräsidenten Andrássy. Sie bewahrten Oesterreich-Ungarn vor einem gefährlichen Abenteuer, wie es Beust, dessen Politik nur von dem Gedanken an Rache und von persönlicher Eitelkeit diktiert war, im Sinn hatte. Bald darauf verschwand er denn auch in der Versenkung, und Graf Andrássy wurde sein Nachfolger. Der auswärtige Ausschuß der ungarischen Delegation billigte un-

Digitized by Google

bedingt die von ihm befürwortete Neutralitätspolitik. In der Sitzung vom 23. Januar 1871 erstattete Szögyeny den Bericht über dessen Verhandlungen. Der Ausschuß erachte es als seine Pflicht, zu erklären, sagte er, daß die Delegation der Politik der Neutralität, wie sie Oesterreich-Ungarn im Deutsch-Französischen Kriege eingehalten hat, durchaus zustimme. Obwohl der Ausschuß davon überzeugt sei, daß der zwischen den beiden europäischen Großmächten geführte Krieg auf die politische Stellung sämtlicher europäischer Staaten und auf die Gestaltung ihrer Beziehungen von einschneidenden Folgen begleitet sein werde, konnte er sich doch der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die österreichisch-ungarische Monarchie sich weder durch formale noch durch reale Motive bestimmen lassen durfte, an dem Krieg aktiv teilzunehmen oder die eine oder die andre Partei zu unterstützen. Denn der unmittelbare formale Anlaß des Krieges lag weitab von den Interessen der Monarchie, seine tiefer liegenden Ursachen aber erheischten um so mehr eine neutrale Haltung, als der Ausgang des Krieges auf die Gestaltung der inneren Beziehungen der deutschen Staaten zueinander einen Einfluß hätte ausüben können, der den wahren Interessen Oesterreich-Ungarns nicht entsprechen würde. Indem also der Ausschuß die neutrale Haltung der Monarchie für richtig halte, gebe er zugleich der Ueberzeugung Ausdruck, daß diese Politik um so sicherer ihre Früchte tragen werde, je vollkommener jene Organisation zur Durchführung gelange, die die deutschen Staaten zur Regelung ihrer gegenseitigen Beziehungen für die zweckmäßigste erachten werden.

So wie Szögyeny noch als Abgeordneter die Gründung des Deutschen Reiches als den Interessen Oesterreich-Ungarns durchaus entsprechend erkannte, ein ebenso überzeugter Bekenner der Notwendigkeit des deutsch-österreichischen Bündnisses ist er in seinen späteren Stellungen geworden und stets geblieben. Während seiner Tätigkeit als österreichisch-ungarischer Botschafter in Berlin war er unablässig bemüht, zur Festigung dieses Verhältnisses beizutragen und es gegen alle ihm drohenden Gefahren und Anfeindungen zu schützen. Es waren nicht immer angenehme Aufgaben, die Szögyeny während der 22 Jahre, die er in Berlin verbrachte, zu lösen hatte. Fragen der inneren wie der äußeren Politik stellten sich ein, die in Wien und in Berlin verschieden aufgefaßt und behandelt wurden und so Anlaß zu Auseinandersetzungen gaben. Er vertrat in allen solchen Fällen pflichtgemäß den Standpunkt seiner Regierung, war aber zugleich bemüht, die Gegensätze auszugleichen. Ein Thema, das durch eine Reihe von Jahren zu manchmal ziemlich erregten Erörterungen führte, war das Vorgehen der preußischen Behörden gegen die Polen, dem in einzelnen Fällen eine gewisse Härte nicht abgesprochen werden konnte. Bei den österreichischen Polen fanden diese Maßregeln einen begreiflichen Widerhall, es kam zu lebhaften Beschwerden, und wiederholt wurde der Wunsch nach Intervention laut. Die österreichisch-ungarische Regierung stellte sich diesen Klagen gegenüber prinzipiell auf den Standpunkt, daß die Ausweisung fremder Staatsangehöriger ein unbestreitbares Recht jeder Regierung bilde, und daß eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines andern Staates ausgeschlossen bleiben müsse. Sie ließ jedoch in berück-

Digitized by Google

sichtigenswerten Fällen ihre Verwendung eintreten, um eine Milderung der getroffenen Maßregeln zu erwirken, welche Schritte auch in der Regel von Erfolg begleitet waren. Daß diese Querelen nicht den geringsten Schatten auf das freundschaftliche Verhältnis zwischen den beiden Mächten geworfen haben, ist zum großen Teil dem konzilianten Wesen Szögyenys zu verdanken, der dafür sorgte, daß durch dergleichen Zwischenfälle die unitas in necessariis nicht gestört werde.

Szögyeny war kaum auf dem Berliner Botschafterposten warm geworden, als die große Oeffentlichkeit durch die Enthüllungen der „Hamburger Nachrichten" davon Kenntnis erhielt, daß von 1884 bis 1890 zwischen dem Deutschen Reiche und Rußland eine formelle Vereinbarung bestanden habe, wodurch sich Rußland für den Fall eines Angriffes auf Deutschland und dieses für den Fall eines unprovozierten Angriffes auf Rußland zur Einhaltung wohlwollender Neutralität verpflichteten. Obwohl der Vertrag, der auch solchen Personen gegenüber als Geheimnis behandelt worden war, die einen Anspruch darauf gehabt hätten, ihn zu kennen, zur Zeit seines Ablaufes nicht mehr erneuert worden war, erblickte man doch darin vielfach eine Art von Illoyalität Deutschlands gegenüber Oesterreich. Der damalige Staatssekretär Freiherr v. Marschall mußte, als die Sache im deutschen Reichsrate zur Sprache kam, selbst zugeben, daß das Nebeneinanderbestehen des Dreibundvertrages und der Vereinbarung mit Rußland eine „komplizierte Vertragsmaschine" darstelle. In Wien war man bemüht, den üblen Eindruck, welchen die Nachricht hervorgebracht hatte, ehestens zu verwischen. Das offiziöse „Fremdenblatt" schrieb schon am folgenden Tage, es habe seit dem Bestande des Dreibundes keine Phase gegeben, in der das gegenseitige Vertrauen der Verbündeten geschwächt oder ein Zweifel an den Absichten der Alliierten begründet gewesen wäre. Solche Bündnisse würden von den Völkern getragen, deren Interessen und Gefühle sie verkörpern, und von den Monarchen gewahrt, deren Treue über der Möglichkeit jedes Zweifels stehe und mit ihren heiligsten Verpflichtungen gegen ihre Völker zusammenfalle. Damit war der Zwischenfall erledigt.

Nach solchen Tagen vorübergehender Verstimmung kamen für die Bundesgenossen wieder Zeiten innigsten Verständnisses, das sich auch nach außen hin offenbarte. Der Marokkokonflikt hatte akute Formen angenommen. Infolge des Abschwenkens Italiens war Deutschland auf der Konferenz in Algeciras fast isoliert. Nur Oesterreich-Ungarn hielt treu an seiner Seite, und seinem Einschreiten war es zu verdanken, daß die ganze Verhandlung nicht in eine Sackgasse geriet und zu ernsteren Verwicklungen führte. Die Dienste, die damals Oesterreich-Ungarn als „brillanter Sekundant" Deutschland erwies, sollten bald vergolten werden. Als zwei Jahre später die Wiener Regierung, durch die Umwälzungen in der Türkei veranlaßt, die Annexion Bosniens aussprach, da ließ man in St. Petersburg keinen Zweifel darüber aufkommen, daß ein Angriff auf Oesterreich-Ungarn Deutschland „in schimmernder Wehr" an seiner Seite finden würde.

Digitized by Google

Der Ausgang der Balkankriege von 1912/13 entsprach nicht den Interessen Oesterreich-Ungarns. Es konnte ihm nicht erwünscht sein, Serbien um die Hälfte vergrößert und Bulgarien wesentlich geschwächt aus dem Kampfe hervorgehen zu sehen. In Berlin herrschte eine andre Auffassung der Lage. Weder hielt man ein bewaffnetes Einschreiten zugunsten Bulgariens, noch eine diplomatische Intervention zum Zwecke einer Revision des Bukarester Friedens für ratsam. Die Ereignisse sind seither über diese Meinungsverschiedenheiten hinweggeschritten. Wie aber derartige Episoden in gewissen politischen Kreisen gedeutet und ausgenützt werden, läßt die Tatsache erkennen, daß bald nachher in deutschen wie in ungarischen Blättern das lächerliche Gerücht auftauchte, die Stellung des österreichisch-ungarischen Botschafters in Berlin sei erschüttert, weil er in den Balkanfragen der deutschen Regierung gegenüber nicht mit der nötigen Festigkeit aufgetreten sei. Das Gerücht fand sofort ein entsprechendes Dementi von berufener Seite. Erst im Juni 1914 trat Szögyeny unter Berufung auf sein hohes Alter, er hatte das dreiundsiebzigste Lebensjahr zurückgelegt, und auf seine Kränklichkeit an Kaiser Franz Joseph mit der Bitte heran, ihn seines Amtes zu entheben. Sie wurde ihm in huldvollster Form gewährt. In dem Handschreiben vom 4. August 1914 heißt es, der Kaiser sehe ihn mit aufrichtigem Bedauern aus dem Dienste scheiden. Er empfinde es als Herzensbedürfnis, ihm für sein erfolgreiches Wirken, insbesondere für seine hervorragende Tätigkeit in Berlin, dank welcher er sich auch das besondere Vertrauen des Deutschen Kaisers erworben, den wärmsten Dank auszusprechen. Am 12. August übergab Szögyeny sein Abberufungsschreiben, und noch am 29. desselben Monats richtete Kaiser Wilhelm an ihn ein Telegramm, in dem er ihn versicherte, er werde seiner treuen, der Pflege immer engerer Freundschaft Deutschlands und Oesterreich-Ungarns gewidmeten Tätigkeit stets ein dankbares Andenken bewahren.

Seinen Lebensabend verbrachte Szögyeny in Csór, einem Gute aus dem Besitze seiner Mutter, einer geborenen v. Marich. Dort hauchte er am Pfingstsonntag, den 11. Juni, seinen letzten Seufzer aus. Er ruht nun im Familiengrabe auf einem Hügel neben seinem Vater, um ihn die andern Mitglieder seiner Familie. Szögyeny sollte noch die Freude erleben, daß die Politik, der er seit jeher mit voller Hingebung gedient hatte, aus der schweren Prüfung, vor die sie gestellt wurde, siegreich hervorging. Der Kampf ums Dasein, den Deutschland und Oesterreich-Ungarn seit zwei Jahren zu bestehen haben, ist der leuchtende Beweis für die Richtigkeit des Gedankens, von dem sich Bismarck und Andrássy leiten ließen. Ihr Werk hat die Feuerprobe bestanden.

Wien, im Juli 1916.

Digitized by Google

Aus der alten und jungen Türkei

Von

Freiherrn von la Valette St. George

(Schluß)

Die Stellung der Frau in der mohammedanischen Welt wird vielfach in Europa noch nicht vollständig erkannt. Der türkische Mann verlangt von seiner Gattin, daß sie einzig und allein für sich und seine Kinder lebe. Ihn verlangt weder nach der Sportkameradin der Engländer, der Salondame der Franzosen, der emanzipierten Russin, der häufig bigotten Spanierin, noch vor allem nach dem landläufigen Typus der Amerikanerin, von dem es ja viele rühmliche Ausnahmen gibt, in dem er den krassesten Egoismus und Snobbismus verkörpert sieht. Die türkische Frau soll ihrem Gatten alles verdanken, dafür aber auch vollständig in seinem Wesen und in seinen Interessen aufgehen — wohlgemerkt aber auch nur, insoweit diese sich auf seine Häuslichkeit beschränken. In dieser ist sie die vollständige Herrin, und die religiöse Pflicht verlangt vom Manne, daß er sich vom Sonnenuntergang ab allein nur noch mit ihr beschäftige.

Der Besuch von abendlichen Unterhaltungen, Abendvorstellungen in Theatern oder Konzerthallen oder gar gemeinschaftlichen Veranstaltungen beider Geschlechter, selbst abendlichen Herrengesellschaften, ist daher dem strenggläubigen Türken oder auch dem freidenkenden, in seinem eignen Lande, durch die Sitte vollständig untersagt. Versucht er dieses Gebot zu durchbrechen, so konnte früher höchstens ein „dienstliches Interesse", z. B. der politischen oder moralischen Spionage der andern, zum Vorwande dienen, und der berüchtigte Fehim-Pascha und seine Genossen wußten von diesem Vorwande in weitestgehender Weise Gebrauch zu machen. Die strenge Absperrung der türkischen Frauen, selbst gegenüber ihren eignen männlichen Verwandten, die strenge Scheidung in jedem mohammedanischen Hause zwischen Haremlik und Selamlik — der Frauen- und Männerabteilung oder besser gesagt, Gemächer der Hausfrau und Kinder und solcher, die dem Manne und seinen persönlichen Besuchsfreunden vorbehalten sind — findet in dem Bestreben des Mannes, seine Frau von der Herrenwelt zu isolieren, sich selbst aber doch seine persönliche Bewegungsfreiheit zu erhalten, ihre natürliche Erklärung. Diese Trennung der Geschlechter ist in allen mohammedanischen Wohnungen ohne Ausnahme, selbst in den ärmlichsten, und unter allen Umständen auch an fremden Orten — wie den vergitterten Theaterlogen oder in den durch Vorhänge getrennten Straßenbahnabteilungen, auf Schiffen und Eisenbahnen durchgeführt.

In einem elenden kaukasischen Aul, einem Gebirgsdorf im wildesten Daghestan, übernachtete ich einst beim mohammedanischen Dorfältesten, dem „Naib". Seine ganze Wohnung bestand aus zwei Räumen, links dem Haremlik, rechts dem Selamlik, beide an einer Terrasse über einem Kuhstall. Zunächst wurde

Digitized by Google

ich im Selamlik bewirtet, und zur Nacht wurde mir der Haremlik mit seidenem, aber schmutzigem Bettzeug eingeräumt. Mein freundlicher Wirt und seine beiden Weiber aber schliefen im Kuhstalle.

Diese strenge Trennung der Geschlechter übrigens scheint, wie auch die Schleiersitte, auf altorientalische, morgenländische, keineswegs rein mohammedanische Ueberlieferungen zurückzuführen. Noch heute kann sich jeder hiervon an der Einrichtung der zum Teil vergitterten und für die Damen des Hofs reservierten altbyzantinischen Hoflogen überzeugen, die sich im ersten Stockwerke der Hagia Sophia befinden.

Die strenge Verschleierungssitte, bei der übrigens wesentlich ist, daß auch die Kopf- und besonders die Nackenhaare verhüllt bleiben, wird hier und da von jungen und hübschen Frauen und Mädchen in koketteſter Weise durchbrochen, doch nur, wenn sie sich vor Spionen und Denunzianten sicher glauben. Auf den Prinzeninseln, an den Süßen Wassern Europas und Asiens, in Skutari oder Kadikoj, dort, wo viele Europäer verkehren, wird der sonst ganz schwarze, undurchsichtige „Jaschmak" des schwarzen, dominoartigen Seidenmantels, der „Feredje", durch ein zartes', durchsichtiges Florgewebe ersetzt, das nur den unteren Teil des Gesichtes und die Haare leicht bedeckt. Das Benehmen der Türkinnen in diesen Villenorten außerhalb der Stadt ist denn auch weit freier, bewegt sich aber immer in harmlosen, liebenswürdigen Formen.

Ich hatte die seltene und vielleicht einzig dastehende Gelegenheit, in einem der vornehmsten Harems, trotz aller Spionage, zugleich mit einem befreundeten Botschaftssekretär, freundschaftlich verkehren zu dürfen, und da die Töchter des Hauses die gleichen waren, denen Pierre Loti seine Anregungen zu seinem Roman „Die Entzauberten" verdankt, wird man mein Interesse verstehen. Selbstverständlich sprachen die hochgebildeten jungen Damen Deutsch und Französisch wie ihre Muttersprache, aber glücklicherweise traf das traurige Schicksal von Lotis Romanheldinnen nicht die beiden schönen und geistreichen jungen Frauen, sondern war zwei andern vornehmen Türkinnen, ihren Cousinen, nachempfunden, die sich unglücklich in einen leichtsinnigen, kaltherzigen und treulosen englischen Attaché verliebt hatten. Sie gaben sich beide den Tod. „Gott strafe England!" hätte es hier mit Recht heißen können.

Nach Liebe bei der Eheschließung hat gewöhnlich die Türkin nicht viel zu fragen. Die Eltern vermitteln die Heirat, und strengen Regeln nach ist es sogar verpönt, die Braut vor der Hochzeit zu sehen oder näher kennenzulernen. Diese Aufgabe übernehmen in erster Linie die weiblichen Mitglieder der Familie des Bräutigams, die ihrer Neugier keinerlei Zwang auferlegen.

Die Aussteuer gibt meist der zukünftige Gatte, der ihr auch das Haus einrichtet, das Gesinde mietet oder die Sklavinnen kauft. Erwähnt mag dabei sein, daß jede gesetzmäßige Frau auch Anspruch auf ein vollständig eingerichtetes und abgeschlossenes Hauswesen, ihrem Range und ihrer Herkunft entsprechend, hat. Ein sehr wesentlicher Grund, um die Vielweiberei in den breiten Schichten des Volkes vollständig unmöglich zu machen. Dem Erbrecht nach sind die Töchter

Digitized by Google

recht schlecht gestellt. Sie erben höchstens ein Sechzehntel der Erbschaftsmasse, Grundbesitz an Lehnsgütern niemals. Geldheiraten gibt es daher nicht in der Türkei, ebensowenig reiche junge Mädchen, die sich auf Bällen im Glanze ihrer vielen Verehrer sonnen und glauben, es gelte einzig und allein ihren persönlichen Vorzügen, noch kluge, schöne und liebenswerte Erbinnen, die sich mit Recht vor der Ehe scheuen müssen, aus Furcht, irgendeinem gewissenlosen hübschen jungen Abenteurer zum Opfer zu fallen.

Nur in einem Falle kannte die Aera Abd ul Hamids Geldkonvenienzheiraten. Und das war so etwas wie eine bessere Ordensverleihung oder der Geheimratstitel. Einem verdienten Staatsmann oder hohen Offizier gab nämlich der alte Sultan, wenn er ihn besonders ehren wollte, eine seiner mehr oder weniger legitimierten Töchter oder auch eine ältere Kadine seines eignen Harems. Diese wurde dann mit 200 000 Franken in bar und ebensoviel in Juwelen ausgestattet und mit dem Titel „Prinzessin" die erste Frau des Beglückten, auch wenn er schon mehrere haben sollte. Der neue Verwandte des Sultans hatte aber dann die Rolle eines „Prinzgemahls" zu spielen, mußte in allem und jedem seiner Frau den Vorrang lassen und sogar nach allen Regeln der Etikette vorher anfragen, bevor er sie überhaupt im Harem besuchen durfte.

Uebrigens herrscht auch in den einfacheren Harems die absonderliche Sitte, daß die Frau nur ihre Pantoffel vor die Türe zu stellen braucht, um ihrem Ehemann den Eintritt zu verbieten. Das geschieht z. B. stets, wenn die Dame Freundinnen zu Besuch hat, die ihrerseits auch wieder ihre Stiefelchen vor die Türe stellen. Und zwar fast alle Tage, denn die Türkinnen besuchen sich untereinander außerordentlich häufig, werden zwar stets von einer Dienerin begleitet, brauchen aber über ihre Ausgänge ihrem Manne gegenüber keinerlei Rechenschaft abzulegen. In der Tat wird auch mit dieser Sitte selten oder niemals Mißbrauch getrieben — trotz Loti und ähnlichen Literaten —, dafür ist die Türkin viel zu ernst und sittsam, und selbst das zeitweise Verbot des Sultans, die europäischen großen Läden und Basars zu besuchen, war wohl nur eine überflüssige Aengstlichkeitsmaßregel.

Natürlich ist die Bildung selbst der vornehmen Türkin infolge ihrer Abgeschlossenheit sehr viel tiefer stehend wie die der außerordentlich aufgeweckten und in jeder Beziehung vorzüglich unterrichteten Levantinerin, von denen wieder die französischen und griechischen Damen geistig am höchsten stehen. Die englische Levantinerin treibt zwar viel Sport und ist körperlich weit gewandter und ausdauernder, legt aber auf geistige Ausbildung weniger Wert. Gemeinsam ist allen Levantinerinnen das ganz außerordentliche Sprachtalent. Eine geradezu phänomenale Sprachkenntnis hatte z. B. eine ungarische Levantinerin, die Gattin des jetzigen österreichisch-ungarischen Gesandten in Lissabon, Baronin Khuen, geborene Gräfin Raday, die Deutsch, Ungarisch, Englisch, Französisch, Italienisch, Kroatisch, Griechisch, Türkisch wie ihre Muttersprache beherrschte, und Portugiesisch wird dieser weibliche Mezzofanti mittlerweile wohl auch noch dazugelernt haben.

Digitized by Google

Musikalisch sind die Levantinerinnen ganz hervorragend begabt, auch wird dieses Talent mit großer Sorgfalt und vorzüglichem Erfolge gepflegt. Ein künstlerisches Empfinden für Malerei, Bildhauerkunst und Architektur findet sich dagegen fast niemals, am wenigsten bei den Türkinnen, denen auch jedes tiefere Verständnis für Musik vollständig fehlt. Eine möglichst eintönige arabische Tanzmusik oder ein recht lautes Militärorchester, in dem die Blasinstrumente vorherrschen, wird auch vom Durchschnittstürken als das Ideal der Tonkunst empfunden, und ein Grammophon wurde in jedem vornehmeren türkischen Hause als erlesener Kunstgenuß seinerzeit den Gästen vorgeführt. Aber der gute Wille und der Bildungseifer der Jungtürken wird auch darin allmählich Wandel schaffen und mit neuen Kulturelementen auch künstlerische Neigungen und Verständnis auf allen Gebieten bringen. Das durch Hamdi-Bei im Garten des alten Serails gegründete Kunstmuseum ist ein großartiger Anfang in diesem Bestreben. Es enthält vor allem eine ganz wundervolle Sammlung von Terrakottafiguren, die nach einem ihrer Fundorte unter dem Namen Tanagrafiguren bekannt sind, und der gleichen Kunstperiode angehörige bemalte Tonvasen und Hausgeräte. Nur die ähnlichen Schätze des Athener Museums lassen sich in ihrer Reichhaltigkeit diesen Funden, die durchweg von den Aegäischen Inseln und der kleinasiatischen Küste stammen, an die Seite stellen. Auch sieht man viel Gold- und Steinschmuck aus griechischen Grabstellen, wie die herrlichen Funde aus den Schliemannschen Ausgrabungen in Troja. Die auffallendsten Kunstwerke sind aber zweifellos die prächtigen Marmor- und Porphyrsarkophage, welche Alexander der Große für sich und seine Familie oder Heerführer hatte meißeln lassen, die dann später, von den syrischen Diadochen benützt, erst in den 1890er Jahren durch Zufall auf einer Ruinenstelle des alten Sidon entdeckt wurden. Ein einfacher Bauer hatte beim Brunnenbau den Zugang zu den etagenförmig angeordneten Grabkammern gefunden, und dem sofort benachrichtigten Hamdi-Bei war es gelungen, nach unsäglichen Mühen mit Hilfe eines schräg eingebauten langen Stollens die viele Tonnen wiegenden Riesensarkophage völlig unversehrt ans Tageslicht zu befördern. So gut waren die Stücke erhalten und so tadellos und sorgfältig wurde die Bergung und der Transport nach Konstantinopel geleitet, daß z. B. am Alexandersarkophag noch die ursprüngliche Bemalung oder Vergoldung deutlich zu erkennen ist, und selbst an den feinsten Marmordetails, wie Lanzen, Schwertern, Händen und Füßen, nichts abgebrochen wurde. Dieser Sarkophag muß im klassischen Altertum genau bekannt und als Kunstwerk geschätzt gewesen sein, denn die in der Anordnung und Bewegung der Figuren genau gleiche Darstellung der Schlacht von Issus findet sich auf dem fast vierhundert Jahre später entstandenen berühmten pompejanischen Mosaikfußboden im Museum von Neapel. Es ist wunderbar, wie der Künstler mit wenigen Figuren den Verlauf der Schlacht — taktischer Durchbruch des gegen den Perserkönig von Alexander persönlich geführten Hoplitenzentrums unter gleichzeitiger Ueberflügelung durch die mazedonische Reiterei — plastisch und packend darstellen konnte.

Digitized by Google

Natürlich finden sich im Museum noch reiche Mustersammlungen von Fayenceplatten und -tellern persisch-türkischer Herkunft aus Brussa, Kutahia und Anatolien, griechischer von den Inseln und besonders auch Rhodiser aus der Ordenszeit. Die Rhodiser Stickereien der echten alten Perioden des dreizehnten bis sechzehnten Jahrhunderts sind durch einen Zufall wieder ans Licht gebracht worden.

Im ersten Wirrwar nach der Ermordung Abd ul Aziz' hatten Palastbeamte sieben Kisten aus dem kaiserlichen Schatze geraubt, angefüllt mit den herrlichsten, vorzüglich erhaltenen Spitzen aus der Beute der Eroberung vom Jahre 1522. Sie sind sämtlich in den Ordensfarben gestickt, rot auf weißem Grunde, und zeigen Kreuzesformen in den verschiedensten, interessantesten Ornamentierungen. Köstlich sind auch die alten Nadelstickereien aus Anatolien, und selbstverständlich fehlen nicht reichhaltige persische und türkische Teppichmuster.

Nur schade, daß die heutige türkische Teppichindustrie durch den vielfachen Gebrauch billiger, sehr lichtempfindlicher Anilinfarbstoffe stark an Wert verloren hat, und daß technisch so gut geleitete Fabriken, wie die kaiserliche in Heréké, künstlerisch so wenig Verständnis für gute Muster und geschmackvolle Farbenzusammenstellung zeigen. Aber Künstler wird es wieder geben, darum braucht man keine Sorge zu haben, sowie der Austausch der östlichen und westlichen Kulturanschauungen ein etwas intensiverer sein wird, vorläufig aber will selbst der liberale Jungtürke keineswegs auf allen Gebieten hiervon allzuviel wissen und beharrt — nach Kenntnis der Verhältnisse muß man zugeben, vielfach mit voller Berechtigung — auf seiner eigenen, selbständigen Entwicklung. Besonders auf religiös-sittlichem Gebiete.

So richtet sich das ganze Sittenleben nach den Gesetzen des Koran und dem aus diesem abgeleiteten herkömmlichen Gesetzes- und Sittenkodex, dem Scheriat. Der Koran läßt so viel religiöse Freiheit, daß sich unzählige Sekten bilden konnten; durch den Koran lernt der junge Türke lesen, schreiben und sein Gedächtnis üben; mehr wird von ihm nicht verlangt, wie seine religiösen Glaubenssätze genau zu kennen und zu interpretieren.

Geschichte, Geographie, Mathematik, Sprachen lernt der Türke nur auf einer der fremden Bildungsanstalten oder auf den höheren Kriegs- und Medizinschulen. Bildungsanstalten hatten in früherer Zeit besonders viele die Franzosen gegründet, vor allem klösterliche für junge Mädchen, später folgten Italiener, Engländer, Deutsche und Oesterreicher. In letzter Zeit haben die Amerikaner durch ihre Schulen eine auffallend starke Propaganda entwickelt.

Die Gebote des Scheriat drücken sich auch besonders scharf in der Erbgesetzgebung und in der Rechtsprechung aus, die eine ganz patriarchalische ist. Der Großgrundbesitz ist durch die Gesetzgebung fast durchweg nach Art einer mittelalterlichen Lehnsverfassung eng gebunden und scheidet sich in kaiserliche Güter, Kirchenbesitz und Lehnsgüter. Diese beiden letzteren heißen Wakuf und werden von einem besonderen Ministerium verwaltet. Die Lehen sind nur in direkter Erbfolge im Mannesstamme vererbbar und fallen beim Tode ohne

Digitized by Google

Hinterlassung eines Sohnes sofort zur Verfügung des Sultans an das Ministerium zurück.

Es liegt auf der Hand, wie heiß diese Bewerbungen bei schönen Gütern infolge der Günstlingswirtschaft beim alten Sultan waren. In schlechtestem Rufe in dieser Beziehung stand hier der Generalinspektor der Artillerie Zéki-Pascha, der stets der erste war, in der unwürdigsten Weise beim Sultan neue Güter zu erbetteln. Ueber einen Sekretär des Sultans, der vielleicht in seiner Frechheit noch einen Schritt weiter ging, klagte mir einst der Oberstallmeister Faik-Pascha sein Leid. Nicht zufrieden damit, sich ein herrliches, freigewordenes Besitztum schenken zu lassen, versuchte er noch auf betrügerische Weise zweitausend Morgen Nachbarwiesen dem Sultan selbst zu entfremden, die dieser bis dahin zum Gebrauche seines Marstalls benutzt hatte!

Bei der Unsicherheit der Besitznachfolge in den Wakufgütern ist natürlich an eine vorsorgliche Bewirtschaftung, Instandhaltung der Gebäulichkeiten, Investierung oder gar eine geregelte Hypothekenordnung nicht zu denken. Einen Grundstückskataster gibt es nirgendwo. Mit der Verwaltung der Kirchengüter, die ja in einer Hand bleiben, steht es etwas besser, aber charakteristisch war es, daß über jeden Schritt, und sei es nur die einfachste Dachreparatur, dem Sultan persönlich berichtet werden mußte und er persönlich durch „Iradé" entscheiden wollte.

Der hervorragendste Kenner des türkischen Rechts in der europäischen Kolonie war zweifellos ein Graf Ostrorog, Abkömmling einer polnischen Emigrantenfamilie, der als Rechtsanwalt an den türkischen Gerichten türkisch plädierte, mit den Jungtürken, speziell mit dem außerordentlich intelligenten und wohlmeinenden späteren Großwesir Hakki-Pascha intim verkehrte, es später unter ihrem Regiment zu einer hohen Stellung brachte, dann aber doch wegen seiner Beziehungen zur französischen Botschaft von der politischen Bühne abtreten mußte. Graf Ostrorog hat sich ein besonderes Verdienst um die Verwaltung der bekannten, ganz hervorragend blühenden polnischen Emigrantenkolonie — des „polnischen Tschiftlik" —, die heute sechshundert Seelen zählt, erworben.

Die Gründung dieser Kolonie fleißiger Ackerbauer durch den Fürsten Czartoryski, mit verhältnismäßig geringen Mitteln, und ihr Emporblühen geben deutliche Fingerzeige, in welcher Weise in der Türkei kolonisatorische Aufgaben — man denke an die reichen, der Entwicklung erst noch zu erschließenden Gelände der Anatolischen Bahn und der Bagdadbahn in Syrien und Mesopotamien — unter Anpassung an die landesüblichen Verhältnisse und unter steter, taktvollster Schonung des berechtigten nationalen und religiösen Gefühls der Landeseinwohner zu lösen sind.

Graf Ostrorogs schöne und geistreiche Gattin war eine Tochter des Hauses Lorando Tubini, für dessen finanzielle Interessen der Botschafter Constans einmal als Drohung die ganze französische Mittelmeerflotte nach Tenedos hatte kommen lassen. Und der ängstliche Sultan gehorchte und zahlte 22 Millionen! Der alte Sultan zahlte überhaupt niemals gerne und konnte vielfach nur durch gelinden oder groben diplomatischen, oder wie eben erwähnt, sogar militärischen

Digitized by Google

Druck zur Zahlung seiner persönlichen oder Staatsschulden bewogen werden, mochten diese auch noch so berechtigt und von allen Instanzen geprüft worden sein. So hatte der Beauftragte einer großen Geschützfabrik eines Tages 600000 Franken, seit vielen Jahren für längst gelieferte Munition geschuldet, einzufordern. Nach vielen Schwierigkeiten — man behauptete sogar, die Dokumente seien verlegt, verloren oder verbrannt — gelang es, die Militärbehörden zu der Erlaubnis zu veranlassen, diese Summe bei der nächsten Lieferung mit deren Bezahlung gegen Konnossement gleichzeitig einzuziehen. Die jungtürkischen Führer dieser Behörden, vor allem Ali Riza und Mahmud Mustapha-Pascha, waren im höchsten Grade aufgebracht über den Widerstand, den der Sultan oder vielmehr die Sekretärkamarilla des „Palais", vielleicht ohne Wissen ihres Herrn, einer gerechten Sache dauernd entgegensetzte. Die Munitionslieferung kam im Hafen an, und natürlich erfuhren Fehim-Pascha und die Palastspione sofort davon. Der Delegierte der Fabrik hatte den glücklichen Einfall, im strengsten Geheimnis den Spionen bekanntzugeben, daß es sich um eine höchst gefährliche Ladung handle, die imstande sei, ganz Konstantinopel und vor allem den Sultanspalast in die Luft zu sprengen, wenn sie nicht schleunigst in den Artilleriedepots sorgfältig untergebracht und bewacht würde. Natürlich sei das nur möglich gegen sofortige Bezahlung des Kaufpreises. Die ungebildeten Spione glaubten alles, übertrieben vielleicht noch einiges, um sich interessant zu machen, und der Sultan wurde so verängstigt, daß er nach drei Tagen intensivster Verhandlungen und vergeblichen Drohungen und Versprechungen aller Art — immer unter Vermittlung der Spione verschiedenster Kategorie und offizieller Berufsstellung — bedingungslos kapitulierte und den Scheck sandte. In der Tat hatte es sich um höchst harmlose Schrapnellzünder gehandelt, bei denen jede Art unbeabsichtigter Explosion, selbst bei Transportunfällen, ausgeschlossen war.

Der Sultan schlief aus Furcht vor Verschwörungen niemals zwei Nächte hintereinander in dem gleichen Kiosk, und in allen Schlafgemächern lagen Repetierpistolen und -gewehre gebrauchsfertig zur Hand. Er selbst trug stets Selbstladepistolen an seinem Körper, und es heißt, daß einmal ein Arzt, der ihm einen Furunkel operieren wollte und ihn deshalb stark am Halse drückte, ein andermal eine Gärtnerstochter, die plötzlich in einem Boskett auftauchte, von ihm aus Mißverständnis getötet worden seien. Diese persönliche Furcht, ein krankhafter, vielleicht auch wohl natürlich berechtigter Verfolgungswahn, lassen manche persönliche und politische Handlung des alten Sultans psychologisch oder vielmehr psychopathisch erklären. Er scheute wohl den Ausgang seiner Brüder, bei dem er selbst mitgewirkt hatte. Abd ul Aziz war ja bekanntlich von dem damaligen Großwesir in seinem Palaste gefangen und von einem Sklaven erwürgt worden. Der Großwesir hatte bei seinem Ueberfall Pantoffeln mit silbernen Nägeln angelegt, deren Gebrauch dem Sultan allein vorbehalten war, und bei deren Klang auf den Marmorfliesen sich alle Wachen und Posten diskret zurückziehen mußten. Murad, der andre Bruder, lebte ent-

Digitized by Google

thront, angeblich geisteskrank, auf das schärfste bewacht, im Palast von Tschiraghan, hermetisch von der Außenwelt abgeschlossen, und doch fürchtete Abd ul Hamid nichts Aergeres als Verschwörungen von dieser Seite. Und dieser Verfolgungswahn des alten Sultans, seine Sucht, alles und jedes in seiner Person zu konzentrieren, ohne daß er alle diese Angelegenheiten hätte übersehen oder gar leiten können, die dadurch ins Leben gerufene selbstsüchtige und habgierige Palastkamarilla, das bis ins geheimste Familienleben, bis in die entferntesten Provinzen seine Fäden spinnende verächtliche und verbrecherische Spionagesystem lasteten wie ein Albdruck auf der alten Türkei.

Daß die Reaktion gegen dieses Verbrechersystem so unantastbare Persönlichkeiten wie Mahmud Mustapha-, Hakki-, Pertev-, Mahmud Mukthar-Pascha, Talaat-Bey, Halil-Bey und viele andre brave, selbstlose, ideal und religiös denkende Männer an ihre Spitze rief, daß gerade die besten und ehrliebendsten der jungen in Deutschland und im übrigen Ausland ausgebildeten Offiziere sofort und in erster Linie, wie vor allem Enver-Pascha, der im schönsten Sinne des Wortes zum türkischen Nationalhelden geworden ist, Blut und Leben für sie zu opfern bereit waren, daß sie trotz allen liberalsten Bestrebungen, doch treu an ihrem nationalen Herrscherhause, an ihrem angestammten religiösen Khalifen festhielt und sich dem jetzigen so wohlmeinenden, pflichttreuen, ehrlich und gerade denkenden Sultan selbstlos zur Verfügung stellten, das gibt ihr einen besonders edlen und auch die europäische Anschauungsweise befriedigenden Charakter.

Das große ottomanische Reich, das seine glänzendste Kultur- und Machtepoche im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert gesehen hatte, war seit lange schon unter dem alten System in einem unaufhaltsamen Zersetzungsprozesse begriffen gewesen. Isoliert unter den europäischen Mächten, wurde es als der kranke Mann betrachtet, dessen Habe noch vor seinem seligen Entschlummern von den gierigen Nachbarn geteilt wurde. So drang der Russe unaufhaltsam in Kleinasien und gegen den Bosporus vor, der Engländer in Aegypten und im Jemen, der Italiener in Tripolis, und der Franzose hätte sich am liebsten in Syrien festgesetzt.

Die osmanische Politik hat jahrhundertelang ihren Ehrgeiz darin gesehen, die einzelnen Rassen im Innern des Reiches oder die christlichen Nationen im Auslande immer eine gegen die andre auszuspielen, um dadurch selbst unbelästigt zu bleiben. Sie hat auch damit besonders in früheren Zeiten vielfach große Erfolge erzielt. Aber schließlich ist sie doch gerade durch diese Politik isoliert und auf sich selbst angewiesen worden.

Der Osmane kannte seine Feinde — seine wahren Freunde kannte er bis vor diesem Kriege noch nicht zur Genüge. Erst das Heraustreten aus dieser bisherigen Isolierung, der Zusammenschluß, die enge Waffenbrüderschaft mit einem mächtigen mitteleuropäischen Staatensystem, das auch die weit nach Asien hinreichende Machtsphäre des Osmanischen Reichs mit gepanzerter Faust schützen hilft, seine religiösen Anschauungen achtet, seine Kulturprodukte zu erhöhen sucht, gab dem

Digitized by Google

großen Werke der Jungtürken die rechte Weihe, eröffnete ihm die schönsten Aussichten für die Zukunft.

Der gute Wille, daß sich Osmanen, Bulgaren, Oesterreicher, Ungarn und Deutsche gegenseitig verstehen lernen, ist wohl allüberall vorhanden. Der Krieg mit seinem hohen Verantwortlichkeits- und Kameradschaftsgefühl hat die verschiedenen Stämme einander genähert und aufeinander angewiesen. Durch Blut und Eisen ist die Waffenbrüderschaft auf den gemeinsamen Schlachtfeldern begründet und gefestigt worden.

Es ist zu hoffen und kann als gewiß angenommen werden, daß, wenn wieder die Friedenspalmen wehen, die Nationen diese glorreichen Erinnerungen nicht vergessen, sondern im engen Anschlusse, in ihrem eigensten nationalen Interesse, treu verbündet und sich gegenseitig ergänzend, die Aufgaben des Friedens ausbauen und lösen werden.

Das walte Gott! Inschallah!

„Fische heraus!“

Fische waren in Friedenszeiten auf dem Tische der Wohlhabenderen mehr nur als Abwechslungsspeise geschätzt, und nur der Seefisch kam für Massenspeisungen, für den weiteren Bedarf der Städte, in Restaurants, Pensionen, für Badeorte usw. in Betracht. Der Krieg veränderte dies Verhältnis, wie manches andre. Unsre deutschen Seefische sind recht rar geworden. In der an und für sich wenig ertragreichen Ostsee (Haffe ausgenommen) können zurzeit die besten Fischgründe nicht befischt werden. Gänzlich ruht der Fang in der deutschen Nordsee. Und wenn die Nordseefischereifirmen während des Krieges gute Renten geben, so liegt das daran, daß das Reich ihre Dampfer für den Minendienst usw. gechartert hat. Zwar liefert das Ausland nicht ganz unbeträchtliche Posten, in der Hauptsache Dänemark, dann auch Schweden. Norwegen fällt aber ganz aus und lieferte früher viel. Dazu wird von den gesamten Fangresultaten, eigner und Importware, etwa die Hälfte allein vom Militär und von der Stadt Berlin konsumiert. Die Kleinbetriebe leiden am Leutemangel, denn das geschulte Personal ist bei der Marine oder den Pionieren. Benzin und Petroleum war zeitweise gar nicht zu haben und bleibt knapp. Alles Netz- und Tauwerk ist rapid im Preis gestiegen, und nur durch Maßnahme des Reichsamtes des Innern kann der notwendigste Bedarf noch besorgt werden. Das recht oft ungünstige Fangwetter spricht auch noch störend mit. Für die Seefischerei ist eine Steigerung der Erträge wohl nur dadurch zu erzielen, daß Auslandsware, wenn auch teuer, vermehrt eingekauft wird. Ferner sollten, nach Vorgang von Mecklenburg, die Einzelfischer genossenschaftlich sich einigen. Der Großhandel, der einen nicht knappen Prozentsatz erhält, wird dann ausgeschaltet, der Verkauf findet direkt verbilligt statt, eine vermehrte Befischung wird ermöglicht.

Digitized by Google

Für die Binnenfischerei liegen die Verhältnisse günstiger. Von führenden Provinzial- und Landesfischereivereinen ward schon zu Beginn des Krieges in den Tageszeitungen mehrfach darauf hingewiesen, daß noch viel brachliegende, nicht regelmäßig besetzte und abgefischte Teiche vorhanden sind, die schleunigst genutzt werden müßten. Dorf-, Haus-, Park-, Ziegelteiche usw. kommen hier in Frage. Mancherorts wurde diesen Weckrufen Folge geleistet. Die eingesetzten Besatzfische, in der Hauptsache Karpfen und Schleien, sind im Herbst zu Speisefischen herangereift. Weiter haben diese von den Behörden mit Beihilfen unterstützten Vereinigungen in die Forellenbäche schnellwüchsigen Besatz geschafft, welcher ebenfalls gegen den Herbst hin zu Speisefischen abgewachsen sein wird. Den Flußfischern, den Innungen und Einzelberufsfischern ward dadurch geholfen und die Fischereiproduktion damit gefördert, daß ihnen örtlich passende, schnellwüchsige Besatzfische unentgeltlich zugestellt wurden. Leider waren aber die behördlich festgesetzten Höchstpreise in den Städten über 10000 Einwohnern für Karpfen und Schleie derartig niedrig gestellt, daß minderwertigere Weißfische, Karauschen usw. zum Teil 50 Prozent teurer bezahlt wurden. Der Fischer verkauft dann nicht zur Stadt, sondern setzt seine gern gesehene Ware in der Nachbarschaft lohnender ab. Schlimmer ergeht es bei dieser Festsetzung noch dem Teichwirt. Schon vorher, im Frieden, hat er sich mit verhältnismäßig recht geringer Rente begnügen müssen. Im Krieg ist alles lohnende Futter, besonders Lupine und Mais, nicht mehr zu haben. Er kann die Teiche nur noch so besetzen, daß das natürlich vorhandene Futter die eingesetzten Fische abwachsen läßt, und da wird der Verdienst noch knapper an und für sich. Wenn die Preise für Karpfen und Schleie nicht schnell erhöht werden für die Städte, verzichten die Teichwirte auf Neubesetzung und nutzen das Teichareal anders. Und das kann ihnen dann niemand verdenken. Hier tut Wandel, und zwar schleunigst, not. Im Interesse der allgemeinen Verbilligung der besseren Süßwasserfische wäre es, wenn die kaufkräftigere Bevölkerung, wie bei den Franzosen und Belgiern längst, beim Ankauf der besseren Fische, den Forellen, Karpfen, Schleien usw., vom Fordern lebender Ware absehen würde und sich mit frisch geschlagener, bedeutend billiger abzuliefernder Ware begnügen möchte. Selbst in heißer Jahreszeit können empfindliche Fische, wie sogar Forellen, tadellos auf weitere Entfernung angeliefert werden. Ein gut Teil zur Besserung der Fischereierträge könnten die Behörden aber noch beitragen durch entsprechende Verfügungen während der Kriegszeit. So wäre zur Aufrechterhaltung der Fischereibetriebe während der Fang- und Abfischzeiten eine weitgehende Beurlaubung der Mannschaften, wie bei den Ernteurlaubern, recht erwünscht. Einschneidend und fischereilich fördernd wirken auch die nachbenannten Maßnahmen, die in einzelnen preußischen Provinzen und in Bayern usw. schon hier und da von den zuständigen Regierungen getroffen wurden. So wäre in den Bundesstaaten, wo die Individualschonzeiten allgemeiner eingeführt sind, diese Artenschonzeit, wenigstens für einzelne Fischarten, aufzuheben. Die Mindestmaße, die wir überall haben, können, unbeschadet des Fortbestandes unsrer Fische, für die Kriegszeit herabgesetzt oder

Digitized by Google

ganz aufgehoben werden. Beispielsweise sollte der Hecht nur Mitte 20 Zentimeter Länge haben dürfen. Die stille Fischerei, d. h. die Fischerei mit stehendem, nicht gezogenem Gerät (Setznetzen, Reusen, Körben, Angeln, Aalhamen), wäre in der wöchentlichen Schonzeit freizugeben. Auch in den Schonrevieren und Laichschonrevieren sollte das Platz greifen. Die Zugnetzfischerei sollte während der Frühjahrsschonzeit in Strömen auch noch an zulässig weiteren Tagen, soweit nicht Gesetze daran hindern, freigegeben werden. Der Berufsfischer wird sein Revier schon nicht ausrauben, er weiß, daß der Krieg nicht ewig dauert und daß er länger in der Pacht oder im Besitze bleibt. Geben dann die Behörden nach wie vor für die ordentliche sachgemäße Besetzung der Binnengewässer Beihilfen, beschneiden sie dies nicht, so läßt sich eine reichliche Vermehrung der Fischereierträge erhoffen. Dr. K.

Berichtigung

In dem im Juli-Heft erschienenen Artikel: „Krieg und naturwissenschaftliche Weltanschauung" von Professor Dr. Wiener muß es Seite 70, Absatz 3, Zeile 3 von oben statt „sozialen" Volks, „sozialeren" Volks heißen.

Literarische Berichte

Von Kieler Professoren. Briefe aus drei Jahrhunderten zur Geschichte der Universität Kiel. In deren Auftrag herausgegeben von Dr. M. Liepmann, Professor der Rechte an der Universität Kiel. Geheftet M. 12.—, in Halbpergament gebunden M. 15.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ein Stück deutscher Gelehrtengeschichte, zugleich aber auch ein Kapitel allgemeinen deutschen Geisteslebens, das mit dem Werden des deutschen Einheitsstaates in engem Zusammenhang steht, bedeutet der vorliegende stattliche Band, der eine Sammlung von Briefen von, an und über Kieler Professoren enthält. Aus drei Jahrhunderten stammend, zeigen diese Briefe, soweit sie der Zeit um 1700 angehören, noch manche provinzielle Enge und Beschränktheit der Zeit; sie führen uns dann durchs achtzehnte Jahrhundert der Zeit der Aufklärung und Humanität, der klassischen Periode unsrer Dichtung und Philosophie entgegen, einer Zeit, in der Dänemark und die „Herzogtümer" am geistigen Aufschwung Deutschlands regen Anteil nahmen; in den Briefen aus dem neunzehnten Jahrhundert endlich erleben wir, bei immer wachsender wissenschaftlicher Bedeutung der Universität, die Konflikte mit, die sich aus der politischen Zwitterstellung deutschen Bundesgebiets unter einem fremden Herrscher ergaben und zur endgültigen Losreißung der Herzogtümer und damit Kiels von Dänemark führen mußten. Namentlich aus dieser Zeit geben die Briefe menschlich ergreifende Zeugnisse von hohem historischem Wert: sie zeigen, daß die Kieler Professoren in dem Kampf der Herzogtümer um ihre erträumte Selbständigkeit und ihr Deutschtum einen leitenden Einfluß ausgeübt haben. Unter den Briefschreibern finden wir Namen von bestem Klang, wie Dahlmann, Droysen, Feuerbach, Klaus Groth, Jahn, Müllenhoff, Graf Platen, Ranke, Reinhold, Erwin Rhode, Treitschke, Waitz. Die Briefe sind fast durchweg bisher ungedruckt, aus Privatbesitz oder Archiven. Ein erläuterndes Sach- und Namenregister und einige Anmerkungen machen das Buch jedem Gebildeten verständlich.

Englands Weltherrschaft und der Krieg. Von Alfred Hettner. Leipzig, B. G. Teubner.

Ohne Frage ist die Auseinandersetzung mit England das größte und schwerste Problem, dessen Lösung uns der Weltkrieg auferlegt, und um es zu studieren und zu erklären, bedarf man einer Kenntnis der geographischen Grundlagen des englischen Reiches. Der Professor der Geographie in Heidelberg, Alfred Hettner, einer der be-

Digitized by Google

rufensten Kenner des Problems, unternimmt es, uns in einem Band von 269 Seiten mit diesen Voraussetzungen bekannt zu machen. Er legt die Naturbedingungen Englands dar, dann die Entwicklung von Volk und Volkscharakter, das Erwachsen der Weltwirtschaft und Weltherrschaft, Politik und Kriegswesen. Ohne einer Wiederannäherung der Deutschen und Engländer nach dem Krieg entgegen zu sein, ja sie für möglich und erwünscht haltend, ist Hettner doch der festen Meinung, daß zuerst der Kampf ausgefochten und „Englands Hand von uns mit starkem Griff im Gelenk gepackt werden muß, damit sie den Erdball losläßt und er frei wird für alle Völker". E.

Krieg und Bibel. Von Otto Eißfeldt. Tübingen, Mohr (VIII, 84). M. 1.—.

Wohl zu keiner Zeit hat die Frage nach dem Verhältnis des Kriegführens zu den Grundsätzen des Christentums so stark die Geister bewegt, wie seit dem Ausbruch des gegenwärtigen Kriegs. Auch das obengenannte Buch behandelt sie in seinem zweiten Teile. Zuerst bespricht es die Stellung der alttestamentlichen Religion zum Kriege und zieht dabei auch die ganze Kriegsgeschichte Israels bis zu den Makkabäerkämpfen in den Bereich seiner Darstellung. Betreffs des Christentums sieht der Verfasser zuerst gar keine Beziehung zum Kriege, weil es Gleichgültigkeit gegenüber dem Staatsgedanken (S. 74) zeige, wobei aber z. B. der Satz: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!" nicht zu seinem Rechte kommt. Dann aber sieht er eine Verbindungslinie zwischen Christentum und Krieg darin, daß es doch zum Kampfe gegen das Böse auffordere und z. B. in dem Satze: „Gebt das Heilige nicht den Hunden usw.!" (Matth. 7, 6) ausdrücklich eine Grenze des Liebesgebots festsetze. — Zur Ergänzung dieser Darlegung können andre Teile der bei Mohr 1915 erschienenen „religionsgeschichtlichen Volksbücher" verwendet werden, wie A. Bertholets vergleichende Ausführung über „Religion und Krieg" (50 Pf.), ferner die ethischen Betrachtungen von A. Titius über „Unser Krieg" (M. 1.—) und auch F. Koehler, „Der Weltkrieg im Lichte der deutschprotestantischen Kriegspredigt" (50 Pf.). Ed. König.

Natur und Geist als die Wurzeln des Lebens und der Kunst. Von Ricarda Huch. München, Ernst Reihardt. 93 S. M. 2.50.

Die Dichterin, die uns schon ein gehaltvolles Werk über die Romantik beschert hat, gehört auch als Philosophin zu den Ausläufern der romantischen Schule. Hätte sie nicht überhaupt auf philosophiegeschichtliche Rückblicke verzichtet, so würde man gewiß den großen Namen Fichte, Schelling und Hegel begegnen. Im Verfahren erkennt man Verwandtschaft mit der „dialektischen Methode" Hegels; im Denkinhalt scheint namentlich Schelling, der eigentliche Philosoph der Romantik, mit seinen Schülern ihr den Weg gewiesen zu haben, auf dem sie dann weiterschreitend zu neuartigen naturwissenschaftlichen und naturphilosophischen Lehrmeinungen gelangt. Geist und Natur sind dasselbe, der Geist die in die Innerlichkeit übertragene Natur, diese der in die Körperlichkeit übertragene Geist, beide vermittelt und verbunden durch die Seele oder Weltseele. Die Dreieinheit: unbewußte Natur, bewußte Natur oder Seele und selbstbewußte Natur oder Geist wiederholt sich als Entwicklung in der Natur- und Menschengeschichte, in der Geschichte und im Innern jedes Einzelwesens. Die Natur als positive oder weibliche, der Geist als negative oder männliche Seite mit ihren mannigfachen Spannungen und Ausgleichen — diese Gedankenreihe wird dann mehr in flüchtigem Entwurf voll sprühender Lichter, als in geschlossenem Aufbau durch die verschiedenen Lebensgebiete hindurchgeführt. Besonders fesselnd ist die Anwendung auf das Verhältnis der Geschlechter zueinander, mehr spielerisch erscheinen die Bemerkungen über die äußere Erscheinung des Menschen, bedeutungsvoll — auch für das Verständnis ihrer eignen Dichtungen — die Kunst- und Kulturphilosophie der Verfasserin. Ueberall werden die betrachteten Lebensausschnitte in die angedeuteten, verhältnismäßig einfachen und eng umgrenzten Grundgedanken wie in ein Meridiannetz eingespannt, und man muß gestehen, daß so einigermaßen Ordnung in die Erkenntnis der Welt kommt. Allerlei Fragezeichen werde ich wohl am Rande der Seiten stehen lassen, aber im ganzen ist das gedankenvolle Buch das Zeugnis eines klaren, starken, männlichen Geistes und ein wertvoller Einspruch gegen eine rein mechanische Weltanschauung.

H. Brömse.

Arthur Schnitzler als Psycholog. Von Dr. Theodor Reik. Minden (Westfalen), J. C. C. Bruns. M. 4.—.

Um es gleich im voraus zu sagen: es handelt sich bei diesem gewichtigen Werke von über dreihundert Seiten nicht um ein Erzeugnis jener ästhetisierenden, individuellimpressionistischen Art der Literaturbetrachtung, die heute so beliebt und doch eigentlich nur leeres Gerede ist. Vielmehr ist es eine ernst zu nehmende wissenschaftliche Arbeit, die uns hier vorgelegt wird, aufgebaut auf der strengen und minuziösen Durchführung des methodischen Prinzips der „Psychoanalyse". Diese geht von psychischen Details, von scheinbar unwesentlichen Besonderheiten im Erleben der Schnitzlerschen Personen aus und bemüht sich, von hier aus zu deren

Digitized by Google

tiefsten, kompliziertesten und verborgensten Regungen vorzudringen. Das Werk ist natürlich keine „leichte" Lektüre, aber sein Studium ist fruchtbar, und dies um so mehr, als es die Phantasiegestalten eines noch schaffensfroh unter uns lebenden Dichters sind, an denen es seine Methode erprobt.

Dr. Hans Zimmer.

Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege. Beiträge zur Frage der Weiterentwicklung des höheren Schulwesens. Gesammelt von Dr. J. Norrenberg, Geh. Oberregierungsrat. Verlag B. G. Teubner, Leipzig.

So fern die Frage friedlicher Schulbildung den großen weltpolitischen Machtfragen liegt, wie sie die Stunde beherrschen: dennoch hat gerade der Krieg den Streit um die Schule der Zukunft zur Flamme aufgeschürt. Wenn in der Unruhe der Gegenwart allerlei hitzige Reformforderungen eher auf allgemeines Gehör rechnen, so ist das wohl begreiflich. Es ist aber auch zu begrüßen, daß eine stattliche Anzahl von Schulmännern, die vielfach an verantwortlicher leitender Stelle stehen, sich in diesem Buche zu einer Kundgebung vereinigt haben, in der ohne schroffen Bruch mit den überkommenen Schultraditionen eine Fortentwicklung der höheren Lehranstalten im Sinne der allgemeinen Zeitstimmung erstrebt wird. Dieser allgemeine Grundzug, den man als bildungspolitischen Freikonservativismus bezeichnen könnte, gibt der Veröffentlichung denn auch ihre Einheitlichkeit. Er hat anderseits auch die nötige Spannweite, um wesentliche Differenzen des persönlichen Einzelstandpunkts zu übergreifen. Es verbietet sich, im kurz zusammenfassenden Bericht auf diese Einzelmeinungen von naturgemäß unterschiedlichem Belang einzugehen. Teils sind die zahlreichen Einzelbeiträge auf allgemeine Schulfragen, teils auf Probleme des Fachunterrichts eingestellt. Vielleicht drängt sich der letztere Gesichtspunkt allzuweit vor und gibt so dem sacro egoismo des Einzelfaches allzu breiten Raum, der die Hauptschuld daran trägt, daß die Schulkämpfe der letzten Jahrzehnte vielfach ein so unerquickliches Gepräge trugen. Jedenfalls sehen wir in dem Geiste, der diese Veröffentlichung beseelt, eine erfreuliche Gewähr dafür, daß allzu radikale Reformforderungen der aufgeregten Kriegszeit kaum auf Verwirklichung hoffen dürfen. M. H. B.

Das Endziel des Weltkrieges: Englands Ausschaltung aus Europa. Von Maurus Révai. Berlin, Puttkamer & Mühlbrecht.

Diese Schrift stammt von einem ehemaligen Abgeordneten zum ungarischen Reichstag und verfolgt den Zweck, „das höchste Menschheitsziel zu erreichen, nämlich die Verhütung einer Wiederholung dieses grauenvollen Weltkrieges". Da England als der eigentliche Urheber des Krieges anzusehen ist und auch künftig nicht anders werden wird, was der Verfasser entgegen seinem Landsmann Grafen Andrássy als ausgemacht ansieht, so muß es unschädlich gemacht und aus Europa ausgeschaltet werden. Es muß als ein reiner Inselstaat angesehen und behandelt werden, dem eine zu schaffende europäische Monroedoktrin verbietet und unmöglich macht, sich in die festländischen Dinge zu mischen. Es muß demgemäß aus Gibraltar, Malta, Zypern, vor allem aus Aegypten hinausgeworfen und auf seine übrigen Besitzungen beschränkt werden. Geht das nicht sofort, so bleibt es stets ein unausgesetzt zu erstrebendes Ziel im Interesse der ganzen Menschheit. E.

Ludwig Steub. Von Dr. Aloys Dreyer. Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. Zugleich Forschungen zur Geschichte Bayerns. Herausgegeben von dem Historischen Vereine von Oberbayern. 60. Band, 1. Heft. München 1915. In Kommission bei G. Franz. 154 S.

In liebevoller und gründlicher Weise wird hier das Leben eines Mannes dargestellt, dessen Name dem deutschen Volke außerhalb Bayerns und Tirols doch wohl nicht so geläufig ist, wie der Verfasser meint, der aber allgemeine Wertschätzung durchaus verdient. Von seinen dichterischen Werken gehören mehrere Dorfnovellen zum dauernd wertvollen Bestand der Heimatkunst; schade, daß hier auf diesen wichtigsten Teil seines Schaffens nicht noch genauer nach Form und Inhalt eingegangen ist. Aber damit sind Steubs Ruhmestitel nicht erschöpft. Er war „ein Klassiker der Alpenschilderung", ein anerkannter Gelehrter auf dem Gebiet der Volkskunde, ein begeisterter und erfolgreicher Vorkämpfer für das Deutschtum. Gerade in unsern Tagen darf man ihm diesen Teil seines Wirkens weder in Tirol noch irgendwo auf deutschem Sprachgebiet vergessen. Ehre seinem Andenken! H. Brömse.

Unser Kriegserlebnis in seiner geistesgeschichtlichen Bedeutung. Von Ludw. Jacobskötter (Domprediger in Bremen). Leipzig, Veit & Comp. (VII, 90). M. 1.50.

Von dem Satze: „Eine Erfahrung wird zu einem Erlebnis, wenn in dieser Erfahrung etwas schlechthin Allgemeingültiges und innerlich Notwendiges erfaßt wird" (S. 65) ausgehend, schildert der Verfasser den Sturm der Gefühle, der das deutsche Volk beim Ausbruch des gegenwärtigen Krieges durchbrauste, und will nachweisen, daß darin ein jenem Satze entsprechendes Erlebnis lag, weil durch diese Erfahrung die moderne

Digitized by Google

Sehnsucht erfüllt, die moderne Krisis geheilt und das Thema der neuzeitlichen Geistesgeschichte praktisch gelöst worden sei (ebenda). Die neumodische Unterscheidung zwischen Erfahrung und Erlebnis hängt damit zusammen, daß neuerdings auch besonders viel von religiösen Erlebnissen gesprochen wird. Wenn man aber davon absieht, kann man gewiß sich an dem Schwung erfreuen, mit dem der Verfasser darstellt, daß die Sehnsucht der Vaterlandsfreunde nach Beendigung der nationalen Lauheit und Zerklüftung durch die beim Kriegsanfang hervorbrechende Begeisterung gestillt wurde usw.

Ed. König.

Gedichte. Von P. Maurus Carnot. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. Geb. Fr. 4.—.

Eine reiche, feinsinnige Gabe bietet uns Carnot, ein katholischer Geistlicher. Zwei Abteilungen: „Gefundenes, Empfundenes" und „Bilder, Balladen" umfassen seine Gedichte. Sie zeichnen sich durch schlichte Schönheit der Sprache und Tiefe der Empfindung, zumal in religiöser Beziehung, aus. Carnot ist ein echter Poet, der auch den einfachsten Stoff poetisch zu gestalten und die rechte Stimmung darüber zu verbreiten weiß. Seine Gedichte, die in einzelnem an Uhland, J. Kerner und Mörike erinnern, befriedigen auch hohe Ansprüche. E. M.

Das Nordland. Von Prof. Dr. Carl Lausberg. 600 S. mit 7 farbigen Tafeln, 228 Abbildungen und 1 Karte. Verlag von Klinkhardt & Biermann, Leipzig. Preis geb. M. 12.—.

Der Verfasser gibt uns eine prächtige Schilderung seiner Nordlandreise. Unterstützt durch die große Zahl vortrefflicher Bilder, weiß er uns recht anschaulich in die Schönheiten Norwegens einzuführen. Des öfteren sind aber als besondere Abschnitte in die Darstellung seiner Erlebnisse die Früchte seiner sorgfältigen Reisevorbereitungen eingeflochten. So werden wir mit der geographischen Eigenart, mit der Wirtschaft und Geschichte, mit Kunst und Schrifttum vertraut gemacht. Auch Spitzbergen ist in den Bereich seiner Ausführungen einbezogen und erfreut sich der gleichen liebevollen Behandlung. Dem Kenner des Landes wird das Buch daher eine Erinnerung an schöne Stunden gewähren, dem Fremden Sehnsucht nach dem Wikingerlande wecken. Dr. Joh. Riedel.

Charakterbegriff und Charaktererziehung. Von Georg Kerschensteiner. 2. Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. M. 2.60.

Mit unerbittlicher logischer Strenge und scharfsinnigem Vordringen bis auf den Grund der Probleme hat Kerschensteiner in diesem Buche die Frage beantwortet, welcher Komplex von psychophysischen Kräften vorhanden sein muß, damit überhaupt ein Charakter sich entwickeln kann, und weiter handelt es sich darum, aus der Erkenntnis dieses Kräftekomplexes heraus Richtlinien für die Charaktererziehung zu gewinnen. Das gehaltvolle Buch hat seinen Weg längst gefunden, und es braucht daher hier nur hervorgehoben zu werden, daß in der zweiten Auflage eine noch schärfere Trennung der Begriffe, die sich mit dem Worte Charakter verbinden, durchgeführt ist, und daß der Lehre Herbarts vom Charakter ein besonderes, neues Kapitel gewidmet wurde. Hans Zimmer.

Das Britische Weltreich. Ein politisch- und wirtschaftsgeographisches Charakterbild. Von Dr. Emil Deckert, Professor an der Universität Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Verlag von Heinrich Keller.

Da das britische Weltreich außerordentlich ausgedehnt, das vorliegende Buch aber von verhältnismäßig geringem Umfange ist, so ergibt sich daraus ohne weiteres, daß die Ausführungen nicht sehr in das Einzelne gehen können. Doch ist das Buch schon um deshalb begrüßenswert, weil es das gesamte britische Weltreich ohne jeden Unterschied, und zwar auch die kleinsten Besitzungen, in geographischer und wirtschaftspolitischer Hinsicht beschreibt, so daß man leichter wie sonst irgendwo einen Ueberblick über diesen jetzt so wichtigen Stoff in einem handlichen und noch dazu in leicht flüssiger und anregender Sprache geschriebenen Band erhalten kann. Der Gebrauch dieses Buches wird sich deshalb jetzt stets interessant und vielfach nützlich erweisen. Sehr gut ausgesucht sind die in den Text eingedruckten Karten, die, wenn auch klein, doch dem besonderen Zweck fast ausnahmslos vorzüglich dienen. Wir verweisen als Beispiel auf die Karte bei Seite 10 und Seite 134. Auch die Abbildungen gereichen dem Buche mindestens zur Zierde.

A. L.

Amerika und der Weltkrieg. Von Hugo Münsterberg. Leipzig, Ambrosius Barth.

Als der Weltkrieg ausbrach, da zeigte sich, wie unsre Feinde ihm vorgearbeitet hatten in der Verhetzung des Auslandes gegen uns, die sie seit langem mit allem Nachdruck betrieben. Nicht bloß lieferten die größten Stahlfabriken Amerikas unsern Gegnern Unmassen von Munition und Waffen; die Bevölkerung selbst verlangt „in sinnloser Wut", daß sie das tun sollten, weil Deutschland der Feind des Völkerfriedens sei und unschädlich gemacht werden müsse. Um dieses ungeheure und ungeheuerliche Vorurteil zu zerstreuen, hat der berühmte Professor der

Digitized by Google

Psychologie an der Havarduniversität, Münsterberg, zwei Aufsätze im September 1914 und im April 1915 zunächst für die amerikanischen Leser geschrieben und diesen in glänzender Weise auseinandergesetzt, wie die Sachen in Wahrheit liegen. Man darf es ihm Dank wissen, daß er selbst nun eine deutscher Uebersetzung besorgt und uns im Mutterland die Möglichkeit verschafft hat, eine der besten Streitschriften für unsre gute Sache zu genießen. E.

Der Völkerkrieg als Prediger des Vertrauens. Von Dr. Aug. Knecht (Professor an der Universität Straßburg). Freiburg i. B., Herder. (IV, 32). 50 Pf.

Verfasser führt aus, daß der Krieg, dessen Schrecken ja das Elsaß mit besonderer Deutlichkeit spürt, auf einen dreifachen Quell des Trostes hinweise. Derselbe sprudele in der Hilfe Gottes, im Trost der Kirche und in der Stärke sowie Opferwilligkeit des deutschen Volkes. Mögen viele sich an diesem „kräftigen Kriegsbrot" sättigen! Ed. König.

Der Toleranzgedanke in der deutschen Literatur zur Zeit Moses Mendelssohns. Preisgekrönt von der Mendelssohn-Toleranzstiftung. Von Professor Dr. J. Horowitz. Stuttgart, W. Spemann. 72 S. M. 1.50.

Auf knappem Raum und doch alles Wesentliche wenigstens berührend, handelt der Verfasser von der Gestaltung des Toleranzgedankens besonders bei Lessing, Mendelssohn und Herder; wertvoll ist vor allem der Abschnitt über Mendelssohn. Ein Blick wenigstens auf die kleineren Geister der Zeit wäre lohnend gewesen, da so eine klarere Vorstellung von dem ganzen Kulturzusammenhang gegeben werden konnte. Goethes Stellung zu der Frage wird etwas obenhin abgetan. Recht bedeutend wirkt die Einleitung, in der die Entwicklung des Toleranzgedankens bis zu jenen Männern geschildert wird. Zum Schluß spricht der Verfasser von dem Widerhall, den die Stimmen der Aufklärung bei Schiller gefunden haben. Die inhaltlich lesenswerte Schrift leidet an einer gewissen Schwerfälligkeit und Einschachtelung der Ausdrucksweise. H. Brömse.

Neue Gedichte. Von Max Alfred Vogel. München, Georg D. W. Callwey. M. 2.50.

Die neue Sammlung Vogels umfaßt Sonette, Sizilianen, Lieder und Oden. Der Verfasser ist formgewandt und verfügt über eine große Phantasie, zumal in dem Abschnitt „Träume". Einzelne seiner Gedichte zeichnen sich durch tiefen philosophischen Gehalt und Innigkeit des Gefühls aus. Den Schluß bilden einzelne Szenen aus einem Märchenspiele: „Der König von Orpeid". Hier und in manchen Gedichten finden wir Anklänge an Mörike. E. M.

Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie. Von Ludwig v. Rönne. In fünfter Auflage neu bearbeitet von Dr. Philipp Zorn, Geh. Justizrat und Professor an der Universität Bonn. Dritter Band, zweite Abteilung. Leipzig, F. A. Brockhaus. S. 241—430.

Von der neuen, durch Zorn bearbeiteten Auflage des alten Rönne erschien der erste Band 1899, der zweite 1906. Die Bearbeitung des dritten Bandes trägt zwar noch Zorns Namen, ist aber größtenteils nicht mehr durch ihn selbst erfolgt. Der ersten Abteilung des dritten Bandes von 1915 schließt sich jetzt die zweite Abteilung an. Ihr Bearbeiter ist, wie schon bei einem Teil der vorigen Abteilung, Prof. Dr. Giese in Frankfurt a. M. In zwei Abschnitten umfaßt die Abteilung das Unterrichtswesen und das Recht der Wirtschaftspflege. Der Charakter des alten Rönne, den Stoff nach allen Richtungen in erschöpfender Weise anzusammeln und zu sichten, ist auch hier beibehalten. Nur ist, seit in den achtziger Jahren die letzte, von Rönne selbst bearbeitete Auflage erschien, so unendlich viel hinzugekommen, daß es sich fast um einen vollständigen Neubau handelt. Der Umstand, daß mehrere Bearbeiter des dritten Bandes im Felde stehen, hat vielleicht zu einer Aenderung des ursprünglichen Arbeitsplanes geführt. Denn nach dem Vorworte zum dritten Bande sollte die zweite Abteilung das Unterrichtswesen von Giese und die Finanzverwaltung von Wenzel enthalten. Statt der Finanzverwaltung erscheint nun die Wirtschaftspflege. Und auch diese ist wohl noch kaum abgeschlossen. Denn die vier Kapitel der Land- und Forstwirtschaft mit Jagd und Fischerei, des Bergbaues, der Eisenbahnen, des Wassers und der Wasserstraßen erschöpfen den Gegenstand nicht. Man vermißt vor allen Dingen noch Wegerecht und Gewerberecht. Hoffentlich bleibt nun die Bearbeitung des dritten Bandes in gutem Flusse. Dann darf man hoffen, daß die neue Bearbeitung des Römischen Staatsrechts, das immer ein geschätztes Nachschlagebuch war, in etwa zwanzig Jahren ihren Abschluß erreicht haben wird.

Conrad Bornhak.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Adler, Dipl.-Ing. Curt, Wie baut man fürs halbe Geld in Ost und West neu auf? Wiesbaden, Heimkultur-Verlagsgesellschaft m. b. H. Preis M. 1.— (Kr. 1.40).

Ambrosius, Ernst, Deutschlands Grenzen im Wandel der Jahrhunderte. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen und Klasing. 75 Pf.

Bergmann, Dr. Ernst, Die Grundlagen der deutschen Bildung. Vortrag. Leipzig, Alfred Hahns Verlag. 75 Pf.

Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft. Heft 16: Die Praxis der Monroedoktrin. Von Emil Engelhardt. M. 1.50. Heft 17: Los von Italien? Von Dr. Ludwig Geiger. M. 1.50. Dresden, „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt.

Bollert, Dr. Martin, Ferdinand Freiligrath und Gottfried Kinkel. Bromberg, Gruenauersche Buchdruckerei Richard Krahl. M. 1.—.

Bopp, A., Friedrich Silcher. Stuttgart, W. Spemann. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

„Der Jude". Eine Monatsschrift. 1. Jahrgang, Heft 2 und 3, Mai/Juni 1916. Berlin-Wien, Verlag R. Löwit. M. 1.— (Kr. 1.40).

Die Scene. Blätter für Bühnenkunst. Herausgegeben von der Vereinigung künstlerischer Bühnenvorstände. VI. Jahrgang. Heft 5 und 6, Mai/Juni 1916. Berlin-Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus. 50 Pf.

Englands Kunstindustrie und der Deutsche Werkbund. Uebersetzungen von Begründungs- und Werbeschriften der englischen Gesellschaft Design and Industries Association. München, F. Bruckmann A.-G. M. 1.—.

Frank, Reinhard, Das Seekriegsrecht in gemeinverständlichen Vorträgen. Tübingen, Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). M. 1.80.

Franz, Prof. W., Shakespeare als Kulturkraft in Deutschland und England. Tübingen, Buchhandlung Kloeres. 80 Pf.

Gruber, Hermann, S. J., Schulfrage und Verfassungskrisis in Luxemburg. (Ergänzungshefte zu den Stimmen der Zeit. Erste Reihe: Kulturfragen. 2. Heft.) Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. M. 1.50.

Historische Zeitschrift. Herausgegeben von Fr. Meinecke und Fr. Vigener. 116. Band, 3. Folge — 20. Band, 1. Heft. München, Verlag von R. Oldenbourg. Preis des Bandes (3 Hefte) M. 14.—.

Kriegsflugschriften des Dürer-Bundes. Nr. 154: Die künstlerische Gestaltung der Industriebauten. Von Architekt E. Beutinger. 75 Pf. Nr. 155: Kultur in den Kriegslazaretten. Von Margot Grupe, zurzeit Hilfsschwester vom Roten Kreuz. 40 Pf. Nr. 156: Unser Verhältnis zu Italien. Von Albert v. Trentini. 30 Pf. Nr. 157: Krieg und Friede. Von Prof. Paul Natorp, Marburg. M. 1.—. München, Georg D. W. Callwey.

Linck, Otto, Aus den Jahren. Gedichte. Verlag der Buchhandlung Kloeres in Tübingen. Leicht kartoniert M. 1.50, in Pappband M. 2.25, in Halbpergamentband M. 3.50.

Mammen, Prof. Dr. Franz, Friedrich List. Dresden, „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt. M. 1.50.

Mellinghoff, Eduard, Der letzte Philosoph. Berlin, Fußingers Verlag. M. 2.50.

Ottmann und Kobler, Völkerfrühling in Oesterreich. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. Brosch. Kr. 2.40 (M. 2.—).

Schulz, Heinrich, Arbeiterkultur und Krieg. Berlin, Verlag Buchhandlung Vorwärts Paul Singer G. m. b. H. (Hans Weber). 75 Pf.

Stahl, Felix, Die siegende Kraft im Welthandel. München, R. Oldenbourg. M. 2.—.

Teubner, Kriegstaschenbuch. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. M. 3.50.

Tews, J., Die deutsche Einheitsschule. Leipzig, Verlag von Julius Klinkhardt. M. 1.—.

Unsere Nordfront. Episoden aus den Kämpfen der österreichisch-ungarischen Armee im Weltkrieg 1914/16. Herausgegeben vom k. u. k. Kriegsarchiv. Wien, Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. Geh. M. 4.— (Kr. 4.70), geb. M. 5.30 (Kr. 6.20).

Welzen, Dr. S. K. Thoden van, Psychoencephale Studien. Selbstverlag. M. 18.—.

Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. 8. Band. Heft 2: Die Zukunft des Völkerrechts. Leipzig, B. G. Teubner. Geh. M. 1.—.

Willich, Cissy, Kriegstage in Südwest. Tagebuchblätter aus den Jahren 1914 und 1915. Oldenburg, Gerhard Stalling. Preis des Bändchens M. 1.—.

Zollkompaß. XII. Band: Dänemark. I. Teil: Die Handelsverträge. Wien, Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. Kr. 5.50.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Die Logik im Weltkriege

Wie der gegenwärtige Weltkrieg durch englische Einkreisungspolitik Deutschland gegenüber seit König Eduards VII. Zeiten *entstanden* ist, so wird er logischerweise nur dann für uns *günstig endigen*, wenn *wir* England den Frieden diktieren können.

Ich erwähnte im Februar-Heft 1915 einen Satz aus der Schrift eines französischen Generalstabsoffiziers, „Die englische Invasion in Deutschland", welcher lautet: „Die Engländer gehen selten allein in den Krieg, sie lassen ihre Streitkräfte selten ohne Unterstützung verbündeter Truppen landen, besonders in Europa." Der gegenwärtige Krieg hat die Richtigkeit dieses Satzes wiederum erwiesen. Freilich ist England im Laufe des Feldzuges durch die Verhältnisse und durch seine Verbündeten, besonders die Franzosen, genötigt worden, sich etwas auskömmlicher am Landkriege zu beteiligen, als sie zu tun anfänglich beabsichtigt haben. Ich meine natürlich nicht die sog. Austauschtruppe von Archangelsk. Diese besteht ja nur aus nach Kanada ausgewanderten Russen, welche mit List und Gewalt von der englischen Regierung zum Heeresdienst gepreßt worden sind. Durch Entziehung jeglicher Unterstützung waren die armen Kerle noch unter der Wirkung der wirtschaftlichen Krisis in Kanada von 1914 dem Hunger ausgesetzt, und so ließen sich denn 2000 Mann einstellen, wurden in Montreal von englischen Offizieren ausgebildet und nach Archangelsk geschafft, nachdem ihnen vor der Abfahrt versichert worden war, bei ihrer Ankunft in der Heimat werde der Krieg zweifellos beendet sein. Diese nach russischem Urteil in Ausbildung und Disziplin gleich mangelhafte „Verstärkung" meine ich nicht. Sie ist nur eine „Geste" zum Beweise der „Einheit der Front" im Vierverbande. Sehr wirksam aber ist die Beteiligung der Engländer auf dem Festlande durch das Auftreten der „Armee Kitcheners" im nördlichen Teil unsrer Westfront, durch Ausdehnung bis zur Somme geworden. Für uns ist das erfreulich, denn damit bieten sich englische Heere deutschen Hieben dar, wie sie solche in den neuesten Kämpfen zwischen Ancre und Somme bezogen haben.

Eine solche regere Beteiligung am Blutvergießen seitens Englands ist natürlich nur recht und billig. Freilich scheinen den Löwenanteil am Verlust vor allem die Kolonialtruppen zu tragen, wie die Franzosen den Singalesen den Vortritt lassen. Aber in diesem Kriege, in welchem Franzosen, Russen, Italiener sich ebenso für Englands Interesse schlagen, wie es vorher die Belgier und

Copyright 1916 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

indirekt Serben und Montenegriner taten, bemühen sich die Engländer doch auch selbst, und das ist anerkennenswert, denn bisher schienen sie sich doch aufsparen zu wollen. Immerhin kann man auch heute noch sagen, von allen Ländern, welche uns den Krieg erklärt haben — Monako vielleicht ausgenommen —, empfinden die Engländer den Krieg am wenigsten. Das Zerfleischen der Kontinentalmächte ist für sie ja höchst vorteilhaft, und es dürfte im Sinne des frommen England liegen, daß der Krieg mit seinen Opfern an Gut und Blut noch recht lange fortgesetzt wird „bis auf den letzten Russen und Franzosen". Je mehr diese jetzt bluten, desto weniger Schwierigkeiten werden sie außerhalb Europas in nächster Zukunft englischen Wünschen und Absichten bereiten können. Das ist alles ganz logisch! Das Auftreten einer englischen Landarmee auf dem Kontinent hat auch des Nachschubes wegen dazu genötigt, in den französischen Kanalhafenstädten Platz zu nehmen. Mit dem Besitze von Calais in Verbindung mit Dover ließen sich deutscher Handel und deutsche Flotte einengen, und zu diesem Zwecke wird es am Kriegsende Frankreich gegenüber heißen: ôte toi que je m'y mette! Dann kann es diesem recht sauer werden, den Helfer wieder loszuwerden. Wie der Friede von Utrecht Gibraltar einbrachte, so wird der nächste Friede vielleicht Calais einbringen. Was wird dazu die Jungfrau von Orleans sagen!?

Auch für Deutschland und für die vier gegenwärtig neutralen Nord- und Ostseestaaten ist das der Sperrung des Kanals wegen recht fatal. Vermeiden läßt sich das alles nur, wenn es am Kriegsende nicht in Englands Belieben liegen wird, zu nehmen bzw. zu behalten, was es will. Abgesehen von deutschen Kolonialgebieten gehören die Inseln, welche den Dardanellen westlich vorgelagert sind (türkische Sporaden) sowie Mesopotamien auch in dieses Gebiet. Schließlich spielt auch die Frage der Kriegsentschädigungen an uns eine wichtige Rolle. Wie sich die Geldverhältnisse unserer Feinde gestaltet haben, wird England am Kriegsende allein die Mittel haben, uns für die Riesenopfer zu entschädigen, welche sein Krieg uns auferlegt hat. Zu solcher Zahlung wird aber England sich nie bereit finden lassen, wenn es nicht gelingt, ihm gründlich auf die Finger zu klopfen. Niederlagen in Aegypten, sein Verlust, wären der erste Schritt auf diesem Wege. Dann aber muß den Kaufleuten in der City recht fühlbar klargemacht werden, daß sie auf ihrer Insel nicht mehr unangreifbar sind. Die Seeschlacht vom Skagerrak, die Zeppelinangriffe, der Unterseebootkrieg haben die Wege angedeutet, wie das geschehen kann. Das Unterseehandelsboot spielt dabei natürlich keine Rolle. Nur das Unterseekriegsboot vermag Englands Wirtschaftskraft zu erschüttern und diesen „tragenden Pfeiler des feindlichen Bündnisses" ins Wanken zu bringen.

Der monatelang fortgesetzte Druck vor Verdun hat dazu gedient, die Engländer aus ihren Gräben hinauszunötigen. Die englischen Verlustlisten beweisen, wie übel das ihnen bekommen ist. Nach vorsichtiger Schätzung unserer Heeresleitung betrugen die englischen Verluste bis Ende Juli 230000 Mann. Von diesen sind 70000—80000 Verwundete nach England geschickt. In den eng-

Digitized by Google

lischen Berichten wurde wohlgefällig hervorgehoben, es handle sich nur um leichte Verwundungen. Daß die Schwerverwundeten nicht transportfähig waren, unterließ man zu sagen. An den Verlusten sind die Offiziere nach englischen Listen mit der Zahl 12 153 bis 5. August beteiligt. Nimmt man noch die großen Opfer aus der Seeschlacht vom Skagerrak (fast 9000 Tote) hinzu, dann kann man ernstlich daran zweifeln, ob Herr Grey richtig urteilte, als er dem Fürsten Lichnowsky „sichtlich bewegt" — man kann sich Sir Edward gar nicht so vorstellen — in der „Abschiedsaudienz" Anfang August 1914 sagte: „(Für die Beteiligung Englands am Kriege auf seiten der Entente) sei für ihn die Erwägung ausschlaggebend gewesen, daß der Schaden, den England durch den Krieg erführe, durch seine Beteiligung nicht viel größer würde als durch Passivität."

Wenn auch die Geringfügigkeit der englischen Erfolge zwischen Somme und Ancrebach, an den gebrachten Verlusten gemessen, dem großen englischen Publikum noch nicht zum vollen Bewußtsein gekommen sein mag, so wird doch auch die volle Kenntnis immer noch nicht zur Erkenntnis, d. h. zum Nachgeben veranlassen. Die Macht der sog. „Gelben Presse" in England ist noch heute eine viel zu große. Am 24. Mai 1907 bemerkte schon der damalige belgische Gesandte in London, Graf Lalaing, in einem Berichte an seine Regierung, „die „gelbe Presse", diese Art von Journalisten, Herausgeber billiger und viel gelesener Blätter, fälschen nach Belieben die Meinung eines ganzen Volkes.

Es ist klar, daß das amtliche England im stillen eine Deutschland feindliche Politik befolgt, die auf eine Isolierung abzielt, und daß König Eduard es nicht verschmäht hat, seinen persönlichen Einfluß in den Dienst dieser Idee zu stellen; aber es ist sicher sehr gefährlich, die öffentliche Meinung in so offenkundiger Weise zu vergiften, wie es die unverantwortliche Presse, von der hier die Rede ist, tut."

Baron Greindl, der langjährige belgische Gesandte in Berlin, berichtete etwa zu gleicher Zeit an seine Regierung: „England sieht mit scheelen Blicken auf die wunderbaren Fortschritte Deutschlands auf dem Gebiete der Industrie, des Handels und der Handelsmarine. Gewohnt, ohne Nebenbuhler dazustehen, erscheint ihm jedwede Konkurrenz als ein Eingriff in seine Rechte.

Angesichts der Entwicklung der Kriegsmarine des Deutschen Reiches heuchelt England Besorgnisse, deren Aufrichtigkeit ich aber für mehr als zweifelhaft halte. Es muß doch wissen, daß ein deutscher Angriff selbst in einer recht fernen Zukunft tatsächlich unmöglich ist. Im Gegenteil, Deutschland hat alles zu fürchten. Seit Jahrhunderten ließ England es sich angelegen sein, die Seestreitkräfte fremder Nationen zu vernichten, sobald sie eine gewisse Bedeutung erlangt hatten."

Baron Greindl fügt übrigens dann noch hinzu: „Weit davon entfernt, eine Spannung in den Beziehungen zu England herbeiführen zu wollen, leidet Deutschland unter diesem Zustand, wie die wiederholten Versuche einer Annähe-

Digitized by Google

rung beweisen, zu denen die Initiative immer von Berlin ausgegangen ist." Und schreibt dann weiter: „Die Spannung in den deutsch-englischen Beziehungen kann wohl kleinlichen und kurzsichtigen politischen Spekulationen dienlich sein, aber sie gefährdet das höhere Interesse der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens, den das deutsche Uebergewicht uns seit 36 Jahren gewährleistet hat. Sie ermutigt die mit dem Status quo unzufriedenen Staatsmänner in ihren Plänen."

Am 8. Juni bekräftigt Baron Greindl solche Auffassungen wie folgt: „Die „Times" führt seit Jahren einen Verleumdungs- und Lügenfeldzug. Ihr Berliner Korrespondent, der doch jede Gelegenheit hat, sich gut zu unterrichten, schürt den Haß der Engländer gegen die Deutschen dadurch, daß er der Kaiserlichen Regierung ehrgeizige Pläne unterschiebt, deren Torheit augenfällig ist, und ihr allerlei dunkle Machenschaften vorwirft, an die sie niemals gedacht hat."

Gleicher Ansicht ist ein dritter belgischer Gesandter, Herr Leghait in Paris. Er schreibt am 17. Juni: „Um sich für den Augenblick gegen Gefahren zu rüsten, die vielleicht nur in seiner Einbildung bestehen, oder auch nur, um die Stellung der Leiter seiner inneren Politik zu festigen, lädt Frankreich eine Dankesschuld (Vertrag vom 16. Juni 1907, in welchem Frankreich von England neue Garantien für seine überseeischen Besitzungen gegeben wurden) auf sich, die ihm schwer erscheinen wird, wenn eines Tages England die Zwecke enthüllen wird, zu denen es die Kräfte benutzen will, die es heute um sich geschart hat." 1914 trat der Fall ein.

Diese reichlich sieben Jahre vor Kriegsausbruch niedergelegten Beobachtungen dreier Gesandter einer Macht, die zu unsern Feinden gehört, setzen Englands Bestrebungen, Deutschland einzukreisen, ins richtige Licht. Deshalb ist es durchaus logisch, zu folgern, daß nur die Niederwerfung dieser Macht zum Frieden führen kann, wenn er nicht ganz unvorteilhaft für uns sein soll. Daß die Gesinnungen und Absichten uns Deutschen gegenüber auch heute noch die feindseligsten sind, hat sich im Laufe des Krieges aus den Reden der maßgebenden oder hervortretenden englischen Persönlichkeiten zur Genüge ergeben. Mitte Juli d. J. hat die „Fortnightly Review" in einem Artikel „Dauernder Friede oder ein zweiter Krieg" ausgeführt, daß Deutschland vollständig unterdrückt werden müsse. Es müsse nicht nur aus allen von ihm besetzten Gebieten vertrieben werden, sondern seine militärische Macht und sein Stolz müßten auf deutschem Boden vernichtet werden. Erst dann würden die Deutschen ihre Niederlage zugeben. Dann aber — wenn man Deutschland klein kriege — werde der Weltfriede für lange Zeit gesichert sein. Könne man keine Kriegsentschädigung erhalten, dann müßten seine reichen Bodenschätze in Schlesien und im Westen mit Hypotheken belastet und die deutschen Kolonien unter die Verbündeten verteilt werden. Lord Linlithgow aber sagt ganz offen, kein Friede sei für England möglich, der nicht die völlige Vernichtung Deutschlands als Seemacht zur Grundlage habe.

Digitized by Google

Von solchen Absichten werden die Engländer sich frei machen müssen. Denn sie wären für sie nur erreichbar, wenn sie siegten oder aber — es gäbe überhaupt keinen Frieden mehr! Siegen aber können die Vierverbändler nicht, wie der Verlauf des Krieges beweist, wenn Deutschland alle Mittel anwendet, die ihm zu Gebote stehen. Das ist wiederum ganz logisch!

Der Feldherr

Eine Studie

von

General der Infanterie Freiherr v. Woinovich

Ein neuer Begriff hat sich im Weltkriege vor uns aufgetan. Es ist jener des „Feldherrn" im weitesten Sinne, des „obersten" Heerführers, den wir allein Feldherrn nennen möchten, zum Unterschied von jenen Führern einzelner Armeen und Heeresgruppen, die bisher im Volksmunde auch so genannt wurden. Wir haben demnach unter der Bezeichnung „Feldherr" ausschließlich jene Persönlichkeit im Auge, die alles von einer Stelle aus leiten, alle Fäden in der Hand haben, alle Vorbereitungen treffen, die Kriegsschauplätze überblicken, endlich die Kriegshandlung dirigieren und schon im Frieden auf alles Einfluß nehmen soll, was sich auf die Gewaltäußerung des Staates, die wir Krieg nennen, bezieht, also auch auf die äußere und innere Politik.

Wenn wir in der Vergangenheit nach einer Persönlichkeit mit ähnlichem Wirkungskreis Umschau halten, so finden wir nur in Friedrich dem Großen und in Napoleon, zwei Uebermenschen, eine Folie für eine derartige gewaltige Betätigung eines Menschengeistes. In diesen beiden konzentrierte sich jedoch die vollste Machtfülle des Herrschers. Natürlich wäre auch in der Gegenwart das Ideal des „Feldherrn", wie es uns vorschwebt, im Staatsoberhaupte zu suchen. Das schließt sich in republikanischen oder in Verfassungsstaaten von selbst aus; in monarchischen Staaten wieder kann nicht erwartet werden, daß der jeweilige Monarch ein Uebermensch von besonderer militärischer Veranlagung sei. Der Umfang der Tätigkeit eines solchen „Feldherrn" allergrößten Stiles ist heute ein so überwältigender, daß kaum mehr ein Napoleon, der doch von sich sagen konnte, er habe niemals die Grenzen seiner Arbeitskraft gekannt, ausreichen würde. Der Feldherr in unserm Sinn wird daher eher ein Begriff, jedenfalls aber ein Ideal, als eine reale Persönlichkeit sein können, er wird gleichsam das Gehirn eines genial ersonnenen Organismus darstellen, dessen ganze gegen den feindlichen Staat gerichtete Betätigung er inspiriert. Da man schließlich doch nur darauf rechnen können wird, einen normalen Menschen zum Feldherrn zu bestimmen, müssen ihm wenigstens die größeren Reibungen dadurch erleichtert werden, daß seine Stellung gewissermaßen „über die Wolken" erhoben, ihm

Digitized by Google

gebührender Einfluß und Ueberblick, vor allem aber die Macht gegeben wird, um das, was er, auf welchem Gebiete immer, zur Erfüllung seiner speziellen militärischen Aufgaben für erforderlich hält, rechtzeitig anbahnen zu können.

Wir sind selbst davon überzeugt, daß wir einer Phantasie Ausdruck geben, deren Verwirklichung aus den triftigsten Gründen niemals möglich wäre, und wollen daher, wenn wir dies dennoch wagen, es nur deshalb tun, um damit den fast schrankenlosen Umfang jener Machtvollkommenheit des „Feldherrn" anzudeuten, den wir gegebenenfalls für wünschenswert hielten. Es wäre dies der Wunsch, daß selbst in einem Koalitionskrieg wie dem gegenwärtigen nur ein Kopf und ein Wille zu entscheiden hätte. Aber allerdings, selbst für einen Napoleon schiene diese Aufgabe unlösbar!

Und doch bietet uns gerade dieser Mann den willkommenen Ausgangspunkt für unsre Betrachtungen, weil die Verhältnisse, unter denen er wirkte, immerhin den gegenwärtig herrschenden nahe kommen. Festzuhalten wäre hierbei jedoch, daß wir, was die daraus zu ziehenden Folgerungen für unsern „Feldherrn" betrifft, mit keinem Uebermenschen rechnen dürfen. Für diese einleitende Betrachtung eignet sich besonders der Beginn des Krieges 1812.

Die Lage war damals folgende: England und Rußland gegenüber hatte Napoleon eine Koalition zusammengebracht, die der Hauptsache nach Frankreich und den Rheinbund als Kern, Spanien und Polen, soweit er über diese gebot, Italien als Anhängsel, Oesterreich und Preußen als unfreiwillige Teilnehmer umfaßte. Aber auch die Türkei und Schweden hatte er in seine Einflußsphäre gezogen, somit ein Meisterwerk der Politik zustande gebracht, wie es in der Vergangenheit nur die große Kaunitzsche Koalition gegen Friedrich den Großen, in der Gegenwart jene der Entente gegen uns repräsentiert, welch letztere sogar acht raubgierige Mächte vereinigte. Allerdings hafteten auch der Napoleonschen Koalition bedeutende Schwächen an — dem ließ sich nur durch tunlichste Zusammenfassung ihrer militärischen Kräfte ein Paroli bieten. Wären Napoleon die Transportmöglichkeiten der Gegenwart zu Gebote gestanden, so hätte er diese zersplitterten Kräfte wahrscheinlich zur volleren Geltung gebracht; zu jener Zeit blieb ihm wohl nichts andres übrig, als sie an der Peripherie Rußlands anzusetzen. Dennoch erkennen wir in der Art, wie er es tat, in der politischen und militärischen Vorbereitung des Krieges seine zielbewußte, sichere Hand. Die Truppen aus Spanien, jene aus Italien, die des Rheinbundes und jene aus Polen nahm er gleich unter seine Zügel, sie strömten, als ob sie einer Armee angehören würden, den Grenzen Rußlands zu, wo sie, eine Meisterleistung angesichts der Kommunikations- und sonstigen Verhältnisse der damaligen Zeit, in verhältnismäßig kurzer Zeit — kaum drei Monate — versammelt sind. Sein Blick umfaßte also den Kriegsschauplatz in Spanien, die diplomatische Kleinarbeit der Bewältigung des widerstrebenden Rheinbundes und der wenig kriegslustigen österreichischen und preußischen Monarchie. Dazu kam noch die Sorge, Schweden und die Türkei bei der Stange zu erhalten, kurz, Napoleon übersah ganz Mitteleuropa und vertiefte sich überdies noch in die militärischen Details des Auf-

Digitized by Google

marsches der großen Armee gegen Rußland und in die materiellen Sorgen für deren Existenz. Es läßt sich kein Mann der Gegenwart denken, der Aehnliches zustande gebracht hätte!

Es ist wohl überflüssig, besonders zu betonen, daß dieses Bild aus der Vergangenheit hauptsächlich deshalb entrollt wurde, um zu zeigen, daß die Aufgabe des „Feldherrn", wie wir ihn auffassen, keineswegs erst mit dem Kriege beginnt, sondern daß sie eine zielbewußte, oft jahrelange Vorarbeit bedingt, was voraussetzt, daß der „Feldherr" schon vor dem Kriege der inneren und äußeren Politik nicht ferngehalten wurde — denn in den Krieg durch eine unrichtig geführte Politik hineingerissen zu werden, heißt ihn erschweren.

Fassen wir die weitreichenden Aufgaben des „Feldherrn" näher ins Auge, so überzeugen wir uns alsbald, daß sie sich nicht nur auf die militärischen und politischen Vorbereitungen des Krieges erstrecken, sondern daß sie auch alle übrigen Zweige staatlicher Betätigung in sich schließen, indem sie fast vor keiner derselben haltmachen können, weil sie entweder die Struktur des Instrumentes des Feldherrn, des Heeres, besser gesagt, des Volkes in Waffen, beeinflussen oder für dessen zweckentsprechende Nutzbarmachung unentbehrlich sind. In der Tat wird wohl niemand leugnen, daß — um nur das Wichtigste zu erwähnen — Ackerbau, Viehzucht, Erzeugung von Rohprodukten mannigfachster Art, Handel und Wandel in den verschiedensten Formen, ganz besonders aber die Industrie durch Beschaffung der Kriegsmittel im Kriege für den Feldherrn von größter Wichtigkeit sind. Aber auch der Volkserziehung, den hygienischen Fortschritten, den Maßnahmen zur Verhinderung der Auswanderung und vielen andern sozialen Fragen kommt nicht mindere Bedeutung zu, wobei noch zu bemerken ist, daß sie jahrelange Vorarbeit nötig haben. Man darf es also nicht darauf ankommen lassen, den Feldherrn in dieser Hinsicht vor Tatsachen zu stellen, auf deren Zustandekommen er keinen Einfluß nehmen konnte.

Die Förderung all der genannten Tätigkeiten sollte daher in Zukunft nicht mehr lediglich um ihrer selbst willen, sondern im Hinblick auf die möglichste Kraftäußerung des Staates nach außen stattfinden, weil es, wie der Weltkrieg zeigt, von dieser Kraftprobe abhängen wird, ob in Zukunft der Einzelne und die Allgemeinheit gut oder schlecht leben, reich oder arm und unabhängig von fremder Bedrückung sein wird.

Diese allgemeine Betrachtung soll die im heutigen Staatsleben alles überwiegende Bedeutung des „Feldherrn" im Kriege, aber auch im Frieden in das richtige Licht setzen. Konnte nämlich im verflossenen Jahrhundert Clausewitz noch sagen, „Krieg sei Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln", so können wir dies dahin ändern: „Krieg ist der beständige Zustand, in dem sich Staaten befinden, deren Interessen widerstreiten — er kann zu Zeiten latent sein, wenn sie sich nicht mit Waffen bekämpfen, hört aber im Wesen nicht auf, solange die Ursachen der Spannung bestehen." Der Zustand, in dem Europa seit einem Menschenalter lebt, scheint die Richtigkeit dieses Gedankens zu bestätigen.

Digitized by Google

Unter solchen Verhältnissen wird daher die Rolle des „Feldherrn" im Staatswesen nicht allein die erste und wichtigste im Staate, sondern auch eine permanente sein müssen. Für den „Feldherrn" darf es in Hinkunft keine Mobilmachung mehr geben. Er führt gewissermaßen den Krieg beständig, allerdings jeweilig mit andern Mitteln. Aus dieser Betrachtung geht aber weiters hervor, von welchem Umfange der Einfluß und die Machtfülle wird sein müssen, über welche der Feldherr gebietet. Wenn auch im gegenwärtigen Kriege diese den obersten Feldherren in Deutschland und in Oesterreich-Ungarn eingeräumte Stellung nicht so weit reicht, als es nach unsrer Auffassung für den „Feldherrn" der Zukunft erforderlich schiene, so reicht sie noch immer weiter als bei unsern Gegnern, namentlich bei den parlamentarisch eingeengten Italienern, Franzosen und Engländern. Und in diesem Umstand ist die Quelle jener Reibungen bei den Gegnern zu suchen, welcher die materiell doch schwächeren Mittelmächte ihre Ueberlegenheit danken. Wohl wird es manchen Kreisen in ihrem Partikularinteresse nicht angenehm sein, zu vernehmen, daß wir selbst vor Eingriffen des „Feldherrn" auf dem Gebiete der Gesetzgebung und Staatsverfassung nicht zurückschrecken, wenn dadurch auf gesetzlichem und verfassungsmäßig wohl vorbereitetem Boden Ersprießliches gewirkt zu werden vermag.

Es erscheint nun an der Zeit, den „Feldherrn" in unserm Sinne näher zu präzisieren. Schon einleitend wurde angedeutet, daß wir unter dem Wort „Feldherr" durchaus nicht *eine* Person allein verstehen. War nämlich die Häufung von Arbeit schon unter einfacheren Verhältnissen in der Person Napoleons kaum mehr möglich, so wäre in Zukunft die Rechnung darauf, daß sich im gegebenen Moment ein geeigneter Mann hierfür finden würde, selbstverständlich gänzlich verfehlt. Am *nächsten* käme ihm allerdings jener Funktionär, der im gegenwärtigen Kriege in jeder der großmächtlichen Armeen als Chef des Generalstabs fungiert. Ihm müßte aber selbstverständlich erhöhtes Relief verliehen werden, was in den Armeen der monarchischen Staaten dadurch möglich erscheint, daß man ihn an die Seite eines mit größter Machtvollkommenheit ausgestatteten Prinzen stellt, insofern der Monarch nicht selbst diese Aufgabe übernimmt. Diese beiden Personen, deren eine gewissermaßen die Seele, die andre die Verkörperung der Macht nach außen darstellt, verschmelzen dann gleichsam in eine Persönlichkeit. Die Anforderungen, die man an dieses „Doppelwesen" stellen muß, sind beiläufig dieselben, die man seit jeher an eine militärische Oberleitung gestellt hat und als deren Muster in jüngster Zeit Wilhelm I. und Moltke galten, nur sind sie natürlich noch wesentlich gestiegen. Ist die Wahl geglückt, so hat jede der beiden Persönlichkeiten das gleiche Verdienst, indem jede in ihrer Betätigung unersetzlich ist und deshalb auch die gleiche Verantwortung vor dem Vaterlande und der Geschichte trägt.

Nun wir den „Feldherrn" etwas näher umschrieben haben, ist es die nächste Aufgabe, zu untersuchen, wie der Boden vorbereitet werden soll, auf dem er zu wirken berufen ist. In unserm Falle betrifft dies also beide Persönlichkeiten, denen wir die Stellung des Feldherrn vindizieren. Sie sollen, wie Mann und

Digitized by Google

Frau in einer glücklichen Ehe, in ihren Ideen und Ansichten übereinstimmen oder sich ergänzen, damit alles, was auf die Kraftanstrengung des Staates nach außen Bezug nimmt, wie aus einem Gusse geschehe. Eine richtige leidenschaftslose Beurteilung der Verhältnisse, der Menschen und Ereignisse ist an dieser Stelle unerläßlich. Durch Erfolge darf sich der Feldherr nicht blenden, durch Schwankungen im Kriegsglück nicht entmutigen lassen. Der Krieg ist eben in hohem Maße auch ein Spiel des Zufalls, und es hat wenig Sinn, bei Mißerfolgen stets nach einem „Schuldigen" zu fahnden.

Wir erwähnten den Einfluß, den der „Feldherr" auf alle Zweige des Staatslebens richtunggebend nehmen muß. Einer der wichtigsten, gewissermaßen unmittelbar zum Krieg gehörend, ist wohl die äußere Politik, die den Krieg verhindert oder herbeiführt. Es bedarf kaum des Nachweises, daß die Grundzüge der äußeren Politik sich seit jeher um die gegenseitigen Machtverhältnisse drehten, und diese prägten sich doch nur im Endresultat der kriegerischen Zusammenstöße aus. Wohl tragen Nationalreichtum, allgemeine Bildung, Handel und Wandel und manch andre Faktoren dazu bei, die Widerstandskraft eines Staates zu erhöhen, sie brauchen aber Jahrzehnte und noch mehr, um in die Erscheinung zu treten. Deshalb soll auch die äußere Politik eine weit vorausschauende, auf große Ziele gerichtete und möglichst wenig schwankende sein. Das Nächstliegende bleibt jedoch Sicherung des eignen Staates und wird angestrebt durch die eigne Widerstandskraft und durch Bündnisse mit andern Staaten. Die Kraftprobe selbst, der Krieg, ist dann ein militärisches Problem. Politische Programme mit weitgesteckten, auf Generationen sich erstreckende Ziele haben vorwiegend nur große Politiker aufgestellt, meist Feldherrn oder Staatsmänner, denen wenigstens das Wesen des Krieges nicht fremd war, wie z. B. Ludwig XIV., Prinz Eugen, Friedrich der Große, Bismarck u. a. Denn sie künstelten nicht, weil sie wußten, daß derlei Programme nur durch beständige Aufrechterhaltung der Machtmittel des Staates Aussicht auf Durchführung besitzen. Das politische Programm des Prinzen Eugen z. B. würde auch noch auf die Gegenwart passen, so geradlinig und einfach war es, ebenso wie jenes Friedrichs des Großen. Beide stützen sich auf eine stets kriegsbereite Armee. Weniger bekannt dürften die politischen Ansichten Radetzkys sein, weil nur in einigen noch nicht publizierten Denkschriften enthalten. Sie sind auch höchst lehrreich, verlangen z. B. für die Monarchie nebst einer starken Armee Serbien, Montenegro und die Donaufürstentümer, Venetien bis zum Mincio und Po, legen hingegen auf Ostgalizien, als schwer haltbar, weniger Wert. Vergleicht man damit das Werk der „Staatsmänner" des Wiener Kongresses, bei dessen Stipulationen man so ziemlich alle militärischen Gesichtspunkte vermißt, so ist der Unterschied augenfällig. Durch die Diplomaten wurden ja damals, wie bekannt, die Früchte der Siege verdorben.

Ungeachtet dieser Erfahrungen wurde bis in die jüngste Zeit das für die Machtäußerung des Staates so hochwichtige, mit der Kriegführung im engsten Zusammenhang stehende Gebiet der äußeren Politik überall fast ausschließlich einer bestimmten Gesellschaftsklasse überlassen, die es geradezu zu ihrer Domäne

Digitized by Google

gemacht hat. Es soll gewiß nicht bestritten werden, daß für die Diplomatie besondere gesellschaftliche Gewandtheit wünschenswert sei, wohl aber muß bestritten werden, daß allein schon die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Klasse genügend sei, um eine Persönlichkeit mit so hochwichtigen Aufgaben zu betrauen, die über den Zusammenhang von Politik und Krieg nicht völlig im klaren ist.

Wo Nichtmilitärs als Staatsmänner auf dem Gebiete der äußeren Politik Hervorragendes geleistet, wie Cavour und Bismarck, da besaßen sie ein ausgesprochenes militärisches Verständnis, das sie befähigte, im Einklang mit dem Feldherrn zu handeln.

Auf ein klar erfaßtes und durchdachtes Programm hin hätte also der „Feldherr" seine militärischen Berechnungen, Vorbereitungen und Pläne schon beizeiten zu gründen; die ungeschmälerte Durchführung derselben müßte ihm bereits im Frieden gesichert werden. Bei den politischen Vorarbeiten könnten sich dann Angehörige jener Gesellschaftsklasse bedeutende Verdienste erwerben, welche bis jetzt den ausländischen Dienst als ihre Domäne betrachteten.

Wollen wir nun die Rolle und die Tätigkeit des „Feldherrn" im Kriege selbst erörtern. Sie ist, wie aus den gegebenen Andeutungen hervorgeht, wesentlich verschieden von jener, wie sie an gleicher Stelle vor etwa einem Menschenalter ausgeübt wurde. Sie kommt, wie auch schon angedeutet wurde, noch am ehesten jener nahe, die Friedrich der Große und Napoleon zu ihrer Zeit spielten — also des unumschränkten Gebieters über alle Machtmittel des Staates. Wo der Monarch nicht selbst als „Feldherr" aufzutreten vermag, überträgt er gewissermaßen seine Machtfülle dem von ihm ernannten „Feldherrn". Gewiß ist, daß die Wahl einer solchen Vertrauensperson dadurch eine äußerst schwierige, verantwortungsvolle wird, denn der einmal ernannte Feldherr soll den Krieg auch zu Ende führen, ungeachtet aller möglichen Wechselfälle, denn kein andrer vermöchte ihn zu ersetzen, schon wegen der unterbrochenen Kontinuität der Handlung und Idee. Man hat es im Laufe der Zeiten gesehen, daß das eigentliche, nicht mehr gutzumachende Unglück gewöhnlich erst dann eintrat, wenn man den Feldherrn, entweder dem Drange der öffentlichen Meinung nachgebend oder wegen des erschütterten Vertrauens, mitten im Kriege durch eine andre Persönlichkeit ersetzte. Wechselfälle sind im Laufe eines langen Krieges nicht zu vermeiden, fast immer ist aber noch der Feldherr, der das Instrument schon kennt, einem andern, der es erst kennen lernen muß, vorzuziehen. Der einmal gewählte „Feldherr" möge als Fatum betrachtet werden, unter dem es gilt, zu siegen oder unterzugehen. Die Befolgung dieses Grundsatzes würde überdies den vielen aus den Unvollkommenheiten der menschlichen Natur, wie Neid, Mißgunst, Charakterschwäche, Pessimismus u. dgl. entspringenden, überaus schädlichen, Armee und Volk deprimierenden Versuchen, den Ruf des Feldherrn herabzusetzen, vorbeugen, weil man überzeugt wäre, daß an dessen Stellung nicht zu rütteln sei.

Die erste große Frage des Krieges, ob mit der Offensive begonnen werden soll, oder ob man sich, wenigstens zu Beginn, defensiv verhalten soll, wird wesentlich von der Kraft abhängen, die der Feldherr sich und seinem

Digitized by Google

Instrumente, der Wehrmacht, zutraut. Leicht vermag er bei diesem Entschluß fehlzugehen. Noch sind zu jenem Zeitpunkte wenig Anhaltspunkte vorhanden, die über so manche inneren Faktoren des eignen und natürlich in noch höherem Maße des feindlichen Heeres Aufschluß geben. Bei annähernd gleichen Stärkeverhältnissen wird jedoch in der Regel die Offensive vorzuziehen sein. Sie schafft eine unbestrittene Ueberlegenheit dadurch, daß man das Gesetz des Handelns selbst in der Hand behält. Der Verlauf des Weltkrieges hat diese Erfahrung wiederholt bestätigt. Man darf sie deshalb nicht negieren, weil es in diesem und auch in früheren Kriegen Phasen gegeben hat, in welchen die Verteidigung vorzuziehen war und tatsächlich große Erfolge angebahnt hat. Diese reiften aber schließlich doch nur wieder durch die Offensive aus.

Eine andre Frage ist die der Verteilung der Streitkräfte auf die verschiedenen Kriegsschauplätze, deren es auf den Kriegstheatern der Zukunft wahrscheinlich stets mehrere geben dürfte. Fast niemals wird ein Staat ein solches Uebergewicht an Macht besitzen, daß er in der Lage wäre, auf mehreren Kriegsschauplätzen gleichzeitig offensiv zu sein. Es wird dies meist nur auf einem möglich sein; auf diesem, dem Hauptkriegsschauplatze, wird daher die Hauptkraft auftreten, die andern, die Nebenschauplätze, wird man mit schwächeren Kräften dotieren. Das klingt sehr einfach und scheint leicht, ist aber in praxi oft recht schwierig. Es kann ein Gegner und somit ein Kriegsschauplatz militärisch von geringer Bedeutung, politisch jedoch sehr wichtig sein — wie dann? Der „Feldherr" wird dann wieder zum Politiker, der das momentane politische Gewicht des kleineren Staates abwägen muß und sich nicht starr an das zahlenmäßige Verhältnis der Streitkräfte halten darf. Aber auch neutrale Staaten soll der „Feldherr" im Auge behalten, ja selbst, wie das Beispiel Italiens in diesem Kriege erweist, „verbündete Staaten" darf er nicht außer acht lassen; sie können im Handumdrehen aus Freunden Feinde werden. Ist dadurch nicht schon erwiesen, daß der „Feldherr" auch im Kriege die äußere Politik beherrschen muß zum mindesten in demselben Maße wie ein Minister des Aeußern, dem die Nutzbarmachung der äußeren Politik für Zwecke der Kriegführung doch mehr oder weniger fremd ist? Letzterem bliebe in der Kunst der Durchführung jener äußeren Politik, wie sie der „Feldherr" nach dem jeweiligen Bedarf der militärischen Lage erheischt, noch immer ein großes Feld der Betätigung übrig.

Die Verteilung der eignen Kräfte auf die verschiedenen Kriegsschauplätze wird übrigens während des Krieges wechseln und vom Gange der Operationen auf den einzelnen Schauplätzen abhängig sein. Bald wird dieser, bald jener Operationsschauplatz hervorragende militärische oder politische Bedeutung gewinnen und stärker dotiert werden müssen. Dies richtig abzuwägen vermag wieder nur der „Feldherr". Die modernen Kommunikationsmittel erlauben rasche Verschiebung der stärksten Kräfte von einem auf den andern Schauplatz.

Nicht unwesentlich ist für den „Feldherrn" der Täuschungs- und der Ueberraschungsmoment. Es gilt jedoch, nicht nur den Gegner zu täuschen und zu überraschen, sondern auch nicht selbst getäuscht und überrascht zu werden. Für beide

Digitized by Google

Zwecke wird der „Feldherr" daher nebst militärischen Maßnahmen das ganze Register von Mittel und Mittelchen in Tätigkeit setzen, auf welche die Diplomatie aller Zeiten von jeher so stolz war. Die Benachrichtigung z. B. über die inneren Vorgänge in den bekriegten Staaten, die dem Feldherrn so nötig ist, wird nur über neutrale Staaten und hauptsächlich im Wege der dortigen eignen Vertretungen möglich sein.

Das Gesagte weist wieder darauf hin, daß sich der „Feldherr" den hervorragendsten Einfluß auf die äußere Politik, auf die auswärtigen Beziehungen und auf die Diplomatie wahren muß.

Zurückkommend auf den Wert der Initiative, soll hervorgehoben werden, daß die Gewinnung und besonders die Festhaltung derselben gleichbedeutend scheint mit dem günstigen Fortschreiten der Kriegshandlung. Wird dem Feldherrn momentan die Initiative im großen entrissen, was bei einem andauernden Kriege oft nicht vermieden werden kann, so soll er trachten, die Aufmerksamkeit des Gegners durch Mittel, wie sie in älterer Kriegführung häufig angewendet wurden, wie Diversionen, Demonstrationen, wachzurufen und ihn dadurch in eine gewisse Unsicherheit zu versetzen. Man belächle diesen anscheinenden Rückfall keineswegs: derlei Mittel, am richtigen Ort und zur richtigen Zeit angewendet, können auch in Zukunft manchmal ihre Wirkung äußern. Zum mindesten werden sie während der Perioden größerer Operationsstillstände dem Versumpfen der Kriegshandlung und dem schlimmsten Feinde der Kriegführung, der Einschläferung und Verweichlichung ganzer Armeen, die schon so oft Unheil bewirkt hat, vorbeugen.

Wenn künftige „Feldherren" die Lehren dieses Krieges beherzigt haben, dürften sie nicht mehr kordonartige Stellungen, wie z. B. die vom Aermelkanal bis ins obere Elsaß, von Riga bis zu den Karpathen, beziehen. Zu einer derartigen Maßnahme, die einer früheren Taktik und Kriegführung entstammen, schritt man notgedrungen, als zu Beginn des Weltkrieges unsre Angriffstaktik der stärker gewordenen Verteidigung gegenüber zum Teil versagte. Im weiteren Verlaufe des Weltkrieges hat sich jedoch gezeigt, daß der Angriff noch immer durchführbar ist, wenn er artilleristisch gut eingeleitet und auch technisch unterstützt wird. Derlei ausgedehnte Kordonstellungen, wie die angeführten, laden geradezu zu einem übermächtigen Angriff an irgendeinem Punkte ein. Es wird sich daher dasselbe Spiel wie zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts wiederholen. Die ausgedehnten Linien werden durch massierte Kräfte taktisch wie strategisch durchbrochen werden. Zu überlegen wäre daher, ob es in Hinkunft bei der Verteidigung nicht besser wäre, sich auf große Gruppen zu beschränken, die sich gegenseitig durch Offensivstöße unterstützen; selbstverständlich unter Wahrung jener Vorteile, welche die artilleristische und technische Vervollkommnung der modernen Defensive an die Hand gegeben hat.

Für die großen offensiven Vorstöße, sollen sie nicht an Kurzatmigkeit zugrunde gehen, sind ausreichende Reserven nötig. Wie die Erfahrung zeigt,

Digitized by Google

kommen sie sonst bald an irgendeiner technisch verstärkten Verteidigungslinie des Gegners ins Stocken; Reserven vermögen in diesem Falle allein den Angriff weiter vorwärts zu tragen, sei es, daß sie aus der Tiefe, sei es, daß sie aus der Flanke angesetzt werden. Vorzusorgen, daß stets Reserven zur Stelle, daß sie jenen des Gegners mindestens ebenbürtig sind und wirkungsvoll angesetzt werden, ist eine der schwierigsten Aufgaben des Feldherrn, denn ihre Lösung hängt oft nur von einer glücklichen Eingebung ab, wie sie z. B. Napoleon öfters zu Hilfe kam.

Wie weit die Offensive ausgedehnt werden kann, wird der Feldherr nicht nur von der Ausdehnung des Kriegsschauplatzes, von der Stärke und vom Zustande des eignen und des feindlichen Heeres abhängig machen müssen, sondern auch von den Charaktereigenschaften des Gegners, z. B. seiner besonderen Zähigkeit, und von politischen Momenten. Offensiven z. B. nach Petersburg oder Moskau, die wegen ihres Mißlingens in der Vergangenheit anscheinend abschrecken, sind aber dennoch angesichts der völligen Umwertung der Kommunikationsmittel in Zukunft durchaus nicht völlig ausgeschlossen; sie bieten vielleicht, wenn mit Sorgfalt vorbereitet und in Szene gesetzt, durch den Umstand, daß der Feind sie nicht voraussetzt, die Möglichkeit, ihn im großen zu überraschen. Allerdings würde sich nur ein ganz großer Feldherr an sie wagen.

Länger andauernde Rückwärtsbewegungen, die von Laien häufig als Niederlagen angesehen werden, müssen es nicht sein. Sie können auch als „allerdings meist sehr gewagte Manöver" gelten, wie der Rückzug nach den ersten Lemberger Schlachten vom San nach Westgalizien. Derlei Rückzüge fanden auch in früheren Kriegen statt, jener der Russen 1812 gehört dazu. Sie haben den Hauptzweck, dadurch, daß sich das eigne Heer seinen Hilfsquellen nähert, es zu stärken und das feindliche durch das stetige Fortschreiten zu schwächen. Sie bringen demnach häufig einen Kräfteausgleich zustande. Allerdings gehören derlei Rückzüge, einem unternehmenden Gegner gegenüber, zu den gefährlichsten Manövern und sind auch aus heerespsychologischen Gründen, sodann wegen der unvermeidlichen Verluste an Menschen und Material mißlich. Besondere Verhältnisse rechtfertigen sie jedoch, und ein energischer Feldherr wird sie auch durchzuführen verstehen.

Die hervorragendste Aufgabe wird dem „Feldherrn" beim Friedensschlusse zufallen. Ihm muß in erster Linie die Feststellung der Friedensbedingungen überlassen werden, denn sie beenden sein Werk, und nur er ist imstande, zu beurteilen, was er mit seinem Heere noch erreichen kann und muß und was nicht. Soweit es sich bei der durch den Frieden anzustrebenden Stärkung des eignen und Schwächung des feindlichen Staates um Maßnahmen auf nichtmilitärischem Gebiete handelt, wird er sicherlich die Unterstützung von Fachleuten in Anspruch nehmen müssen, auf rein militärischem Gebiet hingegen wird nur er den Ausschlag geben. So wird z. B. die Frage, ob ein Land oder eine Provinz dauernd zu annektieren wäre, weniger vom politischen Gesichtspunkt, ob sich etwa die Bevölkerung mehr oder weniger leicht assimilieren lassen wird, als vom mili-

Digitized by Google

tärischen zu entscheiden sein, ob ihre gewaltsame Festhaltung unabweislich und möglich ist; der technische Teil der Friedensverhandlungen, die unvermeidlichen Intrigen u. a. mehr kann nach wie vor der Diplomatie überlassen bleiben. Ihre Tätigkeit bleibt aber im Vergleich zur Aufgabe des Feldherrn beim Friedensschluß immerhin eine sekundäre.

Vom „Feldherrn" größten Stiles, von dem wir im vorstehenden uns erlaubten, eine Skizze zu entwerfen, sind jedoch wesentlich jene Generale zu unterscheiden, die einzelne Armeen oder Heeresgruppen kommandieren. Diesen kommt nur eine wesentlich beschränkte, ausschließlich militärische Rolle — ähnlich jener der Feldherren früherer Kriege — zu. Ueber sie alle gebietet der „Feldherr" in unserm Sinn. Er wird ihnen die Aufgaben, die sie zu lösen haben, bekanntgeben, innerhalb dieses Rahmens aber die Durchführung überlassen; niemals darf er dabei aus dem Auge verlieren, daß sie nur Glieder der ganzen Wehrmacht, d. h. des kämpfenden Staates sind und daß es ausschließlich ihm zukommt, die Tätigkeit dieser einzelnen Glieder einem großen Ziele zuzulenken.

*

Es ist nicht unmöglich, daß die von uns in grellen Farben umschriebene Stellung des obersten Feldherrn im Frieden und im Kriege als übertrieben angesehen werden kann. Nicht viele Menschen scheinen davon überzeugt zu sein, daß der eben wütende Krieg nicht nur ein vorüberziehendes Gewitter sei, auf das, wie in der Vergangenheit immer, heitere und ruhige Tage folgen werden. Man erwartet also bei Friedensschluß Demobilisierung, Herabsetzung der Heeresstärken und der sog. „unproduktiven" Ausgaben — mit einem Worte Zurücksinken in die frühere gemütliche Friedensschlamperei.

Dem scheint jedoch nicht so. Fürst Bülow hat in seinem jüngst veröffentlichten Buche „Deutsche Politik" einen Blick auf die Zukunft Europas geworfen, der ganz andre Bilder vor uns aufsteigen läßt und eher die Notwendigkeit in Aussicht stellt, den Staat, nach dem Vorbild Spartas, ausschließlich auf den Krieg einzurichten, als wieder in das alte Tempo zu fallen.

Von Deutschland sprechend, sagt Fürst Bülow ungefähr folgendes:

„Es ist selbstverständlich, daß des gegenwärtigen Krieges vornehmstes Ziel das sein muß, nicht nur ausreichende Entschädigung, sondern auch Garantien zu erreichen, die die Vermeidung eines Krieges unter gleichen oder ähnlichen ungünstigen Verhältnissen für die Zukunft verbürgen. Aehnlich wie in Deutschland hat in Frankreich und England, bis zu einem gewissen Grade selbst in Rußland, auch in Italien dieser Weltkrieg innere Parteigegensätze in den Hintergrund gedrängt und Einmütigkeit hervorgerufen. Die Kehrseite solcher Harmonie im Innern ist, daß dieser Krieg, den alle beteiligten Völker mit Leidenschaft führen, nach menschlicher Voraussicht eine gewaltig gesteigerte Erbitterung hinterlassen wird. Haß und Rachegefühl werden noch lange die internationalen Beziehungen beeinflussen. Das oft zitierte gegenteilige Beispiel vom 1866er Kriege zwischen Preußen und Oesterreich, das die spätere Allianz dieser beiden Staaten

Digitized by Google

auf Leben und Tod nicht verhinderte, wird sich nicht wiederholen, wie es schon 1870 zeigte, wo die nationale Rachsucht sechsundvierzig Jahre überdauerte. Der gegenwärtige Krieg ist für Deutschland, aber auch für die Engländer, Franzosen, Russen und Italiener ein Nationalkrieg. Der durch den Krieg einmal entfachte und mit Blut besiegelte nationale Haß wird nach dem Kriege so lange fortleben, bis ihn eine anders gerichtete nationale Eigenschaft ablöst. Deutschland muß sich heute sagen, daß sich die erbitterte Stimmung in Frankreich, England, Rußland und auch in Italien aus dem Kriege in den Frieden forterben wird. Den Schutz, den Deutschland in Zukunft gegenüber der Feindseligkeit, den erneuerten Revanchegelüste im Westen und Osten und jenseits des Kanals findet, kann nur in seiner eignen vermehrten Macht liegen.

Die Rüstungen zu Wasser und zu Land werden auch die Gegner stärken. Wir müssen uns also an unsern Grenzen und an unsrer Küste stärker, schwerer angreifbar machen, als wir zu Beginn des Krieges waren. Nur wenn die Verstärkung unsrer politischen, wirtschaftlichen und militärischen Machtstellung durch den Krieg die durch ihn entzündete Feindschaft erheblich überwiegt, werden wir uns mit gutem Gewissen sagen können, daß unsre Gesamtlage durch den Krieg verbessert wurde."

Es ist überflüssig, beizufügen, daß dies auch für Oesterreich-Ungarn, speziell was unser Verhältnis zu Rußland, Italien und den Balkan anbelangt, vollkommen Geltung hat.

Unter solchen Umständen wird daher auch nach dem Kriege unser Bestreben dahin gerichtet sein müssen, die Zusammenfassung aller Macht des Staates, die zur Verteidigung desselben bestimmt ist, schon im Frieden in der Hand des „Feldherrn" vorzubereiten.

Salus reipublicae suprema lex!

Weshalb konnte Napoleon I. England nicht direkt angreifen?

Von

Dr. J. Lulvès, Archivrat in Hannover

Napoleon I. hat mit den meisten Staaten Europas Krieg geführt. Er hat sie sämtlich besiegt, mindestens zeitweilig, mit einer Ausnahme jedoch! Englands, seines zähesten Gegners, ist er niemals Herr geworden. Der uralten Feindschaft, die zwischen Frankreich und England während Mittelalter und Neuzeit immer wieder, mehr oder minder heftig, zum Durchbruch gekommen ist, mußte auch er schließlich unterliegen. Ehe er aber als Englands Gefangener auf dem öden Ozeaneiland St. Helena zu frühem Tode dahinsiechte, hat er sich den Briten als ihr gefährlichster und rücksichtslosester Widersacher gezeigt.

Digitized by Google

Bevor er zu dem radikalen Mittel der Kontinentalsperre griff, um Englands Handel zu ruinieren, das feindliche Reich an seinem Lebensnerv zu packen, hatte er Jahre hindurch den Plan erwogen, die Engländer in ihrem eigenen Lande anzugreifen, dessen Eroberung womöglich zu versuchen. Er hat es in der Tat verstanden, den kühnen Plan der wirklichen Ausführung relativ nahezubringen, näher jedenfalls, als es je einem französischen Staatsmann oder Abenteurer vorher gelungen war.

Denn neu ist der Plan in Frankreich nicht gewesen, den englischen Erbfeind, statt im eigenen Lande zu erwarten oder ihm anderswo auf dem Kontinent entgegenzutreten, unter Durchquerung des nur 42 Kilometer breiten Aermelkanals auf seiner stolzen, scheinbar unzugänglichen Insel heimzusuchen.

Bereits während des sog. Hundertjährigen Krieges, der in der Hauptsache von 1339 bis 1453 zwischen beiden Nationen tobte, ist der Versuch gemacht, mindestens geplant worden. So von König Karl V. im Jahre 1360, als im Jahre zuvor Winchelsea nahe Hastings von kühnen französischen Schiffern gebrandschatzt worden war. Der Angriff, zu dem sich Karl mit Dänemark verbündet hatte, unterblieb jedoch wegen des Friedensschlusses zu Brétigny.

Hingegen glückte es unter Karl VII., der ebenfalls im Bunde mit Dänemark stand und nun die aus seinem Reiche, außer aus Calais,[1]) mit Hilfe der Jeanne d'Arc verjagten Briten im eigenen Lande aufsuchen wollte, einer französischen Flotte von 60 Schiffen mit 4000 Streitern, an ihrer Spitze Jean de Brezé, an den Dünen von Sandwich vor Anker zu gehen, den Ort zu plündern. Eine andere französische Flotte landete in ähnlicher Weise an der Küste von Cornwall und suchte Fowey heim (1457). Aber die Expedition hatte keinen nachhaltigen Erfolg; sie bot schließlich nur Anlaß zu empfindlichen Repressalien seitens der Engländer. Zu einem wirklich dauernden Ergebnis war eine ganz andere Ausrüstung der Flotte, ein bedeutend stärkeres Heer notwendig.

Diese Erkenntnis ließ manches spätere Landungsprojekt nicht über die ersten Keime hinauskommen. Derartige Projekte entstanden naturgemäß in um so größerer Zahl, je mehr sich Frankreichs Vorherrschaft gegenüber den andern Staaten Europas ausbildete, also vor allem unter Ludwig XIV. Ihm ist im Jahre 1666, als er Hollands Verbündeter war, durch Chabocière ein solcher Vorschlag unterbreitet worden, der durch den Frieden von Breda gegenstandslos wurde.

Ernsthafter war der Plan von 1689, als der König seinen Schwiegervater, Jacob II. Stuart, unterstützte; erfolglos blieb jedoch dieser Landungsversuch, dem dann im nächsten Jahre ein neuer bei Torbay folgte. Die Niederlage der Franzosen und Jakobiten am Boyne in Irland (1690) gab die Veranlassung zu einem größeren Projekte für das Jahr 1694. Doch der Friede zu Ryswijk (1697) hintertrieb schließlich seine wiederholt hinausgeschobene Ausführung. Mit

---

[1]) Vgl. meine Untersuchung: „Calais unter englischer Herrschaft (1347 bis 1558)" im Juli-Heft der „Deutschen Revue" (1916), S. 35 ff.

Digitized by Google

Unterstützung der Schotten hätte ein von dem irischen Abenteurer Nathaniel Hook stammender Landungsplan zugunsten des Prätendenten Jacob III. Stuart eine günstige Entscheidung zu dessen Gunsten herbeigeführt, wenn der Plan nicht den Engländern vor der Zeit durch Verrat bekannt geworden wäre (1703—1708).

Zuerst noch im Anschluß an die Stuart'schen Umtriebe, den verlorenen Thron Großbritanniens wieder zu gewinnen, sind Landungsprojekte wiederholt Ludwig XV. vorgelegt worden, besonders seit 1739; sie erregten nicht bloß in gesteigertem Maße das Interesse des Königs, der im geheimen die englischen Küsten zu dem Zwecke auskundschaften ließ, sie veranlaßten sogar die englische Presse, vornehmlich um die Mitte des Jahrhunderts, ihre Ausführbarkeit und ihre Aussichten zu erörtern. Das damalige englische Publikum hatte sich bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht, einmal französische Truppen im eignen Lande zu sehen.

Ohne auf einzelne Pläne aus den Jahren 1776 (von Ricard), 1778 bis 1780 näher einzugehen, sei nur erwähnt, daß im Juli 1779 Ueberfahrt und Angriff von 40000 Franzosen unter Rochambeau und dem Marschall Broglie von Havre aus drohten; 66 französische und spanische Linienschiffe waren im Kanal versammelt. Leider verhinderte Uneinigkeit der führenden Admirale einen glücklichen Ausgang des Unternehmens.

An diese Projekte und Unternehmungen konnte Napoleon Bonaparte anknüpfen. Dazu hatte er Gelegenheit, als er, aus dem ruhmreichen ersten italienischen Feldzug im Dezember 1797 zurückgekehrt, vom Direktorium zum Oberbefehlshaber der Armee für England ernannt worden war. Dort bereitete sich ein gewaltiger Aufstand der stets unterdrückten Iren vor, welchen fast immer die Sympathien Frankreichs gehört haben. Napoleon schien auf Pläne Broglies zurückgreifen zu wollen, die dieser bereits in den Jahren 1763—1766 Ludwig XV. vorgelegt und dann, zeitgemäß umgearbeitet, 1779 vergeblich auszuführen versucht hatte.[1])

Bonaparte sah allerdings sehr bald ein, daß ein Angriff auf englischem Boden zur Zeit unmöglich sei. In den Revolutionsjahren war die einst so stattliche französische Marine gründlich vernachlässigt worden: sie hatte 1789 über 80 Linienschiffe besessen, aber fast die Hälfte der Linienschiffe und Fregatten inzwischen eingebüßt. Reparaturen fanden nicht statt, die Arsenale waren leer, die Artillerie minderwertig und in schlechtem Zustande. Die Mannschaften gelichtet durch Desertion, bei ihnen die Disziplin untergraben, ebenso wie bei den Hafenbeamten. Das zumeist adelige Offizierkorps dezimiert teils durch Verurteilungen zum Schafott, teils durch Verbannungen, nach keiner Richtung hin irgendwie ausreichend ergänzt.

Mit einer solchen Marine war es nicht möglich, den Engländern entgegenzutreten, gar einen Uebergang über den Kanal zu erzwingen. Zudem wäre

[1]) P. Coquelle, Projets de Descente en Angleterre (Revue d'Histoire diplomatique XVI, 1902), p. 140.

Digitized by Google

eine Erweiterung der in Betracht kommenden nordfranzösischen Häfen für eine stärkere Anzahl von Fahrzeugen erst noch notwendig gewesen. Das führte Bonaparte auf den genialen Gedanken, England nicht von jener Seite, sondern in Aegypten anzugreifen.

Auf den Landungsplan kam Napoleon fünf Jahre später zurück, als im Mai 1803 wieder Krieg mit England ausgebrochen war. Es lag ihm daran, 100- bis 120 000 Mann nach England zu bringen: Dann würde er Herr des Landes sein, da ihm dort kein entsprechendes Heer gegenübergestellt werden konnte. Zum Transport befahl er den Bau einer Flotte von 2000 Flachbooten. In Texel, Brest und vor allem in Boulogne ließ er Armeekontingente zusammenziehen, in Boulogne allein über 100 000 Mann. Zielbewußt und energisch begann er die französische Marine zu reformieren und auszubauen.

Die vereinigte Schlachtflotte Frankreichs zählte insgesamt zurzeit nur 20 Linienschiffe; sie war schlecht bemannt, weil es noch an Matrosen fehlte. Die Schifferbevölkerung an der Küste hatte recht wenig Neigung für den straffen Militärdienst, um so größere für das freie Korsarenleben. Einen regen Seehandel, der Schiffer und Matrosen heranzieht, besaß Frankreich nicht mehr, weil eben eine schützende Marine nicht vorhanden war. Napoleon entnahm nun Matrosen den Rekrutenmassen der Landarmeen. Da er seine schwache Flotte der machtgebietenden englischen nicht entgegenstellen konnte, so dachte er ihr die Aufgabe zu, durch Scheinmanöver und Angriffe auf Englands Kolonien die britische Flotte abzulenken von der Wacht im Kanal und von der Blockade, die ein Teil ihrer Schiffe an den französischen Häfen ausübte, und durch welche gleichzeitig die wichtige Ausbildung der französischen Matrosen auf hoher See, die Erprobung der häufig unsolid gebauten Schiffe vereitelt worden war.

Der zusammenziehbare Rest seiner Flotte, die Napoleon schließlich auf 65 Linienschiffe im ganzen zu bringen hoffte, sollte dann die Flachbootflottille, mit den Landungstruppen an Bord, bei der Ueberfahrt schützen. In einem Jahre, also zum März 1804, glaubte er mit den Vorbereitungen so weit fertig zu sein, daß dann von Boulogne aus das Unternehmen in Szene gesetzt werden konnte.

Es genügte nach Napoleons Ansicht, nur sechs Stunden Herr des Aermelkanals zu sein, um Herr der Welt werden zu können, so schrieb er in Siegesgewißheit, aber mit starker, sicherlich bewußter Uebertreibung dem Admiral Ganteaume am 2. Juli 1804.

Widrige Umstände und Schicksalsfälle, wie die allzu langsame Ergänzung der Linienschiffe, die ungenügende Ergänzung und Ausbildung der Matrosen, die allzu knappen Geldmittel, der Mangel an Bauholz, Werften, Technikern sowie der plötzliche Tod des Befehlshabers der Flotte von Toulon, Latouche-Tréville — das andere Hauptgeschwader unter Ganteaume war vor Brest stationiert —, erforderten Aenderungen des Planes, verschuldeten wiederholte Verzögerungen und Aufschübe.

Digitized by Google

Die beabsichtigte Ausfahrt des Touloner Geschwaders, jetzt unter Vizeadmiral Villeneuve, wurde im Januar 1805 durch heftigen Sturm gehindert. Im Sommer desselben Jahres sollte es durch eine spanische Flotte in den Antillen zu 20 Schiffen verstärkt werden, darauf nach Europa zurückkehren, um vor Brest die englischen Blockadeschiffe zu zerstreuen, und vereint mit den dort liegenden 21 französischen Schiffen den Kurs auf Boulogne nehmen. — Ein Rocheforter Geschwader kommandierte der Admiral Missiessy.

Fahrtrichtung und Absichten der Villeneuveschen Flotte wurden von einem vorüberseglenden schnelleren englischen Kreuzer erkannt und der eignen Regierung verraten, die nun schleunigst mehrere ihrer Geschwader dieser langsam und schwerfällig sich vorwärts bewegenden französischen Flottenabteilung entgegensandte. Trotz eines Gefechtes mit der Flotte des englischen Admirals Calder vor Ferrol an der spanischen Nordküste am 22. Juli 1805, setzte Villeneuve vorerst seine Fahrt fort, zog sich aber dann in den Hafen von Cadix zurück, denn er fühlte sich zu einem abermaligen Zusammenstoß mit den Engländern zu schwach. Während er dort Napoleons weitere Befehle erwartete, harrte dieser in Boulogne auf ihn und die Brester Flotte, um den langersehnten Uebergang nach England endlich zu verwirklichen.

„Wenn Sie nur drei Tage, nur vierundzwanzig Stunden hier erscheinen," schrieb der Ungeduldige seinem zögernden Admiral, „so ist die Macht vernichtet, die Frankreich seit sechs Jahrhunderten unterdrückt!"

Als Napoleon nach dreiwöchigem vergeblichen Warten schließlich gewahr wurde (25. August 1805),[1]) daß Villeneuve von der Weiterfahrt Abstand genommen habe, sah er erzürnt und erbittert zugleich ein, daß das ganze Landungsunternehmen vereitelt sei; diesem hatte er sein Sinnen und Hoffen während der letzten Jahre gewidmet, wie seine Korrespondenz mit dem Marineminister Decrès beweist. Um sich mit aller Kraft zu dem Hauptschlag gegen England vorzubereiten, hatte er es ruhig zugelassen, daß sich Oesterreich wieder erholte und zu neuen Kämpfen rüstete. Gegen letzteres wandte er sich nun, nachdem sein Plan, England, den zweiten Hauptgegner der dritten großen Koalition, der noch Rußland und Schweden angehörten, zu rascher Demütigung zu zwingen, mißlungen war.

Schuld an dem Scheitern des mit solchem Eifer und solcher Sorgfalt betriebenen Unternehmens, an das er ungeheure Ausgaben für die Flotten und für das Lager in Boulogne gesetzt hatte, war vor allem die aus der Revolutionszeit stammende Schwäche der französischen Seerüstungen; sie hat auf die Admirale,

---

[1]) G. Roloff, Napoleons Pläne einer Landung in England 1803—1805, Preuß. Jahrbücher, Bd. 93 (1898), 296, wo, entgegen der Ansicht Desbrières, klar nachgewiesen wird, wie ernst es Napoleon mit dem Angriffsplan gegen England gewesen ist. — Zu dem gleichen Ergebnis kommt, auf Grund der kartographischen Vorbereitungen Napoleons, H. Giehrl, Der Feldherr Napoleon als Organisator (1911), S. 106. — Ueber die Erneuerung der französischen Flotte durch Napoleon vgl. G. Roloffs Aufsatz im Dezember-Heft der „Marine-Rundschau" 1900.

Digitized by Google

besonders zuletzt auf Villeneuve, lähmend gewirkt, ihnen das Vertrauen auf eine Wahrscheinlichkeit des Erfolges untergraben.

Zu seiner grandiosen, klar durchdachten Reorganisation der französischen Marine wäre dem großen Korsen vor allem eine mehrjährige Friedensruhe, die er nach dem Frieden von Amiens (1802) vergeblich erhofft hatte, vonnöten gewesen, sodann eine leistungsfähige Industrie und eine zum Seewesen und Seehandel geneigte Bevölkerung als weitere fördernde Elemente. Die Flotte erst im Kriege schaffen zu müssen, als er sie bereits nötig hatte, konnte auch seinem Genie nicht gelingen! Aber jedenfalls hat er den Grund zu einer solchen in glänzendster Weise gelegt.

Auf seinen gewaltigen Landungsplan, dessen Ausführung durch Nelsons Sieg bei Trafalgar, zwei Monate später (21. Oktober 1805) endgültig unmöglich gemacht worden war, ist Napoleon am Ende seines Lebens in der unfreiwilligen Muße zu St. Helena zurückgekommen. Dort hat er sich am 15. Oktober 1817 über ein Projekt Robert Fulton's in recht charakteristischer Weise geäußert.

Es war im Jahre 1797, als jener damals zweiundzweißigjährige Amerikaner, der von der Malerei zur Mechanik übergegangen war, in Paris dem Direktorium den Bau eines von ihm erfundenen Unterseebootes, mit dem man vier Stunden unter Wasser bleiben könnte, zur Verwendung in dem drohenden Kriege gegen England, sowie den Plan anbot, die Themse mit Minen verschiedener Art, die er Torpedos nannte, zu sperren. Trotz günstiger Gutachten der mit der Prüfung von den Ministerien betrauten Ausschüsse wurde Fulton mit seinem Unterseeboot, das unter dem Namen „Nautilus" im Juli 1800 vom Stapel gelaufen war, und mit seinen Torpedos 1801 abgewiesen.

Durch die Mathematiker Monge und Laplace war er dem Ersten Konsul Bonaparte vorgestellt worden. Nur anfänglich reges Interesse, keine dauernde Teilnahme oder Förderung hat Fulton von dessen Seite erfahren! Eine solche widmete ihm hingegen sein Landsmann, der Kanzler Robert Livingston, der damals als amerikanischer Gesandter nach Paris gekommen war. Praktischen und weitblickenden Sinnes, hatte er schon vorher seine Aufmerksamkeit der Konstruktion eines wirklich verwendbaren Dampfbootes zugewandt. Im Vertrauen auf Fultons Begabung verschaffte er diesem die Mittel zum Bau eines solchen. Modell und Beschreibung sandte Fulton am 24. Januar 1803 dem Direktorium des „Conservatoire des arts et des métiers" ein. Wenige Monate später war das Boot fertiggestellt; leider sank es beim ersten Versuch durch die Schwere der Maschine unter. Doch sie ward von dem unermüdlichen Erfinder wieder gehoben und einem neuen kräftigeren Boote eingebaut. Am 9. August 1803 fanden in Gegenwart einer Kommission der Französischen Akademie, eines gewählten Kreises bedeutender Gelehrter, Mechaniker und Offiziere mit dem neuen Dampfboot vielversprechende Probefahrten auf der Seine statt; allerdings bewegte es sich noch zu langsam!

Jetzt wäre für Napoleon und seinen Angriffsplan gegen England die Schicksalsstunde gewesen! Fulton machte dem damals mit jenem Plan vollkommen

Digitized by Google

Beschäftigten im Frühjahr 1804 den kühnen Vorschlag, eine ganze Dampfschiffflotte für die Landung in England zu erbauen.

Angelegentlichst hatte der Erste Konsul am 21. Juli 1804[1]) an seinen Minister des Innern, Chaptal, geschrieben: „Sie haben mich viel zu spät auf das Angebot des Bürgers Fulton aufmerksam gemacht. Es ist eine Erfindung, die das Aussehen der Welt verändern kann. Uebergeben Sie die Sache sofort zur Begutachtung einem Ausschuß. Sobald dieser Bericht erstattet hat, werden Sie ihn mir zusenden. Beschleunigen Sie die ganze Sache derart, daß sie binnen acht Tagen erledigt werden kann."

Aber die Sache kam zu keinem Ergebnis, weil dem Ausschuß die ersten Versuche Fultons in bezug auf Geschwindigkeit und Leistungsfähigkeit nicht kriegsbrauchbar erschienen.

Auf diese Vorsicht und Schwerfälligkeit, die Napoleon selbst damals im entscheidenden Augenblick mißtrauisch machten und zurückschreckten, ist er dann auf St. Helena zu sprechen gekommen, wie wir noch zu erwähnen haben. Fultons Erfindung auszubauen und im großen zu verwerten, ihre Bedeutung für die Zukunft zu erkennen und zu überschauen, den tatkräftigen Erfinder auf seinem Wege weiter zu unterstützen, blieb anderen vorbehalten.

Fulton ging nunmehr nach England. Als ihm dort vor einer Kommission der britischen Admiralität gelungen war, eine Brigg durch ein von ihm konstruiertes Treibtorpedo in die Luft zu sprengen (am 15. Oktober 1805), wurden seine Erfindungen, namentlich sein Unterseeboot, bei dem Angriff auf Napoleons Flotte in Boulogne benutzt, jedoch ohne Erfolg.

Da nun auch die britische Regierung sich, besonders nach dem Tode des Premierministers Pitt, seinen Projekten gegenüber ablehnend verhielt, kehrte der Erfinder im Jahre 1806 in sein Vaterland zurück. Hier in Amerika trat wieder sein Gönner Livingston mit ihm in Verbindung zu gemeinsamem Wirken. Am 17. August 1807 machte Fultons erstes einwandfrei brauchbares Dampfschiff „Clermont" seine Probefahrt auf dem Hudson mit einer Fahrgeschwindigkeit von etwa vier Seemeilen in der Stunde. Nach der günstigen Probefahrt ward der „Clermont" sofort für die regelmäßige Passagierfahrt zwischen Newyork und Albany beibehalten.

Das epochemachende Ereignis war das Verdienst Robert Fultons, wenn er sich auch die Vorarbeiten von Watt, Miller und Symington zunutze gemacht hatte. Am 29. Oktober 1814 lief dann Fultons erster Kriegsdampfer mit 30 Geschützen für die Regierung der Vereinigten Staaten vom Stapel; im Juni 1815, wenige Monate nach dem Tode seines Schöpfers (24. Februar 1815), machte es seine Probefahrt, der im Jahre 1818 die des ersten Ozeandampfschiffs folgte.

All das hat Napoleon noch miterlebt. Er muß tatsächlich die Entwicklung der Fultonschen Erfindungen mit größter Aufmerksamkeit verfolgt haben, soweit es ihm in seiner Weltabgeschiedenheit möglich war. Das beweist seine überaus

[1]) H. Giehrl a. a. O., S. 140.

Digitized by Google

bemerkenswerte Aeußerung, die uns unter dem 15. Oktober 1817 einer der Gefährten in seiner Verbannung, der Graf Montholon, überliefert hat:

„Ah! Wenn dieser Fulton wirklich recht gehabt hätte, was für eine ungeheure Macht hätte ich dann in Händen gehabt! Herr der Welt wäre ich gewesen! Aber die Gelehrten sind solche Dummköpfe, sie haben seiner Erfindung selbst den geringsten Keim einer Verwirklichung abgesprochen! So war es auch mit der Elektrizität; sie behaupteten, davon sei nichts zu erwarten. Ich aber sage: in beiden steckt eine ungeheure Macht. In Paris sind geistreiche Gelehrte haufenweise vorhanden, aber nicht ein einziges Genie!“ [1])

Das absprechende Urteil des Italieners über die nach Esprit ohne solide Grundlage haschenden Pariser!

In gewisser Hinsicht ergänzen jene Sätze Napoleons Schreiben vom 21. Juli 1804. In einem letzten Aufflackern genialer Berechnung nimmt der jetzt zur Ohnmacht verurteilte Kaiser noch Bezug auf seinen Riesenkampf gegen das britische Reich. Mehr und mehr begann damals in ihm unter leisen Selbstvorwürfen, wenn er auch, wie so häufig, die Hauptschuld anderen zuschiebt, die Erkenntnis Form zu gewinnen, daß ihn die Verwertung der Fultonschen Projekte und Anerbietungen vielleicht doch in den Stand gesetzt hätte, den großen Landungsplan gegen England wirklich auszuführen, an dem so viele Generationen vor ihm in Frankreich verzweifelt hatten, und der ja auch bei ihm an der nicht von ihm verschuldeten Schwäche der französischen Seerüstungen gescheitert war. Gerade diese hätten durch Verwendung der Erfindungen Fultons sehr wahrscheinlich zu einer entscheidenden Ueberlegenheit gegenüber der englischen Flotte führen können.

Die Ernährungswissenschaft

Von

Geheimrat Max Rubner (Berlin)

Ueber keinen Gegenstand wird auf der ganzen Welt so häufig gesprochen wie über das Essen; Gesunde und Kranke beschäftigen sich damit, jeder in seiner Weise. Das Kind entwickelt vom ersten Tage an sein lebhaftestes Interesse für die rechtzeitige und ausreichende Nahrungsversorgung, man wünscht sich guten Appetit, ja in manchen Gegenden Deutschlands hat das Wort „Mahlzeit“ sogar die andern hübschen und innigeren Formen des Grußes verdrängt. Das „tägliche Brot“ ist ja schließlich das Hauptobjekt der Arbeit für Milliarden von Menschen auf der Erde.

Die allgemeinen Ansprüche sind einfach genug, man will ausreichend, gut und gesund verköstigt sein. Wenn man sich die Speisen vergegenwärtigt, die

[1]) H. Conrad, Napoleons Leben: Auf Sankt Helena, III (1913), S. 198.

Digitized by Google

diesen Eigenschaften nach allgemeinem Urteil entsprechen, so ist das, was ein Bauer, ein Proletarier und Milliardär, oder was sich der Deutsche, Engländer, Franzose, Chinese, Tunguse, Eskimo, Japaner und Inder darunter vorstellt, ein anscheinend völlig unvereinbares Durcheinander; der Leckerbissen des einen reizt den andern zu Würgen und Uebelkeit. Es läßt sich auf diesem Gebiet fürwahr nicht über den Geschmack streiten.

Die Menschen sind in der Wahl ihrer Nahrung zunächst auf das angewiesen, was der Boden trägt und die Viehzucht oder Jagd bringt; manche Völker verzichten auch auf die Viehhaltung und leben sozusagen vegetarisch. Neben der Eigenproduktion des Landes kommt auch die Einfuhr in Betracht; in manchen übervölkerten Ländern steht die Einfuhr in erster Linie. Auf der Basis der Bodenprodukte hat sich überall die Volksernährung entwickelt. Manche Völker sind Jahrtausende auf den Hauptformen der Ernährung stehengeblieben, und selbst die Essensweise hat sich in manchen Fällen in Jahrhunderten kaum geändert.

Alle Völker sind der Meinung, daß ihre besondere Ernährungsweise allein gesund und kräftig mache; zu der besonderen Ueberlegung, daß es verschiedene Ernährungsweisen gibt, die genau das gleiche Endziel erreichen, ringt sich die Masse nie durch. Was der einzelne an Lebensweisheit mit Bezug auf das Essen kennt, ist meist blutwenig. Man spricht sehr viel von der „Erfahrung", die jeder doch auf diesem Gebiet hat. Tatsächlich ist der Kreis der Erfahrung, den der Laie macht, meist ungeheuer beschränkt. Tradition, Erziehung und Volkszusammengehörigkeit bringen den einzelnen in eine ganz bestimmte Richtung der Ernährung, die zunächst von der familiären Tradition bestimmt wird. Innerhalb dieser letzteren akkommodiert er sich nach persönlichem Behagen. Unter Millionen von Menschen werden nur wenige veranlaßt, aus diesem Rahmen der Ernährung herauszutreten, sie haben also überhaupt meist keine weitere praktische Erfahrung als über die Wirkungen bestimmter Speisen auf ihre persönliche Empfindung; weit mehr als nach ihrer objektiven Wirkung. Mit den traditionellen Lehren, die wir schon als Kind empfangen, sind aber eine Reihe Gedanken verwebt, die nicht einmal aus dem Born persönlicher Erfahrung stammen.

Man wird nicht verkennen, daß auf die Ernährung auch religiöse Anschauungen und oft bestimmte medizinische Vorstellungen einfachster Art nicht ohne Einfluß geblieben sind. Bei den Kulturvölkern haben sich im Laufe der Zeiten bestimmte persönliche und Volkserfahrungen mit den aus andern Quellen fließenden Anschauungen zu einer allgemeinen Anschauung über Ernährungsvorgänge verbunden. Es ist auch volkstümlich, daß man in den Nahrungsmitteln, besonders jenen aus dem Pflanzenreich, sozusagen etwas Verwandtes zu den Arzneipflanzen sehen will, also den Speisen auch noch nebenbei besondere Wirkungen zur Erhaltung der Gesundheit oder selbst heilende Potenzen zuschreibt ferner hat die Medizin selbst bis Mitte des vorigen Jahrhunderts viele Nahrungsmittel, wie Spargel, Spinat usw., als vollwertige Medikamente behandelt; auch

Digitized by Google

Rückwirkungen auf das Empfindungsleben überhaupt, auf das Traumleben werden noch heute von vielen gastronomisch Erfahrenen behauptet und zur Wahl der Kost und Verfeinerung derselben bewertet. Die letztere kann ja mitunter zum Schaden des Menschen ausschlagen, der Entwicklung der Kost aber jede Bedeutung abzusprechen, geht nicht an. Geruch- und Geschmackssinn sind Sinne, für die es, wie für Auge und Ohr, Reize gibt, die eine Veredlung und Hebung der Empfindung bedeuten, was für manche freilich unverständlich ist, wie die Farbe für die Blinden und die Musik für die Tauben.

*

Kehren wir zur Volksernährung zurück, so lehren die Verschiedenheiten der Essensformen, daß jede für sich genommen eine Nation bei Gesundheit und Leistungsfähigkeit halten kann. Die Nation wird auf einem mittleren Körpergewicht bleiben. Unsre Verschiedenheiten der Ernährung erklären sich durch Angewöhnung; jeder Neugeborene könnte künftig ebensogut als Chinese, Tunguse und Eskimo sich ernähren; wie er sich nähren wird, hängt von der Volksgemeinschaft ab, in der er geboren wird. Die Art des Essens wird uns anerzogen wie die Sprache. Auch für diese bietet das Gehirn des Neugeborenen die allermannigfachsten Entwicklungsmöglichkeiten.

Zum Essen und Trinken werden wir veranlaßt durch die Gefühle des Hungers und Durstes, diese entstehen aus Naturnotwendigkeit in uns; es sind instinktive Triebe, die allen Lebewesen in ihren Grundzügen gemeinsam sind; Nahrung muß aufgenommen werden, sonst tritt nach kürzerer oder längerer Zeit der Tod ein. In diesen Gemeingefühlen unterscheiden wir uns nicht von der Tierwelt im allgemeinen; auch die verschiedenen Spezies versehen sich mit angemessener Nahrung, die Tiere, ausgewachsen, halten sich wie der Mensch mit wunderbarer Genauigkeit auf dem mittleren Körpergewicht. Aus den Gemeingefühlen entsteht dann im Gehirn das Verlangen nach der Nahrung und den Speisen. Hunger und Durst haben an und für sich noch keine nationale Färbung; sie sind bestehende Anlagen, wie das Denkvermögen vorgebildet ist und das Erlernte und Anerzogene der Gedanken in der Sprache den Ausdruck findet, so findet für die Nahrung das Nahrungsbedürfnis seinen verschiedenen Ausdruck je nach Volksgewohnheit und Erziehung. Diese Zweiteilung des Geschehens hat eine weittragende Bedeutung für die Betrachtung der Ernährungsvorgänge. Das Verlangen nach Speisen ist das dem Laien Verständliche, die tägliche Aeußerung des Ernährungsdranges, in dem Auftreten der Gemeingefühle aber äußern sich Grundgesetze der Ernährung.

*

Merkwürdigerweise sind die letzteren in weitesten Kreisen auch der Gebildeten so gut wie unbekannt. Der denkende und forschende Mensch hat sich allezeit zwar mit dem Versuche einer Erklärung befaßt, wie es denn möglich sei, daß so grundverschiedene Ernährungsweisen alle zu demselben Ziele führen.

Digitized by Google

Jahrtausende hindurch vermochte aber die einfache praktische Beobachtung für eine Lösung nichts beizutragen. Das Essen war und blieb, was es von Anfang war, die Befriedigung eines Triebes. Je nach den Anschauungen der einzelnen Zeitperioden machte man zwar Hypothesen aller Art. In den Nahrungsmitteln mußte ein ernährendes Prinzip vorhanden sein, aber der Erkenntnis kam man mit solchen philosophischen Deutungen nicht näher. Erst Ende des achtzehnten Jahrhunderts erkannte man, daß das Leben mit einer Verbrennung der Nahrungsbestandteile in unserm Leibe verbunden ist.

Damit hatte man den ersten Schritt zur Klärung der Frage getan. Erst zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts aber bis zur Mitte desselben ermöglichte es die Entwicklung der organischen Chemie, die Nahrungsmittel genau zu untersuchen; besonders Liebig und seine Schule haben sich um die Erkenntnis der Zusammensetzung der tierischen und pflanzlichen Nahrungsmittel besondere Verdienste erworben. Von physiologischer Seite erkannte man dann später die Verdauungsvorgänge durch den Speichel, den Magensaft, die Säfte des Darmes, wodurch die Auflösungs- und Aufsaugungsmöglichkeit der Nahrungsbestandteile zustande kommt. Aus dieser Zeit rührt die Erkenntnis, daß alle Nahrungsmittel pflanzlicher und tierischer Herkunft im Grunde denselben Aufbau zeigen, daß in ihnen Eiweißstoffe, Fette, Kohlehydrate (Zucker, Stärke) und Aschebestandteile (Salze) enthalten sind. Die Nahrungsmittel nähren also alle in ähnlicher Weise; für die Möglichkeit der Ernährung kommt es auf den Gehalt an den genannten Nährstoffen an. Dies sind ungefähr dieselben Stoffe, wie sie unsern Körper selbst aufbauen, nur kommen Kohlehydrate in einem Tierleib in größeren Mengen nicht vor, vielmehr hauptsächlich Eiweiß und Fett. Ersteres stellt das Material zu Wachstum und zur Bildung der Organe. Manche Stoffe können sich im Tierleib in andre umwandeln, so wird aus Stärke und Zucker leicht in großen Mengen Fett.

Diese Körper haben meist — vom Zucker abgesehen — keinen ausgeprägten Geruch und Geschmack; was letzteren erzeugt, sind oft dem Gewichte nach verschwindend geringe Beimengungen, deren Bedeutung darin besteht, daß sie uns ein Führer zur Beurteilung der normalen Beschaffenheit der Kost sind, auch auf die Verdauung zum Teil einen Einfluß ausüben. Was dem Menschen also das Erstrebenswerteste in der Kost erscheint und wirklich auch ist, hat mit den eigentlichen Ernährungsprozessen im Körperinnern nichts zu schaffen. Die Stillung des „inneren Hungers", die Befriedigung des Körpers und des eigentlichen Hungergefühls kommt im wesentlichen nur durch die Aufnahme der drei genannten Nährstoffe zustande. Wozu bedürfen wir aber dieser drei Nährstoffe überhaupt? Darüber versuchte zuerst J. Liebig durch eine Hypothese Aufklärung zu schaffen; er hat sie durch seine „Chemischen Briefe" — ein Muster populärer Darstellung wissenschaftlicher Probleme — in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts unter den Gebildeten in weiten Kreisen bekanntgemacht. Weil die Eiweißstoffe den wichtigsten Teil unsers Körpers darstellen, die Grundlage des Lebenden überhaupt sind, meinte Liebig,

Digitized by Google

müßte das Eiweiß der wertvollste Nährstoff sein und auch für die Möglichkeit der Arbeit und der Bewegungen allein in Frage kommen, die andern Stoffe erzeugten nur Wärme. Das nährende Prinzip war für ihn also das Eiweiß. Diese Hypothese hielt aber der naturwissenschaftlichen Prüfung, die Liebig nicht abgewartet hatte, nicht stand. In den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts haben vor allem Pettenkofer und Voit die Bedeutung der einzelnen Nahrungsstoffe am Menschen wie beim Tier näher erforscht und so die Grundlage für die experimentelle Ernährungswissenschaft gelegt, von der zunächst die Tierzucht den größten Nutzen gezogen hat.

Sie zeigten, daß das Eiweiß bei der Arbeitsleistung als Nahrungsstoff nicht notwendig ist, daß vielmehr Fette und Kohlehydrate um so reichlicher benötigt werden, je mehr man Bewegung macht und Arbeit vollführt. Doch gibt es kein Leben ohne Eiweiß in der Nahrung.

Auch der Erwachsene hat es nötig, für das Wachstum kann es schon deswegen nicht entbehrt werden, weil ja der Körper, wie schon gesagt, in seinen wesentlichen Teilen aus Eiweiß besteht. Wie sich die Ernährungsmöglichkeit bei Gemischen stellt, wurde auch weiter studiert. Daran schlossen sich Untersuchungen über die Verdaulichkeit der verschiedenen Nahrungsmittel, woraus sich auch Hinweise für die zweckmäßige Zusammensetzung einer Kost des Menschen ableiten ließen. An der Hand der Erfahrung ließen sich jetzt auch Vorschriften für die Ernährung der Arbeiter, Soldaten, Gefangenen, Kranken usw. geben, wobei der Grundgedanke einer Besserung der Kost auch vom sozialen Standpunkt aus verfolgt wurde.

Schon durch die Untersuchungen von Pettenkofer und Voit wußte man, daß man nicht an eine strenge Norm der Nahrungsstoffe in der Ernährung gebunden ist. Namentlich durch Tierversuche hatte man erfahren, daß der Hund z. B. ausschließlich mit Fleisch (Eiweiß) leben kann, daß man ihm aber auch wenig Fleisch und viel Fett oder wenig Fleisch und Zucker oder alle drei Stoffe in wechselndem Verhältnis geben kann. Besonders das Verhältnis zwischen Fetten und Kohlehydraten schien beliebig veränderlich zu sein.

Die Ernährungswissenschaft machte in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nochmals einen gewaltigen Fortschritt, der ihr erlaubte, die Erscheinungen weit allgemeiner zu erfassen als bisher. Es war bisher nicht recht verständlich, daß man die Ernährung bald mit Eiweiß, bald mit Fett oder Kohlehydrat unterhalten konnte. Wie war das denkbar? Da zeigte sich, daß die Mengen von Nahrungsstoff stets nur in bestimmtem Verhältnis untereinander ausgetauscht werden können. Für 100 Gramm Eiweiß braucht man nur rund 44 Teile Fett, aber Eiweiß und Kohlehydrat kann man in gleichem Verhältnis austauschen; den Gewichtsverhältnissen austauschbarer Nahrungsstoffe entsprechen genau gleiche Wärmemengen, welche die Nahrungsstoffe liefern können. Abgesehen von einer kleinen Menge Eiweiß, die unbedingt gegeben werden muß, sind die Nährstoffe also in Mengen auszutauschen, welche gleichviel Wärme liefern. Dies gab jetzt eine neue Basis für die Betrachtung der Ernährung.

Digitized by Google

weil ein Vergleich verschiedener Ernährungsformen zu einer einfachen Additionsrechnung wurde: alle die Nahrungsstoffe nach Wärmeeinheiten zusammengenommen geben einen Ausdruck für die Ernährungsweise eines Individuums. 1 Gramm Eiweiß und 1 Gramm Kohlehydrat entsprechen 4,1 Kilogrammkalorien (der Erwärmung von 1 Liter Wasser um 4,1 Grad), 1 Gramm Fett = 9,3 Kilogrammkalorien.

Es kommt also für die Erhaltung des Lebens nicht sowohl auf die Art der Stoffe als vielmehr auf ihren Wärmewert an oder, besser gesagt, auf den Energieinhalt. Da diese Beziehungen ihrem Wesen nach für weitere Kreise schwer zu erfassen sind, hat man z. B. für die Darstellung der Ernährungsaufgaben in der Landwirtschaft den „Stärkewert" eingeführt und rechnet die einzelnen Nahrungsstoffe auf gleichwertige Mengen „Stärke" um und manipuliert mit diesen Größen. Es hat diese Darstellung keine weitere Berechtigung als ihre Gemeinverständlichkeit, denn mit der „Materie" ist der Laie eben vertrauter wie mit der Betrachtung von Kräften, welche ihm immer als etwas zu Abstraktes erscheinen wollen.

Durch die „energetische" Betrachtung, wie sie notwendig geworden war, hatte jetzt die Forschung ein Mittel in der Hand, die Ernährung ganz verschiedener Menschen, der Kinder, der Erwachsenen usw. zu vergleichen und bestimmte Gesetze aufzufinden, wie das Nahrungsbedürfnis sich im allgemeinen regelt. Es gelang auch die vergleichende Untersuchung auf die Säugetiere, auf Vögel, ja bis hinab zu den kleinsten Lebewesen, zu Hefen und Bakterien, auszudehnen und die Grundprobleme des Lebens, des Wachstums wie des Todes in einheitliche Gesichtspunkte zusammenzufassen. So hat sich die Ernährungslehre in kaum fünfzig Jahren zu einer Wissenschaft entwickelt, die über die Art und die Gründe des Geschehens Auskunft gibt.

In den großen Rahmen der allgemeinen Ernährung ist die Ernährung des Menschen und auch einer ganzen Nation nur ein einzelner konkreter Fall, mit Eigentümlichkeiten, die sich weniger auf die Ernährungsgesetze als vielmehr auf die Nahrungswahl beziehen.

Auch die Volksernährung ist in dem letzten Jahrzehnt als ein bisher ganz vernachlässigtes Gebiet der Forschung unterzogen worden; es ist aber begreiflich, daß weiten Kreisen diese Erfahrungen vollkommen unbekannt geblieben sind.

Die Ernährungsaufgaben scheiden sich in zwei große Gebiete: 1. In der Untersuchung der Menge und Art der Nahrungsstoffe, welche für einen bestimmten Fall notwendig sind; diese lassen sich, wenn die Lebensweise, Ansprüche an die Arbeitsleistung, klimatische Verhältnisse usw. bekannt sind, nach der nötigen Eiweißmenge und in Kalorien ausdrücken; 2. ist die praktische Ernährung stets ein diätetisches Problem. Niemand lebt von Eiweiß, Fett und Kohlehydrat, sondern von Nahrungsmitteln. Diese richtig zusammenzuordnen, zuzubereiten, in der Masse und Verdaulichkeit gut zu wählen, ist die weitere Aufgabe. Die beiden Aufgaben müssen nebeneinander berücksichtigt werden. Die Ernährungsforschung ist keine Kunst, Theorie und Hypothesen zu formen, sondern eine experimentelle

Digitized by Google

Wissenschaft, die schon z. B. durch das Objekt selbst, den Menschen, an die praktische Beobachtung gebunden ist. Es ist nicht Selbstüberhebung, wenn wir sagen, daß die deutsche Wissenschaft es gewesen ist, die in den drei großen Epochen der Entwicklung der Ernährungslehre bahnbrechend gewirkt hat; es wäre zu wünschen, daß dies weiteren Schichten, als es bisher der Fall gewesen ist, zum Bewußtsein kommt.

Die Schwierigkeiten, weitere Kreise mit den wichtigsten Ernährungstatsachen bekanntzumachen, liegen in der Art des allgemeinen Denkens überhaupt. Das begriffliche Denken ist das vorherrschende und wird durch die Art unsrer Schulbildung begünstigt. Naturwissenschaftliche Ergebnisse, wie auch jene der Technik verlangen aber für viele Fragen das quantitative Denken, also eine Art der Ueberlegung, für welche es meistens an der Uebung und Schulung fehlt. Der Laie möchte von jedem Nahrungsmittel kurz wissen, ob es „gesund", ob es „kräftigend" und stärkend ist; auf eine so einfache Formel lassen sich aber die Ernährungstatsachen nicht zurückführen; ein Nahrungsmittel kann an sich ganz verschiedene Wirkungen äußern, gesund und ungesund werden, zweckmäßig und unzweckmäßig sein, je nach der Kombination mit andern Speisen. Hierin liegt auch die Schwierigkeit der Popularisierung der Ernährungswissenschaft überhaupt, wenn man darunter ein tieferes geordnetes Eindringen in die Materie versteht. Will man auf diesem Gebiete weiterkommen, so müssen dazu die Grundlagen schon in der Schule gelegt werden; vor allem bieten die Haushaltungsschulen Gelegenheit, der künftigen Generation das zu bieten, was in der Kriegszeit vielen von großem Nutzen gewesen wäre.

Jugendbriefe

Von

Kurd v. Schlözer

(Fortsetzung; vgl. April-Heft 1916.)

Paris, 23. Februar 1846.

Die Sitzungen der Pairskammer waren in dieser Zeit wieder hochinteressant. Ich hörte vor acht Tagen einen stundenlangen, tiefergreifenden Vortrag Lamartines — unstreitig eines der ersten Redner Frankreichs. Viel Zeit verwende ich auch auf geschichtliche Forschungen und beschäftige mich jetzt mit Iwan II. Wasiljewitsch (1530—1584). Ich glaubte, daß die von Karamsin angegebenen Quellen die einzigen seien, habe aber jetzt einen Schatz von Material gefunden, auf die der unvergleichliche Mignet mich aufmerksam gemacht hat. Es sind dies die Berichte teils der venezianischen Gesandten, die damals nach Polen und Moskowien gingen, teils der römischen Legaten, die der intrigante Papst Gregor XIII. an den Hof des Zaren sandte, um diesen zu bewegen, zum

Digitized by Google

Katholizismus überzutreten. Vornehmlich war es der schlaue Jesuit Possewin, der zu verschiedenen Missionen an die nordischen Höfe gebraucht wurde. Wir besitzen von ihm treffliche Berichte, die sich teils in seinem Werke „Moskowia", teils handschriftlich auf der hiesigen Bibliothek, teils im Vatikan befinden. Letztere nun hat Turgenjew kopiert, in wenigen Exemplaren drucken lassen und einigen Freunden geschenkt. Von seinem Bruder erhielt ich eines von den seltenen Büchern geliehen. Besonders das Jahr 1581 reizt mich, wo Iwan auf dem Punkte stand, den Eingebungen der Jesuiten Gehör zu geben und überzutreten. Dieses Essay wünschte ich noch hier in französischer Sprache zu vollenden, weil es nur so in Rußland bekannt werden kann. Ich wollte daran anschließen, unter welchen Verhältnissen die Reformation sich in Polen und dem westlichen Rußland Eingang verschaffte und wie sie späterhin wieder zurückgedrängt wurde.

Die polnischen Angelegenheiten beschäftigen das große Paris gewaltig. Subskriptionen werden eröffnet, die Mitglieder der Opposition halten in den Kammern besondere, meist stürmisch verlaufende Versammlungen. Zum „Hotel Lambert", wo Fürst Czartorisky wohnt, ziehen täglich Deputationen der hiesigen Polen, um mit ihm, der alle Fäden der Revolution in Händen hat, zu konferieren. Noch mehr: sie bringen ihm, dem Delegierten, als dem König von Polen (!) ihre Huldigungen dar! Auch in Madrid wogt und gärt es.

*

Paris, 30. März 1846.

Guter Bruder! Nach den Briefen, die ich aus Berlin erhalte, ist das gesellschaftliche und akademische Leben dort reger denn je. Ein Vortrag Trendelenburgs über „Niobe und das Erhabene" hat sehr gefallen. Auf den für die Hofgesellschaft eilig gedruckten Voranzeigen ist aber ein kleiner Druckfehler unterlaufen. Statt „Niobe und das Erhabene" hat auf den Zetteln gestanden: „Niobe und das Eselein". Die Kammerherren und Gardeleutnants haben dies Thema sehr ergötzlich gefunden und sind in großer Anzahl erschienen.

Geibel ist jetzt auch in Berlin und rezitiert in unserm Freundeskreise neue Dichtungen, die wundervoll sein sollen.

Die nachfolgende Schilderung, die mir Ernst Curtius von seinen höfischen Erlebnissen sendet, wird Euch amüsieren.

*

„Berlin, 22. März 1846.

Mein teurer Schwager! Meine Vorlesung über „Naxos" hat namentlich „zwei Männern von Gewicht" wohlgefallen: Friedrich Wilhelm IV. und Alexander v. Humboldt. Letzterer stand aufmerksam horchend in der königlichen Loge, auf dem Vorderfuß wundersam balancierend, mit vorgestrecktem Kopfe über die Toiletten der dicht gedrängten Hofdamen rücksichtslos hinüberlehnend. Die Prinzeß von Preußen konnte nicht zugegen sein; ich wiederholte am folgenden Sonntagmorgen in ihrem Boudoir in kleiner ausgewählter Gesellschaft (darunter

Digitized by Google

Geibel) die Vorlesung und feierte an ihrem so empfänglichen Gemüte die schönsten Triumphe.

Ein zauberhaftes Maskenfest machte ich im Schloß mit in rosenrotem Domino. Es war eine wahrhaft königliche Pracht, über 2000 Menschen in bunten Farben im strahlenden, weißen Saal herumwogend. Höchst ergötzlich. Humboldt, Savigny und alle andern Großen in bunten, flatternden Mäntelchen. Meine Fürstin ist aus den Masern in jugendlicher Schönheit hervorgegangen. Neulich lud sie mich zu einer auserlesenen musikalischen Gesellschaft. Entzückend war der Gesang der Gräfin Rossi.[1]) Meyerbeer „beglitt". Der Kronprinz von Bayern dichtete darauf ein Lied an die Sängerin, das beginnt: Hoch hat dich der Herr gesegnet!! Graf Redern schlug die Blätter um — kurz, „die ersten Talente waren vereinigt."

*

Paris, 23. Mai 1846.

Guter Bruder! Vor vier Wochen, am gleichen Tage, zogen Ibrahim-Pascha und Baron Stieglitz mit ihren Karawanen hier ein. Beide haben Paris in große Aufregung versetzt: Ersterer die Tuilerien und den diplomatischen Faubourg St. Honoré, letzterer die Börse und alles, was von ihr abhängt. Jenen feiern die Minister, diesen die Größen der Hautefinance. Beide Herren aber speisen gemeinsam am künftigen Donnerstag bei James Rothschild, dem geheimnisvollen Dirigenten, der gekrönte und ungekrönte Figuren, seidene Soutanen und blaue Arbeiterkittel an den Fäden seines Weltmarionettentheaters hin und her hüpfen läßt. Wenn Louis XIV. ausrufen konnte: „L'état c'est moi", so spricht Rothschild jetzt nie anders als: „Le roi et moi". Wollte ich die Geschichten veröffentlichen, die Stieglitz mir während dieser Zeit aus dem Bureau seines Millionenkollegen (der ihm aber in dieser Hinsicht noch über ist) mitteilte, es würden Wunderdinge zutage kommen, z. B. wie der Pariser Krösus, auf dem Sofa sitzenbleibend, den „Grand-Référendaire de la Chambre des Pairs" empfängt, wie er Ehren und Aemter verteilt, wie die höchsten Staatsbeamten sich zu ihm drängen, um Aktien zu bekommen, und dafür alle seine Launen befriedigen müssen, wie er an einem Tage 24 Millionen gewann — ein Coup, von dem er Stieglitz selbst gesagt hat, so etwas sei in der Börsenwelt noch nicht dagewesen — wahrhaftig, ich könnte den späteren Historikern manche wichtige Beiträge zur Darstellung dieser merkwürdigen Periode liefern.

Am 1. und 3. Mai sah ich mit Bekannten in den Zaubergärten von Versailles die berühmten „Grandes Eaux", die nur zweimal im Jahre spielen, dann bewunderten wir auf der Place de la Concorde und in den Champs Elysées Illumination und Feuerwerk in nie dagewesener Pracht. Es war, als hätten in diesen Tagen Neptun und Vulkan einen Pakt geschlossen, um das französische Volk, dessen Fanatismus erst eben wieder einen neuen Frevel heraufbeschworen

---

[1]) Henriette Sonntag (1803—1854), Gemahlin des sardinischen Gesandten am preußischen Hof Grafen Carlo Rossi.

Digitized by Google

hatte, mit seinem Herrscher zu versöhnen. Noch am 16. April spazierte ich mit einem Bekannten über den Boulevard du Temple. Das Haus, wo Fieschi die Höllenmaschine aufgepflanzt hatte, existiert nicht mehr, wohl aber sind bis heute an den Mauern des gegenüberliegenden Café Turc die Spuren der abgeprallten Kugeln sichtbar, die den König leicht verwundeten, dem Marschall Mortier und elf Personen des Gefolges das Leben kosteten. Wir diskutierten im Weitergehen über Möglichkeit und Unmöglichkeit der Wiederkehr solchen Ereignisses. Aber schon am folgenden Morgen brachten sämtliche Zeitungen die Nachricht vom neuen Mordversuch in Fontainebleau! Louis Philippe, der bei derartigen Anlässen — man kann hier wahrhaftig den Plural gebrauchen — stets Kaltblütigkeit zeigt, ist auch diesmal ganz sachlich geblieben. Um die erschrockene Umgebung für den Augenblick zu beruhigen, hat er anscheinend sehr befriedigt ausgerufen: Voilà la fin de la chasse! Mögen diese Worte eine günstige Prophezeiung enthalten! Siebenmal solcher schändlichen Jagd zu entgehen — das ist doch wunderbar.[1]) Derartige Ereignisse bestärken mich immer aufs neue in meinen fatalistischen Ansichten, die Du bei unserm letzten Spaziergang freilich nicht teiltest. „Trois quarts des événements dépendent de cette loi supérieure!“

Tags darauf kehrte der wie durch ein Wunder dem Tode Entronnene nach Paris zurück. Der Anschlag des Wahnwitzigen in Fontainebleau, eines Försters Lecomte, scheint im Gegensatz zu Fieschis Attentat nicht lange vorbereitet, sondern ein coup de tête gewesen zu sein. Wenige Tage vorher hatte ich den zweiundsiebzigjährigen König ausfahren sehen und die Frische und Kraft bewundert, die sich auf seinem Gesicht und in allen seinen Bewegungen aussprachen; und merkwürdigerweise mußte ich wieder über den Tuilerienhof gehen, gerade als die Vorplänkler der Kavallerieeskorte, die ihn stets begleitet, durch das Tor sprengten. Einige Minuten später fuhr der Reisewagen ein, in dem der Bürgerkönig mit den Prinzessinnen saß. Er war blaß, kauerte sich mit merklich veränderten Zügen in der einen Ecke zusammen und schien innerlich seinem undankbaren Volke zu fluchen. Wenige Stunden nachher zog die ganze Deputiertenkammer in feierlicher Haltung nach den Tuilerien. Auch Beamtenwelt und Journale legten ihre Sympathie unzweideutig an den Tag; in den breiteren Volksmassen aber scheint das monarchische Gefühl und der Sinn für königliche Würde im Absterben begriffen; die Menge, die ihren zum siebtenmal geretteten Herrscher auf dem Schloßhofe empfing, verhielt sich passiv. Niemand gab mit „Vive le roi!“ oder auch nur durch Hutschwenken irgendwelche Freude zu erkennen.

Die nächste Zeit nach diesem Ereignis war reich an interessanten Vorfällen. Vor allem machte Eindruck die Rede des kleinen Thiers, der seinen bereits 1830 in seiner Zeitung „Le National“ vom 4. und 19. Februar aufgestellten Grundsatz:

---

[1]) Im ganzen erlebte Louis Philippe während seiner Regierungszeit (1830—1848) zehn Attentate. D. H.

Digitized by Google

„Le roi règne et ne gouverne pas!“ abermals energisch vertrat. Wenige Tage später sprach er über die Marine und verteidigte mit Erfolg — er, der heftigste Gegner des Ministeriums! — einen von letzterem gestellten Antrag. Dann kam Palmerstons Reise nach Paris, die günstige, fast zuvorkommende Aufnahme, die er hier am Hofe fand, obgleich er noch um Weihnachten, während der Krisis in England, infolge der Vorstellungen Louis Philippes auf das Ministerportefeuille hatte verzichten müssen. Daran schloß sich die gemütliche Rundreise der beiden Exminister Thiers und Palmerston „zu Pferde“ um Paris, angeblich um die Befestigungswerke zu besichtigen. „Die müssen wohl sehr schlecht sein,“ meint der „Charivari“, „da Lord Palmerston seine Zufriedenheit damit zu erkennen gegeben hat.“ Dies ganze politische Menü gab natürlich den diplomatischen Gourmets und noch mehr den Habitués der Boulevards und Cafés Stoff zu den ausschweifendsten Kombinationen.

Nun aber leert sich diese Weltzentrale. Das farbenreiche Bild des gesellschaftlichen Lebens schrumpft zusammen wie ein bunter Luftballon im Bois de Boulogne, wenn er seine Vorstellungen beendet hat. Alles flieht aufs Land oder rüstet sich für die Sommerreisen, die in diesem Jahre unsern schönen Rheinufern zahlreiche Pariser zuführen werden. Denn am 8. Juni wird die Eisenbahn Paris—Fampoux—Brüssel eröffnet, dann braucht man nur noch zwei Tage, um von der Kirche Notre-Dame zum Kölner Dom zu gelangen.

*

Paris, 7. August 1846.

Guter Bruder! Seitdem ich Dir zum letztenmal schrieb, ist es hier bunt hergegangen. Kaum hatte sich der Pariser von den glänzenden und überschwänglichen Festen erholt, mit denen die Einweihung der Nordbahn gefeiert wurde, als plötzlich die Nachricht vom Eisenbahnunglück bei Fampoux wie ein Blitzstrahl in die Metropole einschlug. Unbedeutende Ereignisse pflegen in den ersten Berichten vergrößert zu werden — hier gerade umgekehrt! Von den Nachrichten, die sich verbreiteten, war immer eine niederschlagender als die andre Die Post brachte täglich neue und immer zahlreichere Namen von Unglücklichen, die teils verwundet, teils in den schweren, festverschlossenen Waggons tief im Morast versunken waren, so daß es den Ingenieuren erst nach vielen Anstrengungen gelungen ist, diese Massensärge voll Leichen herauszuziehen. Die Untersuchung über den Ursprung dieses Vorfalls hat zu den unglaublichsten Resultaten geführt. Man ist überzeugt, daß weder eine Terrainsenkung noch ein Fehler in der Anlage der Bahn einen Bruch des Geleises herbeiführen konnte. Daß aber am selben Tage, zur selben Stunde, in der das Unglück stattfand, das Gerücht davon an der Pariser Börse zirkulierte und die Aktien sofort zum Sinken brachte, hat einen fürchterlichen Fingerzeig gegeben. Es ist jetzt mehr als wahrscheinlich, daß entweder Postillone, von denen durch die Eröffnung der Bahn Hunderte brotlos geworden sind, oder Agenten der Börse, von wahnsinnigem Spekulationsgeist verführt, der hier von Zeit zu Zeit sein Gorgonenhaupt erhebt, einen der Bahnwärter bestochen haben, die Nieten der

Digitized by Google

Schienen an einigen Stellen herauszuziehen und so ein Entgleisen der Lokomotive herbeizuführen.

Die Julitage waren wieder höchst brillant. Am Montag den 27., morgens 6 Uhr, verkündete der Donner der Geschütze des Palais des Invalides die sechzehnte Wiederkehr der großen Volkswoche. Allerorten sah man die Trikolore sich in ihrer ganzen Pracht entfalten — als wolle sie die Erinnerungen an die Weltereignisse der Vergangenheit aufbauschen und von neuem die Begeisterung entfachen, zu der sie einst den mächtigen Impuls gegeben hatte. Am Dienstag wurden in den schwarz ausgeschlagenen Hauptkirchen die Totenmessen für die beim Aufstand 1830 gefallenen Bürger zelebriert, Mittwochabend folgte die Illumination der Stadt, flammten grandiose Feuerwerke auf der Place de la Concorde. Gegen 7 Uhr staute sich die Menge im Tuileriengarten. Vor dem Pavillon de l'Horloge war ein Gerüst errichtet, auf dem die Musikkorps verschiedener Regimenter Aufstellung genommen hatten. Während die vibrierenden Klänge der Marseillaise erschallten, trat der König, umgeben von den Prinzen, Prinzessinnen, der Königin und seiner Schwester Prinzeß Adelaide auf den Balkon. Schon nach wenigen Takten der Hymne krachte ein Schuß. Sofort rief der König, dessen Ohr sich allmählich an das Pfeifen solcher Kugeln gewöhnt hat: „C'est pour moi!" Die Musik brach ab. Plötzlich ein zweiter Knall. Da wies der König nach unten auf einen Menschen, der sich hinter einer der Statuen aufgestellt hatte und sogleich von den Gendarmen ergriffen und weggeschleppt wurde. Nun entspann sich auf dem Balkon eine herzzerreißende Szene. Die Königin warf sich ihrem Gemahl in die Arme, beschwor ihn, sich zurückzuziehen; der König aber bewahrte völlige Ruhe, gab der Musik ein Zeichen, weiterzuspielen, und als nun die Marseillaise rauschend von neuem einsetzte: „Allons, enfants de la patrie!" — da erscholl ringsum ein donnerndes „Vive le Roi!"

Attentate haben eben das Eigne, daß sie für Herrscher und Staatsmänner meist nützlich sind — wenn sie mißlingen!

Die armen Pairs, die das herrliche Wetter bereits zum größten Teil aus der Residenz auf die Güter oder in die Bäder getrieben hatte, mußten nun eilends zurückkehren, um den Wahnsinnigen zu richten, der wohl dasselbe Gerüst besteigen wird, das erst vor wenigen Wochen für Lecomte errichtet wurde. In denselben Tagen brannte auch das prachtvolle, 10000 Menschen fassende Hippodrom von Franconi ab, wo noch vor kurzem ein Monstrekonzert ausgeführt wurde, bei dem 1800 Musiker mitwirkten. Bei allen diesen unglücklichen Ereignissen fehlt es den Parisern aber niemals an übermütigem Spott. So erregte hier stürmische Heiterkeit die Nachricht aus Rom, daß bei der öffentlichen Auktion der Bibliothek des verstorbenen Papstes ein reicher Engländer sämtliche Werke Paul de Kocks ersteigert und eine kolossale Summe dafür bezahlt habe. Nicht genug, daß diese Romane zu den im Kirchenstaat streng verbotenen Büchern gehören, also billigerweise in der Bibliothek des Oberhauptes der Christenheit hätten fehlen können, scheint Seine Heiligkeit solche heitere Literatur mit großer

Digitized by Google

Vorliebe studiert zu haben, da die schlüpfrigsten Stellen mit Noten von höchsteigner Hand versehen sein sollen.

Neulich hörte ich auch das Singspiel „Zoraide und Azor", das der geniale Adam aus den staubigen Winkeln der „Archives de l'Opéra-Comique" an das Licht des neunzehnten Jahrhunderts hervorgezogen und für die Bühne neu arrangiert hat. Diese reizenden, wunderlieblichen Rokokomelodien haben dem verwöhnten Pariser Publikum ungemein zugesagt. Dabei sind sie sehr kokett instrumentiert; man vergißt fast, daß sie hundert Jahre alt sind und zur Zeit der Gräfin Dubarry Ludwig XV. entzückten. Und nun das Wunder aller Wunder. Da doch einmal die Toten des achtzehnten Jahrhunderts den Grüften entsteigen, sind auch Monsieur Werther und Madame Charlotte wieder auferstanden und entlocken den Besucherinnen des Vaudeville allabendlich heiße Tränen. Monsieur Goethe selbst erscheint, prachtvoll gelockt und gepudert, auf der Szene. Er hat ganz zufällig einen neuen Roman fix und fertig und gibt ihn an Monsieur Werther, der ganz entzückt von der Divinationsgabe des Verfassers ist, denn er kommt durch die Lektüre dieses Romans auf den Gedanken, daß er sich eigentlich zu erschießen habe. Also ein umgekehrter Jerusalem, denn durch dessen Selbstmord wurde Goethe bekanntlich erst inspiriert, den Roman „Werthers Leiden" zu schreiben. Dieser Andre, Werther II, endet aber beim Lampenlicht der Pariser Bühne gar nicht so einfach. Die Pistole des Lebensmüden versagt, worauf er kurz entschlossen Charlotte heiratet. Der folgende Akt ist noch überraschender. Aus dem „rêveur allemand" wird ein leichtfertiger Franzose. Durch seine Untreue bringt er „Madame" zur Verzweiflung, so daß sie sich zum Schluß vergiftet.

Hätte doch Goethe diese „Richtigstellung" seines Werkes noch erlebt!

Das englisch-französische Uebereinkommen im Jahre 1912

Von

Dr. Wilhelm Fraknói

Der Geschichtschreiber und der Politiker, der die Mühe nicht scheute, in dem stattlichen Bande des österreichisch-ungarischen Rotbuchs vom Jahre 1914 die Geschichte der im Dezember 1912 eröffneten Londoner Botschafterreunion zu studieren, mußte dem englischen Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten für seine selbstlosen und andauernden Bemühungen, den bedrohten Weltfrieden zu retten, Bewunderung zollen.

Wahrlich, Sir Edward Grey hätte dem Wiener Kabinett für die Auswahl der veröffentlichten diplomatischen Aktenstücke besonders dankbar sein sollen; mit

Digitized by Google

Hilfe des eignen Aktenmaterials hätte er sich selbst nicht besser den Ruhm eines „ehrlichen Maklers" zu sichern vermocht.

Auch heute noch, inmitten aller sinnlosesten Manifestationen des „Welthasses", bewahrt der Leiter der auswärtigen Angelegenheiten Oesterreich-Ungarns die volle Objektivität, um anzuerkennen, daß die Behauptung Greys, seine Haltung auf der Botschafterreunion sei „gutgläubig" gewesen, „vollkommen berechtigt" ist. Jetzt, am 15. Juni 1916, stellt er der englischen Regierung das Zeugnis aus, ihre Haltung sei „gutgläubig gewesen, da sie die Lösung der schwebenden Fragen, also einen Erfolg ihrer Bestrebungen aufrichtig zu fördern trachtete". Er behauptet jedoch zugleich, die Gutgläubigkeit der englischen Regierung „sei so weit gegangen, daß sie bei Abweichung der Standpunkte kein Geheimnis daraus machte, daß ihr näheres politisches Verhältnis zu Rußland ihr nicht volle Unparteilichkeit gestatte".

Diese letztere überraschende Eröffnung wirft ein neues Licht auf die vor zwei Jahren veröffentlichten Dokumente.

Geschichtschreiber und Politiker werden sich veranlaßt sehen, ihr Urteil einer Revision zu unterziehen; um so mehr, da zwei Dokumente, die Sir Edward Grey die Unvorsichtigkeit beging zu veröffentlichen, nicht nur den Beweis liefern, daß ihm sein näheres politisches Verhältnis zu Frankreich gleichfalls „nicht volle Unparteilichkeit gestattete", sondern auch bezüglich seiner „Gutgläubigkeit" begründete Zweifel erwecken.

I.

Am 29. Juli 1914, nachdem Oesterreich-Ungarn den Krieg an Serbien erklärt hatte und schon sicher war, daß Rußland und Frankreich in den Krieg einbezogen würden, erschien der französische Botschafter in London, Paul Cambon, bei Sir Edward Grey, um ihm mitzuteilen, daß der Angriff Deutschlands gegen Frankreich demnächst bevorstehe, und die Frage zu stellen, welche Haltung England einzunehmen beabsichtige. Er nahm hierbei Bezug auf einen vor zwei Jahren vom Staatssekretär an ihn gerichteten Brief, in welchem erklärt war, daß für den Fall, daß „der europäische Frieden ernstlich bedroht werden sollte", gemeinsame Beratungen der beiden Regierungen veranlaßt werden müßten.

Grey hielt es für zweckmäßig, diesen Brief und das Antwortschreiben des französischen Botschafters dem englischen Botschafter in Paris mitzuteilen. Als Beilagen seiner Depesche nahm er sie in das Blaubuch auf, das er am 4. August 1914 dem englischen Parlament vorlegte.

Diese wichtigen Dokumente, die bisher nicht gehörig gewürdigt worden sind, folgen hier im Originaltext.

A) November 22, 1912.

My dear Ambassador,

From time to time in recent years the French and British naval and military experts have consulted together. It has always been understood that such consultation does not restrict the freedom of either Govern-

Digitized by Google

ment to decide at any future time whether or not to assist the other by armed force. We have agreed that consultation between experts is not, and ought not to be regarded as, an engagement that commits either Government to action in a contigency that has not arisen and may never arise. The disposition, for instance, of the French and British fleets respectively at the present moment is not based upon an engagement to co-operate in war.

You have, however, pointed out that, if either Government had grave reason to expect an unprovoked attack by a third Power, it might become essential to know whether it could in that event depend upon the armed assistance of the other.

I agree that, if either Government had grave reason to expect an unprovoked attack by a third Power, or something that threatened the general peace, it should immediately discuss with the other whether both Governments should act together to prevent aggression and to preserve peace, and, if so, what measures they would be prepared to take in common. If these measures involved action, the plans of the General Staffs would at once be taken into consideration, and the Governments would then decide what effect should be given to them. Yours, &c. E. GREY.

*

B) 23 novembre, 1912.

Cher Sir Edward,

Par votre lettre en date d'hier, 22 novembre, vous m'avez rappelé que, dans ces dernieres années, les autorités militaires et navales de la France et de la Grande-Bretagne s'étaient consultées de temps en temps; qu'il avait toujours été entendu que ces consultations ne restreignaient pas la liberté, pour chaque Gouvernement, de décider dans l'avenir s'ils se prêteraient l'un l'autre le concours de leurs forces armées; que, de part et d'autre, ces consultations entre spécialistes n'étaient et ne devaient pas être considérées comme des engagements obligeant nos Gouvernements à agir dans certains cas; que cependant je vous avais fait observer que, si l'un ou l'autre des deux Gouvernements avait de graves raisons d'appréhender une attaque non provoquée de la part d'une tierce Puissance, il deviendrait essentiel de savoir s'il pourrait compter sur l'assistance armée de l'autre.

Votre lettre répond a cette observation, et je suis autorisé a vous déclarer que, dans le cas où l'un de nos deux Gouvernements aurait un motif grave d'appréhender soit l'agression d'une tierce puissance, soit quelque événement menaçant pour la paix générale, ce Gouvernement examinerait immédiatement avec l'autre si les deux Gouvernements doivent agir de concert en vue de prévenir l'agression ou de sauvegarder la paix. Dans ce cas, les deux Gouvernements délibéreraient sur les mesures qu'ils seraient disposés à prendre en commun; si ces mesures comportaient une

Digitized by Google

action, les deux Gouvernements prendraient aussitôt en considération les plans de leurs états majors et décideraient alors de la suite qui devrait être donnée a ces plans. Votre sincèrement dévoué, PAUL CAMBON.

II.

Auf Grund dieser Dokumente lassen sich trotz ihrer unklaren, sozusagen verschleierten Sprache bedeutungsvolle Tatsachen feststellen.

1. Mehrere Jahre vor dem Herbste des Jahres 1912 (wahrscheinlich 1905 oder 1908) sind die Regierungen Englands und Frankreichs übereingekommen, daß

a) sie sich gegenseitig in gewissen Fällen militärische Unterstützung leisten werden;

b) damit sie der Eintritt dieser Fälle vorbereitet finde, sie über die Modalitäten der militärischen Unterstützung beraten und beschließen werden;

c) die Beschlüsse ihren Staaten keine Verpflichtungen auferlegen sollen, sondern ihnen die Freiheit gewahrt werde, in jedem einzelnen Falle zu entscheiden, ob die militärische Unterstützung geleistet werde oder nicht.

2. Infolge dieses Uebereinkommens sind unverzüglich Fachleute der englischen und französischen Militär- und Marinebehörden zusammengetreten und haben in gemeinsamen Beratungen Pläne ausgearbeitet.

3. Diese Pläne sind in den kommenden Jahren zu wiederholten Malen einer Revision unterzogen worden.

4. Diese Pläne wurden in der Aufstellung der beiden Flotten berücksichtigt.

5. Im Herbste des Jahres 1912 wünschte das französische Kabinett (dessen Präsident Poincaré war), das Uebereinkommen enger auszugestalten.

Der französische Botschafter in London setzte dem englischen Staatssekretär auseinander, es genüge nicht, daß man erst im Falle eines gegen eine der beiden Mächte ausgeführten Angriffes die Frage der militärischen Unterstützung in Erwägung ziehe, sondern es sei notwendig, daß schon dann, wenn eine der beiden Mächte schwerwiegende Gründe habe, zu befürchten, daß ihr die Gefahr eines unprovozierten Angriffes drohe, sie Kenntnis davon erhalte, ob sie auf die militärische Unterstützung der andern Macht rechnen könne.

6. Die englische Regierung schloß sich dieser Auffassung an, meinte aber, daß man auch für den Fall Vorsorge treffen müsse, wenn nach Ansicht einer der beiden Mächte der allgemeine Frieden seitens einer dritten Macht bedroht sein würde.

Grey formulierte folgenden Vorschlag:

„Falls eine der beiden Regierungen ernste Gründe hat, seitens einer dritten Macht den unprovozierten Angriff oder die Störung des allgemeinen Friedens zu befürchten, wird sie mit der andern Regierung unverzüglich die Frage erörtern, ob zur Verhütung des Angriffs und im Interesse der Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens sie beide eine gemeinsame Aktion unternehmen und

Digitized by Google

im bejahenden Falle, welche Verfügungen sie treffen müssen. Sollten diese Verfügungen militärische sein, werden die beiden Regierungen die von ihren Generalstäben ausgearbeiteten Pläne allsogleich in Erwägung ziehen und bezüglich ihrer Ausführung Beschlüsse fassen."

7. Die französische Regierung nahm diesen Vorschlag an, und in ihrem Auftrage gab ihr Botschafter in London eine Erklärung ab, die den Text des Vorschlages wortgetreu enthält.

8. Infolge der Annahme des englischen Vorschlags seitens der französischen Regierung ist ein neues Uebereinkommen entstanden, das sich von dem früheren wesentlich unterschied. Während dieses nur defensive Ziele vor Augen hatte, erhielt es nun die typische Form der Präventiv- und Angriffsbündnisse, wie sie uns aus dem neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert bekanntgeworden sind. Ganz in gleicher Weise vereinigten sich auch im Jahre 1912 die Bulgaren und Serben, indem sie sich vorbehielten, im Falle von fortgesetzten Unruhen in der Türkei zu vereinbaren, was zum Schutze der christlichen Völker der Balkanhalbinsel zu tun wäre.

In dem Uebereinkommen zwischen England und Frankreich handelt es sich darum, unter dem Vorwande, daß man einem Angriff, einer Störung des europäischen Friedens zuvorkommen wolle, über den Gegner herzufallen. Selbstverständlich wurde an Deutschland gedacht.[1])

III.

Das neue Uebereinkommen entbehrte der äußeren Form eines Staatsvertrags. Die Vorsicht, welche die beiden Regierungen beobachteten, um ihren Staaten Verpflichtungen nicht aufzuerlegen, ging so weit, daß ihre ausgetauschten Noten in den Anreden: „Mein lieber Botschafter" und „Lieber Sir Edward", die Kennzeichen von Privatbriefen aufweisen.

Aber sowohl dieses, wie auch schon das frühere Uebereinkommen erhielt hohe Bedeutung dadurch, daß die beiden Regierungen die Identität ihrer politischen Ziele, die Bereitwilligkeit zur gegenseitigen militärischen Unterstützung konstatieren und die moralische Verpflichtung übernehmen, im gegebenen Falle mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln, auch mit Stellung der Vertrauensfrage, ihrer Politik die Zustimmung der Parlamente zu sichern.

Die Bedeutung erhöhen die Beratungen der Generalstäbe, deren Ergebnis man als eine Militärkonvention betrachten muß, die stets die Vervollständigung der politischen Bündnisse bildet. So schloß Italien im Jahre 1882 mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn den Bundesvertrag, wurde aber von seinen Bundesgenossen nicht gleich vertrauenswürdig und gleichwertig gehalten, daß mit ihm auch eine Militärkonvention geschlossen werde. Erst fünf Jahre später wagte es der Ministerpräsident Crispi, in Friedrichsruhe bei Bismarck in dieser Richtung Schritte zu unternehmen, und erhielt eine zustimmende Antwort.

---

[1]) Die in diesem Punkte enthaltene Schlußfolgerung entnehme ich den freundlichen Mitteilungen Heinrich Friedjungs.

Digitized by Google

Die englisch-französische Militärkonvention war zwar in unverbindlicher, bedingter Form abgefaßt; jedoch forderte diese ebenso, wie wenn sie eine unbedingte gewesen wäre, die gegenseitige Einweihung in eifersüchtig bewahrte militärische Geheimnisse, forderte ferner rückhaltloses Vertrauen und bis zum höchsten Grade entwickelte politische Intimität, welche dann am 2. August 1914 die von der englischen Regierung beschlossene Kooperation der englischen Flotte im Kriege gegen Deutschland zur Folge hatte.

Selbstverständlich mußte diese Intimität schon auf die Verhandlungen der Londoner Botschafterreunion einwirken, mit deren Einberufung das zweite englisch-französische Uebereinkommen nicht nur chronologisch zusammenfällt, sondern auch in ursächlichem Zusammenhange steht.

IV.

Angesichts der Erfolge, welche die Balkanstaaten im Oktober 1912 in dem gegen die Türkei geführten Kriege erzielten, waren die Großmächte darüber einverstanden, daß die neuen territorialen Gestaltungen ihrer Zustimmung bedürfen. Die natürliche Form, in welcher diese erteilt werden sollte, wäre die Abhaltung eines Kongresses der Großmächte gewesen, die auch Präzedenzfälle der Diplomatie empfehlen konnten. Seitdem aber zwei Mächtegruppen einander gegenüberstanden, schien der Versuch einer gemeinsamen Arbeit den europäischen Frieden zu bedrohen.

Schon im Jahre 1908, als anläßlich der Annexionskrise die Ententemächte die Einberufung eines Kongresses forderten, weigerte sich Oesterreich-Ungarn, das geschaffene Fait accompli einem europäischen Areopage zu unterbreiten, und dem von Deutschland kräftig unterstützten Wiener Kabinett gelang es, die Lösung der Frage mittels Unterhandlungen, die mit den einzelnen Großmächten geführt worden sind, zu erreichen. Dieses Beispiel schwebte jetzt vor den Augen des österreichisch-ungarischen Ministers des Aeußern, der hoffen durfte, daß er keinem Widerstande begegnen werde, da die Ententemächte in den ersten Tagen des Monats November denselben Weg einschlugen, um die Ausdehnung des serbischen Gebiets bis an die Adria zu erwirken. Er leitete demnach auch mit den einzelnen Großmächten Verhandlungen ein, um den Plan der Schaffung eines selbständigen Staates Albanien zu verwirklichen.

England stellte sich dieser Absicht entgegen. Am 21. November teilte Sir Edward Grey dem österreichisch-ungarischen Botschafter mit, daß er über die Forderung Serbiens und „andre Fragen" einen Gedankenaustausch zwischen den Großmächten auf einer Botschafterkonferenz für das Zweckmäßigste halte.

Auf die Führerrolle in einer solchen Konferenz hatte unbezweifelt die österreichisch-ungarische Monarchie Anspruch. Graf Berchtold machte ihn nicht geltend; wahrscheinlich, weil er auf das Mißtrauen und die Eifersucht Italiens Rücksicht nehmen mußte. Deutschland, treu den Bismarckschen Traditionen, wollte in den Fragen der Balkanpolitik nicht in Vordergrund treten.

Digitized by Google

Nachdem seit der Besprechung Greys mit dem Grafen Mensdorff acht Tage verflossen waren, ohne daß man in Wien auf die englische Anregung reagiert hätte, teilte Grey der deutschen Regierung die Absicht mit, daß er den Kabinetten der Dreibund- und der Dreiverbandsstaaten die Einberufung einer Botschafterkonferenz vorschlagen werde.

Es ist bemerkenswert, daß eben während dieser acht Tage, am 22. und am 23. November, der Vorschlag Greys an Cambon die Zustimmung der französischen Regierung erfolgte, also das englisch-französische Uebereinkommen abgeschlossen worden ist.

Zur selben Zeit, als Grey die Rolle des „gutgläubigen" Hüters des Weltfriedens zu spielen sich anschickte, zog er die Wahrscheinlichkeit eines europäischen Konflikts in Erwägung und ging Vereinbarungen ein, die seine Ententebundesgenossen ermutigen mußten, solchen Konflikt heraufzubeschwören und das Friedenswerk zu vereiteln.

Aus diesem Gesichtswinkel wollen wir die Ereignisse der Londoner Botschafterreunion betrachten und darstellen.

Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns

Von

Wolfgang Windelband

(Fortsetzung)

Eichhorn an Amalie

Pilgramsdorf bey Loewenberg, den 20ten August.

Ich bin diesen Morgen hier angekommen, von General v. Gneisenau gut empfangen worden und werde vorläufig im Generalstaabe beschäftiget. Mit zwey Worten mach' ich Dir, liebe Amalie, diese Meldung durch den Lieutenant v. Scharnhorst,[1]) der diesen Augenblick nach Berlin abgeht. Ich bin wohl, aber in sehr großer Unruhe von der Reise und der Bewegung des Hauptquartiers, welche mich gleich umfangen hat. Grüße das elterliche Haus und alle Freunde. Gestern ist hier und Gegend eine sehr hitzige affaire[2]) gewesen, bei welcher die Russen heldenmüthig gefochten haben. Dein Eichhorn.

---

[1]) Wilhelm v. Scharnhorst, der älteste Sohn des großen Reformers. Er hatte in Spanien in der englisch-deutschen Legion gefochten, trat jetzt in die preußische Armee und war während des Herbstfeldzugs von 1813 zur Dienstleistung im Generalstab der Blücherschen Armee kommandiert. Er ist 1854 als General der Infanterie gestorben.

[2]) Es sind dies die Kämpfe um die Besetzung des Gebietes, das während des Waffenstillstands die neutrale Zone gewesen und das deshalb wegen der noch vorhandenen Vorräte von größter Wichtigkeit für die beiderseitigen Heeresleitungen war.

Digitized by Google

Amalie an Eichhorn

Am 23ten Aug. 1813. Berlin. Abends.

Geliebte, theure Seele! Wie weit entfernt jetzt Du von mir, ich von Dir, und welche Welt-Begebenheiten dazwischen: Kanonendonner, Blutvergießen, Tod, Elend, Verderben, auch Untergang? oder Keim zum neuen Leben? Sieh, mein Bester, ich denke, ich fühle das alles, aber Du solltest mich sehen, gewiß, mein herrlicher Eichhorn, Du würdest Dich freuen. Gott stärkt mich wunderbar. Ich gehöre zu denen, die glauben, daß morgen oder übermorgen die Feinde in Berlin hausen,[1]) aber ich gebe doch das große Werk nicht verloren und fürchte mich nicht vor ihnen. Mit meinem Kinde flüchte ich zu den Meinen, ich rette nur das Allerwichtigste, und morgen früh laß ich die Bleche worauf Dein Name steht wegnehmen. Gestern war eine Affaire bei Saarmund, worüber man den Ausgang nicht weiß,[2]) heute hört man nicht so stark feuern, doch gehen dumpfe, niederschlagende Gerüchte, man bringt Gefangene und Blessirte. Berliner Landwehr wird verklagt und soll viel gelitten haben, sie soll die Avantgarde gewesen. Wie entsetzlich Alles dieß ist, weißt Du, aber doch fassen sich die hiesigen Menschen schon sehr, sie haben ja keinen Landsturm. Alles ist daher ruhig, niemand reiset fort; am ruhigsten ist es bei mir, was es nicht sein würde, wenn Du unruhiger Geist hier wärst und mein Karl?! Es ist dabei heute und gestern ein so fürchterliches Wetter, was schon allein das Gemüt verdüstert, dabei diese dumpfe Stille, dieses bange Erwarten. Man hört keinen Wagen fahren, alles ist genommen, und für die Nacht den Wirthen die Erleuchtung der Stadt befohlen, vielleicht kommen noch Truppen durch, wenn nur keine retirirende. Ach, wenn Du diese Zeilen in Deinen lieben Händen hältst, wird viel geschehen sein! Du bist recht vor Thores Schluß von dannen gegangen. Wenn Schleiermacher nur auch sich sichert.

Schon über 8 Tage, Geliebter, bist Du fort. Was magst Du für Ungemach und Beschwerde überstanden haben, bist auch wohl, gedenkst meiner? Oft glaube ich, ich sei in einer Art von Exaltation, die mich so freudig, hoffend, gläubig erhält, ich verwundere mich dann über mich selber, ja ich schaudere über diese Zuversicht, und muß gewaltsam meinen Geist in Wehmuth senken, um Thränen zu haben, die mir doch auch wieder wohlthun. Gott macht alles wohl, o! wie hat er's gut gemacht mit dem Kinde. Ist mir beklommen und ich sehe den Engel wie immer lachend, glücklich, ganz Dein Abbild, o so lache auch ich, so schäkere ich mit ihm, denke an Dich und bin nicht unglücklich. Der liebe, liebe Junge, mit allem ist er zufrieden, immer gut und lieb, ganz wie sein Vater, ach — den mein Herz so namenlos liebt, und auch darum ist es stark — fast in dem kleinsten Verkehr meines Lebens mischt sich Deine Seele in Meine,

---

[1]) Auch Oudinot hatte am 22. Napoleon gemeldet, er werde binnen zwei Tagen in Berlin sein.

[2]) Die preußischen Truppen hatten ihre Stellungen räumen und sich zurückziehen müssen.

Digitized by Google

handele, fühle und wandle ich in Deiner Weise. Sorgenlos für das Irrdische, liebend gegen alle Menschen, Alles Dein Werk. Haben wir uns einmal wieder, dann (so träume ich süß) bin ich in vieler Rücksicht besser, nicht mehr so schweren Geistes und das, fühle ich, muß unser gemeinschaftliches Dasein noch erhöhen in Glückseligkeit. O noch viel mehr Schönes träumt sich meine gläubige Seele. So wohlthätig ist's, richtig zu denken und wahrhaft vom Rechten überzeugt zu sein: denn wäre ich nicht so einverstanden in Dein Thun, wiche meine Gesinnung ab von der Deinen, wie könnte ich Glauben haben? wie Ruhe, ja sogar Glückseeligkeit? Gestern am Sonntag hörte ich Marheineke,[1]) der mir mißfallen hat, den Mittag aß ich bei den Eltern mit einem Landwehr-Offizier, einem Berliner theologischen Student. Ich hatte Hermann nicht mit, weil das Wetter zu feucht war und er den Schnupfen hatte, ging daher Nachmittag eine Stunde wieder zu Hause, dann wieder zu den Eltern, weil der Vater (der sich wieder ganz feierlich nimmt) es sehr wünschte. Den Abend fuhr ich mit Wilhelms[2]) zurück. Meine Seele, mein ganzes Ich war den Abend mehr bei Dir wie in der Gesellschaft, wie fehltest Du diesem Kreise, ich sah Dich überall, hatte Dich im Geiste, und hatte Dich nicht, da ward mir sehr bang, ich mußte weinen. Die guten Schwestern und vorzüglich Lotte[3]) trösten mich auf die beste Weise, thun Alles mir das Leben zu erheitern, ihnen verdanke ich viel. Lotte schlief auch die Nacht bei mir, man erwartete Unruhe. Eine sehr große Genugthuung ward mir durch einen Brief von Gneisenau an Dich. Schilt nicht, daß ich Deine Briefe erbreche: ich denke, sie können doch etwas enthalten, was besorgt werden oder Du wissen mußt, und gewiß Du hast kein Geheimniß vor mir, was Du mir nicht sagst, sagte mir schon lange der kleine Finger, und einstweilen merke ich nichts. In diesem Brief steht auch nichts Geheimes, und er gibt mir die Hoffnung, Du werdest nach Deinem Wunsche bei G. angestellt werden. Der Brief ist mir sehr lieb; er rechtfertigt ganz Deine Zuversicht zu diesem wahrhaften Patrioten. Ein Brief ist auch da von Baersch,[4]) worin er Dir einen Grafen Joseph von Westphalen emphielt, der ihn mitgebracht; dann ist Einer da von einem Studenten, in seiner Schulden Angelegenheit, den werde ich durch den Pedellen Herrn Dr. Skalley[5]) schicken. Dieser Brief wird wohl noch zu einem ganzen Aktenstück anwachsen, aber heute will ich ihn schließen. Lebe, lebe wohl! Schlafe, schlafe erquickend, gedenke, gedenke meiner ...

---

[1]) Der bekannte Theologe, der 1811 von Heidelberg an die neugegründete Berliner Universität berufen worden war.

[2]) Amalies ältester Bruder, geb. 1772, gest. 1854 als Chef-Präsident des Obertribunals zu Berlin.

[3]) Wilhelmine Charlotte, heiratete 1817 den in den folgenden Briefen oft genannten Herrn v. Hueser, später General der Infanterie.

[4]) Georg Baersch, einer der Stifter des Tugendbundes in Königsberg, Teilnehmer an Schills Zuge.

[5]) Kammergerichts- und Pupillar-Rat, offenbar Eichhorns Vertreter als Universitätssyndikus.

Digitized by Google

am 26ten Aug.

Dieſes wollte ich erſt morgen mit der Poſt abſchicken, es findet ſich aber eine Gelegenheit, die mir der G. St. Sack eben ſagen läßt, wodurch Dir dieß doch noch ſicherer und ſchneller zukommt. Ich habe vorgeſtern Deine lieben Zeilen aus Breslau empfangen. Sie zeigen mir an, in welcher Bewegung des Geiſtes Du Dich befindeſt, die in dieſer Zeit wohl immer mehr zunehmen als abnehmen wird. Der Gedanke an Deine Amalie und Hermann wird aber doch noch Raum in demſelben finden, und mit dieſem vereint dann der an Deine Geſundheit und dieſe nicht völlig unterzuordnen Deiner Geiſtes Thätigkeit. Schreib' mir auch künftig mehr, wenn Du kannſt, mein Theurer, wie es Deinem leiblichen Sein ergeht, wie wo Du wohnſt, wie Du iſſeſt u. ſ. w. Du wirſt hierüber recht lachen, wo nicht gar den Kopf ſchütteln und mich tadeln, aber ich kehre mich daran nicht. Auch meine Briefe, die ſo viel läppiſche Kleinigkeiten enthalten, werden Dir oft, mitten unter die großen Staats Begebenheiten ſich eindrängend, ein mitleidiges Lächeln ablocken, aber es ſchadet auch das nicht, ich bin Dein liebendes Weib, der Du das Theuerſte in der Welt biſt, und das wirſt Du unter dem Geſchwätz nicht verkennen.

Wie ruhig iſt es ſeit geſtern und heute in der Stadt. Ich kann wenig klug aus dem allen werden, doch ſcheint's gewiß, daß die F.[ranzoſen] ſich immer zurückziehen und daß es immer wahrſcheinlicher wird, Berlin werde vor ihrer Wuth bewahrt bleiben. Dafür ſind die Einwohner auch recht dankbar — ſie nehmen die Bleſſirten in die Häuſer, verſorgen die in den Lazarethen Liegenden mit allem möglichen, hierin ſind ſie gewiß unübertrefflich. In unſerem Hauſe liegen auch 3 Bleſſirte. Wenn Du hier wäreſt, würde ich wohl von allem mehr wiſſen, aber ſo glaube ich nicht den Gerüchten, es wird wenig officiel bekannt gemacht. Von unſern Freunden weiß ich nichts, als daß Knebel[1]) vom Kadetten Hauſe bei der Affaire vor Berlin geblieben iſt, das hat früher vorgeſpukt. Alberthal[2]) iſt in der größten Gefahr geweſen, ſein Pferd iſt getödtet, von Eichhorn[3]) weiß ich nichts. Reimer und Michaelis[4]) ſtehen noch vor Potsdam und ſind noch nicht vorgeweſen. Der Schwager der Stülpnagel v. Zaſtrow[5]) iſt bleſſirt am Kopf und zwar aus Verſehn durch einen ſchwediſchen Officier in der Hitze des Gefechts. Stülpnagel ſelbſt iſt geſund: ſeiner Legion iſt es aber nicht glücklich ergangen, ſie waren zu ſchwach. Du weißt gewiß alles weit

---

[1]) Sekondeleutnant und Adjutant der 4. Brigade des III. Armeekorps v. Knebel, gefallen am 22. Auguſt in dem Gefecht bei Wilmersdorf.

[2]) Sohn der Tante Luiſe Spalding aus erſter Ehe, Rittmeiſter bei der Berliner Landwehrkavallerie. Er wird mehrfach erwähnt in den Briefen Karl Friedrich Eichhorns.

[3]) Karl Friedrich Eichhorn, der Begründer der deutſchen Rechtsgeſchichte, damals Profeſſor in Berlin. Ueber ſeine Beteiligung an dem Feldzuge vgl. ſeine von H. Loerſch, Bonn 1881, herausgegebenen Briefe.

[4]) Ein Vetter des gleich unten erwähnten Hauptmanns v. Hüſer.

[5]) Kommandeur des Kolbergiſchen Regiments; 20. Juni 1815 erhält er beim Sturm auf Namur eine Wunde, an der er wenige Tage ſpäter ſtirbt.

Digitized by Google

besser als ich, da Du an der Quelle, wenigstens da, wo Alles offiziel berichtet wird, Dich hoffentlich befindest. Wie schnell bist Du gereist, und wie lieb ist es mir, daß Du so bald das Blücherſche Hauptquartier erreicht hast, gerade zu dem Gefecht, was sich dort immer mehr als siegreich verbreitet, bist Du hingekommen! Ich zittere recht vor der bestimmten Nachricht Deiner Anstellung. Nein, guter Mann, ich bin Dein gefaßtes Weib, ich zittere nicht, mir ist nur bang — doch der Wunsch, Du mögest zufrieden sein, behält immer die Oberhand. Schreib' mir nur ja so oft als Du kannst, wenn's auch nur wenige Zeilen sind, und immer auch von Deiner Gesundheit; durch Simon habe ich erfahren, daß Du in Breslau seinen Bruder gesprochen und durch ihn schon Deine Equipirung hast besorgen lassen, wußtest Du denn da schon wie? Ich habe unter Deinen Kleidungsstücken ein paar Ueberzieh-Hosen gefunden, die noch ganz vortrefflich sind und welche ich Dir hier mitschicke, ich denke, Du kannst sie sehr gut gebrauchen, hättest Du sie nur schon auf der Reise gehabt, die Pantoffeln sind zu meinem Aerger noch nicht fertig. —

Vielleicht ist es deswegen gut, daß Du nicht früher ins Hauptquartier kamst, als zu einem Augenblick, wo Alles in Bewegung war, aller Blicke auf den großen Zweck und seine großen Mittel gerichtet, die Intriguen, Neid und Privat Gesinnung schweigen und jeder, der da helfen will, willkommen sein muß, ich wünsche es wenigstens so; Dein morgender Brief, auf den ich hoffe, sagt mir mehr davon. Schreib mir so oft, als Du kannst, dadurch lebe ich ja mit Dir noch. Denke Dir auch, daß Deine Amalie nicht unglücklich ist. Nein wahrlich, treu im Andenken der Liebe lebt sich's schön und um das Kind. Ich bin so reich — mitten in Drangsalen der Zeit, im Elende des Krieges fühle ich das. — Amalie.

Ich habe Dir auch schon vorher geschrieben an Gneisenau addressirt.

Eichhorn an Amalie

Jauer, den 25ten August 1813.

Seit meinem letzten Briefe, worin ich Dir, geliebte Amalie, von Pilgramsdorf aus meine Ankunft im Hauptquartier der Blücherschen Armée gemeldet habe, sind täglich Ereignisse vorgefallen, die mich in alles Furchtbare des Kriegs ohne viele Vorbereitung und Einleitung gleich eingeführt haben. Die französischen Corps zogen sich bey dem Ende des Waffenstillstandes aus Schlesien zurük, die kombinierte preußisch-russische Armee unter Blücher folgte ihr auf dem Fuß nach, und so war diese bis in die Nähe von Loewenberg gekommen, als ich in ihrem Hauptquartier anlangte. Von diesem Punkte aus ward die französische Armee plözlich wieder offensiv, sie rükte mit Uebermacht uns näher, und alles deutete darauf hin, daß Napoleon, der sich selbst an ihrer Spitze befand, uns eine Schlacht liefern und seinen Rücken reinigen wollte. Sein Wunsch ward ihm nicht gewährt. Es fanden Bewegungen statt, seitwärts und rükwärts. Diese Bewegungen geschahen aber unter äußerst hitzigen Kämpfen unserer Arrière-Garde. In einem dieser Gefechte, die auf beyden Seiten viel Blut

Digitized by Google

gekostet haben, bin ich gewesen; ich habe alle Arten von Kugelregen erfahren. Bei einer dieser Gelegenheiten, wo wir an die äußerste Tirailleur-linie kamen, ward mir die Beschreibung von Hueser[1]) über das Niederfallen, rechts und links, der Granaten auf der Hoehe bei Bautzen, wo er verwundet ward, recht klar. Ich bin unversehrt geblieben, und niemand in der nächsten Umgebung ward verwundet.

Aus meinem lezten Briefe wirst Du wissen, daß Gneisenau mich aufgefordert hat, vorläuffig bei ihm zu bleiben und in Arbeiten des Generalstaabs, wozu nicht rein militairische Kenntnisse nöthig sind, Hülfe zu leisten. Ich werde seinen Wunsch vor der Hand erfüllen und bleiben, wenn ich bey näherer Erfahrung wahrnehme, daß ich in der That etwas nutzen kann, — wo nicht, so ist es mein fester Wille, eine bestimmte Anstellung bei einem Feldregiment zu suchen. Ich merke wohl, daß jezt die Hauptsache das Zuschlagen ist. An etwas anderes zu denken und anzunehmen ist keine Zeit.

Die Greuel des Krieges sind ungeheuer, und wenn einem nicht von der großen Sache, wofür der jetzige geführt wird, das Herz so voll und weit wäre, so würde es schwer seyn, den Anblick all des menschlichen Elends und Unglüks zu ertragen. In der ganzen Strecke, welche die Arméen passirten, auf dem Lande keine Bauernseele sichtbar, alles verstekt und die Häuser verschlossen, die Gegend wie ausgestorben; vorwärts und seitwärts aufsteigender Rauch von brennenden Dörfern, endlich der Anblick der aus dem Gefechte zurükkehrenden Verwundeten. Doch durch alle diese Noth und Wunden müssen wir durch, wenn es besser werden soll. Das steht mir wieder so klar vor der Seele, daß mich die gemachte Erfahrung zwar erschüttert, aber in meiner Ueberzeugung nicht wankend gemacht hat.

Carl hab' ich bey der hiesigen Armée nicht gefunden. Er ist mit dem Kleistschen Corps nach Böhmen gegangen.[2]) Schleyermachers Brief an ihn und Eure Grüße hab' ich dem Geheimen Rat Delbrück,[3]) welcher auf einem Besuch in unserm Hauptquartier war, mitgegeben; er wollte nach Prag weiter.

Wie geht es Dir, theueres Weib? Wie erträgst Du die Trennung? Du bist mein steter Gedanke, mit Deiner Liebe und Deiner Noth, die unsere Trennung Deinem Herzen macht. Wenn ich nur bald einmal Briefe von Dir bekommen könnte! Schreibe mir so bald als möglich. Laß die Briefe unter meiner Adresse „im Hauptquartier der v. Blücher'schen Armée bei dem Herrn General von Gneisenau abzugeben" gehen. So hoffe ich sie am sichersten zu erhalten. Grüße das elterliche Haus, alle Verwandten und Freunde.

Dein Eichhorn.

---

[1]) Damals Hauptmann und Adjutant im Blücherschen Hauptquartier. Heiratete 1817 Amalies Schwester Lotte. Vgl. seine schon zitierten Denkwürdigkeiten.

[2]) Dort hat er Arndt getroffen, vgl. dessen Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn v. Stein, S. 181.

[3]) Friedrich Delbrück, der Erzieher Friedrich Wilhelms IV. und Kaiser Wilhelms I.

Digitized by Google

Eichhorn an Amalie

Schweidnitz den 27ten August 1813.[1])

Gott hat uns einen schoenen Sieg gegeben. Der Lieutenant v. Scharnhorst, welcher vom Schlachtfelde aus als Courier nach Berlin gesandt worden, wird bereits dort angekommen seyn und die Nachricht mitgetheilt haben. Du hast wohl, geliebte Amalie, nur halb frohen Antheil an der Siegesbotschaft genommen, da Du nicht zugleich erfuhrest, wie es mir ergangen und ob ich den schweren Tag überlebt habe. Theile nun ganz die Freude des Sieges, ich bin ganz unversehrt aus der Schlacht gekommen. Den Hergang muß ich Dir von dem Standpunkte aus, als ich denselben wahrgenommen habe, näher erzählen.

In der Nacht vom 25ten zum 26ten wurde von dem russischen General v. Korff,[2]) der zu einer großen Recognoscirung ausgeschikt war, gemeldet, daß der Feind stark anrücke und schon an mehreren Punkten die Kazbach auf der Straße von Goldberg nach Jauer passirt sey. Unser commandirender General faßte sogleich den Entschluß, dem Feinde entgegenzugehen und ihn anzugreiffen. Das Hauptquartier, welches schon in Jauer war, wurde nach Brechtelshof, $1^1/_2$ Meilen von Jauer nach Goldberg zu, verlegt. Man supponirte, daß der Feind noch mit dem größten Theil seiner Macht jenseit der Kazbach stehe, und beschloß den Angriff auf Nachmittag $2^1/_2$ Uhr. Unsere Armée war sehr concentrirt, auf dem rechten Flügel Sacken, auf dem linken Langeron und im Zentrum Yorck mit ihren Corps. Um zwey Uhr wurde rapportirt, daß der Feind mit seiner Hauptstärke in vollem Anzuge schon diesseit der Kazbach sei. In fünf Minuten wurde eine neue Disposition zum Angriff des Feindes in seiner veränderten Stellung entworfen; Blücher mit dem Generalstaabe und dem Gefolge sezte sich zu Pferde und jagte hin nach dem Platze, wo das Treffen geliefert werden sollte. Schon hatte eine lebhafte Canonade begonnen. Nahe bei Christianshöhe, einem Vorwerk $1^1/_2$ Stunden von Brechtelshof und über eine Meile von der Kazbach war das Yorcksche Corps aufgestellt, die Brigade von Steinmetz in der Reserve. Vierunddreyßig Feuerschlünde verkündigten dem Feind von dieser Seite unsern Angriff. Der Feind erwiderte das Feuer auf das lebhafteste. Blücher, unser commandirender General, ritt mit dem ganzen Gefolge an die einzelnen Colonnen heran und ermahnte sie mit eindringender Beredtsamkeit:

> „Kinder, heute gilt's. Ihr sollt beweisen, ob Ihr Euren König und Euer Vaterland liebt. Seht dort den Feind. Auf, zeigt Euch wie wackere Preußen!"

Ein allgemeines „es lebe der König" tönte durch das Schlachtfeld. Es ward nun die Ordre zum allgemeinen Angriff mit allen Colonnen gegeben. Die In-

---

[1]) Ein Teil dieses Briefes ist veröffentlicht im Preußischen Correspondenten vom 8. September 1813 mit dem Vermerk: „Aus einem Briefe eines Officiers von der Blücherschen Armee." Lettow-Vorbeck hat darauf hingewiesen, daß Eichhorn der Verfasser ist.

[2]) General v. Korff befehligte die Kavallerie des Korps Langeron.

Digitized by Google

fanterie avancirte, der Kanonendonner wurde unterbrochener und stiller, die Cavallerie kam zum Einhauen. Durch den ersten glücklichen Erfolg verleitet wagte sich das Ostpreußische National Cavallerie Regiment zu weit vor, eine dreyfach stärkere Uebermacht sprengte eine Schwadron davon auseinander, und schon war eine halbe Batterie, welche durch das Werfen der Cavallerie entblößt worden, in den Händen des Feindes. Dies Ereigniß brachte hin und wieder einige Muthlosigkeit hervor, und schon ward das Vorrücken und der Angriff unserer Truppen matter. Auf die Nachricht davon sprengte Gneisenau nach der Avantgarde. Er zog das Mecklenburgsche Husaren-Regiment und noch einige andere Cavallerieregimenter heran, ermunterte die Landwehr-Bataillons, die er gebildet, zur Tapferkeit und ordnete einen neuen Angriff. Marsch, marsch, schmetterte die Trompete, vorwärts, vorwärts, hurrah, hurrah, — alles stürmte voran, und in einer Viertelstunde war das Zentrum des Feindes durchbrochen und in einer völligen Flucht. Der Feind ließ Canonen und alles im Stich. So ward er getrieben bis an die Kazbach. Auf den Flügeln that er noch einigen Widerstand, zog sich aber auch da bald zurük. Die Franzosen haben sich nicht sonderlich geschlagen. Zwar hatten sie die Fassung, unsere stürmenden Colonnen bis auf 10 Schritte herankommen zu lassen, ehe sie Feuer gaben. Nach der ersten Salve kehrten sie aber gleich um. Die Zahl der Toten ist auf beyden Seiten verhältnismäßig nicht groß gewesen. Denn kleines Gewehrfeuer fand wegen des anhaltenden Regens und der allgemeinen Nässe nicht statt. Wer todt auf dem Platze lag, war entweder durch Canonenkugeln erschossen oder von der Cavallerie niedergehauen. Desto größer war aber die Zahl der Verwundeten. Am Tage der Schlacht wurden zwischen 30 bis 40 Canonen genommen und über 1000 Gefangene gemacht. Noch immer werden Gefangene eingebracht. In der Schlacht selbst nahm man auch einige dreyßig Munitionswagen; diesen Morgen wurden noch 63 Bagage- und Munitionswagen genommen. Die Russen haben auf das thätigste zum Siege mitgewirkt, sowohl durch zwekmäßige Anordnungen ihrer Feldherren als durch die Tapferkeit ihrer Truppen. Cosaken vom Sackenschen Corps haben die reitende Artillerie des Feindes angegriffen, die Artilleristen niedergestochen und die Canonen genommen.

Das Gefühl einer gewonnenen Schlacht, ich wüßte [nicht], mit welchem es zu vergleichen wäre. Es war das fürchterlichste Wetter am Tage der Schlacht. Schon den Tag vorher Regen, den Tag selbst ein unaufhörliches Gießen vom frühen Morgen an. Ehe der Angriff begann, waren die Truppen durch und durch naß und hatten außerdem den ganzen Tag noch nichts gegessen. Die Colonnen waren ganz stumm, keiner redete zum andern. Besonders fiel mir ein Detachement freiwilliger Jäger auf, von Regen und Dreck ganz unkenndtlich, in gespannter Erwartung, ohne äußere Bewegung. Als aber die Schlacht sich zum Siege neigte, was war das für ein jauchzendes Geschrey! Ein Trupp Soldaten brachte einige hundert Gefangene vom rechten Flügel des Yorckschen Corps her. Die Leute waren außer sich. Wir fragten sie: von welchem Regiment. Wir sind Brandenburger, vom 2ten Brandenburgischen Regiment, er-

Digitized by Google

widerten sie voll Erhebung. Jeder von ihnen wollte nun die Gefangenen zeigen, die er gemacht habe, und mit Umständlichkeit erzählen, wie es dabey zugegangen sey. Kam Blücher an einer Colonne vorbei, so schrie ihm alles: Hoer', Vater Blücher, heute geht's gut. Nach der Schlacht brachte das ganze Heer Blücher und Yorck ein Vivat.

Recht oft standen mir die Thränen in den Augen, wenn ich die freudige Begeisterung des gemeinen Mannes wahrnahm; er wußte sich gar nicht darein zu finden, nach so vielen Anstrengungen und Opfern, die er bis dahin täglich ohne Erfolg gebracht hat, nun einmal die Freude des Sieges zu empfinden. Gneisenau hat viel Feldherrntalent entwikelt, Blücher recht brav gethan, überhaupt jedermann seine Schuldigkeit erfüllt. Ich habe von Anfang bis Ende die Schlacht an der Seite von Gneisenau mitgemacht und mit ziemlich vollständiger Uebersicht das Ganze beobachtet. Wo ich mich befand, ward niemand getötet. Nur einer Ordonnanz ward von einer Canonenkugel ein Arm zerschmettert, und dem Obristen und Generaladjutanten Grafen v. Golz ein Pferd unter dem Leibe erschossen.

Sey, liebe Amalie, wegen meiner Gesundheit ganz unbesorgt. Kaum hätt' ich mir zugetraut soviel aushalten zu können, als ich nun über mich die Erfahrung mache. Die Reise von Berlin ins Hauptquartier hab' ich in offenem Wagen gemacht und nur eine Nacht in Breslau ausgeruht. Die ersten fünf Tage, die ich mit dem Hauptquartier zubrachte, kam ich gar nicht aus den Kleidern und ruhte nur die Nächte auf der Streu aus. Am Tage der Schlacht war ich den ganzen Tag in durch und durch nassen Kleidern, und ich zog mir weder Schnupfen noch eine andre Verkältung zu. Ein Reuter bin [ich], der sich sehen lassen darf, ohne sich zu schämen. Wegen der unaufhörlichen Bewegung und Veränderung des Hauptquartiers muß man, wenn man ihm folgen will, schlechterdings beritten seyn. Ich kaufte mir daher noch am Tage meiner Ankunft ein Pferd vom Lieutenant v. Scharnhorst, und dieser Gaul, eben nicht fein und zierlich, aber stark und dauerhaft, hat mich im Trabb und Galopp durch die bisherigen Fährlichkeiten sicher und wohlbehalten herumgetragen. Nach der Schlacht bin ich hieher gereist, um mir ein zweites Pferd für einen Knecht anzuschaffen und meine Ausrüstung, soweit die Nothdurft fordert, zu bewirken. Der tuchene Kragen, den Du mir für den Landsturm angeschafft hast, hat sich unsterblich um mich verdient gemacht; zur Auszeichnung lasse ich ihn hier mit der Ehrendecoration eines schwarz manchesternen Vorstoßes versehen. Meiner schmucken Litewka sieht man die Campagne schon recht tüchtig an. An die Bedeckung des Chaco gewöhnt sich mein Kopf, der am liebsten im bloßen ist, sehr schwer.

Ich wäre ganz zufrieden, wenn ich nur ein rechtes Stück Arbeit hier zu thun fände. Allgemein bin ich auf Arbeiten des Generalstaabes angewiesen und werde wohl künftig auch Adjutantendienste bey Gneisenau thun. Ich muß aber doch das Meiste noch näher kennen lernen, dann werde ich mir schon einen Fleck herausschneiden, der mir paßt und dem ich passe. Immer denke ich aber,

Digitized by Google

wie Du einst mit Deiner Puppe: wenn ich nur meine Amalie und meinen Herrmann aus der Tasche ziehen, sie von Zeit zu Zeit anschauen und abküssen und dann wieder in Sicherheit bringen könnte. Schreibe mir ja bald. Außer der addresse, die ich Dir schon gegeben habe, kannst Du Deine Briefe auch so überschreiben:

An den K G Rath Eichhorn, zur Zeit Volont. Officier commandirt zum Generalstaab des Herrn General v. Blücher im Hauptquartier des v. Blücherschen Armée-Corps, p. Breslau (bei dem Herrn General v. Gneisenau zu erfragen).

Grüße Vater, Mutter und Geschwister, die liebe Tante, Schleyermacher, welchem Du diesen Brief mittheilen kannst, und alle Freunde, die meiner gedenken.

Dein treuer

F. Eichhorn.

Amalie an Eichhorn

Berlin. Donnerstag Abends den 2ten Sept. 1813.

Keine Zeilen von Dir, nicht wissend, wo Du seiest, was und wie, lebe ich so gut ich vermag, wozu mir Gott Kraft schenkt. Schmalzens[1]) ließen mir sagen, daß H. v. Scharnhorst, der hierdurch als Courier ging, Dich gesund im Blücherschen Hauptquartier gesehen habe. Diese einzige Nachricht seit beinahe 14 Tagen ist Trost für mein beklommenes Herz. Beständig denke ich an Dich. Noch eben jetzt ruhte ich auf dem Sopha, ich wollte schreiben und konnte wieder nicht aus bangen Ahnungen, da überschüttete mich sanft die rosenfarbene Hoffnung. Es war vor meinem Geiste ein liebliches Bild: Du seiest glücklich und gedächtest meiner ebenso als ich in Liebe. Mit dieser freundlichen Erscheinung erhob ich mich wieder, hatte ich wieder Lust zu schreiben. Ich bin wohl, mein bester, bester Eichhorn, sehe auch recht wohl aus und mache mir Zerstreuung aller Art. Ich sinne recht darauf, mir das Leben zu erheitern, mich abzuziehen von trüben Gedanken, weil Du es so willst, weil Dir das Freude macht. Doch all mein Bemühen würde mir nichts helfen, hätte ich nicht meinen rettenden Engel, meinen Hermann. Soll ich Dir viel von ihm schreiben, darf ich wohl, ohne Dich bewegt zu machen? O ich muß seinem Vater von ihm vorschwatzen. Seit Deinem Wegsein hat er schon wieder merklich zugenommen, körperlich und geistig. Wie entwickelt sich seine Geistigkeit so wünschenswerth, und dabei wird er immer hübscher. Sein Auge immer glänzender, seine Gesichtszüge immer regelmäßiger, sein Fleisch derb und doch durchsichtig, klar und zart. Wie kräftig er ist! Er reißt, zerrt einem Alles fort, wirft es auf die Erde und wieder hin, arbeitet darnach mit Arm und Bein etwas zu erlangen, schreiet auch wohl, wenn er es nicht gleich erhält (wie die Großen), kräht, plaudert, jauchzt, sieht listig, schelmisch aus, dann wieder so gutmütig, lieblich. Mich kennt er, und begrüßt mich mit dem süßesten Lächeln. Heute Abend legte ich ihn ins Bettchen, er

[1]) Schmalz, der erste Rektor der Berliner Universität, Schwager von Scharnhorst.

Digitized by Google

mochte erst nicht schlafen, strampelte mit seinen Beinchen das Deckbette fort, zappelte mit den Aermchen, lachte laut und sah seelenvergnügt wie ein kleiner Liebesgott mir in die Augen. Nein, ich kann dann nicht traurig sein, ich kann dann nur mich seelig preisen, nur Gott danken für dieses Kleinod, nur ihn anflehen um seine Erhaltung. Das thue ich auch, doch das wehmüthige Gefühl, Du müßtest diese Wonne entbehren, ich habe sie nicht mit Dir, dem über Alles Geliebten, schweigt nicht. In meinem Busen schweigt es nicht, aber selten nur, glaube mir, spricht es sich aus, denn es wird gleich von der höheren Ansicht, von der einen Ueberzeugung, es darf, es kann und muß nicht anders sein, jetzt in dieser Rettungs Zeit für ganze Geschlechter müssen Einzelne untergehen oder doch entbehren, mein Eichhorn mußte fort, er that recht, diese Gedanken und Ueberzeugungen überstimmen das Gefühl, und lassen es nicht bis zu eigentlichem Gram kommen. Auch das, wenn ich denke, Du lebst ja noch, Du liebst mich, Du denkst so oft mit Sehnsucht an mich, ich habe ein so theures Herz, das mein ist, diesem werde ich frohlockend einst das geliebte Kind zuführen — das sind alles liebliche Bilder, aber wie, wie leben ohne diese, in dumpfer Ahnung, oder wenn sie gar nicht mehr da sein kann, wenn's wahr ist — ohne Dich, dasein, immer — ich sehe Dich aber wieder.

Am Montage war ein rechter Freudentag in Berlin: die Schlacht bei der Katzbach so siegreich, ward uns verkündigt, ebenso die glorreiche Affaire bei Belzig.[1]) Jetzt aber ist alles so still! Vor Dresden wird es noch blutig hergehen, da bist Du nun auch wohl? Die Stürmung des Lagers von Pirna[2]) ist ein vortrefflicher Coup, doch fangen schon einige an daran zu zweifeln. Stülpnagel schreibt seiner Frau, daß sie den Herrn Davoust in Schwerin eingeschlossen haben, alle seine zärtlichen Briefe an die Frau auffangen, und er ihnen hoffentlich nicht entgehen soll. Die Sachen fangen sehr gut an! Nun hat alles Glauben, auch die Schwächsten haben ihn! Das ist nun erst recht schwach, das ist kein Glaube, wenn ich schaue, und wie werden sie wieder trostlos sein, wenn sie nicht mehr schauen! Mir däucht, das kann auch wieder kommen, überhaupt ist mir die kindische Sicherheit, diese gedankenlose Zuversicht sehr zuwider, man nimmt sie jetzt viel wahr: doch öffentlich nicht, denn kein Tedeum ist gesungen worden, man meint, das sei des K[ron] P.[rinzen] von Schweden Wille. Ueberhaupt dieser nimmt sich gut, Er hat dem G. St. Sack ein sehr derbes, drohendes Schreiben in Hinsicht der Verpflegung der Armee zukommen lassen. Pochhammer[3]) ist gleich nach dem Gefecht bei Belzig hergeschickt worden. Er erzählt viel: Grollmann[4]) soll sich herrlich genommen haben: kalt, ent-

[1]) Bekannter unter dem Namen: Gefecht von Hagelberg, am 27. August.

[2]) Die „Spenersche Zeitung" hatte fälschlich gemeldet, Wittgenstein habe am 24. August das Lager von Pirna genommen.

[3]) Justizkommissar und Landwehrkapitän, erwähnt bei Hüser, a. a. O., S. 128.

[4]) Wilhelm Heinrich v. Grolmann, der jüngere Bruder von Kleists Generalstabschef, geb. 1781, damals Kammergerichtsrat, Major im 4. kurmärkischen Landwehr-Infanterieregiment, später Chefpräsident des Kammergerichts, gest. 1856.

Digitized by Google

schlossen, brav. Doch wären sie verloren gewesen, wenn Marwitz mit seiner Brigade nicht den Ausschlag gegeben hätte. Du wirst wissen, daß Quistorp, Busch, Kühnau, Kandidat Riemann[1]) geblieben sind. Alles Bekannte auch von uns, Gottlob keiner von den Freunden. Reimer ist gesund. Ach mein Gott, diese Bangigkeiten, diese Schmerzen der Familie, es ist doch entsetzlich. Nur ein solcher Krieg wie dieser darf nur da sein. Krieg ist entsetzlich. Die Lazarethe hier liefern davon fürchterliche Beweise. Gewiß es gehört schon ein hoher Grad von Haltung der Seele dazu hierbei im Gleichgewicht zu bleiben, bei all dem gegenwärtigen Greuel den einen nur wirksamen Gesichtspunkt im Auge haltend, es ist zur Rettung für tausend, abermal tausend, millionen Seelen, daß diese hundert und Tausende dahin sinken, daß jene Tausende ihr ganzes Leben vertrauern, in Gram sich verzehren, daß dieses Klagegestön, dieser Jammer jetzt da ist. Es ist dieses Uebel ein nothwendiges in der moralischen Welt, wie der Sturm des Gewitters in der physischen. Die gute Mine sagte auch neulich sehr richtig: man zählt so oft die Summe von Unglück auf, sollte man einmal die des in dieser Zeit sich zeigenden Guten zusammenziehen, wer weiß, welche größer sei! — Solche Ansichten stärken; wer dabei ohne Schmerzen des Herzens lebt, ohne Trennung, ohne Sorge für das theuerste Leben, der kann völlig durch sie getröstet werden, aber es ist erlaubt, daß die Armen, die ihr Alles, ihr höchstes Gut in Gefahr sehn, dann und wann schwach werden, straucheln und hinsinken möchten. Auch Du verzeihst das, guter, lieber, starker Mann.

In Berlin ist Alles schon wieder äußerlich recht Friede, das schöne Wetter, was endlich erscheint, lockt alles heraus, die freie Luft zu athmen, auch die im moralischen Sinn: denn jetzt hat das preußische Gebiet keine Franzosen als Gefangene in sich. Zu welch einer Masse von Begebenheiten bist Du, mein Theurer, grade in's Hauptquartier angelangt und wie ich hoffe noch immer dort. Alle Menschen sagen, Du müßtest zum Besten des Staates nicht mit dem Arm handeln, sondern mit dem Kopf und Deinem großen Herzen. Dein Arm ist ja nur schwach. O, wüßte ich doch nur erst Deine Bestimmung, fiele sie nach meinem Wunsche aus! Der Drang von wichtigen Ereignissen, Deine eigene Thätigkeit dabei und vielleicht der unrichtige Abgang der Posten ist Schuld, daß ich ohne Deine eigne, schriftliche Nachricht leben muß. Ich bitte Dich recht sehr, mein Geliebter, ergreife jede Gelegenheit, mir wenn auch nur 2 Worte zukommen zu lassen.

Willst Du von meinem Leben noch wissen? Es ist so angenehm, als es nur sein kann. In dem Umgang mit Freunden, mit der Familie, in der Einsamkeit, überall, überall bist Du mir gegenwärtig, ist Deine Liebe Balsam für mein Gemüth. Da von Deinen Freunden doch fast jeder entfernt ist, so bin

---

[1]) Quistorp war Hauptmann, Kühnau und Riemann Leutnants im 2. Bataillon der 3. kurmärkischen Landwehrbrigade. Auf den Philologen Kühnau bringt die „Spenersche Zeitung" vom 4. September 1813 einen ausführlichen Nachruf. Alle drei fielen bei Hagelberg. Ueber Busch vermag ich nichts zu ermitteln.

Digitized by Google

auch ich ganz von diesem Kreise abgeschnitten, und wenn dies auch nicht wäre, Freunde sind doch nie Geschwister und Eltern. Das fühle ich mit dankbarer Rührung. Diese Theilnahme, dieses ganze Mit Leben und Mit Empfinden der Meinen ist etwas Köstliches. Ich habe es so eingerichtet, daß 2 der Schwestern jede Woche bei mir essen, und ich 2 mal nachmittags zu den Eltern gehe. Gestern aßen Lotte und Fritz bei mir eine schöne Gans, dann hatte ich die Stülpnagel mit ihren Kindern aufgefordert mit mir zu Kempfer's[1]) im Thiergarten zu gehen, das war recht sehr hübsch. Mein Junge ist dann mein Stolz vor der Welt. Ja, ich muß Dir gestehen, ich fange an eitel auf ihn zu werden, überhaupt freuet es mich, daß ich noch nicht häßlich bin, und doch einen hübschen Jungen habe.

Weiter in meiner Erzählung: Vor einigen Tagen habe ich auch eine Spazierfahrt mit den Eltern und Geschwistern gemacht, es war Feuer über den Blücherschen Sieg. Auch denke ich in diesen warmen Tagen, die auch bald vorüber sein werden, Einigen Natur Genuß mir noch zu verschaffen. Zur Korben,[2]) obgleich sie mich sehr einladet, reise ich nicht; theils weil ich dort Deine Briefe noch später empfange, es zu einsam ist und die Zeit des Aufenthaltes wegen meines Ausziehens doch nur kurz sein dürfte. Mein früherer Brief sagt Dir, daß ich die Romanussche Wohnung habe und recht zufrieden darüber bin. Mit der Stülpnagel sehe ich mich am Meisten. Schleiermachers haben sich noch nicht um mich bekümmert, Scheel[3]) hat mich 2 mal besuchen wollen und mich nicht gefunden. Ich habe ihm geschrieben. So viel zu viel mir sonst der Herren waren, so wenig habe ich sie jetzt. So geht's einem, wenn man spröde ist. Aber wart' nur, ich forsche danach einen zu erlangen. Es ist nehmlich mein Vorsatz, wenn Einer unsrer Bekannten unterm Militair blessirt sei und kein Obdach hätte, ihn bei mir zu verpflegen. Am liebsten wäre mir Heimburg, doch leider weiß ich gar nichts von diesem Vortrefflichen, und da ich sein Regiment nicht weiß kann ich mich auch nicht nach ihm erkundigen. Fällt er, so ist ein stilles, großes Verdienst unbemerkt dahin. Von Henriette[4]) habe ich einen sehr hübschen Brief aus Reinerz. Sie werden bald wieder zu dem stark mitgenommenen Liegnitz zurückkehren. Es ist mir sehr interessant, daß Jette alle die Menschen kennen lernt, mit denen wir hier am liebsten umgingen, und die Dich alle so lieben. Sie selbst ist sehr erfreut darüber, es kommen ihr ganz neue Begriffe ein, und auch ihrem Mann ist ein solcher Umgang sehr wohlthätig. Savigny's halten sich auch jetzt in Reinerz auf.

---

[1]) Beliebtes Restaurant am heutigen Kemperplatz.

[2]) Frau Korbe in Blankenburg, eine Freundin von Amalie.

[3]) Friedrich v. Scheele, der in diesen Briefen immer als Scheel erscheint, war auch einer der entschlossensten Franzosenfeinde und auf diese Weise wohl mit Eichhorn in Berührung gekommen. Er war in westfälischen Diensten gewesen, dann als verdächtig entlassen worden (vgl. Steffens, a. a. O., Bd. 6 und Arndt, a. a. O., S. 193).

[4]) Amalies Schwester Friederike Henriette, verheiratet mit dem Geh. Regierungsrat Erbkam.

Digitized by Google

Am 4ten Sept. 13.

Hier, mein theurer Eichhorn, bei den Eltern (des Vaters Geburtstag) empfange ich durch meinen mit Blumen bekränzten Hermann Deine Briefe. Die Backen glühen mir vor Freude, vor Empfindung. Du schreibst mir vom 20ten und 25ten, bist bei Gefechten gewesen, aber den 26ten war ja erst die Schlacht bei der Katzbach. Ich nehme die Nachricht durch Scharnhorst, daß Du gesund seiest, als eine solche nach dieser Schlacht an. Warum solltest Du auch wieder dabei gewesen sein. O laß doch den Gedanken mit dem Feldregiment fort, wahrhaftig, Du wirkst mehr an einer anderen Stelle; überhaupt nicht für's Militair — nun was spreche ich. — Du schreibst nicht, ob Du zu Fuße oder zu Pferde bei den Gefechten gewesen bist, und auf welche Art nützlich. Heute ist von neuem Freude über den glänzenden Sieg, da man nun das Officielle weiß. Der Vater freuet sich sehr, daß es an seinem Geburtstage bekannt wird. Dieser Tag ist wieder recht schön. Alle vorangegangenen schönen Festtage stehen vor meiner Seele, sie ist sehr bewegt. Du, mit Deiner weichen Seele leidest auch durch die Greuel des Krieges — o! Friede, — wahrer Friede, wie willkommen! Die Oestreicher sollen geschlagen sein, heißt das Gerücht heute, aber es mag wohl nicht wahr sein. Die Familie ist heute zusammen bei den Eltern vereinigt, wir aßen im Garten wie am Verlobungstage. Ueber's Jahr sind wir wieder zusammen! Müller[1]) war auch hier. Er und Alle andern lassen Dich vielmals grüßen, besonders die Schwestern. Lebe wohl, Du treue Seele! Schreib mir recht oft. Dieß ist der 5te Brief, den ich Dir zuschicke, ich hoffe, sie kommen Dir alle zu Händen. Lebe, Lebe wohl! Amalie.

11 Tage sind Deine Briefe unterwegs gewesen: der Armeebericht, den Du schickst, ist hier schon lange bekannt.

Amalie an Eichhorn

Berlin am 6ten Sept 1813

So gebe Gott mir nur immer den kindlichen, fast kindischen Glauben, er werde das Band zweier Seelen wie die Unsern nicht trennen! Weiter kann ich nichts denken, nichts fühlen, nichts mehr hoffen. Nach Deinem letzten Briefe, Geliebter, ist nun die Gewißheit da, Du bist Soldat, Du gehst in die Schlacht, ein Augenblick kann das theuerste Dasein vernichten. Bis zu diesen Briefen träumte ich noch, es werde nicht dahin kommen, die Menschen würden den wahren Vortheil für die große Sache verstehen, und Dich zu etwas Anderm gebrauchen, dem Du Deine vollen Kräfte weihen kannst, da es hier doch nur Stückwerk sein kann, jeder der Arm und Bein hat Dich besser ersetzt, indessen in anderm Fache Alles verdorben wird, was Du erhalten könntest. So sagen alle Freunde. O ich schelte Dich nicht, Du Theurer! Du kannst wohl jetzt nicht anders, aber daß sie es dahin kommen ließen. Nur binde Dich ja nicht, Geliebter, den Gedanken mit einem Feldregiment laß ja fahren, das wäre gewiß nicht recht. Und

[1]) Kollege Eichhorns am Kammergericht.

Digitized by Google

versprachst Du mir nicht einmal, eine Schlacht wolltest Du mitmachen und dann wieder abgehen vom Militair? Du wirst recht über mich lachen, aber nicht zürnen.

Diesen Brief sollst Du durch Hueser empfangen, und da dieß vielleicht lange dauert, schreibe ich Dir auch noch Einen morgen mit der Post. Wenn ich alle Nächte schliefe, wäre ich ganz wohl. Meine Ruhe ist noch nicht fest gegründet: einsam ist mein Herz geängstiget, und immer kann man doch nicht zerstreut sein, und das macht mir auch Unruhe, das Beste thut immer mein herrliches Kind, von dem ich Dir im letzten Briefe viel geschrieben habe. Ich hatte nicht den Glauben, daß Du bei der Schlacht gewesen sein würdest, daher war ich ohne Angst, als ich von ihr erfuhr, auch bekam ich ja gleich die Nachricht Deines Wohlseins von H. v. Scharnhorst, sonst freilich hätte ich wohl Bangigkeit gehabt — ach! mehr als das.

Deine Erzählung der Katzbacher Schlacht ist höchst interessant, es wird davon im Correspondenten gelesen werden. Du reitest! ach mein Lieber! das ist einmal geglückt, aber Du kannst es unmöglich verstehen in allen Fällen, da Du gar nicht geübt bist, doch freilich, Du kannst Vieles, was Du willst, und Gott, Gott wird Dich beschützen. Wie oft erflehe ich das zu ihm, wenn ich Abends den Sternenhimmel anschaue, unwillkührlich ertönt mein Gebet laut in der öden Einsamkeit. Doch bin ich mir immer noch selbst ein Räthsel, wie ich diese Trennung noch so ertrage! Ich fühle es, die Nothwendigkeit, die eigne Ueberzeugung, Du kannst jetzt nicht ruhig an meiner Seite leben, Du darfst nicht, ist kräftig — aber Soldat! Du, mein theuerstes Herz, und auch mein Karl. Ach, man kommt jetzt aus den Bewegungen des Gemüths gar nicht heraus. Eins drängt das Andere! Das Oeffentliche, das Besondere, eine Quelle von Sorge, Freude, wiederum Angst. So kann es lange nicht bleiben! Es ist unmöglich. Ueberall Risse, schmerzliche, im Familien Glück, Auflösung aller schönen Bande, wo ist die Hand, die wieder knüpft und ordnet? Sie ist da, aber werden wir sie wieder freudig küssen? Moreaus[1]) Unglück, des Edlen, hat Alles tief erschüttert, ich war ganz weg gestern darüber. Wie wird der Teufel triumphiren; aber warum sind solche Menschen in einer solchen Gefahr. Das ist und bleibt falsch, unrecht. Du erwähnst in Deinem Bericht über die Schlacht keines bedeutenden Verlustes, auch keine Deiner Bekannten und Freunde, aber das kann und wird kommen, Geliebter! wir werden noch einige Freunde zu betrauern haben, es geht so blutig her! aber Gott Lob! ein herrlicher Anfang. Weißt Du nichts von Karl? Es freut mich, daß der Kragen Dir gut gethan, nun

[1]) Moreau, der ja seit seiner Verschwörung gegen Napoleon aus Frankreich verbannt war, hatte sich den Verbündeten zur Verfügung gestellt und war aus Amerika wieder zurückgekehrt. Bei Dresden wurde er, bevor er noch Gelegenheit gehabt hatte, sich irgendwie in größerem Maßstab zu betätigen, tödlich verwundet. Sein Tod rief im ersten Augenblick überall in Deutschland einen gewaltigen Eindruck hervor. Sehr bald aber überwog die Stimmung, daß das Schicksal Deutschland seine Befreiung aus eigner Kraft, nicht durch die Leistung eines Franzosen erkämpfen lassen wolle.

Digitized by Google

haſt Du doch auch einen Mantel? Du ſagſt, Deiner Geſundheit habe alles Ungemach nicht geſchadet, aber liebſter Freund, Du ſchreibſt am andern Tage, da kann noch der Schnupfen uſw. kommen, doch denke ich nicht. Hermann jauchzt und kräht hier neben mir. Amalie.

Hier ſchicke ich Dir Deine Pantoffeln, die Du nicht verſchmähen ſollſt. Gott befohlen, Du Herrlicher! —

Amalie an Eichhorn

Berlin am 7ten Sept. 1813.

Geſtern ſchrieb ich Dir einen Brief, den H. v. Hueſer Dir bringen wird. Er reiſt aber erſt morgen fort, bleibt über 8 Tage unterwegs, alſo ſchreibe ich Dir heute außerdem mit der Poſt. Die Antwort auf Deinen letzten intereſſanten Bericht der ſiegreichen Schlacht bei der Katzbach findeſt Du in dem erwähnten Briefe. Geliebter, ſchreib mir ja immer gleich nach einem Gefecht, auch wenn Du bleſſirt biſt, kannſt Du nicht, ſo muß es dann ein andrer thun. Gott Lob, meine Fantaſie iſt jetzt mehr mit der heitern Vorſtellung, Du ſeieſt wohlauf, wir werden uns wiederſehen, beſchäftiget, aber wenn dann ſolche Nachrichten von Schlachten u. dgl. kommen, dann ſtürmt auch alles über ſie her, um ſie in ſchwarze Vorſtellungen zu hüllen. Doch ſo arg iſt's auch nicht. Es ſagte mir neulich die Simon ſo ganz oberflächlich: Sie müſſen auch an die Vorſehung denken. Da mußte ich lächeln, ich fühlte tief, daß dieſe Freundin nicht wußte, was mich hält. Mein kleiner Junge muß wohl die Zähne bald bekommen, er iſt nicht ſo munter als ſonſt, aber immer dick und ſtemmig. Ich und alle Verwandten und Freunde befinden ſich wohl. Ich gehe ſehr viel aus, und habe viel angenehme Zerſtreuung. Geſtern waren wir Geſchwiſter alle in Moabit recht vergnügt; heute Mittag eſſe ich bei den guten Simons, denen ich Deinen Brief mittheilen werde. Hernach gehe ich zu den Eltern, dann wieder zu Hauſe, bringe mein Jüngelchen ins Bett, gedenke Deiner und lege mich zur Ruhe. Ich fühle, daß die Spannung der großen Zeit viel Erleichterung giebt, das perſönliche Bittre zu ertragen. Man wird getrieben von einem zum Andern. Von Freude zur Sorge. Von der Hoffnung zur Furcht.

Hueſer war eben bei mir und ſagte mir, daß die Franzoſen ſchon wieder näher an Berlin wären,[1]) man hat wieder Wagen requirirt um Bleſſirte zu holen, auch hörte man geſtern immer fort ſchießen. —

Gleich am Sonntag, nachdem ich Deinen Brief erhalten, ging ich zu Schleiermachers heraus und zeigte ihm denſelben. Ich mußte ihm Vieles aufſchreiben für die Zeitung.[2]) Noch iſt aber nichts drin erſchienen. Er war ſehr betrübt

---

[1]) Neys Anmarſch, der aber bereits am 6. bei Dennewitz aufgehalten worden war.

[2]) Schleiermacher hat von Juni bis 1. Oktober 1813 den von ihm und Niebuhr in Reimers Verlag gegründeten „Preußiſchen Correſpondenten" redigiert. Die näheren Einzelheiten über dieſe intereſſante Zeitung bei H. Dreyhaus: Der „Preußiſche Correſpondent" von 1813/14 und der Anteil ſeiner Gründer Niebuhr und Schleiermacher, Forſchungen zur

Digitized by Google

über Moreau. Das glückliche Gefecht der vereinigten großen Arméen ist theuer erkauft. Auch heißt, es sei nur halb gut gemacht, was vorher schlimm gewesen ist; aber Vandamme gefangen, ist vortrefflich.

Deine Sammelsie muß Dir alles durcheinander vorschwatzen: Ich habe die Bemerkung gemacht, daß wenn man im höchsten Grade Alles leisten will, man in Fehler verfällt, die einem selbst ganz zuwider sind, und die man oft so gerügt hat. So gehts Reimer. Alle mögliche elende Kunstgriffe gebraucht jetzt seine Buchhandlung, um sich, vorzüglich den Correspondenten zu erhalten: er ist aber dennoch so mangelhaft, daß es nicht lange damit dauern kann. Oft kommt er nicht zur rechten Zeit heraus, oder gar nicht, dann werden Extrablätter angezeigt, die nichts enthalten u. dgl. mehr. Das thut immer leid und, däucht mir, ist doch immer die Folge einer Schuld. Ging Reimer fort, so mußte er früh schon Alles thun, daß so etwas nicht geschehe, aber er hat eigentlich gar nicht gesorgt, und sein guter Ruf leidet dadurch. — Mein lieber Eichhorn hat aber recht für seine Amalie gesorgt, doch Eins hat er noch vergessen. Man will mir nehmlich das Gehalt nicht verabfolgen, ohne eine Anweisung dazu von Dir, im Monat September selbst geschrieben, als Beweis, daß Du noch in diesem Viertel Jahr lebst. Beliz wird sorgen, daß ich das Gehalt empfange, es wird für einen Monat bezahlt, doch ist immer Deine Anweisung noch nöthig. Sei also so gut mir diese zu schicken. Ich will jetzt zu Simons gehen und diese Zeilen bei den Eltern schließen. —

Bei Simons hörte ich, daß Wilhelm Roeder[1]) geblieben sei und der Major Grollmann schwer verwundet. Immer ist man wieder von Neuem durch so etwas tief erschüttert, und doch ist die Zeit ein Schlacht Messer. —

Wir waren recht angenehm bei Simon's, tranken auch Deine Gesundheit. Von Karl haben wir wieder gar keine Nachricht. Ich bin für ihn sehr besorgt. Die Eltern aber dießmal weniger, sie glauben, die Garden werden nicht so leicht vorkommen. Wenn Du diesen Brief erhältst, wer weiß was da wieder vorgefallen ist. Die Eltern und Geschwister, alle Freunde lassen Dich tausendmal grüßen. Dein Brief wird mit vielem Interesse gelesen. Heute ist alles wieder recht dunkel mit der großen Sache — Es ist ein ewiges Blutvergießen und kein Terrain gewonnen, kein wahrer Vortheil noch nicht. Ach welch ein harter Kampf! Und ist es nicht, als sollten die stärksten und kräftigsten von Napoleons Feinden dahin geopfert werden, sie sollen nicht die Folgen ihrer unermüdlichen großen Anstrengungen erfahren, sie, die eigentlichen Kämpfer für die gute Sache.

Brand.-Preußischen Geschichte, Bd. 22, 2, S. 55—126, und bei P. Czygan: Zur Geschichte der Tagesliteratur während der Freiheitskriege, Leipzig 1911, Bd. 1, S. 262—276. Die Klagen, die Amalie gleich weiter unten über die Leistungen des Correspondenten vorbringt, wurden von allen Seiten erhoben.

[1]) Wilhelm v. Roeder, Major im Stabe Kleists, gefallen bei Kulm am 30. August. Ueber ihn und seine zum Teil später ebenfalls erwähnten Brüder vgl. „Standhaft und treu"; Karl v. Roeder und seine Brüder in Preußens Kämpfen von 1806—1815, auf Grund hinterlassener Aufzeichnungen herausgegeben von Maximilian Schultze, Berlin 1912.

Digitized by Google

Hernach haben die andern leichtes Spiel und das Glück. So war es immer in der Geschichte.

Mein geliebter, theurer Eichhorn — gedenke meiner in Liebe als Deine starke, aber Dich heißliebende, ferne Amalie.

(Fortsetzung folgt)

Gedanken über Staatengemeinschaft

Von

Dr. S. van Houten, holländischer Minister a. D.

Anmerkung der Redaktion. Es wird für unsre Leser von Interesse sein, einen der angesehensten und aufrichtigsten Vorkämpfer internationaler friedlicher Verständigung sich zu diesem Gegenstand, dem er seine ganze Kraft widmet, äußern zu hören. Wir glaubten deshalb, seine Ausführungen unverkürzt und unabgeschwächt bringen zu sollen, auch in Punkten, wo wir Deutschen Bedenken und Widerspruch nicht unterdrücken können. So z. B. in betreff des über die Kampfmittel der Flugzeuge Gesagten. Wenn der merkwürdige Friedensapostel d'Estournelles de Constant sich gegen ein Verbot, Explosivstoffe aus Flugzeugen oder Luftschiffen zu werfen, aussprach, so ist der Grund ganz klar: damals glaubten die Franzosen den Vorrang in der Beherrschung der Luft zu besitzen. Anderseits darf man vielleicht dem verehrten Verfasser des vorliegenden Aufsatzes die Frage zur Erwägung anheimgeben: Wenn dem tapfern kleinen Volk, dem er angehört, noch einmal, wie in den ruhmvoll bestandenen Freiheitskämpfen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, der Verlust seiner Freiheit drohte und ihre einzige Rettung in einer rücksichtslosen Führung des Luftkrieges bestände — würde Holland sich einen Augenblick von der Anwendung dieses Kampfmittels abhalten lassen durch internationale Abmachungen, die im Frieden am grünen Tisch getroffen wurden? — Und ist etwa das Loslassen farbiger Horden gegen Weiße, trotz Herrn Spitteler, um einen Deut humaner und kulturfördernder als die Beschießung fester Plätze durch Zeppeline? — Auch die gewiß sehr maßvollen und nach Objektivität strebenden Ausführungen des Herrn Verfassers über den „Militarismus" werden in Deutschland nur die Ueberzeugung bestärken können, daß wirklich loyale und aufrichtige Friedensfreunde wie Herr van Houten selbst ihrer Sache am besten dadurch dienen werden, daß sie versuchen, bei ihrer praktischen wie propagandistischen Arbeit das Wort „Militarismus" und die Polemik gegen diesen außerordentlich schwankenden Begriff ganz zu vermeiden.

*

Der Zustand Europas vor dem Kriege hatte einige Reibungsflächen, doch keine Mißstände, die im Verhältnis ständen zu den Opfern an Gut und Blut, die man jetzt bringt, um ihn zu ändern. Somit war es nicht nur ein schöner, sondern auch ein ganz praktischer Gedanke, der Passy und Randal Cremer veranlaßte, im Jahre 1889 einen Aufruf an alle Parlamentarier zu richten, sich zu vereinigen zu einem ernsthaften Versuch der zivilisierten Staaten, etwaige Differenzen nicht mit den Waffen, sondern schiedsgerichtlich zu begleichen, und dafür eine ständige Einrichtung zu schaffen. Ihr Streben hatte Erfolg. Allmählich bildeten sich in so gut wie allen Volksvertretungen Abteilungen dieser

Digitized by Google

Vereinigung, mit mehr oder weniger Mitgliedern, je nach den lokalen Verhältnissen,[1]) deren Zahl Anfang 1912 auf 3640 gewachsen war, um allerdings im folgenden Jahre um 300 zurückzugehen, mutmaßlich größtenteils infolge von Nichtwiederwahl. (Rapport à la Conférence de la Haye, 1913, p. 11.)

Die Interparlamentarische Union war gewissermaßen eine Tochter der Friedensgesellschaften, und in den ersten Jahren hatten die erfahrenen Parlamentarier in ihrer Mitte immer damit zu tun, dem Unterschied zwischen beiden Geltung zu verschaffen. Für die Parlamentarier galt es, den nächsten Schritt zu einer dem Frieden dienenden Organisation der Staaten zu bewirken; den Geist der Völker in friedliche Richtung zu lenken und für weitere Schritte empfänglich zu machen, blieb die Aufgabe der Friedensvereine. So wurden die ersten Zusammenkünfte hauptsächlich der Ausarbeitung eines Schiedsgerichtsentwurfs gewidmet. Die Union war unter Führung des belgischen Senators Decamps gerade damit fertig, als die überraschende Initiative des russischen Zaren vom 24. August 1898 die Einberufung einer Friedenskonferenz veranlaßte, in deren Tagesordnung die von der Union so gut vorbereitete Arbeit von selbst aufgenommen wurde und dank dieser Vorarbeit als reife Frucht von der Konferenz angenommen werden konnte.

Seitdem fehlte der Union eine nächstliegende neue Aufgabe, auf welche sie praktisch ihre Kräfte konzentrieren konnte, und dadurch wurde sie wieder einer Friedensgesellschaft ähnlich, um so mehr, da die Friedenskonferenz selbst als Organ der Regierungen die berufene Stelle wurde, um das nächst Erreichbare in der Richtung nach einer zwischenstaatlichen Gemeinschaft zu formulieren. Die größere Hälfte der späteren Resolutionen der Union bringt demzufolge Wünsche an die Regierungskonferenzen zum Ausdruck.

Einige Resolutionen aber, und von diesen möchte ich hier sprechen, beziehen sich auf diese Konferenzen selbst und ihre weitere Ausbildung.

Gleich nach der ersten Konferenz wurde in Christiania schon der Wunsch ausgesprochen, daß weitere Konferenzen das Prinzip der ständigen Schiedsgerichte so voll wie möglich zur Geltung bringen möchten. Später wurde, insbesondere nach Anträgen des amerikanischen Senators Bartholdt, die Entwicklung der Interparlamentarischen Union und der Friedenskonferenzen in der Richtung einer internationalen gesetzgebenden Macht oder eines zwischenstaatlichen Parla-

[1]) Gewissermaßen spiegelt sich in dem Beitritt der Volksvertreter zu der Vereinigung der Geist der Völker wider. Als ich mit zwei Mitgliedern, die 1890 der Londoner Konferenz beigewohnt hatten, die Bildung einer Abteilung in die Hand nahm, traten unter Vorgang ihres Vorsitzenden van Naamen van Eemnes fast alle Mitglieder der holländischen Ersten Kammer und die große Majorität der Zweiten bei. Die Richtung der Vereinigung wurde ohne Parteiunterschied gleichmäßig gebilligt und der zugrunde liegenden Idee der Staatengemeinschaft im Prinzip von allen Parteien gehuldigt, was auch den Geist unsrer jetzigen Neutralität erklärt. Die Holländer sehen kein allgemeines Interesse der Staatengemeinschaft in irgendwelcher Machtverschiebung zugunsten oder zuungunsten einer der Parteien. In Gedanken gehören sie wenigstens seit einer Generation dieser friedlichen Staatengemeinschaft schon an und wünschen sie baldmöglichst wiederhergestellt zu sehen.

Digitized by Google

ments in Betracht gezogen und darüber ein im allgemeinen günstiger Bericht in London (1906) in Behandlung genommen. Das Hinarbeiten auf die Bildung einer solchen zentralen gesetzgebenden Macht fand aber nicht allgemein Beifall. Nach der Diskussion wurde nachfolgende enger gefaßte Resolution angenommen:

„Es sei empfehlenswert, den Haager Konferenzen einen regelmäßigeren Einfluß auf die Pazifikationsarbeit zu geben, und die Mächte sollten übereinkommen, den periodischen Zusammentritt dieser Konferenzen zustande zu bringen. Es sei praktisch, daß die Mächte bei der Ernennung ihren Vertretern in der zweiten Konferenz in deren Instruktionen die Pflicht auferlegten, Mittel zu finden, daß ein ständiger beratender Ausschuß mit der Kodifikation und Entwicklung des internationalen Rechts betraut werde" (Official Report, S. 116).

Als die Vorbereitung der dritten Konferenz in Aussicht stand, nahm die holländische Abteilung der Vereinigung diesen Faden wieder teilweise auf, und ich erhielt von ihr den Auftrag, bei der Vereinigung eine Resolution einzubringen, des Inhaltes, es solle für diese Konferenzen ein ständiges Organ gebildet werden, ohne daß der Charakter der Konferenzen als diplomatischer Konferenzen unabhängiger Staaten beeinträchtigt würde. Meinen Bericht findet man in dem Compte rendu der Versammlung zu Genf (1912), S. 131—135. Bei der Diskussion faßte ich den Inhalt kurz zusammen in der folgenden Rede (ebenda, S. 254—255):

„Im Auftrag der Holländischen Gruppe beantrage ich, einen Beschluß zu fassen über eine Sache von großer Wichtigkeit, nämlich die Organisation der Friedenskonferenzen der Regierungen. Der Antrag ist aber nur vorbereitend; er beschränkt sich auf die Aeußerung eines Wunsches bei unserm Konseil, eines Wunsches, dessen günstige Aufnahme, wie Sie wissen, im voraus gesichert ist.

„Nehmen Sie den Antrag an, so wird unser Konseil eine Kommission ernennen zum Studium einer Vorbereitung der Haagschen Konferenzen, ähnlich wie der interparlamentarischen Konferenzen. Allerdings ist die Periodizität der Friedenskonferenzen nie ausdrücklich ausgesprochen worden, aber es ist kaum zu bezweifeln, daß die öffentliche Meinung dieselben schon als eine ständige völkerrechtliche Einrichtung betrachtet. Und das Komitee, das die dritte Konferenz vorzubereiten haben wird, wird tatsächlich stillschweigend oder vielleicht sogar ausdrücklich auch das Ziel verfolgen, etwas weiter zu sehen und sich zu einem ständigen Bureau der Friedenskonferenzen entwickeln. Es ist die Logik der Tatsachen, die sich bemerkbar machen und das Komitee in dieser Richtung leiten wird.

„Wiewohl jedoch der Zweck sehr einfach und klar ist, erheben sich bei der Ausführung viele Fragen in bezug auf die Einrichtung dieses Komitees. Ich nenne nur die bezüglich Zahl, Ernennung und Befugnisse der Mitglieder. Die Interparlamentarische Union hat dabei ihren Einfluß geltend zu machen wie schon bei vielen andern Gegenständen, z. B. bei der Organisation des Schiedsgerichtshofes.

Digitized by Google

„In meinem Bericht habe ich bemerkt, daß wir uns nur beschäftigen wollen mit einem ständigen Organ der Friedenskonferenzen, wie sie jetzt sind, nämlich von diplomatischen Konferenzen unabhängiger Staaten. In diesem Sinne wünschen wir, daß die zu ernennende Kommission das ständige Komitee und Sekretariat dieser Konferenzen vorbereite. Wir könnten diese Grenzen nicht überschreiten, ohne unsre Arbeit im voraus steril zu machen. Die Regierungen haben den Konferenzen diese beschränkte Aufgabe zugewiesen und meines Wissens hat keine derselben den Willen geäußert, sie zu erweitern."

Der Antrag wurde ohne Diskussion angenommen und die Kommission ernannt. Sie hat nur eine Sitzung abgehalten, in der der amerikanische Deputierte James L. Slayden und ich selbst mit unserm Sekretär Herrn Lange, teilweise anläßlich einer schriftlichen Beantwortung des Fragebogens von Prof. Lammasch aus Wien, die ganze Materie in Erwägung genommen haben. In der Sitzung im Haag (1913) wurde noch kein Bericht erstattet, und weitere Vorbereitungen hat der Krieg verhindert.

Doch der Leser wird leicht begreifen, daß ich den Faden weiterspann und der Gedanke mich nicht wieder losließ — der natürlich über den ursprünglichen Auftrag hinausgeht —, ob die beabsichtigte ständige Kommission zur Vorbereitung der Friedenskonferenzen nicht auch selbst zum ständigen beratenden Organ für internationale Angelegenheiten ausgebaut werden könne, das in der Zukunft bei drohenden Konflikten einen beruhigenden und mäßigenden Einfluß auszuüben hätte.

Das Resultat meiner Erwägungen habe ich in meinen holländischen Schriften schon publiziert; es ist in den Kreisen, die es so kennen lernten, beifällig aufgenommen worden. Doch benutze ich natürlich gerne die mir von dieser Zeitschrift gebotene Gelegenheit, es auch für ihre Leser kurz zusammenzufassen und zu begründen.

*

Ich denke in erster Linie an eine nur beratende Versammlung, in welcher Meinungen zum Ausdruck kommen und Pläne ausgearbeitet werden, doch — mit Ausnahme von Beschlüssen bezüglich ihrer eignen Geschäftsordnung — keine Majoritätsbeschlüsse gefaßt werden. Dieser Aufgabe entsprechend könnte die Versammlung etwa Staatenrat für internationale Angelegenheiten genannt werden. Dieser Staatenrat müßte ein verwaltendes Präsidium, resp. Präsidialkollegium und ein Sekretariat mit den notwendigen Hilfskräften haben, die alle von den gesamten teilnehmenden Staaten derart zu besolden wären, daß die Heranziehung der bedeutendsten Persönlichkeiten und deren standesgemäßer dauernder Aufenthalt am Sitze des Rates ermöglicht wird. Wahl, Amtsdauer, Zulässigkeit von Wiederwahl usw. wären noch näher zu bestimmen. Nur muß das Präsidium absolut unabhängig sein von irgendeinem einzelnen Staate und somit ein ins Präsidium gewähltes Mitglied der Konferenz aufhören, seinen Staat zu vertreten. Zur Teilnahme werden die in der Friedenskonferenz vertretenen Regierungen eingeladen. Diese ernennen Mitglieder in einer innerhalb

Digitized by Google

gewisser Grenzen beliebigen Zahl auf eigne Kosten und können diesen in speziellen Fällen Sachverständige beiordnen. Bei Ernennung mehrerer Mitglieder ist eines als erster Vertreter zu bezeichnen. Die einzigen bzw. die ersten Vertreter haben an dem Sitzungsorte oder in dessen Nähe zu wohnen, so daß das Präsidium in höchstens ein paar Tagen eine Gesamtsitzung einberufen kann. Plenarsitzungen zur Endberatung werden gehalten wie bis jetzt üblich, soweit Stoff, auch durch Publikation, genügend zur Beschlußfassung vorbereitet ist. Noch einmal sei aber gesagt, daß Abstimmungen nur stattfinden, um die schließlichen Instruktionen der Regierungen in übersichtlicher Weise zum Ausdruck zu bringen, nicht um Minoritäten zu binden. Angenommene Traktate erlangen Kraft nur durch Ratifikation.

Beiläufig sei bemerkt, daß der Staatenrat und sein Bureau sich auch nützlich erweisen können bei Angelegenheiten, die nur einzelne Staaten angehen, und mitwirken kann, um die jetzige umständliche Behandlung der Kanzleien zu vereinfachen.

Um dieses Organ der Konferenzen zu einem Vermittler bei Konflikten weiter auszubilden, genügt eine einzige Traktatbestimmung, die auch sehr nützlich wäre, um die Völker gegen übereilte Beschlüsse andrer und eigner Militärbehörden sicherzustellen, die Bestimmung nämlich, daß kein Staat irgendeine Zwangsmaßregel gegen einen andern oder dessen Angehörigen einleiten darf, wenn nicht die Forderung wenigstens einige Wochen vorher an den Staatenrat notifiziert ist. Solche Erweiterung seines Arbeitskreises hat schon die Union Interparlementaire vorbereitet. Bei ihrer Tagung im Haag wurde am 4. September 1913 folgende Resolution einstimmig angenommen, die von der amerikanischen Abteilung eingebracht und von Bartholdt und Burton in vorzüglichen Reden befürwortet worden war (Compte rendu, S. 231—244 und 313—317):

„In Erwägung, daß der Präsident und der Staatssekretär der Vereinigten Staaten von Amerika alle Regierungen, welche die Haager Verträge unterzeichnet haben, eingeladen haben, mit der amerikanischen Regierung Uebereinkünfte abzuschließen, wobei die hohen Parteien sich verbinden, falls Mißstimmungen oder Konflikte zwischen ihnen aufkommen, nicht zu Feindseligkeiten zu schreiten, bevor eine unparteiische Untersuchung stattgefunden hat;

„in Erwägung, daß diese Uebereinkünfte offenbar der Erhaltung des Friedens dienlich sein würden, weil deren Annahme der Möglichkeit einer friedlichen Regelung aller Konflikte zwischen Nationen sehr förderlich wäre;

„empfiehlt die Achtzehnte Interparlamentarische Konferenz mit Wärme den Regierungen das Prinzip solcher Uebereinkünfte.

„Sie ist der Ansicht, daß solche Abmachungen aufgenommen werden sollten in den Arbeitsplan der Kommission für internationale Rechtsprechung, mit dem Zwecke, die allgemeine Anwendung zu fordern."

Damals lag der Konferenz der Abdruck eines Traktats zwischen Amerika und San Salvador vor (Compte rendu, S. 313), und nach den neuesten Berichten sollen schon mehr als zwanzig abgeschlossen sein.

Digitized by Google

Der Staatenrat würde ein dauerndes Untersuchungsorgan bilden können.

In solcher Vertragsklausel liegt offenbar eine Waffe gegen den großen, schwer zu definierenden und noch schwerer mit Gewalt zu bekämpfenden Feind „Militarismus". Militarismus ist nicht Waffenmacht an sich. Sonst würden nicht die Staaten, welche Deutschland wegen dieses Leidens bekämpfen, jetzt auch selbst daran leiden und sich auch noch brüsten mit der ungeheuren Entwicklung dieses Leidens. Das Wesen des Militarismus liegt in der Benutzung der Streitkräfte und in dem Uebergewicht militärischer Erwägungen in der innern und äußern Politik.

Seit auch auf dem Gebiete der Zerstörung Wunder von Technik und Organisation existieren, machen technischer Stolz und ein natürlicher Drang, sich nicht immer mit Uebungen und Manövern zu begnügen, diese Geistesrichtung doppelt gefährlich.[1])

Von den Schrecken der wirklichen Ausführung hat die ganze Welt aber völlig genug, und sie ist, meine ich, vorbereitet, die in obiger Vertragsbestimmung liegende Beschränkung des Gebrauchs der Streitkräfte anzunehmen. Jedenfalls steht bei mir fest, daß warmes Eintreten dafür als Beweis gelten wird, daß der betreffende Staat nicht an Militarismus leidet, oder wenn er daran gelitten hat, durch Erkenntnis der allseitigen schrecklichen Folgen gründlich davon genesen ist.

Sitzt der Staatenrat einmal im Sattel, so wird er schon reiten. Er soll nur ein Organ der moralischen Macht sein, denn schließlich ist doch die moralische Macht die höhere.

Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß er, wenn er einmal existiert, als unparteiisch geleiteter Staatenvertreter, bei Separatabkommen auch mit Verwaltungsaufgaben betraut wird, und ihm die dazu notwendigen Machtmittel zur Verfügung gestellt werden. Ich denke hierbei an zwei Verwaltungsobjekte in spe: Erstens an aus ihrem bisherigen Staatsverbande via facti losgerissene Länder, die selbständige Staaten zu werden berufen sind. Sie sind den amerikanischen „Territorien" ähnlich und müssen zu voller Selbständigkeit erzogen werden. Wer wäre zur Oberaufsicht besser berufen als der Staatenrat, wenn er nur existierte. Und zweitens kommt das Meer hier mit einer gewissen Naturnotwendigkeit durch die zwingende Macht der Tatsachen in Betracht.

---

[1]) Von der gerade im zwanzigsten Jahrhundert eingetretenen Verschiebung der Begriffe des Erlaubten und Unerlaubten zugunsten der technischen Fortschritte liefert das Urteil über das Werfen von Explosivstoffen aus der Luft ein Beispiel. Die erste Friedenskonferenz verbot es, allerdings nur für fünf Jahre. Die Luftschiffahrt entwickelte sich schnell, somit wuchs die Gefahr. Doch das Luftschiff kam auch als Zerstörungsmittel in Gunst. Die zweite Friedenskonferenz erneuerte das Verbot nicht. Auf eine neue humane Regelung hinzuwirken, war die letzte Arbeit des berühmten Pazifisten Beernaert. Sein ausgezeichneter Bericht wurde in der Unionssitzung von Genf behandelt, wo ein fast einstimmiges Votum zugunsten der Erneuerung des Verbots zustande kam. Eine kleine Minorität, deren beredter Vertreter der Franzose d'Estournelles de Constant war, stimmte für unbegrenzte Benützung des technischen Wunders (Compte rendu, S. 121—130 und S. 257—352).

Digitized by Google

Das Meer gehört nur, soweit territoriale Gewässer in Betracht kommen, einzelnen Staaten, im übrigen ist es Res nullius, seiner Natur nach bestimmt zum gemeinsamen Gebrauch für Verkehr, Fischfang und Vergnügungsfahrt. Natürlich ist es im Laufe der Geschichte auch für nicht friedliche Zwecke benutzt worden: als Schauplatz für Seeräuberei und Verkehrssperren, als Schlachtfeld. Das Kriegsschiff ist ein Machtmittel rivalisierender Staaten geworden. Das Völkerrecht ist bestrebt gewesen, in Krieg und Frieden auf diesem Gebiete Ordnung zu schaffen und in dem Gebrauche der Kampfmittel Beschränkungen einzuführen. Die Union Interparlementaire hat getan, was sie vermochte, diese Beschränkungen noch enger zu ziehen, in der Richtung a) auf völlige Unverletzlichkeit des Privateigentums zu See, b) auf Beschränkung des Blockaderechts, c) Beschränkung der Begriffe von Kriegskonterbande auf wirklich zu Kriegszwecken dienende Gegenstände, d) Beschränkung der Vernichtung von Schiffen, die Konterbande transportieren. Ich kann hier verweisen auf die Berichte der Konferenzen von Bern (1892), Haag (1894), Christiania (1899), und insbesondere von London (1906) und Brüssel (1910).

In dem jetzigen Kriege ist alles bisherige Recht mit allen Reformprojekten über den Haufen geworfen worden, so daß von ihm buchstäblich nichts mehr besteht. Bei der Bestimmung als Bannware ist die grundlegende Definition gänzlich aus dem Auge verloren, daß der Krieg ein Kampf ist nicht der Bevölkerungen, sondern der militärischen Organisationen, und daß demnach nur, was diesen im Kampfe dient, Kriegsmittel und deshalb Konterbande ist. Blockade und Belagerung werden begrifflich so weit ausgedehnt, daß faktisch ganze neutrale Staaten in blockierte oder belagerte Gebiete hineinbezogen werden. Die Rechte der Neutralen und des Postverkehrs werden nach dem Belieben der stärksten Seemacht eingeschränkt. Nur die zufällige Konstellation der Mächte schafft alle diese Vorgänge. Unbegreiflich würde mir sein, wenn Frankreich, Rußland, Italien und Japan die englische Praxis künftig auch sich selbst gegenüber als Recht gelten lassen würden. Vorläufig aber ist Seerecht, was England gefällt.

Dazu kommt noch das neue Kampfmittel, das Tauchboot, um die Machtverhältnisse über den Haufen zu werfen. Noch nicht für den jetzigen Augenblick; aber man frage sich: wie wird es werden, wenn die ganze Welt wimmelt von diesem relativ nicht kostspieligen Kampfmittel? England kann seine Rechte ausdehnen bis zur völligen Rechtlosigkeit der jetzt schwächeren Staaten; wenn aber erst alle Gewässer voll Tauchbooten sein werden, ist wirkliche Machtübung, ein wirkliches Rule the waves unmöglich geworden. Der Engländer, der daran zweifelt, möge sich z. B. alle Inseln und Buchten des Mittelmeeres voll mit Tauchbooten denken!

Internationale Verwaltung des Meeres ist das einzige Mittel, welches einen der friedlichen Arbeit der Völker dienlichen Zustand wiederherstellen kann. Man muß hier auf den Grund der Dinge zurückgehen, den Gebrauch des Res nullius unter internationale Polizei bringen, natürlich mit speziellen Bestimmungen für

Digitized by Google

Staaten, deren Gebietsteile vom Meere getrennt werden usw. Es ist der einzige Ausweg aus der jetzigen und, soweit das möglich, in der Zukunft immer heißer werdenden Hölle.

Hier verdienen auch Meerengen und meerverbindende Kanäle spezielle Berücksichtigung. Das Reichstagsmitglied Pachnike hat diese Materie bei der interparlamentarischen Vereinigung zur Sprache gebracht, und das portugiesische Mitglied de Penha Garcia hat darüber in ausgezeichneter Weise Bericht erstattet (Compte rendu der Haager Konferenz von 1913, S. 51—105 und 175—193). Man sieht sofort die Notwendigkeit ein, diese Materie in die Regelung einzubeziehen, wenn man sich z. B. die Situation Rußlands und der Donauländer vergegenwärtigt, welche durch Bosporus und Dardanellen das Mittelmeer erreichen können, um dann, gleich den Mittelmeermächten selbst, vor einem von Menschenhand angelegten Kanal einerseits und vor einer von England kontrollierten Meerenge anderseits festzuliegen.

Natürlich wird jeder sogleich die Frage aufwerfen: Aber England? Ich antworte: man probiere es. Warum würde England nicht mit der führenden Rolle in der internationalen Seepolizei zufrieden sein können? Bei der Konfiguration seiner Weltmacht kann es keinen Stärkeren auf dem Meere dulden, und in dieser Hinsicht muß man England recht geben. Aber ohne Opfer und Kampf die gleichen Bürgschaften für seine eignen Interessen zu erlangen, ist doch der bessere Weg, den nicht nur ein Jünger der Prinzipien von Cobden und Bright einzuschlagen geneigt ist, sondern ganz gewiß auch der Steuerzahler, dem in England die künftige Schraube ohne Ende nicht weniger verdrießlich sein wird als anderswo.

Es wird eine wirkliche Erleichterung sein für die ganze Welt, keine Ausgaben mehr für Flottenbau und nur einen mäßigen Beitrag für die Kosten der Seepolizei aufbringen zu müssen. Nur übertreibe dieser Steuerzahler nicht, wenn er sich nicht einen, wie ich fürchte, allzu mächtigen Feind schaffen will. Er knausere nicht mit Wachtgeldern!

*

Der Verfasser empfiehlt die in diesen Blättern kurz skizzierte Neuordnung dem Beifall der Völker. Sie ist entworfen nach den Prinzipien der historischen Rechtsschule. Sie schließt sich dem historisch Gewordenen und dem von den reformatorischen Bestrebungen von Tausenden Parlamentariern Vorgearbeiteten in jeder Hinsicht an. Nach ihrer Einführung würde man kaum bemerken, daß etwas geändert ist, während doch diese gründliche Aenderung eingetreten wäre, daß durch ein neues einflußreiches Organ für moralische und rechtliche Erwägungen die Machtverhältnisse zugunsten solcher Erwägungen verschoben sein würden und dadurch ein dauernder Friedenszustand, wenn natürlich nicht absolut verbürgt, doch so ziemlich gesichert wäre.

Haag, Juni 1916.

Digitized by Google

Von den Küsten des Mittelländischen Meeres

Von

Graf Vay von Vaya und zu Luskod E. A. S. M. — A. P.

Zu allen Zeiten verfolgte ich mit Interesse die Bewegungen im Orient. Vom geschichtlichen ebenso wie vom ethischen Standpunkt aus eine der anziehendsten Fragen. Nichts kann fesselnder sein als das Studium der Völker und Länder. Leider werden gerade diese Gegenstände in den Schulen vernachlässigt. Man beschwert den Lehrplan gerne mit theoretischem Stoff und läßt beiseite, was später der Jugend praktisch dienen könnte.

Der Mangel an Kenntnis der Länder jenseits der Grenze und ihrer Bevölkerung hat sich oft gerächt. Man ist infolgedessen nur zu sehr geneigt, die wahre Lage zu verkennen, und betrachtet sie ebenso häufig pessimistisch wie mit falschen Illusionen.

Und doch wäre es namentlich in der Jetztzeit von außerordentlicher Wichtigkeit, gut unterrichtet zu sein. Ebenso vom wirtschaftlichen wie vom kaufmännischen und politischen Gesichtspunkt aus bleibt es ausgeschlossen, ohne richtigen Ueberblick nützlich zu handeln. Ungenügende Erfahrungen und mangelhafte Beziehungen haben schon die traurigsten Folgen gezeitigt.

I.

Land und Leute

Durch die anmutig färbende Brille der Jugend warf ich den ersten Blick auf den tropischen Boden von Afrika. Der Orientalismus mit seinem ganzen Reize entfaltete sich damals vor den Augen des Studenten.

Viele Dinge haben sich seit einem Vierteljahrhundert verändert, manches in jenen Ländern und noch mehr in mir selbst, darum werde ich nie mehr das geheimnisvolle Afrika mit denselben Augen betrachten, nie mehr in dem Glanze jener Tage. Aber die Erinnerung daran bleibt mir, und mit Freuden werde ich sie immer in mein Gedächtnis zurückrufen. Wenn auch die Lage heute eine sehr verschiedene geworden ist, so ist es mir doch lieb, die Eindrücke von damals mir wieder vorstellen zu können, ja ich schätze mich glücklich, alles dies zuerst in meiner Jünglingszeit kennen gelernt zu haben.

Die richtige Sache im richtigen Augenblick zu erkennen, ist ein seltener Vorteil; die rechte Aufgabe auch in der rechten Minute erledigen zu können, gehört zu den größten Befriedigungen.

Nichts kann mehr zur Ausbildung der Jugend dienen als Reisen. In dem Alter, wo das Interesse noch nicht durch Sorgen aller Art abgestumpft ist, wo noch die neuen Eindrücke sich lebhaft der Einbildungskraft bemächtigen, zu dieser

Digitized by Google

Zeit sollte man zuerst den Orient besuchen; denn kehrt man dann in späteren Jahren zur ernsten und mühsamen Arbeit zurück, so wird die Erinnerung trösten und die Begeisterung der Jugend wieder wach werden, um zu neuen Taten anzuspornen.

Obgleich sich das nördliche Afrika seit der französischen Eroberung sehr verändert hat, bleibt es doch eines der interessantesten Länder längs der Küste des Mittelländischen Meeres. Die historischen Erinnerungen sind vor allem von größter Wichtigkeit. Schon der Name Karthago reicht hin, um eine ganze Vergangenheit hervorzuzaubern. Hier haben die punischen Kriege am heftigsten gewütet und Roms Weltmacht befestigt.

Dem Geschichtsforscher und dem Archäologen bieten diese Gegenden ein unerschöpfliches Feld. Ueberall finden sich Orte mit antiken Erinnerungen, überall treten uns klassische Denkmäler entgegen. Keinen Schritt kann man entlang der Küste wie im Innern der Sahara tun, ohne auf Reste der alten Bewohner zu stoßen. Alle einstigen Kulturvölker sind hier nicht allein vorübergegangen, sondern haben auch Halt gemacht. Jedes hat auf seine Weise zu kolonisieren versucht, irgend etwas von seiner Arbeit, seinen Bestrebungen, seinem Blute oder seinem Geiste zurückgelassen. Darin liegt die beste Erklärung aller Rätsel, welche sich dem Beobachter bieten. Tausend Züge, die unser Staunen erregen, werden uns nur durch die Kenntnis ihres merkwürdigen Ursprungs verständlich. Die atavistische Abstammung gibt uns die einzige Lösung aller Probleme, welche zugleich verblüffen und anziehen, denn der große Reiz des Landes besteht für viele gerade in diesen eigenartigen Umständen. Das Volk wirkt in seiner vererbten Verfeinerung, selbst in vollem Niedergange, ja sogar bereits degeneriert, immer noch anziehend und zeigt eine solche Zartheit und geistige Frische, daß man in vieler Beziehung seine Ueberlegenheit über die sog. gebildeten Rassen anerkennen muß.

Seine Gedankenwelt oder vielmehr seine Einbildungskraft ist von unerschöpflicher Fruchtbarkeit, seine Phantasie derartig glänzend, daß sie nordischen Augen immer unverständlich bleiben wird. Aber seine Neigung zum Träumen wirkt lähmend und macht es unfähig, den Aufgaben des Daseins gewachsen zu sein. Seine Tage würden zu trübe und hart vergehen, wenn eine beneidenswerte Leichtlebigkeit ihm nicht zu Hilfe käme, einen goldenen Schleier der Einbildung über das unendliche Elend der Wirklichkeit zu werfen.

Man möchte sich manchmal fragen, ob diese Bevölkerung nicht mehr in Phantasien als in Handlungen lebt. Stundenlang in Gedanken vertieft, sind die Leute weit davon entfernt, an die Ausführung einer Beschäftigung zu gehen oder auch nur eine Unterhaltung zu führen. Sieht man sie doch in den langen Nachmittagen und Abendstunden, welche sie bis zum Tagesanbruch ausdehnen, vor ihren Häusern hocken, vor den Cafés ausgestreckt, ohne geringste Anzeichen der Langenweile, vollständig befriedigt. Nur ein reiches Innenleben ist imstande, einen derartigen Zustand der Ruhe, ja noch mehr den des wahren Behagens hervorzurufen.

Digitized by Google

Schwer verständlich wird dies immer für Rassen von ganz verschiedenem Temperament und unter andern Gestirnen geboren sein. Aber ist es richtig, sie zu verdammen, nur weil man von einem andern Gesichtspunkt ausgeht? Mag der Fleiß noch so lobenswert sein, sobald er die Grenzen übersteigt und zur angestrengten Arbeit wird, um Geld anzuhäufen, ist er ebenso verwerflich als die Untätigkeit. Das wahnsinnige Verlangen nach Geld, wie wir es in Amerika finden, dem alles geopfert wird, nicht nur die Gesundheit, alle Gefühle, ja sogar das Leben selbst, ist nicht weniger tadelnswert als die Untätigkeit der Asiaten.

Anders ist die Sachlage in Afrika. Schon der arme Boden konnte keinen Ueberfluß versprechen. Millionen und abermals Millionen Menschen von Völkern aus undenklichen Zeiten waren auf die notwendigsten Bedürfnisse beschränkt. Da sie nichts besaßen, nicht einmal ein Stückchen Erde, worauf sie sich ansiedeln konnten, irrten sie als Nomaden umher, um ihr Dasein zu fristen. Durch diese Umstände gezwungen, suchten sie Befriedigung in Phantasien.

Von dem Ursprung dieser Völker wissen wir nur wenig. Aber wenn die Neger allgemein als Ureinwohner dieses Weltteils gelten, dürften die Berber aus Asien in vorhistorischen Zeiten eingewandert sein und sich längs des nördlichen Teils eingewurzelt haben, so daß sie gewissermaßen als zweite Urbewohner betrachtet werden können. Menschen von starkem und gutem Wuchs, haben sie sich bis auf unsre Tage in schönen Typen erhalten. Als wahre Nomaden lieben sie im Freien zu leben. Ihre Zelte mit den Tieren teilend, führen sie ein äußerst primitives Dasein. Dennoch scheint sie dieses rauhe Wanderleben vollständig zu befriedigen. Glücklichere und heiterere Menschen als die Beduinen dürften schwerlich zu finden sein. Wenn sie einerseits wenig besitzen, so haben sie auch anderseits keine eitlen Wünsche. Ihre Tage vergehen ohne große Erregungen, und inmitten dieser wunderbaren Welt leben sie wie Naturkinder. Unter der glühenden Sonne wie unter den schönen Sternen verbringen sie ihre Tage und Nächte in vollständiger Unabhängigkeit, denn die Freiheit ist ihr höchstes Gut, eine Freiheit, wie sie nur der Vogel in den Lüften kennt. Ohne den geringsten Zwang irren sie nach Belieben durch die endlose Wüste. Weder ein Gesetz gebietet ihrem Willen noch ein soziales Abkommen beeinflußt ihre Handlungen, sie tun nur, was ihnen gutdünkt.

Die Araber, der andre große Teil der Bevölkerung, besitzt in vieler Hinsicht dieselben Anlagen. Als sie, zum Teil schon im siebenten Jahrhundert, auf der Bildfläche erschienen, fanden sie Elemente, die ihnen in mehr als einer Beziehung glichen. Alle, Araber und Berber, nahmen die Lehren des Propheten an, die Eroberer wurden auf diese Weise ihre Apostel. In der Tat haben sie sich bald miteinander so eng vermischt, daß man jetzt kaum noch einen Unterschied entdecken kann.

Ende des dreizehnten Jahrhunderts gab es einen neuen fortgesetzten Strom von Muselmanen. Aus Spanien vertriebene Familien jeden Standes landeten längs der Küste. Ja, bis zur heutigen Zeit begegnen wir den schönsten

Digitized by Google

Typen dieser Rasse hierzulande. Leben sie in Zelten, werden sie Beduinen genannt, bewohnen sie feste Wohnungen, erhalten sie den Namen Mauren. Man findet sie überall, und die Art, ihr Dasein zu fristen, ist tausendfach verschieden.

Es gibt kein Gewerbe, welches sie nicht tüchtig vertreten, und nach der Sitte des Orients vererbt sich der Beruf der Väter auf die Söhne. Sie erfüllen mit fast mechanischer Pünktlichkeit ihre Arbeit.

Die obere Klasse hat ihre alten Vorrechte streng bewahrt. Ihre Existenz ist bis zu einem gewissen Grade weit entfernt von dem Kampf um Gelderwerb. Sie bleibt gesondert und in mancher Beziehung im Rückstand, aber anderseits ist sie keineswegs von der materiellen Niedrigkeit beherrscht, sie erhebt sich über den Kampf der Handelsinteressen. Unvergleichlich ist das Auftreten der Männer des alten Stammes. Jede Bewegung von so edlem Anstande, jeder Ausdruck so bewunderungswürdig höflich, von so verfeinertem Wesen, daß der vornehmste Europäer neben ihnen oft als ein Barbar, fast als ungeschliffen erscheint.

Tunis und Tripolitanien ist vor allem der Grund und Boden, der uns Gelegenheit gibt, die Verschiedenheiten dieses Volkes kennen zu lernen, das ehemals so mächtig war und das sich jetzt in vollem Niedergange befindet. Von Jahr zu Jahr verliert es mehr an Boden, und so verschwindet sein moralischer Einfluß naturgemäß, bis das ganze Land vollständig in die Macht der Europäer fallen wird und die Mauren allmählich von Nordafrika verschwinden. Sollten sie eines Tages unterdrückt werden, so bedeutet dies für sie ein Aussterben in diesem Weltteil, wenn auch vielleicht erst in ferner Zukunft.

Für den Augenblick indessen bewahrt der alte Beylik noch viel von seiner lokalen Farbe. Gebieter sind seit mehr denn dreißig Jahren unstreitig die Franzosen geworden, dessenungeachtet ist die Bevölkerung auf dem Platze geblieben und hält trotz mancher Veränderung an ihren Traditionen fest. Die Organisation der Stämme und der Duars blieb bestehen, und die Kadis werden mit großer Hochachtung behandelt. Es gibt sogar einen Bei, welcher in seinem alten Palaste residiert und einen zahlreichen Harem unterhält. Eunuchen und Sklaven stehen unter seinem Befehl wie ehemals; indessen ist dieser orientalische Hof nur ein erkünstelter, eine Art von Schauspiel, um das Land zu befriedigen und gleichzeitig die Ausführung von vielen harten Befehlen zu erleichtern, was sonst eine schwierige Aufgabe für die französische Regierung sein würde.

So ist die Verwaltung teils auf alte patriarchalische Gebräuche gegründet. Die Glieder einer Familie bilden den Duar, und die Vereinigung von mehreren derselben wird Ferkat genannt. Aber nachdem der erstere auf Blutsverwandtschaft beruht, besteht er nur innerhalb der Familie selbst, während der letztere schon eine politische Verbindung ist. Aus den Ferkats setzen sich die Stämme zusammen, an deren Spitze Kadis stehen, welche aus erlauchten Familien hervorgehen und auf denen die Verantwortlichkeit für das Volk ruht.

Digitized by Google

Die Rechtspflege dagegen wird von Kadis verwaltet. Das Feld der Gerichtsbarkeit dehnt sich auf zwei bis drei Stämme aus. Sie haben die Verantwortlichkeit für die „Bureaux arabes“ in den militärischen Distrikten und ebenso für die Verwaltung der Zivilgerichte. Die Einrichtung einer gerechten und unparteiischen Rechtsverwaltung ist in den Kolonien eine der größten Schwierigkeiten. Die seit Jahrhunderten sehr mangelhafte Gerichtsbarkeit, welche unter der ottomanischen Regierung noch erbärmlicher wurde, würde Jahre bedürfen, um wieder auf einen gewissen Höhepunkt zu kommen.

Das Land wird wie in Algier in verschiedene Kategorien geteilt. Der Sabegho gehört gewöhnlich einem ganzen Stamm. Jede Familie hat das Recht auf eine gewisse Anzahl von Morgen, aber ohne sie festzulegen. So bearbeiten sie den Boden in verschiedenen Jahren an verschiedenen Orten; nur die Menge des Landes, welche ihnen durch das Los zufiel, ist festgelegt. Mechtas dagegen sind Ländereien, welche den Häuptern der Duars in Nutznießung gegeben werden; sie können sie ihrerseits an ihre Untergebenen in Parzellen abtreten, die Khamés genannt werden. Unter solchen primitiven Bedingungen ist jede wirkliche Kultur ausgeschlossen, obgleich anderseits durch diese feste Ordnung die ländliche Disziplin in hohem Grade aufrechterhalten wird. Da das Land nicht verkäuflich ist, bleibt das Volk vor Hungersnot bewahrt. Azel sind Güter, welche dem Staat gehören und auf lange Zeit verpachtet werden.

Zu erwähnen ist noch der Melk, ein Privatbesitz, dessen Ausdehnung jährlich zunimmt.

Die Lage der Landwirtschaft ist in den letzten Zeiten eine andre geworden. Durch die Bohrung von artesischen Brunnen und ein ausgedehntes System der Bewässerung wurden große Landstriche, welche für unfruchtbar galten, die am besten bearbeiteten. Man kann sich überhaupt keinen Begriff von der Ertragsfähigkeit der Getreidefelder oder von dem Reichtum des tunesischen Weinbaues machen. Nur ein Besuch von Potinville selbst würde uns dies bestätigen. Ein großer Besitz von mehreren tausend Morgen, in Aecker, Weiden, Gemüse- und Obstgärten geteilt, mit Viehställen, Hühnerhöfen, Scheunen, Meiereien, kurz allem, was die Landwirtschaft darbieten kann, läßt uns am besten erkennen, was diese Länder zur Zeit der vollen Blüte unter dem römischen Reiche gewesen sein müssen.

II.

Geschichtliches

Das Wort „Afrika“ wurde von den Römern gegeben. Africa Provincia ist aus dem alten Karthago entstanden und entspricht dem gegenwärtigen Tunesien. Das Gebiet zwischen dem Nil und dem Atlantischen Ozean hat sich unaufhörlich verändert. Cyrenaika, neuerdings so oft erwähnt, stellte schon durch seine geographische Bestimmung einen abgesonderten Teil dar und blieb unabhängig bis zum ersten Jahrhundert v. Chr. Das eigentliche Tripolitanien bildete mit Syrtis major und Syrtis minor das berühmte Kon-

Digitized by Google

sulat Numidia, das dem Gebiet von Constantine zwischen Ued-ezzan und Obed el Kebir entspricht.

Das ungeheure Land, welches sich gegen Westen ausdehnt, war das eigentliche Mauretanien, welches später, in zwei Teile geteilt, Mauritania orientalis und Mauritania occidentalis genannt wurde. Aber zu der Zeit, als diese Kolonien sich mehr und mehr bevölkerten, fanden Unterteilungen statt. So spricht man während der Blütezeit des römischen Afrikas von einem Mauritania Setafensis an der Grenze von Nubidia; das heutige Algier führte den Namen Mauritania Caesariensis, und Marokko endlich hieß Mauritania Tingitana. Was das Innere des Weltteils jenseits der großen Wüste betrifft, wird die orientalische Hälfte bei den Alten als Libya und der westliche als Setula bezeichnet. Indessen der römische Besitz ging selbst noch weiter. Aethiopia und Troglodyte entsprechen den mittleren Gegenden des Sudan und des Kongo.

Ein merkwürdiges Volk, welches vor zweitausend Jahren unsern berühmtesten Forschern vorangegangen ist. Ohne Dampfschiffe, ohne Eisenbahnen durcheilte es ungeheure Entfernungen, ohne Telegraph und Telephon war es imstande, vom Mittelpunkt aus die verschiedensten Teile der Welt zu beherrschen, indem es überallhin dieselben Einrichtungen, denselben Organismus und denselben Geist verpflanzte, überall Wurzel faßte, wohin es auch kam. So war es auf den schneebedeckten Gefilden der Germanen wie unter den tropischen Sternbildern, überall fühlte es sich heimisch, unbeschränkter Gebieter der Welt.

Afrika wurde von den Römern nicht nur erobert, vielmehr auch von ihnen zivilisiert. Die Phönizier blieben zu ihrer Zeit eigentlich nur an den Küsten, ohne in das Innere weiter einzudringen. Alle Nachrichten über sie, den schwarzen Weltteil betreffend, waren sehr verschleiert. Traditionen und mythologische Erinnerungen sind auf das seltsamste vermischt. Die reizendste darunter ist die so poetische Geschichte von der Ochsenhaut und der tragischen Königin Dido.

Erst am Ende des ersten Punischen Krieges gibt uns die Geschichte Tatsachen und genauere Daten. Durch die Niederlage bei Agrigentum wurde Karthago nicht nur furchtbar geschlagen, sondern es verlor auch für immer seine Ueberlegenheit zur See. Das Jahr 262 v. Chr. kann von Rechts wegen als der Anfang von Roms Weltherrschaft betrachtet werden. Der zweite Punische Krieg vernichtete die karthagische Flotte gänzlich, und die ehemals so mächtige Nation mußte auf alle Kolonien außerhalb Afrikas verzichten, durfte in Afrika nur mit Roms Erlaubnis Krieg führen. Hasdrubal, Masinissa, Scipio, das sind Namen, die unvergänglich bis auf unsre Tage blieben. Wie wird die Phantasie aller Schüler bei Nennung dieser unsterblichen Helden wachgerufen! Die Niederlage Hasdrubals ist ebenso bekannt wie das traurige Ende des Syphax, welcher sich mit ihm verbunden hatte, in der Hoffnung, König von Numidien zu werden. Obgleich das Heer, welches diese beiden Feldherrn aus Kathagern und Numidiern vereinigt hatten, ungeheuer groß war, so wurde es doch durch Scipio aufgerieben und vernichtet. Hannibals Landung in Leptis Magna, die be-

Digitized by Google

rühmte Schlacht bei Naragara, wo seine Elefantenherden außer Kampf gesetzt wurden, sein Rückzug nach Hadrumetum, endlich Karthagos Ende, alle diese epochemachenden Ereignisse sind unzerstörbar im Gedächtnis der Nachwelt mit ehernem Griffel eingegraben.

Die zweideutige Rolle eines Masinissa, der sich nach der Niederlage seines Gegners Syphax zum Herrn von Numidien gemacht hatte, sein Verrat an Hasdrubal und endlich der tragische Tod seiner jungen Gattin, welche den Giftbecher, den der eigne Gatte ihr gesandt hatte, mit dem sarkastischen Spruch an die Lippen setzte, „daß sie ehrenvoller sterben würde, wenn sie sich erst am Tage ihres Leichenbegängnisses verheiratet hätte" — sind Handlungen, die uns frischer im Gedächtnis blieben als viele andre geschichtliche Ereignisse, wohl weniger durch ihre Wichtigkeit, als durch die wundervolle Art und Weise, mit der sie uns von den klassischen Schriftstellern geschildert werden.

Wenn wir die historischen Orte besuchen, so erstehen sie vor unsern Augen zu neuem Leben. Durcheilen wir die alten Schlachtfelder, so können wir uns vollkommen die entscheidenden Kämpfe, die hier getobt haben, zurückrufen. Hier finden wir die Orte, wo die Römer landeten, wo die numidischen Reiter heranstürmten und die berühmten Elefanten unangreifbar blieben. Die Städte tragen jetzt andre Namen, die Einwohner sprechen andre Sprachen, aber der Ort bleibt unverändert, Ruinen geben Kunde von den historischen Ereignissen.

Der dritte Punische Krieg hat Karthago vernichtet. Die aufreizenden Reden des Cato hatten den gewünschten Erfolg. Scipio, der zweite Africanus, griff die Stadt an. Der lange Widerstand der Einwohner, der Verrat ihres Befehlshabers Hasdrubal, der heldenmütige Tod seiner Familie, welche auf Begnadigung verzichtete, sind Ereignisse in der Geschichte, welche niemals vergessen werden können. Die Grundmauern des Aeskulaptempels, des letzten Zufluchtsortes der Belagerten, sind noch aufzufinden, aber wenn wir zur neuen Kathedrale hinaufsteigen, welche in so großartigen Verhältnissen errichtet worden ist und von ihrer Höhe aus die Umgegend beherrscht, so können wir wohl die Grenzen der alten, von den Römern zerstörten Mauern verfolgen, auch noch den einst so berühmten Handelshafen, und weiterhin Umrisse des Arsenals erkennen. Alles dies stimmt mit den alten Beschreibungen vollkommen überein.

Die römische Kolonie von Karthago wurde von Cajus Gracchus errichtet, Karthago wieder aufgebaut und bald die bedeutendste und wichtigste Stadt von ganz Afrika, obgleich auch die benachbarten Staaten noch mehrere Jahre hindurch ihre Unabhängigkeit bewahrten. Der nächste Prokonsul, dessen Name volkstümlich blieb, ist Caecilius Metellus. Den Krieg, den er gegen Jugurtha führte, wurde ein Gegenstand vieler Beschreibungen, von denen die schönsten Stellen immer diejenigen sein werden, die Sallust geschrieben hat.

Wenn wir die Schriftsteller der antiken Zeit lesen, eines Hiempsal, Juba, Tertullian, Plutarch, Plinius, Tacitus, Procopius und vor allem

Digitized by Google

Sallust, so entrollt sich uns Afrika darin in seiner ganzen Bedeutung. Seine Vergangenheit zeigt sich in voller Klarheit. Keine noch so blühende Dichtung wäre imstande, derartig verwickelte Ereignisse, Szenen von größerer Tragik als diejenigen, welche sich zu jenen Zeiten abgespielt haben, zu erfinden.

Ein neues Kapitel, nicht nur in den Annalen von Afrika, sondern auch in der Weltgeschichte beginnt mit dem Auftreten von Julius Cäsar. Dieser wunderbare Mann hat mit dem ihm eignen Genie von seiner Landung in Afrika an außer den materiellen Schwierigkeiten auch die psychologische Seite der Sachlage erkannt. Weniger durch Waffentaten als durch Maßregeln gelang es ihm mit großem Scharfsinn, die römische Herrschaft zu befestigen. Er stellte eine neue Verwaltung her, ernannte Befehlshaber, errichtete Zentralstellen für Zivil und Militär. Darauf bedacht, die besten Elemente zu gewinnen, bezahlte er die Beamten königlich und gewährte den Kolonisten außerordentliche Vorteile, versuchte es vor allem, ihr Dasein möglichst zu erleichtern.

Julius Cäsar, von dem der Biograph ein so vollkommenes Bild als Feldherr und Monarch entwirft, wurde nie genügend als einer der bewundernswertesten Kolonisatoren geschätzt. Alle Einrichtungen, die wir heute in überseeischen Besitzungen anstaunen, wandte er schon vor zweitausend Jahren an. Dank einer außergewöhnlichen Beobachtungsgabe erkannte er sofort, was wesentlich war, indem er niemals seine Aufmerksamkeit müßigen Fragen schenkte und die besondere Begabung hatte, die Menschen und die Dinge vom ersten Augenblick an richtig zu beurteilen.

Je mehr wir uns mit diesem Riesen des Altertums vertraut machen und je mehr er uns als Heldengestalt erscheint, wie ihn uns die Geschichte überliefert hat, desto mehr nehmen wir in seinem Charakter Schlauheit, einen außerordentlichen Takt, ja sogar List wahr, welche uns die einzige Erklärung für seine oft so veränderlichen Handlungen geben. Tapferer Soldat, ausgezeichneter Staatsmann, Politiker von seltener Geschmeidigkeit, ist er dennoch ein fühlender Mensch geblieben. Zuweilen erscheint er sogar sehr empfindsam, wie wir in seinen Schriften beobachten, ja oft zwischen den Zeilen in der ganzen Zartheit seines Gemüts lesen können. Einer so fein besaiteten Natur wurde es leicht, sich in jeder Lage zurechtzufinden, in die ihn sein Geschick führte. Mit sicherem Blick durchschaute er die Charaktere aller Menschen, mit denen er zu tun hatte, wie verschieden sie ihm auch in drei Weltteilen entgegentraten.

Seine Menschenkenntnis war zweifellos ein angeborenes Talent, wie die Leichtigkeit seiner Feder, aber sein größtes Verdienst bestand darin, daß es ihm nie an Fleiß, alle diese Eigenschaften zu pflegen und sie gelegentlich anzuwenden, fehlte. An Zeit gebrach es ihm nie, um seine Pläne zur Ausführung zu bringen, oder besser gesagt, er gehörte zu den Menschen, die es verstanden, die Zeit zu verlängern. Wenn man auch nicht alles zugleich tun kann, dagegen immer etwas schafft, so gelangt man trotzdem an sein Ziel. Wir finden den großen Helden auf dem Schlachtfelde, dann in stiller Arbeit seine Geschichte schreibend, dann wieder in der Verwaltung, zu welchem Zwecke er ausgedehnte Reisen unternahm. Ge-

Digitized by Google

rade in dieser Abwechslung bestand seine Erholung. Seine reiche Einbildungskraft fand die geeignetsten Reizmittel in der Veränderlichkeit seiner Handlungen. Auf welchem Gebiete immer, seine Eindrücke zeigen stets Frische und Begeisterung. Ruhmvoll als Kämpfer, ist er es nicht weniger als hervorragender Schriftsteller. Gerade diese psychologische Doppelseitigkeit läßt uns die Persönlichkeit des Cäsar so interessant und lebendig für alle Zeiten erscheinen.

Um den pompejanischen Aufstand an der Küste von Afrika niederzuschlagen, landete Julius Cäsar mit nur dreitausend Fußsoldaten und fünfzig Reitern, eine Tatsache, die wohl zur Genüge beweist, wie sehr er die Lage beherrschte. Er zweifelte auch nicht einen Augenblick daran, daß Roms Herrschaft auf einer dauerhafteren Grundlage als selbst der beträchtlichen einer starken Armee befestigt sein müßte. Auch die ungeheure Macht eines Hannibal mußte untergehen, da sie keine moralische Grundlage hatte.

Wie groß die Partei des Pompejus noch nach seinem Tode war, läßt sich leicht durch die Tatsache beurteilen, daß ausgezeichnete Männer wie Scipio, Cato Africanus, Labienus, mit zwei Söhnen des Pompejus an der Spitze, dem Cäsar entgegentraten und im Verein mit den eingeborenen Königen wie Juba, Bocchus, Bogud von Mauretanien große kriegerische Volksmassen unter ihren Befehl brachten. Aber Julius Cäsar, welcher den Ernst seiner Lage erkannte, schritt nicht gegen diesen furchtbaren Feind vor, sondern fand das Mittel, sich mit der Armee des Sittius zu vereinigen und auf diese Weise seinen alten Feind für seine Sache zu gewinnen. Hierdurch neigte sich der Vorteil auf seine Seite, denn die Soldaten des Sittius, welche größtenteils Afrikaner waren, wußten zum Ziele zu gelangen. Das weitere ist wohlbekannt. Sallust berichtet uns darüber: Der Feldzug endete mit der vollständigen Niederlage des Feindes. Die Söhne des Pompejus flüchteten sich mit Labienus nach Spanien. Cato beging Selbstmord, Juba, dem es nicht vergönnt war, in der Schlacht zu fallen, ließ sich durch einen Sklaven töten. Bocchus und Bogud, die beiden andern afrikanischen Heerführer, starben gleichfalls auf diesem schrecklichen Heereszuge. Der Sieg des Cäsar war ein so vollkommener, wie nur jemals einer gewesen ist. Aber sein eigentliches Werk beginnt erst nachher. Sein Opus magnum ist der monumentale Aufbau des römischen Afrika.

Von Anfang war seine Aufmerksamkeit ebenso auf die militärische wie auf ein neues System für die Zivilverwaltung gerichtet. Da er sie an Ort und Stelle ausführte, war es ihm vom ersten Augenblick an klar, daß selbst seine besten Beamten nicht fähig sein würden, die Lage zu beherrschen, und so mußte er so schnell als möglich die Eingeborenen zivilisieren und seine Befehle im Innern durch eingeborene Prinzen ausführen lassen. Auf diese Weise ermöglichte er es, die entferntesten Stämme ohne Anstrengung, ohne Aufwand zu erreichen und ihnen gleichzeitig die Befriedigung zu geben, daß sie von ihren einheimischen Fürsten regiert würden, ebenso wie wir es in Indien finden.

Digitized by Google

Aber diese Aehnlichkeit ist nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich. Rom legte schon im ersten Jahrhundert viel Sorgfalt auf die Erziehung der afrikanischen Könige, um sie an sich zu fesseln. In gleicher Weise handeln die Engländer im zwanzigsten Jahrhundert, denn sie erkannten, daß nur eine ausgezeichnete Bildung auch die notwendige Gewähr geben kann. Der Geist muß dieselbe Kultur empfangen, um dieselben Gefühle hervorzurufen. Die allgemeinen Gesetze, die Studien, ja selbst die Lieblingsbeschäftigungen der jungen Hindufürsten sind genau die gleichen wie der Lebenslauf der Kinder des englischen Königshauses. Auf beiden Seiten ist der Ehrgeiz, das Höchste zu erreichen, gleich groß, nämlich ein „Gebieter" zu werden.

So wurde der Sohn Juba, welcher in Rom erzogen war, ein Mann von der größten Gelehrsamkeit. Von Natur hochbegabt, wie alle Kinder der heißen Länder, entwickelten sich auch seine Fähigkeiten außerordentlich schnell. Man nennt ihn unter den hervorragendsten Schriftstellern seiner Zeit. Plutarch selbst rechnet ihm das Verdienst zu, ein vorzüglicher Geschichtsschreiber zu sein, und Plinius macht die reizende Bemerkung: „Juba kann in Wirklichkeit stolzer auf seine Feder als auf seine Krone sein." Aber gibt es heute nicht auch noch viele asiatische Fürsten, die mehr Wert darauf legen, als gebildete Menschen in der Welt zu gelten, wie für absolute Herrscher ihrer ausgedehnten Länder betrachtet zu werden?

Afrika sollte mehr solcher eingeborener Fürsten als Statthalter, Prokonsuln und dergleichen bekommen. Das System ist schon vielfach das des India office. Als Vizekönig oder in diesem Falle Prokonsul von Numidien schickte Cäsar den Sallust hin. Schon diese Ernennung gibt uns einen sonderbaren Einblick in die Denkungsart des großen Eroberers. Er wußte, daß niemand mehr Hochachtung einflößen konnte als ein Mann, dessen Ansehen weit über die Grenzen seines Landes ging, und gab einer der bedeutendsten Gestalten seiner Zeit damit zugleich eine außerordentliche Gelegenheit, eines seiner Meisterwerke zu schreiben.

Cäsar verstand, wenn es sein mußte, großzügig zu sein. Wie auch seine Privatmeinung über Publius Sittius, den einstigen Parteigenossen von Katilina, war, um der Verdienste willen, die er Afrika leistete, hat die Hauptstadt Cirta den Namen Cirta Sittianorum als ein ewiges Erinnerungszeichen der Dankbarkeit von ihm empfangen. Seine großen Eigenschaften hinderten ihn nicht, auch die kleineren Seiten seiner Nebenmenschen zu beachten. Ja, ich möchte sagen, er war selbst ganz menschlich mit seinen Schwächen, jedoch hatte er die Kraft, sie zu beherrschen und in seinen Handlungen die Leidenschaft zu unterdrücken, und ohne Liebe oder Haß nur seinem unparteiischen Urteile zu folgen.

Dank den auf solche Klugheit gegründeten Einrichtungen fiel Afrika nach kurzer Zeit in den Besitz von Rom. Die zahlreichen kleinen, unabhängigen Länder verschwanden nacheinander. Der letzte jener Herrscher war Ptolemäus, der Sohn von Juba, König von Mauretanien. Dieser unglückliche Monarch

Digitized by Google

folgte einer Einladung des Kaligula nach Rom, und als er hier durch seinen Reichtum und den Glanz seines Gefolges dessen Eifersucht erregte, wurde er von dem grausamen Kaiser ermordet. Das war das tragische Ende des Enkels der so berühmten Kleopatra.

Alle diese Tatsachen und Bewegungen folgen sich mit einer Schnelligkeit, wie die plötzliche Lösung in einer dramatischen Erzählung. In der Tat gibt es keine spannendere Lektüre als die Beschreibungen, welche jene Zeitgenossen geliefert haben. Lebenswahr, ein vollständiges Spiegelbild, mit einer Lebendigkeit, als wenn die Szenen sich vor unsern Augen zutrügen. Auf der historischen Bühne kommen und gehen die Gestalten heute noch, wie wir sie seit den ältesten Zeiten gekannt haben. So viele Jahrhunderte auch dahingegangen sind, die menschlichen Leidenschaften scheinen immer die gleichen zu bleiben.

(Schluß folgt)

Die Zukunft der deutschen Arbeiter und der Friede

Von

Oberfinanzrat Prof. Dr. Hermann Losch

1. Man kann vom deutschen Arbeiter nicht sprechen oder schreiben, ohne zugleich von der ganzen deutschen Volkswirtschaft auszugehen. Die deutsche Arbeiterwelt ist einer der Grundpfeiler, mit die Grundlage, auf welchen die ganze deutsche Volkswirtschaft aufgebaut ist. Für den Volkswirt ist dies ohne weiteres klar; für den Politiker war es vielfach unklar; den politischen Parteien schien es vor dem Kriege manchfach verborgen oder wenigstens durch die Art ihrer Stellungnahme perspektivisch verschoben zu sein, weil sie vielfach mehr auf ihre rein politischen Parteiprogramme als auf das Ganze ihre Blicke gerichtet hielten.

Versuchen wir, in kurzen Zügen den Sachverhalt uns zu vergegenwärtigen.

2. Vor 9 Jahren waren im Deutschen Reich nach der Berufsstatistik vom 12. Juni 1907 in Land- und Forstwirtschaft 9,88 Millionen, in Industrie, Gewerben aller Arten 11,26 Millionen, in Verkehr, Handel usw. aller Arten $3^1/_2$ Millionen Menschen hauptberuflich erwerbstätig. In den 7 Jahren 1907/14 bis Ausbruch des Krieges hat sich dieses Zahlenverhältnis weiterhin verschoben, wie, weiß man nicht ganz genau. Man darf aber ohne weiteres im Anhalt an die letzte Volkszählung Ende 1910 annehmen, daß Anfang August 1914 etwa 10 Millionen Menschen im Reich weiterhin in Land- und Forstwirtschaft tätig waren, dagegen in den Gewerben zwischen 12 und 13 Millionen, in Handel, Verkehr usw. etwa 4 Millionen.

Nun ist schon vor dem Kriege, wie bekannt, von manchen Seiten dieser Tatbestand als ein solcher der „Ueberindustrialisierung" bezeichnet und zum Teil

Digitized by Google

bekämpft worden, nicht etwa nur von agrarischer Seite oder von Interessenten, sondern auch von solchen Kreisen, welche jenseits der Interessen des unmittelbaren Ständekampfes stehen. Ja, schon länger, vor Bekanntwerden der Ergebnisse aus dem Jahre 1907, sind die Fragen der Art und der Sicherheit des industriellen „Ueberbaus", des Gleichgewichts zwischen Nahrungsmittel- und Industrieproduktion sowie des Exportindustrialismus, der „Exportrate" (vgl. die Kontroversen W. Sombart) mit steigender Dringlichkeit erörtert worden. Das Schlimme dabei war, daß die einzelnen Streiter in dieser Erörterung mehr von Eindrücken und theoretischen Gesichtspunkten ausgingen. Selbst ein Mann wie L. Brentano ging ohne weiteres von der Voraussetzung einer friedlich verlaufenden „internationalen Arbeitsteilung" aus, statt sich über den tatsächlichen Sachverhalt zuvor genauer zu vergewissern. Man war geblendet durch die Zahlen der Aus- und Einfuhren und ihr Anschwellen, weil man gerade diese sachlich wie jährlich ziemlich genau vor sich hatte, nicht aber auch dazu die Entwicklung der Aufnahme und Aufnahmefähigkeiten des sog. inneren Marktes des deutschen Zoll- und Wirtschaftsgebietes. Diese wurden weithin unterschätzt, und erst der Krieg selbst hat geoffenbart, welch große Stärke diesem deutschen Innenkreislauf zugewachsen war.

3. Steinmann-Bucher, auch Helfferich, schätzten das Einkommen des deutschen Volks 1914 auf etwa 40 Milliarden Mark; diese Schätzung dürfte richtiger sein als die zum Teil niedrigeren anderweiten.

Die erste Frage ist, wie sich diese 40 Milliarden aufbauen.

Den Wert der land- und forstwirtschaftlichen Urproduktion zu berechnen, ist eine besondere Aufgabe, da die deutsche Ernteststatistik sehr unvollständig ist. Insonderheit über die Futtermittel herrschen oft ganz unzutreffende Ansichten. Rechnet man an ihrer Stelle die Werte der jährlichen Tierproduktion derart, daß man Fleisch, Felle, Wolle, Milch in Ansatz bringt, nicht aber etwaige Weiterverarbeitungen (z. B. Käse), so kommt man bei normaler Ernte für die Jahre 1912/14 auf etwa 15 Milliarden Mark Werte im Jahre; hierbei sind dann allerdings die eingeführten oder von Einfuhren abfallenden Futtermittel verschiedener Arten im Werte von mindestens etwa 1 Milliarde Mark in Abzug zu bringen.

Den Wert der ganzen Industrieproduktion zu schätzen, ist überaus schwer. Man muß dabei die Kohlenproduktion, Eisenerze, Salze usw. einschließen und die einheimischen Felle, Hölzer usw. abziehen. Sodann aber muß man die eingeführten Rohstoffe, wie Baumwolle, Wolle, Erze, Oelrohstoffe, Hölzer usw., in Abzug bringen, wenn man in die Gesamtherstellung der Industrieproduktion die ausgeführten Fabrikate einschließen will. Im ersten Falle kommen nur die Werterhöhungen in Betracht, im zweiten Falle die Kosten der von auswärts bezogenen Rohstoffe und Hilfsstoffe als Minus, der Erlös aus den Ausfuhren an Industrieprodukten aber als Plus. Man wird die Werterhöhungen durch Industrie aller Art, einschließlich Bauwesen usw., jährlich auf mindestens 20 Milliarden veranschlagen dürfen, so daß für Handel, Verkehr, Einnahmen aus

Digitized by Google

fremden Frachten etwa 5 Milliarden blieben, wobei fraglich bleibt, ob nicht für das wirtschaftlich neutrale Beamtentum des Staats, der Gemeinden noch ein Zuschlag nötig ist. Das subjektive persönliche Einkommen im Steuersinn ist ja etwas anderes als das Nationaleinkommen im reinen Sachsinne.

Sei dem, im einzelnen, wie ihm wolle, wenn wir die Ausfuhr an Fabrikaten industrieller Natur auf etwa 7 Milliarden annehmen, so kämen wir auf etwa $^7/_{20}$ der Industrieerwerbstätigen oder auf 4—$4^1/_2$ Millionen Menschen, welche dabei beteiligt sind. Von dieser Masse könnten wir diejenigen abziehen, welche nicht für Ententeländer oder für solche neutrale Gebiete gearbeitet haben, die uns heute verkehrsmäßig verschlossen sind. Dieser Abzug hat jedoch zurzeit keinerlei praktischen Wert.

4. Sehen wir den Tatsachen weiter ins Auge. Lediglich das Im-Felde-Stehen riesiger Personenmassen, die vor dem Krieg industriell so oder so tätig waren, und die *während* des Kriegs erfolgte Umbildung der deutschen Industrie hat bisher eine volkswirtschaftliche Katastrophe verhindert. Diese Verhinderung wurde finanziell vermittelt. Die Kriegsanleihen von 40 bis 50 Milliarden dienten nicht und werden nicht etwa nur dazu dienen, das erweiterte deutsche Heer zu bezahlen, zu beköstigen usw., sondern auch dazu, die auf Kriegsgeräte, Munition usw. gerichtete Industrieproduktionen zu alimentieren. Dazu wurden und werden die Vermögen der Wohlhabenden, der Sparer usw. herangezogen.

Diese Operationen finanzieller Art bewirken eine Verschiebung eines Teils des Nationalvermögens; aber sie haben naturgemäß *eine bestimmte Grenze*. Schon die erhöhten Zinsen machen sich im Laufe der nächsten Jahre neben dem bisher Herausgezogenen geltend. Das alles nun wird bei *irgendeinem Ende* des großen Krieges *ganz anders* sein, und wie es etwa sein kann, läßt sich heute nur erst andeuten.

5. Man hat zunächst zu beachten, daß unter den 12—13 Millionen Industrieinteressenten etwa $^3/_4$, also volle 9 Millionen, *lediglich gelernte oder ungelernte* Arbeitskräfte waren. Inwieweit diese ungeheure Masse ihrerseits durch Verwandlung ihrer Ersparnisse in Kriegsanleihe an der Verzinsung usw. derselben beteiligt ist, entzieht sich der Berechnung. Allzu klein wird man die Beträge nicht annehmen dürfen, wenn man bedenkt, wie hoch (etwa 25 Milliarden) die Sparkasseneinlagen usw. im Reich allein sind bzw. waren. Man weiß nicht, wie viel Industriearbeiter von Ende Juli 1914 heute im Felde stehen bzw. Uniform tragen; es können recht wohl 5 Millionen sein, wobei unter „Industriearbeiter" natürlich auch die Handwerkergesellen, Hausgewerbetreibenden usw. inbegriffen sind. Ist dies der Fall, so können wir damit den Umfang der entstehenden Probleme einigermaßen überblicken.

6. Etwa $^1/_2$ Million *dieser* Männer wird, einerlei wie alles enden mag, heute schon tot oder gänzlich arbeitsunfähig sein; eine weitere Zahl von mindestens $^1/_2$ Million wird *ernstlich gemindert* arbeitsfähig sein.

Es ist klar, daß für die Angehörigen der im Felde Stehenden, soweit sie unterstützungsbedürftig sind, für die der Gefallenen, für die Krüppel, sonst

Digitized by Google

Geschädigten usw. in entsprechender Weise gesorgt werden muß. Nach den Schätzungen von zuständigen Stellen dürften die Beträge im Maximum jährlich 1200 Millionen betragen, wovon etwa die Hälfte auf die Industriearbeiter usw. entfallen wird. Diese ungeheuren Summen müssen in allererster Linie dauernd aufgebracht werden. Andrerseits fehlen nicht etwa nur die gefallenen, arbeitsunfähigen usw. Industriearbeiter, sondern auch die Industriebeamten, Industriellen dazu, sowie bei Wiederaufnahme der „Friedensproduktion" alle Gefallenen usw. durch die ganze Volkswirtschaft hindurch, sowohl in Landwirtschaft als Industrie, Verkehr, Handel, Staat, Gemeinde, Schule, Kirche usw.!

Wenn also der Krieg heute ausginge, derart, daß einfach der Zustand vor dem Krieg — theoretisch — wieder hergestellt werden würde, so wäre es vielleicht möglich, diese inneren Riesenlasten finanziell in uns selbst allenfalls dadurch zu tragen, daß man die nächste Generation so oder so damit beschweren müßte. Wie das zu geschehen hätte, wäre jedoch schon ein sehr schwieriges Problem, auch dann, ja vielleicht gerade dann, wenn man die Last ausschließlich auf das „Kapital", d. h. auf die Vermögensträger legen wollte. Der Krieg ist aber heute noch gar nicht beendigt und er wird auch morgen oder übermorgen oder in den nächsten Wochen nicht zu Ende gehen können.

7. Sobald jedoch das Reichsgebiet zu den schon vorhandenen Schädigungen (Ostpreußen, Elsaß) noch weitere erfahren würde, lägen die Aussichten sogleich ganz anders. Wären z. B. das Saargebiet oder Ruhrgebiet, oder gar beide ernstlich beschädigt oder gar besetzt, so würde die Besiegung des Reichs und damit der wirtschaftliche wie finanzielle Zusammenbruch nach nur ganz kurzer Dauer eine vollendete Tatsache sein.

Damit wären in erster Linie die Arbeitermassen verloren, weil die Sieger gar keinen Anlaß, übrigens, auch wenn sie je wollten, gar nicht die Fähigkeit hätten, den so außerordentlich komplizierten Bau des deutschen Wirtschaftslebens einschließlich Versicherungssystem im Gange zu erhalten. Etwaige Revolten der Massen würden ohne weiteres niedergeschlagen werden, und ein System, das 30 000 Burenfrauen verkommen ließ, oder ein solches, das mit Sibirien arbeitet, würde 300 000, ja 3 Millionen deutsche Arbeiterfrauen auf eine leichte Achsel nehmen. Aber auch dann, wenn solches nicht geschähe, jedoch das Deutsche Reich gezwungen werden könnte, Kriegsentschädigungen auch nur an — Belgien auszubezahlen oder zu übernehmen, auch dann würde der an sich schon starke Druck, den die jährlichen etwa 5 Milliarden für Kriegsanleihezinsen usw. ausüben müßten, noch derart gesteigert werden, daß der Uebergang in die Friedensproduktion weiterhin noch mehr gefährdet würde, und zwar nicht in derselben Proportion des Mehr, sondern in stark gesteigerter.

8. Schon bei einer solchen, angesichts der Absichten der vereinigten Gegner des Deutschen Reichs, recht bescheidenen Annahme kommt man zu der ebenso natürlichen als unausbleiblichen Folgerung, daß das Schicksal der ganzen

Digitized by Google

deutschen Arbeiterwelt, mag sie politisch gesinnt sein oder gewesen sein wie sie will, unerbittlich auf Gedeih und Verderb an einem Sieg, und zwar einem solchen Endsieg beteiligt ist, welcher vor allem irgendeine Absprengung deutschen Gebiets und irgendeine Kriegsentschädigung an irgendeine Macht der Erde völlig ausschließt. Man braucht das Wort „Sieg" nicht einmal zu verwenden, man kann ebensogut „Ende des Krieges" sagen, dann wird die Sache verständlicher, aber sie bleibt sich gleich.

9. Es ist ohne weiteres klar, daß ein solches Friedensziel, in welchem jeder nicht völlig verblendete deutsche Mensch mit dem andern einig gehen muß, die allerhöchste Kraftanspannung und das zielbewußteste Zusammenarbeiten aller Stände und Berufe, aller Schichten und Klassen sowohl an der Front als hinter der Front zur Voraussetzung hat. Diese Voraussetzung ist so ernsthafter Art, daß die Erörterung irgendwelcher weiterer Kriegs- oder Friedensziele zwar theoretisch möglich, praktisch jedoch völlig gegenstandslos ist, innerpolitisch jedoch sogar schädlich sein kann, weil weite Kreise sich noch gar nicht klar darüber zu sein scheinen, um was es sich dieser Koalition von ganz verschiedenen Gegnern gegenüber in allererster Linie handelt. England hat die finanziellen Fäden der mitbeteiligten Staatengegner derart in der Hand, daß diese „Kontinentaldegen" gerade durch die bei ihnen erweckte und bisher von ihnen geglaubte Schadloshaltung auf Kosten der Mittelmächte zu den krampfhaftesten Anstrengungen angespornt werden. Sie kämpfen gewissermaßen als angeseilte Desperados, weil ihre eignen finanziellen Beine, wie bei Italien, Belgien, Serbien, Montenegro, auch Rußland, sie schon längere Zeit gar nicht mehr aufrechterhalten.

10. Es ist schon einwandfrei nachgewiesen, daß der Geschäftsführer dieses unerhörtesten aller Kriege, nämlich England, nicht etwa mit dem militärischen oder maritimen Nachlassen der Kräfte Deutschlands und der Mittelmächte in erster Linie rechnet, sondern mit dem inneren Zwiste. Der Keil, welchen England in das deutsche Volk eintreiben wollte und noch will, war zunächst der rapide Hunger. Man dachte vor zwei Jahren in London, diese Wirkung werde schon sehr bald eintreten, und man arbeitete daher mit Blockademitteln, vor welchen auch das menschenfreundliche Nordamerika der Weltgeschichte gegenüber einstens wird erröten müssen. Nun es aber mit dem „schnellen" Hunger nicht gegangen ist, hofft man auf eine Untergrabung der militärischen Kraft und Freudigkeit durch innere Zwiste und Müdigkeiten. Man hofft, daß der Arbeitermichel ein dummer Michel sei und einen „englischen Frieden" vorbereiten helfe. Diese Hoffnung ist nunmehr die — letzte jenseits des Kanals, und es geschieht alles nur Denkbare in den verschiedensten Formen, um sie zu verwirklichen. Man darf aber zuversichtlich hoffen, daß die Spekulation auf die Dummheit der deutschen Arbeiter ebenso versagen wird, wie die englische Spekulation auf die Dummheit vor allem der Italiener, Serben, Montenegriner und letzten Endes auch der unglückseligen Franzosen gelungen ist. Wenn Jaurès nicht ermordet worden wäre, würde das fran-

Digitized by Google

zösische Proletariat davor bewahrt geblieben sein, englische Kastanien aus dem Feuer zu holen. Diese Ermordung des bedeutendsten und ehrlichsten aller französischen Arbeiterführer ist bis auf den heutigen Tag nicht aufgehellt. Es ist wahrscheinlich, daß dieser Mann nicht ohne russischen Einfluß aus der Welt geschafft worden ist. Der Sieg der Entente würde selbstverständlich auch ein Sieg Rußlands sein. Diese Binsenwahrheit war dem Franzosen Jaurès klar, sie ist auch allen vernünftigen deutschen Arbeiterführern klar. Sie wissen genau, was für die deutsche Arbeiterschaft auf dem Spiele steht. Nicht nur alle Fortschritte in Kultur, Lebenshaltung, Erwerbssicherheit, sondern ihre Existenz und ihre ganze Zukunft.

Dieses auszusprechen ist heute für den unabhängig von allen politischen Parteigestaltungen denkenden und rechnenden Volkswirt eine unausweichliche Pflicht. Alle innergesellschaftlichen Fragen, einerlei, welche es sein mögen, einerlei, wie sie später erledigt werden mögen, treten vollkommen in den Hintergrund gegenüber der Frage der Solidarität des ganzen Volkes bis zum Letzten. Denn dieses Letzte allein wird alles bisher Erkämpfte erst wirklich sichern.

Je länger der Krieg dauert, um so wichtiger wird das Festbleiben nicht etwa nur der militärischen Front, sondern noch viel mehr der inneren Geschlossenheit sämtlicher Bundesstaaten, Stämme und gesellschaftlichen Schichten.

Was der englische Fuchs u. a. auch den deutschen Schafen predigt, ist der Kampf gegen den „preußischen Militarismus"; was er will, ist der Markt, auf welchem das Schicksal und Zukunft in erster Linie der deutschen Arbeitermassen und erst in zweiter des übrigen Volkes beruht.

Anleihen kriegführender Mächte im Gebiet neutraler Staaten

Von

H. Wittmaack

Ueber die Frage, ob einer kriegführenden Macht von seiten eines neutralen Staats Anleihen gemacht werden dürfen, sind die Ansichten der Juristen verschieden. Einverstanden ist man darüber, daß der neutrale Staat selbst aus eigenen Mitteln derartige Anleihen nicht gewähren darf, wenn er die Neutralität in vollem Umfang aufrechterhalten will. Dagegen herrscht keine Uebereinstimmung über die Frage, ob der neutrale Staat verpflichtet ist, es nicht zu gestatten oder zu verhindern, daß Privatpersonen von seinem Gebiet aus Anleihen an eine kriegführende Macht negoziieren.

Prüfen wir die Frage nach den allgemeinen Regeln, so liegt bei der großen Bedeutung des Geldes für die Kriegführung in der Gewährung von Anleihen an eine kriegführende Macht ohne Zweifel eine Unterstützung dieser Macht für

Digitized by Google

den Krieg. Dieses gilt auch, wenn die Anleihe ausdrücklich oder formell für einen andern Zweck bestimmt ist, denn durch dieselbe würden die Mittel, welche der Staat sonst für den Zweck verwenden müßte, für die Kriegführung frei. Eine Unterstützung eines Staates in der Kriegführung von dem Gebiet eines andern Staates aus ist mit der Neutralität grundsätzlich unvereinbar, denn diese verlangt die Enthaltung von jeder Einmischung in den Streit, mag die Einmischung unmittelbar oder mittelbar erfolgen.

Andrerseits gilt die Regel, daß durch den Krieg der Handelsverkehr der Neutralen möglichst wenig berührt werden soll, und ferner, daß dem neutralen Staat nicht zugemutet werden kann, neutralitätswidrige Handlungen auf seinem Gebiet weiter zu verhindern, als ihm solches vernünftigerweise möglich ist. Aus diesen Grundsätzen ergibt sich, daß Anleihen, die von Privaten in dem gewöhnlichen Handelsbetrieb an eine kriegführende Macht gewährt werden, mag nun das Geschäftsverhältnis bereits vor dem Krieg entstanden oder erst später begründet sein, nicht als neutralitätswidrig angesehen werden können, und daß dem neutralen Staat nicht die Verpflichtung auferlegt werden kann, solche Geschäfte, wie z. B. die Vorschüsse eines Bankiers im Kontokorrentverkehr, zu verhindern. Derartige Anleihen oder Vorschüsse sind regelmäßig von so geringer Bedeutung, daß sie auf die Kriegführung keinen merklichen Einfluß äußern können. Auch entziehen sich solche Geschäfte der öffentlichen Aufmerksamkeit und der Kontrolle durch den Staat. Anders dagegen liegt die Sache bei Anleihen, die öffentlich zur Subskription aufgelegt werden und deren Notierung an der Börse erfolgen soll. Diese Anleihen betreffen regelmäßig große Beträge, die für die Ausrüstung zum Kriege mehr oder weniger von Bedeutung sind. Außerdem ist der Staat imstande, sie insoweit zu verhindern, als er gegen die Auflegung zur Subskription einschreiten und die Notierung an der Börse untersagen kann. Derartige Anleihen darf der neutrale Staat danach nicht gestatten, wenn er eine vollständige Unparteilichkeit bewahren will.

Diese Grundsätze sind einleuchtend und haben auch in der Literatur überwiegend oder vorzugsweise Anerkennung gefunden. Auch kann man in einigen gerichtlichen Entscheidungen eine Bestätigung derselben finden.

Die offiziellen Berater der britischen Regierung in Rechtsfragen (law officers of the crown) äußerten sich im Jahre 1823 dahin, daß öffentliche Sammlungen (subscriptions) von Angehörigen eines neutralen Staates für einen kriegführenden Staat unverträglich mit der Neutralität und im Widerspruch mit derselben seien. Solche Sammlungen hätten die offenbare Tendenz, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Heimatstaat und dem andern kriegführenden Teil zu unterbrechen und den Heimatstaat in Streitigkeiten und möglicherweise in das Unglück eines Krieges zu verwickeln. Was dagegen Anleihen angehe, die lediglich zu Handelszwecken gemacht würden (merely with commercial views), so könne hierin eine Verletzung der Neutralitätspflichten nicht wohl gefunden werden. — Der Fall, daß größere Anleihen zur Subskription öffentlich aufgelegt werden, scheint in dem Gutachten nicht berücksichtigt

Digitized by Google

zu sein, wohl weil dieses Verfahren erst einer späteren Zeit angehört. Bedenkt man dieses, so steht das Gutachten mit der oben entwickelten Ansicht in Uebereinstimmung. Es geht sogar sehr weit, indem es alle öffentlichen Sammlungen zur Unterstützung einer kriegführenden Macht für neutralitätswidrig erklärt. Diese Sammlungen können keine für die Kriegführung irgendwie in Betracht kommende Summe ergeben. Das Gutachten hat hierbei wohl nur Sammlungen für kriegführende Parteien, die sich im Aufstande gegen ihre Regierung befinden, im Auge gehabt.

Ein Urteil des Court of Common Pleas aus dem Jahre 1824 sprach sich dahin aus, es stehe im Widerspruch mit dem Völkerrecht, wenn Personen, die sich in England aufhielten, Verträge schlössen, um durch Anleihen Gelder zu dem Zweck zu beschaffen, die Untertanen eines fremden Staats in dem Kampf gegen ihre Regierung, die in Freundschaft mit der englischen stehe, zu unterstützen. Die damalige Klage war aus einem Geschäft entstanden, welches die Vermittlung einer Anleihe für die im Aufstand begriffenen Griechen bezweckte. Die Bemerkung in dem Urteil bezieht sich allerdings ausdrücklich nur auf die Unterstützung von Aufrührern gegen ihre Regierung, die Pflicht zur Unparteilichkeit ist aber in diesem Fall keine andre, wie wenn es sich um das Verhältnis von kriegführenden Mächten handelt. Auch das Gutachten der Kronjuristen unterscheidet nicht zwischen der Unterstützung eines kriegführenden Staats und der Unterstützung einer aufständischen Partei.

Ein Urteil des höchsten Gerichtshofs der Vereinigten Staaten von Nordamerika entschied im Jahr 1852 folgenden Fall: Auf Grund eines im Jahr 1836 in den Vereinigten Staaten abgeschlossenen Vertrags machten verschiedene nordamerikanische Einwohner dem General Chambers in Texas eine Anleihe von 12500 Dollar, um den General bei der Anwerbung von Freiwilligen für Texas in dem Befreiungskampf gegen Mexiko zu unterstützen. Der General verpflichtete sich dafür, ihnen Land in Texas zu übertragen. Diese Verpflichtung wurde nicht erfüllt. Texas hatte sich zur Zeit des Darlehensvertrags für unabhängig erklärt und war tatsächlich von der mexikanischen Regierung frei, die Regierung der Vereinigten Staaten hatte aber Texas noch nicht als selbständigen Staat anerkannt. Die Klage auf Erfüllung des Vertrags wurde für unbegründet erklärt. Der Gerichtshof sah es als erwiesen an, daß die Anleihe zur Anwerbung für die Armee in Texas im Gebiet der Vereinigten Staaten habe erfolgen sollen. Danach hätte eine Verletzung der nordamerikanischen Neutralitätsgesetze vorgelegen. Der Gerichtshof erörterte aber auch abgesehen hiervon die Sache und führte aus: Jeder nordamerikanische Staatsangehörige sei verpflichtet, die Entscheidung der Regierung über Krieg und Frieden anzuerkennen. Wenn, wie in diesem Falle, ein Freundschaftsvertrag mit einem andern Staat vorliege, so könne ein amerikanischer Untertan, ohne seine Untertanenpflichten zu verletzen, keine Handlung vornehmen und in keine Vereinbarung eintreten, um Aufstand oder Feindschaft gegen das Gebiet des andern Staates zu fördern. Zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko bestehe aber ein Freundschaftsvertrag. Die

Digitized by Google

Kläger legten noch Gewicht darauf, daß Texas ein unabhängiger Staat sei; die Angehörigen eines neutralen Staates seien nun berechtigt, einem im Kriege begriffenen Staat Anleihen zu machen, um ihn in den Stand zu setzen, den Krieg gegen seine Feinde fortzuführen. Der Gerichtshof bemerkte zu dieser Ausführung, es sei nicht nötig, zu entscheiden, inwieweit die Gerichte der Vereinigten Staaten die Erfüllung eines Vertrages wie des vorliegenden erzwingen würden, wenn zwei selbständige Staaten sich miteinander im Kriege befänden und die Vereinigten Staaten neutral wären. Es handelte sich damals aber nicht um eine große, öffentlich aufgelegte Anleihe, sondern um den geringfügigen Betrag von 12500 Dollar. Selbst bei derartigen Anleihen rein privaten Charakters hielt der Gerichtshof es für bedenklich, die völkerrechtliche Zulässigkeit anzuerkennen. Wie bereits erwähnt, ist nicht ersichtlich, warum zwischen Anleihen an einen Staat und an eine im Aufstand begriffene Provinz unterschieden werden kann.

Was die Literatur anlangt, so sprechen sich die hervorragendsten Völkerrechtsgelehrten in dem Sinn aus, daß ein neutraler Staat die öffentliche Auflegung einer Anleihe für eine kriegführende Macht nicht gestatten dürfe.

Der Engländer Phillimore kritisiert die Bemerkung von Vattel, daß eine Anleihe an einen kriegführenden Staat von seiten der Untertanen eines neutralen Staates keine Neutralitätsverletzung enthalten soll, falls die Anleihe gemacht werde, um gute Zinsen zu erhalten, und nicht, um die kriegführende Macht in den Stand zu setzen, die anderen anzugreifen. Phillimore sieht dieses als eine offenbare Wortklauberei an, um die wichtigen Pflichten der neutralen Staaten zu umgehen. Es sei eine Verletzung der Pflichten der Neutralität, zur Ausrüstung und Fortführung des Krieges „the one as the other of the two main nerves, iron and gold" zu liefern.

Ein nicht weniger berühmter Landsmann Phillimores, Halleck, stimmt dieser Ansicht vollständig bei. Er bemerkt insbesondere: Wenn ein Anlehen an eine kriegführende Macht zu dem offenbaren Zweck gewährt werde, die Macht in den Stand zu setzen, den Krieg fortzuführen, so würde dies eine tatsächliche Teilnahme an dem Kriege bedeuten und folgeweise der andern kriegführenden Macht gerechten Anlaß zur Beschwerde geben.

Bluntschli in seinem modernen Völkerrecht spricht sich dahin aus, daß die Privatpersonen, ebenso wie die Staaten selbst, sich von Anleihen an einen kriegführenden Staat fernhalten müssen. Es widerstreite der Neutralität, wenn der Staat gestatte, daß im Lande eine Anleihe für eine Kriegspartei ausgeschrieben oder sonst Gelder zur Unterstützung derselben öffentlich gesammelt werden.

Ebenfalls erklärt Heffter die Gestattung von Anlehen oder Lieferungen an eine kriegführende Macht für eine Neutralitätsverletzung.

Der Argentinier Calvo äußert sich dahin, daß die öffentlichen Anleihen an eine kriegführende Macht, um die Kriegführung zu unterstützen, den von einem Staate gewährten Subsidien rechtlich gleichständen und aus diesem Grunde als verboten angesehen würden.

Digitized by Google

Diesen Schriftstellern kann noch der Schwede Kleen (Lois et usages de la neutralité) angereiht werden. Zwar genießt derselbe nicht ein gleichhohes Ansehen, aber er hat sich speziell mit dem Neutralitätsrecht beschäftigt. Er bemerkt: Die Untertanen eines neutralen Staates dürfen als Privatleute einer kriegführenden Macht Beihilfen in Geld gewähren, aber nicht öffentlich auf neutralem Gebiet.

Was die nordamerikanischen Juristen anlangt, so billigt Kent allgemein die Erklärung des nordamerikanischen Staatssekretärs Pickering aus dem Jahre 1798, eine Anleihe an eine kriegführende Macht sei eine Verletzung der Neutralität.

Hall spricht sich dahin aus, daß die gewöhnliche Ansicht, wonach die Gewährung von Anleihen an eine kriegführende Macht eine Verletzung der Neutralität sei, dahin beschränkt werden müßte, daß diese Regel nicht gelten könne für Anleihen von Individuen unter gewöhnlichen kaufmännischen Bedingungen (mercantile conditions).

Es ist bemerkenswert, daß von keiner Seite behauptet wird, daß, wenn beiden kriegführenden Teilen in gleicher Weise die Möglichkeit gewährt werde, eine Anleihe in einem neutralen Staat abzuschließen, dann in der Gestattung einer öffentlichen Anleihe keine Verletzung der Neutralität liege. Eine derartige Behauptung würde auch offensichtlich unzutreffend sein. In der Gewährung der Anleihe liegt immer eine Unterstützung des kriegführenden Staates, auch in bezug auf die Kriegführung. Das genügt, um sie als parteiisch erscheinen zu lassen. Der andre kriegführende Staat braucht vielleicht solche Anleihe nicht, hat vielleicht auch nicht den erforderlichen Kredit, um sie in dem neutralen Staat aufnehmen zu können. Es steht nicht fest, ob ihm eine ähnliche Begünstigung zuteil werden kann, und ob er sie überhaupt wünscht.

Subskriptionen, die von einem neutralen Staat aus auf eine im Ausland aufgelegte Anleihe für einen kriegführenden Staat gemacht werden, können wohl nicht als Neutralitätsverletzung in dem Sinne angesehen werden, daß der neutrale Staat verpflichtet sei, solche zu verhindern. Dieses würde schwierig, ja in vollem Umfang unmöglich sein. Man kann auch nicht sagen, daß derartige Subskriptionen außerhalb des gewöhnlichen Geschäftsbetriebs liegen.

Allgemein anerkannt ist, daß die Unterstützungen zu mildtätigen Zwecken an die Angehörigen eines kriegführenden Staates nicht neutralitätswidrig sind, auch wenn sie von Angehörigen des neutralen Staates mit Wissen und mit Hilfe des Staates oder von dem Staat selbst erfolgen, so z. B. Sammlungen für die Krankenpflege, die Verwundeten, die Hinterbliebenen der Gefallenen usw.

Was die Praxis anlangt, so wird folgender Fall berichtet: Im Jahre 1795 suchte die französische Regierung in Genua eine Anleihe aufzunehmen, um die italienische Armee in den Stand zu setzen, die Offensive zu ergreifen. Der Senat von Genua lehnte, indem er sich auf seine Neutralität berief, die Ermächtigung zur Aufnahme der Anleihe ab. Es ist bereits oben die Instruktion des amerikanischen Staatssekretärs Pickering aus dem Jahre 1798, die in gleichem Sinne gehalten war, erwähnt.

Digitized by Google

Später, wo die Anleihen zu einem größeren Betrage geschlossen wurden, ist man immer mehr geneigt gewesen, auch die öffentliche Abschließung und Auflegung einer Anleihe für eine kriegführende Macht nicht zu behindern. Der andre hierdurch geschädigte kriegführende Teil hat regelmäßig von einer Remonstration abgesehen, die auch, nachdem die Anleihe einmal gemacht war, nichts ändern konnte. Eine Ausnahme in letzterer Beziehung macht das Verhalten der französischen Regierung während des Krimkrieges. Frankreich hat bezüglich der Anleihen oder der Lieferung von Kriegsmaterial an eine kriegführende Macht eine vornehme Stellung eingenommen. Der Artikel 84 des Code pénal bestimmt: Quiconque aura par des actions hostiles, non approuvées par le gouvernement, exposé l'Etat à une déclaration de guerre, sera puni du bannissement et, si la guerre s'en est suivie, de la déportation. Der Artikel wird auch auf „l'ouverture d'une souscription pour favoriser un parti hostile à une puissance étrangère" bezogen. Im Jahre 1854, während des Krimkrieges, gestattete Holland eine russische Anleihe auf seinem Gebiet. Die französische Regierung erhob infolgedessen bei der holländischen Regierung Beschwerde; sie verlangte auch von Preußen und Hamburg das Verbot der weiteren Notierung der Anleihe an der Börse. Preußen wies dieses Ansinnen zurück. Nach den obigen Ausführungen muß man den Standpunkt der französischen Regierung als berechtigt ansehen. In dem gegenwärtigen Kriege ist nicht davon die Rede, daß die gegen Deutschland verbündeten Mächte trotz ihrer Geldverlegenheit, sich in Holland um eine Anleihe bemüht hätten. Solches wäre ohne Zweifel ergebnislos geblieben, denn die deutschen Truppen stehen an der holländischen Grenze.

Während des Deutsch-Französischen Krieges von 1870 wurden die französische von Gambetta kontrahierte sog. Morgananleihe und ein Teil der Anleihe des Norddeutschen Bundes in England ausgegeben. Dieses Verfahren scheint keine diplomatischen Remonstrationen veranlaßt zu haben.

Während des Krieges zwischen Großbritannien und der südafrikanischen Republik wurden Anleihen für die britische Regierung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und sonst offen abgeschlossen. Später, im Jahre 1904, wurden auch von Japan Anleihen in den Vereinigten Staaten und auch anderswo offen aufgenommen, ebenso russische Anleihen in Paris und in Berlin. Auch diese Anleihen scheinen keinen Anlaß zu einer diplomatischen Erörterung gegeben zu haben.

Die neueste Zeit zeigt nun einen Fall der Neutralitätsverletzung durch die Gestattung einer Anleihe an kriegführende Staaten. England und Frankreich haben während des gegenwärtigen Krieges in Neuyork eine Anleihe im Betrage von 500 Millionen Dollar (mehr als 2 Milliarden Mark) kontrahiert. Diese Anleihe war offenkundig zur Förderung der beiden kontrahierenden Staaten und ihrer Bundesgenossen in der Kriegführung bestimmt. Es sollten dadurch die Ausgaben, die in den Vereinigten Staaten zur Beschaffung von Kriegsmaterial und andern Gegenständen, die zur Kriegführung erforderlich sind, gedeckt werden.

Digitized by Google

Ein solcher Vorgang ist noch nicht dagewesen. Die früheren Anleihen hielten sich in engeren Grenzen, auch waren sie nicht so offen ausdrücklich für Kriegszwecke bestimmt. In den Vereinigten Staaten selbst ist dieses nicht verkannt, es hat dort eine große Agitation gegen die Neutralitätsverletzung und gegen ein Geschäft, das die Beförderung des Blutvergießens in Europa zur Folge haben mußte, stattgefunden. Die nordamerikanische Regierung war hiervon vollständig unterrichtet. Es bedarf wohl keiner weiteren Ausführung, daß hierin eine Neutralitätsverletzung liegt. Es kann in dieser Beziehung namentlich auch auf die oben angeführten nordamerikanischen Juristen Kent und Hall verwiesen werden.

Abgesehen von der diplomatischen Auseinandersetzung mit der Regierung der Vereinigten Staaten, gibt es vielleicht für die Regierungen des Deutschen Reiches und der mit ihm verbündeten Staaten ein Mittel, eine gewisse Genugtuung von den Leuten zu erlangen, die zur Förderung und Verlängerung des Blutvergießens in solcher Weise beigetragen haben.

Nach dem Friedensschluß könnte eine Auseinandersetzung zwischen der deutschen und der nordamerikanischen Regierung über Schadenersatzansprüche wegen Neutralitätsverletzung stattfinden, in ähnlicher Weise, wie nach dem Sezessionskriege zwischen England und Nordamerika Verhandlungen gepflogen wurden, die zu einem für England sehr ungünstigen Resultat führten. Auch könnte bei dem Friedensschluß vielleicht Frankreich und England die Verpflichtung auferlegt werden, zur Sicherung der etwaigen Ansprüche Deutschlands und seiner Verbündeten den Betrag jener Anleihen an die letzteren einstweilen abzuführen. Eine derartige Maßnahme würde nicht bloß in dem Gebiete der verbündeten Staaten, sondern wohl in der ganzen zivilisierten Welt Zustimmung finden, denn jeder, der menschlich denkt, muß empört sein über eine Gewinnsucht, wie sie sich aus den Anleihen ergibt. Die Nordamerikaner, welche bei der Anleihe beteiligt sind, scheinen auch selbst Mißtrauen wegen der Sicherheit gehabt zu haben. Man hat ausgerechnet, daß die Anleihe mit zirka 6 Prozent verzinst wird. Die Kapitalsicherheit der beiden schuldnerischen Staaten unterliegt nicht dem mindesten Bedenken. Wenn trotzdem solche hohe Zinsen haben zugesichert werden müssen, so kann sich dies nur dadurch erklären, daß man die Anleihe aus andern Gründen nicht für sicher gehalten hat. Man hat insbesondere wohl gefürchtet, daß die Regierungen von England und Frankreich diese Schuld später repudiieren könnten. Die Darlehensgeber würden sich über eine solche Maßnahme nicht beschweren können, denn die Anleihe ist von ihrer Seite ein unmoralisches Geschäft, und es entstehen nach dem Zivilrecht aus einem solchen Geschäft Ansprüche wohl allgemein nur so weit, als eine Bereicherung des Darlehnsnehmers stattgefunden hat. An einer solchen fehlt es, wenn das geliehene Geld zur Deckung von Kriegskosten verwendet worden ist.[1])

---

[1]) Unter den Bankgeschäften, die bei der Anleihe beteiligt sind, finden sich eine Anzahl mit deutschen Namen. Die Inhaber werden wohl in den Vereinigten Staaten naturalisiert

Digitized by Google

Außerdem könnte insbesondere Frankreich beim Friedensschluß auferlegt werden, für die während des Krieges kontrahierten auswärtigen Anleihen nicht weiter Zinsen zu zahlen, solange nicht die ihm etwa auferlegte Kontribution berichtigt und der an Grund und Boden, insbesondere durch Zerstörung von Gebäuden, in seinem Lande verursachte Schaden wieder gutgemacht sei. Das Deutsche Reich hat auch ein Interesse daran, daß Frankreich sich nach dem Kriege möglichst bald wieder erholt. Ob dann später die Anleihen wieder verzinst und zurückbezahlt werden sollen, würde von der Entscheidung derer abhängen, die dann das Regiment in Frankreich haben.

Meine Kriegsfahrten

Persönliche Erinnerungen

von

Kathinka v. Rosen, geb. Fabricius

I. Serbien

Als im Jahre 1876 der Krieg zwischen Serbien und der Türkei ausbrach, war ich in Wien. So kriegerisch ich war — ich bin es auch heute noch als alte Frau, dies nur nebenbei —, der Rummel dort unten regte mich nicht weiter auf. Die Serben waren mir höchst unsympathisch, und zu meinen Türken konnte ich nicht eilen, weil das Geld fehlte. Das Schicksal pflegt sich nicht um unsre Neigungen zu kümmern. Kismet greift immer in unser Leben ein.

Eines Abends traf ich in einer Gesellschaft einen alten Bekannten, einen Rittmeister a. D. Er hatte 1866 die Vorteile der Erbswurst kennen gelernt und schleunigst eine Konservenfabrik in der Nähe Wiens gegründet. Der Rittmeister kam aus Belgrad; er hatte dort ein gutes Geschäft gemacht und war natürlich begeistert, Belgrad sei eine schöne Stadt, der Fürst klug und liebenswürdig, die Armee sei vorzüglich organisiert und werde auch jetzt durch seine Erbswurst gut verpflegt, nur die Lazarette, besonders die Pflege der armen tapferen Serben, ließen noch vieles zu wünschen übrig. Mir machte er die bittersten Vorwürfe und meinte, es sei meine Pflicht, nach Belgrad zu eilen. Mich interessierten die Erzählungen des Erbswurstfabrikanten wenig, die Serben mochte ich nicht, und die so hochgeschätzte allgemeine Nächstenliebe war mir nicht zuteil geworden. Aber Kismet! Nach vierundzwanzig Stunden saß ich mit der serbischen Roten-Kreuz-Binde am Arm im Eisenbahnwagen. Ich fuhr nach Pest, um von dort mit dem Dampfer nach Belgrad zu fahren.

---

sein. Ein Deutscher, der sich bei der Anleihe beteiligt hätte, würde nach einem Urteil des preußischen Obertribunals vom 3. April 1871 auf Grund des § 89 des Strafgesetzbuchs in seiner Heimat wegen Landesverrats bestraft werden.

Digitized by Google

In Belgrad stieg ich im Hotel de Paris in der Rue de Belgrad ab. Der Erbswurstfabrikant hatte mir ein Schreiben an den österreichischen Besitzer des Gasthauses mitgegeben, ich wurde gut verpflegt und erhielt das beste Zimmer, die Preise waren mäßig. Ich ging zum Kriegsminister, wurde liebenswürdig empfangen und mit schönen Worten überschüttet, dann suchte ich den Präsidenten des Roten Kreuzes auf. Herr Simitsch — so wird er sich wohl schreiben —, ein liebenswürdiger, gebildeter Mann, sagte mir, ich müßte mich einige Tage gedulden. Baron Mundy, der Gründer der Wiener freiwilligen Rettungsgesellschaft, sei im Hauptquartier, er sei der Chefarzt über alle Lazarette, und über das Pflegepersonal hätte nur er zu verfügen.

Ich wartete also und sah mir die Stadt an und suchte auf den Gassen die Seele des serbischen Volkes zu studieren. Belgrad war schon damals eine hübsche Stadt, nach den Zeitungsberichten scheint sie sich nicht viel verändert zu haben. Besonders anziehend war für mich das Kastell mit den türkischen Mauern und dem türkischen Bad. Täglich wanderte ich hinauf und genoß in vollen Zügen die Ruhe, die gute Luft und herrliche Aussicht.

Bauern waren einberufen, Jahresklassen gab es damals noch nicht. Die Einberufenen waren auch erschienen. Mißmutig, verdrießlich und unbeschreiblich schmutzig lagerten sie, umgeben von Eltern, Geschwistern, Frauen und Kindern, längs den Häusern. Die Weiber jammerten und schimpften, die Kinder balgten sich untereinander und bewarfen die Fremden mit Steinen, die Männer rauchten und kratzten sich. Auf der breiten Fahrstraße ging es ungemein lebhaft zu; russische Offiziere, zu Fuß oder hoch zu Roß, eilten vorüber, russische Offiziere organisierten die serbische Armee. Der berüchtigte General Tschernajeff, Oberkommandant der serbischen Armee, rüstete ein freiwilliges Korps aus, ein flottes Reiterregiment, das aber keine Heldentaten verrichtete. Ein Irländer, Oberst Mac Iver, war der Kommandant des Korps. In welcher Armee Mac Iver seinen Oberstenrang erhalten hatte, blieb mir ein Rätsel. Die Russen waren schon damals unumschränkte Herrscher in Serbien. Auf den Straßen hörte man nur Russisch und Französisch sprechen. Auch russische Aerzte, Aerztinnen und Pflegerinnen durcheilten die Straße, alle waren an der Roten-Kreuz-Binde erkenntlich.

Es waren bunte Bilder, die an mir vorüberzogen, einen Maler hätten sie sicherlich erfreut, mich ärgerten die Russen und die schmutzigen Serben. Meine Mahlzeiten nahm ich im Gasthausgarten ein. Dort lernte ich die englischen Berichterstatter kennen, auch den berühmten Archibald Forbes. Auch englische Aerzte und Delegierte setzten sich zu mir. Von einer englisch-russischen Freundschaft war damals nichts zu spüren, im Gegenteil, der englische Gentleman verachtete die Russen, die er Barbaren nannte.

Endlich kam Baron Mundy zurück, ein englischer Arzt und ich wurden nach Schabatz geschickt. Das englische Rote Kreuz versah uns mit Verbandzeug, wollenen Decken, Konserven und was man sonst noch für ein Lazarett braucht. Mit dienstlichen Papieren, Befehlen, Verordnungen und Geld reichlich aus-

Digitized by Google

gestattet, schifften wir uns auf einem kleinen Dampfer ein und fuhren die Save entlang; nach einigen Stunden hatten wir unsern Bestimmungsort erreicht.

Schabatz, das sich im Laufe der Jahre zu einer Festung entwickelt zu haben scheint, war damals ein elendes Dorf. Wir wurden von der gesamten Bevölkerung empfangen und nach dem Lazarett begleitet. Ein kleines Haus, auf dessen Dach die Rote-Kreuz-Flagge lustig wehte, nahm uns auf, und ein freundlicher älterer serbischer Arzt, der Deutsch sprach, empfing uns. Wir besichtigten das Haus, in einem großen Zimmer saßen sechs dicke Frauen mit der Roten-Kreuz-Binde am Arm. Aber Kranke waren nicht zu sehen. Auf meine Frage, wo die Verwundeten wären, lächelte der Arzt etwas verlegen und sagte: „Draußen." Wir gingen auf den Hof, und dort auf dem Heuboden einer schmutzigen Scheune fanden wir drei Mann auf verfaultem Stroh liegen. Ein Krug mit Wasser stand neben ihnen. Wir mieteten sofort ein Haus, und am folgenden Tage konnten wir die Armen verbinden, gut lagern und gut füttern. Kranke kamen, ich war bei der Aufnahme zugegen. Die ersten Tage verhielt ich mich ruhig, als wir aber täglich zehn bis zwanzig Fingeroperationen vornehmen mußten, wurde mir doch die Sache zu bunt. Ich fragte den Arzt, wo diese jungen Burschen verwundet worden wären und wie es käme, daß immer nur der Zeigefinger der rechten Hand so schwer verletzt sei. „Die verfluchten Jungens verstümmeln sich selbst, sie wollen nicht in den Krieg ziehen!" schrie der alte Herr wütend.

Eines Tages, als wir mit dem Abschneiden der Finger beschäftigt waren, trat der Arzt mit zwei Herren und vier Frauen bei uns ein. Die Fremden grüßten uns nicht und entfernten sich mit einem spöttischen Lächeln. Natürlich waren alle mit der Roten-Kreuz-Binde geschmückt. Nach getaner Arbeit eilte ich in mein Zimmer, um mich, bevor die Tischglocke ertönte, gründlich zu reinigen. Ich fand mein Zimmer ausgeräumt, meine sämtlichen Sachen lagen auf dem Flur bunt durcheinander geworfen. Die Tür zum Zimmer war verschlossen. Ich eilte zum serbischen Arzt und erhielt auf meine Frage nur die Antwort: „Was wollen Sie? Wir sind machtlos, in einigen Stunden müssen Sie fort, die Russen übernehmen das Lazarett. In zwei Stunden kehrt der Dampfer nach Belgrad zurück."

Wir wurden von den Russen einfach hinausgeworfen, und zwar mit Bewilligung der serbischen Behörden. Wir mußten, außer unserm persönlichen Eigentum, alles den Russen ausliefern. Mit dem englischen Arzt kehrte ich zurück, wohl etwas verärgert über das Benehmen der Russen, aber doch herzlich froh, die langweiligen Fingeroperationen los zu sein. Bei unsrer Ankunft in Belgrad war Mundy wieder fort; zum Kriegsminister ging ich nicht, ich hatte genug von ihm, beim Präsidenten des Roten Kreuzes mußte ich mich melden. Auch von ihm erhielt ich die Antwort: „Was wollen Sie? Wir sind machtlos, die Russen regieren hier mit rücksichtsloser Brutalität!" Ich wurde dann nach Kruschewatz geschickt.

In Kruschewatz richtete ich ein Lazarett ein, junge englische Aerzte waren mir behilflich, und da die Behörden den Befehl erhalten hatten, mir Betten

Digitized by Google

und alles, dessen ich bedürfen würde, zu liefern, konnte ich schon in zwei Tagen die Verwundeten, die in Privatpflege waren, aufnehmen. Ich war so glücklich, endlich ruhig arbeiten zu können. Die Freude dauerte vierundzwanzig Stunden. Nachts wurde bei mir angeklopft. Ein reitender Bote brachte aus dem Hauptquartier zu Deligrad den Befehl, sofort Wagen und Pferde zu requirieren und die Verwundeten nach Belgrad zu schicken, ich sollte mit den Aerzten ins Hauptquartier kommen. Der Feind würde gegen Abend einrücken. Wie gerne wäre ich geblieben und hätte mich den Türken zur Verfügung gestellt, aber ich war gebunden und mußte mein Wort halten. Wagen und Pferde wurden noch in der Nacht herbeigeschafft und frühmorgens die Verwundeten, so gut es ging, hineingepackt. Einige englische Aerzte begleiteten sie, die andern blieben in Kruschewatz. Das folgende Jahr traf ich sie in der Türkei. Der Arzt, mit dem ich in Schabatz war, fuhr mit mir nach Deligrad. Abends langten wir im Hauptquartier an. Verwundete waren nicht vorhanden, auch war es nicht die Absicht der Militärbehörde, welche aufzunehmen, aber junge Mädchen mit der Roten-Kreuz-Binde waren vorhanden. Mädchen aus einem Bordell in Semlin hatte man aus Belgrad ins Hauptquartier geschickt. Der Chefarzt schickte mir einen Wagen, entschuldigte sich sehr höflich und ersuchte mich, nach Belgrad zurückzukehren. In Belgrad arbeitete ich einige Wochen im Militärkrankenhaus. Die Frau Kriegsminister war Vorsteherin. Ihre Garde bestand aus freiwilligen Pflegerinnen, und da sollte ich auf Baron Mundys Befehl Ordnung schaffen. Dr. Lange, Professor Esmarchs erster Assistenzarzt, war von Mundy zum Oberarzt bestimmt worden. Die Frau Kriegsminister ließ die Kranken, sobald sich Dr. Lange entfernt hatte, vom serbischen Arzt behandeln. Baron Mundy hatte im Auftrag der Fürstin Arenberg, der frühereu Fürstin von Serbien, eine Baracke im Garten des Krankenhauses gebaut und eingerichtet. Die Baracke wurde mir übergeben — es war ganz feierlich —, nur schwere Fälle, die Dr. Lange operieren und behandeln wollte, durften aufgenommen werden. Die Frau Kriegsminister erklärte, Dr. Lange dürfe seinen Fuß nicht in die Baracke setzen und nur leichte Fälle würden aufgenommen. Mir war sie gnädig gesinnt, als sie aber anfing, die Baracke als Liebesnest einzurichten, verlor ich die Geduld, und ohne mich zu verabschieden, ging ich zum Präsidenten, um meinen Paß zu verlangen. Ich wurde sehr freundlich empfangen und mit den Worten begrüßt: „Ich habe Sie schon lange erwartet, ich danke Ihnen herzlich, daß Sie es so lange bei uns ausgehalten haben."

Ich kehrte nach Wien zurück, mit unangenehmen Erfahrungen reich beladen und mit leeren Taschen. Trotz Ehrenwort und Unterschriften wurden mir die Reisekosten nicht ersetzt. Die Russen hatten auf die Kasse des Roten Kreuzes Beschlag gelegt.

Während des Türkisch-Russischen Krieges war ich in der Türkei. Bei meinen lieben Türken vergaß ich Serbien.

Seit dem Beginn des jetzigen Krieges sind meine serbischen Erinnerungen wieder erwacht, und ich freue mich, daß ich Land und Leute kennen lernte.

Digitized by Google

Meine Gedanken haben unsre Feldgrauen auf Schritt und Tritt begleitet. Ich sah sie die steilen Anhöhen erklimmen, sah sie durch tiefen Schlamm waten, sah auch manchen Helden zusammenbrechen, eine Kugel aus irgendeinem Hinterhalt hatte den müden, arglosen Soldaten getroffen. Unsre verbündeten Armeen, von Vaterlandsliebe und Pflichttreue beseelt, hatten den „Sumpf Serbiens", wie Fedor von Zobeltitz dieses von Gott und aller Kultur verlassene Land nennt, überschritten und gesäubert. Die serbische Bevölkerung zum großen Teile und die Armee sind geflohen.

Man hat in letzter Zeit den Mut und die Tapferkeit der Serben lobend hervorgehoben. Mir fehlt der Glaube; der Serbe ist feige, grausam und geldgierig, wir dürfen uns keinen Täuschungen hingeben.

Die Türken unter Osman-Pascha siegten an allen Fronten. Rußland hinderte die tapfere, gut geführte türkische Armee, ihre Erfolge auszunutzen. Die Türkei wurde gezwungen, Frieden zu schließen.

General Tschernajeff, ein tüchtiger Reiter, aber ein unfähiger Offizier und ein noch unfähigerer Oberkommandant, konnte die feigen und schlecht ausgerüsteten Serben nicht gegen den Feind führen, sie liefen einfach davon. Die serbischen Verluste an Toten und Verwundeten waren auch nur gering.

Auf meiner Fahrt von Deligrad nach Belgrad war mein Wagen von davongelaufenen Helden umringt. Hier muß ich ein kleines Lob einschalten. Mancher ermüdete Soldat bat mich, eine kurze Strecke mitfahren zu dürfen. Ich mußte es ihnen gestatten, so zuwider mir ja auch die Feiglinge waren. Sie benahmen sich aber höchst anständig, dankten höflich, wenn sie mich verließen und — ich wurde nicht angebettelt.

Bulgarien und Oesterreich wird wohl die Aufgabe zufallen, den Sumpf zu reinigen. Eine schwere Arbeit, dazu gehört eine eiserne Hand. Viele Generationen werden vergehen, bevor das Läuterungswerk gelingen wird. Vor allem müssen die zwei sich gegenüberstehenden und feindlich gesinnten Dynastien beseitigt werden. Man schicke sie in die Verbannung und setze, um ihr Wiederauftauchen in Serbien zu verhindern, einen hohen Preis auf ihre Köpfe. Solange ein Sprößling der Obrenowitsch oder Karageorgewitsch am Leben ist, wird das Morden und Intrigieren nicht aufhören, auch die Geldsendungen der guten Freunde nicht.

Der Serbe ist schlau, aber unbegabt, er ist faul, und der Bildungstrieb, den z. B. der Bulgare in hohem Grade besitzt, geht ihm ab. Auf der Wiener Universität haben immer zahlreiche Serben studiert. Ich möchte annehmen, daß sich die meisten mehr mit Politik und slawischen Intrigen beschäftigten als mit der Wissenschaft. Es war ein politischer Fehler, Serben zu gestatten, in Wien und Prag zu studieren.

Auch der Bauer arbeitet nicht, die reichen Schätze des Landes bleiben ungehoben. Die serbische Bauernfrau ist besser als der Mann. Sie ist eine treue Gattin und gute Mutter. Sie ist auch fleißig und bestellt den kleinen Acker, auf dem ihre Hütte steht. Der Acker liefert ihr Mais und Baumwolle.

Digitized by Google

Mais ist die Hauptnahrung der Serben, und mit der Baumwolle, die sich die Bäuerin vom Felde holt, werden Matratzen und Decken gestopft. Baumwolle wird uns Serbien, Bulgarien und die Türkei liefern.

Der Serbe ist nicht hübsch, slawischer Typus, mehr klein als groß. Die serbischen Frauen sind bildhübsch. Die Bauernmädchen sind anständig, was man von den Frauen Belgrads nicht behaupten kann. Belgrad ist die unsittlichste Stadt der Welt — ein Sumpf.

II. Bulgarien

Kismet hat immer eine große Rolle in meinem Leben gespielt, einem wahren Zigeunerleben. So etwas wie Abenteuersehnsucht durchzieht noch immer mein altes Herz. Aber alte Leute müssen sich zur Ruhe begeben. Der Jugend gehört die Gegenwart, gehört das Leben.

Als der Rummel auf dem Balkan einmal wieder losging, war ich in Wien. Am 18. September 1885 wurde Ostrumelien mit Bulgarien vereint. Das gefiel dem serbischen König Milan nicht, er erklärte Bulgarien am 22. September den Krieg.

Die Sache interessierte mich nicht weiter. Ich war an der Wiener Poliklinik angestellt, die chirurgische Abteilung unter Professor Wölfler war mir anvertraut. Die Säuglingspflege lernte ich bei Professor Monti und auf der Augenklinik die Einführung der Sonde in den Tränensack.

Die Berichte vom Kriegsschauplatz lauteten für Bulgarien günstig. Fürst Alexander hatte einen glänzenden Sieg bei Slivnitza errungen, den Dragomanpaß besetzt und die Serben aus Zaribrod und Pirot hinausgeworfen. Ich freute mich der Siege des Battenbergers, hatte aber doch zu wenig von ihm gehört, um den Drang in mir zu spüren, nach Bulgarien zu eilen und meine Dienste anzubieten.

Baron Mundy rüstete einen Sanitätszug für Serbien aus, ich wußte, daß er mich auffordern würde, ihn zu begleiten. Ich kannte mich zu genau und wußte, daß ich trotz meiner Abneigung gegen die Serben dem Rufe Folge leisten würde. Dieser Versuchung wollte ich aus dem Wege gehen. Ich schrieb an die Geheimrätin Helmholtz, mit der ich, ohne sie zu kennen, seit Jahren in Briefwechsel stand, und fragte, ob ein Plätzchen für mich im Viktoriahaus frei sei, ich würde auch einmal wieder als Schülerin eintreten. Ich erhielt umgehend Antwort. Sie lautete: „Sofort kommen." Eine Reisekarte als Viktoriaschwester lag dem Schreiben bei. Abends saß ich im Eisenbahnzug, der mich nach Berlin brachte. Frühmorgens langte ich im Friedrichshain an und wurde von der Oberin höchst gnädig empfangen und in die Frauenbaracke geführt. Ein Zimmer war für mich bereit, die Oberin riet mir, mich niederzulegen und zu schlafen. Für den Nachmittag habe sie den Wagen bestellt, um mit mir zu den Aerzten und Vorstandsmitgliedern zu fahren. Ich war sehr belustigt über die Wichtigkeit, die sie meiner Ankunft beizumessen schienen.

Digitized by Google

Schlag 4 Uhr fuhren wir los; Professor Bergmann, Delbrück, Frau v. Helmholtz, die Frau Kriegsminister und die übrigen Vorstandsherren und -damen, alle waren zu Hause und alle fragten mich aus. Ich mußte über Serbien, über die Türkei, über St. Marys Hospital in London berichten. Als wir am zweiten Tage nach meiner Ankunft mittags bei Tisch versammelt waren, stürzte das Hausmädchen herein und rief: „Frau Oberin! Die Kronprinzessin erwartet Sie im Garten!" Die Oberin eilte fort und rief mir zu: „Kommen Sie bald nach!" — „O weh," seufzte ich, „schon wieder ein Interview." Doch an militärischen Gehorsam gewöhnt, folgte ich ihr bald. Mein deutsches Gemüt lehnte sich gegen die englische Prinzessin auf. Unsre zukünftige Kaiserin, die Tochter eines deutschen Fürsten, war Engländerin geblieben und führte englische Sitten bei uns ein.

Die Fürstlichkeiten, von der Frau Oberin gefolgt, waren noch im Garten, in eifriges Gespräch vertieft. Die Kronprinzessin war nur von ihrer Tochter, Prinzessin Viktoria, begleitet; ohne Hofstaat, das gefiel mir. Auf einen Wink der Oberin trat ich näher. Im Begriff, meinen allerschönsten Hofknicks zu machen, riß ein Windstoß mir die Haube vom Kopf. Ich gestehe, ich war etwas verlegen, doch das fröhliche Lachen der Frau Kronprinzessin beruhigte mich sofort. Wir gingen durch den Garten zur Frauenbaracke. Ich neben der hohen Frau im Adjutantenschritt, die linke Schulter nach rückwärts gezogen, ganz vorschriftsmäßig. In der Baracke angelangt, begann die Unterhaltung; es war wirklich eine Unterhaltung, nicht das langweilige Frage- und Antwortspiel, bei dem es ganz gleichgültig ist, ob die Antwort ja oder nein lautet, gehört wird sie doch nicht. Nach einem kurzen Bericht über meine Kriegserlebnisse wollte die Kronprinzessin mein Urteil über Lazarette, über englische Aerzte und Pflegerinnen hören. Von Verschleiern war keine Rede, ich fühlte, daß die hohe Frau ein offenes Urteil wünschte. Ich war von dem Geist der Natürlichkeit und Herzlichkeit entzückt, ich war besiegt.

Nachdem uns die Herrschaften verlassen hatten, begann die Abendarbeit. Eine liebenswürdige Oberschwester führte mich in den Dienst ein.

Als ich am nächsten Morgen in das Frühstückszimmer trat, fand ich sämtliche Schwestern in der allergrößten Aufregung. Auf meine Frage, was denn los sei, hieß es, die königliche Kutsche habe schon um 7 Uhr die Oberin geholt, weil die Kronprinzessin Wichtiges mit ihr zu beraten habe. Mir schien die Sache nicht so wichtig, und ich frühstückte in aller Gemütsruhe. Daß dieser frühe Besuch mit mir zusammenhing, ahnte ich nicht, Bulgarien und Serbien hatte ich vergessen. Die Kutsche kehrte zurück, und die Frau Oberin erschien in der Frauenbaracke. Ich war mit Bettenmachen beschäftigt, als die Frau Oberin in dienstlicher Haltung und mit feierlicher Miene auf mich zutrat. Sie begann:

„Ihre Königliche Hoheit die Frau Kronprinzessin beauftragt mich, Sie zu fragen, ob Sie nach Bulgarien gehen wollen. Das Rote Kreuz schickt zwei Aerzte hinunter, und die Frau Kronprinzessin hat zwei Schwestern zur Verfügung gestellt und Sie auserwählt."

Digitized by Google

Ich richtete mich stramm auf und antwortete: „Als Viktoriaschwester werde ich dem Befehl der Frau Kronprinzessin Folge leisten."

Am nächsten Abend um 10 Uhr sollten wir die Reise antreten. Vorher wollte uns die Frau Kronprinzessin bei Frau v. Helmholtz in voller Ausrüstung sehen. Ich mußte eingekleidet werden, feste Stiefel, warme Unterkleider mußten für die Schwester und mich besorgt werden. Ich fuhr mit der Oberin von Laden zu Laden, die Einkäufe zu machen. Schneiderinnen wurden herbeigeholt, und alle Schwestern halfen. Wir wurden fertig und konnten uns vor der Abreise um 4 Uhr bei Frau v. Helmholtz der Frau Kronprinzessin vorstellen.

Die hohe Frau war unendlich liebenswürdig und überschüttete uns mit schönen und nützlichen Sachen.

Bevor die Herrschaften uns verließen, wurde ich von der Frau Kronprinzessin in eine Fensternische befohlen. Nach einigen warmen Abschiedsworten sagte sie:

„Ich bitte Sie, über alles, was Sie sehen und hören, uns zu berichten."

„Ich werde Frau Oberin Bericht erstatten," war meine Antwort.

„Natürlich werden Sie der Frau Oberin über dienstliche Angelegenheiten schreiben," erwiderte die Frau Kronprinzessin etwas ungeduldig. „Ich bitte Sie, an Frau Helmholtz zu schreiben. Ich habe immer mit großem Interesse Ihre Briefe gelesen und mich über die Klarheit Ihres Urteils und die Offenheit, mit der Sie es aussprachen, gefreut."

Eine tiefe Verneigung und ein Handkuß waren meine Antwort. Am 23. November 10 Uhr abends reisten Schwester E., unsre zwei Aerzte, ein Sanitätsdiener und ich ab und trafen spät abends des folgenden Tages in Bukarest ein. Im Speisesaal des Gasthauses herrschte reges Leben, alle Tische waren besetzt und alle Gäste sprachen vom Fürsten Alexander, dem Helden von Slivnitza, man erwartete seinen Vormarsch auf Nisch.

Nach einer gut verbrachten Nacht wurden wir vor Tagesanbruch geweckt, um rechtzeitig mit der Eisenbahn nach Turn-Severin zu gelangen. Ich vermute, daß es Turn-Severin war, meine Tagebuchblätter sind aber so zerfetzt, daß ich den Namen nicht entziffern kann. In einem Boot fuhren wir über die Donau nach dem Fürstentum Bulgarien hinüber. Wie das Städtchen, wo wir landeten, hieß, weiß ich nicht.

Wir eilten in ein Kaffeehaus, um uns mit türkischem Kaffee zu wärmen. Der Kaffee wurde hinter einem Vorhang gekocht, und da sah ich zu meinem Entsetzen, wie der Jüngling, der Kellnerdienste versah, in die Tassen spuckte, um sie zu reinigen. Ich holte die Kaffeekanne und packte unsre Tassen aus. Dann wurden Wagen bestellt, wir brauchten zwei für uns, ein Berichterstatter hatte uns gebeten, mitfahren zu dürfen, und eine Arraba für unser Gepäck.

Wagen waren vorhanden, aber wo die Pferde hernehmen? Es gelang uns schließlich doch mit vielen schönen Worten und klingender Münze, welche aufzutreiben. Fort mußten wir, fort wollten wir, teils um so schnell als möglich auf den Kriegsschauplatz zu gelangen, teils aber auch, um einigen Aerzten, die

Digitized by Google

vor uns Berlin verlassen hatten, zuvorzukommen. Die Gegend war flach, eine Hochebene, die Wege wie immer Ende November grundlos, die Felder verödet, die Khans geschlossen. Wir überholten lange Züge von Krankenwagen, die das ungarische Rote Kreuz den Bulgaren schickte. Die Sanitätsführer hätten gern mit uns gesprochen, aber mit dem Gruß: „Rotes Kreuz Berlin" sausten wir an ihnen vorüber. Spät abends wurden in einem Dorf, es kann auch ein Städtchen gewesen sein, die Pferde gewechselt, und die Fahrt ging weiter. Frühmorgens erreichten wir Sofia; ein gutes Gasthaus nahm uns auf. Wir waren die ersten, von den andern Aerzten hatte man nichts gehört. Einige Herren des Hofstaates begrüßten uns und brachten des Fürsten Befehl, ohne Aufenthalt in Sofia so schnell als möglich ins Hauptquartier nach Pirot zu kommen. Nach kurzer Rast saßen die beiden Aerzte und ich wieder im Wagen. Schwester E. und unser vorzüglicher Sanitätsdiener blieben mit dem großen Gepäck in Sofia. Die Sonne schien, und die Fahrt ging schnell vonstatten. In Pirot erhielt ich bei einem Obersten ein gutes Zimmer, die Aerzte wurden im Gasthaus einquartiert. Nachdem wir uns umgekleidet hatten, meldeten wir uns beim Fürsten. Er bewohnte ein kleines, bescheidenes, aber recht gemütliches Häuschen. Wir wurden mit großer Herzlichkeit aufgenommen. Der Fürst machte auf mich einen tiefen Eindruck. Er war der schönste Mann, der jemals meinen Weg gekreuzt, eine echte Siegfrieder scheinung, Soldat vom Scheitel bis zur Sohle. Das Wunderbare waren die Augen, waren sie schwarz, blau, grau, wer hätte das sagen können? Aber der Ausdruck von Trauer, von Sehnsucht mußte jeden, der in den Augen die Seele zu erkennen vermag, tief ergreifen. Dieser erste Eindruck ist mir auch später geblieben, und sehe ich jetzt nach Jahren sein Bild an, so sehe ich die traurigen Augen vor mir.

Fürst Alexander gab uns einen Adjutanten mit auf den Weg, um uns behilflich zu sein, ein passendes Haus für das Lazarett zu finden. Wir legten Beschlag auf die serbische Schule. Dann wurden Einkäufe gemacht. Der Fürst wollte uns Stroh liefern, wir mußten aber Stoff für Säcke und Decken haben. Der Adjutant verließ uns, aber ein russischer Offizier gesellte sich zu uns und war uns beim Einkaufen behilflich. Der Russe war mir unangenehm, die russischen Offiziere in der bulgarischen Armee hatte doch der Zar bei Ausbruch des Krieges abberufen. Wie kam es, daß doch noch Russen vorhanden waren?

In Pirot wurden alle Vorbereitungen zum Vorgehen getroffen. Daß in den nächsten Stunden der Kampf beginnen würde, daran zweifelte kein Mensch, nur wußte man nicht recht, würde der Fürst vorwärts gehen oder würde er die Serben vor Pirot erwarten.

Unser Professor kehrte nach Sofia zurück, um dort im Militärkrankenhaus eine Abteilung zu übernehmen. Er schickte uns Wäsche für die Kranken und alles, dessen wir für Operationen und Verbände bedurften. Einen Koch fanden wir, und eine Schar alter Weiber meldete sich zum Waschen und Putzen. Es ging ja so ziemlich, aber blutige Verbandstücke mußte ich waschen. Wir hatten zwei größere Zimmer für die schweren Fälle, eine offene Veranda, ein Zimmer

Digitized by Google

für den Arzt und ein zweites für mich. Das Zimmer des Arztes war gleichzeitig Operationszimmer. Nun will ich mein Zimmer beschreiben. Der Fürst hatte für den Arzt und für mich gute Betten geschickt. An der einen Wand stand das herrschaftliche Bett, unter den Fenstern der zweiten Wand stand, wie in allen orientalischen Häusern, ein Holzdiwan, in dessen Mitte ich mir ein Plätzchen mit einer Decke herrichtete, rechts war die Krankenwäsche aufgestapelt, links Schienen, Jodoformgaze, Watte, Binden und was man sonst noch für Verbände braucht. Vor dem Diwan stand ein Tisch und ein Stuhl, mein Zimmer war ja auch Empfangszimmer und Speisesaal. Eine Kiste war mein Waschtisch, und daneben stand ein großes Faß mit Wasser. Ich mußte jeden Abend, oft auch des Mittags, mich umkleiden, und alles, was ich anhatte, flog in das Faß, um das Ungeziefer zu vertilgen. In einer Ecke stand das Petroleumfaß, in einer andern lagen Reis-, Kaffee- und Zuckersäcke. Unser Koch kochte gut, aber hinsichtlich seiner Ehrlichkeit hatte ich Zweifel. Jeden Morgen füllte er seine Lampen und holte sich die bestimmten Rationen für uns und die Kranken. „Elegant" war das Zimmer ja nicht, aber Fürst Alexander und sein Bruder Franz Joseph besuchten mich doch oft. Auch allerlei lustige Szenen spielten sich darin ab. Als ich eines Tages nach einer schweren Operation in mein Zimmer eilte, fand ich fünf griechische Popen darin sitzen, drei saßen auf meinem Bett, einer auf dem Stuhl, der fünfte auf dem Tisch. Ich war sehr unangenehm berührt, war auch gewiß nicht freundlich, aber sie blieben sitzen. Daß ich sie nicht verstand, störte sie nicht. Ich ließ türkischen Kaffee kommen und reichte ihnen Zigaretten. Endlich wurde ich sie los. Bettücher und Kissenüberzüge warf ich in die Wassertonne, Matratzen, Kissen und Decke trug ich in die Veranda. Griechische Popen haben immer zahlreiche Bewohner. Eines Tages kniete ich neben dem Strohsack eines Verwundeten, ich wollte ihm ein reines Hemd anziehen, es war unmöglich, er sträubte sich, und ich fürchtete, ihn zu verletzen. Da hörte ich hinter mir ein herzliches Lachen. Fürst Alexander stand in der offenen Tür; ein Wort von ihm genügte, den Kranken fügsam zu machen, der sich das reine Hemd anziehen ließ.

Am 28. November erschien der österreichische Gesandte in Belgrad im Hauptquartier. Die Feindseligkeiten wurden eingestellt, und am 21. Dezember mußten die Bulgaren alle von ihnen besetzten Ortschaften und Städte räumen.

Der Fürst brachte uns die Nachricht und sagte:

„Ich kehre morgen nach Sofia zurück, folgen Sie mir sobald als möglich."

Ungarische Sanitätswagen waren bestellt, sie langten rechtzeitig an. Wir schickten die Kranken bis auf zwei schwere Fälle fort. Die zwei armen Kerle baten und flehten uns an, sie mitzunehmen, die Serben würden sie umbringen. Da wir noch einen Wagen zur Verfügung hatten, gaben wir ihren Bitten nach. Am 24. Dezember waren wir fertig, und nachdem wir die Schule den Behörden übergeben hatten, verließen wir am Abend Pirot. Der Doktor und ich im offenen Schlitten voran, gefolgt vom Sanitätswagen. Es herrschte eine grimmige Kälte, alle Augenblicke erhielt ich vom Doktor einen Rippenstoß. „Schlafen

Digitized by Google

Sie nicht!" herrschte er mich an. Eine Zigarette steckte er mir in den Mund und das brennende Zündholz hielt er mir unter die Nase. Bei jedem Khan hielten wir an, sie waren alle verschlossen, aber unter dem Dach der Veranda konnte ich Tee bereiten. Der Arzt kroch zu den Kranken in den Wagen, labte sie und war erfreut, sie noch am Leben zu finden.

Gegen Morgen langten wir in Sofia an. Ich fand in der deutschen Schule ein gutes Zimmer, legte mich ins Bett und schlief vierundzwanzig Stunden.

Am zweiten Weihnachtsfeiertage war der feierliche Einzug des Fürsten. Die Straßen waren mit Blumen und Fahnen hübsch geschmückt, in den Straßen drängte sich das jubelnde Volk. Männer und Frauen und Kinder im Sonntagsstaat sangen und streuten Blumen und Palmzweige. Ich war nicht wenig erstaunt über die Veränderung, die mit Sofia vor sich gegangen war. Ich hatte es im Türkisch-Russischen Kriege als elendes Dorf kennen gelernt und fand es nach wenigen Jahren als hübsche Stadt wieder. Es hatte sich unter der Regierung des Battenbergers sehr schnell entwickelt. Da mir alle offiziellen Empfänge mit Reden, deren Inhalt man vorher kennt, zuwider sind und der Arzt, mit dem ich in Pirot gearbeitet hatte, meine Gefühle teilte, beschlossen wir, unsre eignen Wege zu gehen und dem Empfange vor dem Schlosse, es war nur ein hübsches Gartenhaus, fernzubleiben. Wir stellten uns in der Nähe der Kirche auf, in der das feierliche Tedeum stattfand. Die Kirche liegt auf einem hohen Berg in der Mitte der Stadt, umgeben von einem großen Platz. Ich kannte die Kirche gut, dort oben hatten wir während des Russisch-Türkischen Krieges in der bulgarischen Schule unser Lazarett eingerichtet. Kanonendonner verkündete den Schluß des Hochamtes, der Fürst verließ die Kirche und bestieg sein Pferd. Lautlose Stille herrschte, doch als der Fürst unter dem geschmückten Tor erschien, brach endloser Jubel aus. Der Fürst, mit einem breiten Lorbeerkranz über der Brust, hielt sein Pferd unter dem Torbogen an. Er grüßte freundlich lächelnd hinab auf die jubelnde Menge zu seinen Füßen, aber die Augen blickten über das Volk hinweg. Es war ein Bild von berückender Schönheit, aber ein Bild, das mich ernst und traurig stimmte.

Unser Professor hatte eine Abteilung im Militärkrankenhaus erhalten. Er hatte dort mit Schwester E. und mit zwei Viktoriaschwestern, die uns nachgesandt worden waren, eifrig gearbeitet. Wir wurden ihm zugeteilt; frühmorgens fuhren wir hinaus, unser Gabelfrühstück nahmen wir mit, und abends kehrten wir nach Sofia zurück. Unser Sanitätsdiener blieb des Nachts draußen.

Der Krieg war beendet und auch unsre Arbeit. Bulgarische Aerzte übernahmen unsre Kranken, wir wußten, daß sie gut behandelt und gut gepflegt werden würden.

Am Abend vor unsrer Abreise wurden wir zur fürstlichen Tafel befohlen. Als ich mich vom Fürsten verabschiedete und nach seinen Befehlen fragte, sagte er: „Grüßen Sie Deutschland, und wenn man Sie fragt, wie es mir geht, sagen Sie, ich hätte Sehnsucht."

Wir reisten über Pirot, Nisch, Belgrad, Wien nach Berlin.

Digitized by Google

Mit großer Teilnahme und aufrichtiger Freude verfolge ich den Siegeslauf der Bulgaren. Sie sind unsre ebenwertigen Waffenbrüder geworden, und sie werden die Bündnistreue auch im Frieden halten. Es verletzt mich jedoch, daß niemals ein Wort der Erinnerung, des Dankes an den Fürsten Alexander verlautet. Fürst Alexander legte den Grundstein für die militärische Ausbildung der bulgarischen Armee, er, der Held von Slivnitza, führte die jungen, ungeübten Truppen von Sieg zu Sieg, und hätten die Großmächte, hauptsächlich Rußland, ihn nicht zum Frieden gezwungen, so wäre er bis Nisch, vielleicht bis Belgrad siegreich vorgedrungen.

Ich dächte, eine Feier vor seinem Denkmal in Sofia wäre hübsch gewesen. Um so mehr, als man wohl annehmen darf, daß viele der jetzigen Führer als Jünglinge unter dem Fürsten ihre erste Feuerprobe bestanden haben werden.

Ich erhielt einen günstigen Eindruck von den Bulgaren, sie waren höflich, gutmütig und fleißig. Auch als Kranke waren sie erträglich, etwas wehleidig, aber dankbar und folgsam. Ihre Landwirtschaft stand damals nicht auf der Höhe, ihre Industrie war aber sehr entwickelt. Die Stoffe, die aus Seide, Wolle und Baumwolle hergestellt wurden, waren schön, dauerhaft und billig. Unsre Kaufleute sollten sich jetzt nach Osten wenden und dem Westen den Rücken kehren. Selbst unsre modernen Frauen, die nur englische und französische Stoffe schön fanden, würden zufrieden sein.

Die bulgarischen Frauen machten mir einen anständigen Eindruck, sie sind fleißig, und ihre Stickereien sind künstlerisch schön.

Die Haupteigenschaft der Bulgaren jedoch ist ihr Wissensdrang und ihr Streben, vorwärts zu kommen. Sie lernen, und da es ihnen nicht an Begabung fehlt, gehen sie einer großen Zukunft entgegen. Sie haben nach den letzten Kriegen tüchtig gearbeitet, die Früchte ihrer Arbeit ernten sie jetzt.

Nach Jahren sah ich den Fürsten Alexander wieder. Er hatte den Fürstentitel abgelegt und war als Graf Hartenau in die österreichische Armee eingetreten. Graf Hartenau war vom Kaiser Franz Joseph zum Obersten und zum Chef eines Regimentes, das in Graz lag, ernannt.

Ich hielt mich einige Wochen in Graz auf und besuchte natürlich den Grafen gleich nach meiner Ankunft. Es war am Sonntag, als ich zu ihm ging. Seine Frau war in der Kirche. Der Diener erkannte mich gleich und rief: „Der Fürst wird sich freuen, Sie zu sehen."

Der alte Diener meldete mich. Der Graf kam die Treppe heruntergelaufen, begrüßte mich herzlich und führte mich in sein Arbeitszimmer. Er schien sich über meinen Besuch zu freuen, es schien ihm offenbar ein Bedürfnis zu sein, sich einmal aussprechen zu können. Er wußte, daß ich mit allen Ereignissen der Vergangenheit vertraut war. Nach dem Persönlichen ging das Gespräch auf die Politik über, besonders auf die bulgarischen Verhältnisse. Ich fragte: „Weshalb haben Sie abgedankt, Sie wurden doch mit großem Jubel empfangen und das Volk bat Sie, zu bleiben?"

Digitized by Google

„Hätte das Volk sich gegen mich empört, so würde ich nachgegeben haben, daß aber meine Offiziere, für die ich so viel getan hatte, mich nachts überfielen und fortbrachten, hätte ich nie überwinden können. Ich hätte aber doch nicht bleiben können, der Zar, mein Vetter, haßt mich, es ist ein ganz persönlicher Haß. An dem Haß der russischen Zaren sind schon viele zugrunde gegangen. Bismarck wußte, daß jede diplomatische oder militärische Hilfeleistung Deutschlands eine sofortige Kriegserklärung Rußlands zur Folge gehabt haben würde, und die Knochen eines pommerschen Grenadiers waren ihm mehr wert als Bulgarien."

Der Graf besuchte mich nicht, forderte mich auch nicht zum Wiederkommen auf. Begegneten wir uns, so wechselten wir nur einige gleichgültige Worte. Ein fester Händedruck und ein trauriger Blick aus seinen schönen Augen war alles.

Ich verstand den Grafen. Einmal hatte er das Bedürfnis, sich auszusprechen, gehabt, dann aber mußte die Vergangenheit im tiefsten Herzen ruhen.

Das Kapitel Bulgarien ist das interessanteste meines Lebens. Ich hatte einen Blick hinter den Vorhang getan und Bismarck verstehen gelernt.

Edwin v. Manteuffel über das Reichsmilitärstrafgesetzbuch von 1872

Von

Dr. Ernst Lennhoff

Die Forderung eines einheitlichen deutschen Rechts war nach dem Kriege von 1870 nur die selbstverständliche Folgerung aus der Tatsache, daß das Reich mit Zuhilfenahme auch der liberalen Ideen geschaffen worden war. Aber wie in der Reichsverfassung ein Kompromiß zwischen dem preußischen und dem liberalen Staatsgedanken zustande gekommen ist, so zeigen auch die Reichsgesetze, vor allem das Strafgesetzbuch für das Reichsheer, dies doppelte Gesicht.

Wir wissen, wie schwer es den alten Preußen geworden ist, innerlich den Weg zum Reich zu finden. War es doch vor allem die Sorge um die Armee, die Roon in der Geburtsstunde des Reiches fast das Herz brach. Heute, wo wir mit stolzer Freude in den Waffentaten des deutschen Heeres den Sieg des preußischen Vorbildes feiern, ist es von besonderem Reiz, die Gedanken eines entschlossenen Gegners des liberalen Reichsgedankens in dem Augenblick kennen zu lernen, als das Heer in seiner Rechtspflege eben dieser Gedankenwelt ein Opfer bringen sollte.

Am 10. März 1872 war der Entwurf des Reichsmilitärstrafgesetzbuches dem Bundesrat zugegangen. Vermutlich zur selben Zeit hatte der damalige preußische Generalauditeur Eduard Fleck dem ihm persönlich nahestehenden Generalfeld-

Digitized by Google

marschall Edwin v. Manteuffel, der als Oberbefehlshaber der deutschen Besatzungstruppen in Nancy stand, um sein Urteil über den Entwurf gebeten. Fleck galt als der beste Kenner des preußischen Militärstrafrechts. Er hatte unter Boyen an leitender Stelle bei den Vorarbeiten zum preußischen Gesetz von 1845 und zu den Verordnungen über die militärischen Ehrengerichte mitgewirkt und eine große Zahl militärjuristischer Schriften veröffentlicht.[1]) Es war nur natürlich, daß man ihn jetzt mit der Abfassung des Entwurfs zu dem ersten Strafgesetzbuch für das Reichsheer beauftragt hatte.[2]) Sein Werk wurde im Winter 1871/72 einer Kommission von hohen Offizieren und namhaften Juristen unter dem Vorsitz von v. Voigts-Rheetz zur Begutachtung übergeben und Fleck zu ihrem Mitglied und zum Vorsitzenden einer aus ihrer Mitte gebildeten Subkommission ernannt. Bei den Beratungen im Bundesrat und im Reichstag fungierte er als preußischer Kommissar.[3])

Drei Tage, bevor der Entwurf an den Reichstag gelangte, antwortete Manteuffel:

Nancy, den 5. April 1872.

Sie wünschten, verehrter Gönner, meine Meinung über den Entwurf des Militärstrafgesetzbuches für das Deutsche Reich.

Das ist eine schwierige Aufgabe, weil nirgends mehr als bei solchen Arbeiten und unter solchen Verhältnissen, wie die gegebenen es sind, das „l'art est difficile et la critique est aisé“ am Platze ist. Niemand mehr als ich erkennt die schwierige Stellung an, in der Sie sich befunden, und ebenfalls wieder die Verbesserungen, die sich in materieller Beziehung unstreitig in der Umarbeitung befinden. Aber im Prinzip ist man vom alten Boden zurückgewichen. Das wird seine Konsequenzen tragen, und das ist es, was mich beim Lesen des Entwurfs betrübt hat.

Nun aber, Sie kennen mich; werde ich aufgefordert, so schreibe ich gern, und nehme ich da im Schreiben nicht genug Maß auf Ausdruck, Punkt-aufs-i-Setzen und Phantasieentwicklung beim Ziehen von Konsequenzen, so weiß wieder niemand besser als Sie, daß das alles nicht in böser Absicht geschieht und eben nur in meiner Individualität liegt.

Nach dieser Einleitung stelle ich mich auf den Quesnebergschen[4]) Boden, der anklagen muß, ob dessen Herz auch gern beim Lob verweilte, und schreibe los.

---

[1]) Vgl. vor allem seinen Kommentar zu diesem Gesetz. 4. Auflage. Berlin 1869/70. Ueber Fleck vgl. den Nekrolog im „Militärwochenblatt“ von 1879. Außerdem Meinecke, Leben Boyens, 2, 512 ff., und Hohenlohe-Ingelfingen, Aus meinem Leben, 1, 175.

[2]) Durch Erlaß Roons vom 20. März 1871.

[3]) Die Nachweisungen über die Beteiligung Flecks an der Entstehung des Reichsmilitärstrafgesetzbuches verdanke ich sehr gefälliger Mitteilung des Versorgungs- und Justizdepartements im Kriegsministerium. Vgl. auch v. Koppmann, Kommentar zum Militärstrafgesetzbuch. 3. Auflage. Bearbeitet von Weigel. München 1903. S. 5.

[4]) Ein Lieblingszitat Manteuffels. Vgl. Veit Valentin, Das Reichsland unter Manteuffel. („Deutsche Revue“, Jahrgang XXXVI, Bd. 2, S. 261.)

Digitized by Google

Da macht mich zuerst denken der Unterschied, der in dem Verfahren nach dem Kriege von 1866 bei Bildung des Norddeutschen Bundes mit dem Verfahren liegt, das nach dem Kriege 1870/71 bei Neubildung des Deutschen Reiches befolgt worden ist.

Damals mußten die Staaten, welche dem Norddeutschen Bunde beitraten, das Militärstrafgesetzbuch des preußischen Heeres annehmen. Warum ist in Versailles nicht dieselbe Bestimmung aufgenommen worden? Es hätte seine moralische Bedeutung für die Stellung des Königs von Preußen als Deutscher Kaiser gehabt, es hätte dem Selbstgefühl der preußischen Armee entsprochen, es hätte — was seit dem Jahre 1848 mit Ausnahme einer Novelle[1]) vermieden worden ist — die Militärstrafgesetze nicht vor das Parlament gezogen.

Gerade Sie werden sich erinnern, wie bei der Oktroyierung der Verfassung im Dezember 1848 mit Vorsicht die Artikel gefaßt wurden, daß die Militärstrafgesetze nur durch Gesetz, die Disziplinarbestimmungen aber durch Allerhöchste Verordnung geregelt werden könnten,[2]) und wie von da an vieles auf diesem Verordnungswege bestimmt wurde, was vor 1848 durch Gesetz wäre festgelegt worden.

Diesen die königliche Prärogative schützenden Weg verläßt man, und darin erblicke ich einen Schritt weiter zum Uebergang in das Parlamentsheer. Dann ist mir aufgefallen, daß der Entwurf in dem „Staatsanzeiger" veröffentlicht worden ist. Irre ich nicht, so ist der Entwurf zum Militärstrafgesetzbuch von 1845 vor seiner Emanierung den kommandierenden Generalen zur Begutachtung zugegangen. Diesmal ist das nicht geschehen,[3]) sondern dem ganzen Publikum wird derselbe vor der definitiven Festsetzung zur Begutachtung gewissermaßen vorgelegt.

Das ist der zweite Schritt, der zum Uebergang zum Parlamentsheer geschieht, denn das macht es so recht in die Augen springend, daß Seine Majestät der König nicht mehr der alleinige Gesetzgeber ist, sondern daß die Gesetzgebung für die Armee auch von dem Parlament abhängt.

Der dritte Schritt oder vielmehr der Sprung in das Parlamentsheer hinein ist nun aber der Entwurf selbst. Nicht rein militärische Gründe haben bei der Festsetzung der einzelnen Paragraphen, sondern es haben dabei Rücksichtnahmen auf Politik und auf die öffentliche Meinung Platz gegriffen. Wie bringen wir den Entwurf durch? — ist einer der durchschlagenden Gesichtspunkte gewesen.

---

[1]) Gesetz vom 15. April 1852, betreffend die Abänderung mehrerer Bestimmungen in den Militärstrafgesetzen (Gesetzsammlung 1852, S. 115–117).

[2]) Ueber die Entstehungsgeschichte des Art. 37 der Verfassungsurkunde von 1850 und die Vorgänge von 1848, insbesondere Flecks Beteiligung, vorab G. Anschütz, Die Verfassungsurkunde für den preußischen Staat. Berlin 1912. Bd. 1, S. 569 f.

[3]) Die Einleitung zu den Motiven sagt: „Die Erfahrungen vornehmlich des Deutsch-Französischen Krieges sind — für den Entwurf verwertet worden, indem man die in diesem Kriege erkannten Lücken des Strafrechts — nach Anhörung der kommandierenden Generale — auszufüllen sich bemüht hat."

Digitized by Google

Den Eindruck erhalte ich durch die Fassung vieler Paragraphen. Das zeigt das Aufgeben des Bodens — der Dienst des Königs —, auf dem unsre militärische Gesetzgebung bisher stand, und das Hinstellen eines neuen, des sog. Rechtsbodens, wo neben den Strafbestimmungen von Verbrechen und Vergehen auch das Verhältnis der einzelnen Personen des Heeres zueinander geordnet, wo vor allem dem Untergebenen Schutz zu verleihen angestrebt wird; der militärische Charakter unsrer Militärgesetzgebung weicht dem rein bürgerlichen immer mehr. Das mag man für notwendig halten aus Gründen der inneren Politik, aber ich habe mit solcher Auffassung nichts gemein, ich beurteile den Entwurf eines Militärstrafgesetzbuches nur vom preußisch-militärischen Standpunkte aus. Da erfährt zuerst mein Armeegefühl eine Wunde: wie nach der Kampagne von 1866 es der Lohn der Armee war, daß die Disziplinargesetzgebung verschärft wurde,[1]) so ist es nach der Kampagne von 1870/71 der Lohn der Armee, daß der Offizier in seiner Stellung verliert.

Der Unterschied, der in unserm Militärstrafgesetzbuch darin besteht, daß die vorschriftswidrige Behandlung eines Vorgesetzten gegen einen Offizier strenger geahndet wird als gegen den Gemeinen (§ 182) fällt weg, und fast scheint es nach der Fassung des Schlusses des neuen Entwurfs, als wenn künftig der Offizier im Disziplinarwege mit vier Wochen Stubenarrest sollte bestraft werden können.[2]) Ebenso nimmt der § 21 den Offizieren das Vorrecht, das der § 11 des alten Militärstrafgesetzbuches ihnen gab.[3])

Die Anordnung nach 1866 wurde gegeben aus Rücksicht auf die in Sachsen bestehende Disziplinarverordnung, die neue Anordnung wird gegeben, weil bei den süddeutschen Armeen der Offizier nicht die Stellung einnimmt und nicht die Auszeichnungen genießt, die ihm in betreff der ihm obliegenden schweren Pflichten in der königlich preußischen Armee von alters her zugesprochen sind.

In betreff der ersten Anordnung glaube ich sogar, daß es prinzipiell richtig wäre, die Disziplinarstrafgewalt, gerade bei der laxer werdenden Gesetzgebung, in den höheren Chargen noch zu erhöhen. Aber um diese Frage handelt es sich nicht.

Daß gerade nach glorreichen Kampagnen solche Bestimmungen gegeben werden, das zeigt, daß weniger Wert als früher auf das Geistige, das Mora-

---

[1]) Durch die Verordnung über die Disziplinarbestrafung in der Armee vom 21. Juli 1867.

[2]) Nach § 182/183 des preußischen Gesetzes von 1845 beim erstenmal mit Arrest oder nach Lage des Falles mit Festung bis zu drei Jahren. Mißhandlung von Gemeinen durch Offiziere mußte mit mindestens vierzehn Tagen Arrest, in schweren Fällen mit Festung bis zu einem Jahr eventuell mit Dienstentlassung bestraft werden. Bei Vorgesetzten niederen Ranges erhöhte sich die Strafe auf mittleren oder strengen Arrest, in schweren Fällen oder im Rückfall auf Degradation oder Festung bis zu einem Jahr.

[3]) Nach § 11 des preußischen Militärstrafgesetzes von 1845 konnte einem Offizier Festungsarrest unter einem Jahr auf die Dienstzeit angerechnet werden. Nach § 21 des neuen Entwurfs wird die Zeit der Festungsstrafe, die gegen den Offizier als Festungsarrest zu erkennen ist (§ 15), ganz allgemein auf die Dienstzeit im stehenden Heer und in der Flotte nicht angerechnet.

Digitized by Google

lische bei Behandlung solcher Dinge gelegt wird. So etwas stumpft erst ab und führt später noch weiter.

Gehe ich nun zu dem Gesetzentwurf selbst, so habe ich wirklich die abgeänderten Paragraphen mit den alten verglichen, neue mir verständlich zu machen gesucht. Aber alle Paragraphen durchzugehen ist nicht die Absicht und würde Sie zu sehr fatiguieren. Nur einzelne hebe ich hervor, aus denen Sie meine Auffassung ersehen werden.

Da freue ich mich zuvörderst über den § 44, der eine heillose Bestimmung des neuen deutschen Strafgesetzbuches annulliert und den militärischen Begriff von Ehre aufrecht erhält. Dann freue ich mich über die §§ 19 und 48, die einem Bedürfnis abhelfen, dann freue ich mich über § 62, und dann sind unstreitig manche den Zeitverhältnissen entsprechende und dabei den militärischen Charakter nicht beeinträchtigende Verbesserungen im Strafmaß und Strafart vorhanden.

Aber nun fahre ich im Questenberg fort: da tadle ich erstens, daß die Prärogative des Königs durch das neue Strafgesetzbuch beeinträchtigt wird, denn „auf den Verlust von Orden darf bei militärischen Verbrechen nicht anerkannt werden. Es muß die Entscheidung des Königs eingeholt werden", besagt der § 35 unsers Militärstrafgesetzbuches. Welch tiefe Bedeutung hat diese Bestimmung! Die vom König persönlich verliehene Auszeichnung kann eo ipso nur Gemeinheit der Gesinnung rückgängig machen. Kein Richter vermag dies, wenn bei dem Verbrechen oder Vergehen diese nicht dokumentiert ist. Nur der König selbst trifft nicht indirekt durch ein Erkenntnis Bestätigung, sondern direkt durch speziellen Befehl auf speziell eingeholte Frage die Entscheidung.

Der § 38 des neuen Entwurfs stellt das tote Gesetz über den lebendigen König! Das ist französische Gesetzgebung, und weil diese in der französischen Armee bestand, kann Herr Thiers heute sagen: „L'armée est l'armée de la loi." Ein tiefer Sinn liegt in den alten Bräuchen, und gefährlich ist es, an ihnen zu rütteln.

Warum haben Sie, der die Bedeutung des Idealen so zu würdigen versteht, jenen Paragraphen aus unserm Strafgesetzbuch nicht mit in den neuen Entwurf hinübergenommen? Ganz einfach, weil Sie es nicht gekonnt haben, denn der Deutsche Kaiser hat nicht die Macht, die der König von Preußen hatte, und um etwas zustande zu bringen, mußten Bayern und Württemberg und diese Pseudoprovinzen menagiert und die Prärogative des Königs von Preußen hintangesetzt werden! Aber ich habe auch gesagt, daß der militärische Charakter unsrer bisherigen Militärgesetzgebung dem bürgerlichen gewichen, daß der öffentlichen Meinung Konzessionen gemacht worden sind, daß der bisherige Boden — der Dienst des Königs — in dem neuen Entwurf aufgegeben worden ist. Einzelne Paragraphen will ich hier anführen.

Zuerst § 132.[1]) Ihm entgegen steht im alten Militärstrafgesetzbuch § 181:

---

[1]) § 132: „Wer einen Untergebenen beleidigt oder sonst der vorschriftswidrigen Behandlung desselben sich schuldig macht, . . ."

Digitized by Google

Vorgesetzte, die sich der vorschriftswidrigen Behandlung eines Untergebenen schuldig machen usw.

Der Sinn, die Bedeutung ist: wer gegen die Vorschrift, gegen die Befehle fehlt, die der König gegeben hat, wird bestraft.

In dem neuen Paragraphen wird dies vermischt mit der Beleidigung der Person, diese wird in den Vordergrund gestellt und die vorschriftswidrige Behandlung in den Genitiv. Der alte hat die unbedingte Aufrechterhaltung des Dienstes im Auge, der neue zugleich den Schutz der Person gegen Beleidigung. Wie der Unterschied von Offizier oder Soldat hierbei ganz fortgelassen, ist schon oben erwähnt.

Und nun ist die Bestimmung der zweiten Alinea des § 133 in betreff der Entlassung des Offiziers bei Schlagen der Leute nicht eine Konzession an die öffentliche Meinung von Süddeutschland?[1]) Ich will alle meine Erlasse vom Regimentskommandeur bis zum kommandierenden General vorlegen, und sie werden zeigen, wie ich auf dem Standpunkt der Order von 1808[2]) stehe, und wie ich es nie dem Untergebenen gegenüber anerkannt habe, daß bei Ostpreußen oder irgendeiner Nationalität schlechte Behandlung oder Schläge notwendig seien — aber dem Gesetzgeber gegenüber spreche ich es aus, daß es unausführbar ist, den Offizier, der zum zweitenmal einem faulen, maliziösen Menschen einen Schlag gibt, zur Entlassung aus dem Dienst verurteilen zu können und ihn beim drittenmal dazu verurteilen zu müssen, wenn der notwendige Eifer in der Armee erhalten werden soll.

Zwei Könige haben in diesem Jahrhundert in dieser Sache durch Kabinettsorders gesprochen,[3]) und nur unter besonderen Umständen konnte auf Dienstentlassung erkannt werden — und jetzt, nachdem die Behandlung der Leute unstreitig besser ist als zur Zeit der Emanierung des Militärstrafgesetzbuches von 1845, jetzt soll nicht mehr die bisherige Gesetzgebung genügen, und soll das, was sich der König für extreme Fälle vorbehielt, durch den Buchstaben des Gesetzes in wiederholtem Rückfall eintreten — Entlassung aus dem Dienst vielleicht eines Offiziers, der die größten Dienste geleistet und jahrelang mit Auszeichnung gedient hat. Und § 133 gehört nicht einmal zu den Paragraphen, wo in leichteren Fällen disziplinarische Erledigung eintreten darf!

In dem § 9 unsers Strafgesetzbuches ist noch ausgesprochen: „Junge Leute, welche auf Beförderung dienen." In dem Entwurf wagt man es nicht mehr,

[1]) § 133 Abs. 2.: Im Rückfalle kann, im wiederholten Rückfalle muß neben der Festungsstrafe gegen Offiziere auf Dienstentlassung, gegen Unteroffiziere auf Degradation erkannt werden.

[2]) Verordnung vom 3. August 1808 wegen der Militärstrafen: „Die Erfahrung lehrt, daß Rekruten ohne Schläge im Exerzieren unterrichtet werden können. Einem Offizier, dem dies unausführbar erscheinen möchte, mangelt entweder die nötige Darstellungsgabe oder der klare Begriff vom Exerzierunterricht in seinem Fortschreiten vom leichteren zum schwereren, folglich die für seinen Posten unentbehrliche Ausbildung."

[3]) Nach Friedrich Wilhelm III. in der Order von 1808 Friedrich Wilhelm IV. in der Kabinettsorder vom 1. Februar 1843.

Digitized by Google

diese jungen Leute als eine besondere Kategorie anzuerkennen, sondern legalisiert gewissermaßen die Errungenschaft von 1848, die sie ausmerzte, so daß erst später in einzelnen Kabinettsorders der Begriff „von auf Avantage dienenden jungen Leuten" wieder zum Bewußtsein kam.

In dem Entwurf wird alles auf die Wissenschaftlichkeit basiert, und es heißt: „Diejenigen Personen, welche das wissenschaftliche Bildungszeugnis zum Portepeefähnrich besitzen"; dann aber heißt es: „oder mit diesen Personen auf gleicher Bildungsstufe stehen".[1]) Wer entscheidet das? Wenn ja, so hat man sich in diesem Paragraphen vor der öffentlichen Meinung gebeugt. Und dann — Einjährig-Freiwillige! Man vergleiche doch die Einjährig-Freiwilligen, die im Jahre 1845 in der Armee standen, mit denen, die heute in derselben sind, wo die Bestimmungen über die Berechtigung zu diesem Dienste immer laxer werden.

Eine neue Konzession an die öffentliche Meinung ist der § 34, wenn ich ihn richtig verstehe, d. h. dahin, daß jetzt in gewissen Fällen auch auf Geldstrafe erkannt werden kann, ohne daß eine Umwandlung in eine militärische Freiheitsstrafe stattfinden muß.[2])

Es klingt das so human: „Der Soldat darf doch nicht ungünstiger gestellt werden als der Zivilist!" Aber der Soldat ist ja eben etwas ganz andres und darf nicht gleichgestellt werden mit dem Zivilisten, wenn er etwas andres bleiben soll.

Und nun betrachte ich die §§ 97 und 135 mit den korrespondierenden Paragraphen des alten Militärstrafgesetzbuches. Wo ist in der neuen Fassung militärischer Charakter? Der § 135 des Entwurfs ist rein negativ gefaßt und spricht bloß vom Gebrauchmachen der Waffe und bloß von den Vorgesetzten. Der § 185 unsers Militärstrafgesetzbuches sagt: „Dies gilt namentlich auch für den Fall, wenn der Offizier genötigt ist, zur Erhaltung des notwendigen Gehorsams den sich ihm tätlich widersetzenden Untergebenen auf der Stelle niederzustoßen."[3])

Der § 97 in dem Entwurf spricht nur von der Strafe, welche Feigheit im Gefecht nach sich zieht. Der § 117 des alten Militärstrafgesetzbuches hat den wesentlichen Zusatz: „und kann auf der Stelle niedergestoßen werden".

---

[1]) § 16 des Entwurfs.

[2]) § 34: „Wo die allgemeinen Strafgesetze Geld- und Freiheitsstrafe wahlweise androhen, darf, wenn durch die strafbare Handlung zugleich eine militärische Dienstpflicht verletzt worden ist, auf Geldstrafe nicht erkannt werden. Bei Umwandlung einer Geldstrafe in eine militärische Freiheitsstrafe ist nach den in dem Strafgesetzbuche für das Deutsche Reich über die Umwandlung von Geldstrafen in Freiheitsstrafen aufgestellten Grundsätzen zu verfahren."

[3]) § 97. Wer während des Gefechts aus Feigheit sich weigert zu fechten oder gegen den Feind vorzurücken, oder andre zur Flucht verleitet oder zuerst die Flucht ergreift, wird mit dem Tode bestraft.

§ 135. Als eine strafbare Handlung im Sinne der §§ 132 bis 134 ist es nicht anzusehen, wenn der Vorgesetzte bei dringender Gefahr, um den tätlichen Angriff eines Untergebenen von sich abzuwehren oder um die notwendige Befolgung eines Dienstbefehls zu erzwingen, von der Waffe gegen den Untergebenen Gebrauch macht.

Digitized by Google

Der Geist, der in unsrer Militärgesetzgebung waltete, hat den Geist gebildet, der unsre Offiziere belebt. Die erwähnten Paragraphen des Entwurfs bilden keinen militärischen Geist aus in Offizieren. Und wie verhält sich der Kriegsartikel 17[1]) zu diesem Paragraphen und zu dem des Einführungsgesetzes? Sollen die Kriegsartikel ganz verschwinden, werden die in unsrer Armee bestehenden durch das neue Militärstrafgesetzbuch außer Kraft gesetzt? Erlischt der Art. 37 der preußischen Verfassung[2]) und der § 25 Teil II des preußischen Militärstrafgesetzbuches.[3]) Müßte nicht, um jeden Zweifel hierüber zu vermeiden, den § 2[4]) des Einführungsgesetzes geben kann, ein Zusatzparagraph kommen, der dem Kaiser ausdrücklich die Rechte vorbehält, die er bisher ausgeübt hat? Könnte da nicht gesagt werden: „Die Bestimmungen über die Militärdisziplin im Heere wie die Disziplinstrafordnung, die Kriegsartikel sowie die im Kriege, im mobilen Zustande und in fremden okkupierten Gebieten zur Aufrechterhaltung der Disziplin und zur Sicherheit der Armee notwendig werdenden Kriegsgesetze werden von dem Kaiser durch besondere Verordnungen erlassen."

Doch ich gehe zu weit, ich wiederhole es, daß ich Ihnen nicht zumuten kann, ein Kompendium zu lesen und Paragraph für Paragraph durchzugehen, und nachdem ich die prinzipiellen Gegensätze zwischen unsrer bereits liberalisierenden Militärgesetzgebung von 1845 und der neuen projektierten angedeutet habe, ist die Beantwortung Ihrer Fragen, soweit ich überhaupt fähig bin, sie zu beantworten, bereits geschehen. Ich resümiere da:

Die öffentliche Meinung erkennt die Privilegien der königlichen Armee nicht mehr an, und sie tut es am allerwenigsten in betreff der Stellung, die in dieser Armee wieder der Offizierstand besitzt. Mehr als zwanzig Jahre hat man es verstanden, die Frage hierüber nicht zum Austrag zu bringen, man hat laviert, hat aber das Prinzip durch Aufrechthaltung des Militärstrafgesetzbuches, wie es einmal bestand, nicht aufgegeben gehabt.

Jetzt ist die Frage dadurch, daß ein neues Militärstrafgesetzbuch auf legislativem Wege „für das gesamte deutsche Heer" zustande gebracht werden soll, kraß hervorgetreten. Da hat man nicht den Mut, für die Behauptung der

---

[1]) Kriegsartikel für das preußische Heer vom 9. Dezember 1852. Art. 17 spricht allerdings nur von tätlicher Widersetzlichkeit, setzt die Strafe auf mindestens zehn Jahre Festung an und ermächtigt in Kriegszeiten den Offizier, den Widersetzlichen auf der Stelle niederzustoßen, wenn ihm kein andres Mittel zur Erlangung des Gehorsams zu Gebote steht.

[2]) Art. 37: Der Militärgerichtsstand des Heeres beschränkt sich auf Strafsachen und wird durch Gesetz geregelt. Die Bestimmungen über die Militärdisziplin im Heere bleiben Gegenstand besonderer Verordnungen.

[3]) Preußisches Militärstrafgesetzbuch von 1845, Teil II, § 25: In Kriegszeiten bleiben a) die nötigen Modifikationen bei Organisation und Verwaltung der Militärgerichte und b) die dem Heerführer und den Kommandanten belagerter Festungen danach zu erteilenden Instruktionen der Bestimmung des Königs vorbehalten.

[4]) Nach § 2 EG. sollen mit dem 1. Oktober 1872, dem Tage der Einführung des Militärstrafgesetzbuches, im ganzen Bundesgebiete alle Militärstrafgesetze, soweit sie materielles Strafrecht zum Gegenstand haben, außer Kraft treten.

Digitized by Google

Stellung des Königs als obersten Offiziers und Chefs der Armee, für die Behauptung der privilegierten Stellung der Armee und der dem Offizier in ihr zukommenden Stellung einzutreten, sondern unterwirft sich der Tagesmeinung, um ein Gesetz überhaupt zustande zu bringen, und beruhigt sein Gewissen, daß von jetzt an in den Gesetzen die Militärperson nicht ungünstiger gestellt wird als die Zivilperson. Der Rocher de bronze, auf dem die Könige von Preußen ihren Thron basierten, wird erschüttert.

Hier sollte ich schließen, und führe ich noch einzelne Paragraphen an, so geschieht dies weniger vom prinzipiellen Standpunkt aus, sondern aus rein praktischem Interesse. Ich möchte da z. B. anführen, daß das zweite Alinea des § 93[1]) zu § 26 gehört, weil es für die Offiziere zu wichtig ist, daß sie diese Bestimmung da finden, wo sie gewohnt gewesen sind, sie zu finden. Sonst kann leicht der Gedanke aufkommen, der Stubenarrest könne gebrochen werden. Dieser ganze Abschnitt ist nach meiner Ansicht nicht glücklich gefaßt.[2])

In den §§ 78 und 79 wird Ueberschreitung des erteilten Urlaubs gleichgestellt im Begriff mit unerlaubter Entfernung vor dem Feinde: Leichtsinn eines jungen Offiziers und Ehrlosigkeit eines Feiglings! Dies verwirrt die Begriffe![3])

Dann, warum das Wort Fahnenflucht für das Wort Desertion setzen? Das ist eine Deutschschnapperei, die geradezu ridikül ist. Stolz sollte der Deutsche sein, daß er kein Wort in seiner Sprache hat, das die Ehrlosigkeit der Desertion ausdrückt, daß er aus fremder Sprache eins hat herübernehmen müssen. Und wie wird es ersetzt? Durch ein falsches Wort. Fahnenflucht heißt feiges Verlassen seiner Fahne im Kampf: den Begriff wird ihm keine künstliche Definition in einem Strafgesetzbuch nehmen. Und dann, hat der Trainsoldat, der Sträfling, der Arbeitssoldat, der desertiert, seine Fahne geflohen? Er hat ja gar keine.

Wenn aber einmal die Deutschschnapperei in dem Entwurfe Platz gegriffen hat, warum läßt man denn in ihm das Wort „Marodieren" (§ 146) stehen? Konsequenz müßte doch wenigstens da sein.

Der § 70 ist wohl nicht glücklich gefaßt: „mit dem Tode soll bestraft werden, wer vor dem Feinde Meldungen oder dienstliche Mitteilungen" (ist schon ein wunderbar unmilitärischer Zusatz) „falsch macht oder richtige zu machen unterläßt; wer einen Dienstbefehl ganz oder teilweise unausgeführt läßt oder eigenmächtig abändert". Das kann alles in der Bestürzung geschehen.

In dem § 88 des alten Militärstrafgesetzbuches steht „zur Begünstigung des Feindes", das ist verständlich — die neue Fassung ist es nicht.

---

[1]) Der § 93 setzt Dienstentlassung für einen Offizier fest, der während der Verbüßung des Stubenarrests eigenmächtig seine Wohnung verläßt.

[2]) Der § 93 des Entwurfs stand im vierten Abschnitt unter dem Titel: „Unerlaubte Entfernung und Fahnenflucht. Der § 26 behandelte die Strafe des Stubenarrests im Abschnitt „Strafen gegen Personen des Soldatenstandes".

[3]) Nach den Motiven schloß sich der Entwurf in der Fassung dieser Paragraphen dem bayerischen Militärstrafgesetzbuch Art. 189 an.

Digitized by Google

Die Definition, welche § 71 von dem Sinne des „vor dem Feinde“ gibt,[1]) ist wohl sehr eng! Streng genommen bezieht sich das nur auf Avant- usw. Garden, und diese sind verloren, wenn der Kriegsverrat im Gros Platz greift, oder bei einer Reserve, wo noch lange kein Sicherheitsdienst in Gewärtigung des Zusammentreffens mit dem Feinde begonnen hat.

§§ 115 und 128 scheinen mir geradezu gefährlich und erinnern mich an gewisse Verordnungen, die nach den Ereignissen von 1848 in spezieller Tendenz erlassen wurden.

Es heißt: „Wer eine Versammlung von Personen des Soldatenstandes behufs Beratung über militärische Angelegenheiten oder Einrichtungen veranstaltet, wird mit Festungsstrafe und kann mit Dienstentlassung bestraft werden.“[2])

Neulich hat ein Offizier meines Stabes mehrere Kameraden eingeladen zum Tee mit der bestimmten Bitte, über eine Neuorganisation der Artillerie, ein andrer, über die Vorteile der Chassepots vor der Zündnadel zu beraten! Welcher Mißbrauch kann mit einer solchen Fassung getrieben werden!

§ 137 verstehe ich in seiner Fassung geradezu nicht. Warum das Hasardspiel und das Schuldenmachen ohne Konsens nicht vergönnt bleiben, möchte ich eigentlich gerne wissen! Ich würde es wünschenswert gefunden haben, hier womöglich noch strenger zu sein, aber es ist im Geiste der Zeit, daß der Unterschied zwischen der Beaufsichtigung der Soldaten und der völligen Freiheit des Zivilisten im Privatleben schwindet, weil das die Amalgamation um so schneller herbeiführt. In fünfzig Jahren wird man dieses Militärstrafgesetzbuch nach den Siegen der Armee nicht begreifen — den äußeren Feind hat sie niedergeworfen und ihre Fahnen mit Lorbeer umrankt, und vor dem inneren Feind streckt sie dieselben!

Gute Nacht! Gegen Sie kann und darf ich, ohne Mißverkennung zu befürchten, immer offen sprechen oder vielmehr laut denken; das habe ich heute getan . . .

---

[1]) § 71: „Im Sinne dieses Gesetzes ist als vor dem Feind befindlich jede Truppe zu betrachten, bei welcher in Gewärtigung eines Zusammentreffens mit dem Feinde der Sicherheitsdienst gegen denselben begonnen hat.“

[2]) Dies der Inhalt des § 115. § 128 dehnt die Vorschrift auf die Personen des Beurlaubtenstandes aus. Vgl. auch Art. 38 der preußischen Verfassungsurkunde. Vgl. auch die Entstehungsgeschichte des Art. 38 der preußischen Verfassung bei Anschütz, Bd. 1, S. 581 ff.

Digitized by Google

Vom inneren Frieden des deutschen Volkes

Von

Prof. Dr. Budde (Hannover)

Wenn schon an sich der Krieg der Vater aller Dinge ist, so dürfen wir von dem gegenwärtigen Weltkrieg, dem gegenüber auch die größten Kriege vergangener Zeiten weit zurücktreten, besonders tiefgehende Wandlungen in unserm gesamten Volksleben mit Sicherheit erwarten. Und da ist wohl auch die von vielen und gerade den Besten gehegte Hoffnung nicht unbegründet, daß nach dem Kriege auch der zahlreichen Parteien Zank und Haß, der vor dem Kriege auf fast alle Gebiete unsers Volkslebens, auf das religiöse, das wissenschaftliche, das wirtschaftliche, das nationale und das soziale tiefe Schatten legte, aufhören und an ihre Stelle ein innerer Friede des deutschen Volkes treten wird.

Mit warmempfundenen und schönen Worten zeigte unser Kaiser am 29. August 1910 auf der Marienburg, was ein solcher innerer Friede von uns fordert, und auf welchen Voraussetzungen er beruht. „Wir sollen," so hieß es in dieser Marienburger Rede des Kaisers, „in brüderlicher Liebe zusammenhalten, die Konfessionen und die Stämme. Wir sollen einem jeden Stamm seine Eigenheit und Eigenart lassen; es sollen die Stände und die Berufsgenossenschaften die Hände ineinander schlagen zu gemeinsamer Arbeit, zur Erfüllung der staatlichen Notwendigkeiten. Der Landwirt schlage in die Hand des Kaufmanns ein, dieser in die Hand des Industriellen. Der Zugehörige einer Partei ergreife die Hand des Andersgesinnten, wenn es darauf ankommt, Großes für unser Vaterland zu leisten, und eine Konfession trage die andre mit Liebe."

Wie weit waren wir aber in Wirklichkeit vor dem Kriege von diesem vom Kaiser ersehnten innern Frieden entfernt! Nirgends Vertrauen, überall Mißtrauen, Mißtrauen zwischen den Weltanschauungen, den Konfessionen, den kirchlichen und politischen Parteien, den Klassen und Berufsständen, den Stämmen und den Nationalitäten; ein Widerstreit aller gegen alle überall, wohin das Auge auch blicken mochte.

Ein solcher Zustand darf nach dem gewaltigen Erleben des Weltkrieges nicht fortdauern. Hinfort muß vielmehr jede Partei, jede Glaubensgemeinschaft, jeder Volksstamm und jeder Stand sich ehrlich bemühen, die andern, denen man bisher kühl und fremd, ja oft feindlich gegenüberstand, nach Wesensart und wirklichem Wollen kennen zu lernen. Ueberall muß nunmehr Verständnis und Vertrauen das Mißverständnis und das Mißtrauen verscheuchen. Es muß das Wort der letzten preußischen Thronrede von dem Geist gegenseitigen Verstehens und Vertrauens zur Wahrheit werden und, wie es der Kaiser als seinen Wunsch darin aussprach, im Frieden in der gemeinsamen Arbeit des ganzen Volkes am Staate fortwirken. Dazu ist erforderlich, daß die verschiedenen Glaubensgemeinschaften, Parteien und Stände dahin gebracht werden, daß sie sich in offener, freimütiger und rückhaltloser Aussprache zusammenfinden.

Wie eine solche Aussprache erfolgen kann, zeigt uns das soeben erschienene Sammelwerk des Direktors der Bibliothek des Herrenhauses, Dr. Thimme (Verlag Hirzel, Leipzig), das unter dem Titel: „Vom inneren Frieden des deutschen Volkes" von vierzig namhaften Vertretern der verschiedenen Kulturgebiete gedankenreiche Abhandlungen bringt, die Wege zur Verständigung zeigen wollen. Das Werk gliedert sich in fünf Abschnitte: Friede unter den Weltanschauungen, Friede unter den Konfessionen und kirchlichen Parteien, Friede unter den Klassen und Berufsständen, Friede unter den politischen Parteien, Friede unter den Nationalitäten. Hier kommen Katholik, Protestant und Freigeist, Elsässer, Pole und Jude, Staatsbeamter und Arbeiterführer, Unternehmer und Landmann zu Worte, und jeder findet Gelegenheit, seine Weltanschauung, seine Interessen und seine Pläne für die Zukunft zu entwickeln.

Digitized by Google

Nach einem Vorwort des Herausgebers und einer Einleitung von Traub ergreift zunächst Rudolf Eucken das Wort über „die Einheit der deutschen Weltanschauung". Es ist sehr zu begrüßen, daß der Herausgeber gerade Eucken unter den Mitarbeitern den Reigen eröffnen läßt. Ist es doch gerade ein besonderes und auszeichnendes Charakteristikum der Denkweise Euckens, daß sie sich bei aller Gegensätzlichkeit doch immer den klaren Blick wahrt für das Gute, das auch in andern Anschauungen steckt, und daß sie dieses offen und gerne anerkennt. Diese Sachlichkeit ist nun aber doch gerade die Vorbedingung für die erstrebte Verständigung. Zugleich ist Eucken der ersten einer unter den Vertretern eines neuen deutschen Idealismus, der wie ein roter Faden das ganze Werk durchzieht, und dem in demselben auch Vertreter des Katholizismus, des Judentums und der Sozialdemokratie ihre Huldigung nicht versagen.

So weist A. Rademacher in einem musterhaften Aufsatz nach, daß die katholische Kirche, wenn sie sich auch nicht unmittelbar weltliche Kulturaufgaben stellt, diesen deshalb durchaus nicht entgegen ist, sondern ihnen mittelbar reiche Förderung angedeihen läßt, und daß manche ihrer Lehren und Forderungen mittelbar auch der vom deutschen Idealismus gepredigten Entfaltung eines edlen Menschentums dienen. Er erinnert daran, wie das entschiedene Eintreten der katholischen Kirche „für die Willensfreiheit gegenüber den deterministischen Neigungen der modernen Psychologie die Würde des Geschlechts hochhält, wie die Verteidigung der Persönlichkeitsrechte gegen die in der Konsequenz materialistischer und monistischer Weltbetrachtung liegende Geringachtung des Individuums und seine unbedingte Verpflichtung gegenüber der Gattung den Ausbeutungsbestrebungen eines rücksichtslosen Kapitalismus entgegenwirkt und zur Hebung des Arbeiterstandes beiträgt, wie die Behauptung eines zugleich sakramentalen Charakters der Ehe das Familienleben und die eheliche Treue zu schützen und zu weihen geeignet ist, wie das Gebot der Sonntagsheiligung auch dem Bedürfnis der Natur nach Ruhe und Sammlung entgegenkommt, wie vor allem die Karitas das rein humanitäre Wohltun veredelt".

Tiefe Religiosität und echte Humanität durchweht auch die tiefschürfende Abhandlung Hermann Cohens über „Deutschtum und Judentum", in der der Leser von dem hervorragenden Kantianer zu einer objektiven Beurteilung des Judentums aufgefordert wird, dessen Vorzüge über die von dem Verfasser vorurteilslos und freimütig anerkannten Schattenseiten nur zu oft vergessen sind und auch heute noch vergessen werden. Ohne jene Vorzüge wäre der Fortbestand der Juden durch die Jahrtausende gar nicht möglich gewesen.

„Wenn anders nun Demut auch eine geschichtliche Tugend ist, so dürfte sie nirgend mehr angebracht sein als vor diesen Trümmern einer ewigen Vergangenheit, die vielmehr bei Leben geblieben sind und in einer unbestreitbaren kulturellen Wirksamkeit."

Und klingt es uns nicht wie ein Ton aus der Welt des deutschen Idealismus entgegen, wenn Wolfgang Heine in seinem Beitrag „die Sozialdemokratie als nationale Partei" als das Wesentliche des Nationalgefühls das Bewußtsein der gemeinsamen Kulturarbeit, „des gemeinsamen Dienstes des Geistes" hinstellt? „Je eigenartiger sich in einem bestimmten Kreise das geistige Streben gestaltet hat, desto stärker ist das nationale Gefühl. Je mehr der einzelne an der geistigen Arbeit teilnimmt, desto enger fühlt er sich seiner Nation verbunden."

Ich muß mich mit diesen wenigen Bemerkungen begnügen, was ich um so mehr bedaure, weil fast jede der in dem Thimmeschen Werke enthaltenen Abhandlungen hohes Lob und eingehende Würdigung verdient. Jedenfalls stellt dieses Werk eine der bedeutsamsten literarischen Erscheinungen während der Kriegszeit dar. Wenn es gelänge, den von ihm erstrebten innern Frieden des deutschen Volkes tatsächlich herbeizuführen, dann wäre damit wahrlich ein schöner Dank abgestattet „unsern gefallenen Brüdern", denen das Buch gewidmet ist.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Die Reichsgründung. Von Erich Brandenburg. 2 Bände. Leipzig, Quelle & Meyer.

Dieses ausgezeichnete Werk des Leipziger Historikers ist fertig gewesen, als der Weltkrieg ausbrach; seine Ausgabe wurde aber hinausgeschoben, weil zunächst alles Interesse sich auf den Krieg konzentrierte. Und doch handelt es sich um ein Werk, das in hohem Grade Gegenwartsinteresse besitzt; denn um das Bestehen des Staats, dessen Entstehen Brandenburg schildert, geht heute der Riesenkampf, und mit Recht sagt der Verfasser: „Nichts ist gewisser, als daß unsre Feinde, wenn sie uns zu besiegen vermocht hätten, die Schöpfung unsrer Väter zertrümmert haben würden." Auch das hebt er mit Recht hervor, daß, mag auch unser Verhältnis zum Kaiserstaat an der Donau noch so eng gestaltet werden, doch das Wiener Deutschland bleiben muß, was es 1871 geworden ist, wenn wir nicht alle Verwicklungen und Irrungen nochmals heraufbeschwören wollen. Brandenburg beginnt seine Darstellung, die nach Inhalt und Form, nach Methode und Sachkenntnis eine vorzügliche Leistung ist, mit der Bundesakte von 1815 (ein leidiger Druckfehler setzt dafür S. XI 1845) und führt sie im ersten Bande bis zum Vorabend von Bismarcks Eintritt ins Ministerium, im zweiten bis zum Abschluß der Reichsverfassung und des Frankfurter Friedens. Die Schilderung Bismarcks (II, 30 ff.) ist in ihrer unabhängig abwägenden Art ein Meisterstück von Sachlichkeit; den Vorwurf, daß er es zur Erreichung politischer Zwecke mit der Wahrheit auch gegen Freunde und selbst gegen seinen König nicht genau nahm, sollte aber Brandenburg nicht ohne kurze, wenigstens andeutende Begründung in die Welt gehen lassen. Dem bekannten Umfall des württembergischen Hofes Mitte November 1870 bei den Versailler Verhandlungen mißt Brandenburg (II, 383), wie wir glauben mit Recht, eine weitergehende Bedeutung nicht bei. G. E.

Neuere Geschichte Polens. Von Dr. E. Zivier. 1. Band: 1506—72. Gotha, Perthes. VIII, 809. M. 20.—.

Die geschichtliche Gestaltung der polnischen Verhältnisse hat schon seit mehreren Dezennien ein besonders großes Interesse für uns Deutsche besessen, und durch die glücklichen Erfolge des gegenwärtigen Krieges ist es natürlich noch weit mehr gesteigert worden. Da ist ein Werk als höchst zeitgemäß zu bezeichnen, das in die neuere Geschichte dieses Landes einführt. Wenn der vorliegende Band sich auch nur mit dem sechzehnten Jahrhundert beschäftigt, so besitzt er doch in der Gegenwart einen besonderen Wert. Unter der Regierung der beiden letzten Könige aus dem Hause der Jagellonen spielten ja Kämpfe Polens mit dem sich zum unabhängigen Herzogtum Preußen erhebenden Deutschritterorden und mit Iwan dem Schrecklichen, dem ersten Zaren von Moskau. Auch das Eindringen der Reformation in Polen macht diese Zeit zu einer außergewöhnlich bedeutsamen. Ueber die quellenmäßige Gediegenheit der vorliegenden Darstellung braucht schon deshalb nicht gesprochen zu werden, da sie einen Band der zuletzt von Lamprecht herausgegebenen „Geschichte der europäischen Staaten" bildet. Ed. König.

Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert. Von Karl Theodor Heigel. 3. Auflage. („Aus Natur und Geisteswelt", 129. Bändchen.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Immer wieder an diesem Werkchen des verstorbenen bayrischen Historikers bewundert man die gehaltvolle Gedrängtheit der Darstellung. Wie klar und vollständig ist z. B. auf wenigen Seiten die staatsmännische Laufbahn Bismarcks geschildert! In diesem Bändchen von 120 Seiten die politischen Bewegungen Europas im Verlauf eines ganzen Jahrhunderts! Wahrlich, es gehörte ein unbedingter Beherrscher des weitschichtigen Stoffes und ein Meister der Form dazu, diese schwierige Aufgabe so sicher und einheitlich zu lösen. Die dritte Auflage steht im Zeichen des Weltkrieges. Aenderungen und Zusätze mußten vorgenommen, vor allem über die neueste Geschichte der Balkanstaaten ein Ueberblick gegeben werden. Aber so glühend der gelehrte Verfasser bis in seine letzten Tage an dem Ringen und Siegen seines Volkes Anteil nahm: hier spricht auch jetzt in strenger Objektivität und Unbefangenheit nur der Historiker, und dieser Sieg des wissenschaftlichen Gewissens über Hoffen und Wünschen des Patrioten ist vielleicht das Größte an dem Buche.

Hans Zimmer.

Heines Werke in zehn Bänden. Unter Mitwirkung von Jonas Fränkel, Ludwig Krähe, Albert Leitzmann, Paul Neuburger und Julius Petersen herausgegeben von Oskar Walzel. 5. und 10. Band. Leipzig, Insel-Verlag. Geb. je M. 3.—.

Mit den beiden vorliegenden Bänden, von denen der fünfte (herausgegeben von Paul Neuburger) den vierten Teil der Reisebilder,

Digitized by Google

die Englischen Fragmente und die Kleineren Schriften aus den Jahren 1820 bis 1831, der zehnte (herausgegeben von A. Leitzmann) außer kleineren Gelegenheitsschriften das Tanzpoem „Der Doktor Faust", „Die Götter im Exil", die „Geständnisse", „Gedanken und Einfälle", die Memoiren, die Testamente, eine Reihe von Nachträgen zu sämtlichen zehn Bänden und ein vollständiges Inhaltsverzeichnis derselben enthält, ist die Heine-Ausgabe des Insel-Verlags zum Abschluß gebracht; doch soll den zehn Bänden noch ein Supplementband angereiht werden, der ein von P. Neuburger bearbeitetes ausführliches Namen- und Sachregister mit allen erforderlichen Daten sowie am Schluß eine Bibliographie der zu Heines Lebzeiten selbständig erschienenen Werke Heines sowie der wichtigsten Heine-Literatur enthalten und damit den Wert dieser schönen Heine-Ausgabe in dankenswerter Weise noch weiter erhöhen wird. B—r.

Meine Erinnerungen an Grillparzer. Aus einem zeitlosen Tagebuch. Von Marie v. Ebner-Eschenbach. Berlin, Gebrüder Paetel. M. 4.—.

Das jüngste Buch der Ebner-Eschenbach — und zugleich das letzte! Mit stillem, feinem Lächeln nimmt sie darin Abschied von uns und vom Leben, wir aber, ihre dankbaren Leser, schwanken wohl eine Zeitlang, was wir vorziehen sollen, den kleineren ersten Teil des Buches, der uns den griesgrämigen Grillparzer menschlich so nahe bringt, oder den größeren zweiten, aus dem die eigne, liebe, warme, milde und verstehende Stimme der klugen alten Frau selber erklingt. Schließlich einigt man sich mit seinem Herzen und seinem literarischen Gewissen: da ist kein Unterschied, beide Teile sind einem gleich sehr an die Seele gewachsen, beide sind köstlich. Aber für den berichtenden Kritiker verlangen doch die Erinnerungen an Grillparzer ein größeres Eingehen auf Einzelheiten als das gescheite und von reichem Humor gesättigte Tagebuch. Die Ebner fügt dem Bilde Grillparzers viele neue Züge hinzu, es ist nicht bloß eine Schilderung, eine Kette von Erinnerungen, die sie bietet, sondern eine psychologische Analyse, eine bedeutende Vertiefung unsrer Kenntnis vom Innenleben des Dichters. Sie bereichert also auch die Forschung um ein Beträchtliches, ja dort, wo sie über die Stellung der Schwestern Fröhlich im Leben Grillparzers spricht, kritisiert und korrigiert sie sogar mit scharfen Worten das bisherige Verhalten der Literaturgeschichte gegen die treuen und geduldigen Freundinnen des einsamen „Hofrats". Aber so viel also auch die Wissenschaft dem Buche zu danken haben wird, sein Hauptreiz besteht für alle Zeit darin, daß hier die Dichterin dem Dichter mit dichterischem Verständnis ins Innerste seiner Seele folgt. Und die Ebner ließ sich nie etwas vormachen — auch von ihrem Abgott Grillparzer nicht; sie beurteilt ihn oft ebenso streng wie richtig und schilt gelegentlich eifrig auf ihm herum. Wenn man hart sein wollte, könnte man sagen, das Buch sei voller Unausstehlichkeit und Liebenswürdigkeit — Grillparzersche Unausstehlichkeit, verklärt durch die milde Sonne Ebnerscher Liebenswürdigkeit. Hans Zimmer.

Waffen des Lichtes. Von v. Faulhaber. Freiburg i. Br., Herder. VI, 181 S. M. 1.60.

Unter den Autoren, die im gegenwärtigen Kriege bei Ansprachen an das deutsche Volk den richtigen Ton mit am besten gefunden haben, steht der Bischof von Speier zweifellos in erster Reihe. Wie er dies schon in den Reden gezeigt hat, die unter dem Titel „Zeitfragen und Zeitaufgaben" erschienen sind, so auch wieder in den gesammelten Kriegsreden, welche Waffen des Lichts darbieten wollen. Ergreifend ist schon die Ansprache „Ausmarsch unter dem Königsbanner", die im August 1914 den Kämpfern das religiöse Geleite geben, aber so sind geistvoller Inhalt und packende Form auch den andern Abschnitten des Buches eigen. Einige, wie z. B. „Der Schildgesang des Keltertreters" oder „Ernte auf dem Blutacker" sind noch besonders hervorragend. Ed. König.

Jahrbuch des Völkerrechts. Zweiter Band, zweite Hälfte. München, Duncker & Humblot.

Der zweite Teil dieses Jahrbuchs enthält auf 1040 Seiten erstens zwanzig Abhandlungen, dann ebensoviele Berichte über die einzelnen Staaten, endlich unter der Rubrik „Vermischtes" sieben Aufsätze über allerlei interessante Fragen — im ganzen ein ungeheures Material völkerrechtlicher Tatsachen und völkerrechtlichen Wissens, so daß man dem noch jungen Jahrbuch nur das beste Gedeihen wünschen kann. U. a. nennen wir Kohlers Studie über den Zeppelinfall am 4. April 1913, der an sich völkerrechtlich sehr interessant und ausgiebig war, Cahns Untersuchung über das neue deutsche Staatsangehörigkeitsgesetz und v. Frugers Darlegung über die Bukarester Friedenskonferenz. E.

Das Griechentum in seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Rudolf v. Scala. Mit 46 Abbildungen. („Aus Natur und Geisteswelt", 471. Bändchen.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Eine Frucht reifster, abgeklärtester Betrachtung, zieht diese nie an der Oberfläche verweilende Schrift gleichsam die Summe aus Rudolf v. Scalas gesamtem Forschen und Schaffen. Immer sind die großen Züge.

Digitized by Google

ist der Fortschritt der Entwicklung betont, und wenn dies auf den ersten Blick als eine Beschränkung erscheint, so zeigt eindringlicheres Lesen gar bald, daß gerade die strenge Durchführung dieses Grundsatzes das Werkchen weit hinaushebt über so viele andre Darstellungen der griechischen Geschichte, die sich in Einzelheiten verlieren. Dazu kommt noch eins. Bisher waren wir gewohnt, die griechische Geschichte mit der homerischen Epoche begonnen zu sehen: hier werden wir in Wort und Bild bis zur frühindogermanischen Zeit zurückgeführt, mit der vorgriechischen Bevölkerung Griechenlands und der Ägäischen Inseln bekannt gemacht und in die Wikingerzeit des östlichen Mittelmeeres versetzt. Besonderen Dank verdient endlich die sehr nützliche chronologische Uebersicht am Schlusse. Z.

Berühmte Kunststätten. Band 64 und 65. Leipzig, E. A. Seemann. Geb. je M. 4.—.

Nicht ohne bittere Empfindungen kann man die beiden schönen vorliegenden Bände zur Hand nehmen, mit denen uns durch deutsche, von idealer Begeisterung getragene Forscherarbeit zwei weitere wunderreiche Bezirke alten italischen Kulturlebens zu derselben Zeit geistig näher gebracht worden sind, wo das neue Italien durch seinen schnöden Treubruch auf lange Jahre hinaus eine fast unüberbrückbare Kluft zwischen sich und uns aufgerissen hat. In Band 64 schildert Walter Bombe in ungemein fesselnder Weise Perugia, den landschaftlich wie historisch und kulturell gleich reizvollen Mittelpunkt Umbriens, den zwei Jahrtausende durch bewunderungswürdige Schöpfungen der Architektur und der Bildhauerkunst, das ausgehende Mittelalter und die Renaissance durch die weltberühmte, in den Namen Perugino, Pinturicchio und Raffael gipfelnde Malerschule ewig denkwürdig gemacht haben. Der gehaltreiche Band schließt sich mit dem ihm vorausgegangenen über das benachbarte Assisi (Nr. 44) äußerlich wie innerlich zu einer wertvollen Einheit zusammen. Band 65 handelt wie der über die römische Campagna nicht von einer einzelnen Kunststätte, sondern von einer ganzen, kunsthistorisch bedeutungsvollen Landschaft. Er führt uns durch Apulien, ein durch die Fäden der Geschichte, vor allem durch Friedrichs II. einzigartige Gestalt, aufs engste mit unserm Vaterlande verknüpftes und doch von den Italienreisenden seit jeher wenig besuchtes Land. Der vorliegende, von R. Pagenstecher verfaßte Band, der uns in vorzüglicher, von Ort zu Ort vorschreitender Darstellung auf dem Raume zwischen Benevent—Foggia und der Südostspitze Italiens eine Fülle der herrlichsten Kunstdenkmäler kennen lehrt und zum großen Teile auch in trefflichen Bildern zeigt, wird sicherlich viele zu einem Besuche dieses eigenartigen Kunstgebietes reizen — schade nur, daß sie auf absehbare Zeit wenig Aussicht haben, dieser Lockung ungehindert folgen zu können. B—r.

Government and politics of the German empire. Von Fritz Konrad Krüger, Dr. der Staatswissenschaften (W. A. Nebraska). Neuyork, World Book Company.

Dieses schmucke Büchlein von 340 S. ist ein Teil der Sammlung von Government handbooks, die der obengenannte Verlag herausgibt. Sie ist vornehmlich für amerikanische Studenten und das größere Publikum geschrieben, aber, wie das Vorwort sagt, von Spezialisten gearbeitet. Der vorliegende Abriß des deutschen Staatsrechts von Dr. Krüger ist mit acht Bildern hervorragender Männer und Sitzungsplänen des Reichstags geziert und enthält einen im allgemeinen mit Kenntnis und Wohlwollen geschriebenen Text; doch fehlt es nicht an Verstößen. Ich nenne nur zwei, die zu denken geben. Nicht nach dem Krieg von 1870, sondern während desselben verlangte Baden seine Aufnahme in den Norddeutschen Bund (S. 21), und nicht Hödels, sondern Nobilings Attentat veranlaßte 1878 die Regentschaft des Kronprinzen (S. 84). E.

Die diplomatischen Kämpfe vor Kriegsausbruch. Von Ludw. Bergsträßer. München und Berlin, R. Oldenbourg. VIII, 104. M. 2.—.

Wenn man auch weiß, daß das Revanchegelüste Frankreichs, der Neid des die Beherrschung der Meere und des Welthandels beanspruchenden England und die panslawistischen Bestrebungen Rußlands die allgemeinen Anlässe des gegenwärtigen Krieges gewesen sind, so ist es doch von großem Interesse, die Verhandlungen zu verfolgen, in denen jene Tendenzen endlich ihrem Ziele zustrebten. Wie sehr mag in den letzten Mitteilungen der Kabinette die Schlauheit und Heuchelei oder auch die Unverfrorenheit und Unverschämtheit noch zutage getreten sein! Dies nach den Angaben der neuesten Aktenstücke aller beteiligten Staaten vor unsern Augen aufgerollt zu haben, ist ein verdienstliches Unternehmen Bergsträßers, Dozenten der Geschichte in Greifswald. Ed. König.

Frontberichte eines Neutralen. Vom schweizerischen Major Tanner. Bd. 2. Galizien und Bukowina. Mit vielen Bildern nach photographischen Aufnahmen des Verfassers. Berlin, Verlag von August Scherl G. m. b. H. Preis M. 3.—.

Während Major Tanner in dem ersten Teile seiner überaus wertvollen Schilderungen über die Ereignisse in Polen und in den

Digitized by Google

Karpathen berichtet, führt er uns in dem vorliegenden zweiten Teile die Ereignisse in Galizien und der Bukowina vor Augen. Major Tanner ist nicht nur ein tüchtiger, militärischer Fachmann, sondern auch ein sehr begabter Schriftsteller, er zeichnet uns Bilder von ergreifender Plastik vom wilden Kriegsgetümmel, von Märschen und Ritten und macht uns außerdem noch mit Land und Leuten bekannt. Das ausgezeichnete Buch wird auf jeden Leser einen unverlöschlichen Eindruck machen, es ist auch noch insofern von bedeutendem Wert, als der neutrale Verfasser mit unerbittlicher Wahrheitsliebe die Schandtaten der russischen Armee an den wehrlosen Einwohnern erzählt. Solche Dokumente sollen wir festhalten. H. F. P.

Neue Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Weltkrieges 1914. Von Valter. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 183 S. M. 2.—.

Selbst neben einem so lehrreichen Buche, wie es der hervorragende Berliner Geschichtsprofessor Ed. Meyer unter dem Titel „England" geliefert hat, ist die Darstellung ausgezeichnet, die der Holländer Valter geliefert hat. Sie hat die Uebersetzung ins Deutsche reichlich verdient. Denn mit nicht leicht zu übertreffender Kenntnis und Klarheit entfaltet er, mit welchem Eifer England in den letzten Jahrzehnten die Ausdehnung seiner Macht erstrebt und mit welcher Gewissenlosigkeit es dabei die Rechte fremder Staaten zu Boden getreten hat. Deshalb kann er mit Recht sagen: „Nach den Wahrnehmungen des Verfassers läßt sich seit zwanzig Jahren an zahllosen gewichtigen Tatsachen die Hand des Urhebers der Ereignisse, die wir jetzt mit erleben, stets deutlicher erkennen." So dient sein Buch nicht nur zur Warnung Hollands, daß es sich nicht etwa „auf diejenige Seite stelle, von der gerade die größte Gefahr droht". Es rechtfertigt auch das Sichaufbäumen Deutschlands dagegen, daß es in Abhängigkeit vom perfiden Albion gerate.

Ed. König.

Veröffentlichungen der Handelshochschule München. Herausgegeben von Prof. Dr. Bonn. München, Duncker & Humblot.

Diese außerordentlich lehrreiche Schrift enthält eine Anzahl von Aufsätzen, in welchen die Balkanfragen von verschiedenen Schriftstellern erörtert werden: „Das moderne Griechentum" von Helfenberg, „Die Balkanslawen" von Murko, „Rumänien" von Tibtin, „Der Zusammenbruch der türkischen Herrschaft in Europa" von Süßheim, „Die armenische Frage" von Dürr, „Rußland und der Panslawismus" von Götzsch, „Oesterreich und der Balkan" von Masaryk, „Die Zukunft der Türkei" von Hartmann, „Die wirtschaftliche Entwicklung der Balkanstaaten" von H. v. Sauter, endlich „Deutschlands Wirtschaftsinteressen am Balkan" von Lustitsch. Soviel wir sehen, ist überall ein solides Wissen und damit gründliche Belehrung über diese hochwichtigen Dinge geboten. E.

Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. Von Karl Woermann. 2. Auflage. Erster Band. Urzeit und Altertum. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Zum erstenmal wird in diesem gewichtigen, auf sechs Bände berechneten, mit reichstem illustrativen Schmuck glänzend ausgestatteten Werke wirklich Ernst gemacht mit dem Begriff einer „allgemeinen" Kunstgeschichte. Gleich dieser erste Band führt uns in die Kunst der Mammut- und Renntierzeit, der Stein- und der Metallzeit, erschließt uns dann außer der ägyptischen und mesopotamischen auch die vorhellenische Kunst Kleinasiens, Syriens und des östlichen Mittelmeeres sowie die ägäische Kunst, um auf dieser breiten Grundlage die griechische und römische Kunst in ihrer vollen, reifen Schönheit vor uns erstehen zu lassen. Man bedenke: die Kunst aller Zeiten und aller Völker, also z. B. auch die der sog. „Naturvölker" — es gehörte die wahrhaft universale Beherrschung des gesamten kunstgeschichtlichen Stoffes dazu, über die Woermann verfügt, um ein solches Werk zu gestalten, aber auch seine Meisterschaft gedrängter und dabei wundervoll klarer und geschmackvoller lebendiger Darstellung. Ein alphabetischer Schriftennachweis zeigt den Weg zu eindringender Beschäftigung mit der oder jenen Einzelfrage, ein vorzügliches Register macht das in erster Linie zur fortlaufenden Lektüre bestimmte Werk zugleich zu einem nie versagenden Nachschlagebuch.

Z.

Das Kaiserin-Augusta-Problem. Von Friedrich Nippold. S. Hirzel, Leipzig.

Der bekannte frühere Jenaer Kirchenhistoriker bestreitet im Gegensatz zu Bismarck, daß die Kaiserin Augusta katholische Neigungen und Ansichten gehabt habe; nach ihm war sie stets gut evangelisch. Aber sie suchte den katholischen Adel der westlichen Provinzen, der Preußen mit äußerster Zurückhaltung gegenüberstand, im Interesse der Dynastie und des Staates zu gewinnen; indem sie sich ihm näherte, geriet sie freilich unter ultramontanen Einfluß und hielt ihre Hand namentlich schützend über die Klöster. Von den maßgebenden Männern der evangelischen Seite hatte namentlich der Oberhofprediger Kögel über sie eine große Macht.

E.

Digitized by Google

Meister Johann Dietz, des Großen Kurfürsten Feldscher und königlicher Hofbarbier, erzählt sein Leben. Nach der alten Handschrift herausgegeben von Dr. Ernst Consentius. Ebenhausen bei München, Verlag von Wilhelm Langewiesche-Brandt. Preis M. 1.80.

In dem vorliegenden Buche, dessen Handschrift in der Königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrt wird, erzählt Johann Dietz, der nach dem Dreißigjährigen Kriege und vor dem Regierungsantritt Friedrichs des Großen gelebt hat, seine abenteuerliche Lebensgeschichte. Er war Barbier und hat als Feldscher den Zug der Brandenburger nach Ungarn mitgemacht, als die Festung Ofen erobert wurde, und fuhr als Schiffsarzt mit den Walfischfängern ins Eismeer. Als siebzigjähriger Mann schrieb er seine Erlebnisse nieder, nicht für den Druck, sondern zu seiner eignen Freude, er hielt die kleinen und kleinsten Züge mit besonderer Liebe fest, und sein Buch ist für uns deshalb ein Dokument der bürgerlichen Zustände jener Zeit, wie es in solcher Ausführlichkeit äußerst selten zu finden ist. Der Verfasser hat es sich gewiß nicht träumen lassen, daß sein Buch nach Hunderten von Jahren gelesen werden und den Lesern Freude machen würde, denn das tut es, es ist so lebendig geschrieben und wirkt so unmittelbar auf den Leser wie ein gutgeschriebener geschichtlicher Roman. S. A.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Bauch, Dr. Bruno, Vom Begriff der Nation. Ein Kapitel zur Geschichtsphilosophie. Vortrag. Berlin, Reuther & Reichard. 80 Pf.

Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft. Heft 1: Die Produktionsfaktoren Natur, Arbeit und Kapital. Von Prof. Dr. Franz Mammen. M. 2.—. Heft 12: Japans Weltpolitik um den Stillen Ozean. Von Emil Engelhardt. M. 1.—. Heft 13: Die Englandpolitik Friedrich Wilhelms IV. Von Curt Fritzsche. M. 2.50. Dresden, „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt.

Block, Rudolf, Die Einheitsschule und „Freie Bahn dem Talent!" Vortrag. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 1.20.

Boehm, Max Hildebert, Der Sinn der humanistischen Bildung. Berlin, Georg Reimer. M. 1.50.

Bovenschen, Dr. A., Frankreichs Schande. Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg, Gr. Preis geh. M. 1.40.

Bozi, Dr. Alfred, und **Heinemann, Dr. Hugo**, Recht, Verwaltung und Politik im Neuen Deutschland. Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart. Geheftet M. 6.—, kartoniert M. 6.80.

Brueck, Segesser v., Kein Ueberwinder außer Gott! Trauerspiel. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2.—.

Carlyle, Thomas, Essays on Goethe. Leipzig, Verlag Bernhard Tauchnitz. Brosch. M. 1.60.

Chamberlain, Houston Stewart, Ideal und Macht. F. Bruckmann A.-G., München 1916. Preis 50 Pf.

Das neue Deutschland. Jahrgang IV, Nr. 41/45. „Politik" Verlagsanstalt und Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin W. 57. Preis 30 Pf.

Der Jude. Eine Monatsschrift. I. Jahrgang, Heft 4. M. Löwit, Verlag, Berlin. Preis jährlich M. 10.—.

Der Vortrupp. Halbmonatsschrift für das Deutschtum unserer Zeit. Herausgegeben von Dr. jur. Hermann M. Popert und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche. Alfred Janssen. Hamburg. Preis 40 Pf.

Die Güldenkammer. Norddeutsche Monatshefte. August 1916. Verlag Kaffeehag, Bremen. Preis 50 Pf.

Eltzbacher, Prof. Dr. Paul, Totes und lebendes Völkerrecht. München, Duncker & Humblot. M. 1.20.

Espey, Albert, Gerhart Hauptmann und wir Deutschen! Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.80.

Freisen, Joseph, Verfassungsgeschichte der katholischen Kirche Deutschlands in der Neuzeit. Leipzig, B. G. Teubner. M. 12.—.

Fuchs, Eduard, Der Weltkrieg in der Karikatur. Erster Band. Verlag Albert Langen, München. In Leinen gebunden M. 22.50.

Großer Bilderatlas des Weltkriegs. 14. bis 16. Lieferung. München, F. Bruckmann A.-G. Subskriptionspreis der Lieferung M. 2.—, Einzelpreis M. 3.—.

Gunkel, Hermann, Esther. J. C. B. Mohr, Tübingen. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.30.

Hartnacke, Dr., Das Problem der Auslese der Tüchtigen. Einige Gedanken und Vorschläge zur Organisation des Schulwesens nach dem Kriege. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 1.—.

Heinrich, Dr., Le caractère et l'esprit français, par A. Fouillée. Morceaux choisis. Leipzig, Otto Nemnich. M. 1.—.

Hettner, Alfred, Rußland. B. G. Teubner, Leipzig. Geh. M. 4.20, geb. M. 4.80.

Hettner, Dr. Alfred, Die Kriegsschauplätze. Heft 4. B. G. Teubner, Leipzig 1916. Preis geh. M. 2.40.

Heydemarck, Georg, Leutnant, Die Leuchtkugel in der Champagne Pouilleuse. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. M. 2.40.

Hoeber, Dr. Karl, Der Papst und die römische Frage. J. P. Bachem, Köln a. Rh. Geheftet M. 1.20.

Digitized by Google

Jäckh, Prof. Dr. Ernst, Werkbund und Mitteleuropa. Gustav Kiepenheuer, Weimar. Preis 30 Pf.

Jellinek, Georg, Die Zukunft des Krieges. Vortrag, gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden. Berlin, Julius Springer.

Knies, Richard, Karl Ernst Knodt. München, Verlagsbuchhandlung Müller & Fröhlich. 75 Pf.

Krause, Paul R., Die Türkei. (Aus Natur und Geisteswelt, 469. Bändchen.) B. G. Teubner, Leipzig. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.25.

Liller Kriegszeitung. Herausgegeben von Hauptmann d. L. Hoecker. Der Auslese dritter Band. Verlag der Liller Kriegszeitung. Geb. M. 4.—.

Lippert, Peter, S. J., Gott. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. In Pappband M. 1.60, in Leinwand M. 2.—.

Löns, Hermann, Aus Forst und Flur. Vierzig Tiernovellen. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. Geb. M. 4.—.

Manen, Charlotte A. van, l'Épanouissement de l'Allemagne et l'Hégémonie prussienne. Preis Fr. 2.50. Martinus Nijhoff, La Haye 1916.

Mendheim, Dr. Max, Berühmte Kriminalfälle. (Universal-Bibliothek 5839.) Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig. Preis 20 Pf.

Mitteilungen des Deutschen Werkbundes. Nr. 5. Herausgegeben von der Geschäftsstelle des Deutschen Werkbundes, Berlin W 35.

Mulert, Lic. Hermann, Christentum und Kirche in Rußland und dem Orient. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.80.

Pastor, Ludwig v., Generaloberst Viktor Dankl. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. Kartoniert M. 1.40.

Philosophische Vorträge. Veröffentlicht von der Kantgesellschaft. Nr. 12: Das Problem der historischen Zeit. Von Georg Simmel. Berlin, Reuther & Reichard. 80 Pf.

Rosen, Erwin, England. Ein Britenspiegel. Verlag Robert Lutz, Stuttgart. Geh. M. 2.50, Geb. M. 3.50.

Rudolph, Dr., Le Français et la guerre de 1915. Ce que disent les journaux français. Leipzig, Otto Nemnich. M. 1.—.

Ruhmestage der österreichisch-ungarischen Wehrmacht 1914/1916. Heft 1. Wien 1916, Manz-Verlag. Preis Kr. 1.— (80 Pf.).

Rundschau des Auswärtigen Dienstes. Herausgegeben von Erich Weinzinger. 3. Jahrgang, Nr. 4. Verlag Zürich 8, Horneggstr. 15. Preis pro Jahr Fr. 10.—.

Sammlung Göschen Nr. 90: Ethik. Von Prof. Dr. Otto v. d. Pfordten. Berlin, Göschensche Verlagshandlung. Geb. 90 Pf.

Schaube-Brieg, Dr., Kriegs-Epigramme. Denkzettel für England und sein Gefolge. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.50.

Schrönghamer-Heimdal, Franz, Mein Dörfl im Krieg. Freiburg 1916, Herdersche Verlagshandlung. M. 1.80, kart. 2.20.

Sommer, Prof. Dr. R., Krieg und Seelenleben. Leipzig, Otto Nemnich. M. 1.—.

Thimme, Friedrich, Vom inneren Frieden des deutschen Volkes. 2 Bände. Leipzig, S. Hirzel. M. 5.—.

Thorsch, Dr. Berthold, Soziale Entwicklung und Umbildung der Volkswirtschaft. Dresden, Verlag von Carl Reißner.

Thörner, Fritz, Helmut Gotthilfs Neugeburt. Hannovera-Verlag, Hannover. Preis 60 Pf.

Verworn, Max, Die biologischen Grundlagen der Kulturpolitik. Eine Betrachtung zum Weltkriege. 2. Aufl. Jena, Gustav Fischer. Preis M. 1.20.

Wagner, Prof. J.-Ph., Lichtbilder- und Kinovorträge im Dienste des Unterrichtes. (Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft, Heft 14.) „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt, Dresden. Preis 60 Pf.

Weißen Blätter, Die. Eine Monatsschrift. 3. Jahrgang 1916. Heft 6 und 7 (Juni und Juli). Zürich, Rascher & Cie. à M. 2.—.

Weltkultur und Weltpolitik: Joël, Karl, Die Vernunft in der Geschichte. Heft 9. F. Bruckmann A.-G., München. Preis 75 Pf.

Wissenschaft und Bildung. Bd. 182: Staat und Gesellschaft in der Gegenwart. Von Dr. Alfred Vierkandt. Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. M. 1.25.

Wychgram, Jakob, Die deutsche Schule und die deutsche Zukunft. Beiträge zur Entwicklung des Unterrichtswesens. Leipzig, Otto Nemnich. Geb. M. 7.—.

Zimmermann, Otto, S. J., Soll die Religion national sein? Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. Preis M. 2.20.

Zitelmann, Ernst, Die Möglichkeit eines Weltrechtes. Unveränderter Abdruck der 1888 erschienenen Abhandlung mit einem Nachwort. München, Duncker & Humblot. M. 1.20.

Zwischen Krieg und Frieden. Heft 37: Kriegspsychologische Betrachtungen. Von Max Dessoir. Leipzig, S. Hirzel. M. 1.—.

2000 Jahre Deutscher Geschichte. Atlas der geschichtlichen Entwicklung Deutschlands bis zum Weltkriege. Mit erläuterndem Text herausgegeben von Ernst Schwabe. Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig. Preis gebunden M. 4.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

MAR 19 920

Einundvierzigster Jahrgang | Oktober 1916 | Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
E. E. Lehmann: Die Leistungen der deutschen Diplomatie vor und im Weltkriege	1
R. L. Orchelle: Casement und seine Botschaft	16
Conrad Bornhak: Die Pressel ügen und ihre Diener	28
Friedrich Thimme: Bismarck und Kardorff. Neue Mitteilungen aus dem Nachlaß Wilhelm v. Kardorffs	31
Dr. **J. Lulvès**, Archivrat in Hannover: Die politische Bedeutung des jetzt von England betriebenen Kanaltunnelprojekts	40
Wolfgang Windelband: Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns (Fortsetzung)	55
Graf Vay von Vaya und zu Luskod E. A. S. M. — A. P.: Von den Küsten des Mittelländischen Meeres (Schluß)	69
Fürst Friedrich Wrede: Ein Ausblick	74
Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. **E. v. Jagemann**: Aus Rudolf v. Gneists Leben und Wirken	77
Aus den Erinnerungen von Eduard Sueß	86
Kathinka v. Rosen, geb. Fabricius: Meine Kriegsfahrten III. Persönliche Erinnerungen	104
Literarische Berichte	115
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes	120

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1916

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

A. g. XIII.

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig. **Anzeigen** Bei größeren Aufträgen angemessener Rabatt. Prospektbeilagen nach Tarif.
Inseratannahme bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, u. sämtl. Annoncenexpeditionen des In- u. Auslandes.

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.

Bisher beantragte Versicherungen 1500 Millionen Mark.
Dividendenzahlungen an die Versicherten in den drei Kriegsjahren 1914/16: 23 Millionen Mark.
Mitversicherung der Kriegsgefahr.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER
Erprobt und bewährt bei
Schlaflosigkeit und Nervosität
In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

:: Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart ::

Soeben wurde ausgegeben:

Die selige Exzellenz

Lustspiel in drei Akten von
Rudolf Presber und **Leo Walther Stein**

Geheftet M 2.–, gebunden M 3.–

Viele, die diesem Lustspiel einen genußreichen Theaterabend verdankten, werden sich freuen, in der Lektüre den von der Bühne her empfangenen Genuß sich noch einmal wiederholen und feststellen zu können, daß man „Die selige Exzellenz" noch einmal mit der gleichen Spannung liest, mit der man sie aus dem Zuschauerraum kennen lernte. Das beweist, daß die Bühnenwirkung des fröhlich-nachdenklichen Stücks, **das in der Spielzeit des Winters 1915/16 den größten Erfolg davontrug,** nicht auf Situationskomik und Kalauern, sondern auf einer gut erfundenen, famos durchgeführten Handlung und auf lebendigem, schlagfertigem Dialog beruht.

Ein ausführlicher Prospekt über die Werke Rudolf Presbers kostenlos durch jede Buchhandlung, auf Wunsch auch direkt von der Verlagshandlung.

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Einundvierzigster Jahrgang. Vierter Band
Oktober bis Dezember 1916

Stuttgart und Leipzig 1916 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XLI

(Oktober bis Dezember 1916)

Seite

E. E. Lehmann: Die Leistungen der deutschen Diplomatie vor und im Weltkriege. I. 1

R. L. Orchelle: Casement und seine Botschaft 16

Conrad Bornhak: Die Pressel ügen und ihre Diener 28

Friedrich Thimme: Bismarck und Kardorff. Neue Mitteilungen aus dem Nachlaß Wilhelm v. Kardorffs. I. II. III. 31. 131. 255

Dr. J. Lulvès, Archivrat in Hannover: Die politische Bedeutung des jetzt von England betriebenen Kanaltunnelprojekts 40

Wolfgang Windelband: Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns 55. 170. 309

Graf Vay von Vaya und zu Luskod E. A. S. M. — A. P.: Von den Küsten des Mittelländischen Meeres (Schluß) 69

Fürst Friedrich Wrede: Ein Ausblick 74

Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. **E. v. Jagemann**: Aus Rudolf v. Gneists Leben und Wirken 77

Aus den Erinnerungen von Eduard Sueß 86

Rathinka v. Rosen, geb. Fabricius: Meine Kriegsfahrten III. Persönliche Erinnerungen 104

John L. Stoddard: Wilson oder Hughes? 121

Julius Baron v. Wlassics, k. ung. Minister a. D., Präsident des k. ung. Verwaltungsgerichtes: Rumänien und die internationale Ehre . 148

Ernst Steinmann: Geraubte Schätze in Paris. I. Die Aachener Säulen. II. Der Löwe und die Rosse von San Marco 154. 282

Freiherr v. Woinovich, General der Infanterie: Zur Psychologie des Völkerkrieges 162

Dr. **Wilhelm Fraknói**: Die Haltung Englands auf der Londoner Botschafterreunion 1912/13 182

Alfred Hillebrandt: Ueber die altindische Erziehung der Prinzen zur Politik 196

Prof. Dr. **Hermann Freiherr v. d. Pfordten**: Deutsche Romantik . . . 203

Wilhelm Cahn, Geh. Legationsrat z. D.: Meine neunundsechzigjährige Fehde gegen den Verlust der Staatsangehörigkeit durch Entlassung 209. 295

Digitized by Google

Seite

Dr. **Freiherr v. Jettel**: Der Schweizerische Bundesrat und die Friedensvermittlung 218

H. Wittmaack: Zur Beschlagnahme deutscher Schiffe in Portugal und in Italien 222

Dr. **Arthur Friedrich** (Berlin): Die schlesische Leinenindustrie und Gerhart Hauptmann 229

Prof. Dr. **Gustav Brünnert** (Erfurt): Die Lügen unsrer Feinde jetzt und 1870 233

E. Dumba, österreichisch-ungarischer Botschafter a. D.: Die Freiheit der Meere als wichtigste Garantie für einen dauernden Frieden . 241

Wilhelm Wundt: Gottfried Wilhelm Leibniz (gestorben 14. November 1716) 248

Conrad Bornhak: Polen und die Teilungsmächte 278

Arnold Sachse: Freie Bahn für alle Tüchtigen! 291

Karl v. Stengel: England, die Neutralen und der Weltbund des Ministers Lord Grey 302

Armenien. Von einem österreichisch-ungarischen Diplomaten a. D. . . . 318

Dr. **J. Lulvès**, Archivrat in Hannover: Der gegenwärtige Stand der römischen Frage 325

Justizrat Dr. **Karl Friedrichs** (Düsseldorf): Wie übersetzt man Fremdwörter? 343

Dr. **Eberhard Freiherr v. Danckelman** (Bensberg): Wallenstein und die Besetzung Mecklenburgs im Jahre 1628 348

Kleine Revuen

Literarische Berichte 115. 237. 353

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes . . . . . 120. 239.

Digitized by Google

Die Leistungen der deutschen Diplomatie vor und im Weltkriege

Von

E. E. Lehmann

I.

Am Goldenen Horn

Das Wesen der Diplomatie hat sich, besonders während der letzten fünfzig Jahre, von Grund aus verändert. Ursprünglich beschränkte sich die Aufgabe der Diplomatie auf die Auslegung von bereits vorhandenen und den Abschluß neuer Staatsverträge. In beiden Fällen bestand die diplomatische Kunst in einer geschickten Vertretung der Interessen des eignen Landes, wie das ja auch heute noch der Fall ist. Allein bis zur gegenwärtigen Ausbildung der Verkehrsmittel war diese Aufgabe eine geographisch mehr oder weniger begrenzte und dazu in erster Linie eine rein politische. Je mehr Verkehrsanstalten und Verkehrsmittel die Staaten und Völker einander näherrückten, desto mehr verwandelte sich die rein politische Aufgabe der Diplomatie in eine überwiegend volkswirtschaftliche; ja sehr häufig wurde das volkswirtschaftliche Element der Träger des rein politischen. Politik aber — man kann das nicht oft genug wiederholen, weil es von Nichtfachleuten immer wieder außer acht gelassen wird — ist Geschäft, und zwar das denkbar wichtigste und verantwortungsreichste Geschäft, weil es sich dabei um Wohlergehen und Lebensinteressen vieler Millionen von Menschen und großer Reiche handelt. Daß die Engländer vielleicht als die ersten unter allen modernen Kulturvölkern dieses innerste Wesen jeder wahren Politik begriffen, gab ihrer Diplomatie in früheren Zeiten das große Uebergewicht über die Diplomatie der europäischen Festlandsstaaten. Großbritannien war, sobald es anfing Kolonialmacht zu werden — also seit den Tagen der Königin Elisabeth —, seinem innersten Kerne nach in erster Linie Handelsstaat; seine Kolonien waren für das britische Reich nichts Besseres als großangelegte Handelsfaktoreien zugunsten der Bewohner des britischen Mutterlandes. Die Engländer brachten den fremden, in ihren Kolonien lebenden Völkern jede Art Handel und damit verbunden wirtschaftliche Arbeit und Verdienst; sie bauten Wege, Eisenbahnen, Telegraphen usw.; dagegen ließen sie die geistige Kultur dieser Völkerschaften fast ganz unberührt im Gegensatze zu der

Copyright 1916 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

erst unlängst begonnenen deutschen Kolonisation, welche nicht nur für den volkswirtschaftlichen Fortschritt der halb oder ganz wilden, in den deutschen Kolonien ursprünglich ansässigen Völkerschaften, sondern auch für ihre sittliche und geistige Hebung durch Anlage von Schulen, Kirchen und allerlei wissenschaftlichen Anstalten Sorge trägt. Diese Beschränkung der britischen Kolonisation auf rein wirtschaftliche Ziele erleichterte die Arbeit der großbritannischen Verwaltung und mit ihr auch eine zweckentsprechende Tätigkeit der englischen Diplomatie. Nicht nur trug sie außerordentlich viel bei zur Konzentration der der englischen Regierung zu Gebote stehenden sehr reichlichen Geldmittel, sie brachte auch mit sich eine recht genaue, auf Selbstsehen gegründete Kenntnis der volkswirtschaftlichen Bedürfnisse in den verschiedenen Teilen des britischen Weltreichs. Die Beamten und vor allem die englischen Konsuln in den englischen Kolonien waren und sind zumeist praktische, von jeder bureaukratischen Schablone freigebliebene Kaufleute. Daher sind auch bis auf den heutigen Tag die englischen Konsularberichte fast ohne jede Ausnahme geradezu mustergültige Arbeiten von hohem volkswirtschaftlichem Werte. Gegenüber der durch Jahrhunderte ausgebauten großbritannischen Verwaltung sind wir Deutschen, ganz abgesehen von dem soeben erwähnten idealen Charakterzug unsrer Kolonisation, junge Anfänger. Der deutsche Kaufmann hatte, nach dem Verschwinden der deutschen Hansa und mehr noch nach dem Zusammensturz des alten Deutschen Reiches, den ihm früher, wenn auch nur innerhalb beschränkter geographischer Zonen, eigen gewesenen Unternehmungsgeist eingebüßt; er fand bei der in Deutschland bis zum Jahre 1870 herrschenden Kleinstaaterei von seiten seiner Regierungen keinerlei Unterstützung für überseeische Unternehmungen. Dadurch war ihm Kaufmannsgeist im großen Stile abhanden gekommen. Die Folgen dieses Zustandes bestehen zum Teil auch jetzt noch, obgleich der Deutsche in Anbetracht seiner noch lange kein halbes Jahrhundert alten neubegonnenen Kolonisation und Ueberseeunternehmungen schon heute geradezu bewundernswürdige Leistungen aufzuweisen vermag. Sogar hervorragende englische Volkswirte und Politiker staunten, wie ich aus persönlicher Erfahrung weiß, die Leistungen der Deutschen in Afrika und Kiautschou an; diese Leistungen erschienen den Briten teilweise geradezu als neue Offenbarungen. Sie waren nur möglich geworden durch die moralische und, soweit die vorhandenen Mittel es gestatteten, durch die tatsächliche finanzielle Unterstützung der deutschen Reichsregierung. Diese aber beruhte wieder auf der Arbeit unsrer Konsuln und unsrer Diplomatie. Dabei hatte die deutsche Diplomatie mit doppelten Schwierigkeiten zu kämpfen: im Gegensatz zu der Diplomatie aller andern Großmächte und vor allem im Vergleich zu der russischen und englischen Diplomatie standen ihr keinerlei ausreichende Gelder für die Beeinflussung der öffentlichen Meinung zur Verfügung. Dazu kommt, daß die Gehälter unsrer Gesandten und Botschafter fast überall unzureichend sind. Beispielsweise hat der immer noch mit am besten dotierte deutsche Botschafter in London ein Gehalt von nicht mehr als 150000 Mark. Das scheint in deutschen Augen eine sehr große Summe, ist es jedoch für den höchsten staatsmännischen Ver-

Digitized by Google

treter des Deutschen Reiches in Großbritannien durchaus nicht bei den großen, ja ungeheuren finanziellen Ansprüchen, welche teils direkt, teils indirekt mit seiner hohen Stellung verknüpft sind. Schlimmer noch als etwa in London, Paris und Rom macht dieser Uebelstand in St. Petersburg und im nahen Orient sich geltend.

Unter diesen finanziellen Voraussetzungen muß man die Leistungen der deutschen Diplomatie auch während des gegenwärtigen Krieges beurteilen.

Am Goldenen Horn hatten schon während des Jahres 1912 die hier kurz gekennzeichneten Verhältnisse politisch sehr greifbare Folgen. Einem Diplomaten der Entente war es, dank den ihm zu Gebote stehenden Mitteln, gelungen, das Kabinett des Komitees für „Einheit und Fortschritt" zu stürzen; das infolgedessen ans Ruder gelangte Kabinett Mukhtar entsprach noch keineswegs den Bestrebungen der komiteefeindlichen Kreise; hielten diese Kreise doch alle Karten des Balkanbundes zu dem Zwecke in der Hand, die Status-quo-Politik über Bord zu werfen, welche jahrelang für die Türkei die Richtung gegeben hatte! Das bis dahin für unantastbar geltende Dogma der territorialen Unverletzlichkeit des türkischen Reiches wurde in diesen Kreisen schon zu Anfang der Feindseligkeiten des Balkanbundes nur noch zum Schein aufrecht erhalten. Außerdem war die „Entente" vollkommen, schon bei Beginn des Krieges (1912—1913), von den Zielen des Balkanbundes unterrichtet. Die auf die Zertrümmerung des türkischen Reiches ausgehende Politik der Entente erreichte denn auch ihren höchsten Triumph, als der schwache Großwesir Ghasi Mukhtar-Pascha durch den längst erprobten Kiamil-Pascha als Großwesir ersetzt wurde, denn Kiamil bekannte sich offen als Anhänger der Entente. Kiamils größter Anhänger war der erste Dragoman der britischen Botschaft, Fitzmaurice. Fitzmaurice und seine Freunde machten aus ihrem Jubel über diese Wendung auf der Hohen Pforte keineswegs ein Geheimnis. Zu ihnen gesellten sich eine Anzahl von Politikern, die unter Führung von Madame Bompard, der geschäftstüchtigen Frau des französischen Botschafters, äußerlich zu einer Vereinigung zusammengetreten waren, genannt „die Freunde von Stambul". Sie gaben vor, für die Erhaltung der historischen Altertümer in der Türkei zu sorgen, um dadurch den Türken gesellschaftlich und politisch näher zu kommen. Sobald der Balkanbund an die Türkei den Krieg erklärt hatte, zeigten diese „Freunde der Türkei" ganz offen ihr wahres Gesicht: Sie beglückwünschten sich gegenseitig in den Botschaften Englands, Frankreichs und Rußlands sowie in den mehr oder weniger vornehmen Klubs der türkischen Hauptstadt. Mit geradezu zynischer Offenheit sprachen sie von der Niederlage, welche sie nach ihrer Meinung der Politik des Deutschen Reiches bereitet hatten. Die Türkei hielt man in diesen Kreisen für vollkommen „erledigt". Daß sie dem vierfrontigen Ansturm der Heere des Balkanbundes nicht würde standhalten können, galt als durchaus sicher.

Die bald darauf eintretenden kriegerischen Ereignisse in Thrazien schienen den Ententefreunden recht zu geben und sie der vollen Erfüllung ihrer Hoffnungen nahe zu bringen. Das Kabinett Kiamil-Pascha wurde durch den von

Digitized by Google

der Entente ausgeübten Druck gezwungen, die besten der jungen Türkei verfügbaren Männer auszuschalten. Heerführer und Staatsmänner wie Mahmud Schefket-Pascha wurden rücksichtslos kaltgestellt. Ihre dringenden Wünsche für Erlangung eines Armeekommandos, um auf dem Schlachtfelde ihrem Vaterlande ihr Bestes zu geben, wurden mit frivolem Achselzucken und entschiedener Ablehnung beantwortet. Andre, wie den tüchtigen und zuverlässigen Izzet-Pascha, hielt man entfernt als Chef des Operationsheeres im Jemen. Auch die der türkischen Heeresverwaltung zur Verfügung stehenden deutschen Reformoffiziere blieben entweder ganz unberücksichtigt oder zur Untätigkeit verurteilt; nur auf sehr kategorisches Drängen hin fanden einzelne von ihnen Verwendung, und dann auch nur an Stellen, wo sie so wenig wie möglich nützlich wirken konnten.

Die herben Enttäuschungen, welche der Winterfeldzug von 1912 den durch jahrelange Feldzüge schon vorher hart geprüften und damit außerordentlich geschwächten osmanischen Truppen brachte, hatten selbstverständlich ein neues Frohlocken der Ententemächte zur Folge. Die für die Türken unglücklichen Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze führten Ende Januar 1913 zu Präliminarverhandlungen für einen der Türkei höchst ungünstigen Frieden. Doch während dieser Verhandlungen empörte sich das durch Kiamil-Pascha und dessen ausländische Freunde gewaltsam unterdrückte Volksbewußtsein der Türken mit elementarer Gewalt. Die dadurch hervorgerufene Volksbewegung führte zu dramatischen Vorgängen im türkischen Ministerrate, gerade als dort der für die Türkei so besonders ungünstige Friedensvertrag zur Beratung stand. Der diesen Vertrag befürwortende Kriegsminister Nasim-Pascha mußte seine Schuld und Unfähigkeit mit dem Leben bezahlen. Wenige Stunden später hatte das Kabinett Kiamil-Pascha zu regieren aufgehört. An die Stelle von Kiamil trat der bedeutende Staatsmann und Feldherr Mahmud Schefket-Pascha. Mahmud Schefket griff mit eiserner Energie nicht nur in die militärische, sondern auch in die Zivilverwaltung ein, um dem durch die Ententemächte begünstigten Verfall des türkischen Reiches Einhalt zu tun. Er fand für diesen Zweck die nachdrücklichste Unterstützung bei dem damaligen deutschen Botschafter Herrn v. Wangenheim. Das von einem tiefen Verständnis für die wahren Interessen der Türkei beseelte enge freundschaftliche Verhältnis der beiden Staatsmänner sollte bald die besten Früchte tragen, denn Mahmud Schefket verstand es, Wangenheim für seine Lieblingsidee, die Reorganisation des türkischen Heeres, zu gewinnen.

Das bis dahin befolgte System, einzelne Reformer in Heer und Verwaltung aus Deutschland oder auch, wenn es die augenblickliche politische Konjunktur durchaus erheischte, auch aus andern Ländern heranzuziehen, hatte sich nicht bewährt. Nur zu oft wurden diese fremden Hilfskräfte, der inneren politischen Lage der Türkei entsprechend, kaltgestellt, ja gänzlich beiseite geschoben. Daher wollte Mahmud Schefket die zur Erstarkung der Türkei notwendige Heeresreform durch eine möglichst unabhängige Militärmission im großen Stile bewerkstelligen lassen. Die Verhandlungen über diesen Punkt nahmen Wochen, ja Monate in Anspruch. Zwar waren Mahmud Schefket und Wangenheim von der Not-

Digitized by Google

wendigkeit eines radikalen Eingriffs in die bisher geübte Praxis voll durchdrungen; allein sie fürchteten von der Minierarbeit der im Solde der Entente stehenden Kreise Widerstände, welche über das Maß ihrer eignen Machtmittel hinausgehen würden. Dennoch ließen sie nicht locker; mit unermüdlicher Zähigkeit kämpften sie für die von ihnen vertretene Auffassung. Im Laufe dieser äußerst schwierigen und in ihren Einzelheiten niemals näher bekannt gewordenen Verhandlungen traf den großen Staatsmann und Reorganisator Mahmud Schefket die sichere Kugel eines gedungenen Mörders. Es unterliegt keinem Zweifel: Mahmud Schefket war der Entente verhaßt geworden. Instinktiv fühlten die Ententeleute, daß dieser Mann, der schon einmal im April 1909 an der Spitze des Befreiungsheeres die Türken von einem schweren Alpdruck befreit hatte, vor einer Beseitigung der dem neuen Organismus noch anhaftenden Schlacken nicht zurückschrecken würde. Für den Gemordeten in die Bresche trat der noch heute als Großwesir waltende Prinz Seid Halim. Zugleich übernahm der unterdessen aus dem Jemen zurückgekehrte Izzet-Pascha das Kriegsministerium. Beide Männer hielten treu zu den von dem ermordeten Mahmud Schefket befolgten Grundsätzen, so daß die deutsche Diplomatie den bei Schefkets Mord fallen gelassenen Faden nach ganz kurzer Zeit wieder aufzunehmen vermochte. Endlich gediehen denn auch, nachdem Izzet-Pascha als Kriegsminister zurückgetreten und durch Enver-Pascha in diesem Posten ersetzt worden war, die eingehenden Verhandlungen über die Berufung einer deutschen Militärmission zu endgültigem Abschluß. Kurze Zeit darauf traf diese Mission unter Führung des Generals Liman von Sanders in Konstantinopel ein. Sofort nahm sie ihre mit größter Spannung erwartete und von den größten Hoffnungen begleitete Tätigkeit auf. Der Beginn der Tätigkeit der deutschen Militärmission, die gleichzeitig an mehreren Punkten des türkischen Reiches einsetzte, wurde zum Signal eines alle früheren Erfahrungen übertreffenden Intrigenspiels von seiten der Ententediplomatie. Niemals vorher wurde von dieser Diplomatie mit so viel Zynismus und Machiavellismus gekämpft; nicht einmal in der an Ränken so überreichen türkischen Geschichte. Um jeden Preis sollte die Militärmission wieder beseitigt werden. Die offizielle Ententediplomatie schob sofort Rußland in die erste Linie vor. In allen Tonarten versuchte man die Pforte einzuschüchtern und zu bedrohen. Sogar der Zar persönlich trat in die Schranken. Als trotzdem alle diese Bemühungen vergeblich blieben, wurde das Geschütz eines Ultimatums aufgefahren; jedoch auch das änderte an den festen Vorsätzen der türkischen Regierung nicht das geringste. Die türkischen Staatsmänner begriffen, daß das Spiel um Sein oder Nichtsein des Osmanenreiches in ein für die Türkei außerordentlich ungünstiges Stadium treten mußte, sobald sie die ihnen von deutscher Seite gebotenen neuen Waffen aus den Händen gaben. Die deutsche Militärmission schritt, unbekümmert um das sie umgebende Toben, in ihrem reichen Arbeitsprogramm stetig vorwärts. In diesem von seiten der Entente mit vergifteten Pfeilen geführten Kampfe ihren türkischen Freunden das Rückgrat zu stärken, war in jenen Tagen die keineswegs leichte Aufgabe der deutschen Diplomatie, zumal

Digitized by Google

die französische Diplomatie alle Hebel in Bewegung setzte, durch ein fein ausgesonnenes Finanzarrangement die schon lange für Ostanatolien geplanten Eisenbahnverkehrswege in ihre Hände zu bekommen. Diese Bahnen sollten nach einer mit St. Petersburg getroffenen geheim gehaltenen Abmachung in die Hände der Russen gespielt werden. Bei der schlechten Finanzlage des türkischen Staatsschatzes wurde es der von der Pariser Hochfinanz ins Schlepptau genommenen französischen Diplomatie nicht schwer, in Stambul einen recht empfindlichen Druck auszuüben. Auch in dieser Sache gelang es der deutschen Diplomatie, freilich nur durch Aufbietung all ihrer Kraft, zunächst einen Aufschub der für die ganze Zukunft der Türkei möglicherweise ausschlaggebenden Verhandlungen zu erreichen. Die Auslieferung der ostanatolischen Verkehrswege an die französisch-russische Vereinigung wäre auf einem leicht erkennbaren Umwege eine starke Bedrohung der Meerengen geworden, für Konstantinopel nicht weniger gefährlich als die direkte Bedrohung auf dem Seewege. Schon während der ganzen letzten Jahre hatten der Zar und mit ihm seine Regierung, besonders seit dem Italienisch-Türkischen Kriege, die Sperre der Meerengen als schwere Fessel empfunden. Sie hinderte das mächtige russische Reich in seiner Bewegungsfreiheit und beeinträchtigte seine Stellung als Weltmacht. Immer leidenschaftlicher wurde in Rußland das Verlangen nach Sprengung dieser Fessel. Daher sah Rußland in einer etwaigen militärischen Erstarkung der Türkei eine ernsthafte Erschwerung für die Verwirklichung seiner dahin zielenden Pläne. Oftmals schien es geradezu eine Sisyphusarbeit, die häufig unsichtbaren, die politische Lage verwirrenden Fäden auseinander zu halten sowie in diesem Labyrinth von Intrigen und Lügen einigermaßen sich zurechtzufinden. Trotzdem war das für jede tatsächliche Stellungnahme durchaus nötig. Den Intrigen der moskowitischen Diplomatie zur Seite arbeitete oder wütete, besser gesagt, der französische Einfluß auf Hintertreppen. Dazu verschrieb man sich zu Beginn des Jahres 1914 die schlimmsten Reporter der französischen Hetzpresse, um ein ganzes Netz von Unwahrheiten und Entstellungen vom Goldenen Horn bis zur Seine zu spinnen. Erst als bei den dabei folgenden Auseinandersetzungen von diesen Helden der Feder einmal ritterliche Satisfaktion verlangt wurde, verstummten sie nach und nach und verstanden bald darauf, ganz und gar zu verschwinden. Auf gleicher Höhe mit diesem französischen Gebaren stand das der Russen. Fast gleichzeitig mit dem eben erwähnten französischen Treiben hatte in Konstantinopel eine dem russischen Ministerium des Innern angegliederte Spionagegesellschaft sich etabliert. Ihr Haupt war Alexander Tschernogortschewitz, eine im höchsten Grade skrupellose Persönlichkeit. Die Hauptaufgabe dieser Leute bestand in der Ueberwachung der Mitglieder der deutschen Militärmission; sie sandten mit durchaus unwahren Angaben gespickte Berichte über ihre Beobachtungen an die russischen Zeitungen, in denen sie auch die deutsche Diplomatie zu diskreditieren suchten. Dieser „russischen Mission" standen sehr bedeutende Geldmittel zur Verfügung; ebenso sehr einflußreiche Verbindungen, für die weniger der russische Militärattaché, General Holmsen, als dessen Gattin, die Tochter des ermordeten

Digitized by Google

Generalgouverneurs von Finnland, Bobrikoff, Sorge zu tragen wußte. Durch ihren gesellschaftlichen Anhang zu Konstantinopel und in fast allen Kreisen der levantinischen Gesellschaft zählte sie zu den gefährlichsten Werkzeugen, über welche die Ententediplomatie verfügte. Doch alle diese Machenschaften zerschellten an dem eisernen Willen der türkischen Regierung. Die Hohe Pforte war entschlossen, das nunmehr begonnene Werk der Wiedergeburt des osmanischen Reiches weiter fortzuführen. Die maßgebenden Männer der türkischen Regierung wurden, trotz der sie umtosenden feindlichen Brandung, täglich mehr in ihrem Vertrauen zur diplomatischen Vertretung des Deutschen Reiches bestärkt. Es war nicht nur Zufall, daß zu Beginn des Frühjahrs von 1914 die türkische Regierung sich entschloß, auf solider Grundlage freundschaftliche Beziehungen zu dem bulgarischen Nachbarstaate zu schaffen. Sie fand dabei die vollste Unterstützung der deutschen Diplomatie, deren Vermittlung sie sich bediente für Anbahnung eines Verhältnisses, welches anderthalb Jahre später in dem gegenwärtigen Weltkriege so sichtbare und bedeutungsvolle Früchte tragen sollte.

Im Gegensatze dazu wurde die Ententediplomatie sehr bald die Ergebnislosigkeit all ihrer Anstrengungen gewahr, zumal sie auf einen Systemwechsel bei der straffen Organisation des jungtürkischen Komitees nicht hoffen konnte. War doch die Partei für „Einheit und Fortschritt" durch ihre kurz vorher mit der Entente gemachten Erfahrungen gewitzigt! Die Ententediplomatie versuchte deshalb auf einem andern Wege ihre Ziele zu erreichen. War es bisher nicht mit Gewalt gegangen, so sollte jetzt das Gegenteil zur Anwendung kommen.

Seit den Maitagen 1914 weilte Nikolaus II. mit seiner Familie in Livadia. In früheren Jahren war es üblich gewesen, gelegentlich des russischen Hoflagers in der Krim eine türkische Begrüßungsdeputation an den Zaren zu senden; doch vermied man es stets, diese Deputation aus politisch hervorragenden türkischen Persönlichkeiten zusammenzusetzen. Im übrigen wurde die Nominierung der Deputationsmitglieder durchaus den Türken überlassen. Es rief daher in amtlichen türkischen Kreisen nachdenkliches Staunen hervor, als diesmal von Petersburg der Wunsch ausgesprochen wurde, diese Begrüßungsdeputation unter Führung des türkischen Finanzministers Djavid Bey in Livadia zu sehen; der Zar würde sich besonders freuen, die Deputation zu empfangen. Wie später einwandfrei festgestellt wurde, war dieser Vorschlag dem Minister Sasonow von dem russischen Botschafter in Paris, Herrn Iswolski, suggeriert worden; die Hohe Pforte war bereit, dem ihr höflich kundgegebenen Wunsche zu entsprechen, erklärte jedoch zugleich ihren Finanzminister für nicht abkömmlich. Darauf sprach der russische Botschafter in einer offiziellen Unterredung den weiteren Wunsch aus, daß der Großwesir Prinz Seid Halim an die Spitze der Abordnung zur Begrüßung des Zaren gestellt würde. Auch dieser Anregung wurde nicht Folge gegeben, zumal Prinz Seid Halim sich persönlich durchaus ablehnend dazu verhielt. Schließlich stellte man den Minister des Innern, Talaat-Bei, an die Spitze der Deputation. Sasonow begab sich darauf mit einem ganzen Stabe von Gehilfen in das kaiserliche Hoflager, um bei Ankunft der türkischen Gäste

Digitized by Google

anwesend zu sein. Mit großen, sonst nur Souveränen zukommenden Ehren wurde Talaat-Bei empfangen. Der Zar war während des dreitägigen Aufenthaltes der Türken im Schlosse zu Livadia von bestrickender Liebenswürdigkeit, ebenso seine Umgebung. Die türkische Abordnung wurde mit Orden und prächtigen Geschenken überhäuft. Sie sollten von den Gestaden der russischen Riviera das Gefühl mitnehmen, daß der jahrhundertelange Erbfeind in einen aufopferungsvollen Erbfreund der Türkei sich verwandelt habe. In den politischen Unterhaltungen zwischen dem Zaren, Sasonow und Talaat-Bei, die zweimal mehrere Stunden hindurch geführt wurden, wurde russischerseits das sehnsüchtige Verlangen nach einem neuen Balkanbunde — selbstverständlich unter der Aegide Rußlands — und nach Beitritt der Türkei zu solchem Bunde ausgesprochen. In diesem Falle sicherte Rußland der Türkei die Rückgabe der Inseln Mytilene, Chios und Lemnos sowie neue ausgiebige finanzielle Unterstützung zu. Außerdem versprach es, vertragsmäßig der Türkei die Integrität des türkischen Besitzstandes zu verbürgen. Schwierigkeiten wurden damals in Livadia nur von seiten Bulgariens vorausgesehen; dagegen glaubten die russischen Staatsmänner Rumäniens sicher zu sein. Man schlug sogar dem einflußreichen Talaat vor, falls er mit den russischen Plänen grundsätzlich einverstanden sei, nach Rumänien zu gehen und in Bukarest die türkisch-rumänischen Verhandlungen einzuleiten; die Türkei dürfe dabei auf Rußlands weitestgehende Unterstützung rechnen. Griechenlands und Serbiens war man gleichfalls sicher; was aber Bulgarien anbetreffe, so gäbe es für diesen Staat kein Entrinnen mehr, wenn zwischen der Türkei, Rumänien, Griechenland und Serbien die ersehnte Einigkeit unter russischem Patronat erzielt sei.

Talaat-Bei nahm die Vorschläge des Zaren und Sasonows mit angeborener Höflichkeit entgegen; er versprach, diese Vorschläge nach seiner Rückkehr in Konstantinopel einer baldigen ernsten Prüfung zu unterziehen. Wohlweislich unterließ er es jedoch, irgendwelche bindenden Zusicherungen zu machen.

Anfang Juni kehrte Talaat von dieser geschichtlich denkwürdigen Reise nach Stambul zurück. Sie blieb ohne Einfluß auf die Entschlüsse der türkischen Regierung. Schon damals sah die Hohe Pforte mit großer Weitsichtigkeit in diesen Vorschlägen des Zarenreiches den letzten Versuch einer verschlagenen Diplomatie, auf einem neuen Schleichwege zum Ziele zu gelangen und die Türkei von ihrer historischen Aufgabe durch einen bald aller Welt sichtbaren Ruck für alle Zukunft abzudrängen.

*

Beim Nahen der großen Katastrophe konnte Deutschland ohne Besorgnis nach dem Orient blicken. Die durch Freiherrn von Wangenheim in Konstantinopel errungene, auf gegenseitiges Vertrauen gegründete Stellung sicherte dem Deutschen Reiche bei seinem Existenzkampfe fürs erste zum mindesten die wohlwollende Neutralität der türkischen Regierung und zugleich die Sympathien der großen Mehrheit des türkischen Volkes.

Digitized by Google

Aus dieser Sachlage erwuchs für die deutsche Diplomatie bei Eintritt in den Weltkrieg zunächst die Aufgabe, von der früher erlangten Stellung am Goldenen Horn nichts preiszugeben, sondern vielmehr diese Stellung zu festigen sowie gegen den zu erwartenden Ansturm der feindlichen Diplomatie so widerstandsfähig als nur immer möglich zu machen. Weiter mußte, wenn erreichbar, ein aktives Eingreifen des Osmanischen Reiches an unsrer Seite vorbereitet werden. Der Eintritt der Türkei in den Krieg als unser Bundesgenosse mußte, abgesehen von dem Zuwachs an Bajonetten, in erster Linie deshalb ein Ziel der deutschen Politik bilden, weil der von uns angestrebte Bestand eines starken und selbständigen Osmanischen Reiches nur durch gemeinsames Vorgehen der Türkei mit den Zentralmächten gesichert werden konnte. Somit entsprachen die türkischen Interessen, wohl verstanden, völlig den unsrigen. Es galt daher, der türkischen Staatsleitung deutscherseits diese Interessengemeinschaft klarzumachen und etwa auftauchende Bedenken vor dem Wagnis, welches ein Krieg gegen unsre mächtigen Gegner für die Türkei in sich barg, zu zerstreuen. Erleichtert wurde diese Aufgabe durch den Umstand, daß eine von glühendem Patriotismus erfüllte, weitblickende und mutige Regierung an der Spitze der Türkei stand; erschwert dagegen durch das verzweifelte Gegenspiel der Ententediplomatie, die sich rücksichtslos all und jeder ihrer zahlreichen recht beträchtlichen Machtmittel bediente, um die deutschen Hoffnungen zu vereiteln. Der Voraussicht und Tätigkeit unsrer Vertretung in Konstantinopel ist es gelungen, in diesem mit großer Hartnäckigkeit geführten Kampf für Deutschland den Sieg zu erringen.

Die Vorteile dieses diplomatischen Erfolges sind schon heute schwerwiegender Art. Es sei hier nur auf die Sperrung der Meerenge hingewiesen, welche die Versorgung Rußlands mit Kriegsmaterial ungeheuer erschwerte, Rumänien an einer Ausfuhr seiner Getreidemassen nach der See zu verhinderte und infolgedessen zwang, seinen Ueberfluß an Brotfrucht nach Zentraleuropa zu liefern. Dazu kommt die Ausfuhr von Kriegsrohstoffen aus der Türkei nach Mitteleuropa, durch welche die Gefahr des Knappwerdens gewisser wichtiger Stoffe beseitigt wurde.

Am 10. August 1914 liefen die deutschen Kriegsschiffe „Göben" und „Breslau" in die Dardanellen ein. Ihr Erscheinen erregte bei unsern Gegnern Bestürzung, lebhafte Befriedigung dagegen im türkischen Volke; denn man sah in der Abtretung so bedeutender deutscher Kampfmittel in der Zeit unsrer eignen Bedrängnis einen Beweis wahrer Freundschaft. Der dadurch hervorgerufene günstige Eindruck wirkte um so nachhaltiger, als die Ueberlassung der deutschen Schiffe im wirkungsvollsten Gegensatz stand zu dem Verhalten Großbritanniens, welches am 3. August der Pforte die Beschlagnahme des mit den Sparpfennigen des türkischen Volkes bezahlten, bei Armstrong im Bau befindlichen türkischen Schlachtschiffes „Osmanie" hatte ankündigen lassen. Inzwischen hatte die Tätigkeit der amtlichen Vertreter der Entente zu Konstantinopel noch vor Ausbruch der Feindseligkeiten in Zentraleuropa mit aller Macht eingesetzt. Das Bestreben der Entente ging zunächst auf die Wahrung einer unbedingten Neutralität von

Digitized by Google

seiten der Türkei. Von Petersburg her wurde unter der Hand am Goldenen Horn sondiert, ob die Türkei gegen angeblich wichtige russische Zugeständnisse geneigt sein würde, mit Rußland ein Defensivbündnis zu schließen. Dem mußte die deutsche Diplomatie entgegenarbeiten. Diese Bestrebungen wurden in Frage gestellt, besonders seit dem Eintreffen der deutschen Kriegsschiffe, durch Einschüchterungsversuche der Gegner, die, getragen von dem alten und großen Prestige der drei feindlichen Großmächte, ihren Eindruck auf die türkischen Staatsmänner gelegentlich nicht verfehlten.

Bezeichnend ist die Instruktion, welche der russische Minister des Aeußeren am 10. August 1914 dem russischen Botschafter in Konstantinopel zugehen ließ. Es heißt darin: „Versuchen Sie, unter voller Wahrung des freundschaftlichen Charakters in Ihren Erklärungen den Türken beizubringen, daß die Türkei ihre Existenz aufs Spiel setzt, wenn sie etwas unternehmen sollte, was nicht unsere Sanktion erhält; daß sie aber nicht imstande wäre, uns einen empfindlichen Schaden zuzufügen" (russisches Orangebuch II, 16). Die Drohung mit dem „Ende des türkischen Reiches", falls die Hohe Pforte ihre Hand gegen die Mächte der Entente erheben sollte, wurde in den amtlichen Erklärungen der drei Ententebotschafter immer häufiger und eindringlicher, je mehr Boden die Bemühungen der deutschen und der österreichisch-ungarischen Vertretung zu gewinnen schienen. Der erste energische Protest der uns feindlichen Botschafter erfolgte nach dem Einlaufen der beiden deutschen Kriegsschiffe in die Dardanellen (Orangebuch II, 22). Als dieser Protest und die gleichzeitig gestellte Forderung nach Desarmierung der Schiffe erfolglos blieben, verlangte die Entente unter stillschweigender vorläufiger Anerkennung des Verkaufs der deutschen Schiffe an die Türkei umgehende Entlassung der deutschen Schiffsbesatzungen. In der Erreichung dieses Zieles erblickten unsre Gegner die Vorbedingung für die Möglichkeit der Ausschaltung der türkischen Gefahr; wußten sie doch, daß ohne die eingearbeiteten deutschen Besatzungen die Schiffe auf absehbare Zeit schlechthin nutzlos sein würden! Die Bemühungen des Herrn v. Wangenheim gingen deshalb dahin, die türkische Regierung von der Notwendigkeit der Belassung der deutschen Besatzung auf beiden Schiffen zu überzeugen. Diese Bestrebungen wurden bekämpft durch den britischen Admiral Limpus, den Führer der englischen Marinemission, deren Mitglieder auch sonst ihren Einfluß in ausgiebigster Weise benutzten, um gegen uns, die Feinde Englands, Stimmung zu machen. Trotzdem gelang es am 15. August Herrn v. Wangenheim, bei der türkischen Regierung die Entbindung des Admirals Limpus und seiner sämtlichen Offiziere von dem Dienst zur See durchzusetzen; die Engländer wurden in einer Scheinmarinekommission weiter beschäftigt.[1]) Damit war ihre Sendung unschädlich

[1]) Die vollkommene Mattsetzung der englischen Marinemission war der von der türkischen Regierung der deutschen Diplomatie zugestandene Preis für den Rücktritt des deutschen Generals Liman v. Sanders vom Kommando eines türkischen Armeekorps, nicht aber Sanders' Rücktritt von der Leitung der deutschen Militärmission. Die vom Grafen Ernst v. Reventlow in seinem sonst sehr lesenswerten Buche: „Deutschlands auswärtige

Digitized by Google

gemacht; nur noch kurze Zeit vegetierte die englische Marinemission in Konstantinopel, bis dann von London her aus freien Stücken ihre Abberufung erfolgte.

Bis Mitte August hatte die Entente in Konstantinopel also nur Enttäuschungen erlebt. Im weiteren Verlauf des diplomatischen Kampfes beschränkte sie sich indessen keineswegs auf Drohungen und Proteste, sondern versuchte es auch mit Lockungen und Versprechungen.

So erging am 16. August an den englischen Geschäftsträger die Weisung, er solle, sobald der französische und der russische Botschafter die gleichen Instruktionen erhalten hätten, der türkischen Regierung erklären: England, Frankreich und Rußland würden, falls die Türkei vollste Neutralität bewahre, Unabhängigkeit und Integrität des Osmanischen Reiches gegen jeden Feind gewährleisten, der immer sich anschicke, die Verwicklungen in Europa zu benutzen, um die Türkei anzugreifen. Dieser Auftrag wurde vom englischen Botschafter am 18. August ausgeführt (vgl. englisches Weißbuch, „Correspondence respecting events leading to the rupture of relations with Turkey", Seite 5 Nr. 17, Seite 6 Nr. 20). Eine ähnliche Erklärung gab Sir Edward Grey dem türkischen Botschafter gleichzeitig in London. Dabei stellte Grey erneut die Bedingung, daß „Göben" und „Breslau" durch Entlassung der deutschen Besatzung völlig türkisch gemacht und zu gleicher Zeit den britischen Handelsschiffen alle nur möglichen Erleichterungen gewährt werden müßten (vgl. Weißbuch Seite 7 Nr. 21). Neben diesen amtlichen Versprechungen kamen nichtamtliche, auf vertraulichem Wege übermittelte Zusagen. Am 17. August überbrachte der englische Admiral Limpus dem türkischen Kriegsminister Enver-Pascha eine vertrauliche Botschaft des damaligen englischen Marineministers Winston Churchill, worin Churchill den Kriegsminister an ihre alte Freundschaft erinnerte, ihn des ferneren Wohlwollens Großbritanniens für die Türkei versicherte und seinem Bedauern wegen der durch die Verhältnisse geboten gewesenen Schiffsbeschlagnahme Ausdruck gab. Zugleich erklärte er, nach Beendigung des Krieges werde man der Türkei die beschlagnahmten Schiffe *schenken*. Die Türkei möge nicht vergessen, so mahnte der englische Marineminister weiter, daß die Flotten Englands, Frankreichs, Rußlands und Japans die Welt beherrschten. Man möge die in türkischen Diensten stehenden Deutschen entlassen; die gekauften Schiffe dagegen solle man behalten. Nach dem Kriege würden englische Mannschaften zur Verfügung gestellt werden. Zur selben Zeit erschien auch der russische Militärbevollmächtigte bei Enver-Pascha; er bot in unverbindlicher Form ein Bündnis mit Rußland an und stellte dabei Schadloshaltung der Türkei in Thrazien und in der Insel-

Politik 1888—1914" (Berlin 1916, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, 4. Auflage) gegebene Darstellung über diesen Punkt ist irrig, ebenso wie vieles andre in diesem Werke. Nicht die Drohung Englands und der Ententemächte ließ die deutsche Diplomatie auf Liman v. Sanders' Kommando verzichten, sondern die Erwägung, daß die Beseitigung der britischen Marinemission für die deutschen Interessen wertvoller sei als ein deutsches Kommando über ein türkisches Armeekorps. D. V.

Digitized by Google

frage in Aussicht. Dabei wies er auf die unerschöpflichen Machtmittel Rußlands hin und warnte vor den in Konstantinopel anwesenden zahlreichen Deutschen: vor allem bedürfe das von der Türkei übernommene Marinekontingent der Ueberwachung; das beste wäre die baldige Beseitigung der deutschen Offiziere und Seeleute. Gegenüber diesen Drohungen und Lockungen der Entente hatte die Diplomatie der Zentralmächte einen schweren Stand. In der Erkenntnis, daß es notwendig sei, der deutschfreundlichen türkischen Regierung durch eine gleiche Stimmung im türkischen Volke den Rücken zu decken, ließ Herr v. Wangenheim durch die deutschen Konsulate in der Türkei eine umfangreiche aufklärende Tätigkeit entfalten; sie hatte an erster Stelle den Zweck, den Verleumdungen der deutschen Absichten entgegenzutreten, die wahre Lage auf den Kriegsschauplätzen zur allgemeinen Kenntnis zu bringen und die Freundschaft des Deutschen Reiches für die mohammedanische Welt glaubhaft zu machen.

Im türkischen Kabinett bestand damals über die zu befolgende Politik keineswegs volle Einigkeit. Während einzelne Elemente den deutschen Wünschen günstig gestimmt waren, schienen andre zaghaft, ja sogar entschlossen, einem Bruche mit den Ententemächten entgegenzuarbeiten. Die letztgekennzeichneten Elemente traten mit den Vertretern der Entente in Verbindung wegen Gewährung gewisser von der Türkei erstrebter Zugeständnisse; sie verlangten die Abschaffung der Kapitulationen als Gegenleistung für strikte Neutralität der Türkei. Diese Anregung wurde von den uns feindlichen Ententediplomaten sofort aufgenommen. Am 22. August erhielt der englische Botschafter die Weisung, sobald der französische und russische Botschafter entsprechende Instruktionen empfangen haben würden, der Hohen Pforte folgende Mitteilungen zu machen: „Entläßt die türkische Regierung sofort die deutschen Offiziere und Mannschaften der „Göben" und der „Breslau", und gibt sie zugleich eine schriftliche Zusicherung, daß alle Erleichterungen für die friedliche und ungestörte Durchfahrt von Handelsschiffen gewährt werden sollen, verpflichtet sie sich des ferneren, die Neutralität während des Krieges strengstens zu beobachten, dann sind die drei verbündeten Mächte bereit, bezüglich der Kapitulationen auf ihre exterritoriale Rechtsprechung zu verzichten, sobald ein den modernen Anforderungen entsprechendes System der Justizhandhabung in der Türkei geschaffen ist. Die Entente ist außerdem bereit, eine gemeinsame schriftliche Garantie dafür zu geben, daß sie die Unabhängigkeit und Integrität der Türkei respektieren wird; des ferneren wollen die Ententemächte sich verpflichten, daß kein Punkt der Friedensbedingungen am Ende des gegenwärtigen Krieges der Unabhängigkeit und Integrität des osmanischen Reiches Abbruch tun soll (Weißbuch Seite 9 Nr. 28). Der russische und der französische Botschafter wurden am 23. bezüglich 24. August zu einer gleichen Erklärung ermächtigt (Orangebuch II, Nr. 34 und 35).

Um die durch die Beschlagnahme der türkischen Kriegsschiffe in der Türkei erzeugte Mißstimmung zu besänftigen und gleichzeitig eine Macht über die Regierungspolitik auf einem andern Wege zu gewinnen, wurde der englische Botschafter am 25. August mit der Uebermittlung einer persönlichen Botschaft des

Digitized by Google

Königs von England an den Sultan beauftragt, dahin lautend, daß der König sein tiefes Bedauern über die Betrübnis des türkischen Volkes wegen Zurückhaltung der beiden türkischen Kriegsschiffe durch England ausspreche und nochmals betone, nur die Interessen der großbritischen Reichsverteidigung hätten zu dieser Maßnahme geführt; auch sei es die Absicht seiner Regierung, die Schiffe der türkischen Regierung nach Beendigung des Krieges zurückzuerstatten, für den Fall der Wahrung der strikten Neutralität seitens der Türkei, ohne Begünstigung von Englands Feinden, wie sie gegenwärtig von der Pforte beliebt würde. Der britische Botschafter wurde jedoch erst am 21. September vom Sultan empfangen; konnte also seinen Auftrag erst etwa einen Monat nach dessen Eingang ausführen.

Die deutsche Vertretung hatte all diesen Machenschaften gegenüber die von der Türkei oft genug am eigenen Leibe erfahrene Unzuverlässigkeit der Versprechungen unsrer Gegner zu betonen; sie konnte auf die alten und nie aufgegebenen Hoffnungen des russischen Feindes für den Besitz von Konstantinopel sowie auf die englischen und französischen Bestrebungen in der asiatischen Türkei hinweisen. Weiter konnte sie darauf hinweisen, daß die Türkei an unsrer Seite die Befreiung von den Fesseln erringen könne, in welche die Ententemächte das Osmanische Reich geschlagen hatten; endlich, daß die Türkei aus dem Ringen an unsrer Seite als ein Staat hervorgehen würde, welcher, den andern Großmächten gleich, für alle Zukunft seine Geschicke selbständig bestimmen würde.

Um die Türkei bei ihrem Eintreten in den Krieg gegen etwaige Angriffe noch andrer Gegner zu schützen, wurden von der deutschen Regierung Verhandlungen in den verschiedenen dabei in Betracht kommenden Hauptstädten geführt. Kriegsmaterial und technisch gebildete deutsche Mannschaften wurden nach und nach möglichst unbemerkt nach Konstantinopel geleitet. Admiral v. Usedom mit den nötigen Begleitoffizieren wurde nach den Dardanellen entsandt mit dem besonderen Auftrag, der Türkei bei der Verteidigung der Meerengen beizustehen. Gegen diesen Zuzug deutscher Mannschaft, welcher den Ententeleuten nicht unbekannt geblieben war, erhoben die Ententebotschafter von Tag zu Tag heftiger werdende Proteste. Die Gesandten der drei uns feindlichen Mächte nahmen dabei die Mitglieder des türkischen Kabinetts einzeln ins Gebet und versuchten ihnen vorzureden, daß Deutschland darauf ausgehe, die Türkei ganz in seine Hand zu bekommen und sie zum Werkzeug seiner eignen Interessen zu machen. Deutschland wolle die Türkei gegen ihren eignen Willen in Kriegsabenteuer stürzen. Besonders diese letzte Unterstellung mußte bei dem stets wachen Argwohn der Türken wegen Bedrohung ihrer freien Selbstbestimmung großen Eindruck machen. Es gelang den Ententebotschaftern auch wirklich, zeitweise durch diese Taktik bei einigen Mitgliedern der türkischen Regierung Argwohn gegen uns zu erwecken und damit unsre Bestrebungen zu hemmen. Dank jedoch der aufklärenden Tätigkeit der deutschen Politik, die immer wieder die Interessengemeinschaft Deutschlands und der Türkei betonte, wurde jeder nachhaltige Erfolg der Ententeintrigen vereitelt.

Digitized by Google

Die beiden Kriegsschiffe „Göben" und „Breslau" hatten seit ihrer Einfahrt in die Dardanellen zunächst einige kleine Schäden auszubessern und dann tatenlos unter dem Schutz der Meerengen vor Anker gelegen. Diese Untätigkeit entsprach nicht der Absicht, welche uns bei der Ueberlassung der Schiffe an die Türkei geleitet hatte. Die Erhöhung der maritimen Bedeutung und Kampfkraft der Türkei, die wir dabei im Auge gehabt, konnte nur dann vor aller Welt sich offenbaren, wenn die den Türken zur Verfügung gestellten Schiffe auch außerhalb der Dardanellen ihre Flagge zeigten. Nach Westen zu versperrte die überlegene englisch-französische Flotte, welche nach den abgegebenen amtlichen Erklärungen der Entente die beiden Schiffe als feindliche zu behandeln entschlossen war, die Ausfahrt. So blieb nur die Möglichkeit einer Ausfahrt nach dem Schwarzen Meer.

Unsre diplomatische Vertretung setzte sich deshalb dafür ein, daß den jetzt türkischen Schiffen die Ausfahrt durch den Bosporus gestattet wurde; sie stieß jedoch dabei auf lebhafte Bedenken bei den Türken. Gleichzeitig ließ, wie nicht anders zu erwarten war, auch die Entente alle ihre Künste gegen die vom deutschen Botschafter erstrebte Ausfahrt der türkisch-deutschen Flotte ins Schwarze Meer spielen. Schon am 27. August warnte Sir L. Mallet den Großwesir dringend davor, diese Ausfahrt zu gestatten. Das gleiche taten der russische und französische Botschafter. Die deutsche Vertretung betonte ihrerseits der türkischen Regierung gegenüber, daß es dem deutschen Admiral, welcher jetzt einen Teil der Streitmacht der Türkei bilde, nicht zugemutet werden könne, sich in den Meerengen zu verstecken. Außerdem müsse er durch Abhalten von Uebungen sein Personal auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit erhalten. Auch sei es im eigensten Interesse der Türkei, ihre Flagge mit der ganzen ihr zu Gebote stehenden Macht auf dem Schwarzen Meer zu zeigen. Diese Form der Betonung ihrer Souveränität und ihrer Stärke sei um so unbedenklicher, als die türkische Flotte nach Eintreffen der „Göben" und „Breslau" der russischen Schwarze-Meer-Flotte gewachsen sei. Außerdem walte ja zwischen Rußland und der Türkei keinerlei Kriegszustand. Deshalb habe auch Rußland nicht das geringste Recht, irgendwelche Einwendungen gegen die Ausfahrt der Schiffe zu erheben. In Beantwortung dieser Vorstellungen des Freiherrn v. Wangenheim gab die türkische Regierung der Besorgnis Ausdruck, das Auslaufen der Schiffe aus dem Bosporus könne zu einem feindlichen Zusammenstoß mit den russischen Seestreitkräften führen. Diese Befürchtung wurde von Herrn v. Wangenheim dadurch zerstreut, daß man deutscherseits dem deutschen Admiral die Verpflichtung auferlegte, keinerlei feindselige Handlungen gegen die russische Flotte zu unternehmen. Es gelang denn auch, die Zustimmung der türkischen Regierung zum Auslaufen der Schiffe zu erlangen. Die erste Ausfahrt der „Breslau" erfolgte am 20. September, und am folgenden Tage lief auch die „Göben" zum erstenmal ins Schwarze Meer aus. Dadurch wurde der Entschluß der Türkei, ihre Souveränitätsrechte zu wahren sowie ihre dazu vollkommen ausreichende Macht vor aller Welt dokumentiert. Am 26. September wurde nun ein von

Digitized by Google

einem deutschen Seeoffizier geführtes türkisches Torpedoboot vor den Dardanellen durch ein englisches Torpedoboot angehalten. Im Auftrage der englischen Admiralität wurde dem deutschen Kommandanten eröffnet, die englische Regierung habe befohlen, jedes türkische Kriegs- oder Handelsschiff, welches die Dardanellen verlasse, als Feind zu behandeln. Die Folge davon war die Schließung der Dardanellen durch die türkische Regierung. Den protestierenden Ententebotschaftern wurde geantwortet, die Sperrung würde wieder aufgehoben werden, sobald die englisch-französische Flotte bis in die Gegend von Lemnos sich zurückgezogen haben würde. Da die englische Regierung an die Zurückziehung der Flotte die Bedingung der Entlassung der deutschen Schiffsbesatzungen knüpfte, von der selbstverständlich keine Rede sein konnte, blieben die Meerengen bis auf weiteres gesperrt.

Für die Türkei brachte die Sperrung der Durchfahrt die schon lange ersehnte Sicherheit gegen die Gefahr einer plötzlichen Ueberrumpelung. Die Sperrung hatte aber darüber hinaus noch eine andre Bedeutung: sie enthielt einen weiteren sehr wichtigen Schritt in der Richtung des Abrückens der Türkei von den Ententemächten und schuf dadurch zu gleicher Zeit einen auf die Dauer nicht haltbaren Zustand; wurde dieser letzte Schritt der türkischen Regierung nicht rückgängig gemacht, so mußte er zum Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen der Türkei und unsern Gegnern führen. Da die Entente bisher die von ihr an die Türkei gestellten Forderungen nicht zu erreichen vermochte, begannen ihre Vertreter ihre Aufgabe lediglich in der Verzögerung des Ausbruches direkter Feindseligkeiten zu sehen. Schon am 25. September berichtete der englische Botschafter: „I am still strongly of opinion, that unless some act of gross antagonism has taken place, we should maintain policy of reserve and abstain from making categorical demands ... continuing to devote all our efforts towards preventing Turkey from taking active part in hostilities“ (Weißbuch 31, Nr. 94). (Ich bin immer noch ganz und gar der Ansicht, daß, wenn nicht ein Akt ausgesprochener Feindschaft kundgegeben wird, wir eine reservierte Politik verfolgen und davon abstehen sollten, kategorische Forderungen zu stellen ... zugleich sollten wir fortfahren, alle unsere Bemühungen dahin zu richten, die Türkei von aktiver feindseliger Beteiligung abzubringen.) Darauf antwortet am 11. Oktober Sir Edward Grey: „... I entirely share your view that His Majesty's government should avoid giving even a plausible cause of offence to Turkey“ (Weißbuch 40, Nr. 116). (Ich teile durchaus Ihre Meinung, daß Seiner Majestät Regierung jeden plausiblen Angriffsgrund für die Türkei vermeiden sollte.) Die Vertreter der Entente waren somit völlig in die Defensive gedrängt. Sie sahen ihren Einfluß am Goldenen Horn täglich mehr schwinden, während unsre eigne Vertretung dank der persönlichen Beziehungen des Freiherrn v. Wangenheim zu den leitenden türkischen Staatsmännern ihr Einvernehmen mit den Türken von Tag zu Tag mehr befestigen konnte.

Selbstverständlich lag es nicht in deutscher Absicht, diese bevorzugte Stellung dazu auszunutzen, die Türkei *gegen ihren Willen* in den Krieg hineinzu-

Digitized by Google

ziehen. Unsre Aufgabe bestand einzig und allein darin, die türkische Staatsleitung davon zu überzeugen, daß ihr eignes Interesse ein aktives Mitgehen mit uns erforderte, und das jetzt mehr als je vorher, nachdem die Türkei in den Augen der Gegner bereits kompromittiert war. Des ferneren war es Pflicht der deutschen Reichsregierung, der Türkei für den Eintritt in den Krieg alle nur möglichen Erleichterungen zu gewähren. Vor allem fehlte es der Türkei zum Losschlagen an den nötigen Geldmitteln. Es wurden deshalb beträchtliche Summen in Gold von Deutschland nach der Türkei befördert und der türkischen Regierung für den Fall ihres Eintrittes in den Krieg zur Verfügung gestellt. Damit waren alle Vorbedingungen für das Wagnis des großen Wurfes gegeben, sobald der Zeitpunkt dafür gekommen war. Noch kurz vorher suchten die Ententemächte die Hohe Pforte um jeden Preis vom Kriege zurückzuhalten. So bot der russische Minister des Aeußern dem türkischen Geschäftsträger in St. Petersburg neben der Garantie des bisherigen Besitzstandes der Türkei auch die sofortige Aufhebung der Kapitulation an, gegen welche Rußland sich bis dahin immer gesträubt hatte; ja sogar die Befriedigung der türkischen Wünsche in der Inselfrage versprach er nach dem Kriege. Auch die Vertreter gewisser neutraler Staaten waren eifrig bemüht, die türkischen Staatsmänner vor der Verbindung mit den Zentralmächten zu warnen. Alle diese Bemühungen konnten keinen Erfolg mehr haben. Der Gang der Ereignisse enthob unsre türkischen Freunde der Notwendigkeit, den Bruch mit den Ententemächten selbst herbeizuführen. Wie bekannt, eröffnete am 28. Oktober die russische Flotte ihre Feindseligkeiten gegen die türkischen Seestreitkräfte. Es kam zum Kampf; eine Beschießung feindlicher Häfen durch die türkische Flotte folgte gleich darauf. Der Abbruch der diplomatischen Beziehungen und die Abreise der Vertreter der Ententemächte aus Konstantinopel war nach wenigen Tagen die weitere Konsequenz davon. Die Türkei befand sich mit unsern Feinden im Kriege.

Casement und seine Botschaft

Von

R. L. Orchelle

Die volle Bedeutung der Mission Sir Roger Casements, die Macht und die Wirkung der Botschaft, die er der Welt brachte, sind bis jetzt noch wenig erkannt worden.

Sein Tod hat jetzt mehr Klarheit geschaffen. Die Visionen und Ideale des irischen Patrioten gestalten sich heute zu mehr als nur leidenschaftlicher Sehnsucht. Wir erkennen heute neben dem Seher im leuchtenden Gewand der Prophezeiung den Märtyrer in der schwarzen Kappe des Henkertodes.

Digitized by Google

Der Blick dieses Träumers war tiefer und klarer als der seiner Zeitgenossen, und heute kann man seine Worte nicht lesen, ohne einen Hauch von dem Genie und der staatsmännischen Weisheit dieses großen Irländers zu verspüren.

Seine Botschaft war wahrlich mehr als eine Botschaft — sie war eine Offenbarung, nicht nur für die Irländer, sondern für die ganze Menschheit.

Das Wirken Casements war die logische Entwicklung seiner Prinzipien; es war ein stetiges Streben nach dem von ihm gesuchten Ziel. Seine Arbeiten am Kongo und im Putumayogebiet waren nur Marksteine auf dem Wege zu dem größeren Ziele, der Befreiung seines irischen Volkes, der Befreiung der Meere von englischer Tyrannei und damit der Befreiung der Welt.

Das Schafott, auf dem sich sein Schicksal vollzog, so wie er es selbst vorausgeahnt hatte, ist das politische Golgatha Irlands geworden, und die Gedanken, die England mit dem Manne selbst zu vernichten hoffte, leben weiter, umstrahlt von der Gloriole des Märtyrers.

In Deutschland hat man heute die volle Bedeutung Casements für die deutsche Sache vielleicht noch nicht ganz eingesehen. Casements abgeklärte Weisheit zeigte ihm, daß die Sache Deutschlands mit der Sache Irlands untrennbar verknüpft ist. In Deutschland ist Irlands Verhältnis zu England eigentlich nie richtig erkannt worden, wie auch die wirkliche Geschichte Irlands in Deutschland unterdrückt worden ist durch die von England aus verbreitete Geschichtsfälschung. Casement ist in Deutschland leider nur zu sehr mit englischen Augen angesehen worden, und seine Loyalität gegenüber dem eignen Volke ist in unfreundlichen Gegensatz gebracht worden zu der Tatsache, daß er dem Buchstaben nach Verrat an den Unterdrückern seines Landes übte. Selbst jetzt, wo die ganze Welt über die Ermordung dieses edlen Mannes trauert und alle wirklichen Gegner Englands den Verlust eines starken und weisen Führers beklagen, scheint man in Deutschland immer noch Zweifel zu haben über die große moralische Unterstützung, die er der deutschen Sache gab.

Sein öffentliches Eintreten für Deutschland, seine Identifizierung der deutschen mit der irischen Sache hatten für Deutschland den Wert eines Bündnisses mit Irland. Daß Deutschland nicht Irland zu bekämpfen hat, ist allein Sir Roger Casement zu verdanken. Man sollte nicht vergessen, daß Irland immer von England als eine der Hauptstützen seines Imperialismus benützt worden ist. Der irische Widerstand hat die englische Heereskraft mehr geschwächt als alle Niederlagen, die sie im Felde erlitten hat. Man könnte diese Schwächung auf wenigstens 500 000 Mann schätzen — die englischen Truppen, die in Irland festgehalten werden, eingeschlossen. Und durch diesen Widerstand ist die moralische Stellung der britischen Regierung in viel gefährlicherer Weise unterminiert worden als durch alles, was Deutschland zu seiner Verteidigung gesprochen oder veröffentlicht hat.

Als die englische Regierung leichtfertig das Land in den Krieg stürzte, war es Sir Roger, der verkündete, daß Englands Krieg weder Irland noch die Irländer etwas angeht.

Digitized by Google

Er war damals in Neuyork, um Mittel und Waffen für die irischen nationalen Freiwilligen zu beschaffen — jene Freiwilligen, die er zur Abwehr der Armee Carsonscher Freiwilligen organisieren half. Als die Kriegserklärung kam, klang sofort seine Stimme über das Weltmeer — er beschwor seine Irländer, in Irland zu bleiben und sich nicht an dem Beutekriege Englands zu beteiligen. Nie wieder sollten die Söhne Erins ihr Blut für die Interessen Englands vergießen. Er warnte sie, den englischen Verleumdungen über die Deutschen Glauben zu schenken, und erinnerte sie daran, wie unter englischen Verleumdungen das irische Land schon gelitten hatte.

Er veröffentlichte Artikel und Broschüren zur Aufklärung seiner Landsleute daheim und in Amerika, und alle diese Arbeiten sind erfüllt von jenem Geiste historischer Wahrheit, politischer Einsicht und zwingender Logik, die jede seiner Schriften kennzeichnen. Wenn man diese Aufsätze jetzt wieder liest, muß man immer wieder staunen, wie klar Casement die Entwicklung der Dinge voraussah. Diese Aufsätze und jene, die Sir Roger nach Ausbruch des Krieges in Deutschland schrieb, halte ich für ein politisches Vermächtnis, dessen Wert für das deutsche Volk gar nicht hoch genug geschätzt werden kann.

Der erste Erfolg Casements in Amerika war der Zusammenschluß der amerikanischen Iren zu einer mächtigen Phalanx gegen jene irischen Führer im englischen Parlament, die an den Kriegswagen der englischen Liberalen gebunden waren, nachdem sie Irland für ein Linsengericht an die englische Regierung verkauft hatten. Dieses Linsengericht war die fragmentarische Homerule-Bill, die zwar Gesetz, aber nicht Tatsache wurde.

Die Irisch-Amerikaner wurden die festen Kameraden der Deutsch-Amerikaner in deren schwerem Kampf gegen die unneutrale Stellungnahme Washingtons. Es ist sicher, daß ohne den Kampfgeist und den politischen Einfluß der gutorganisierten und stammesgetreuen Irisch-Amerikaner die Proteste der friedlichen und duldsamen Deutsch-Amerikaner völlig wirkungslos verklungen und die Versuche der Yankee-Tories, die Vereinigten Staaten in einen Krieg gegen Deutschland zu stürzen, von Erfolg gekrönt worden wären. In keinem neutralen oder pseudo-neutralen Lande ist ein grimmigerer oder entschlossenerer Antagonismus gegen England entstanden, als gerade bei den Iren in Amerika. Als Irland erdrosselt dalag, stieg der Schrei nach Rache für das jahrhundertlang erlittene Unrecht aus Tausenden von Kehlen der Kinder Irlands in der Neuen Welt auf. Hunderte von öffentlichen Versammlungen wurden abgehalten, und kampffrohe Zeitungen wie „The Irish World“ und „The Gaelic American“ bezeugten, daß die Sympathie der irischen Amerikaner für Deutschland eins war mit ihrem Hasse gegen England.

Gibt es in Deutschland Politiker, die den ungeheuren Wert dieser moralischen Unterstützung zu unterschätzen vermögen? Auch hier kann man moralische Werte in materielle umsetzen, denn die irische Opposition in Amerika war zweifellos der Anker, der das Schiff des amerikanischen Staates von dem Maelstrom der

Digitized by Google

Intervention fernhielt. Auch dieses große Verdienst ist der Aufklärungsarbeit Sir Roger Casements zu verdanken.

Im Herbst 1914 reiste Casement von Neuyork nach Deutschland, um eine offizielle Versicherung der friedlichen Absichten Deutschlands Irland gegenüber von der deutschen Regierung zu erhalten. Er war zur Einsicht gekommen, daß seine Briefe an die Iren zu Hause und an die nationalistischen Zeitungen — beide zum größten Teil von der britischen Regierung konfisziert — nicht genügten, um der Flut von Lügen, Verleumdung und Böswilligkeit, die aufgeboten waren, um die unglücklichen Iren in Britanniens Schlachthaus zu treiben, entgegenzutreten. Wie Sir Roger selbst schrieb:

„Mein Zweck war ein friedlicher, nicht ein kriegerischer.

Ich habe nicht, wie einige meiner unwissenden Kritiker versichert haben, danach getrachtet, einen Aufstand in Irland zu erregen, sondern Irland und die Iren möglichst dem Kriege fernzuhalten, indem ich ihnen eine klare autoritative Erklärung der deutschen Ziele vorlegte, die sich der Flut der Verdrehungen entgegenstellen ließe, mit denen Irland unaufhörlich von der britischen Regierung überschwemmt wurde. Ich glaubte, wenn ich Deutschland erreichen könnte und diese Dinge der deutschen Regierung darlegte, so würde ich gewiß einen Teil meiner Absichten und Hoffnungen erfüllen.

Ich hoffte, daß die deutsche Regierung sich bewegen ließe, ihre friedlichen Absichten gegen Irland kund zu tun, und daß die Wirkung einer solchen Kundgebung in Irland selbst mächtig genug wäre, um die Iren von ihrer Bereitwilligkeit zu einem Kriege abzuhalten, der ihre Vaterlandsliebe und ihre Ehre nichts angeht.

Mit diesem Ziel vor Augen kam ich im November 1914 nach Deutschland und hatte Erfolg in der Sache, die ich mir vorgenommen.

Die deutsche Regierung erklärte ihr Wohlwollen für Irland offen und in überzeugenden Ausdrücken.

Am 20. November 1914 wurde eine offizielle Erklärung in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht, die von meiner Aufwartung bei der Kaiserlichen Regierung und von der Antwort, die der Reichskanzler mir geben ließ, in folgenden Ausdrücken berichtete:

„Der bekannte irische Nationalist Sir Roger Casement, der kürzlich aus den Unionstaaten nach Berlin gekommen war, wurde im Auswärtigen Amt empfangen. Casement wies darauf hin, daß in Irland anscheinend von der britischen Regierung autorisierte Darlegungen des Inhalts veröffentlicht würden, ein deutscher Sieg werde dem irischen Volke einen großen Schaden zufügen, sein Land, seine Wohnstätten, Kirchen und Priester auf Gnade und Ungnade einem Heere von Eindringlingen preisgegeben sein, das nur Raub und Eroberungssucht leitete. Neuerliche Aeußerungen Mr. Redmonds gelegentlich seiner Rekrutierungsreise

Digitized by Google

durch Irland sowie mannigfache Auslassungen der britischen Presse in Irland über diesen Gegenstand hätten, betonte Sir Roger, weite Verbreitung gefunden und unter den Iren natürlich Befürchtungen hervorgerufen bezüglich der Haltung Deutschlands gegen Irland im Falle eines deutschen Sieges. Sir Roger bat um die Abgabe einer überzeugenden Erklärung über Deutschlands Absichten Irland gegenüber, die seine Landsleute in der ganzen Welt, besonders in Irland und Amerika, angesichts der beunruhigenden, von verantwortlicher britischer Seite stammenden Darlegungen wieder zu beruhigen vermöchte.

Der stellvertretende Staatssekretär des Auswärtigen Amtes gab darauf im Auftrage des Reichskanzlers folgende amtliche Erklärung ab:

„Die Kaiserliche Regierung weist die böswilligen Absichten, die ihr in den von Sir Roger angeführten Darlegungen untergeschoben werden, auf das entschiedenste zurück und benutzt die Gelegenheit, um die kategorische Versicherung abzugeben, daß Deutschland nur Wünsche für die Wohlfahrt des irischen Volkes, seines Landes und seiner Einrichtungen hegt.

Die Kaiserliche Regierung erklärt in aller Form, daß Deutschland niemals mit der Absicht der Eroberung oder Vernichtung irgendwelcher Einrichtung in Irland einfallen würde.

Sollte im Verlaufe des Krieges, den Deutschland nicht suchte, das Waffenglück jemals deutsche Truppen an die Küsten Irlands führen, so würden sie dort landen nicht als eine Armee von Eindringlingen, die kommen, um zu rauben und zu zerstören, sondern als Streitkräfte einer Regierung, die vom guten Willen gegen ein Land und ein Volk beseelt ist, dem Deutschland nur nationale Wohlfahrt und nationale Freiheit wünscht."

Der Wortlaut dieser kaiserlichen Erklärung ließ wenig zu wünschen übrig. Einer englischen Erklärung von Krieg und Haß gegen Deutschland hatte man auf mein Ersuchen eine deutsche Erklärung von Frieden und Freundschaft für Irland entgegengestellt.

Ich hatte das Hauptziel erreicht, das ich mir gesetzt hatte, als ich von Amerika auf eine Reise fuhr, von der ich wohl wußte, daß sie sehr gefährlich für mich werden mußte und einen unwiderruflichen Schritt und ein Aufgeben von sehr vielem bedeutet, das mir teuer war.

Mein übriger Aufenthalt in Deutschland war und ist nur die notwendige Folge meines Beginnens."

Es gelang ihm, einen Vertrag mit der deutschen Regierung zu schließen, und auf diesen Erfolg war er sehr stolz, da er ihn als ein Bündnis der Freundschaft zwischen Deutschland und Irland betrachtete. Irland hatte jetzt wenigstens einen Freund in der Welt.

Während des Aufenthalts Casements in Deutschland stand ich über ein Jahr lang mit ihm in engster Verbindung. Wir kamen häufig zusammen und führten

Digitized by Google

eine regelmäßige Korrespondenz miteinander. Ich wurde mit ihm gut befreundet und gewann einen tiefen Einblick in seine Gedankenwelt. Er sprach zu mir von den Idealen, für die er kämpfte und für die er am Ende mit der Ruhe eines Märtyrers gestorben ist. Wenn einst die Geschehnisse, die jetzt Europa erschüttern, vorüber sind und die Seufzer der sich in fiebernder Nacht zerfleischenden Völker nicht mehr gehört werden, wird eine Gestalt, die Casements, sich in Erhabenheit vor den Augen der Generationen erheben.

Um die volle Bedeutung Casements zu verstehen, muß man die merkwürdige Klarheit kennen, mit der er die strategische Wichtigkeit Irlands erfaßte. Er hat wirklich das Rätsel der Sphinx gelöst, das Geheimnis ergründet, auf dem die Weltherrschaft Englands beruht. Er hat die Achillesferse dieser Macht entdeckt, die Stelle, wo der Todesstoß gegen das Weltreich geführt werden könnte, jenes Reich, in dem „die Sonne nie untergeht" — und das Licht nie auf.

Casement wußte, was selbst Napoleon zu spät erfaßte, daß nicht England den natürlichen westlichen Seewall Europas bildet, sondern Irland. In England hatte man dies schon vor Jahrhunderten erkannt und deshalb beschlossen, Irlands keltische Bewohner auszurotten. Die eingeborene Bevölkerung sollte durch englische Ansiedler ersetzt werden, wie es in der Grafschaft Ulster auch geschehen ist. Irland durfte nicht in die Hände einer fremden Macht geraten. Das europäische Gleichgewicht konnte zu Englands Gunsten nur aufrechterhalten werden, wenn Irland nicht in der Schale wog.

Sir Roger Casement sah voraus, daß weder Irland noch die Welt sich von dem Druck Englands befreien könnten, ehe Irland wieder zu Europa zurückgegeben wurde.

England hat stets konsequent jede direkte Verbindung zwischen der Grünen Insel und der äußeren Welt abgeschnitten. Die letzte Maßregel dieser Art bestand darin, daß der Cunard-Dampfer-Linie verboten wurde, ihren Passagierdienst von dem irischen Hafen Queenstown weiter zuzuführen. Auch wurde der Hamburg-Amerika-Linie, auf die die Iren so viel Hoffnung setzten, diese Erlaubnis verweigert. So ist Irland mit seinen vierzig prächtigen Häfen schon seit vielen Jahren durch eine papierene Blockade erdrosselt worden.

Darum wurde die Wiederherstellung eines befreiten Irlands das Grundprinzip des Kreuzzuges, den Casement führte. Mit dieser Frage war naturgemäß auch die allgemeine Frage der Freiheit der Meere, zu denen Irland der Schlüssel war, unzertrennbar verbunden. England war in Europa, doch nicht von Europa.

In seinem Aufsatz: „Das Problem des nahen Ostens" schrieb Casement 1913:

> „Die Freiheit der Meere und ihre Offenhaltung für alle europäischen Anstrengungen auf gleichem Rechte, das ist die ferne westliche Frage. In beiden Fragen aber bleibt der Widerpart Europas, die nichteuropäische Macht, dieselbe. Der Fehdehandschuh Europas muß England hingeworfen werden, und der Vorkämpfer Europas kann und darf nur Deutschland sein. Kein andres europäisches Volk hat die

Digitized by Google

Macht, die Stärke des Geistes, das Zielbewußtsein und die Kraft des Armes, um diese große Befreiungstat zu vollbringen. Europa, zu lange schon blind gegen seine eigensten, vitalen Interessen, solange es uneinig war, muß nunmehr unter der Führung des geeinten Deutschlands dem Problem der Befreiung der Meere entschlossen ins Auge sehen.

Dieser Krieg um die Meere ist unabwendbar. Er mag auf einem Festlande ausgefochten werden, mag in den Lüften wüten — er muß auf den Meeren zur Entscheidung kommen und entweder die Befreiung der Meere oder den dauernden Ausschluß der Europäer von den Weltangelegenheiten bringen. Er bedeutet für Europa die Zukunft, ja das Bestehen der europäischen Zivilisation im Gegensatz zum Angelsachsenweltreich. In diesem Kriege wird Deutschland als Vorkämpfer Europas nicht allein stehen; es wird kämpfen für die Freiheit der Welt.

Als Irländer habe ich keine Furcht hinsichtlich der Folgen eines deutschen Triumphs für Irland. Ich bete für ihn. Denn mit dem Kommen dieses Tages wird die für britische Politiker so „teure" irische Frage eine europäische, eine Weltfrage."

In seinem berühmten Aufsatz „The Keeper of the Seas" schrieb Casement im Jahre 1911:

„Das britische Reich ist nicht auf der britischen Bibel oder den britischen Dreadnoughts, sondern auf Irland gegründet. Das Reich, das auf einer Insel begann — einer geschändeten, verwüsteten, ausgeplünderten Insel —, wird auf einer Insel enden, „von der man kaum wissen kann, aber doch sehr fürchten muß, ob aus dem Genius des Bodens, dem Einfluß der Sterne, oder weil der Allmächtige die Zeit noch nicht für gekommen erachtet, oder daß er sie in diesem unruhigen Zustande noch für eine künftige Geißel aufhebt, die durch Irland über England kommen soll". Also sprach Edmund Spenser vor 340 Jahren, Spenser, dessen Muse Nutzen aus einem irischen Landsitz zog (eine der Früchte des Reiches), und dem als Dichter genug Einbildungskraft geblieben war, um zu erkennen, daß einst der Tag der Abrechnung kommen muß und die zuerst Beraubten vielleicht auch die zuerst Heimzahlenden sein könnten. Das von Heinrich und Elisabeth Tudor in Irland gegründete Reich ist mächtig angewachsen. England nimmt wieder seine natürlichen Proportionen an, die eines starken Königreichs, sobald es Irlands verlustig geht. Solange es noch im Besitze Irlands bleibt, ist es immer ein Weltreich. Denn wie Großbritannien die Torwege des nördlichen und westlichen Mitteleuropa verriegelt, um den Handel nach Belieben aufzuhalten und die Seehäfen vom Baltischen Meer bis zur Bucht von Biskaya blockieren zu können, so steht Irland zwischen Britannien und den Ozeanen des Westens und schließt für England die Straßen der See. Ein starkes, unabhängiges und auf sich selbst angewiesenes Irland,

Digitized by Google

als Mitglied der europäischen Völkerfamilie und seinen Artgenossen wiedergegeben, würde die sicherste Bürgschaft für eine gesunde Entwicklung der europäischen Interessen in jenen Gegenden sein, wo sie heute durch die antieuropäische Politik Englands ausgeschlossen sind.

Das Verhältnis Irlands zu Großbritannien ist bisher auf dem Festlande keineswegs verstanden worden. Seit Jahrhunderten war es Englands Politik, die wahre Quelle seiner Versorgung zu verbergen und jede Revision seiner Geschäfte mit der entfernteren Insel zu hintertreiben. Schon während der Regierung der Elisabeth Tudor war dieses Abschließen Irlands von jeder Berührung mit Europa ein fester Grundsatz englischer Politik. Die drei „Deutschen Edlen" („German Earls"), die mit Geleitbriefen der Königin Dublin 1572 besuchten, wurden durch den Lord-Statthalter davon abgehalten, über die Stadtmauer hinaus irgend etwas mit eignen Augen zu sehen.

Seit es eine moderne Diplomatie gibt, gehört es zum Grundstock von Englands diplomatischem Arsenal, diese irische Insel als ein verelendetes Land darzustellen, bevölkert von einem aufsässigen und unwissenden Menschenschlag, den das gute England mit unbelohnter Fürsorge aufzurichten, zu zivilisieren und zu erziehen bemüht war. Den ganzen Handel Irlands an sich zu ziehen und auf England allein zu begrenzen; jede direkte Verbindung zwischen Europa und dieser zweiten (westlichen) Insel Europas abzuschneiden, bis kein andrer Durchgang außer durch England blieb; die entsetzlichste politische und ökonomische Knechtung aufzubürden, die je ein Volk einem andern auferlegte; alle natürlichen irischen Hilfsquellen, Ländereien, Häfen, Menschen, Reichtümer, sogar seine Religion, in der Tat alles, was Irland besaß, mit Beschlag zu belegen, „zum ausschließlichen Vorteil und zur Förderung Englands", und die Buchführung ganz allein zu besorgen und jede Rechnungsrevision zu verhindern: das ist von jeher die geheime, aber bestimmte Politik Englands gewesen ...

Die Macht der britischen Flotte kann niemals auf die Dauer lahmgelegt werden, bis Irland an Europa zurückgegeben wird. Deutschland ist notwendigerweise der Vorkämpfer europäischer Interessen geworden, im Gegensatz zur Weltherrschaft Englands und der englisch redenden Menschheit. Heute ist Deutschland ein Damm, ein großer Behälter, der sich schnell mit menschlichem Leben füllt, das eines Tages einen Abfluß finden muß. Anstatt vorschauend Kanäle für den Ueberfluß zu graben, hat England, wie Pharao, sein Herz verhärtet und hofft es zu verhindern oder den Strom so abzulenken, daß er verloren und aufgesogen wird vom durstigen Sande eines immer weiter ausgreifenden Angelsachsentums. Deutsche Gesetze, deutsche Sprache, deutsche Kultur sollen keinerlei Boden zum Ansäen, keine Erde zum Befruchten und Bereichern finden."

Digitized by Google

Casement war es, der zuerst das jetzt begeisternde Wort von der „Freiheit der Meere" gebrauchte, das jetzt auch von neutralen Ländern verstanden wird, die durch die Fangarme des gigantischen britischen Marinismus gequält, beherrscht, zerdrückt und ausgeraubt werden.

Die Hoffnung auf die Freiheit der Meere ist jetzt, man darf sagen, das Ideal der ganzen Menschheit geworden. Mehr und mehr bricht sich die Einsicht Bahn unter den Nationen, daß die Straßen des Ozeans das Eigentum der Welt sind und nicht das privilegierte Eigentum einer einzelnen Macht. Dieses Verlangen ist so gerecht, so klar, so unwiderlegbar, daß selbst die Bigotterie und enge Staatsmannskunst Lord Greys ihn nicht davon abhielt, in einem unvorsichtigen Moment einzugestehen, daß diese Frage nach dem Kriege zur Diskussion offen liege — ein Zugeständnis, das einzig in der Geschichte der brittischen Diplomatie dasteht! Die Freiheit der Meere ist der einzige Pfad zur Freiheit der Nationen, die einzige Garantie für einen dauernden Frieden.

Sir Roger hielt früher an dem Glauben fest, daß es möglich sein würde, eine deutsche Armee in Irland zu landen, eine Armee, die vom irischen Volke begeistert empfangen werden würde, eine Armee, die Irland von den englischen Fesseln befreien würde. Später erkannte Casement, daß die Durchführung dieses Planes vorläufig nicht zu erwarten sei, und seitdem drückte die Sorge um sein geliebtes Vaterland wie ein Alp auf seinem Gemüt.

Den Versuch, ihn durch Meuchelmord zu beseitigen, der von dem britischen Gesandten Findlay in Christiania unternommen worden ist, ein Versuch, der klar die Gemeinheit der englischen Politik zeigt, machte tiefen Eindruck auf die feinfühlende Seele Casements. Er weigerte sich, über die Sache zu sprechen — auch als gewisse Zeitungen ihm große Summen dafür boten. Seinen offenen Brief an Sir Edward Grey schrieb er nur, um seinen Namen vor den englischen Verleumdungen zu schützen. Man hat die Geschichte des versuchten Meuchelmordes viel angezweifelt, doch sind die Beweise und Dokumente unbestreitbar — sie sollten jene Leute, die noch die Niedertracht der englischen Politik anzweifeln, gründlich überzeugen.

In Deutschland verbrachte Sir Roger seine Zeit meistens in Bayern, das er sehr liebte. Er kam oft nach Berlin, auch verbrachte er viele Stunden mit den irischen Gefangenen in Zossen, mit denen er großes Mitleid hatte. Er war sehr oft auf Besuch in meinem Hause, und wir hatten viele interessante Gespräche zusammen. Er schrieb sehr viel, unter seinem Namen und auch anonym. Selbst in seinen ernsten politischen Aufsätzen leuchtete sein goldener irischer Humor durch seinen schwungvollen Stil. Ich besitze mehrere kurze satirisch-politische Parabeln aus seiner Feder — bunte Schriften, die den ganzen Zauber der keltischen Volksmärchen besitzen.

Jene Deutschen, die die Engländer stets zu ernst oder nicht ernst genug nahmen, könnten mit Nutzen den Rat Sir Rogers annehmen: „Der beste Weg, die Engländer schwer zu treffen," schrieb er mir einst, „ist, sie zum Gespött zu machen. Sie nehmen sich und ihre Ueberherrschaft so ernst, daß es sie geradezu des Atems beraubt, wenn man sie bespöttelt."

Digitized by Google

Am 30. September 1915 erhielt ich von ihm einen Brief mit einem Sonett von ihm auf Parnell, den großen irischen Führer, dessen legitimer Nachfolger er selbst war. Er schrieb mir: „Am 6. Oktober ist der vierundzwanzigste Jahrestag von Parnells Tod. Ich schrieb dieses Gedicht als junger Mann mit brennendem Herzen und bitterm Schmerz — am Tage nach seinem Tode — und behielt es verborgen in meiner Seele für viele Jahre. Heute möge es endlich gesprochen werden:

IN MEMORIAM CHARLES STEWART PARNELL

(Gestorben am 6. Oktober 1891)

Still! Keinen Laut — taub ist das Ohr der Zeit
Vom Kampfe, der den Helden uns genommen!
Stolzes Gedenken kann allein uns frommen,
Des edlen Lebens Glanz und Herrlichkeit.

Als Führer unerreicht, in Dunkelheit
Verschlungnen Pfade ist er emporgeklommen,
Hieß Lästrung und Verräterfold willkommen:
Er fiel, als schon der Sieg für ihn bereit.

Doch durch die Bresche, die er uns gemacht,
Zur Freiheit hin geht Erin einst die Bahn
Und kürt ihr Los. Dem Leib, zur Ruh gebracht,

Wagt nun kein rauher Vorwurf mehr zu nahn,
Der Todesengel steht am Tor; ein Wille,
Gewalt'ger als der Tod, gebietet Stille.[1])

Am 6. Oktober selbst schrieb er mir in Ausdrücken, die für seine sonstige Sprache außerordentlich derb waren: „Heute ist der Todestag Parnells — heute ist es vierundzwanzig Jahre her, seit England das Leben eines der größten Iren, eines der größten Männer aller Zeiten, vernichtete. Mögen die Indier, die Aegypter, die Zulus, die Ghurkas, die Iren und alle die geplünderten, ausgebeuteten und demoralisierten Rassen, die es besiegt und verdorben hat, auf Englands Leichnam mit Füßen treten und ihm ins tote Antlitz speien! Und möge es mir vergönnt sein, ihm einen starken, gerechten Faustschlag zu versetzen, während es noch lebt — direkt auf die Stirn!"

Sein Herz, so unerbittlich es war gegen die Verbrechen einer ruchlosen Regierung, blieb doch stets mitleidsvoll für die armseligen Werkzeuge der englischen Politik. Von Feldafing schrieb er mir am 31. August 1915:

„Obgleich diese Hekatomben braver Männer auf Gallipoli herzzerreißend sind, bleibt doch das infamste dabei die Tatsache, daß die Schurken, die diese Konflikte hervorriefen — die Asquiths, Greys und deren Herren, die Geldklique, die England regiert —, nicht die Kosten bezahlen, sondern die Jungen, die

[1]) Uebersetzt von Geh. Regierungsrat Prof. Alfons Kißner, Göttingen.

Digitized by Google

Getreuen, die Loyalen und Tapfern hinausschicken, um zu töten und getötet zu werden für eine nutzlose Sache. Könnte man Harmsworth und noch ein paar, die ich kenne (den Erzbischof von Canterbury eingeschlossen), auf sechs Monate an die Front schicken zu einer Ration Büchsenfleisch und Bajonett (a ration of beef and bayonet), würde es für mehr als sechzig Jahre keinen britischen Angriffskrieg mehr geben."

Oft drückte er mir gegenüber seinen Abscheu aus gegen Amerika und die Rolle, die es in diesem Krieg spielt. Seine Briefe glühen vor Entrüstung über die Unterwürfigkeit Amerikas und seines Präsidenten, Briefe, die ich als geborener Amerikaner vielleicht einmal zum Vorteil meines Landes veröffentlichen werde. Er war der Ansicht, daß der englische Einfluß auf Amerika nur zu dessen Verderben wirken könne. Schon vor Jahren warnte Sir Roger vor dem englisch-amerikanischen Bündnis — oder Komplott. Oft sprachen wir über den völligen Zusammenbruch des christlichen Geistes, über das absolute Versagen der Demokratie — die erschreckende Wirkung, die auf die Gedanken und die Moral der Menschheit durch die Herrschaft der Lüge, der Brutalität, der Heuchelei und des Verbrechens ausgeübt wurde. Er sah die Welt erfüllt von teuflischen Mächten, überall der Triumph der Lüge und der Unvernunft.

Casement besaß Freunde in Deutschland, aber trotzdem fühlte er sich sehr einsam, und zuzeiten überfiel ihn eine tiefe Melancholie, die seine Gesundheit untergrub und ihn aufs Krankenlager warf.

Oft sagte er mir, daß er nicht lange zu leben habe, es auch überhaupt nicht wünsche. Etwas Traumhaftes, Mystisches und Unweltliches kam oft über ihn — etwas Prophetisches, das durch seine blasse Gesichtsfarbe, die blauen Augen, den schwarzen Bart, die hagere, aszetische Gestalt und die sanfte, schön modulierte Stimme noch verstärkt wurde. Dann sah ich in ihm eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den überlieferten Christusdarstellungen, und wahrlich, in der Stimme, in den Augen und in dem kindlichen Herzen des großen Irländers lebte der echte Geist der Selbstopferung. Er war der erhabene Führer einer verzweifelten Sache — einer verlorenen Sache, der man nur durch Selbstaufopferung dienen konnte. Selten lachte er, obgleich sein Lächeln mild und voller Reiz war.

Nur wenige verstanden sein visionäres Wesen zu deuten, manche hielten ihn für irrsinnig, andre sahen sogar in ihm einen besoldeten Agenten Deutschlands.

Während der letzten Wochen vor seiner Fahrt nach Irland war er oft in merkwürdiges Nachsinnen vertieft — als wenn er einen letzten und entscheidenden Schritt erwäge. Ich fühlte, daß er entschlossen war, sich zu opfern. „Nur die, die für Irland sterben, leben für Irland", war eines seiner Worte. Wenn er mit seinen Freunden über seinen „Hochverrat" sprach und über sein Schicksal, so erhellte sich sein Gesicht und er sagte: „Ach! glaubt ihr wirklich, daß sie mich hinrichten werden? Dann würde ich morgen gehen!"

Wegen seiner Gesundheit fürchtete er eine lange Gefängnishaft — aber der Tod für Irland erschien ihm als ein glorreiches Ende.

Digitized by Google

Im Dezember 1915 schrieb er mir aus Zossen:

„Ich bin sehr unsicher, was meine Bewegungen betrifft, und es kann sein, daß ich bald eine Reise machen werde. Ich hoffe es, da ich diese lange Untätigkeit und Müdigkeit des Geistes nicht mehr ertragen kann — man versteht nicht, wie schwer es für mich ist. Meine Stimmung und meine Gesundheit sind angegriffen. Meine armen irischen Soldaten sind in derselben Lage — sehr niedergeschlagen und unglücklich."

Am Tage des heiligen Patrick — dem großen irischen Nationalfeiertag — versammelten wir uns abends in einer stillen Weinstube in Berlin — Sir Roger, drei Amerikaner und ein Deutscher. Unser irischer Ritter war sehr fröhlich an diesem Abend, sein Mutterwitz glänzte. Es wurden kurze Reden gehalten — ich brachte einen Toast auf ihn als ersten Präsidenten der irischen Republik aus, und er hielt darauf eine schöne und ergreifende Rede.

Als die Nachricht von Casements Gefangennahme die Welt überraschte, dachten viele, er sei der Urheber der irischen Revolution in Dublin gewesen. Das ist ein schwerer Irrtum — gerade das Entgegengesetzte ist die Wahrheit. Einer der Hauptgründe, weshalb er sich nach Irland begab, lag in der Hoffnung, daß es ihm gelingen würde, den Aufstand zurückzuhalten. Er hielt die Zeit für ungeeignet. Dieser Punkt ist selbst von den Engländern zugegeben. Nach seiner Verhaftung bei Tralee sagte Sir Roger einem irischen Priester, Vater Ryan:

„Ich ersuche Sie, den Freiwilligen in der Stadt und anderswo zu sagen, daß sie sich völlig ruhig halten sollen. Sagen Sie ihnen, daß ich gefangen bin und daß die Rebellion ein trauriger, hoffnungsloser Mißerfolg sein muß, da die erwartete Hilfe nicht eintreffen wird."

Doch die Revolution nahm ihren Verlauf, und Blut und Feuer zogen über Dublin, bis die Briten wieder einmal die Fackel der Freiheit in dem Blut irischer Patrioten und Kämpfer erstickt hatten.

Um 9 Uhr am Morgen des 3. August 1916, einen Tag weniger als zwei Jahre nach der Schicksalsstunde, in der England seinen Krieg gegen Deutschland erklärte, läutete die Glocke des düsteren Gefängnisses in Pentonville Road im Norden Londons. Etwa dreißig oder vierzig irische Männer und Frauen fielen auf ihre Knie und beteten. Sie beteten für den Mann, der im Gefängnishof sein Leben ließ — ein Mann, der einer der edelsten Helden der Humanität aller Zeiten gewesen ist, ein ungekrönter König unter den Menschen, dessengleichen heute nicht zu finden wäre. Ein großer Mann hatte sich für eine große Sache hingegeben. England hatte wieder einen edlen Helden auf der schwarzen Tafel seiner Verbrechen einzutragen, Irland wieder einen neuen Märtyrer anzubeten — und zu rächen.

Die Unterzeichnung des Todesurteils gegen Sir Roger Casement war eine neue Kriegserklärung Englands, nicht nur gegen Irland, sondern gegen die ganze Menschheit.

In seinem Tode wie in seinem Leben hat der große Irländer seinem Vaterland gedient, nicht weniger aber auch Deutschland und der Welt. Sein Tod

Digitized by Google

warf ein grelles Licht auf Englands Charakter, und in diesem Lichte erstarb mancher Irrtum und manche Lüge. Die Größe dieses Mannes wird einst von allen Nationen anerkannt werden, und das Ziel, für das er kämpfte, wird erreicht werden durch jene langsame, aber unwiderstehliche Kraft, mit der ein lebenskräftiger Gedanke seinen Weg durch die Zeiten macht. In Sir Roger Casement ist die stärkste individuelle geistige Kraft aus dem ganzen Panorama des Weltkrieges dahingegangen.

Die Presselügen und ihre Diener

Von

Conrad Bornhak

Die Lüge muß wohl mit der Presse in einer besonders engen Verbindung stehen. Denn es ist doch kein Zufall, daß Lügen wie gedruckt ein sprichwörtlicher Ausdruck geworden ist. Niemals haben aber die Lügen der Presse eine so große Rolle gespielt wie in diesem Weltkriege. Die gedruckte Lüge ist geradezu die fünfte europäische Großmacht, die gegen uns im Bunde steht und mit allen Kräften bekämpft werden muß. Denn mit Meisterschaft versteht es England, das älteste Land einer auf Grund der Preßfreiheit emporgewachsenen Presse, diesen Verbündeten der Preßlüge für sich auszubeuten.

Besonders erstaunlich ist es, wie es England gelungen ist, durch diese Preßvergiftung, für die es in den meisten Ländern Europas gehorsame Diener findet, das Kriegsziel von sich abzulenken und ihm eine für England unschädliche Richtung zu geben.

Klar liegt es für jeden, der überhaupt sehen will, vor Augen, daß England der eigentliche Urheber des Krieges ist. Niemals hätten Rußland und Frankreich, von Italien und den Kleinen ganz zu schweigen, losgeschlagen, wenn sie nicht der englischen Hilfe gewiß gewesen wären. Dafür dürfen nun auch Englands Bundesgenossen bluten, solange England will. Wie England der Hauptfeind Deutschlands ist, so richtet sich der Kampf Deutschlands auch hauptsächlich gegen England oder sollte es wenigstens.

Statt dessen sehen wir, wie England durch eine geschickte Verfälschung der Presse den Krieg in der Richtung eines Festlandskrieges zu erhalten sucht. Schon vor dem Kriege spielte das englische Heer, das in Belgien landen sollte, eine Rolle. Aber England begnügte sich damit nicht, was es seinen Verbündeten zugesagt. Es kam der Werbefeldzug, das Millionenheer Kitcheners, schließlich sogar die allgemeine Wehrpflicht. Alles dies mit dem nötigen Geschrei ins Werk gesetzt, um den Leuten Sand in die Augen zu streuen und den Anschein zu erwecken, als wolle England nun wirklich für den Festlandskrieg selbst etwas tun. Ja selbst in Archangel landen englische Truppen, mehr kann man doch

Digitized by Google

zur Belebung des russischen Mutes nicht tun. Und schließlich soll nun, da das Millionenheer da ist, auch der große englische Angriff kommen, der alles zermalmt.

Wenn man nun nach den wirklichen englischen Leistungen fragt, so sind diese herzlich gering. Allenfalls werden Inder, Kanadier und Australier geopfert, aber der wirkliche Engländer hält sich bescheiden zurück. Das hat namentlich der letzte große Angriff im Westen gezeigt, wo die Franzosen anfangs einige örtliche Erfolge erzielten, die Engländer nichts erreichten, so daß auch die Franzosen keine Lust mehr zeigten, allein vorzugehen. Und daß die in Archangel gelandeten Engländer jemals an die Ostfront kommen, glaubt kein Mensch.

Alle englischen Maßnahmen, die stets in ausgedehntestem Maße die Oeffentlichkeit schon vorher beschäftigen, ehe sie ins Werk gesetzt werden, laufen lediglich darauf hinaus, den Mut der Bundesgenossen zur Fortsetzung des Krieges auf dem Festlande zu beleben. Wie man begonnen, so treibt man es weiter. Einzig und allein durch die in Aussicht gestellte Hilfe Englands ließen sich Rußland und Frankreich zum Kriege bestimmen. Die großen Anstrengungen Englands für den Festlandskrieg, die demnächst ganz gewiß kommen sollen, veranlaßt sie, vorläufig noch einmal selbst weitere Opfer an Gut und Blut zu bringen, bis England sich mit ganzer Kraft einsetzt. Darauf wartet man und wartet weiter.

In diesem Sinne arbeitet die ganze englische Presse und beeinflußt auch die in den verbündeten Ländern.

Eine große Leistung im Festlandskriege hat England allerdings aufzuweisen, die freilich wieder in übertriebener Bescheidenheit verschwiegen wird, allerdings nicht eine Leistung gegen den deutschen Feind, sondern gegen den französischen Verbündeten — es hat die Kanalküste von Dünkirchen bis Boulogne, die zum Teil schon einmal vor Jahrhunderten in englischem Besitze war, sich so fest angeschlossen, daß die Franzosen dort nichts mehr zu sagen haben. Schwerlich wird jemals das geschwächte Frankreich aus eigner Kraft sich wieder in den Besitz dieses Kanalgebietes setzen können. Die Engländer haben eben nicht das peinliche Bedenken, sich um Himmels willen nur keine national fremdartige Gebiete anzugliedern, wenn sie ihrer militärisch oder wirtschaftlich bedürfen. Solche Gebiete werden eben Untertanenländer, bis sie einmal national amalgamiert sind, und kein Mensch denkt daran, ihnen etwa eine Vertretung im englischen Parlamente zu gewähren.

Während dieser englische Festlandserfolg im stillen bleibt, ertönen immer wieder englische Pressestimmen, die erste Voraussetzung zum Frieden sei, daß Deutschland Belgien räumen und das an Belgien begangene Unrecht, das ja der Reichskanzler in jener ersten Reichstagssitzung nach Kriegsausbruch zugestanden, wieder gutmache. Nebenbei bemerkt, würde England selbst gegen einen deutschen Besitz Belgiens nichts einzuwenden haben, wenn es selbst dafür die französische Kanalküste behielte.

Den ganzen Krieg zum Festlandskriege zu stempeln und damit von England abzulenken, das war einzig und allein das Ziel der englischen Presse und ihrer gehorsamen Diener in England selbst und außerhalb.

Digitized by Google

Es ist nun eine alte Erfahrung, daß eine mit dem Brusttone der Ueberzeugung wiederholte Lüge schließlich Glauben findet, da man sich sagt: So kann doch niemand lügen. Erst glauben es die Belogenen, dann auch andre, und endlich hat es sich der Lügner sogar selbst eingeredet. So ist es auch hier gegangen. Alle Welt glaubt, daß der Festlandskrieg die Entscheidung bringen müsse.

Der kann noch lange dauern. Bei der bisherigen Kriegführung kann es England trotz aller deutschen Siege aushalten, wie einst in den Napoleonischen Kriegen. Schwere deutsche Niederlagen und Verluste wären allerdings für England das Angenehmste. Wenn das aber nicht sein kann, ist das militärische und wirtschaftliche Verbluten von Frankreich und Rußland, die gleichzeitig in immer schwerere englische Schuldknechtschaft geraten, auch nicht zu verachten. Dafür kann man wohl, um den Schein zu wahren, auch einige tausend Inder, Kanadier, Australier und englische Proletarier opfern. Nur von einem ebenbürtigen Halunken ist England erkannt worden, von Japan. Das macht es ebenso wie England und ist ihm sogar noch überlegen, indem es seine geriebenen Bundesgenossen übers Ohr haut.

Der Krieg wird eben so lange weiter gehen, solange die englische Lüge vom Festlandskriege, die durch die Macht der Suggestion sogar bei uns Wurzel geschlagen hat, weiter geht, und man glaubt, der Krieg könne jemals auf dem Festlande erledigt werden.

Nein, der Krieg ist seinem Wesen nach kein Festlandskrieg. Dieser bildet nur eine Begleiterscheinung, und über ihr droht das Wesen der Sache verloren zu gehen. Die stetig wiederholte englische Preßlüge hat es meisterhaft verstanden, vom Wesen der Dinge zugunsten Englands auf Nebensachen abzulenken.

Der Krieg ist in seinem Kernpunkte ein solcher zwischen Deutschland und England. Will Deutschland den Sieg gewinnen, und soll der ganze Weltkrieg nicht ausgehen wie das Hornberger Schießen, so muß England selbst getroffen werden und um Frieden bitten.

Selbstverständlich können wir hier nicht militärische Maßnahmen erörtern, wie man es in England so gern mit breiter Behäbigkeit im voraus tut, eben weil doch alles nicht recht ernstlich gemeint, sondern Lüge ist. Aber zu behaupten, daß England heute nicht mehr auf einer unnahbaren Insel sitzt, heißt kein militärisches Geheimnis verraten. Denn Zeppeline und Unterseeboote haben bewiesen, daß auch England in seinem innersten Lebensnerv zu treffen ist. Daß damit unsre neuen Kriegsmittel nicht erschöpft sind, zeigt das unterseeische Handelsboot.

Der Festlandskrieg bedeutet eine fortgesetzte Verschleppung im Interesse Englands. Gerade deshalb legt England auf ihn so großen Wert. Das deutsche Interesse ist genau das entgegengesetzte. Erst wenn der Krieg gegen die britischen Inseln geht, nähern wir uns seinem Endziele und dem Frieden.

Unmögliches gibt es in dieser Hinsicht für die deutsche Heeres- und Flottenleitung nicht.

Digitized by Google

Bismarck und Kardorff

Neue Mitteilungen aus dem Nachlaß Wilhelm v. Kardorffs

Von

Friedrich Thimme

I.

Als Wilhelm v. Kardorff am 21. Juli 1907 im Alter von 79 Jahren nach einer mehr als vierzigjährigen erfolgreichen parlamentarischen Tätigkeit im Reichstage und im Abgeordnetenhaus die Augen schloß, da ist es in den meisten der zahlreichen Nekrologe, die rückschauend seine Persönlichkeit und seine Wirksamkeit zu würdigen suchten, zum Ausdruck gebracht worden, daß er allezeit einer der getreuesten Anhänger und Verehrer des Fürsten Bismarck, nicht nur in den Jahren seiner Macht, sondern auch nach seiner Entlassung, ja über den Tod hinaus gewesen sei. Aber wenige wußten doch nur, in welchem Maße Kardorffs ganze politische und parlamentarische Laufbahn von ihren ersten Anfängen an sich gleichsam um die Achse Bismarck gedreht hat. Vollends ahnten wenige, daß Kardorff in diesem Verhältnis keineswegs immer nur der Empfangende und Ausführende, sondern nicht selten auch der Gebende, Ratende und Fortreißende war. Nicht einmal das hat die raschlebige Zeit festgehalten, wie sehr gerade Kardorff zu jener großen Wandlung beigetragen hat, die sich um die Mitte der siebziger Jahre in den wirtschaftspolitischen Ansichten des Reichskanzlers vollzogen hat. „Man ist heute wohl geneigt," so schrieb der Reichstagsabgeordnete Georg Gothein am 26. Juli 1907 in der ‚Hilfe', „den Einfluß, den Kardorff auf die Umkehr in der Zollpolitik gehabt hat, zu unterschätzen, und doch ist er es gewesen, der sie mit seiner Broschüre ‚Wider den Strom' eingeleitet, der durch eine umfangreiche organisatorische und agitatorische Tätigkeit sie propagiert, und der im Gespräch mit Bismarck auf diesen eine große Einwirkung ausgeübt hat. Gewiß bei letzterem wirkte viel zusammen, um ihn zu seiner Schwenkung zu veranlassen, für ihn war wohl das fiskalische Motiv das stärkste, das für Kardorff ein durchaus Nebensächliches war; aber fast alle menschlichen Handlungen sind von verschiedenen Beweggründen diktiert, und man wird die, welche Kardorff Bismarck suggerierte, nicht unterschätzen dürfen."

Die Wahrheit ist, daß Kardorff nicht nur in den Jahren der Abkehr von der Freihandelsära, sondern auch früher und später einen starken Einfluß auf den Fürsten Bismarck gehabt hat. Es ist jammerschade, daß Kardorff nicht dazu gekommen ist, seine Bismarckerinnerungen zu veröffentlichen; wie aufschlußreich hätte ein solches Werk aus der Feder des hervorragenden Politikers, der schließlich zu den Intimsten Bismarcks zählte, werden müssen! Als der bekannte Bismarcksammler Heinrich v. Poschinger im Herbst 1894 Kardorff drängte, doch seine Erinnerungen niederzuschreiben, antwortete dieser, er komme

Digitized by Google

immer mehr zu der Ueberzeugung, daß er das Meiste und Interessanteste davon nicht veröffentlichen dürfe, weil noch zu wenig Zeit vergangen sei; auch sei ihm die selbstgefällige Art, in der einzelne Abgeordnete die Schilderung ihres Verkehrs mit Bismarck dazu verwerteten, um ihre eigene Bedeutung in das hellste Licht zu stellen, außerordentlich widerlich. Später, als Bismarck gestorben war, hat Kardorff in der Tat Bruchstücke seiner Erinnerungen niedergeschrieben. Aus ihnen hat Heinrich v. Poschinger im Jahrgang 1908 dieser Zeitschrift[1]) einige Abschnitte, die sich um Bismarck und seine Politik drehen, veröffentlicht: sie beziehen sich auf Kardorffs Jugendbekanntschaft mit Bismarck aus dem Jahre 1850, auf die ersten persönlichen Beziehungen des jungen Abgeordneten zu dem Kanzler, die im Jahre 1868 durch die Frage des hannoverschen Provinzialfonds geknüpft wurden, und schließlich auf eine Unterredung, die Kardorff in späteren Jahren mit Bismarck wegen der Polenpolitik hatte. Wenn diese Einzeldarstellungen noch keine Schlüsse auf das Maß des Einflusses zulassen, den Kardorff mit den Jahren auf den Kanzler gewann, so ist um so ergiebiger der vertraute Briefwechsel, den Kardorff seit dem Beginn seiner parlamentarischen Tätigkeit im Jahre 1866 mit der daheim in Schlesien weilenden Gattin geführt hat. Die Briefe Kardorffs, die mit großer Frische und Lebendigkeit geschrieben sind und gleichsam einen fortlaufenden Kommentar über die parlamentarischen und politischen Verhältnisse in Berlin während des Menschenalters von 1866 bis 1907 bilden, sind eine höchst wertvolle Fundgrube für den Historiker. Sie in vollem Umfange zu veröffentlichen, ist auch heute noch nicht möglich, da sie zahlreiche scharf zugespitzte Urteile und drastische Schilderungen, namentlich auch aus den Tagen nach Bismarcks Entlassung enthalten, mit deren Wiedergabe gerade Kardorff selbst am wenigsten einverstanden sein würde. Wohl aber erscheint es angängig, aus den Briefen Kardorffs an seine Gemahlin alles Wesentliche herauszuheben, was sich auf den Fürsten Bismarck und sein Werk bezieht, und es mit dem, was die hinterlassenen Papiere, die Schriften und Reden Kardorffs sonst noch über den gleichen Gegenstand bieten, zu einer größeren Veröffentlichung: „Bismarck und Kardorff" zu verschmelzen. An dieser Stelle mögen als ein Vorläufer der künftigen Veröffentlichung, die im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt erscheinen wird, eine Anzahl Schriftstücke, teils aus den Briefen Kardorffs an seine Gemahlin, teils aus dem sonstigen Nachlaß zusammengestellt werden, die die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Bismarck und Kardorff von den ersten Anfängen der gegenseitigen Beziehungen bis zu der hingebenden Treue, mit der Kardorff das geistige Erbe des großen Toten und Freundes hütete — mit Recht ist er der politische Testamentsvollstrecker des ersten Kanzlers genannt worden —, illustrieren, und die uns gleichzeitig erkennen lassen, wie viel uns eine Persönlichkeit von der Art und der geistigen Bedeutung Kardorffs auch heute noch zu sagen hat.

---

[1]) Aus den Denkwürdigkeiten Wilhelm v. Kardorffs. Von Heinrich v. Poschinger. „Deutsche Revue" 1908, Bd. 2, S. 152—160.

Digitized by Google

Aus den Veröffentlichungen Poschingers ist bereits bekannt, wie früh der junge Kardorff den politischen Genius Bismarcks erkannt hat. Ihm war schon bei der Berufung Bismarcks zum Minister (1862) vollkommen klar, daß wenn es überhaupt möglich wäre, den in der inneren wie in der äußeren Politik festgefahrenen Staatswagen wieder in das richtige Geleise zu bringen, Bismarck als der einzige geeignete Mann für ein solches Unternehmen zu erachten sei. Kardorff hat diese Ansicht von Anfang an mit allem Nachdruck auch gegen solche Mitglieder der konservativen Partei vertreten, die die von Bismarck befolgte Politik der Loslösung von Oesterreich, der Annäherung an Frankreich und später an Italien vom Standpunkt des Legitimitätsgedankens mit steigendem Mißbehagen ansahen. Das Jahr 1866, das der Politik Bismarcks den ersten großen epochalen Triumph brachte, gab Kardorff auch den ersten Anlaß, öffentlich für den Ministerpräsidenten einzutreten — es war, soweit sich sehen läßt, überhaupt das erstemal, daß er sich in die Arena der Oeffentlichkeit begab. Am 8. Mai war der berühmte Artikel des „Rundschauers" der „Kreuzzeitung", des Präsidenten Ernst Ludwig v. Gerlach, über „Krieg und Bundesreform" erschienen,[1]) der unter den heftigsten Ausfällen auf Bismarck die unbedingte Aufrechterhaltung des österreichisch-preußischen Dualismus als des „lebendigen Grundcharakters der realen Basis der deutschen Verfassung" und den gemeinsamen Kampf der beiden deutschen Vormächte gegen den „Revolutionsschwindel" als die wahre konservative und legitime Aufgabe Preußens hinstellte und in dem bekannten Antrag Preußens auf Bundesreform und Einberufung eines deutschen, mittels des allgemeinen Stimmrechts erwählten Parlaments einen „grundrevolutionären Versuch" erblicken wollte. Ihm trat Kardorff mit voller Namensnennung in einem in der Beilage zu Nr. 108 der „Kreuzzeitung" (vom 12. Mai) veröffentlichten Aufsatz entgegen, dessen Hauptsätze so charakteristisch für Kardorffs politische Grundauffassungen sind, daß sie im folgenden wiedergegeben sein mögen. Eindringlich hielt er Gerlach vor: wie könne ein Vorkämpfer der konservativen Sache so in einem Augenblicke gegen Bismarck auftreten, in dem alle konservativen Gemüter so ziemlich einig darin sein würden, daß nach aller menschlichen Berechnung die Person Bismarcks schwerlich durch irgendeinen andern Staatsmann ersetzt werden könne. Geschickt knüpfte er dann an einen Ausspruch Carlyles über wahren Konservativismus an:

„Nichts verderblicher, nichts weniger konservativ, sagt Carlyle — und es liegt eine tiefe Wahrheit in diesem Ausspruche —, als für Formen und hergebrachte Dinge zu kämpfen und sich zu begeistern, die im Laufe der Zeit ihren Inhalt, ihre Bedeutung verloren — nichts lohnender, nichts gesunder, nichts wahrhaft konservativer, als der Kampf gegen solche Schatten und Unwirklichkeiten. Nun, ich frage, welches der beiden, Oesterreich oder Preußen, kämpft für Schatten, welches für Wirklichkeit? Noch heute sucht Oesterreich, wie der Rundschauer treffend bemerkt, das Hauptfundament seiner Regierung über Madjaren, Tschechen,

[1]) Neuerdings gedruckt Bismarck-Jahrbuch IV, 175 ff.

Digitized by Google

Kroaten und Italiener in dem Nimbus, welchen ihm seine Erinnerungen aus der deutschen Kaiserzeit und eine bevorzugte Stellung im Deutschen Bunde verleihen — gut, solange dies eben der Fall, kann es nimmer zugeben, daß Preußen die Machtstellung in Deutschland einnimmt, zu welcher es berechtigt ist, berechtigt durch das 1813 und 1814 vergossene Blut seiner Söhne, berechtigt durch die einfache Tatsache, daß es nahezu 10 Millionen deutsche Einwohner mehr zählt als Oesterreich. — Für jenen schattenhaften Nimbus kämpfend und ringend, hat Oesterreich die Lombardei verloren gegeben, hat es sich finanziell ruiniert; immer nur jenen schattenhaften Nimbus im Auge, hat es jahrzehntelang alle Versuche Preußens, die Kräfte der Mittelstaaten in erhöhtem Maße für die allgemeine deutsche Wehrverfassung heranzuziehen, die napoleonische Souveränität der kleinen Fürsten auf ein richtiges Maß zurückzuführen, paralysiert; immer nur irgendwelche preußische Machtvergrößerung befürchtend und ganz außer acht lassend, welche reale Machtstärkung für Oesterreich selbst in einer Neugestaltung des Bundes gewonnen werden konnte.

Und ein ebenso schattenhaftes unklares Ding ist allmählich auch die gesamte Bundesverfassung geworden. Mögen immerhin die Mittel- und Kleinstaaten und deren Fürsten und Minister den Bund als das Palladium eines fünfzigjährigen Friedens preisen (sie haben allerdings Ursache genug dazu, nachdem Oesterreich in diesen fünfzig Jahren seinen finanziellen Ruin begründet hat und Preußen vor gleichem Schicksal nur durch die Wohltaten der Steinschen Gesetzgebung, durch die Intelligenz seiner Bureaukratie und die Arbeitsamkeit seiner deutschen Bevölkerung bewahrt geblieben ist — während die kleinen Länder in Muße und Frieden zum Teil zu dem beneidenswerten Zustande gekommen sind, so gut wie gar keine Steuern zu zahlen). Aber eine Sachlage, bei welcher Sachsen oder eventuell noch kleinere Länder von Bundesexekutionen gegen Preußen sprechen und ernsthaft sprechen können, ist eine unreale, eine schattenhafte und bleibt eine solche — und Preußen hat nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, diesen schattenhaften, unrealen Zustand schlimmstenfalls mit dem Schwerte umzustürzen.

Mag ein solcher deutscher Bruderkrieg grauenhaft genug sein: wir kämpfen für eine gute, wirkliche Sache, nicht für Schatten und leere Formen, und die Folgen stehen in der Hand des Allmächtigen und entziehen sich menschlicher Vorausberechnung, auch der des Rundschauers, in solchem Grade, daß es völlig müßig erscheint, sie jetzt in irgendwelcher Weise andeuten zu wollen."

Auf den Gerlachschen Vorwurf, daß Bismarck die konservative Partei durch seine Politik zersetze und das Land der Revolution entgegentreibe, hielt es Kardorff nicht für nötig einzugehen, er begnügte sich mit dem schlagenden Hinweis, daß „die Demokratie, ich meine jene wilde Ultrademokratie, welche den politischen Meuchelmord feiert und heilig hält" — just am Vorabend des Gerlachschen Aufsatzes hatte das Blindsche Attentat auf Bismarck stattgefunden — „am Ende doch vielleicht besser weiß, wer ihr gefährlichster Gegner ist, als der Herr Rundschauer selbst".

Digitized by Google

Bei solchen Auffassungen kann es nicht wundernehmen, daß es Kardorff, der Anfang Juli 1866 in das Abgeordnetenhaus gewählt wurde, auf die Dauer nicht in den Reihen einer Fraktion litt, die auch nach der gewaltigen Umwälzung des Jahres 1866 wenig Verständnis für die Bismarcksche Realpolitik und womöglich noch weniger Verständis für die innerpolitische Versöhnungspolitik bekundete. So schloß er sich nach einigen Monaten der „Freien konservativen Vereinigung" an, die alsbald nach der Einberufung des Landtags Ende Juli erst als eine Gruppe innerhalb der großen konservativen Partei, dann als selbständige „freikonservative" Partei zusammentrat.[1]) Bald wurde Kardorff einer der einflußreichsten Wortführer der neuen Partei, im Abgeordnetenhause wie im Reichstage, in den er im Sommer 1868 eintrat. Hier wie dort suchte er, wie er sich später einmal selbst ausgedrückt hat, nach seinen besten Kräften die Politik des Mannes zu unterstützen, der nach seiner individuellen Auffassung „ein Staatsmann solchen Kalibers war, wie sie im Laufe der Jahrhunderte nur ausnahmsweise den Nationen geschenkt werden".[2])

Einen wesentlichen Dienst vermochte er Bismarck Anfang 1868 in der durch den Widerstand der Konservativen zu einer cause célèbre aufgebauschten Frage des hannoverschen Provinzialfonds zu leisten, wo ein von ihm im Einverständnis mit dem Ministerpräsidenten eingebrachter Kompromißantrag schließlich eine weit größere Majorität fand, als er Bismarck in Aussicht gestellt hatte.[3]) Dabei wahrte Kardorff doch durchaus seine Selbständigkeit gegenüber dem Gewaltigen. Es kam vor, daß er dem Ministerpräsidenten entgegentrat, wie etwa in der Frage der Branntweinsteuer.[4]) So mancher Antrag des jungen Abgeordneten zeigt, welche Fülle selbständiger und freudiger, vorwärtsdrängender Initiative in ihm steckte. So stellte er Anfang 1869 den Antrag, der Staatsregierung zur Erwägung zu geben, ob es sich nicht im allgemeinen politischen Interesse empfehlen dürfte, die Zusammensetzung des preußischen Abgeordnetenhauses in bezug auf Abgrenzung der Wahlbezirke, Wahlmodus und Zahl der Abgeordneten mit der des Reichstags in Einklang zu bringen und damit eine nähere organische Verbindung der beiden Körperschaften anzubahnen. Bis an sein Lebensende hielt Kardorff den Gedanken fest, eine solche nähere organische Verbindung zwischen diesen parlamentarischen Körperschaften herbeizuführen, nur suchte er das Ziel später auf dem Wege einer gegenseitigen Annäherung beider Wahlsysteme zu erreichen. Jener erste Versuch einer preußischen Wahlrechtsreform hatte ja keine Folge. Auch Bismarck fand eine einfache Identifizierung der Abgeordneten

---

[1]) Ueber die Anfänge der Freikonservativen Partei vgl. August Wolfstieg in der „Delbrück-Festschrift" (1908), S. 313 ff.

[2]) Kardorff in Nr. 14 des „Deutschen Wochenblattes" vom 6. April 1893.

[3]) Vgl. die von Poschinger veröffentlichten Aufzeichnungen Kardorffs in „Deutsche Revue" 1908, Bd. 2, S. 155 ff., und die zuerst in der „Deutschen Revue" (1889 ff.) veröffentlichten „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generalfeldmarschalls v. Roon", II, 368 ff.

[4]) Vgl. Bismarcks Rede vom 26. April 1869. „Reden Bismarcks", ed. H. Kohl, IV, 207 f.

Digitized by Google

des preußischen Staates in beiden parlamentarischen Körperschaften nicht tunlich. Aber es ist doch bemerkenswert, wie entgegenkommend er die Anregungen Kardorffs aufnahm; aus seiner Abneigung gegen das Dreiklassensystem hat er auch bei dieser Gelegenheit kein Hehl gemacht.[1]) Noch mehr näherte er sich Kardorffs Anschauungen in den wichtigen Fragen der Selbstverwaltung und der Dezentralisation; am 5. Februar 1868 identifizierte er sich geradezu mit Kardorff gegenüber den skeptischen Ansichten des Ministers des Innern, Grafen Fritz zu Eulenburg, hinsichtlich der Bereitwilligkeit zur Uebernahme unbesoldeter Ehrenämter.[2])

Einer der größten Erfolge Kardorffs lag in der Ausgestaltung der wichtigen Kreisordnungsvorlage vom Jahre 1869, die in einer vorbereitenden Kommission wesentlich nach den Vorschlägen Kardorffs fertiggestellt wurde. Noch jahrelang wurde die Kreisordnung, die freilich erst nach wiederholter Beratung und schweren parlamentarischen Kämpfen am 13. Dezember 1872 zustande kam, von ihren konservativen Gegnern schlechthin als das „freikonservative Gesetz" bezeichnet.

Einige Auszüge aus Kardorffs Briefen an seine Gemahlin mögen belegen, wie rasch sein Ansehen und sein Einfluß in den Parlamenten wie bei Bismarck in den Jahren 1866—1869 stieg.

Berlin, den 3. September 1866.

Wir haben sehr interessante Debatten im Hause gehabt, wo Vincke[3]) und Wagener[4]) namentlich brillant sprachen. Ich werde möglicherweise noch in der Reichstagswahlgesetzdebatte reden, vielleicht aber auch nicht. Ich habe sehr weise getan, mich nicht zu früh an den Debatten zu beteiligen, denn fast alle Neulinge, die gesprochen haben, sind so gut wie durchgefallen, bis auf einen Geheimrat Achenbach,[5]) der mit gutem Erfolge sprach. Wedemeyer,[6]) Gerlach[7]) und andre von der Rechten haben ebenso unglücklich geredet wie die Neulinge aus allen andern Parteien; sie kannten alle das Terrain nicht, auf dem sie sich bewegten, und wenngleich ich eitel genug bin, um anzunehmen, daß ich mich takt- und maßvoller geäußert haben würde, so ist es entschieden richtig, daß ich mich nicht zum Worte gedrängt habe und erst reden will, wenn ich etwas Bedeutendes zutage zu fördern vermag.

Ich bin gestern in die erste Kommission gewählt worden, die Invalidenpensionsgesetz-Kommission (durch die Liebenswürdigkeit der Fortschrittler).

*

[1]) Vgl. Bismarcks Rede vom 28. Januar 1869. „Reden", IV, 94.

[2]) Vgl. Bismarcks Rede vom 5. Februar 1868. „Reden", III, 450 f.

[3]) Der bekannte liberale Abgeordnete Georg v. Vincke.

[4]) Hermann Wagener, Redakteur der „Kreuzzeitung", konservativer Abgeordneter.

[5]) Der spätere preußische Minister für Handel und Gewerbe, Heinrich Achenbach, damals Vortragender Rat im Handelsministerium.

[6]) Dr. v. Wedemeyer-Schönrade, konservativer Abgeordneter.

[7]) Der vorhin erwähnte Präsident Ernst Ludwig v. Gerlach.

Digitized by Google

18. November 1867.

Heute wird die Präsidentenwahl entschieden; ich hoffe, es werden gewählt Forckenbeck,[1]) Bethusy[2]) und Eulenburg,[3]) aber die Unterhandlungen sind sehr schwierig und langwierig, weil die Rechte einen eignen ersten Vizepräsidenten haben will; ich habe entschieden jede Kandidatur abgelehnt, weil ich im Falle der Wahl hierbleiben müßte.

*

24. November 1867.

Ich habe sehr viel zu tun und arbeite den ganzen Tag; sehr unrechterweise hat man mich in die Unterrichtskommission gewählt, die sehr wichtig ist und an deren Arbeiten ich in Zukunft nicht werde teilnehmen können.

*

Ohne Datum (Ende 1867).

Im Abgeordnetenhause werde ich mit der Zeit vielleicht eine Stellung und Einfluß gewinnen, da eine große Anzahl der jüngeren Mitglieder des Hauses auf meine Meinungen gerne hört und ihnen auch folgt. Ich rede in den Abteilungen gehörig, und die bedeutenderen Fortschrittler, v. Unruh, Lette usw., sind ungewöhnlich artig gegen mich.

*

16. Januar 1868.

Wir werden greulich geschunden; jeden Tag von morgens 10 Uhr bis nachmittags 1/2 5 Sitzung, und darauf folgt regelmäßig des Abends um 7 Uhr Fraktionssitzung, die manchmal bis 11 Uhr dauert. Die Beratungen über den Etat des Ministeriums des Innern sind nicht sehr amüsant bis jetzt — ich habe mich fast täglich zum Wort gemeldet, bin aber bis jetzt immer präkludiert. Bethusy sprach gestern recht gut, obschon er nicht sonderlich frisch war. Vielleicht rede ich morgen noch ... Morgen wird Vincke reden, hoffentlich gut. Der Minister Eulenburg blamiert sich täglich einigermaßen;[4]) man weiß nur noch

---

[1]) Der bekannte liberale Abgeordnete Max v. Forckenbeck, der in der Tat zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses gewählt wurde, später Oberbürgermeister von Breslau und Berlin.

[2]) Graf Eduard Georg v. Bethusy-Huc, der eigentliche Begründer der Freikonservativen Partei. Unter Kardorffs Aufzeichnungen befindet sich ein mit großer Wärme geschriebener Aufsatz über den ihm nahe befreundeten Grafen Bethusy, der eine Veröffentlichung verdiente.

[3]) Landrat Graf zu Eulenburg, konservativer Abgeordneter.

[4]) Ueber Friedrich Albrecht Graf zu Eulenburg, der von 1862 bis 1878 das Ministerium des Innern bekleidete, vgl. A. Lotz in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Bd. 55, S. 743 ff. Mit den Klagen über Eulenburgs Amtsführung, insbesondere über seine Untätigkeit, steht Kardorff keineswegs allein; kein Geringerer als Fürst Bismarck hat sie in seinen „Gedanken und Erinnerungen" mehrfach unterstrichen. Vgl. z. B. I, 300, wo Bismarck gesteht, unter dem Mangel an Arbeitsamkeit und Pflichtgefühl seines Freundes Eulenburg mitunter schwer gelitten zu haben, und II, 179.

Digitized by Google

nicht, wer ihn ersetzen könnte. Bennigsen nicht; der ist heute noch nicht möglich, obschon er möglicherweise der Nachfolger Bismarcks in soundso vielen Jahren werden wird.[1])

*

20. Januar 1868.

Gestern hatte ich eine interessante Audienz bei Bismarck; sie betraf den hannoverschen Provinzialfonds, und wir haben uns hoffentlich zu gegenseitiger Befriedigung über eine Stunde sehr nett unterhalten. Er sprach in einer Weise offen und rückhaltlos, die reizend war, blitzte dann und wann mit wahrhaft großartigen staatsmännischen Ideen hervor und schimpfte wacker auf Eulenburgs Faulheit und seinen Mangel an organisatorischen Talenten. Ich war gerade zu ihm gebeten, als ich zum Etat im Hause sprechen sollte; ich mußte mich daher aus der Rednerliste streichen lassen, was mir in andrer Beziehung leid tat, da ich guter Laune war und der Zuversicht, daß ich gut gesprochen haben würde. Indessen war die Audienz bei Bismarck doch besser.

*

11. Februar 1868.

Eben ist in Sachen des hannoverschen Provinzialfonds mein Antrag glücklich mit 200 gegen 168 Stimmen (Aeußerste Rechte und Fortschritt) durchgegangen. Der König war gestern auf dem Hofball sehr gnädig gegen mich und sprach eine ganze Weile mit mir; Bismarck desgleichen. Die letzten Debatten waren furchtbar aufregend. Vincke hat sich für ziemlich lange Zeit selbst eliminiert. Zu meinem großen Amüsement dient es, zu sehen, wie infolge meiner letzten Rede und des Durchgehens meines Antrags alle Großwürdenträger höflich gegen mich sind.

*

28. Februar 1869.

In der Kreisordnungskommission[2]) habe ich die Genugtuung, daß meine Vorschläge durchweg gegen die Stimmen der großen Rechten adoptiert worden sind.

*

1. März 1869.

In der Kreisordnungskommission habe ich meine Vorschläge sämtlich durchgesetzt bis jetzt, worauf ich einigermaßen stolz bin; an die wichtigsten Dinge kommen wir aber erst. Bismarck ist gar nicht ganz wohl, er hat wieder eine Art Hexenschuß gehabt und soll sehr schlechter Laune sein wegen der Abwicklung der Frankfurter Geschichte, wo Bismarck dagegen war, der Stadt 3 Millionen

---

[1]) Vgl. dazu Bennigsens Brief an seine Gemahlin vom 17. Januar 1868, H. Oncken, Rudolf v. Bennigsen, II, 125. Später hat Bismarck tatsächlich Bennigsen gerade als Nachfolger Eulenburgs ins Auge gefaßt. Vgl. „Gedanken und Erinnerungen", II, 180.

[2]) Bei der „Kreisordnungskommission" handelt es sich nicht um eine Kommission des Abgeordnetenhauses; wurde die Vorlage doch erst im September 1869 eingebracht. Kardorff hat Verhandlungen im Auge, die die Regierung schon vor der Einbringung der Vorlage in kleinerem Kreise mit Vertrauensmännern aus beiden Häusern des Landtags pflog.

Digitized by Google

zu geben, und der König deshalb 1 Million aus seinem Privatvermögen hergegeben hat.

Minister Eulenburg zeigt sich in der Kreisordnungskommission in einer lächerlichen Weise unfähig. Er ist namentlich außerstande, sich in die einfachsten Vorschläge der andern hineinzudenken, und es bedarf immer stundenlanger Auseinandersetzungen, um ihm die Sache begreiflich zu machen.

*

Ohne Datum, Anfang März 1869.

Die große Rechte ist wieder einmal in der allerboshaftesten Wut gegen Bismarck und uns. In der „Kölnischen Zeitung" habe ich als Minister des Innern gestanden; ich habe mich aber weit mehr darüber gefreut, daß das neueste, sehr bedeutende Werk von Gneist[1]) genau dieselben Organisationen wissenschaftlich begründet, die ich vorgeschlagen, zum Teil sogar mit denselben Worten. Die Kreisordnungsvorlage ist wegen Eulenburgs Krankheit noch verzögert, wird aber kommen.

*

21. April 1869.

Es ist hier sehr eklig in Berlin, obschon ich jetzt ganz toll fetiert werde: Morgen großes Diner beim Bundeskanzleramtspräsidenten Delbrück[2]) und Soiree bei Bismarck. Bismarck ist sehr nett gegen mich, hat mit mir gestern eine Stunde über alle möglichen Dinge verhandelt und war reizend.

*

28. April 1869.

Wir haben morgen Kommissionssitzung über den Antrag Hagen (betreffend die kommunale Besteuerung der Offiziere), wo ein ziemlich ernster Konflikt droht, der hoffentlich durch meine Bemühungen beseitigt werden wird. Meine Maischsteuerrede wird in allen Blättern sehr günstig beurteilt. Sie schlug in der Tat im Hause durch, und das hatte Bismarck unangenehm berührt, der nach aller Meinung ziemlich ohne Grund gereizt antwortete. Ich erwiderte ihm nachher in einer glücklich gelungenen persönlichen Bemerkung schlagend, und wie ich denke, zu seinem eignen Vergnügen, wenigstens lächelte er ganz freundlich.[3])

*

---

[1]) Gemeint ist Rudolf Gneists 1869 erschienenes Werk: „Verwaltung, Justiz, Rechtsweg, Staatsverwaltung und Selbstverwaltung nach englischen und deutschen Verhältnissen, mit besonderer Rücksicht auf Verwaltungsreformen und Kreisordnungen in Preußen."

[2]) Rudolf v. Delbrück, seit 1867 Präsident des Bundeskanzleramts und 1868 preußischer Staatsminister, vertrat Bismarck sowohl im Bundestag wie im Reichstag; am 1. Juni 1876 erhielt er seine Entlassung.

[3]) Kardorffs Reichstagsrede über die Branntweinsteuer vom 26. April 1869 findet sich in den Stenographischen Berichten 1869, S. 583 ff., Bismarcks Erwiderung das. S. 586, Kardorffs Replik S. 602.

Digitized by Google

23. Mai 1869.

Gestern sehr glücklich gesprochen;[1] es wurde mir von allen Seiten gratuliert. Den Abend war ich bei Bismarck, und war derselbe sehr liebenswürdig. Die ganze politische Situation ist aber sehr faul; von der Heydt geht, das haben wir glücklich zuwege gebracht;[2] aber Bismarck ist, wie es scheint, sehr abgeneigt, auf größere organische Veränderungen in der Bundesverwaltung und auf Wechsel in den andern Ministerien einzugehen. Vielleicht kann er es auch beim Könige nicht durchsetzen. Ohne derartige Konzessionen ist aber die Unmöglichkeit vorhanden, Geld bewilligt zu erhalten, weil die preußischen Abgeordneten des Reichstags sagen: Wir können nicht große Einnahmen aus Zöllen und indirekten Steuern bewilligen, denn das würde das Bewilligungsrecht des Abgeordnetenhauses völlig lahmlegen. Der Landtag, dessen sehr zeitige Einberufung nicht außerhalb der Möglichkeit liegt, wird umgekehrt sagen: Wir können und wollen die direkten Steuern nicht erhöhen. Aus dieser Lage ist nur herauszukommen, wenn den Reichstagsabgeordneten die Befugnisse des Preußischen Landtags übertragen werden und gleichzeitig ein verantwortliches Bundesministerium etabliert wird ...[3] Heydts Nachfolger wird wahrscheinlich Camphausen werden; wenn er annimmt, eine sehr glückliche Wahl, denn er ist spezieller Freund von Delbrück und steht auf demselben gesunden politischen Standpunkt. (Fortsetzung folgt)

Die politische Bedeutung des jetzt von England betriebenen Kanaltunnelprojekts

Von

Dr. J. Lulvès (Archivrat in Hannover)

I. Die Schicksale des Projektes vor dem Jahre 1913.

Die einzige Verbindung zwischen dem vom Meer umbrandeten England und dem europäischen Kontinent, zwischen Dover und Calais, bildet noch heute, trotz aller Erfindungen und technischen Errungenschaften, der Schiffsverkehr auf den tückischen Wogen des Meeres.

---

[1] Gemeint ist Kardorffs Reichstagsrede vom 22. Mai über die Braumalzsteuer.

[2] Freiherr August von der Heydt, preußischer Finanzminister seit 5. Juni 1866, erhielt erst am 26. Oktober 1869 die erbetene Entlassung. Sein Nachfolger wurde, wie Kardorff schon im Mai richtig voraussah, der liberale Abgeordnete Präsident der Seehandlung Otto Camphausen.

[3] Den Antrag auf Einführung verantwortlicher Bundesministerien hatte bereits der Abgeordnete v. Bennigsen im März 1867 bei der Beratung der Bundesverfassung gestellt; er war aber nicht damit durchgedrungen. Vgl. H. Oncken, Rudolf v. Bennigsen, II, 50 ff. Auch Graf Bethusy-Huc hatte damals, obwohl er ausdrücklich erklärte, Sympathien und Wünsche nach der Errichtung eines Reichsministeriums zu haben, gegen den Antrag Bennigsen gestimmt.

Digitized by Google

Das soll jetzt endlich anders werden! Wenigstens nach bestimmt und mit einzelnen näheren Daten auftretenden Zeitungsnotizen ist die Durchführung des Projektes eines Tunnels unter dem Kanal La Manche seitens Englands endgültig gesichert. Das Projekt hat eine große technische, aber auch eine große politische Bedeutung, die letztere ist jederzeit ausschlaggebend gewesen, besonders jetzt.

Das Projekt ist alt und hat schon eine lange Geschichte hinter sich. In seiner ersten Gestalt hat sich der größte und weitblickendste Gegner Englands mit ihm beschäftigt: Napoleon I. Im Frühjahr 1802, zur Zeit des Friedens von Amiens, als wenigstens die damalige öffentliche Meinung an den Beginn einer Friedens- und Freundschaftsära zwischen Frankreich und England glaubte, legte der französische Ingenieur Mathieu-Favier († 1835) dem Ersten Konsul den Plan eines unterseeischen Tunnels für den Diligenceverkehr vor. Von der Idee wurde auch der englische Staatsmann Charles James Fox unterrichtet; er war von ihr dermaßen entzückt, daß ihm der Ausspruch entschlüpfte: „Die Verbindung Frankreichs und Englands muß die Welt regieren."

In seiner damaligen Form erschien der Vorschlag, der den Ausbau der Sandbank von Varnes mitten im Kanal zu einer Inselstation für zwei Tunnels voraussetzte, sicher mit Recht dem großen Realpolitiker Frankreichs zu phantastisch. Napoleon trug sich ja schon mit der Idee, „die Macht, die Frankreich seit sechs Jahrhunderten unterdrückt hatte", auf ihrer stolzen Insel selbst heimzusuchen.[1])

Mehr als ein halbes Jahrhundert, gekennzeichnet durch bahnbrechende Arbeiten und umwälzende Entdeckungen in der Technik, mußte dahingehen, bevor minder phantastische, eher verwirklichungsfähige Projekte allgemeinere Beachtung finden konnten. Wohl gemerkt, war es vorerst wieder ein Franzose, der an den Gedanken der Erbauung eines submarinen Tunnels für den Eisenbahnverkehr anknüpfte: Thomé de Gamond (1856). Dem Projekte, das er nach fast zwanzigjährigen, verschiedenartigen Experimenten schließlich der Oeffentlichkeit vorlegte, ward die Anerkennung des Prinz-Gemahls Albert und der Königin Viktoria, vor allem Napoleons III. zuteil. Der französische Kaiser besaß gerade für technische Fortschritte ein seiner Zeit vorauseilendes, weitausschauendes Verständnis; dabei war er bestrebt, Verkehr und Absatz seines Landes, besonders durch eine engere Verbindung mit England, großzügig zu beleben.

Anders dachte der englische Premierminister Lord Palmerston. Er fertigte Gamond mit dem Bescheid ab: „Wie können Sie von uns verlangen, daß wir eine Entfernung verringern sollen, die uns heute schon zu kurz erscheint?" Damit war die für die Zukunft des Projekts so fatale Invasionsfurcht von jenem Prototyp des beschränkten Insulaners erstmalig zum Ausdruck gebracht.

---

[1]) Vgl. meinen Aufsatz: „Weshalb konnte Napoleon I. England nicht direkt angreifen?" im vorhergehenden (September-) Heft der „Deutschen Revue", S. 255.

Digitized by Google

Erst mit dem Röhrenprojekt James Chalmers (1867), das auf eine ältere Idee seines Landsmanns W. Coppet zurückging, traten auch englische Ingenieure, teils in Konkurrenz, teils in Verbindung mit französischen, an die Kanaltunnelidee heran. Inzwischen und besonders hernach vielfach erörterte Brückenprojekte empfahlen sich schon wegen der bedeutend höheren, etwa vierfachen Kosten nicht.

Nachdem, vornehmlich auf Veranlassung Sir John Hawkshaw's, zum Teil in Verbindung mit dem Ingenieur James Brunlees, das Gestein der Küsten beider Länder und des dazwischen liegenden Meeresbodens durch Geologen untersucht und für das Unternehmen außerordentlich günstig befunden worden war, bildete sich 1867 auf Grund von Vorschlägen des Minentechnikers William Law ein Komitee zur Ausführung eines englischen Tunnelprojekts; es fand aber bei der französischen Regierung nicht die erhoffte finanzielle Unterstützung (im März 1869).

Nach einer durch den Deutsch-Französischen Krieg gebotenen Pause erfolgte 1872 die Begründung der „Channel-Tunnel-Company" unter Beteiligung der französischen Nordbahn und des Pariser Hauses Rothschild. Die von Lord Richard Grosvenor präsidierte Company plante, in England und Frankreich getrennt vorzugehen.

Wichtig für die Entwicklung des ganzen Unternehmens mußte die Stellungnahme des Foreign Office erscheinen. Die Unterhandlungen zwischen den beiden Regierungen hatten bereits im April 1870 begonnen durch ihre Vertreter Lord Clarendon und Marquis de Lavalette. Am 24. Oktober 1874 erklärte auf eine Anfrage des französischen Botschafters Grafen Jarnac der englische Minister des Auswärtigen, der Earl of Derby: „An der Nützlichkeit des in Frage stehenden Werkes, wenn es erfolgreich vollendet wird, zu zweifeln, besteht kein Grund, und Ihrer Majestät Regierung würde ihm daher keinen Widerstand entgegensetzen, vorausgesetzt, daß sie nicht um einen Zuschuß oder Anleihe oder Garantie in Verbindung damit angegangen wird."[1]) Bereits 1872 hatte das englische Oberhaus sich für die Herstellung des Kanaltunnels auf Grund seiner technischen Durchführbarkeit und wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit ausgesprochen. Keiner der beiden Instanzen war der Gedanke an eine Gefahr für die Sicherheit Großbritanniens irgendwie bei den aufmerksamen Prüfungen des Projekts zum Bewußtsein gekommen. Am 30. Mai 1876 wurde dann zwischen den Kommissaren der beiden Nationen ein Verständigungsprotokoll über den Tunnelbau unterzeichnet, das auch gewisse Vorsichtsmaßregeln berücksichtigte.

Für die am 1. Februar 1875 unter dem Vorsitz des Nationalökonomen Michel Chevalier begründete „Compagnie Française du Tunnel", aus der die spätere „Association du chemin de fer sous-marin entre la France et

---

[1]) Monatsschrift „Weltverkehr und Weltwirtschaft" (Verlag H. Paetel, Berlin), III (1913/14), S. 11. Vgl. auch Ph. Forchheimer, Englische Tunnelbauten (1884), S. 50 ff. und Ad. v. Gabriely in der „Deutschen Revue", X, 3 (1885), S. 297 ff.

Digitized by Google

l'Angleterre" hervorgehen sollte, erteilten die dortigen Kammern am 3. August 1875 die Konzession zu Vorarbeiten von der französischen Küste aus im Betrage von 2 Millionen Franken auf 5 bzw. 8 Jahre bei einer Konzessionsgewährung auf 99 Jahre vom Tage der Betriebseröffnung an. Das Komitee begann seine Tätigkeit mit zwei Bohrungen in Sangatte bei Calais. Ende 1878 schlossen sich daran Abteufungen von Schächten. Mit Energie und großer Liebe zur Sache betrieb auf der französischen Seite die Compagnie die Arbeiten. Anders in England!

Dort hatte allerdings die „Channel-Tunnel-Company", ebenfalls im Jahre 1874, für Expropriationen von Ländereien an der St.-Margareten-Bai Vollmacht erhalten, zum Zweck der Vornahme von Bohrversuchen und sonstigen Vorarbeiten im Betrage von 20000 Pfund Sterling. Da aber die Summe nicht aufkam, hauptsächlich weil das Oberhaus seit 1876 plötzlich gegen den Kanalbau Widerstand erhob, so konnten die Arbeiten tatsächlich erst beginnen, nachdem die Südostbahngesellschaft (South-Eastern-Railway-Company) mit der „Channel-Tunnel-Company" in Verbindung getreten war. Sie teufte 1880 am Fuße der Abbotsklippe westlich von Dover ab, erwarb 1881 zu weiteren Bohrungen die an der Shakespeare-Klippe liegenden Grundstücke.

Alle diese Bohrungen bestätigten vollkommen die vielversprechenden Ergebnisse der Untersuchungen Hawkshaw's: Die untere graue Kreideschicht der Küstenfelsen auf beiden Seiten des Kanals, in einer Stärke von ungefähr 50 Metern, zeigte sich durch ihre vollkommene Wasserdichtigkeit und durch ihre leichte Bearbeitungsfähigkeit für den Durchstich sehr geeignet. Ueber dieser eine Schicht poröse weiße Kalkmasse, unter ihr wasserführende Schichten älterer Kreide. Als Endpunkte des Tunnelbaus ergaben sich die nur um 40 Kilometer in der Luftlinie entfernten Städte Dover und Calais, die Ausgangsplätze für die beim Bau interessierten Eisenbahnen.

Am 8. Dezember 1881 wurde eine „Submarine-Continental-Railway-Company" gebildet.

Man war mit dem Hauptstollen bereits ziemlich weit unter den Meeresgrund gelangt, da wurde dieser von der englischen Regierung als Staatseigentum erklärt, die bohrenden Gesellschaften bei Fortführung der Arbeiten mit Prozessen bedroht.

Das war die Folge eines ungünstigen Umschwungs der öffentlichen Meinung in England, den zwei strategische Autoritäten plötzlich herbeigeführt hatten, nämlich der durch den Zulukrieg bekannt gewordene General Sir Garnet Wolseley durch eine eingehende Denkschrift vom 10. Dezember 1881 — die vom Präsidenten des Handelsamts, Chamberlain, am darauffolgenden 3. Februar dem Kriegsministerium zusammen mit anderen Gutachten überreicht wurde — und der Admiral Sir Cooper Key durch ein öffentliches Schreiben an Lord Northbrook vom 31. Januar 1882. Dort hatte der Admiral die alarmierende Frage aufgeworfen: „Was soll eine Armee von 200000 Franzosen, sobald sie durch den Tunnel nach Dover gelangt ist, daran hindern, nach London zu marschieren, während unsere Flotte — in aller Pracht von Kraft und Stärke — hilflos zusieht?" Vor-

Digitized by Google

nehmlich Wolseleys gewichtiges Wort faszinierte derartig die öffentliche Meinung Großbritanniens, daß kein Vernunftsgrund dagegen aufkommen konnte. Das einzige, worauf sich Wolseley noch eingelassen hätte, wäre der Verbindungsweg durch eine Brücke über den Kanal gewesen.

Noch am 11. Februar 1882 hatte die Generalversammlung der Aktionäre der „Submarine-Continental-Railway-Company" den mit der Südostbahngesellschaft abgeschlossenen Vertrag betreffend Bau und Betrieb der Kanaltunnelbahn bestätigt, die Direktoren mit weiteren Vollmachten zu dem Zwecke versehen.

Aber schon zwölf Tage später — gerade in dem Augenblick, als die Unterhandlungen mit Frankreich wegen eines Handelsvertrags endgültig gescheitert waren —, am 23. Februar, hielt es der Staatssekretär der Kriegsangelegenheiten für angebracht, einer Kommission von Technikern und Militärs die Frage vorzulegen, durch welche Mittel ein unterseeischer Tunnel mit Sicherheit unbenutzbar gemacht werden könne. Das war der erste, noch behutsame Schritt auf der Bahn abwärts.

Die Kommission gab wohl verschiedene Methoden für den angesprochenen Zweck an; sie konnte aber nicht verhehlen, daß unbedingt sicher keins der angegebenen Mittel wirke!

Zudem ward die Stimmung des englischen Publikums immer erregter, die Angst vor der möglichen Invasion Englands vom Festland her immer größer und allgemeiner. Da erteilte am 5. April die britische Regierung die Weisung, den Tunnelbau einzustellen, bis jene im März von ihr eingesetzte Kommission nach der wissenschaftlichen und militärischen Seite hin ihr Gutachten abgegeben hätte.

Am 5. August 1883 traf das Unterhaus die erste Entscheidung. Es setzte die bereits am 16. Mai vertagte Kanaltunnelfrage von der Tagesordnung ab. Dementsprechend war auch das Blaubuch gestaltet, welches die Regierung am 10. Oktober veröffentlichte. Auf 368 Folioseiten gab dieses die Gutachten der Kommission und zahlreicher sonstiger militärischer Autoritäten; sie waren ziemlich einstimmig gegen das Projekt.

Der Kanaltunnelverteidigungs-Ausschuß unter dem General Sir Archibald Alison betonte in seinem Bericht die Gefahr der Sorglosigkeit, welche eine lange Friedens- und Ruheperiode erzeugen könnte. Gegen eine Ueberrumpelung könnten selbst die umfassendsten Anstalten, den Tunnel „absolut unbrauchbar für einen Feind in jeder nur denkbaren Eventualität" zu machen, nicht schützen.

Aehnlich pessimistisch lautete das Gutachten des Generalleutnants Sir John Adye. Im Interesse der Sicherheit Englands erklärten sich deshalb Wolseley und der Höchstkommandierende, Feldmarschall Herzog George von Cambridge — ersterer in einer voluminösen zweiten Denkschrift vom 16. Juni 1882, die im „Blaubuch" 27½ Foliodruckseiten umfaßt — unbedingt gegen die Anlage des Tunnels überhaupt; dabei berief sich Wolseley auf einen angeblichen Ausspruch Moltkes, „er könne sich wohl ein Dutzend Wege denken, auf denen eine Armee nach England gelangen könnte, aber nicht einen einzigen, auf dem sie wieder herauskäme. Dieser einzige wäre nun der Tunnel gewesen".

Digitized by Google

Die Arbeiten wurden auf englischer Seite, nach Prozeßverhandlungen mit der Regierung, 22. Juli 1882 endgültig eingestellt, auf französischer Seite im März des folgenden Jahres; dort war die Bohrung um 1800 Meter vorgedrungen, hier sogar auf 1849, und zwar zum Teil bereits unter dem Meeresgrunde.[1])

Die dem ganzen Unternehmen so verderblichen Erörterungen waren durchaus nicht bloß Erzeugnisse theoretischer Grübeleien; sie hatten vielmehr einen sehr realen politischen Hintergrund. Die ägyptische Frage war aufgerollt. Unter Wolseleys Oberbefehl hatten die braven Engländer mit der allen Verträgen hohnsprechenden Besetzung des alten Pharaonenlandes rücksichtslos begonnen. Somit wurde das frühere dortige Kondominat Frankreichs und Englands beseitigt.

Frankreich schien jedoch durchaus nicht gewillt zu sein, es in Aegypten auf diese Weise bei einem ausschließlichen Protektorat Englands bewenden zu lassen.

Daher das gewaltige Unbehagen der Briten, ihr angsterfüllter Argwohn dem französischen Nachbar gegenüber, vor dem sie kein reines Gewissen hatten. Im Bewußtsein der schwachen militärischen Kräfte, die gegen eine französische Invasion völlig ungenügend waren, verlangte deshalb die öffentliche Meinung in England immer dringlicher, daß Regierung oder Parlament die Fortsetzung der Tunnelarbeiten geradezu verbiete. Am 24. April 1883 begann eine parlamentarische Kommission, zusammengesetzt aus fünf Lords und fünf Mitgliedern des Unterhauses, unter Vorsitz des Lord Lansdowne's, eine eingehende Prüfung des Projekts mit der Vernehmung der Sachverständigen.

Unter ihnen erhoben sich gewichtige Stimmen für die Fortsetzung des monumentalen Baues. Der Urheber des Projekts, Sir Edward Watkin, schildert die Vorzüge in glänzenden, absolut hoffnungsfreudigen Farben. Er berechnete die Fahrtdauer auf eine halbe Stunde, den täglichen Verkehr auf 250 Personen- und Güterzüge, die Steigerung des Reiseverkehrs von damals 464000 Passagieren auf mindestens $4^1/_2$ Millionen bereits im ersten Betriebsjahre bei wesentlich verbilligten Fahrpreisen. Die Gesamtbauausgaben schätzte er auf höchstens 3 Millionen Pfund Sterling ein; auf Kosten der Aktionäre sollte zur Verteidigung des Tunnels nach dem Meere zu ein großes Fort erbaut werden.

Seine und die des berühmten Ingenieurs Sir F. Bramwell Versuche, die wunderliche, aber epidemisch gewordene Furcht vor der Invasionsgefahr zu beschwören, blieben fruchtlos. Die parlamentarische Kommission erklärte sich mit 6 gegen 4 Stimmen für eine Verhinderung des Unternehmens. Bezeichnend war es für die auf Ausländer besonders komisch wirkende Situation, daß die Kommission sich über die Gründe des Beschlusses nicht einigen konnte! Ausschlaggebend erschien das allgemeine dunkle Gefühl, daß der Tunnel die Sicherheit Englands beeinträchtige.

---

[1]) Noch heute sollen die Bohrmaschinen unbeschädigt an ihren letzten Arbeitsplätzen stehen, ohne daß Feuchtigkeit zu ihnen gedrungen wäre.

Digitized by Google

Das war am 10. Juli 1883 unter dem Ministerium W. E. Gladstones, der, von Hause aus ein Freund des Projekts, dieses 1876 und 1879 lebhaft befürwortet hatte.

Tags darauf, am 11. Juli, trug er dem Unterhaus bittere Beschwerden über die Franzosen in Madagaskar vor. Sie hätten sich bei der Besetzung des dortigen Hafens Tamatave am 22. Juni so schwere Ausschreitungen und Vergewaltigungen gegen den englischen Konsul und gegen englische Staatsangehörige zuschulden kommen lassen, daß darüber Erklärungen von der französischen Regierung verlangt worden seien.

Die Nachrichten waren, wie sich bald herausstellte, übertrieben, aber sie wirkten in dem gewünschten Maße auf die zunehmende Gereiztheit der öffentlichen Stimmung gegen Frankreich. Schon schien zwischen beiden Nationen der Ausbruch eines Konflikts zu drohen. Allmählich trat eine Beruhigung der Gemüter ein, das schöne Kanaltunnelprojekt war aber, wenigstens auf englischer Seite, endgültig begraben.

Endgültig, wohlverstanden unter den gegebenen Verhältnissen!

Daran änderte nichts die immer erneut zum Ausdruck kommende Begeisterung der Franzosen für das Projekt. Die von 1883 bis 1894 in jeder englischen Parlamentssession eingebrachten Anträge auf Genehmigung zur Fortführung der Tunnelarbeiten blieben ergebnislos. Erst im Frühjahr 1906, bald nach Fertigstellung des Simplontunnels, des bis dahin größten Tunnels der Welt (19,73 Kilometer lang), ward die Kanaltunnelidee zu neuem Leben erweckt. Der Untergang des Kanaldampfers „Berlin" bei Hoek van Holland, einer der furchtbarsten Seeunglücksfälle der letzten Jahre, hatte die Veranlassung dazu gegeben. Es entstand die „New Statutary Channel Tunnel Company", daneben eine „Französisch-Englische Kanaltunnelgesellschaft". Auf französischer Seite wurde die Wiederaufnahme des Bauprojekts mit Freude begrüßt. Das verletzende Mißtrauen, welches die Invasionsangst Englands gegen Frankreich enthalten hatte, schien beseitigt zu sein, seitdem durch König Eduards VII. Bemühungen zwischen beiden Nationen eine Entente cordiale angebahnt worden war. Aus den englischen Handelskreisen — an ihrer Spitze der Abgeordnete Sir William Henry Holland, Präsident der britischen Handelskammern — mehrten sich die Stimmen für das gewaltige Unternehmen. Mit größten Hoffnungen sah man besonders in Frankreich der bevorstehenden Stellungnahme des englischen Parlaments entgegen. Da setzte von neuem der Widerstand militärischer Kreise ein, an ihrer Spitze auch diesmal General Wolseley, der das Unternehmen als „wahnsinnige Idee" bezeichnete. Die Presse, allen voran die „Times", aber sogar entschieden liberale Blätter folgten. Um sich griff von neuem die alles nationalen Selbstvertrauens bare Angst vor dem Versagen der Absperrungsmittel im entscheidenden Augenblick einer etwaigen Ueberrumpelung.

Vergeblich war der Hinweis darauf, daß die Trasse des Tunnels auf beiden Seiten vom Lande aus zunächst abfallen würde, so daß ein Teil des Tunnels durch Schleusen leicht unter Wasser gesetzt werden könne; bei einer 10- bis

Digitized by Google

12000 Mann starken Garnison in Dover unter tüchtiger Führung wäre somit eine Ueberrumpelung so gut wie ausgeschlossen. Dabei begann schon die Furcht vor einer deutschen Invasion in zunehmender Stärke mitzusprechen, mit Rücksicht auf Calais' Nähe zur Grenze Belgiens, das einem deutschen Angriffe nicht gewachsen sei. Die Ansicht brach sich Bahn, daß der Tunnelbau erst verwirklicht werden könne, nachdem durch Einführung der allgemeinen Dienstpflicht Englands Militärmacht derjenigen der einzelnen Kontinentalnachbarstaaten einigermaßen ebenbürtig geworden sei.

Der dem Parlament Ende Dezember 1906 vorgelegte Gesetzentwurf projektierte den Bau von zwei in 15 Meter Abstand nebeneinander laufenden, miteinander in Verbindung stehenden Paralleltunneln von $5^1/_2$ bis 6 Metern Durchmesser mit je zwei Geleisen in der Gesamtlänge von 54 Kilometern, von denen 48 auf die submarine Strecke kämen; daneben ein Entwässerungskanal, an beiden Tunnelausgängen große Kraftstationen. Die Durchfahrt sollte bei elektrischem Betriebe 40 Minuten betragen, die Strecke London—Paris wäre in $5^1/_4$ Stunden zurückzulegen!

Der Bau von beiden Seiten (von Hougham, 4 Kilometer westlich von Dover, und von Sangatte, nahe Kap Gris Nez, 7 Kilometer westlich von Calais) gleichzeitig und gleichmäßig durch die beiden Gesellschaften in den beiden Ländern mit einem Gesamtkapital von 16 Millionen Pfund Sterling ausgeführt, war auf sieben bis zehn Jahren berechnet.

Die neue Bahnlinie sollte von der Linie Paris—Boulogne bei Marquise abzweigen; bei dem Dorfe Wissant, 38 Kilometer von der englischen Küste entfernt, würde die eigentliche Tunnelfahrt beginnen, zuerst in Schleifen, wie auch nachher beim Austritt, hier sollte der Dampfbetrieb in den elektrischen übergehen.

Die ungünstige Stimmung im Publikum und Presse — daneben diesmal die bedenkliche Aussicht auf Nachteile für die Schiffsreedereien, für gewisse Zweige der inländischen Erzeugung und Herstellung, wie von Molkereiprodukten, Gemüse und Obst bei zunehmender Konkurrenz der entsprechenden französischen Artikel, ferner die befürchtete Schädigung der englischen Handelshäfen hinsichtlich des kolonialen Verkehrs zugunsten von Bordeaux und Marseille, vor allem die Opposition des Kriegssekretärs Haldane, der Armee und der Flotte, des fast durchweg konservativen Oberhauses brachte den vielverheißenden Gesetzentwurf zu Fall. Am 21. März 1907 erklärte sich im Ober- und im Unterhause die Regierung gegen das Projekt „aus Rücksicht auf das allgemeine Wohl und auf das Gefühl der Unsicherheit im ganzen Lande, das in der Forderung nach Vermehrung der Land- und Seestreitkräfte zum Ausdruck kommen würde. Dieses Unruhegefühl würde auf Politik und Handel höchst nachteilig wirken, ohne entsprechende Vorteile für Handel und Industrie. Empfehlenswerter wäre die Herbeiführung einer besseren Verbindung mit dem Kontinent durch Schaffung von Fähren".

Es sei hierbei nur daran erinnert, daß der Vorschlag einer Kanalfähre — durch John Fowler, den Erbauer der Forthbrücke, gemacht — am 10. Juli 1872 im Oberhause abgelehnt worden war, gerade unter Hinweis auf

Digitized by Google

die Zweckmäßigkeit eines Kanaltunnels, gegenüber der geringeren Sicherheit und den um fast ein Drittel höheren Kosten einer Fähre.

Die widerstrebende Haltung der Regierung sollte, wenigstens von ihrer Seite, die letzte Konzession an die Anschauungen der alten Zeit sein. Sicherlich wurden mit der englischen Furcht vor einer militärischen Ueberrumpelung auch tiefergehende handelspolitische Sorgen verhüllt!

II. Englands Absichten bei der Wiederaufnahme und Ausführung des Kanaltunnelprojekts.

Englands Interessenrichtung nahm allmählich eine andere Bahn, je näher in den folgenden Jahren die auf das geschickteste vorbereitete große Abrechnung mit Deutschland heranrückte. Die von Eduard VII. eingefädelte „Entente cordiale" hatte sich 1912 zu militärischen Vereinbarungen zwischen England, Frankreich und Belgien verdichtet. Es traten neue, ausnehmend wichtige Lebensinteressen für die britische Nation in den Vordergrund; in ihrem Zusammenhang ward auch die Kanaltunnelfrage in den Vordergrund gerückt. Zuerst ward sie in mehr privater Form ventiliert.

Im Mai 1913 tagte die erste Versammlung der britisch-französischen Reisevereinigung (Franco-British Travel-Union). In einem längeren Vortrage über die Tunnelfrage gab der Präsident der „Channel-Tunnel-Company", Baron d'Erlanger, einen Ueberblick über ihre Geschichte, über Konstruktionsfragen und über die Kosten — die sich auf 320 Millionen Mark stellen, bei 8,4 Millionen Betriebskosten und etwa 30 Millionen Einnahmen pro Jahr —, über die nunmehr in Aussicht stehenden Annehmlichkeiten für die englischen Reisenden auf der Fahrt nach Nizza, Monte Carlo, Aegypten und Indien. Er prophezeite eine riesige Zunahme des Reise- und Warenverkehrs, hielt sich aber noch für verpflichtet, ein Viertel seines Vortrags den strategischen Sicherheitsmaßregeln zu widmen.

Ergänzende Angaben und Daten, besonders nach der technischen Seite der Frage, legte in derselben Sitzung der Ingenieur Sir Francis Fox vor; zum Schluß berührte er nur die hohe Bedeutung der Korn- und anderen Lebensmittelzufuhr nach England durch die Tunneleisenbahn, gedachte aber auch der Möglichkeiten, die dem Kommandanten von Dover in die Hand gegeben wären, im Kriegs- oder Ueberrumpelungsfall den Tunnel sofort zu zerstören oder mindestens unter Wasser zu setzen.

Unverhüllter und deutlicher traten die wahren Gründe für den Umschwung in den Anschauungen der Engländer, ihre wirklichen Ziele und Zwecke in der Angelegenheit erst in einer Petition zutage, welche im Namen von neunzig Mitgliedern aller Parteien des englischen Parlaments, der unionistischen sogut wie der liberalen, durch achtzehn aus ihrer Zahl — darunter Russel Rea, T. P. O'Connor, J. Parker und Oberst Yate — dem englischen Ministerpräsidenten Asquith am 5. August 1913 überreicht wurde.

Digitized by Google

Der Sprecher der Deputation, Mitglied des Unterhauses Arthur Fell, führte an markanter Stelle aus: „Meine Kollegen denken, daß die Frage der Zufuhr von Lebensmitteln in Kriegszeiten heute für unser Land viel wichtiger ist als vor dreißig Jahren. Ich habe die Berichte aus jener Zeit durchblättert und bemerkt, daß die Frage der Zufuhr von Lebensmitteln damals überhaupt gar nicht aufgeworfen wurde und daß niemand die öffentliche Aufmerksamkeit darauf lenkte, wie dieser Tunnel eine mächtige Hilfe für uns sein könnte, da er eine verstärkte Lebensmittelzufuhr... im Fall des Krieges mit jedem Lande möglich machen würde, Frankreich ausgenommen ... Von den strategischen Gründen, welche vor dreißig Jahren mit Erfolg dem Bau des Kanals entgegengestellt wurden, will ich nicht sprechen, aber ich weiß, daß die Meinung der militärischen Autoritäten sich in dieser Hinsicht sehr geändert hat ..."

Interessant ist da schon die Kritik der Antikanaltunnelbewegung von 1882/83. Der wahre Grund für die jetzige Aktion lediglich Englands Interesse: Englands Versorgung mit Lebensmitteln, vor allem mit Getreide, unbeschadet der Gefahren, die die deutsche Flotte und die deutschen Luftschiffe in einem Kriege gegen Deutschland bringen müssen. Vor allem will und muß England verhüten, daß es gegen sich die furchtbare Waffe gerichtet sehe, mit der es selbst mit Vorliebe kämpft, die Aushungerung!

Aus entsprechenden Erwägungen fiel Asquiths Antwort wohlwollend und günstig aus. Unter anderm sagte er:

„Es liegen neue Tatsachen vor, ich gebe es zu ... Gemäß den Befürchtungen Lord Wolseleys und derer, die seine Meinung angenommen haben, war Frankreich allein der Feind, dessen Verteidigungs- und Angriffskraft durch die Anlegung des Tunnels gesteigert werden konnte. Die Möglichkeit einer derartigen Feindschaft hat sich seit 1904 verloren. Es gibt andere, neue Faktoren; so die neuen Arten des maritimen und militärischen Kampfes und die Verproviantierungsfrage."

Mit diesen Worten ließ auch der Ministerpräsident bei aller Vorsicht erkennen, worauf es den Briten ankommt. Der Invasionshorror schien allmählich der Angst vor einer Aushungerung im Kriege Platz zu machen; sie wurde ebenfalls von der „Morning Post" — neben der leichteren Möglichkeit, Truppen nach dem Kontinent zu schaffen — als Grund für den Tunnelbau hervorgehoben.

Die Zusicherungen, welche Asquith der Deputation gab, konnten nur die besten Hoffnungen für die nunmehrige Verwirklichung des Planes erwecken; er deutete sogar an, daß bereits eine Prüfung der Frage von seiten der Regierung im Reichsverteidigungsausschuß (The Committee of Imperial Defence) begonnen habe, an dem übrigens unter anderen Lord Kitchener, der kanadische Landwirtschaftsminister Burrell und der kanadische Finanzminister White zeitweise teilnahmen.

Auch von französischer Seite ward der Bauplan jetzt wieder eingehend für die Oeffentlichkeit behandelt, vor allem durch den rührigen Albert Sartiaux,

Digitized by Google

den ersten Ingenieur der französischen Nordbahn.[1]) Er wies dabei nach, daß der englisch-französische Verkehr im Verhältnis zu der gleichzeitigen Zunahme des deutsch-französischen und französisch-belgischen Verkehrs arg zurückgeblieben sei. Ebenso hatte der französische Ministerpräsident Barthou bereits am 17. Juli, unter den Nachwirkungen des Präsident Poincaré'schen Besuchs in London, sich im günstigsten Sinne für das Unternehmen, „ein Werk des Friedens und der Zivilisation", ausgesprochen.

Trotzdem wußten die nachgerade hysterisch erscheinenden Angstbeklemmungen vor einer Invasionsgefahr sich doch noch — auch ohne Wolseley, der inzwischen gestorben war — wieder geltend zu machen. Ihr Hauptorgan waren abermals, wie schon früher, die „Times", die Mitte September 1913 alle Gründe für den Bau und die aus ihm erhofften Vorteile gewandt zu widerlegen wußten und für unentwegte Wahrnehmung der rein britischen Interessen plädierten. Ihr militärischer Beobachter zeigte sich bekümmert über die Verschlechterung der englischen Landmacht gegenüber den Fortschritten der kontinentalen Armeen, über den Rückgang in der Vorherrschaft der englischen Seemacht, gegenüber der angeblich noch bestehenden Ueberrumpelungsgefahr, warnte auch, ähnlich wie „ein sehr hochstehender englischer Offizier" in der französischen Zeitung „Excelsior", vor der Möglichkeit, daß Calais in die Hände einer dritten Macht, nämlich Deutschlands, geraten könnte. „Auch ist zu erwägen," hieß es in den „Times" weiter, „daß Frankreich in bezug auf die Heeresmacht seine letzte Karte ausgespielt hat und mit jedem Jahrzehnt verhältnismäßig schwächer wird, vielleicht auch weniger widerstandsfähig gegenüber der Versuchung eines Nachbars, sich mit ihm gegen uns zu verbünden."

Das sagte das große englische Blatt bereits ein Jahr vor Ausbruch des großen Krieges, der erst durch die furchtbaren Menschen- und Geldopfer Frankreich auf Jahrzehnte hin völlig schwächen sollte!

Wohl ward in jenem Zusammenhange der eventuelle Vorteil zugegeben, daß Lebensmittel durch den Durchstich unterirdisch zugeführt werden könnten; jedoch wurden die Bedenken gegen den Ueberlandsverkehr durch Frankreich betont, da man sich auf die französische Flotte für den Schutz der britischen Schiffahrt im Mittelmeer um so weniger verlassen könnte, als sie mit dem Schutz der eignen Interessen dort genug zu tun hätte. Zum Schluß gaben die „Times" der Hoffnung Ausdruck, daß die gewichtigen englischen Stimmen gegen den Tunnelbau ohne Zweifel wieder einmal durchdringen würden.

Zu einer wirklichen Entscheidung ist es in dem Jahre, das noch bis zum Beginne des gegenwärtigen Weltkrieges verstrich, nicht gekommen. Das Bauprojekt lag einer Kommission des englischen Parlaments unter Vorsitz von Arthur Fell vor. Die Minister schienen sämtlich für die Ausführung des Projekts zu sein, nur das Komitee für die Reichsverteidigung leistete Widerstand.

---

[1]) In einem eingehenden Aufsatz der „Revue des deux mondes" (1. Oktober 1913); vgl. auch seinen früheren in der „Revue politique et parlementaire" (10. Juli 1906).

Digitized by Google

Nachdem die Parlamentskommission in einem Anfang Mai 1914 ausgegebenen Berichte den Beginn der auf sieben Jahre berechneten Bauarbeiten für 1915 als möglich dargelegt hatte, unterbreitete Lord Sydenham, der lange Zeit Sekretär des Ausschusses für die Reichsverteidigung gewesen war, einer beim englischen Kriegsminister zusammengetretenen Konferenz von Vertretern beider Nationen, Ministern und Diplomaten, einen eingehenden Plan für den Schutz und die Verteidigung des Tunnels im Kriegsfalle, durch Legung der britischen, in eine unterirdische Schleife ausgehenden Tunnelmündung unter das Geschützfeuer der Festung Dover und der Kriegsschiffe ihres Flottenhafens und in den Bereich von Schleusen, deren Wassergewalten von der Festung aus zu dirigieren wären. Die gesamte elektrische Kraftstation, besonders zur Auslüftung und Auspumpung, die Vorkehrungen zur eventuellen teilweisen Zerstörung des Tunnels, zu seiner Ueberschwemmung oder Anfüllung mit giftigen Gasen, sollten einzig auf englischem Boden ruhen usw. Kurz, der Tunnel und seine Benutzungsmöglichkeit und damit im Grunde die eigentliche Verwaltung der Tunnelgeschäfte, sollten vollständig in englischen Händen und dem Willen der französischen Regierung entzogen sein.

Würde diese eine derartige Ausschaltung, die sie so gut wie völlig England auslieferte, sich wirklich ruhig gefallen lassen?

Jedenfalls werden die Tunnelschleifen an den Ausgängen sowie die sonstigen Sicherheits- und Vorbeugungsanlagen — darunter auf französischer Seite ein offener, von der See her beschießbarer Viadukt — ein Denkmal bilden zur Verewigung der lächerlichen, einer großen Nation unwürdigen Angst der Briten vor dem Invasionsgespenst. Gerade diese, von ihren französischen Verbündeten mit solchem Vergnügen bespöttelte[1]) Angst beweist, daß in dem englischen Volke kein Zug von heldenhafter Tapferkeit und hochherziger Ritterlichkeit mehr vorhanden, sondern daß es zu einem eigner Kraft mißtrauenden Krämervolk degeneriert ist. Der Bau der viel schwerer unbrauchbar zu machenden Mont-Cenis-, Gotthard- und Simplontunnel hat bei keinem Italiener, soweit es in der Oeffentlichkeit bekannt geworden ist, eine derartige Besorgnis vor einer strategischen Gefahr wachgerufen.

Nach der dereinstigen Vollendung dieses gewaltigen, wahrhaft epochemachenden Werkes, das im Verhältnis zu jenen großen Alpentunneln relativ leicht und einfach, durch weiche Kreide, statt durch Granit hindurch, herzustellen ist, werden zweifellos viele sich erstaunt fragen, wie war es möglich, daß das Werk nicht schon längst ausgeführt worden ist. —

Ehe es zur endgültigen Entscheidung über die Kanaltunnelfrage kam, brach der Weltkrieg aus. Jetzt scheint die Entscheidung wirklich gefallen zu sein — in England! Denn von daher dringt die Kunde zu uns, daß die Durchführung des Tunnelprojekts dort endlich beschlossen sei.

---

[1]) Besonders durch G. Valbert, „L'agitation anglaise contre le Tunnel de la Manche“ (1882).

Digitized by Google

Vergegenwärtigen wir uns die Gesamtsituation, die ebenso wie 1882/83 wieder für das Schicksal des Plans ausschlaggebend ist. Da erscheint schon ein Symptom auffallend. Bei den Franzosen war ja stets eine dem Unternehmen geneigte Stimmung vorhanden. Mehr noch als früher, seit 1907, gerade in französischen Militärkreisen. Durch den Tunnel konnten rechtzeitig, viel rascher als beim Seetransport, beträchtliche Massen von Hilfstruppen aus dem verbündeten England herangezogen werden, selbstverständlich nur gegen den nunmehr gemeinsamen deutschen Feind; sie konnten eventuell Belgien, dessen Neutralität ja vor allem von Englands Gnade abhing, besetzen und dadurch den linken Flügel und die linke Flanke der französischen Heere wesentlich schützen und stärken. Vornehmlich die Militärkreise in Frankreich hatten die Ablehnung des Kanaltunnelgesetzentwurfs seitens der englischen Regierung sehr bedauert.

Und heute?

Wozu ist es gerade jetzt nötig, durch einen Vortrag im Pariser „Conservatoire des arts et métiers", durch Hinweis auf eine demnächst mögliche Einfuhr von 60 000 Tonnen Waren aller Art täglich aus England diese Stimmung zu heben, zum wenigsten sie zu sichern?

Liegt etwa die Gefahr vor, daß die für den Kanaltunnelbau günstige Stimmung den Franzosen abhanden kommen könnte? Jetzt, im Krieg?

Wäre es vielleicht möglich, daß hinsichtlich jener Frage die Ansichten im Publikum nicht bloß in England, sondern auch in Frankreich heute denen von 1882/84 genau entgegengesetzt sind? Daß wir im Gegensatz zu jener Periode heute die Engländer als Kanaltunnelenthusiasten anzusehen hätten, dagegen bei den Franzosen Beklommenheit feststellen müßten?

1882 und 1916!

Damals fürchteten die Engländer eine Invasion auf ihre Insel von seiten Frankreichs. Heute haben sie unter dem Deckmantel der Freundschaft und des Schutzes eine Invasion in Frankreich vollzogen. Sie haben sich in Calais und in den anliegenden Teilen des ehemals französischen Küstenstriches festgesetzt, eingenistet! Calais und die umliegenden Ortschaften, welche sie einst mehr denn zwei Jahrhunderte als Teile ihres Reiches, zu Frankreichs Schmach, innegehabt hatten, besitzen sie wieder. Die Erinnerung an diese traurige Epoche der staatlichen Ohnmacht Frankreichs ist von neuem lebendig geworden!

Wer die Geschichte jener englischen Eroberung auf französischem Boden kennt, wer sich vergegenwärtigt, wie nach der plötzlichen Rückgewinnung Calais' durch den kühnen Handstreich des Herzogs Franz von Guise im Jahre 1558 die englische Politik noch jahrhundertelang dieses Eingangstor Frankreichs sich zurückzuholen trachtete — nur als charakteristische Beispiele seien hier die hartnäckigen Versuche und Unterhandlungen der größten Herrscherin Englands, Elisabeth (1558—1603), mit den Königen Frankreichs oder ihren Gegnern im Lande erwähnt —, wer so auf die geschichtlichen Tatsachen zurück-

Digitized by Google

geht,[1]) der wird bald dessen inne werden, daß der britische Löwe die lang und heiß zurückersehnte Hafenstadt nicht wieder aus seinen Krallen lassen wird.

Die Engländer sind bereits dazu übergegangen, Calais auf der Landseite, also gegen Frankreich, stärker zu befestigen, die Forts auszubauen — deren Betreten den Einheimischen verboten sein, zweien sogar längere Gefängnisstrafen eingetragen haben soll —, ferner das französische Geschützmaterial zu entfernen und durch englisches zu ersetzen. Die Stadt mit ihrer Umgebung steht schon jetzt fast vollkommen unter englischer Verwaltung.

Das hat die Franzosen, bei aller Kriegsbegeisterung für die englischen Verbündeten, nun doch stutzig gemacht, mehr noch, als nach dem Fall Antwerpens eine Aeußerung Lord Balfour's zu Churchill bekannt wurde: „Antwerpen ist ein schwerer Verlust, aber kein unersetzlicher. Solange wir Calais behaupten, können wir Antwerpen entbehren." Daraufhin Interpellierung des französischen Ministerpräsidenten durch den Deputierten von Calais (am 21. März 1916), wiederholte Bemühungen der französischen Regierung bei der britischen um Abgabe einer bestimmten Erklärung, daß Calais und der von ihren Truppen besetzte Teil Frankreichs nach Friedensschluß auch wirklich wieder geräumt würde.

Die britische Regierung erklärte aber hierauf durch ihren Botschafter, „nicht in der Lage zu sein, bestimmte Erklärungen über notwendige Maßnahmen nach dem Kriege zu geben. Immerhin sei es nicht unmöglich, daß England in die Lage versetzt werden könnte, seine Truppen so lange auf dem Kontinent zu lassen, bis sämtliche kontinentale Fragen gelöst seien und keine Möglichkeiten mehr beständen, daß Calais zur Operationsbasis gegen England benutzt werden könne".

Was besagt dieser verklausulierte Bescheid? Nichts anderes, als daß England unter dem angegebenen, alle Fälle erschöpfenden Vorwande Nordwest-Frankreich mit dem Brückenkopf Calais einfach behalten wird, angeblich als Faustpfand, um dauernd die französische Politik nach seinem Willen zu beherrschen.

Jetzt gewinnt der Kanaltunnel, die Wiederaufnahme des Bauprojekts durch England, das sich bisher gegen seine Ausführung so gesträubt hatte, eine ganz andere Bedeutung. Der Kanaltunnel wird nicht zwei verschiedene Länder miteinander verbinden, er hat keinen internationalen Charakter, keine internationale Bedeutung mehr, sondern er wird nunmehr ein rein englisches Binnenlandunternehmen sein. Durch ihn, durch die in ihm dahintosenden Eisenbahnzüge, werden nur zwei englische Landesteile aneinandergekettet. Bald wird der Brite jederzeit in der Lage sein, seine um Calais auf dem englischen

[1]) Vgl. meinen Aufsatz: „Calais unter englischer Herrschaft (1347—1558)" in der „Deutschen Revue", Juli 1916, S. 35—51.

Digitized by Google

Teil des Kontinents stehenden Truppen rasch und unauffällig durch hinreichende neue Nachschübe in geeigneter Weise zu vermehren.[1])

An diese erhebende Aussicht haben die französischen Militärkreise in ihrer Naivität und in ihrem einseitig verbohrten deutschfeindlichen Revanchedrang nicht gedacht.

Ueber dem in seiner wahren militärischen Bedeutung erst jetzt beurteilbaren Tunnel flutet und braust der Aermelkanal, von den Engländern „The English Channel" programmatisch genannt.[2]) Der tiefe Sinn des Namens wird jetzt zur Geltung kommen.

Was sich dann für den internationalen Verkehr im „English Channel" an Konsequenzen ergeben dürfte, wird britischer Findigkeit noch vorbehalten bleiben, zum Erstaunen der übrigen Welt, Gegnern und Freunden.

Die Wehrpflicht, die als Begleiterscheinung bei Verwirklichung des Tunnelprojekts befürchtet wurde und diesem starken Abbruch tat, ist ohnehin Tatsache geworden.

Erfüllen wird sich dann Ferdinand v. Lesseps' prophetisches Wort: „Der Tunnel wird gebaut werden, und die Engländer werden daraus ebenso den größten Nutzen ziehen, wie aus dem Suezkanal." Und jenen Suezkanal hat der obengenannte Lord Palmerston einst, im Juli 1857, vor dem englischen Oberhause als „das größte Schwindelprojekt des Jahrhunderts" bezeichnet!

Zu der wunderlich anmutenden Angst vor einer Invasion der Franzosen haben die heutigen Besitzer von Calais keine Veranlassung mehr! Der Franzosen Unruhe und Bedrohung ist ihnen anderseits völlig gleichgültig; Frankreich erscheint in den Augen der Engländer nur noch als sekundärer Staat, finanziell und militärisch vollkommen von ihnen abhängig.

Der bekannte Schriftsteller Alfred Capus bemerkte kürzlich im „Figaro" bei Betrachtungen über den Krieg und die Friedensziele u. a.:

„In voller Ruhe, schlecht vorbereitet, haben wir Franzosen zuerst nur an die Verteidigung gedacht, dann aber sehr rasch begriffen, daß es sich für Frankreich darum handelt, entweder zu siegen oder als freie Nation zu verschwinden."

Diese Frage ist schon jetzt entschieden; das zweitgenannte Ziel ist glücklich erreicht, dank der Hilfe des alten Erbfeinds England, der heute die Maske des Freundes und Verbündeten trägt. Dazu hat Frankreich nicht mehr nötig, neue Hekatomben seiner Landeskinder, das letzte Aufgebot seiner männlichen Volkskraft, hinopfern oder, besser gesagt, hinschlachten zu lassen!

---

[1]) Die Möglichkeit, daß Calais während des Krieges in deutsche Hände fallen könnte, ziehen die Briten jetzt nicht in Betracht; wir haben auf diesen Fall hier nicht näher einzugehen.

[2]) Schon seit König Eduard I. (1274—1307).

Digitized by Google

Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns

Von

Wolfgang Windelband

(Fortsetzung)

Eichhorn an Amalie

Bornstaedtel ohnweit Herrnhuth d. 10. Septbr. 13.

Eben meldet mir ein schlesischer Landrath, daß er nach Breslau reist. Ich benutze diese Gelegenheit, Dir, meine geliebte Amalie, zu sagen, daß ich wohl und gesund bin und vorgestern durch den ersten Brief von Dir aufs höchste beglükt worden. Nach so langem Harren so süß liebende Worte, worinn sich mir Deine ganz himmlische, von Liebe zu mir und von Frömmigkeit erfüllte Seele spiegelte! Ein solcher Spiegel und ein solches Bild darinn wird mir in der unruhigen Bewegung, worinn jetzo mein Leben sich fortgerissen sieht ohne an etwas haften oder festhalten zu können, selten gebothen. Ich hab' ihn gelesen, Deinen Brief, und wieder gelesen. Deine zarte Sorge um mich, Deine Wünsche, Träume, Gebete! Ich fühle ganz mit Dir die eiserne Gewalt, die so fest verschlungene Seelen, die immer in der innigsten Mittheilung und Umfangung von einander jede nur ihr Leben und alle Freude ihres Daseyns finden können, auseinander gezogen. Doch was sag' ich auseinander gezogen. Das sind wir nicht. Die Gewalt der äußeren Verhältnisse will Dich nur mir entreißen. Aber unsere Arme dehnen und strecken sich troz der zwischentretenden Gewalten, mehr und mehr halten wir uns fest, deutlicher und klarer sagt uns das Gefühl, wie wir uns lieben und einander gehören, und daß dieses Gefühl im Kampfe gegen das Geschick, welches uns auseinander halten will, hervortritt, das ist nur der Schmerz, der unserer Liebesseeligkeit zugegeben ist, aber ohne Furcht und Angst, daß wir uns verlieren.

Den Mantel hättest Du mir so gerne nachgesendet. Ich hab' ihn mit Fleiß zurükgelassen, und in der That, ich schäme mich jetzo der Ursache, um welcher willen, Gott weiß in welcher Verwirrung, ich es gethan. Der Mantel ist so schön und neu, und im Schmuz des Campagnelebens wird er so leicht zu Grunde gerichtet. Darum ließ ich ihn zurük, ohne zu bedenken, daß ich ohne ihn noch eher aufgerieben werden kann, und daß er indeß zur Motten Lust zu Hause bleibt. Alles ist man entschlossen zum Opfer zu bringen, sich selbst und sein Leben, und mit einem elenden Mantel macht man Umstände, als sey er zu zart und gut für den Krieg. Hier hab' ich die Grenze, wo Sparsamkeit und Geiz, der verblendet, einander berühren, übersprungen. Nimm ein Beyspiel, geliebte Amalie, an meinem Fehler und laß Dich nicht versuchen, aus zu ängstlicher Sorge für die Mittel des Lebens, dem Leben selbst und seinem gedeylichen Genuß Abbruch zu thun.

Digitized by Google

Mein langer Kragen hat bis jezt statt eines halben Mantels gedient; die andere Hälfte hat die meistens gute Witterung zugethan, und so bin ich ziemlich heil und gut bis jezt davon gekommen. Wird die Jahreszeit strenger, so werde ich auf andere Weise Rath schaffen. Aufs Nachschicken des Mantels laß Dich nicht ein; die Posten sind gar zu unordentlich, und er würde mir gewiß nicht zukommen.

Von allen Seiten ist seitdem Großes geschehen, unendlich viel Blut vergossen und in der Sache doch noch wenig gewonnen. Der größte Gewinnst ist jedoch der, daß wir durch die bisherigen Erfahrungen zum Gefühl unserer Kraft, zu größeren Entschlüssen und zu festerer Zuversicht ohne Übermuth gelangt sind. Dieß macht mich ruhig und sicher. Der Krieg hat uns im Ganzen unendlich weniger gekostet als den Franzosen, obgleich auch manch theures Haupt als Opfer gefallen. Wilhelm Roeder's Tod wirst Du schon wissen, und von tiefer Trauer darüber erfüllt worden seyn. Mir ging sein Tod sehr nahe; Du weißt in welchem Verhältnisse ich zu ihm stand. Denke ich mir seine Frau und seine Kinder, so wird mir das Herz schwer. Zwar wird sie nicht durch Sorgen der Nahrung leiden; was hilft ihnen aber alles Wohlsein ohne den Genuß der Liebe des Gatten und Vaters. Er ist aber in dem heiligen Kampfe für das Vaterland, im edelsten und schönsten Berufe gefallen. Welche Quelle der Erhebung und des Trostes in diesem Gedanken! Ihn zu denken und diese Quelle darin zu finden, dazu traue ich der Wittwe alle Fähigkeit zu.

Mit dem Major von Golz,[1]) dessen Frau und Kinder Du zum Theil kennst, hatt' ich eine eigene Überraschung! Nach der Schlacht bey der Kazbach suchte ich ein zweytes Pferd. Man wies mich in ein Quartier, wo Tags zuvor ein Stabsofficier gestorben sey, der mehrere Pferde hinterlassen. Ich trete in die Stube, wo mir der todte Officier in voller Montirung gezeigt wird, und erkenne den Major von Golz. Ein Stück einer Granate hatte ihn in der Schlacht am Kopfe verwundet. Er war nicht gleich todt, verfiel aber frühzeitig in irre Phantasien von seiner Familie, seinem Regiment, das er wie noch in der Schlacht commandirte und anfeuerte, und verschied nach $1^1/_2$ Tagen, ohne sein Bewußtsein wieder gewonnen zu haben.

Vom Hauptquartier behalt' ich mir eine Schilderung vor, da der Landrath auf schleunige Abfertigung dringt. Nimm denn einen heißen, innigen Kuß, geliebtes Weib, und gedenke immer in Liebe, aber auch mit Ruhe und Fassung

Deines Eichhorn.

Amalie an Eichhorn

Berlin am 10ten Sept. 1813. Abends.

Gestärkt durch den Anblick meines ruhig schlummernden Kindes, und durch den Aufblick zum gestirnten Himmel im Glauben mich emporgehoben, ergreife ich die Feder, süß hoffend, Du Geliebter empfangest noch diese Zeilen, Du seiest mir nicht verloren in dieser blutigen Zeit. Ja nun ist sie da, die Stunde der

[1]) Kommandeur des 12. Reserve-Infanterieregiments.

Digitized by Google

Rache, mit ihr alle Schrecknisse der Erde, jeder fühlt's, daß sie da ist, der am Meisten, dem sie gleich uns so nahe tritt. Der Anfang des Krieges hat schon ein Opfer in unsrer Familie gekostet. Deinem fühlenden Herzen wird es auch sehr nahe gehen neben allen andern Wunden. Alberthal[1]) ist bei Jüterbock geblieben. Eine Kanonenkugel hat in dem Augenblick, da er seine Schwadron kommandirte, ihm den ehrenvollen Tod gebracht. Säheſt Du jetzt den Engel, die Tante! Niederfallen vor dieser Frau, und ihr den Saum des Kleides küssen mögte ich immer, wenn ich sie sehe. Schon durch das Unglück (immer und immer wiederkehrend) eine Heilige, wird sie es völlig durch ihren immer gleich bleibenden hohen Charakter. Ganz innigst betrübt über den Verlust des einzigen Sohnes, ganz Liebe, auch noch mitempfindende Trauer mit der hinterlassenen Frau, blickt sie, ich möchte sagen, freudig umher. Man sieht es ihrer verklärten Miene an, was sie vorzüglich hierbei hält: daß es dieser Tod ist. O! ich könnte Dir ewig hievon sprechen, mein Theurer! ich möchte so gern hinan an diese Erhabenheit der Seele, ach! ich kann, ich kann nicht; ich habe mit dem schweren Sinn zu kämpfen! mit der zu gewaltigen Liebe — ja, sie ist meine Schwäche, gewiß ich sagte es Dir oft, daß es zu weit ginge mit dieser Anhänglichkeit an einem Herzen. Doch warum quäle ich Dich hiemit; aber diese Tage regen das ganze Gemüth auf, alle Empfindungen; Du glaubst nicht, welch eine Trauer umher herrscht. Überall Tod — — die Familien zerstört. Die Alberthal zeigt auch einen sehr hohen Sinn. Sie ist ganz thränenlos, ihr Zustand scheint mir exaltirt. Da ich ihr Inneres nicht so genau kenne, als das volle Liebende der Tante, so kann ich nicht völlig ihr Betragen erklären; aber es kann nicht anders als Bewunderung einflößen durch seine würdevolle Haltung. Mir ist von jeher eine Trennung ehelicher Bande in der Blüthe der Jahre das Entsetzlichste gewesen, eine junge Wittwe war mir immer ein jammervolles Wesen. Tief, tief erschüttert sind wir alle durch diesen Fall. Es ist ja aber Krieg, wen es heut nicht trifft, den trifft es morgen. Es ist als sollte die erwachsene Generation, die leben bleibt, in Gram ihr künftiges Dasein hinbringen, nur die Kinder, die Kinder geben Freude, wiegen die müde Seele in sanfte Ruhe. Du wirst über mich zürnen, guter Mann! daß ich mich nicht mehr der freudigen Stimmung hingebe, da es Alles so herrlich mit der großen Sache steht, und da mein Eichhorn, wenn er lebt, gewiß viel hohes glückliches Gefühl neben aller tiefen Empfindung des Leidens der Welt in seiner Seele hat. Auch meine Seele ist von dieser erhabenen Freude nicht verlassen, ich habe sie, ja ich finde hieran, in diesem großen, allgemeinen Auffassen aller Erscheinungen, der ganzen Welt, oft meine Beruhigung in der Angst. Aber ich bin ein Weib, ich mögte in meiner, meiner Welt Ruhe, Friede, Freude, Liebe, Glückseeligkeit haben!! Sie kommt mir noch! —

---

[1]) Sohn von Amalies Tante Luise Spalding aus deren erster Ehe, Rittmeister bei der Berliner Landwehrkavallerie. Er wird mehrfach erwähnt in den Briefen Karl Friedrich Eichhorns.

Digitized by Google

Aber so hoch müssen wir uns stellen, daß wir ganz über wegsehen über das Einzelne, immer nur auf das Ganze, das Große. Da ist mir wieder die herrliche Tante so ein schönes Muster. Sie empfindet ganz mit dem Leidenden, sie geht ganz in das Einzelne und verliert sich nie, hat immer einen Halt, immer unter allen, allem Schwachen doch ein freudiges Herz. Sie ist so lieb auch gegen mich, sie tröstet mich so viel, sie nimmt so Theil jetzt noch, da sie auch das Letzte verloren hat. Es sagte ihr Jemand: „nun werden Sie nicht die Freude haben über den guten Fortgang!" Etwas beleidigend lächelnd antwortete sie stolz: „o! warum nicht — aber mit ganzem Herzen werde ich nun dabei sein, werde ich für eine Sache empfinden, der ich mit voller Zustimmung ein solches Opfer gebracht habe und es nicht zu schwer finde!" Ist das nicht eine deutsche Frau! Sie sorgt dabei für die Verwundeten aufs Thätigste, für Jeden, der sie umgiebt, immer an Andre denkend. Es ist als wenn jeder neue Verlust sie noch veredelte. Ist es das Höchste, und es ist es, geliebt zu werden und zu lieben, so hat sie es wiederum im reichen Maße bei allen Verlusten: denn jeder neue Verlust erwirbt ihr wieder vielfach immer neu sich gestaltende Verehrung und Liebe.

Am 16ten Septem. 1813.

Seit dem Briefe vom 27ten Aug. noch bis heute keine Zeilen wieder in Händen von Dir, Geliebter. Hast Du es versäumt und mir nicht geschrieben (das kann nicht sein), aber nicht mehrmals, so muß ich Dich schelten und innigst bitten, doch immer recht oft wenn auch nur ganz kurz mir von Dir Nachricht zu geben. Es ist ja mein einziges Glück, Alles was ich noch von Dir habe. Zuweilen kommen in dieser stumpfen Zeit Anwandlungen vom Landecker Zustand, aber starker Wille un[ter]drückt sie und wendet meine angeregte Fantasie auf hellere Punkte. Die Unregelmäßigkeiten der Posten, Dein wechselnder Aufenthalt und manches andere kann Schuld sein, daß ich Deine Briefe bis jetzt nicht empfangen habe, so will ich glauben — Nun sind wir schon einen Monat getrennt und noch habe ich keine Antwort auf meine 5 Briefe an Dich. Dieß ist der Sechste. Ach, wie mag es Dir gehen, Du theurer Mann. Du kannst mir nicht so fern sein, und doch weiß ich so gar nichts. Du stehst wohl jetzt vor Dresden? Vor Dresden habe ich eine große Furcht!

Seit 8 Tagen ist es hier recht still, nun wird wohl bald wieder etwas losbrechen. Man spricht besonders viel vom Blücherschen Corps, es sei vorgerückt, habe Bautzen mit Sturm genommen[1]) und dgl. m.

Die vergangenen Tage, mein geliebter Eichhorn, waren voller Trauer für mich: erstlich der Tod Alberthals erschütterte mich tief, dann aber haben die trefflichen Reimers einen Verlust erlitten, der für diese guten Menschen sehr schmerzhaft ist. Der liebliche Heinrich ist in Zeit von 2 Tagen gesund und todt. Denke Dir den Schmerz der Mutter, den des entfernten Vaters. Ich war beim

---

[1]) Macdonald hatte am 12. September Bautzen geräumt, das Blüchersche Hauptquartier wurde am 15. dorthin verlegt.

Digitized by Google

Sterben des Kindes. Welch ein Leiden, nie werde ich das vergessen. Der blühende Junge geht einen Abend mißmuthig zu Bette, am andern Morgen finden sie ihn besinnungslos: aus diesem Zustand wozu sich Krämpfe gesellten, erwachte er nicht wieder. Meier hielt es für eine Verletzung des Gehirns, beim Seciren fand es sich aber, daß er sich irrte: es war ein Nervenfieber, was auf dem Gehirn lag — genug, der Engel ist hinüber. Auch dieses Irrdische wie vergänglich, wie Alles! Alles, alles geht dahin! Mein Hermann blüht immer kräftiger auf, o Gott! erhalte ihn uns! Wie beständig denke ich an Dich, wenn ich mich an dem Kinde erfreue. Die Ausbildung seiner physischen Kräfte rückt sichtbar vorwärts. Er paukt und packt um sich her, daß es nur so eine Art hat, dabei hat er eine tüchtige Stimme und eine solche Kraft mit Arm und Bein, daß er Einem ordentlich schon wehe thun kann. Er will immer schon die Füße setzen, und ist immer glücklich und vergnügt, des Nachts ist er sehr unruhig; so bald er einen Zahn hat, werde ich ihn entwöhnen, da doch meine unruhige Milch ihn mit unruhig macht. Es ist wahr, mein Eichhorn, der Junge ist über Erwarten gut gerathen. Ich weiß, was Du dabei denkst — aber ich bitte Dich, schreibe ihm mir auch etwas zu. Er wird mir auch immer ähnlicher, sagen Andre.

Sonnabends, am 18ten Sept. 1813.

Obgleich ich auch heute keinen Brief von Dir empfangen habe, will ich doch den Meinen fortschicken, damit Du nicht eine gleiche Besorgniß um mich hast, wie mir das Ausbleiben Deiner Briefe verursacht. Wenn ich mir auch Alles auf's Beste zu erklären suche, es will doch nicht gehen, daß mich das ganz beruhigt. Seit 3 Wochen (denn Dein letzter war vom 27ten) weiß ich nicht, ob, wie und wo mein theurer, heißgeliebter Eichhorn lebt. Laß es doch niemals Deine Schuld sein, Du lieber Mann, wenn Du mir auch nur 2 Zeilen zuschickst, und frankire die Briefe nicht, sie gehen sichrer. Die Stülpnagel erhält jetzt alle Tage Briefe von ihrem Mann und auch die Reimer und Grollmann so oft. Mine sagt mir eben, die hier ist, ich sollte Dir nicht so jämmerlich schreiben, da gewiß, ehe Du diesen Brief empfängst, ich Einen von Dir in Händen habe. O gebe es Gott! Hätte ich heute Einen bekommen nach so viel Geduld schon, ich hätte Dir recht heiter geschrieben, aber so kann ich es nicht. Schicke mir doch, lieber Mann, ja die Anweisung auf Dein Gehalt, bis jetzt haben sie es noch nicht gezahlt, weil sie sagen, sie müßten wissen, ob Du lebst.

Diese Nacht träumte ich, Du hättest mir einen recht guten Brief geschrieben, aus dem ich Hoffnung schöpfte, Dich bald wieder zu sehen. —

Hast Du nichts von mir durch den G. R. Krüger bekommen und durch Hueser? Durch ersteren schickte ich Dir schon vor 3 Wochen Brief und Pack, darauf könnte ich so gut schon Antwort haben, es kann ja so weit nicht sein. Nun, vielleicht morgen! Leb wohl und sei vergnügt, Du theurer Mann, getrost will ich sagen, vergnügt kann man jetzt nicht sein. Gebrauchst Du nicht vielleicht Hemden und dgl. m.? Wie es Dir nur im Körperlichen geht? Es ist heute so trübes Wetter, wie hätte mich ein Brief erheitert. Nach dem 26ten ist doch gewiß

Digitized by Google

schon Manches wieder bei Euch vorgefallen, schon am 29ten, und ich weiß nicht, wie es Dir ergangen ist.

Hermann streckt seine Ärmchen nach Dir hin und Dein Weib drückt Dich tausendmal mit voller Liebe an ihr Herz. Amalie.

Von Karl haben wir vom 4ten Sept. einen Brief, sehr heiter geschrieben. Er hat den Dir mitgegebenen empfangen. Schleiermacher hat am vergangenen Sonntag eine herrliche Predigt gehalten, beim Siegesdankfest. Sie enthielt Betrachtungen über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und reihte sich an den Text: Wohl dem, den Du, Herr, züchtigest und lehrest ihn durch Dein Gesetz, daß er Geduld habe, wenn es übel gehet, bis dem Gottlosen die Grube bereitet werde. Denn der Herr wird sein Volk nicht verstoßen, noch sein Erbe verlassen. Denn Recht muß doch Recht bleiben, und dem werden alle frommen Herzen zufallen.

Amalie an Eichhorn

Berlin am 19ten Sept. 13.

So schnell wechselt Freud und Leid, geliebter Mann! Eben habe ich hier bei den Eltern Deinen Brief vom 10ten September aus Bornstaedtel bei Herrnhuth empfangen. O welche Last ist heute von meinem Herzen! Gott sei gelobt! Es ist das fürchterlichste Regenwetter, und doch bringt mir die gute Dörte selbst voller Freuden den lieben Brief! Ich hatte auf heute noch gehofft, doch war ich recht betrübt; ich suchte mich zu erheben durch Lesung in der Bibel, das half auch und dann der liebe lachende Junge. Deine lieben Zeilen sagen mir, daß Du gesund bist, das ist genug, doch warst Du auch nicht wegen Unpäßlichkeit zurückgeblieben? — mir däucht, Eure Armee hätte schon mehr vor sein müssen. Man ist in diesen Tagen recht ängstlich wieder über die Stille, besonders daß man nichts vom Blücherschen Corps hört: wie bald kann es kommen!

Ich machte mir schon allerlei Gedanken von Gefangenschaft und Wasser Unglück, aber um die lieben Briefe muß man sich nicht wieder ängstigen. Der Auftritt mit M. v. Golz muß erschütternd gewesen sein. O, es ist Krieg! Wann wohnen die lieblichen Bilder wieder einheimisch im Gemüth! Jetzt sind sie wie Fremdlinge in der Welt. Wilhelm Roeder soll so herrlich gestorben sein, so in voller Ahnung seines Todes, so christlich heldenmüthig. Der Frau traue ich viel Fassung zu: daß es dieser Tod ist, giebt, aber nimmt auch wieder Stärke — denn wie gut, wie liebenswert muß der Geliebte sein, wenn er so dahinsinkt.

Gestern schickte ich Dir durch die Post einen langen Brief, den Du vielleicht später erhältst als diesen. Du findest darin auch den Tod eines unserer näheren Angehörigen: Alberthal ist bei Jüterbock geblieben. Wie trefflich sich die Seinigen dabei nehmen, sagt Dir der erwähnte Brief. Heute kann ich nur kurz sein. Der gute Simon bietet mir die Gelegenheit durch einen Feldjäger an. Wie väterlich sorgt Simon für mich, das ist ein recht wahrer Freund. Meine kleinen Angelegenheiten können in keinen besseren Händen sein. Die Eintreibung des Gehalts will er schlechterdings haben und ist deswegen eingekommen. Mein gestriger

Digitized by Google

Brief sagt Dir, daß sie Schwierigkeiten machen, da sie keine Anweisung von Deiner Hand vom September haben.

Warum hast Du aber noch keinen Mantel? Kaufe Dir doch ja gleich Einen. Sei unbesorgt, daß ich geizig bin, ich bin es nicht mehr, Du hast wie manches Andre keimend Unlautre auch dieß aus meiner Seele leise hinweggeschafft. Die Freude über Deinen Brief hat mich ordentlich ganz ergriffen, ich schreibe mit zitternder Hand. Die Wittwe des M. v. Golz ist sehr zu bedauern: sie hatte den Tod ihres Mannes gar nicht geahnet, liebt ihn sehr und ist ganz ohne Vermögen mit 5 noch teils unerzogenen Kindern.

Du hast, mein Lieber! doch erst recht spät wieder geschrieben, vom 27ten bis 12ten September. Da ist zu lange, mache es künftig besser! aber wie lange ist mein Brief auch unterwegs geblieben, nun wirst Du schon Mehrere von mir haben. Wo warst Du an dem 29ten und 30ten Aug., wo Blücher die glänzenden Resultate seines Siegs errang?[1]) Was wirst Du zu Moreau sagen, zu dem Unglück in Böhmen? zu der glorreichen Wiederherstellung bei Culm? Ich glaube, wir sind hier immer noch nicht wieder sicher vor den Feinden — obgleich es still genug ist. Viel, viel könnte ich noch mit Dir schwatzen, aber das Schreiben wird mir ordentlich sauer. Weißt Du nichts von Eckardt?[2]) Seine Verwandten erkundigten sich bei mir, da sie seit dem 10ten August keine Nachricht von ihm hatten. Nun noch tausend Küsse dem besten, besten Mann — und viele Grüße von Vater, Mutter, Geschwistern und Freunden Amalie.

Scheel ist wieder verreist, ich weiß nicht wohin.

Mine läßt Dir sagen, es wäre nichts übertrieben, was ich von Hermann sagen könnte.

Eichhorn an Amalie

Herrnhut den 12. Septbr. 13.

Ich benutze den Stillstand unsres Hauptquartiers im hiesigen Orte, um mit meiner geliebten Amalie die Unterhaltung, welche ich vorgestern in Bornstaedtel angefangen und plözlich abbrechen mußte, fortzusetzen. Noch eine andere Veranlassung wendet mir Herz und Gedanken zu Dir hin. Es ist heute der zwölfte, der Tag im Monath, wo unser Herrmann geboren wurde. Der Tag ist ein Tag der Feier, wo Du mit besonders liebenden Blicken auf dem Kinde ruhst, das Dir geschenkt ist, und der Verkündigung der besseren Zeit, die mit seiner Geburt begann, und aller Freuden und Schmerzen, die Dir seitdem durch und mit ihm geworden sind, mit tiefer Bewegung gedenkst. Eine Trauer ist nur, ich weiß es, in Deiner Seele, daß der Vater nicht da ist und nicht an allem

---

[1]) Es sind das die vor allem beim Korps Langeron erfolgreichen Kämpfe, durch welche die Ergebnisse des Sieges an der Katzbach vervollständigt wurden.

[2]) Ein naher Freund von Eichhorn, der in den folgenden Briefen mehrfach vorkommt, kgl. Stadt-Justizrat und Oberbergamtsassessor, Leutnant im Jägerdetachement des Brandenburgischen Husarenregiments, gestorben am 24. Oktober 1813 an seinen bei Möckern erhaltenen Wunden. Er wird genannt in dem Brief Eichhorns an Gneisenau vom 12. März 1813 (Pick, a. a. O., S. 249 f.). Auch mit Arndt war er eng befreundet.

Digitized by Google

Theil nehmen kann. Ich schreibe grade in der Stunde, wo Du immer noch schliefst und wo ich gewohnt war unsern Liebling, wie er sich zum ersten Erwachen regte, in seiner Wiege zu belauschen, und ihn so lange zu beschauen und mit halben Küssen zu berühren, bis er erwachte und mir freundlich zulächelte. In Gedanken stehe ich nun auch an der Wiege, halte mir aus Deinem zweyten Briefe, den ich von Dir, Herrliche, seitdem erhalten, das frische und lebendige Bild unsers Herrmann vor, wiederhole träumend die alten Szenen, wie ich ihn und Dich belausche, Ihr beide erwachet, und überfließe von süßer, wehmüthiger Empfindung der Liebe und Sehnsucht. Gott wird uns den Knaben erhalten, der unsere Freude ist und, wie Du in Deinem lezten Briefe schreibst, Dein wohlthätigster Trost. So, meine himmlische Amalie, wie Du den Zustand Deines Gemüths und Dein Leben mir beschreibst, so hab' ich es gewünscht und so kann ich allein ruhig und zufrieden sein. Was mich betrifft, so fühle ich die Kraft in mir, die Dinge mögen kommen wie sie wollen, mich festzuhalten und mich nicht zu verlieren. Die eine Sorge, die mich verfolgte, war immer, die zarte Seele meiner geliebten Amalie möge den Andrang all des Bösen und Übels, welches die Zeit bereitet, nicht ertragen können und in Unruhe und Angst sich verzehren. Ich sehe Dich aber gerüstet und stark, und nun ist nichts mehr, was das Gleichgewicht meiner Seele stöhren könnte. Der Canonendonner, welcher seit Wiedereröffnung des Feldzugs dort nicht aufgehört, hat Dich wohl schon an den Krieg und sein Furchtbares gewöhnt, daß Du nicht immer erschrekst und das Schlimmste fürchtest. Der Himmel wollte bisher Euch wohl, und wenn es erlaubt ist, aus den bisherigen Ereignissen den Gang der Vorsehung weissagen zu dürfen, so fürchte ich auch nichts für Euch. Nicht auf einmal sollen wir erlöst werden, sondern durch viel Blut und Wunden. Glük und Unglük haben bisher gewechselt, ersteres, damit wir nicht verzagen und aufrecht stehen bleiben, letzteres, weil unsere Heilung noch nicht vollendet ist und wir in dem Guten noch nicht stark geworden sind. Von allen Ländern scheint mir aber, daß Berlin und die Mark durch die Vorbereitung, welche die Gemüther gewonnen, durch die Anstrengungen, welche dort die Einwohner beweisen, durch die Ruhe und Umsicht, womit die Dinge geleitet werden, am gesichertsten und dem Wechsel des Vorwärts- und Rükwärtsgehens am wenigsten unterworfen sey. Darum fürcht' ich für Euch am Mindesten. Ich lobe aber Deine Stimmung, daß Du auf alles, was Ihr dort voraus habt, nicht sicher wirst, weil doch alles anders kommen kann.

Seit der kleinen Excursion nach Schweidnitz für meine nothdürftige Equipirung hab' ich zuerst in der Annäherung an Herrnhuth und in der kurzen Ruhe seit vorgestern Erinnerungen an den Frieden u. friedliche Verhältnisse gehabt. Auf dem ganzen Zuge, welchen die Armee von Jauer bis in die hiesige Gegend genommen, sahe man nur an den Landstraßen todte Pferde u. hin u. wieder todte Menschen, in den Dörfern und Städten überall Brandstätten, alle Dörfer menschenleer, die Häuser offenstehend und darinn der Hausrath von der durchsuchenden Raubgier des fliehenden Feindes wüst zerstöhrt u. durcheinander

Digitized by Google

geworfen, keine Spur von Vieh, zwischen, unter diesen Trümmern und Oeden Canonendonner und Tirailleurfeuer, Verwundete und Sterbende. Du kannst Dir denken, wie das Gemüth von allen diesen Szenen hingerissen u. nur Krieg und seine Zerstöhrungen denken konnte.

Von Lauban, als wir das lezte Mahl dort waren, machte unsere Armee die vorgehende Bewegung seitwärts, und da kamen wir durch Gegenden bis hieher, welche den Krieg noch wenig oder garnicht gesehen hatten. Die Felder waren noch unverwüstet, die Dörfer hatten noch alle ihre Bewohner. Mit freundlicher Neugier, die mancherley Soldaten u. Montirungen des Hauptquartiers zu sehen, kamen sie an Thür und Fenster, den furchtbaren Verderbern die Hand biethend; die Leute waren zum Theil an ihrer Arbeit, Kinder, die sonst überall verstekt waren, spielten auf der Straße. Wie süße Musik drang dieser Anblick in meine Seele. Die nächst vorhergegangene Stimmung war noch nicht entflohen, neben ihr erfüllte mich die neue, und indem meine Seele zwischen Bildern des Krieges und des Friedens hin und her sich bewegte, ergriff mich eine Sehnsucht nach dem Frieden und ich konnte mich nur dadurch beruhigen und ins Gleichgewicht zurükkehren, daß mir wieder klar war, wir hätten bis jezo keinen Frieden gehabt und auch keinen zu hoffen wie durch die Schläge und Stürme des Krieges. Je ernstlicher und kräftiger diese sind, desto gründlicher und befestigter wird der Frieden, desto freyer, lebendiger und in desto größerem Umfange dessen Genüsse und Seegnungen. Darum will ich fortan durch die Ruhe des Friedens und alle Bewegungen und Verheerungen des Krieges ziehen, vor den lezteren mich nicht entsezend, nicht einsinkend in eine Sehnsucht nach dem ersteren, den festen Blick auf die Glorie der Erlösung gerichtet und die Seele von ihr erfüllt, in welcher Krieg und Frieden ihre Versöhnung finden.

Hier in Herrnhuth hab' ich öfters schon dem Gottesdienst beygewohnt. Einer religiös gestimmten Seele ist auch der äußere Gottesdienst anregend und erhebend. So sezt' ich mich über die Nüchternheit des Verstandes, die statt einer Mystik des Herzens in den Reden, welche gehalten wurden, zu den Zuhörern sprach, hinweg und fand doch, was ich suchte. Der erste Gottesdienst, dem ich hier beiwohnte, war ein te deum, welches auf unsere Veranlassung von der hiesigen Gemeine für den am 6. d. M. von dem Kronprinzen von Schweden[1]) erfochtenen Sieg gesungen wurde. Das Bethaus war voll, und ein Prediger sprach vor dem Gesange über die Veranlassung der Feyer und verband damit ein Dankgebet. Nach der Feyer sagten mir mehrere, es wäre ihnen eigen ums Herz gewesen. Denn grade vor vier Wochen hätte die Gemeine den Geburtstag von Napoleon, des Verbündeten ihres Koenigs dienstlich begehen müssen. Es ist arg, wenn sogar in gottesdienstliche Dinge so grober Zwang und Lüge sich eindrängt.[2])

---

[1]) Bei Dennewitz.

[2]) Der Aufenthalt des Hauptquartiers in Herrnhut ist auch geschildert bei Karl v. Raumer, Erinnerungen aus den Jahren 1813 und 1814. Stuttgart 1850, S. 29 ff.

Digitized by Google

Eben erhalt' ich Deinen Brief vom 7. d. M., habe Dank für den Fleiß, mit welchem Du mir schreibst. Deine Briefe sind mir immer von dem köstlichsten Genuß. Ueber den Canonendonner, der Dich beim Schreiben erschrekt haben mag, bist Du nun völlig beruhigt. Ich erkenne es mit Rührung, daß meine Freunde sich Deiner so annehmen. Dank' ihnen allen, besonders Simon, Beelitz u. Balan. Es ist recht, daß Du Zerstreuungen von der Art suchst wie Du mir mittheilst. Werde Du mir nur nicht zu wild, damit Du von dem Herrnhuther, der ich jetzo bin, nicht losreißest. Ich möchte den Scherz zurücknehmen, Dein ängstliches Gemüth möchte einen Anstoß daran nehmen. Nein, herrliche Amalie, alles was Dir Vergnügen macht, das suche auf, denn Deine Seele kann doch nur in dem Freude und Genuß finden, was edel und schön ist. Die Geschwister alle, Mine, Caroline und Lotte, die sich so liebend um Dich bemühen, grüße aufs freundlichste von mir, und danke ihnen für mich, weil sie mir erzeigen, was sie Dir thun. Was macht mein alter, lieber Fritz? Ich sehe wohl, ich werde ihm Unterricht in der Reitkunst geben müssen, daß er Euch nicht wieder so erschrekt. Auch ihn grüße auf das herzlichste. Innige Grüße an Vater und Mutter.

Die gewünschte Anweisung leg ich Dir bei. Dein Eichhorn.

Ich schicke Dir noch beykommende Abschrift eines aufgefangenen Briefs eines französischen Officiers zur Kurzweil für Dich, Fritz u. Mueller. Theil ihn auch an Schleiermacher mit. Der arme de Vaucaux! Will Schleyermacher ihn abdrucken lassen, so muß der Name unterdrükt werden.[1])

Simon an Eichhorn

Berlin den 20 Sept. 1813.

Mein innigst geliebtester braver Eichhorn. Nur eine Tugend giebt es, nach der Stoa, und dies bewährt sich wieder in Dir. Wer brav, wirklich brav am grünen Tisch ist, wird es auch im grünen Felde seyn. Deine Amalie hat uns Deine Briefe aus Schweidnitz die Affaire an der Katzbach betreffend mitgetheilt. Wie innig dankte ich Gott, daß er Dein Leben und Deine Gesundheit geschützt hatte. Er sorge ferner für Dich, und erhalte Dich der guten Sache und den Deinigen, wohin ich sub- und objective mich rechne. —

Viele Edeln sind schon hier in den Tagen bey Groß Beeren und Jüterbook gefallen. Quistorp, Künau, Alberthal, Busch. — Irion lebt. — Daß der Kronprinz schon Dessau sich nähert, wirst Du bei der eröffneten Communication Eures Corp mit Tauenzien wissen. — Unsre Berliner — der Rasse nach — haben sich dieses̃mahl gut genommen. Viel größer war die Gefahr als vor dem Waffenstillstande. Ein Heer von 70 Tausend, auf Mord und Mordbrand sinnende Tyrannenknechte, mit tausenden sächsischen Bauern, um das geplünderte Guth

[1]) Im „Preußischen Correspondenten" ist kein derartiger Brief erschienen. Vermutlich ist die Veröffentlichung deshalb unterblieben, weil Schleiermacher am 1ten Oktober die Herausgabe der Zeitung niederlegte.

Digitized by Google

wegzuschaffen, stand schon $1^1/_2$—2 Meilen; allein wenig Elende ausgenommen, keine Furcht, kein Zweifeln. — Der Kronprinz hat sich bewährt. Einige Krittler behaupten, er hätte mehr thun können;[1]) allein ich bin es überzeugt, daß seine Operationen wohl überdacht im beständigen Zusammenhange mit den Nachrichten von der großen Armée und Eurem Corp waren. — Gott erhalte unsern Gneisenau. —

Von der Commission zur Organisation der Landwehr hört man gar nichts mehr. Auch der Landsturm erscheint, seinem eigentlichen Wesen nach, ein kurzer Sommertraum — die guten Folgen können die Herrn Nicht-Stürmer nicht ganz unterdrücken. — Die Bezirke halten fortwährend, überall wo es auf etwas gutes ankömmt, näher zusammen. Dies hat sich z. B. bei der Verpflegung der Kranken gezeigt.[2]) So ist z. B. unser Bezirk zu einer Zeit, wo die Noth am größten war, zusammengetreten, und hat ein Bezirks Lazareth für verwundete Krieger errichtet. 31 Familien (zu welchen auch ich gehöre) geben nach der Reihe täglich das Essen. Ein Bezirks Mitglied giebt die Wohnung (eine ganze etage) und außerdem werden monathlich im Bezirke 130 Th. Cour. aufgebracht zur Unterhaltung dieses Lazareths. — Ein Gemein Geist den wir Dir und Savigny danken. Die allgemeinen Anstalten in dieser Hinsicht waren wieder so schlecht, daß ich ohne Erbitterung nicht daran denken mag. —

Meine geliebte Marianne grüßt Dich herzlich. Kein Tag geht über, da wir nicht Dein gedenken, und für Dich beten. — Wenig habe ich bis jetzt für Deine gute Amalie thun können. Aber sey versichert, daß jeder Dienst, zu dem sie mir Gelegenheit geben will, mir die größte Freude macht. Verlasse Dich in dieser Hinsicht auf mich. Deine Gattin ist meine Schwester, Dein Herrmann mein Sohn. — Gestern bot sich mir diese schöne Gelegenheit dar, Dir diese Zeilen durch den H. Oberjäger Krüger, welchen Bl.[ücher] als Courier zum Kronprinz gesandt hatte, und welcher jetzt zu Euch zurückkehrt, zu senden. — Suche doch meinen Bruder Ludwig auf. Er ist Lieutenant im ersten Bataillon der Breslauer Landwehr, Compagnie Kopp. — Ich empfehle ihn Dir. — Leb wohl geliebter Eichhorn.

In Leben und Todt Dein treuer Simon.

Eichhorn an Amalie

Bautzen den 20ten Septbr. 13.

Diesen Morgen war ich ganz in Unruhe, daß ich so lange, seit Deinem Brief vom 7ten keine Nachricht von Dir, geliebte Amalie erhalten habe. Ich dachte auf und nieder, schikte nach der Post, ob nichts für mich angekommen

---

[1]) Die Frage nach Bernadottes Verhalten bei Dennewitz ist bekanntlich bis heute noch strittig.

[2]) Die genaue „Festsetzung des Wirkungskreises für die Mitglieder der den einzelnen Militair-Lazarethen zur Seite stehenden Wohltätigkeits-Vereine" vom 14. September ist abgedruckt bei v. Pflugk-Harttung: „Das Befreiungsjahr 1813". Berlin 1913, S. 330 ff.

Digitized by Google

sey — und erhalte Deinen Brief vom 23ten v. M. mit den Ueberhosen. Meine Unruhe ist nun zwar nicht gehoben, da ich schon mehrere spätere Briefe von Dir empfangen habe. Die Zeilen kommen aber von Dir, sie waren mir neu, mitten unter den Prüfungen des Schrekens vor der Annäherung der Franzosen waren sie geschrieben, so rührend sprechen sie Deinen Glauben, Dein Festhalten an dem, was Dir das Theuerste ist, alle schönen Empfindungen der Liebe aus, daß ich mich an ihnen erbauen will, bis neuere Nachrichten von Dir allen Grund der Unruhe mir benehmen. Wir hörten hier Euere Angst und Unruhe vor den Franzosen zugleich mit der Nachricht des ersten, vom Kronprinzen erfochtenen Sieges.[1]) Ohne diese Siegesbothschaft würd' ich wegen Deiner sehr in Sorgen gewesen seyn. Doch seh' ich aus Deinem Briefe, wie Du Dir zu helfen weißt. Also das Blech mit meinem Namen hast Du abgenommen! Wolltest Du die äußere Erinnerung an mich vertilgen? Hofftest Du, durch diesen Kunstgriff unten durchzukommen? Meine dumme und jute Amalie! Glaubst Du, daß wenn die Franzosen in der That mir etwas anhaben wollen, daß sie so einer äußeren Erinnerung an mich bedürfen und darauf warten? Gott sey gelobt dafür, ihre Hasser sind nicht mehr Einzelne, die hinter dem Vorhange des Geheimnisses ihnen Verderben zu bereiten gesucht haben. Auf alle ist der Haß ausgegossen und überall durchgedrungen, seitdem unser Land mit ihnen in offener Fehde steht. Da sie alle zu bekämpfen gezwungen sind, achten sie nicht darauf, einzelne noch vorzuziehen und sie die Märtyrerkrone verdienen zu lassen.

In der Übersendung der Ueberhose erkenne ich Deine liebende Sorgfalt, so wenig ich auch von den Hosen Gebrauch machen kann. Hat mich der Ehestand so gepflegt und dick und fett gemacht, daß sie mir zu eng sind? Auch würde ich in den Hosen als Soldat aus jener Zeit erscheinen, welche das Jahr 1806 verschüttet hat. Denke Dir solche Hosen um die Lenden eines Helden von der Kazbach! Da sie in ihrer Art unverbesserlich waren, so hab' ich sie meinem Reitknecht gegeben, dem alte Zeit ist wie die neue, und der wird dann ganz stattlich darin aussehen. Du fragst nach meiner äußeren Lebensweise? Das Hauptquartier teilt gerne alles Ungemach des Kriegs mit den übrigen Truppen, nur darin hat es einen großen Vorzug, daß es nichts vom bivouacquiren weiß. Wir liegen oft in den jämmerlichsten Dörfern, auf bloßer Streu, aber dennoch unter Dach und Fach. Ich werde einquartiert so gut oder schlecht, als es sich nach den Umständen eines jeden Orts läßt. Zu Mittag esse ich bei Gneisenau, Abends gar nicht oder in meinem Quartier. Ich habe 2 Pferde mir angeschafft, eins, worauf ich reite, ein zweites für einen Knecht, der zugleich in einem kleinen tuchenen Mantelsack, welchen ich in Schweidnitz mir machen lassen, einen gedrängten Auszug meiner nothdürftigen Habseeligkeiten trägt. Das große lederne Felleisen geht mit der Bagage, die oft über 8 Tage von uns getrennt ist. Der Knecht, den ich habe, wird von mir gelohnt, monathlich

[1]) Bei Großbeeren.

Digitized by Google

mit 6 Th. Anfänglich hatte man mir die Lieferung eines Knechts aus dem Lande versprochen; es ist bis jetzt aber nicht geschehen, und ich mag nicht gerne darum betteln. Außer den 6 Th. kostet mir der Knecht aber auch gar nichts, denn er wird immer einquartiert, wo ich bleibe. Auch zu den 6 Th. trägt noch ein andrer[1]) bey, für den mein Knecht die Montierung des Pferdes übernommen.

Krank bin ich noch nicht gewesen. Die bisherigen Strapatzen hat meine Gesundheit tüchtig ausgehalten, aber das hab' ich weg, daß ich den Bogen bis zum Bivouacquiren in jetziger und noch späterer Jahreszeit nicht, ohne ihn zu zerbrechen, spannen dürfte. Sey deshalb, geliebte Amalie, über diesen Punkt außer Sorgen. Ich werde mir nie mehr zumuthen, als meine Gesundheit in der Tat aushalten kann. Es wäre ja lächerlich und ich würde mich als ein Kind vor mir und andern schämen müssen, wenn ich mich in ein dauerndes Verhältnis begeben wollte, wozu mir die physischen Kräfte fehlen. Aber auch eine zarte Gesundheit vermag viel, wenn man sie richtig behandelt und nur immer zur rechten Zeit die vorkommenden Forderungen an sie macht. Alles zu thun, was man nur irgend kann, das gebiethet aber der hohe Beruf der Zeit. Wegen der andern Gefahren, die im Gefolge des Kriegs sind, wollen wir, geliebte, theuere Amalie, auf Gott vertrauen, daß er mich schützen und uns einander erhalten wolle.

Schreibe ja in allen Briefen recht viel von unserem Herrmann, damit er nicht aufhöre vor meinen Augen aufzuwachsen. Wenn er nicht immer munter ist, so laß Dir dies keine Sorgen machen und denke, daß es mit allen Kindern in seinem Alter so ist. Eine beunruhigende Nachricht hat mir Haxthausen,[2]) welcher gestern aus England über Berlin hier angekommen ist, mitgebracht, der kleine Hinz Reimer sey gestorben. Ich will hoffen, daß es ein Mißverständniß und Hinz vielleicht mit dem jüngst geborenen Kinde verwechselt ist. Sey nicht zu hart, geliebte Amalie, gegen unsern Reimer, daß er sein Haus nicht so bestellt verlassen hat, als es zu wünschen war. Hast Du vergessen, wie er immer von der Noth des Vaterlandes ergriffen gewesen ist, wie sein Denken oft gleichsam zum Wahnsinn über dem allgemeinen Verderben sich fixirt, wie er nimmer Ruhe gefunden hat? Seine Theilnahme an dem Vaterlande war eine Flamme der Leidenschaft. Leidenschaft soll nicht seyn, weil sie das Gleichgewicht der Seele stöhrt. Laß uns aber gegen eine solche gerecht seyn, die nicht aus einem eitlen, irdischen Triebe oder Verdruß sondern aus dem innersten Grunde des Gemüths, das sich in allem, was es als das heiligste und höchste achtet, angegriffen fühlt, emporgewachsen ist. Wir wissen, wie Reimers Seele voller Liebe und Gefühl für Freunde und Kinder, auch für seine Frau —

[1]) Dieser andre war Karl v. Raumer, wie aus dessen „Erinnerungen aus den Jahren 1813 und 1814" (Stuttgart 1850), S. 119, hervorgeht.

[2]) In der Spenerschen Zeitung vom 21. September 1813 wird ein englischer Kapitän, Baron v. Haxthausen, als Kurier erwähnt. Auch bei Arndt und in andern zeitgenössischen Denkwürdigkeiten kommt der Name häufig vor ohne nähere Angaben.

Digitized by Google

dieß hab' ich bei unserem Zusammenseyn in Wien und bey seinem lezten Weggang von Berlin unverkennbar wahrgenommen — sich immer gezeigt hat! Seine Wirthschaft ist hauptsächlich durch die Wirkungen des Kriegs, den Ausfall der lezten Leipziger Messe und durch das Unglük in Hamburg herbeygeführt worden. Wer wüßte, wenn Dein Eichhorn nicht neben seiner besonnenen, leise mahnenden Sammelsie gestanden hätte und seinem Drängen und Treiben unbewußt gefolgt wäre, ob er sich nicht gleiche Verdammniß mit R. zugezogen hätte? Wer fühlt, wie im besten Thun und Denken man auf die Weise fortgerissen werden kann, der wirft keinen Stein auf den andern.

Neues kann ich Dir von hier nicht melden. Die verbündeten Arméen sind nun einander ganz nahe gerükt und in enge Verbindung miteinander getreten. Die eine kann für sich nichts mehr thun, ohne gleich die andren mit hereinzuziehen. Darum thut es Noth, daß jeder Marsch und jede Bewegung im gemeinsamen, engen Einverständniß geschehe. Die nächste Zeit wird zur Reife bringen, was in den Tagen der Ruhe, die wir zu Herrnhuth und hier zugebracht haben, vorbereitet worden ist. Man muß sich bald wieder auf große Schläge gefaßt machen. Gott, der sichtlich bisher mit uns gestritten hat, wird sein Gedeyhen geben. Hoffnung und Muth ist die Seele des frommen Kriegers, der diesem Kampfe entgegengeht. Bleibe auch Du, theueres Weib, in der Stärke, welche Dir Gott auf Dein Gebet beschееret hat. Unserem Carl wird es auch schon gut gehen. Vor einigen Tagen gieng Nauck hier durch zur Armée des Kronprinzen; er hatte Carl wohl und gesund in der Nähe von Toeplitz, nach den fürchterlichen Tagen von Dresden und des Rükzugs nach Boehmen, verlassen und überbringt einen Brief ans väterliche Haus. Grüße Vater und Mutter, Geschwister und Freunde, küsse recht herzlich unsern kleinen Herrmann und gedenke stets mit Liebe, wie Deiner gedenkt Dein Eichhorn.

Amalie an Eichhorn

Berlin, am 21ten Sept. 1813.

Eben schickt der G. S. Sack zu mir und läßt mir sagen, daß ein Courier nachmittag um 3 Uhr einen Brief von mir mitnehmen könnte; ich habe Dir zwar gestern erst durch einen Feldjäger geschrieben, aber was thut das! können wir uns ja aussprechen! Mein geliebter Mann, Dein Brief vom 12ten wirkt immer noch wohlthätig auf mein Gemüth, das durch denselben wieder von Neuem Ruhe und Stärke empfangen hat. Was ist es für greuliches Wetter — die armen, armen Truppen! welche Schwierigkeiten, welche Drangsale haben sie zu bekämpfen. In Böhmen, in dem Lehmboden muß es am Erschrecklichsten sein, — auch Du, geliebter Mann! wirst manches körperliches Ungemach erdulden müssen, indessen Deine starke Seele überwindet dieses so leicht, möge dieselbe nur immer mehr vor geistigem Ungemach bewahrt bleiben. Deine letzten Zeilen drücken mir nicht genug Zuversicht für den baldigen glücklichen Fortgang der guten Sache aus, aber ich verstehe Dich doch, ich weiß doch, daß Du den Glauben nicht verlierst.

Digitized by Google

Die gestrigen Extrablätter haben uns wieder gute Nachrichten gebracht,[1]) das Ganze übersehend kann man es nicht anders als vortrefflich finden, dünkt mich: nur Dresden, Dresden! ist meine Furcht. Das Blücherſche Corps hatte sich weislich etwas zurückgezogen, daher schriebst Du aus einem Ort, wo ich glaubte, Du seiest allein zurückgeblieben. Jetzt sollt Ihr in Bautzen sein. Benutze doch auch, mein Geliebter, jede Gelegenheit noch außer der Post, mir einige Zeilen zuzuschicken, besonders nach einer Schlacht, Gott, Gott beschütze Dich! Hermann will Dir auch schreiben, er macht mir die entzückendste Freude, ich und Alle die Meinigen sind wohl, und gedenken nur der Abwesenden mit liebender Besorgniß. Karl und Du, mein Theuerster! —

In meinem Häußlichen geht es mir auch ganz gut, die Leute machen mir keinen Verdruß. Nun werde ich in 8 Tagen ausziehen, das wird eine gute Zerstreuung sein. Der gute Simon brachte mir gestern 150 Reichsthaler als Abschlag Deines Gehaltes vom Kammergericht, worunter noch für August und gar keine Treſorscheine waren. Ich habe eine Interimsquittung darüber ausgestellt. Du siehst also, ich bin gut versorgt, und lasse mir auch nichts abgehen. Wenn ich nur eben so wüßte, daß Dir nicht alles körperliche Wohlsein entginge, Du hast doch nun einen recht warmen Mantel? Es tröstet mich, daß der Feine nicht warm genug gewesen wäre. — Ich denke mir, daß Dir eine Tasse Chocolade zuweilen nicht übel bekommen kann, und vielleicht versteht Einer oder der Andre sie zu kochen. Daher will ich versuchen, ob der Courier 1 ℔ wohl mitnehmen will, es könnte aber sein, daß es nicht anginge, dann erhältst Du sie ein anderes Mal mit einer warmen Jakke.

Mein ganzes inniges Gefühl drückt sich Dir mit einem innigen Kuß aus, geliebter, theurer Mann.

(Fortsetzung folgt) Amalie.

Von den Küsten des Mittelländischen Meeres

Von

Graf Vay von Vaya und zu Luskod E. A. S. M. — A. P.

(Schluß)

III.

Kulturgeschichtliches

Die drei ersten Zeitalter nach unsrer Zeitrechnung müssen als die glänzendsten jener Gegenden betrachtet werden. Die bemerkenswerten Denkmäler, welche sich in ganz Tunesien finden, verdanken ihren Ursprung dieser fern liegenden Epoche. Teils waren es schöne Bauwerke, die irgendein großes Ereignis verherrlichten, teils Wasserleitungen mit schlanken Säulenhallen. Ein derartiges weithin sichtbares Monument in der Ebene wurde von Hadrian während

[1]) Gemeint ist wohl das zweite Gefecht bei Kulm vom 17. September.

Digitized by Google

seines zweiten Besuches in den Kolonien errichtet. Bei dieser Gelegenheit ließ er auch die alte römische Straße anlegen, welche zu beiden Seiten mit prächtigen Bauwerken geziert war, wie die Via Appia.

Das größte Interesse bei einem längeren Aufenthalt wendet sich den zahlreichen antiken Erinnerungen zu. Niemand sollte versäumen, Ausflüge nach den Orten wie Dugga, Sufetula oder Zaguan und ähnlichen zu machen, wo die Ruinen noch in ihrer ganzen Schönheit erhalten sind. Das Theater von Dugga mit seiner feinen Säulenhalle gehört zu den schönsten Ueberresten des römischen Altertums. Zaguan, das am Eingang einer Schlucht wie an einem Felsen hängt, nimmt unsre Phantasie durch seine malerische Lage gefangen Wasserwerke, welche das Wasser nach Karthago führten, waren kunstvoll errichtet. Der große Fischteich, von Säulen umgeben, ist heute noch zu sehen und ebenfalls ein hervorragendes Denkmal der Kunst, eine Art Nymphäum mit Nischen, Bildsäulen, Wasserfällen und Springbrunnen. Sufetula in seiner weiten Ausdehnung zeigt uns die vollständigen Reste einer römischen Stadt. Das Forum, das Prätorium, Triumphbögen, alles noch vorhanden, geben uns eine sichtbare Probe, wie zu damaliger Zeit die Römer in Afrika lebten.

Das wertvollste altertümliche Denkmal in Nordafrika ist das Amphitheater von El Djem, im Umfang kaum geringer als das Kolosseum in Rom. Es wurde inmitten einer weiten Ebene erbaut. Die Wirkung, welche es in dieser Riesensteppe in der unendlichen Einsamkeit hervorbringt, ist geradezu unvergleichlich. Leider wurde es unter arabischer Herrschaft stark beschädigt, teilweise sogar durch Waffen zerstört, weil die Rebellen die Steine dazu benutzten, um Zitadellen zu errichten und elende Dörfer zu bauen, von denen es noch heute umgeben ist.

Thysdrus war im Altertum auch ein ansehnlicher Ort, der von Plinius und Ptolemäus erwähnt wird. Hier wurde Gordianus, ein Greis von achtzig Jahren, zum Kaiser ausgerufen.

Die Cäsaren kamen übrigens in jener Zeit oft nach Afrika; einige von ihnen wurden sogar hier geboren. Septimius Severus erblickte das Tageslicht in Leptis Magna, dem tripolitanischen Lebda. Macrinus folgte auf Caracalla, den er ermordete.

Diese Tatsachen zeigen uns, daß gegen Ende des Kaiserreiches das Uebergewicht der Nation jenseits des Mittelmeeres lag. Die jungfräuliche und fruchtbare Erde brachte eine unerwartete Tragfähigkeit und mehr noch als dies eine feurige Generation hervor.

Ohne Unterbrechung dauerten die Kämpfe unter Diokletian, Maximian und Konstantin fort. Zuweilen stand ganz Afrika unter den Waffen. Stämme aus dem Innern bedrängten und bedrohten die römischen Kolonien. Wenn wir die Beschreibungen dieser fortgesetzten Feldzüge lesen und uns fragen, in welcher Lage das Land damals gewesen sein muß, so werden wir uns mit Recht ein Bild der Verwüstung vorstellen. Um so erstaunter sind wir, heute

Digitized by Google

noch hier prächtige Denkmäler zu finden, welche gerade in jenen kriegerischen Jahren errichtet wurden, und aus Inschriften Berichte von allgemeiner Zufriedenheit zu lesen, welche zur selben Zeit Zeugnis von einer hohen Kultur geben.

Aber hat nicht zu allen Zeiten die Menschheit Freude am Schaffen und Zerstören zugleich gehabt? Heute dröhnt der Boden unter den Pferdehufen und dem Waffengeklirr, das Blut tränkt die Erde, und morgen zieht der Landmann wieder seine Furchen und wirft den Samen aus. Noch ist man für die Fortsetzung des Krieges, und auf der andern Seite macht man eifrig Propaganda für einen ewigen Frieden. Wahrscheinlich sind beide Gefühle aufrichtig, hier zu vernichten, dort Neues zu schaffen. Ebenso war es damals in Afrika. Leider berichtet uns die Geschichte meistens nur von Kriegstaten. Die soziale Tätigkeit kommt seltener in Betracht.

Man fragt sich unwillkürlich, ob man sich nach zweitausend Jahren auch für die Waffentaten unserer Epoche interessieren wird, die trotz aller Friedensbestrebungen in den verschiedenen Ländern und ihren Kolonien leider noch zahlreicher als im Altertum sind. Welches wird wohl die Ansicht der Nachwelt einst sein über unser Zeitalter, das man sich schmeichelt, das gebildete zu nennen?

Bei den Römern, wie bei allen Völkern des Weltalls, gingen Kriege und Kulturarbeiten stets nebeneinander her. Die Kolonien wurden somit trotz unausgesetzter Streitigkeiten ein wahres Eden, und der Reichtum der Städte nahm stetig zu. In jener Zeit waren die Afrikaner die reichsten Bürger des Kaiserreiches. Der Luxus, den sie sich gestatteten, übertraf noch den von Rom. Die Schätze, welche man später beim Nachgraben fand, beweisen am besten, auf welche Stufe das tägliche Leben gestiegen war.

Im vierten Jahrhundert wurden die beiden Teile des Reiches, sowohl der Osten wie der Westen, unter Constantins Zepter miteinander vereinigt, und Afrika mit Italien und den Inseln des Mittelländischen Meeres bildete eine der vier großen Präfekturen. Nach seinem Tode fielen bei der Teilung die Mittelmeerbesitzungen Constans zu und wurden damit aufs neue allerhand Wechselfällen ausgesetzt. Alle Anstrengungen des Honorius, welcher Kaiser von Byzanz und Rom wurde, die allgemeine Ordnung durch ein neues Verwaltungssystem in Afrika wiederherzustellen, waren von geringer Wirkung. In Abwesenheit der Kaiser machten sich die Feldherrn und hohen Beamten mehr und mehr unabhängig und schalteten und walteten nach ihrem eignen Wohlgefallen.

Inmitten dieser Schwierigkeiten erfolgte von Spanien aus die Annäherung der Vandalen, und am Horizonte tauchte der wilde Geiserich auf. Dieser unerschrockene Kriegsheld ohne Gesetz, ohne Glauben, beherrschte durch seine bedeutende Persönlichkeit den größten Teil des fünften Jahrhunderts. Nachdem er 439 in Afrika gelandet war, nahm er nach und nach alle Provinzen in Besitz, unter den wilden Eingeborenen viele Anhänger findend. Zehn Jahre später sehen wir ihn in Karthago eingesessen. Sein Feldzug gegen Italien, sein Sieges-

Digitized by Google

einzug in Rom, die berüchtigte Plünderung durch sein Heer sind allbekannte Ereignisse. In Afrika blieb er Gebieter bis zu seinem Tode, indem er überall seine Macht befestigte. Hundert Jahre verflossen, ehe das orientalische Reich sein altes Erbteil wieder erlangen konnte. Nur geringe Erinnerungen knüpfen sich an das, was die Vandalen in diesem langen Zeitraum geschaffen haben. Man bemerkt hier und da einige Befestigungen, die sie errichteten, oder Ueberreste der alten, zerstörten Städte. Grausame Niedermetzelungen sind das einzige, was die Geschichte uns von Tunesien in dieser Zeit berichtet. Anderseits weiß man, daß diese Unholde inmitten der alten Zivilisation sich wohl fühlten. Sie schätzten außerordentlich den Luxus und die verfeinerte Lebensweise der Römer. Die Menschen, welche aus dem rauhen Norden gekommen waren, atmeten mit Wonne die südlichen Sonnenstrahlen, bis die Entnervung nicht ausbleiben konnte, der vollständige Niedergang die unvermeidliche Folge sein mußte.

Belisar ist der große Mann, welcher der vandalischen Raubherrschaft ein Ende machte. Der letzte ihrer Könige wurde im Triumph nach Konstantinopel geführt. Byzantinische Truppen besetzten die kleinen Landstädte; wo früher die Römer ihre Niederlassungen hatten, setzten auch sie sich fest. Während meiner langen Wanderung durch das Innere des Landes hatte ich reichlich Gelegenheit, byzantinische Arbeiten auf römischer Grundlage zu finden. Zuweilen stehen sie nebeneinander in schönster Harmonie und zeigen uns, wie sehr die Kultur beide Reiche verband. Als nach Jahren der Verfall Roms unausbleiblich war, erhielt sich sein Geist in Konstantinopel frisch, und in den alten Kolonien inmitten der Trümmer finden wir noch immer seine unauslöschlichen Spuren.

Sufetula, diese saharische Metropole, bietet uns in der Beziehung das staunenswerteste Beispiel. Von den Römern gegründet, entwickelte sich ihr Wohlstand ohne Unterbrechung. Auch während der Herrschaft der Vandalen blieb sie der wichtigste Ort des Innern. Die Byzantiner ihrerseits haben sie bedeutend weiter ausgebaut, und ihre Werke werden noch bis heutigestags bewundert. Der Triumphbogen des Konstantin, welcher sich wie eine Erscheinung einstiger Größe in der Wüste erhebt, führt uns nicht nur den Ruhm des Kaisers vor die Augen, sondern auch die hohe Bedeutung der Stadt zu jener Zeit. Oeffentliche Gebäude, Kasernen, Tempel, Bäder- und Wasseranlagen zeugen von dem damaligen Wohlstand und den ausgesucht luxuriösen Gewohnheiten. Trotz den furchtbaren Kriegen, den unaufhörlichen Empörungen scheinen das Privatleben und die sozialen Verhältnisse in der von den Römern überlieferten glänzenden Weise unverändert weitergegangen zu sein.

Indem ich, zwischen diesen archäologischen Resten umherwandernd, die wunderbaren Trümmer bestaunte und einige Inschriften entzifferte, sah ich, wie unrichtig die Vorstellungen sind, die man sich im allgemeinen in unserm Zeitalter von der Vergangenheit macht. Das Ende des römischen Reiches und die ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung werden als eine ganz unkultivierte und verderbte Periode hingestellt, als Zeiten, in welchen die Menschheit nur Interesse

Digitized by Google

für das rein Materielle, das Niedrige und das Schlechte hatte, in denen man nur von wilden Schlachten und Empörungen hörte und alle gesellschaftlichen Bande vollkommen gelöst waren.

Allerdings ist das wahr; aber dennoch bestand zugleich ein sehr entwickeltes geistiges Leben. Ein großer Teil der Bevölkerung suchte, von allem Häßlichen, das sie umgab, angeekelt, in einem moralischeren Bestreben Trost. Man trachtete die Lage des Volkes zu verbessern, den Bedürftigen zu helfen und suchte in edlen Bestrebungen Befriedigung. Ein Studium der Literatur jener Zeit offenbart uns deutlich, wie die hervorragenderen Schriftsteller, angewidert von der geringen Literatur, welche die Fächer der Buchläden füllte, und die Notwendigkeit einer gesünderen geistigen Nahrung empfindend, in ihren Werken darauf bedacht waren, auf eine höherstehende Moral hinzuwirken. Die geistige Richtung wurde sozusagen Mode. Gewiß entsprang sie aufrichtiger Ueberzeugung, aber wohl ebenso häufig Selbstgefälligkeit. Es gehörte eben damals zum guten Ton, als gebildet und gelehrt zu gelten.

Die Arena mit ihren blutigen Kämpfen, das Stadion mit seinen tollen Wettrennen vermochten eine zahllose Menge anzuziehen, aber anderseits gefiel sich die Elite der Gesellschaft darin, als Kunstkenner und Bücherliebhaber betrachtet zu werden.

Vom Geistesleben bis zum Spiritismus aber bedurfte es nur eines Schrittes, und so bemerken wir denn auch bald, wie sehr man sich mit metaphysischen und transzendenten Fragen und Problemen beschäftigte. Der Mystizismus und die okkulten Lehren waren kaum je mehr in Blüte als damals. Die merkwürdigsten Anschauungen und der sonderbarste Kultus fanden leicht Anhänger; je verschrobener eine Theorie war, um so sicherer hatte sie Erfolg.

Unglaubliche Zaubermittel aller Art, zahlreiche, an den Totenstätten und heiligen Orten gefundene Fetische weisen eine unerschöpfliche Verschiedenheit von mystischen Gegenständen auf. Seltsam ist auch der Wortlaut der phantastischen Beschwörungsformeln, deren es für alle Lebensverhältnisse gab. Alle Augenblicke wurden die Geister herbeigerufen, bei wichtigen Ereignissen wie bei täglichen Vorkommnissen, zur Vollführung guter Werke, wie Verbrechen bediente man sich irgendeiner übernatürlichen Macht, bis der christliche Glaube kam, um die irrende Menschheit zu retten.

Die Lehre Christi wurde in diesen Zeiten im ganzen Norden von Afrika verbreitet. Wie der Same des Senfkornes auf steinigem Boden im Gleichnisse aufging, so entfaltete sich dort die Kirche. Ueberall finden wir die Reste von großartigen Kathedralen und umfangreichen Basiliken, an deren Spitze hervorragende Persönlichkeiten, wie ein Tertullian, St. Cyprian und der heilige Augustinus standen, die durch ihre großen Tugenden und ihren heiligen Lebenswandel uns davon zeugen, zu welcher idealen Höhe sich Afrika unter dem Zeichen des Kreuzes erhoben hat.

Seitdem ist viel Zeit dahingegangen, und manche Dinge haben sich gewandelt. Afrika hat ein ganz andres Aussehen bekommen, die Völker haben sich in mancher

Digitized by Google

Beziehung geändert. Die verschiedensten Eroberer folgten einander unaufhörlich Weit entfernt von einer Befestigung der Verhältnisse, scheinen noch manche Veränderungen bevorzustehen. Alles geht offenbar den unerforschlichen Weg der geschichtlichen Umwälzung.

Für den Augenblick erhebt sich die Frage, ob die unter europäischer Macht stehende starke Bevölkerung fähig sein wird, die Fremdherrschaft abzuschütteln. Das römische Reich, so mächtig es war, mußte sich doch eines Tages zurückziehen. Das gleiche Schicksal erlebten die andern Eroberer. Nach längerer oder kürzerer Dauer verschwanden sie stets wieder. Nur die Eingeborenen sind geblieben — bis zu unsern Tagen, die eigentlichen Bewohner des Landes.

Ein Ausblick

Von

Fürst Friedrich Wrede

Das Wort vom Zusammenbruch des Völkerrechtes läuft lärmend durch das Land.

Wäre es zutreffend, so täten wir klüger, die philosophischen Fakultäten zu schließen, die Ehe abzuschaffen und unsere Volksschulen nach spartanischem Muster in Kadettenkorps umzuwandeln. Alle Kräfte der Nation müßten restlos auf Hebung der Wehrkraft eingestellt, die Worte Gesittung, Fortschritt und Kunst bis auf weiteres aus dem deutschen Sprachschatze ausgemerzt werden. Kurz, wir wären in der Tat zu jener Struktur der Volkspsyche gezwungen, die unsre Gegner zu bekämpfen vorgeben und mit dem Schlagworte Militarismus bezeichnen.

Zum Glück verhält es sich nicht so. Eine dilettantische Begriffsverwechslung ist unterlaufen und hat die Verwirrung angezettelt. Nichts wäre törichter, als bestreiten zu wollen, daß während des mitteleuropäischen Krieges gegen die Bestimmungen des Völkerrechtes zu wiederholten Malen schwer gesündigt wurde. Allein die Uebertretung einer Vorschrift beweist ebensowenig ihren Zusammenbruch, als die Unkenntnis eines Gesetzes Straflosigkeit sichert. Gesetzesverletzungen muß tunlichst vorgebeugt werden. Dies ist jedoch Sache der Sicherheitsorgane, nicht die des Rechtes. Aufgabe des Rechtes ist es, lediglich allgemeingültige Normalien aufzustellen und für den erfolgten Rechtsbruch nachträglich Sühne zu schaffen.

Gelang es, den Buchstaben des Gesetzes zwar zu befolgen, seinen Geist trotzdem gröblich zu verletzen, so ergibt sich die Notwendigkeit einer strengen Formulierung. Denn die Quelle allen Rechtes ist letztens der der Allgemeinheit zufließende Nutzen.

Digitized by Google

Einen Schulfall in diesem Sinne liefert die hinterlistige Kriegserklärung Rumäniens an die österreichisch-ungarische Monarchie.

Als in der Nacht vom Montag den 8. Februar zum Dienstag den 9. Februar 1904 zehn japanische Torpedoboote die sorglos vor Port Arthur liegende russische Flotte, ehe eine Kriegserklärung erfolgt war, aber immerhin sechsunddreißig Stunden nach Abbruch der Verhandlungen, angriffen, wurde dieses Vorgehen vorerst recht milde beurteilt. Kaum war indes der Kriegsrausch und die schlecht verhohlene Schadenfreude verraucht, da meldeten sich schon Bedenken zum Wort. Der Gedanke lag nahe, daß dergleichen schneidige asiatische Sitten Nachahmer finden könnten. Das Gewissen Europas begann sich zu regen. Das Institut de Droit International in Genf nahm 1906 eine Resolution an, in der es dem Interesse aller Völker für entsprechend bezeichnet wurde, daß Feindseligkeiten nicht ohne vorher ergangene Kriegserklärung erfolgen dürfen und der Beginn der Kriegsoperationen vom Ablaufe eines gewissen Zeitraumes, von ihrer Notifikation an gerechnet, abhängig zu machen sei. Deutscherseits erhoben zwei bedeutende Männer — General von Lignitz 1906, Professor Nippold 1907 — in der „Deutschen Revue" die Forderung einer Regelung dieser Frage. Und in der Tat wurde auch die Forderung des Institut de Droit International auf Frankreichs Vorschlag zum Teil in das Haager Abkommen von 1907 aufgenommen. Nur zum Teil — denn der wichtige Nachsatz, die Befristung der Wirkung der Kriegserklärung betreffend, wurde von den Delegierten der Konferenz mit Rücksicht auf große militärische Interessen abgelehnt.

Den Buchstaben des Gesetzes hat also Rumänien Oesterreich-Ungarn gegenüber nicht verletzt. Wohl aber hat es den einwandfreien Beweis erbracht, daß seine Regierung zu jenen gehört, derentwegen die Bestimmungen des Völkerrechts dringend einen strafferen Ausbau erheischen — ein Ruhmestitel, den wir dem Kabinett Bratianu neidlos überlassen.

Seine Handlungsweise wird aufs beste durch die Ausführung des vormaligen französischen Ministers des Auswärtigen, Emile Flourens,[1]) gekennzeichnet: „Wenn diese summarische Art des Vorgehens auch in vielen Fällen den Waghalsigen, die skrupellos genug sind, ihre Zuflucht dazu zu nehmen, unbestreitbare Vorteile verschafft, so ruft sie doch bei den unparteiischen Zeugen eines solchen Mißbrauchs der List und der Macht eine allgemeine Mißbilligung hervor."

Daß die Resolution des Institut de Droit International nur in verstümmelter, ihren Zweck von vornherein illusorisch machender Form auf der zweiten Haager Konferenz durchgesetzt werden konnte, hatte, wie bereits erwähnt, seinen Grund in militärischen Bedenken, die auf die Vorteile der größeren Schlagfertigkeit und der schnelleren Mobilisierung nicht Verzicht leisten zu dürfen wähnten. Durch die Stilisierung des Abkommens würden — ich zitiere die offizielle Publikation des österreichischen k. u. k. Ministeriums des Aeußern —

[1]) „Deutsche Revue", April-Heft 1912.

Digitized by Google

die Wünsche der Heeresleitung und die Interessen der österreichisch-ungarischen Wehrmacht in jeder Hinsicht gewahrt.

Und hier liegt der wunde Punkt aller völkerrechtlichen Stipulationen. Das militärische Interesse auf einem Friedenskongresse ist genau besehen an und für sich eine contradictio in adjecto, ein Widerspruch im Beiwort, der in der Logik von alters her in üblem Rufe steht.

Völkerrechtliche Abmachungen sollen dem Nutzen der Allgemeinheit dienen. Es liegt auf der Hand, daß kein großes Ganze erreicht werden kann, solange jeder der Kontrahenten mit der feststehenden Absicht, für sich einen Sondervorteil zu ergattern, den Sitzungssaal betritt.

Diese Klippe zu umschiffen, die Neuformulierung des Völkerrechtes von einem die Einzelinteressen überragenden Gesichtspunkt aus vorzunehmen, wird Aufgabe der kommenden Jahre sein. Eine reinliche Scheidung zwischen internationalem Völkerrecht und nationaler Staatskunst wäre empfehlenswert. Ansätze dazu liegen bereits vor. Die „Deutsche Revue" hat den Gedanken einer internationalen Hochschule des Völkerrechtes angeregt und propagiert. Wissenschaft und diplomatische Instruktion gibt einen schlechten Reim. So hat das Projekt, die Probleme, ehe der rauhe Sturm des Interessenkonfliktes eines Kongresses über sie hinwegfegt, erst in stillen Gelehrtenstuben ausreifen zu lassen, viel Bestrickendes an sich. Die Möglichkeit ist nicht von der Hand zu weisen, daß der Gedanke wieder aufgegriffen und in absehbarer Zeit sogar zu ungeahnter Bedeutung gelangen wird.

Denn es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, anzunehmen, der mitteleuropäische Krieg werde durch den Waffensieg der einen oder der andern Mächtegruppe mit einem Schlage beendet sein. Die Geister der Gefallenen werden vielmehr, wie es uns die Sage von der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern berichtet, nach Friedensschluß noch lange erbittert weiterkämpfen, das Menschenleben wird wieder höher bewertet und für jedes unnütz vergossene Blut Rechenschaft gefordert werden. Wir hegen die frohe Zuversicht, daß unseren Generalen auch in diesem Streite der Sieg beschieden sein wird.

Aus dem festen Gestein dieser Ueberzeugung quillt unser unerschütterlicher Glaube an den endgültigen Triumph des Völkerrechtes, mag es gegenwärtig auch im argen liegen.

Der lange Weg von Hugo Grotius' Schrift „De jure belli ac pacis" bis zur zweiten Haager Konferenz verlief ja nicht in stets aufsteigender Linie. Ehegestern Errungenes wurde gestern verloren und dann wieder in reichlicherem Maße zurückgewonnen. Das Völkerrecht ist so wenig tot, daß selbst sein mächtigster Feind, der Krieg, seine langsame aber unaufhaltsame Entwicklung nicht zu hemmen vermag. Das kürzlich zwischen der deutschen und der französischen Regierung erfolgte Abkommen betreffs Aussetzung der Strafvollstreckung bei Kriegsgefangenen bekräftigt diesen Optimismus. Der Vertrag gewinnt an Bedeutung, da wir ja durch Professor Lammasch[1]) wissen, daß das Zusammen-

[1]) „Deutsche Revue", Februar-Heft 1915.

Digitized by Google

gehen des Deutschen Reiches mit Frankreich in kriegsrechtlichen Fragen bereits auf den Haager Konferenzen geradezu charakteristisch war. Aus der harten Not der Zeit geboren, wird es vielleicht in den sicheren Hafen bleibenden Rechtes gerettet werden können.

Voraussetzung ist freilich, daß das Abkommen von beiden Kontrahenten in gleich gewissenhafter Weise befolgt wird. Daß dies seitens Deutschlands geschehen wird, dafür bürgt ohne weiteres der ritterliche Sinn unseres Kaisers. Anderseits wäre es pharisäisch, die fides publica einer großen Nation, die ihre Bündnispflicht ohne Zögern erfüllte und deren Tapferkeit von unserer Heeresleitung bei jedem Anlaß rückhaltlos anerkannt wird, in Zweifel ziehen zu wollen.

So besteht alle Hoffnung, daß das Völkerrecht aus dem blutigen Ringen nicht zertrümmert, sondern vielmehr erweitert hervorgehen wird.

Aus Rudolf v. Gneists Leben und Wirken[1]

Von

Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. E. v. Jagemann

„Zwischen den Waffen schweigen die Gesetze." So lautet ein altes Wort des Mißbrauchs. Aber für uns Deutsche gilt es nicht. Im innern Deutschland schreitet das Leben auch zur Kriegszeit weiter in den Bahnen von Gesetz und Gesetzesermächtigung und mit rechtsgleichen Regelungen; Behörden und Bevölkerung verfahren willig danach. Und wenn draußen unsre Schwertfaust Feindesgebiete erfaßt, greift sie dann baldigst zur Feder und schafft Rechtsordnungen. Der polnischen Hauptstadt Warschau bescherte die deutsche Befehlshabung sogar die erste bürgerliche Selbstverwaltung.

All dies kommt nicht von ungefähr, auch soweit es uns selbstverständlich erscheint. Es ist die Erziehungsfrucht an geistigen Vorstellungen und Gewöhnungen vom nächstvergangenen Menschenalter her, und niemand verkennt, daß Rudolf v. Gneist darin ein wirksamster Apostel des Rechtsstaats war. Diesen Sinn für Gesetz und Recht, der an sich weder in der altständischen, noch in der modernen Gesellschaft gegeben sei, verlangte und erhoffte er als den „notwendigen sozialen Zwischenbau des Rechtsstaats".

---

[1] Nachstehendes gibt eine in der Berliner Universitätsaula am 13. August 1916 gehaltene Gedächtnisrede wieder. Die Zentenarfeier daselbst war von einem Ausschuß veranstaltet, dem auch die Staatsminister des Kultus, der Justiz und des Innern sowie der Staatssekretär des Reichsjustizamts, neben einer Reihe hervorragender Personen sonst angehörten. Archivar Dr. Kolshorn hatte die Geschäftsführung. Eine Gneist-Biographie aus seiner Feder wird bei J. Springer (Berlin) erscheinen.

Digitized by Google

So gebührt ihm auch während Kanonendonners und Waffengeklirrs eine Jahrhundertfeier. Denn der Sinn solcher Feiern ist ja, sich an Männern dankbar zu erheben, sie zu ehren, welche über ihre Zeit hinaus nachwirken. Gerne und pietätvoll erwecken wir an solchem Tage das entschwundene Lebensbild: Persönlichkeit und Arbeitskreis, Wesenszüge, Ziele und Erfolge des Wirkens. Aber die Schlußfrage geht dennoch wieder auf das Unvergangene davon. Einem Schüler und Verwandten, fiel mir die Ehre zu, dies Bild zu zeichnen und damit weißen Haares an derselben Stelle mitzuwirken, wo ich die studentische Zentenarfeier Alexander v. Humboldts vor fast fünfzig Jahren zu leiten hatte. Aber trotz jener Beziehung ist außer einigen persönlichen Erinnerungen neues an Tatsachen und Auffassungen nicht zu bieten. Denn geschichtlich steht Gneists Wesen fest und außer Streit. Gleich irr ginge, wer seinem Ruhm hinzuschmücken oder hinwegschmälern wollte.

Sein persönliches Bild zunächst ist ein Vorbild. An Güte und Humanität, Arbeitsfleiß und Vielseitigkeit, Härte gegen sich selbst, Geduld, religiösem und vaterländischem Sinn. Alle Prüfungen des Lebens ertrug er ungebeugt. Er lebte eigentlich nie sich selbst, sondern stets der Allgemeinheit. Nicht nach dem Gelehrtenwort: „Bene vixit, qui bene latuit", sondern Tatkraft drängte ihn stets lebhaft neben und aus dem Wissen zu dessen praktischen Werten. Manchmal betonte er die ersprießliche Bedeutung seiner Vorschulung. So der justitiellen für das Lehramt, in welcher er bis zur Hilfsarbeit beim Geheimen Obertribunal mitgearbeitet hatte. Ebenso des neunzehn Jahre langen Harrens in den Vorhöfen zur ordentlichen Lehrkanzel; dieses sei gut zur Absiebung minderer Kräfte, bei vollem Beruf machten alle Mühsale nur strebsamer und vollwichtiger.

Ein Berliner, am 13. August 1816 im alten Kammergerichtsgebäude geboren, zählte er sich doch auch von Köslin her, wo seine hochverehrte Mutter als Witwe lebte, etwas zu den Pommern. Und mit der Lutherstadt Eisleben, später lange ein getreuer Wahlkreis, verflochten ihn viele Jugenderinnerungen; der Vater, auf den er die tiefe Pflichtdurchhaltung als Erbe zurückführte, war lange dort als Landgerichtsrat tätig gewesen. Süddeutsche Beziehungen waren ihm gegeben durch seine besonders liebenswerte Gefährtin, die Tochter August Böckhs, bekanntlich im Ursprung aus Baden.

Der äußere Arbeitskreis Gneists hatte eine außerordentlich große Umspannung. Das Lehramt war ja, trotz der Vielheit darin gepflegter Gebiete, nur ein Teil seines Wirkens; seit Savignys Rücktritt 1842 mit dem Schwerpunkt auf den Pandekten, viel später auf dem öffentlichen Recht; auch die Kriminalfächer behandelte er. Den von vielen sonst so schwer verstandenen Zivilprozeß machte er leicht faßlich und voll anschaulich. Durch die Synopsis der Gaius- und Justinianinstitutionen gewann er manche für die Quelleneinsicht. Allen war er verständlich, weil er nicht aprioristisch lehrte und jeder Rechtseinrichtung kurze geschichtliche Grundlagen und die tatsächliche Wirkung beigesellte. Seine Einschreiblisten zählten über 40000 Hörer als Beweis seiner Beliebtheit. Er suchte gerne auch in den Augen, ob er verstanden sei, versammelte auch erheb-

Digitized by Google

liche Mengen Studenten seminaristisch und gesellschaftlich, fand viel bleibenden Anhang und Nachwuchs und förderte viele persönlich; so bekanntlich auch den Studenten Grafen Herbert Bismarck gegenüber einer gewissen Unbefriedigung seines Vaters.

Ebenso reich war die parlamentarische Arbeit. Ein Mandat in den Bewegungsjahren, denen er skeptisch gegenüberstand, hatte er zwar abgelehnt. Aber Preußischer Landtag, Norddeutscher und Deutscher Reichstag und ebenso die Berliner Stadtverordneten zählten ihn dann längsthin zu den fleißigsten und einflußreichsten Mitgliedern. Schon Fülle und Stoffbedeutung seiner Berichterstattungen zeigten es. Trotz Parteizugehörigkeiten und -freundschaften war er kein Parteimann strenger Ordnung. Hat er doch selbst in Würdigung der Denkschriften des Freiherrn vom Stein, dessen hohe Objektivität rühmend, das mahnende Urteil abgegeben: „Ihm fehlte die Schärfe des Parteistandpunktes, die dem konstitutionellen Staatsmann aus dem Kampf gesellschaftlicher Gegensätze unvermeidlich zurückbleibt."

Nur eiserne Gesundheit und regstes Sachinteresse konnten solch reiche Leistung ermöglichen. Aber dazu noch ward er bald ein fruchtbarster Schriftsteller. Zuerst, auf dem juristischen Gebiet, wandte er sich römisch-rechtlichen Stoffen und dem Schwurgericht zu, dann Politik und Recht literarisch vermählend, ergründete und verbreitete er unermüdlichst verfassungs- und verwaltungsrechtliche Stoffe oder erweckte und beleuchtete Reformfragen seiner Zeit.

Dazu kommt endlich noch — seinem starken sozialen Sinn entsprechend — viele, meist leitende Mitarbeit im Vereinsleben. Schon in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nahm er sich des Arbeiterstandes an, auch Handwerksvereine besuchend. Im Zentralverein für das Wohl der arbeitenden Klasse folgte er 1869 Lette im Vorsitz. Den Verein für Sozialpolitik hat er 1873 mitbegründet, dann geführt. Das Viktorialyzeum und die Allgemeine Deutsche Pensionsanstalt für Lehrerinnen und Erzieherinnen erfreuten sich seiner besonderen Förderung.

Alle diese Gebiete des Schaffenskreises anzudeuten, erheischt das Gesamtbild. Die Darstellung der Wesenszüge und Ziele der Lebensarbeit selbst darf dagegen wohl beschränkt werden, insoweit besonderen Vertretern gewisse Stoffe angemessenerweise vorzubehalten sind.[1])

[1]) Der Gedächtnisrede waren seitens des Rektors Exzellenz v. Wilamowitz-Möllendorf Begrüßungsworte vorangegangen, voll Anerkennung für den Gefeierten als einen preußischen und deutschen Patrioten, der die Wege mitgezeigt habe, auf welchen unser Volk die sich jetzt bewährende Kraft fand. Der Gedächtnisrede selbst folgten Ansprachen des juristischen Dekans Geh. Justizrats Prof. Dr. Seckel über Gneist als Jurist, des Staatsministers a. D. v. Hentig über die sozialkaritative Tätigkeit und des Geh. Kommerzienrats Kopetzky über die Verdienste Gneists um die Verbesserung der Berliner Kleinwohnungen. Dr. Kolshorn, namens des Gneist-Ausschusses, kam nochmals auf die politische Tätigkeit und sprach allen Förderern der Feier Dank aus, vor allem Seine Majestät den Kaiser einschließend, der ihm durch das Zivilkabinett habe mitteilen lassen, mit großem Interesse von der Gedenkfeier Kenntnis genommen zu haben, doch ermögliche die Lage es nicht, sich durch einen der kaiser-

Digitized by Google

Von den inneren Wesenszügen steht einer voran, der dem juristischen Gelehrtentum ziemlich fremd gewesen war: Das starke Verbinden der Lehre mit dem Tatsächlichen, überhaupt das Zusammenfassen der real zusammengehörigen Dinge.

Ich glaube noch nach langen Jahren Worte nachzuhören gegen die „Reinzucht des Begrifflichen". Wie selbst in seinen Pandekten die allgemeinen Lehren das Schlußfazit bilden, so baut sich auch in rechtspolitischen Werken stets das Gewollte auf den zuvor gegebenen Rechts- und Tatsachenstoff. Sehr richtig schreibt er einem Staatsrecht voran, für wieviel Gebiets- und Menschenumfang der Erde es gelte. Neben dem Staat — der zur öffentlichen Herrschaft berufenen, ausgleichenden und bleibenden Verkörperung des Gesamtwillens eines Volkes — schaut er stets auf die Rivalen; also auf die gesellschaftlichen Interessengruppen in Besitz und Erwerb, auf ihre Sonderbestrebungen, Kämpfe und Veränderungen. Er folgt hierin Lorenz Steins Gesellschaftslehre. Freilich ging in der Sphärenabscheidung zwischen Staat und Gesellschaft die Entwicklung nicht immer seinen Weg. Das Wahlwesen hat viel weiteren Umfang und andre Formen angenommen als er wünschte. Schon geheime Wahlabstimmungen erachtete er als Ueberflutung des Staates durch die Gesellschaft; ein atomisiertes Wahlwesen (statt Zusammenfassung nach örtlichen und ständischen Verbänden) stellte ihm die Verwirklichung der Eigeninteressen über das Staatsinteresse. Im Verhältnis zwischen Staat und Individuum stand er entschieden auf seiten des Staats, der letzteres aber nützen und zur freien Betätigung führen solle. Als das Fundament im Organisationswerke des Freiherrn vom Stein bezeichnete er geradezu die Charakterbildung des Volkes durch den Staat. Sonst kein Philosoph, wird er hier zum Staatsethiker mit einer Wärme, die an die Großen aus der Zeit der Befreiungskriege mahnt.

Eine besondere Verbindungsweise lag auch darin, mit staatsrechtlichen Perspektiven in Stoffe hineinzuleuchten, welche sonst allzu leicht als technische aus engem spezialistischem Gesichtspunkte behandelt zu werden pflegen. Es wiegt dabei vor der Gedanke an die richtige Rollenverteilung bei den Staatsaufgaben, namentlich an die Mittätigkeit der freien Kräfte, richtig abgemessen nach dem modernen Kulturstand. So behandelte er 1867 die Frage der freien Advokatur sofort als einen ersten Anfang der Justizreform überhaupt und skizzierte dabei bereits die Rückwirkungen und Anforderungen eines neuen Systems für den Richterstand selbst. Und als 1874 das Reichskanzleramt sein Gutachten über die neue Strafprozeßordnung forderte, so antwortete er: Ganzheit statt Halbheit in Anklageprozeß, Mündlichkeit und Oeffentlichkeit. Aber dazu sei ein dreifaches Ordale zu bestehen: die Amtsgewohnheiten, die Entfremdung der Juristen vom öffentlichen Recht und der mangelnde Rechtssinn der Zeit überhaupt. Vier be-

---

lichen Söhne vertreten zu lassen, da die Prinzen zurzeit sämtlich an der Front sind. Mit dem Hinweis auf die Kämpfer draußen und der Wiedergabe eines Gedichts E. v. Wildenbruchs auf Gneist endigten Schlußwort und Feier.

Digitized by Google

kannte Fragen schlossen sich an. Die erste begehrte die Zulassung der Popularklage als Element der Selbstverwaltung des Rechts und zur Freistellung des Anklageweſens von politischen Einengungen. Gegenüber linksrheinischen Irrtümern wird entschieden die Bindung der Geschworenen an das Gesetz betont.

Die letzteren Gedankengänge waren vermittelt durch einen weiteren Wesenszug. Es ist Gneists tiefes Eindringen in das englische Recht. Sein Studium wurde hier zu einem großen Lebenswerk und begründete seinen Ruhm. Seine Bücher wurden in drei Sprachen übersetzt, seine Beziehungen zum Ausland überhaupt bereicherten sich.

Er sagt selbst, kein einheitlicher wissenschaftlicher Plan habe vorgelegen. Es bewegte ihn eine realpolitische Erkenntnis: Sogenannte philosophische Konstruktionen im Staatsrecht haben ihren Hauptgrund im Mangel positiver Kenntnis der Dinge selbst. So erwuchs ihm das Bedürfnis zur Umschau. Zunächst nur, um anderwärts Recht und Unrecht von Feudalismus und Demokratie unbefangen zu untersuchen. Seine erste Schrift: „Adel und Ritterschaft in England“ (1853) hatte Erfolg. Er ermunterte ihn in den „Gang in den Urwald“. So bezeichnete er sein Studium des englischen Verwaltungsrechts. Denn literarisch bestand es aus einem antiquarischen Chaos der um Blackstones Darstellungen aus dem achtzehnten Jahrhundert aufgesammelten Materialien.

Gneist ward für England selbst der Schöpfer wissenschaftlicher Ordnung hierüber. Trotzdem bekannte er sich von Stufe zu Stufe unzufrieden über Unvollkommenheiten seines Werkes, formte und erweiterte den Stoff ständig; die große Zahl der Schrifttitel zeigt die Vielheit der Schächte, in die er einstieg. Den Gewohnheiten deutscher Leser rückte am nächsten ein Werk von 1884: „Englisches Verwaltungsrecht der Gegenwart in Vergleichung mit den deutschen Verwaltungssystemen“; es war eine nach deutscher Systematik umgestaltete Auflage. Anderseits bietet in der Rechtsvergleichung zwischen Deutschland, Frankreich und England ein früheres Werk mehr Umfassung. Es war 1868 August v. Bethmann-Hollweg zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum gewidmet und bezeichnet sich: „Verwaltung, Justiz, Rechtsweg, Staatsverwaltung und Selbstverwaltung“. Ein geplantes Werk über englisches Parlamentsrecht wurde mehrfach verschoben; das Parlament, sagte Gneist, sei der bekannte, das Verwaltungsrecht der unbekannte Teil der englischen Verfassung.

Keinerlei Anglomanie führte ihn übers Meer. Doch stellte er die flachen, nivellierenden romanischen Rechtsgedanken stets in scharfen Gegensatz zu den ihm kongenialen germanischen. Er stand auch in persönlicher Beziehung zum amerikanischen Botschafter Bancroft, lenkte gerne den Blick selbst über den Ozean und hat auch die andre Welthälfte beschritten. Aber die Selbständigkeit jeder Staatsentwicklung betonte er entschieden; so in seiner Rektoratsrede von 1873 über „die Eigenart des preußischen Staats“: Das deutsche Staatswesen sei jedem andern ebenbürtig, ja überlegen durch die harmonische Entwicklung der Gesellschaft und durch die Tüchtigkeit unsrer Mittelstände und arbeitenden Klassen. Auch galt ihm gerade der englische Fortgang seit der Reformbill von 1867 als

Digitized by Google

ein Anfang innerlicher Auflösung, und seine Auseinandersetzungen mit Stuart Mill sind ein Kampffeuer für den Staat gegen die überflutende Gesellschaft.

Aber auch „nicht, um gelehrte Bücher zu schaffen", schrieb er so gründlich über englisches Recht. Vielmehr wegen bestimmter Staatsziele. Die staatsrechtliche Vergleichung sollte auf die Lücken und Unvollkommenheiten des heimischen Rechts und folgeweise zur Reform desselben führen. Er war ein Amalgam von Wissen und Staatskunst, ein staatsmännischer Gelehrter, ein gelehrter Staatsmann. Nicht spekulativ aus den Sternen, sondern einschauend in die Wirklichkeiten erzeugender Geschichte, bestehender Gegenwart, bedürfender Zukunft. Wer ihm Lehrsätze ohne die damaligen Zeit-, Stoff- und Zweckumstände entnähme, hat ihn nicht verstanden. Spätere Kritik sollte aber auch nicht vergessen, daß er an Ort und Stelle schaute und hörte; freilich vor einem halben Jahrhundert, so daß nachher manches sich geändert hat, oft ohne Aenderung der geschriebenen Normen.

Seinem Wirklichkeitssinn gemäß wendet er sich gegen den deutschen Grundfehler der Verallgemeinerung einzelner Grundsätze. Sie sei die Quelle der meisten politischen Irrtümer und Mißverständnisse. Ebenso mit Satire gegen im Wort nur bestehende Konkordienformeln. Von der ihm teuersten Selbstverwaltung sagt er, als sie noch nicht gestaltet war, Beamtenstand und politische Hauptrichtungen seien einig in der Vortrefflichkeit der Selbstverwaltung, freilich verständen aber die drei darunter dreierlei ganz verschiedene Dinge.

Die Staatsziele selbst anlangend, steht eine allgemeine Erkenntnis obenan: Ein auf dem Absolutismus erwachsener Staat, mit dem rein beamteten Unterbau noch darin steckend, ohne einen die Gesellschaft heranziehenden Zwischenbau und nur darüber eine konstitutionelle Kuppel — das ist ein widerspruchsvolles Ding. Noch so gut und gerecht verwaltet, trägt es nicht das Gedeihen in sich. Es muß sich umformen von unten her durch den Ausbau mittels Gesetzen für alle wichtigen Teile des Hauses. Es muß mitausgefüllt werden im ganzen durch eine die freien Kräfte entfaltende Selbstverwaltung. In unzähligen Wendungen betont er, daß das Staatsleben ein Leben nach Gesetzen und durch Gesetze sei, daher weder ein Regiment persönlichen Beliebens, noch eine Parlamentsherrschaft sein könne; auch das Parlament sei an die Gesetze gebunden und die Regierungsgewalt die Quelle der Staatstätigkeit. Anläßlich des Sozialistengesetzes mahnte er auch zaudernde Wählerschaften an ihre Mitverantwortlichkeit für den Schutz des Staates. In entschiedenstem Gegensatz zum welschen Ideal der Volkssouveränität preist er die Monarchie als den verkörperten Träger der Staatsidee, nach eignem höchsten Recht, herausgehoben über die Interessen der Gesellschaft, die Stabilisierung der Gesamtheit und Einheit der Aufgaben. Dazu das Gesetz als Regulator, das Gericht als Schranke der Staatstätigkeit. Nur bei allseitiger Einfügung und Eingewöhnung in solche Rechtsverteilung werde eine neue Harmonie, ein wahrer Rechtsstaat erwachsen.

Unter den Einzelzielen führten ihn zeitweise zwei in Spannung mit Gliedern der Staatsregierung. Das eine betraf den Umfang des Budgetrechtes

Digitized by Google

gegenüber der 1862 entstandenen Heeresfrage und fand den versöhnenden Abschluß durch das Indemnitätsgesetz von 1866. Das andre (1869) bezog sich auf die von ihm angefochtene Rechtsbeständigkeit der Verwaltungspraxis bezüglich der konfessionellen Schule. Aber wie er bezüglich des Militärwesens stets die allgemeine Wehrpflicht als eine Grundsäule des Staates pries, so sah er in der einheitlichen, konfessionell ungetrennten geistigen Bildung aller Kinder eine Stütze für die innere Kraft und Einheit der Nation. Er verfocht darum noch öfters, letzmals 1892, „die möglichste Schulvereinigung" der beiden Hauptbekenntnisse.

Für andre, größere Ziele, die Gneist öffentlich vertrat, bestand grundsätzliche Uebereinstimmung mit den Inhabern der zuständigen Regierungsgewalt. So wurde diesen selbst Gneists Mitarbeit von der Parlamentsseite her sehr wertvoll. In einer Aufzeichnung über Beziehungen zum Bismarckschen Hause, wo er zuweilen auch an Geburtstagen und intimsten Kreisen teilnahm, hebt er seine Bewunderung der treffenden Urteile des Kanzlers hervor und erzählt, derselbe habe bei Vorarbeiten zur Kreisordnung und auch in der Zeit der Maigesetze (1873) eingehende Erörterungen mit ihm gepflogen; Gneist war im Abgeordnetenhause Berichterstatter über deren Gesamtheit. Schon 1869 hatte er sich für die obligatorische bürgerliche Ehe ausgesprochen, jedoch nur als eine Notwendigkeit bei gemischtem Bekenntnisstand, mit entschiedener Verehrung für die Heiligkeit des kirchlichen Bandes. Für die Maigesetze knüpfte er in manchen Begründungen an das ihm besonders liebe preußische Landrecht an und vertrat entschieden die staatliche Kirchenhoheit, war dann auch Mitglied des staatlichen Gerichtshofs in Kirchensachen. Einheitliches Ehe- und Familienrecht, einheitliche Erziehung und sichere Umgrenzung des Aufsichtsrechts waren ihm die drei zusammengehörigen Pfeiler einer richtigen deutschen Kirchenpolitik, aufgebaut im übrigen auf rechtliche Parität, das Ganze im Sinn und Ziel innerer Friedensbewahrung.

Das günstige Verhältnis zur Staatsregierung, insbesondere auch zum damaligen Minister des Innern, Grafen Friedrich zu Eulenburg, wurde sodann für diejenigen Ziele sehr fruchtbringend, die Gneist am nächsten berührten. Für die preußische Kreisordnung (1869) und später für die Landgemeindeordnung (1892), dazwischen für die großen Verwaltungsreformen von 1875 und 1883 konnte er wichtigen Einfluß nehmen und zum Teil in Entwürfen mitarbeiten. Es erfüllte sich, was er erstrebt hatte: Gesetzliche Normen wurden weithin für die Landesverwaltung festgestellt, Selbstverwaltung und Verwaltungsrechtspflege eingerichtet, und er hatte die Freude, in die höchste Instanz der letzteren als Stellvertreter des Präsidenten einzutreten, unbeschadet seines Lehramts. Langhin konnte er diese Schöpfungen segensvoll wirken sehen.

Aber sein Tun beschränkte sich auch dann nicht auf diese geradezu als Lebensziele zu bezeichnenden Fortschritte. Es gab vielmehr überhaupt wenige staatspolitische Fragen, denen er sich nicht zuwandte, als ein bei Regierung und Parlament einflußreicher Förderer. Darum ist unbeschadet der höchsten Wertung, welche der Arbeit der Ministerien selbst gebührt, schlagend Otto v. Gierkes Wort

Digitized by Google

von der Unermeßlichkeit des Erfolges der rechtspolitischen Arbeit, es habe vielleicht noch nie ein Gelehrter, ohne in leitender Stellung des Staatslebens zu stehen, in gleichem Maße der Gesetzgebung seines Landes den Stempel seines Geistes aufgedrückt.

Reiches Ansehen machte ihn viel geehrt und viel begehrt: Drei deutsche Kaiser, auch manche fremde Herrscher haben ihn ausgezeichnet. Seine Majestät Kaiser Wilhelm I. beauftragte ihn mit der Einführung seines Enkels, unsers jetzigen heldenhaften Kaisers, in das Staatsrecht. Bei Bildung des Staatsrats (1888) — einer Körperschaft, für deren Schaffung er öfters eingetreten war — berief man ihn als Mitglied. Der Vorschlag zum stimmfähigen Ritter des Ordens Pour le mérite fand die allerhöchste Billigung. Der Adelstand wurde ihm 1888 verliehen, die Würde des Wirklichen Geheimrats 1894.

Wurzelte seine Arbeit auch im preußischen Boden, so sandte sie ihre Strahlen doch über ganz Deutschland und darüber hinaus, wie die kontinentale Staatsrechtsentwicklung überhaupt im einzelnen zeigt. Insbesondere wirkte er weithin auch durch die Tätigkeit im Reichstag und durch das zwanzigjährige Präsidium der Oesterreich mitumfassenden deutschen Juristentage. Dorthin hatte ihn auch 1873 die Leitung eines Ausschusses, unter kronprinzlichem Protektorat, zur Förderung des Besuchs der Wiener Weltausstellung durch Gewerbetreibende und Arbeiter geführt.

Auch bestanden zu einzelnen Gliedstaaten des Reiches Beziehungen. So schätzte Gneist das Werk Augusts Lameys, dessen Zentenarium kürzlich stattfand, nämlich die badische Verwaltungsorganisation, schon von 1863, mit Selbstverwaltung und Rechtsweg. Großherzog Friedrich I. hat Gneist verschiedentlich ausgezeichnet. In einem Dankschreiben des letzteren findet sich die bemerkenswerte Anführung, welches Glück für Deutschland die innere Kohärenz sei, bestehend in den Landeszentren und im Zusammenwirken der Gliedstaaten, während anderwärts das ganze Staatsleben von einer Stadt erschüttert werden könne.

Von einem unsrer neuen Verbündeten, von der Türkei, wurde Gneist zum Schiedsrichteramt in Fragen der Balkanbahn berufen. Häufig waren die Bitten um sein zündendes Wort. Ob er das Berliner Steindenkmal enthüllte oder das Gedächtnis Huttens und Sickingens auf der Ebernburg feierte, ob er jenseits des Ozeans die Deutschen bei der Gründungsfeier der Nordpazifikbahn vertrat oder in der Reichsstadt für die Berliner Juristengesellschaft die rechtsverständigen Mitglieder des ersten Deutschen Reichstages mit einer Rede über den Gesamtzustand des deutschen öffentlichen Rechts begrüßte — immer waren es Erzeugnisse hochgeistiger, zusammenfassender, manchmal überraschender, stets interessanter, erleuchteter Auffassungen!

Welch unermüdliche Arbeitskraft, welche Fülle des Schaffens als Reformer, welche Eignung als ein Hochlehrer, wie für die Jugend, so für das ganze Volk, auf wichtigste Ziele des Staats zu weisen!

Und so war es, bis — für eine neue mäßige Spanne Zeit noch — auch über ihn Beschwerden des Alters kamen und dann im Sommer 1895 der von

Digitized by Google

parlamentarischer Arbeit ihm befreundete Prediger Richter zum Abschied am Sarge rückschauend das Johanneswort sprach:

„Ich muß wirken die Werke dessen, der mich gesandt hat, solange es Tag ist. Denn es kommt die Nacht, da niemand wirken kann."

*

Was ist an Gneists Werk nun das Unvergangene, das alle Nacht überdauert hat?

Der ausgegossene Geist belebt und beherrscht weiter. Die einseitig privatrechtlichen Gedankengänge der Juristen sind vielfach wenigstens überwunden. Die Erwerbung neuer Liebe und Pflichtgefühle für den Staat, Belebung der Staatsrechtswissenschaft, Rechtsvergleichung und Rechtsgesetzgebung, Ablenkung von den französisch-belgischen Schablonen — all dies ist freilich Arbeit nicht eines Einzelnen, sondern eines ganzen Kulturstroms. Aber es steht fest, daß Gneist in vieler Hinsicht zuerst ihn aufgestaut, aus den Schleusen entsandt und besonders praktisch verwertet hat.

Seine Gesamtstaatsauffassung von der überragenden Hoheit und Bedeutung des Staatsganzen webt auch heute noch in den besten und reifsten Geistern. Nicht das Nehmen vom Staat, nicht die Individualrechte stehen im Vordergrund, sondern das Pflichtensystem, insbesondere bezüglich Schule, Wehr, Steuer, Amtsleistung. Die oberste Frage ist das Wohl des Staatsganzen, und Gneist hat trotz aller Schatten der Klassenkämpfe, für den jetzigen Krieg weit voraussehend und -sagend, die Zuversicht bekundet, unser Volk sei dasselbe wie 1813 und 1870 geblieben; für den inneren Streit aber rechne er auf die Macht der Intelligenz und politischen Wahrheitsliebe, die größer sei als anderwärts.

Bezüglich der Selbstverwaltung insbesondere erneuern sich stets die von ihm erhofften guten Früchte: Erweiterung der Gesichtspunkte, Bewußtsein der Gemeinnützigkeit und Rechtsausgleichung, Vermittlung der Ständeunterschiede durch Zusammenarbeit, Milderung der politischen Programme, Schaffung von Kohärenzen statt der unseligen Parteitrennungen. Auch blieb seine Lehre vielfach wenigstens praktisch bewährt: „Das Amt gehört dem König, obrigkeitliche Befugnisse können auch in der Selbstverwaltung nicht Privateigentum, noch Wahlgegenstand sein."

Der Rechtsstaat ist und bleibt aufgerichtet, grundsätzlich und in einer Fülle von Einzelnormen; behördlich eingehalten, verwaltungsgerichtlich geschützt, getragen auch vom heranerzogenen Rechtssinn der Bevölkerung. Kuppel und Unterbau sind harmonisiert, die Zwischengeschosse ausgefüllt, das Streiten um Verfassungsfragen überwunden, die Teilnahme berufener freier Kräfte an den Staatsaufgaben reichlich betätigt.

Mit Recht betonte Gneist oftmals, gerade diese Mitwirkung sei der Grad-messer wirklicher politischer Freiheit, zugleich aber im Grundgedanken nur ein Ausbau auf den Stein-Hardenbergschen Fundamenten und daher ein echt preußisches Werk. Er stellte einander gegenüber die Machtlosigkeit eines

Digitized by Google

Staates, in dem sich das staatliche Tun, Denken und Pflichtgefühl auf eine abgeschlossene Beamtenkaste konzentriert, und umgekehrt den machtvollen Aufschwung, wo weite Schichten zum persönlichen Dienst für Gemeinde und Staat wirken. Er sieht den Gegensatz geschichtlich eingetreten im Zusammenbruch von 1806 und sodann im Erfolg jener beiden geistigen Heroen und ihres königlichen Herrn, dessen goldenes Wort damals lautete: „Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat."

Friedrich Wilhelm III., der erste der von Gneist erlebten fünf preußischen Könige, bekundete es bei Stiftung dieses Hauses hier, das später eine Hauptarbeitsstätte auch Gneists wurde. In der Tat nun: zu den in jener weit schwereren Kriegszeit für alle Folge aufgerufenen Kräften hat auch der Gefeierte des heutigen Hundertjahrtags gehört. Denn er trug wirksamst und nachhaltigst bei durch Wissenschaft und Staatskunst zur geistigen und sittlichen Hebung, damit aber zur Mehrung des deutschen Reichtums an höchsten und unvergänglichen Gütern. Sein Andenken bleibe gesegnet!

Aus den Erinnerungen von Eduard Sueß

Die Donauregulierung — Die Eröffnung des Suezkanals[1])

August bis Dezember 1869

Es war am 5. Februar 1862. Ich wohnte in der Praterstraße, unweit vom Karl-Theater. Meine Frau rief mich zum Fenster. Flüchtende Menschen eilten über die Straße, und hinter ihnen schritt in breiten Wellen majestätisch die aus ihren Ufern getretene Donau einher. Sie ergoß sich in die Keller, in die ebenerdigen Verkaufsgewölbe und Geschosse. Bald kam in Verwirrung eine Herde weißer ungarischer Ochsen, prächtige Tiere mit weit ausragenden Hörnern, durch das nur wenige Fuß hohe Wasser daher. Sie konnten auf dem nassen Granitpflaster nicht festen Stand finden. Bald stürzte hier einer, bald dort. Endlich ertranken zwei dieser schweren Tiere mitten in der Praterstraße vor unsern Augen.

Dieses plötzliche Hochwasser von 1862 wurde die Veranlassung zur neuerlichen Aufnahme der alten Pläne für Regelung des Stromes. Auch jetzt dauerte es noch sieben Jahre, bis vom Staate, dem Lande Niederösterreich und der Stadt Wien eine Kommission gebildet wurde, um einen dieser Pläne zu verwirklichen, und als die Gemeinde den Bürgermeister Felder, den Vizebürger-

---

[1]) Aus den demnächst bei S. Hirzel, Leipzig, erscheinenden „Erinnerungen" des am 26. April 1914 verstorbenen Professors der Geologie an der Universität Wien, Präsidenten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und angesehenen deutsch-liberalen Politikers Dr. Eduard Sueß bringen wir mit Erlaubnis des Verlags das XII. Kapitel des interessanten Werkes hier zum Abdruck.

Digitized by Google

meister Newald und mich in diese Kommission sandte, durfte ich als ein Vertreter des zunächst betroffenen Bezirks Leopoldstadt die neue Pflicht nicht zurückweisen.

Wien war oberhalb des rechten Steilufers der Donau am Hof, dem Hohen Markt und bis an den Rand bei St. Ruprecht als Festung gegründet worden. Seine Vorstädte Roßau, Leopoldstadt und Erdberg hatten sich, namentlich seit dem Jahre 1683, der zweiten Türkenbelagerung, weit über die flachen Alluvien des großen Stromes unterhalb des Steilufers ausgebreitet.

Der Strom tritt zwischen den Höhen des Leopoldsberges und des Bisamberges bei Nußdorf in das Weichbild der Stadt. Ein kleinerer Arm, seit seiner Regelung unter Kaiser Rudolf II. der Kanal genannt, folgt noch heute dem Steilrande. Ein zweiter, im Jahre 1810 als Neufahrt benutzt, war das S-förmig gekrümmte Kaiserwasser. Ein dritter Arm griff in weitem Bogen gegen Nord und hieß die große Donau; heute nennt man seine Reste die alte Donau. Ein Labyrinth von kleinen, zum Teil versumpften Armen dehnte sich zwischen der großen Donau und Wien aus. Zwei mächtige Holzbrücken führten von der Taborstraße über das Kaiserwasser und die große Donau, wie man damals sagte, „ins Reich". Zwei ähnliche Holzbrücken dienten später der Nordbahn. Nicht selten wurden sie durch Hochwässer zerstört, und dann blieb die Hauptstadt durch einen oder einige Tage vom ganzen Norden der Monarchie getrennt.

Schon im Jahre 1811 hatte ein tüchtiger Fachmann, Schemerl, einen Durchstich am Kaiserwasser beantragt, um den Strom mit Ausnahme des Wiener Kanals in ein einziges Gerinne zu vereinigen und um eine dauernde Brücke möglich zu machen. Andre Vorschläge beschäftigten sich, im Gegensatz zu Schemerl, mit dem Abschlusse des Kaiserwassers und der Befestigung des bestehenden bogenförmigen Laufes der großen Donau. Auch jetzt, nach 1862, standen zwei Ansichten sich gegenüber, nämlich Beharrung bei dem bogenförmigen Laufe der großen Donau oder Herstellung eines Durchstichs, der, allerdings in weit größerem Maßstab als Schemerl meinte, etwa 7 Kilometer lang werden und in seiner Mitte das rechte Ufer um mehr als 2 Kilometer näher an die Stadt heranbringen sollte.

Der Bürgermeister Felder setzte sich mit Feuereifer für den zweiten Vorschlag ein. Auswärtige Autoritäten wurden einberufen. Als im Jahre 1869 die Kommission gebildet wurde, lag ihr ein Antrag der Staatstechniker vor, welcher auf Herstellung des Durchstichs im Sinne Felders lautete.

Der Konstituierung der Kommission war ein ziemlich heftiger Kampf vorangegangen, indem die Regierung die Hintangabe des ganzen Unternehmens mit allen Lasten und allen Vorteilen an eine Privatgesellschaft im Auge hatte. Die Regierung fürchtete, zu große Auslagen bei dem damaligen Stande der Finanzen zu übernehmen, und darum vertrat Giskra als Ministerdes Innern diesen Plan. Das führte mich gleich anfangs in Widerspruch gegen diesen Minister. Endlich einigte man sich dahin, daß je ein Dritteil der Kosten vom Staate, vom Land und von der Stadt zu tragen seien. Der Minister des Innern war der Vorsitzende; die

Digitized by Google

Berichterstattung über rechtliche und finanzielle Fragen wurde v. Wiedenfeld, über administrative v. Czedik und über technische Fragen mir übertragen. Als Leiter des Baues wurde Oberbaurat Wex berufen.

Gustav Wex war ein hochgewachsener, schlanker Herr von mehr als fünfzig Jahren, polnischer Abkunft, mit glattrasiertem, gut gefärbtem Gesicht und mit kurzgeschnittenem, weißem, starr aufragendem Kopfhaar. Er hatte viel praktische Erfahrung gesammelt und Studien über die Abnahme der Niederschläge in Europa sowie über Durchflußgeschwindigkeiten gemacht. Er besaß die seltene Eigenschaft, fremde Meinungen vorurteilsfrei zu prüfen, und es war ein Vergnügen, mit ihm zu verkehren. Wir näherten uns einander sehr rasch, und schon in den ersten Stunden vertrauten Umganges gestanden wir uns die schwere Sorge der Sachlage.

Die uns vorgelegten Vota, betreffend den Durchstich, waren nicht einmütig abgegeben worden.

Vier auswärtige Fachmänner waren gefragt worden. Von diesen hatten sich zwei, Abernetsy (London) und Sexauer (Karlsruhe), für den Durchstich und zwei, Hagen (Berlin) und Tostain (Paris, damals Generaldirektor der Südbahn in Wien), gegen den Durchstich und für Beibehaltung des alten, bogenförmigen Laufes ausgesprochen.

Hierauf waren die Gutachten fünf einheimischer Experten vorgelegt worden. Von diesen stimmten drei, und zwar Waniek, Wex und der Direktor der Dampfschiffahrtsgesellschaft Cassian, für den Durchstich; zwei, v. Eichler und Professor v. Meißner, lieferten ein Minoritätsgutachten gegen den Durchstich.

Obwohl Wex für den Durchstich votiert hatte, verhehlte er mir durchaus nicht seine schweren Zweifel und Besorgnisse in betreff der Art der Ausführung.

Die Donau hat in der gesamten in Frage kommenden 7380 Klafter (14 Kilometer) langen Strecke ein Gefälle von nicht weniger als 17 Fuß 3 Zoll (5,53 Meter) bei Nullwasser. Ein so reißender Strom gestattet keinen Vergleich mit Elbe oder Rhein und ist immer geneigt, zu verwildern. Er bewegt in seinen Tiefen nicht geringe Mengen von Geschieben. Bei stiller Nacht kann man deutlich das Knirschen vernehmen, welches die gegenseitige Reibung der Steine verursacht. Dort, wo sekundäre Strömungen sich treffen und kompensieren, oder in der Konkavität des Stromstriches, erheben sich die Geschiebe um ein geringes über Niederwasser. Dann siedeln Weiden sich an und Gräser. Der Strom trübt sich bei Hochwasser, und die Trübung, d. i. das Materiale, welches fein genug ist, um schwebend herbeigetragen zu werden, haftet an dieser Vegetation oder fällt infolge der gleichen Kompensation sekundärer Strömungen zu Boden. So bilden sich Inseln, die unter Mittelwasser aus Schotter und über Mittelwasser aus Schlamm und Silt bestehen. Das ist auch die Zusammensetzung der ganzen Alluvialflächen; jeder Hausbrunnen der Leopoldstadt zeigt es.

Der Durchstich sollte bis 10 Fuß unter Null und 1200 oder 1000 Fuß breit hergestellt werden. Davon wollte man aber vom oberen Ende (dem Rollerdamm) abwärts nur eine Strecke von 4800 Fuß in den vollen Maßen aus-

Digitized by Google

führen, dann eine trichterförmige Verengung folgen lassen, und die ganze übrige Strecke statt 1000 nur 420 Fuß breit und statt 10 Fuß nur 6 Fuß tief ausheben. Die weitere Arbeit sollte der Strom selber ausführen. Diese Aushebung sollte längs des künftigen rechten Ufers vollzogen werden.

Es war aber unsre Ueberzeugung, daß der Strom diese Arbeit nicht ausführen, sondern teils im alten Bett verbleiben und teils in der oberen Decke der Alluvien, dem beweglichen Silt, verwildern und die Schiffahrt unmöglich machen würde. Auch hatte Hagen (Berlin) mit Recht gesagt, diese Art der Ausführung setze eine mindestens teilweise Absperrung des Hauptstromes voraus, dabei werde aber für die Stadt ein sehr gefährlicher Zustand erzeugt, denn ein Hochwasser würde nach keiner Richtung freien Abfluß finden.

Unter diesen Umständen war es nicht sehr schwer, Wex davon zu überzeugen, daß die vorgeschlagene Methode überhaupt unausführbar sei und daß ein Strom wie die Donau nur bezwungen werden könne, indem man ihm ein fertiges neues Bett bietet oder, mit andern Worten, indem man die volle Breite und Tiefe des Profils auf die ganze Länge aushebt. Das bedeutete die Erhöhung des Aushubes von etwa 6,2 Millionen Kubikmeter auf 12,7 Millionen, und hiedurch wurde der Einheitspreis für den Kubikmeter des Aushubes unter Wasser zu einer Lebensfrage für die ganze Unternehmung.

Diese verantwortungsvollen Fragen lasteten auf mir als dem technischen Berichterstatter im Sommer 1869, gerade nach meiner Rückkunft von der Begegnung mit dem Grafen Hohenwart in Linz, und ich gestehe, daß mir während des ganzen Baues der Hochquellenleitung in technischer Beziehung kein Augenblick so sorgenvoll geworden ist wie dieser Sommer durch die Regulierung der Donau. Dort lag eine von der Natur selbst vorgezeichnete Aufgabe vor; hier hatten wir es mit widersprechenden Gutachten zu tun, und die angeratene Arbeitsmethode konnte nicht befolgt werden.

Wex und ich waren nun einig. Unsre Schlußfolgerungen führten nicht nur zu weit größerem Aushube, sondern auch zu viel größeren Grundankäufen zum Zwecke der Ablagerung des Aushubes, dabei allerdings auch zur Herstellung eines größeren Ausmaßes verwertbarer Baugründe.

Eine Erleichterung ergab sich, als die Kommission zur Sicherung der Stromtiefe im Interesse der Schiffahrt die Strombreite auf 900 Fuß herabminderte, aber trotzdem vergrößerte sich die Aufgabe sehr wesentlich. Jetzt wurde die Offerte an Bauunternehmer für das Los II, die für den Durchstich, ausgeschrieben und den Bedingungen ein Vorbehalt eingefügt, demzufolge die Kommission befugt blieb, zur rascheren Ausbildung des Durchstichs größere Mengen ausheben zu lassen. Wir rechneten auf die neuesten Fortschritte in Baggerung unter Wasser.

Am 1. Oktober 1869 waren zehn Offerten eingelaufen. Die zweitniedrigste stammte von Castor, Couvreux, Watel und Hersent, den Ingenieuren des Suezkanals. Dort hatte die Baggerungstechnik die größten Fortschritte gemacht; die dortigen Arbeiten gingen zu Ende; der verfügbare Apparat bot die billigsten

Digitized by Google

Einheitspreise, und dieses Offert wurde angenommen. Die Ziffer betrug 6,8 Millionen Gulden gegen den von Wex ausgearbeiteten Voranschlag von 7,3 Millionen.

Mitten in diesen Sorgen erhielt ich im Herbste, als eben meine Vorlesungen beginnen sollten, eine Einladung zur Eröffnung des Suezkanals. Zehn Oesterreicher erschienen als die Vertreter unsrer Regierung; zwanzig weitere Karten waren für Gäste des Vizekönigs zur Verfügung gestellt. Erst nach vielen Jahren, nachdem Hasner und Glaser schon lange tot waren, erfuhr ich durch einen Zufall, daß ich meine Einladung ihrem Vorschlage zu danken hatte und daß sie als eine Art von Anerkennung für meine Verdienste als Landesschulinspektor gedacht war.

Am 5. November verließ ich Wien in Begleitung meines alten Freundes Franz Charvath, eines der Vertreter des Handelsministeriums. Charvath war eine scharf gezeichnete, einflußreiche, doch selten genannte Persönlichkeit. Er war als armes Studentlein von einer Schwarzenbergschen Herrschaft im südlichen Böhmen nach Wien gekommen, hatte durch Jahre das Mittagessen bei dem Portier des fürstlichen Palastes erhalten und sich dann das tägliche Brot dadurch verdient, daß er im Beginn der vierziger Jahre meine nachmalige Frau Hermine lesen und schreiben lehrte. Darum blieb er der Freund des Hauses und der tägliche Teilnehmer an dem Kartenspiele meines Schwiegervaters Dr. Strauß, dem auch ich als junger Ehemann Hekatomben kostbarer Arbeitsstunden opfern mußte. Ja, mußte. „Das Roß darf auch nicht bis in die Nacht im Geschirr stehen," sagte der alte Doktor, und da gab es keine Widerrede.

Charvath war in amtlichen Dingen von der äußersten Schweigsamkeit, und nie, während der Jahrzehnte, durch welche ich mit ihm vertraulich verkehrt habe, ist ein Wort über Politik oder über sein Amt von ihm gesprochen worden, mit einer einzigen Ausnahme. Das war nicht sehr lange vor dem Kriege von 1866. Mitten in einem Spiele sagte er: „Die Herrschaften werden morgen mit dem Strohmanne spielen müssen. Ich bin mit der Leitung des Eisenbahnbetriebes im Festungsvierecke beauftragt und gehe heute nacht nach Verona." Niemand wagte eine Frage, und das Spiel ging ruhig weiter. So ist dieser arme Student, pflichteifrig, schweigsam und unnahbar, zu dem Vertrauensmanne einer ganzen Reihe von Handelsministern geworden. Nach dieser Vertrauensstellung am Kriegsschauplatze ist er schrittweise aufgestiegen bis zur Vertretung des Ressortministers im Abgeordnetenhause.

In Triest fanden wir einen großen Teil der Reiseteilnehmer versammelt. Da war Baron Winterstein, der mir viele Gefälligkeiten erwies und mir auf der „Minerva" eine Kajüte auf Bord mit ihm, General v. Ebner und dem unter dem Namen Hoven bekannten Komponisten Vesque v. Püttlingen sicherte. Da waren ferner mein ehemaliger Professor am Polytechnikum, jetzt Nordbahndirektor, Stummer, der Schriftsteller Hackländer, Admiral Wüllerstorf, Baron Kalchberg junior und mit ihnen viele andre ausgezeichnete Landsleute, insbesondere zu meiner größten Freude auch Wex.

Digitized by Google

In der Nacht vom 6. verließen wir Triest. In Korfu brachte man Körbe voll von Schnepfen in unsre Küche; vom Südwinde auf ihrer Wanderung aufgehalten, fallen die armen Tiere ermüdet zu Boden. Am 9. feierten wir an Bord ein kleines Schillerfest; am frühen Morgen des 12. erreichten wir bei ruhiger See Alexandria. Zuerst sah man bei Sonnenaufgang einen rotbraunen Dunststreif; in diesem wurden die Spitzen der Minaretts und die Maste im Hafen kennbar, über sie aufragend links die Säule des Pompejus, etwas vor dieser der Pharos und weiter rechts die schwere Masse des Fort Caffarelli. Wir passierten die ägyptische Kriegseskader und viele große Schiffe andrer Nationen. Endlich warf die „Minerva" Anker. Gelbe, braune und schwarze Kerle, Aegypter, Araber und Neger, kletterten an Bord und boten unter wüstem Geschrei ihre Dienste an. Dann kam unser Konsul Schwagel. Seine Kawassen schafften Ordnung. Er teilte uns mit, daß die zehn Vertreter der Regierung sich von uns zu trennen und die Reise nach Port Said fortzusetzen hätten, während für uns Gäste ein kurzer Aufenthalt in Alexandrien vorgesehen war.

Die ganze sonnenbeschienene, lärmende, farbenreiche Mannigfaltigkeit des Orients umwogte uns. Vor unserm Wagen lief ein nach Art der Berber weißgekleideter Bursche, der, mit einer langen Gerte auf das „Volk" losschlagend, unter dem unausgesetzten Rufe: „Riglak—schimalek!" (Rechts—links) uns den Weg durch die Menge bahnte — aber wie könnte ich hier all die Wunder beschreiben. Am Abend suchte ich noch mit Baron Pasetti und dem Legationsrat Mayer im Hafen den Lloyddampfer „Vulkan" auf, um den alten Baron Prokesch zu begrüßen. Ernst v. Plener war, wie ich später hörte, an Bord, aber wir kannten uns noch nicht.

Am 13. November lernte ich in unserm Gasthofe Ricciotti Garibaldi, einen hübschen jungen Mann mit kleinem schwarzem Schnurrbarte, kennen. Nach dem Speisen führte man uns in die italienische Oper zu einer vorzüglichen Vorstellung von „La Favorita", in der die Primadonna Mlle. Urban viel Beifall erregte. Wer dieses von Hunderten geputzter Herren und Damen erfüllte große Haus sah, mußte staunen über die Tatkraft des Vizekönigs, die auf afrikanischem Boden solches zu bieten vermochte. Vor dem dritten Akte gab es eine kleine Demonstration. Ricciotti war in eine Loge eingetreten; man spielte die Garibaldihymne und schrie Evviva, aber der junge Mann war taktvoll genug, um von der Sache keine Notiz zu nehmen.

Am 14. November kam in aller Stille die Kaiserin Eugenie an und nahm ihre Wohnung im französischen Konsulate. Wir wurden bei hochgehender See in dem Hafen auf die Fregatte „El Masr" gebracht, die uns zu den Festlichkeiten nach Port Said, dem Mittelmeerhafen des Kanals, führen sollte. Man sagte, die See sei zu hoch, um auszulaufen; böse Zungen behaupteten, die See sei nicht zu hoch, wir würden nur zurückbehalten, um den Cortège der Kaiserin zu vergrößern, deren Jacht „L'Aigle" wenige Fuß von uns vor Anker lag.

Die bösen Zungen hatten unrecht; es entwickelte sich ein Sturm, und es wurde gegen Abend fraglich, ob wir noch am nächsten Tage den Hafen würden

Digitized by Google

verlassen können. Uebrigens befanden wir uns an Bord des „Masr" sehr wohl und hatten sogar eine Musikbande auf Deck. In der Gesellschaft befanden sich u. a. die beiden ausgezeichneten Ingenieure Bateman und Hawkshaw, deren Schriften über die Wasserversorgung von London und Manchester mir bekannt waren, und Professor Brugsch aus Göttingen, der in die Dienste des Vizekönigs getreten war und die Leitung des Museums in Kairo übernommen hatte. Vom Kanale her erhielten wir die Nachricht, daß in Ismailia bei einer Feuerwerksprobe vierzig Holzhäuser abgebrannt seien, die für die Unterkunft von Fremden bestimmt waren.

Endlich konnten wir Montag, den 15. November, gegen 10 Uhr vormittags Alexandrien verlassen; die See rollte aber noch immer stark, und ein guter Teil der Gesellschaft erkrankte. Auch die folgende Nacht war recht schlecht.

Dienstag, den 16. November, morgens war an Bord starke Bewegung. Der Leuchtturm von Port Said kam in Sicht. Rings am Horizonte erblickte man Segelschiffe und Dampfer. Die französische Kaiserin traf kurz vor uns ein, und wir passierten hinter ihr die zahlreichen vor dem Hafen aufgestellten Kriegsschiffe. Zuerst sahen wir zwei österreichische Fregatten, ganz beflaggt, die Matrosen auf den Rahen, und sie salutierten aus ihren schweren Geschützen, bis aus dem Qualm nur die Wimpel hervorragten. Nach ihnen trafen wir auf die in Reihe aufgestellte große britische Mittelmeerflotte, und ein unbeschreiblicher Donner rollte vor ihrer langen Front hin und her. Dann kamen französische, russische, preußische, schwedische und andre Fregatten, und ihr Salut pflanzte sich bis in den festlich geschmückten Hafen mit einem Getöse fort, bei dem der Kaiserin wohl Hören und Sehen vergangen sein mag.

Wir waren kaum eine halbe Stunde in Port Said vor Anker, als wir Oesterreicher zu unserm Kaiser an Bord des „Greif" beschieden wurden. Schleunigst wurden die Kleider gewechselt und die Barken herabgelassen. Wir waren bald dort. Tegetthoff empfing uns und führte uns auf Backbord, wo sich der Kaiser befand.

Der Kaiser war guter Laune, unterhielt sich mit jedem von uns, sprach auch von der Donauregulierung und klagte über den Mangel an Depeschen; auch von den „Seinigen" sei er ganz ohne Nachricht. Wir sahen am „Greif" Beust, Andrássy, Beck und Plener sen. Man sprach viel von der Lebensgefahr des Kaisers in Jaffa.

Vom „Greif" begaben wir uns auf die danebenliegende prachtvolle Fregatte „Mahrussi", das Leibschiff des Khedive. Bevor wir in seinen Empfangsraum hinabstiegen, machte man mich darauf aufmerksam, daß die Treppe aus Glas bestehe und man ja nicht die Leitstange aus der Hand lassen dürfe. Der Khedive sah viel jünger aus, als ich ihn mir vorgestellt hatte; er war von untersetzter Gestalt, voll, mit blondem Vollbart. Er gab jedem von uns die Hand; ihre besondere Weichheit ist mehreren von uns aufgefallen. Er ließ uns Plätze einnehmen, aber als das Gespräch sich zu entwickeln begann, wurde der Kronprinz von Preußen (nachmaliger Kaiser Friedrich) angemeldet und unsre Audienz ab-

Digitized by Google

gebrochen. Während wir uns entfernten, stieg in unsrer Nähe der alte Held der Wüste, Abd-el-Kadr, in weißem Burnus mit dem roten Legionsband, an der Leiter des „Aigle" zur Kaiserin Eugenie hinauf.

Kanonenschüsse zeigten an, daß wir uns auf das Land zu begeben hätten.

Es war Meinungsverschiedenheit darüber entstanden, ob der Kanal nach mohammedanischem oder nach christlichem Ritus einzuweihen sei. Der Khedive hatte das salomonische Urteil gefällt, daß beides zu erfolgen habe, und so genossen wir das wohl seit Menschengedenken nicht erlebte Schauspiel von gleichzeitig nebeneinander stattfindendem mohammedanischem und christlichem Gottesdienste.

Man führte uns durch ein langes Spalier von Truppen zu einer Tribüne, auf der Herr Lesseps selbst die Plätze anwies. Er war von stämmiger, untersetzter Statur und trug einen buschigen grauen Schnurrbart.

Um 3 Uhr erschien Kaiser Franz Joseph; an seinem Arme führte er die Kaiserin Eugenie; ihnen folgten der Khedive und der preußische Kronprinz. Unter endlosem Hurra, Salven usw. begaben sie sich auf ihre Plätze, die Kaiserin in der Mitte der ersten Bank, zu ihrer Rechten der Kaiser, zur Linken der Kronprinz Friedrich. Sie trug, wie ich den Briefen an meine Frau entnehme, ein lichtgraues Seidenkleid und schwarzen Hut. Unser Kaiser und der Kronprinz trugen Zivilkleider.

Mein Platz befand sich in der dritten Reihe, und ich konnte nicht nur die Majestäten, sondern auch das Publikum auf das genaueste sehen. Fakire und Mönche, englische Matrosen, österreichische Hofräte in der Staatsuniform und Beduinen, elegante Hofdamen und splitternackte braune Buben, die reich geputzten Kawassen der Gesandtschaften, das drängte und mengte sich auf dem weiten offenen Platze.

Zur Linken der Tribüne hatte man einen grünen Holzbau, eine Art von Kiosk, für die Mohammedaner, zur Rechten einen Tempel für die Katholiken erbaut. Die Mohammedaner waren bald mit ihrem Gebete fertig und blickten, ihre Hände über dem Rücken gekreuzt, mit sichtlicher Neugierde auf die Vorgänge bei der katholischen Messe. Als auch diese zu Ende war, hielt der Abbé Bauer, der Beichtvater der Kaiserin (welcher in späteren Jahren einigermaßen aus der Rolle eines Abbé herausgefallen sein soll), eine französische Predigt oder Rede, in der er u. a. die Eröffnung dieses neuen Verkehrsweges als das Symbol des nahen Völkerfriedens pries.

Da saßen Eugenie und Friedrich nebeneinander, und nicht einmal zehn Monate nach all diesen Huldigungen und Friedensprophezeiungen befand sich Eugenie als eine Flüchtige in England.

Wir kehrten auf den „Masr" zurück. Am Abend war Port Said beleuchtet; uns wurde angezeigt, daß der „Masr" wegen seines Tiefganges den Kanal nicht passieren könne und daß wir auf ein andres Leibschiff des Khedive, die „Garbieh", uns zu überschiffen hätten.

Mittwoch, 17. November, vollzogen wir bei sehr frühem Morgen diese Ueberschiffung unter heftigem Wortwechsel mit dem Kapitän der „Garbieh", der

Digitized by Google

bereits 160 Passagiere an Bord hatte. Das Schiff wurde an Pracht nur von der „Mahrussi“ übertroffen. Während die Treppe der „Mahrussi“ von Glas war, war sie hier von Alabaster. Während dort die Einrichtung in bunten Farben war, war sie hier in weißer Moiréseide mit Rosen. Ich erhielt eine gute Schlafkabine mit Graf Solms. Schlag 1/2 9 Uhr morgens fuhr als erstes Schiff der „Aigle“ mit der Kaiserin in den Kanal, dann folgte ein Dampfer mit ihrem Gefolge, hierauf der „Greif“ mit dem Kaiser Franz Joseph usw. Da jedes Fahrzeug durch einen Zwischenraum von seinem Vorgänger getrennt bleiben mußte, folgten sie sich nur mit Pausen von je 15 Minuten, und da die sandige Küste hier sehr flach ist, die Abgrenzung der Wasserfläche des Kanals sich aber in der Fernsicht dem Auge entzog, schien es, als würden diese gewaltigen Dampfer langsam und majestätisch über den gelben Sand selbst hingleiten. Preußische, russische, spanische und andre Schiffe folgten einander, und es wurde 3 Uhr nachmittags, bis endlich auch die „Garbieh“ am Vorderdeck einen Kanonenschuß abgab, die Anker lichtete und in den Kanal einfuhr.

Der schmale Lido war bald gekreuzt, und wir gelangten in die weite Lagune Menzaleh. Sie liegt im östlichen Teil des Deltagebietes des Nil. Ihr Wasser ist seicht und sehr klar, und sie bildet, wie das Delta überhaupt, einen der beliebtesten Aufenhaltsorte unsrer europäischen Zugvögel. In der Ferne meinten wir weiße Inseln zu sehen, und hörten, daß dies nur besonders seichte Stellen seien, auf denen viele Tausende von Silberreihern oder Pelikanen dicht aneinandergedrängt stehen.

Zu unserm Erstaunen warf die „Garbieh“ schon um 5 Uhr nachmittags an der ersten Haltestelle, Ras-el-Esch, Anker, und wir mußten hier übernachten. Admiral Chasim-Pascha kam an Bord, und der Khedive sandte uns seine rote Musikbande. Noch am Abend sah man ganze Wolken von Zugvögeln durch die rötliche Dunstlage ziehen, die vor uns auf der Wüste ruhte.

Donnerstag, den 18. November, setzten wir bei Tagesanbruch mit dem Eintritt der Flut die Reise fort. Wir hatten am Tage vorher gemeint, an der Südgrenze des Menzaleh bewaldete Höhen zu sehen. Nun zeigte es sich, daß die vermeintlichen Berge nur wenig hohe Dünen seien, die scheinbaren Bäume aber nur niedrige Salzpflanzen, und daß der gänzliche Mangel vergleichbarer Gegenstände die Täuschung veranlaßte. Gegen 1/2 11 Uhr befand ich mich im Gespräch mit dem Kapitän, als plötzlich das Schiff an der rechten Seite sich hob und regungslos stehen blieb. Wir waren aufgefahren. Zwei kleine Dampfer, die hinter uns her gefahren waren, zerrten am Kiel, ein Seil wurde ausgeworfen, alle verfügbare Mannschaft darangespannt, endlich begann die „Garbieh“ zu wanken, und sie war wieder flott.

Unter lautem Bravo steuerten wir nun längs der großen Baggermaschinen hin, wichen ihnen glücklich aus, aber die letzte Wendung war etwas zu stark, der Kiel kam aus der Richtung der schmalen Neufahrt, und sofort saßen wir auf der rechtsseitigen Böschung. Nun begann heillose Verwirrung. Jeder schrie nach seinen Koffern, jeder wollte hinaus, um die Feste in Ismailia nicht zu

Digitized by Google

versäumen. Chasim-Pascha hatte die Gefälligkeit, uns Oesterreichern einen der kleinen Dienstdampfer zur Verfügung zu stellen. Mit Hilfe von Soldaten verließen wir glücklich die „Garbieh", und wie ein Pfeil flog das kleine Boot mit uns durch die tieferen Einschnitte von El Ferdane und Guisr dem See von Timsah und der Landungsstelle von Ismailia zu.

Gegen 1/2 3 Uhr nachmittags erreichten wir die Landungsstelle, aber sie war durch Truppen abgesperrt, und wir durften nicht ans Land, weil die Majestäten sofort an derselben Stelle landen sollten. In der Tat standen prächtige Equipagen mit Jockeis bereit. Man schiffte uns auf einem hölzernen Vorbau aus, und während wir über diesen Anblick mitten in der Wüste staunten, langten zuerst unsre Minister an. Es war sehr heiß; Beust setzte sich auf meinen Koffer, und es kam in seiner Gegenwart zu einem ernsten Gespräch zwischen uns, namentlich Winterstein und unserm Generalkonsul Schr., und zu Vorwürfen, daß er nicht besser (richtiger gar nicht) für uns gesorgt hatte.

Dann kam der preußische Kronprinz, dann unser Kaiser im Strohhut mit grünem Gehrock und weißen Beinkleidern, bald darauf Eugenie im violetten Seidenkleide mit Veilchen und einem runden Strohhut mit langem gelbem Schleier.

Um 1/2 4 Uhr kamen wir in die neu erbaute Stadt Ismailia. Sie war so überfüllt, daß man ringsum Zeltlager aufgeschlagen hatte, um dem Zudrange nur einigermaßen zu genügen, denn der Khedive hatte Befehl gegeben, daß in diesen Tagen alle Bahnen für jedermann unentgeltlich zu benützen seien, und an mehreren Orten wurde jeder, der erschien, unentgeltlich bewirtet. Diese Einladungen waren bis weit in die afrikanische, die sinaitische und arabische Wüste und an alle Staaten des östlichen Afrika ergangen.

Sinnlose Verschwendung, sagten die einen von den europäischen Gästen, großzügig, sagten die andern, eine Parade des ganzen Orients vor den Besuchern aus dem Okzident, ein Gedanke, würdig der großen Leitmenschen des Altertums. Und in hellen Haufen waren die Gäste wirklich gekommen. Aus Darfur, aus Sennaar, vom Blauen und vom Weißen Nil waren sie erschienen, die glänzendschwarzen Nubier, die Beduinen der Sahara im weißen Burnus, die Syrer, die Araber von Mekka im seidenen Talar, und so viele andre. Da reiten Hunderte von Beduinen vorüber. Voran laufen einige junge Burschen in weiter, weißer Kleidung, mit Stäben in der Hand. Dann kommen in breiter Reihe nebeneinander die Schechs und Aeltesten, zum Teil in schönen, weiten Gewändern von roter Seide, dann der große Schwarm der Reiter, teils zu Roß und teils hoch zu Kamel, bunt durcheinander, mit Lanzen oder langen Flinten bewaffnet, den Kriegsgesang singend und von Zeit zu Zeit eine Flinte abfeuernd.

Viele Neger kommen heran, mit tiefen Schnitten im Gesicht, zumeist auf einer Wange. Man sagt mir, das seien Stammeszeichen, die den Kindern beigebracht werden, um sie unter der Beute von Sklavenjägern wieder zu erkennen.

Digitized by Google

Wir gelangen an einen Ort, an welchem Araber in reichen gelben, lichtblauen oder grünen Seidenkleidern sich auf Pferden herumtummeln, deren Schönheit und verständiger Blick sie, die Blüte arabischer Pferdezucht, völlig außer Vergleich setzen mit allem, was wir in Europa an Pferden zu sehen gewohnt sind. Namentlich ein weißer Hengst ist mir unvergeßlich geblieben. Er trug den Kopf hoch, die lange Mähne wallte über den schön geschwungenen Hals herab, der Schweif fegte beinahe die Erde. Nie hatte das stolze Tier Zaum oder Sattel getragen. Man rief es bei seinem Namen, und es kam. Ein alter Mann mit weißem Turban, langem weißem Bart und grünem Seidenkleide näherte sich. Zwei knieende Männer boten ihm ihre wagerecht gehaltenen Handflächen als Treppe zum Aufstieg, und er schwang sich auf den nackten Rücken des Hengstes. Dann reichte man dem Reiter eine lange Gerte. Er schien einige Worte zu murmeln, und das Roß setzte sich in Bewegung. Mit der Gerte zeigte der Reiter die Richtung an, die es nehmen sollte, und wenn er die Gerte auf den Boden setzte, blieb es stehen. Sicher wußte es, daß es bewundert werde; jede seiner Bewegungen schien es zu verraten. Es schien mir das edelste Lebewesen, dem ich neben dem Menschen je noch begegnet war.

Wir wurden in ein großes Zelt geführt, und auf dem Teppich wurden uns Plätze und Kaffee angeboten. Vor uns standen im Halbkreis wohl dreißig Fakire, die betend den Oberkörper nach rechts und nach links warfen. In ihrer Mitte drehte sich einer von ihnen unaufhörlich im Kreise. Ein älterer Derwisch trat vor; er hielt mit beiden Händen eine etwa eine Elle lange lebende Schlange. Von der andern Seite trat ein andrer Mann vor. Der Derwisch küßte diesen auf die Stirn, sprach ein kurzes Gebet oder irgendeine Beschwörungsformel über ihn und reichte ihm die Schlange. Dieser begann auch ein kurzes Gebet. Plötzlich, mit einer raschen Wendung seines Kopfes, biß er der lebenden Schlange den Kopf ab. Er betete wieder, biß wieder ein Stück ab, wiederholte dies, verfiel dann in Krämpfe und wurde fortgeschleppt.

Die Nacht war herangekommen, und wir begaben uns auf den Hofball. Es ist kaum glaublich, daß es dem Khedive gelang, hier, in Ismailia, an der Grenze Afrikas gegen Asien, ein Fest zu veranstalten, das an Glanz selten in Europa übertroffen werden mochte. Kaiser Franz Joseph erschien im Frack; die Kaiserin Eugenie an seiner Seite trug eine hohe Krone von Brillanten und eine rosenrote, mit Brillanten benähte Tunika. Eine der interessantesten Persönlichkeiten war jedenfalls der alte Abd el Kader. Da die einheimischen Damen selbstverständlich keinen Ball besuchen durften, war die Damenwelt sehr schwach vertreten.

Freitag, den 19. November, traf ich des Morgens neben dem Gebäude, in dem das Ballfest abgehalten war, einen Trupp von Arabern, die Kisten mit Bordeauxwein öffneten, den Wein in den gelben Sand schütteten und die leeren Flaschen als wertvolle Beute zu beiden Seiten ihrer Kamele in der Gestalt von großen Trauben befestigten. Wir erhielten die unerwartete Nachricht, daß die „Garbieh" nicht nach Suez fahren werde, daß es ganz unmöglich sei, für uns

Digitized by Google

ein Schiff zu beschaffen, daß man uns aber Plätze auf der Eisenbahn nach Kairo gesichert habe, und wir in den nächsten Tagen wieder zurückgeführt würden, um die südliche Strecke zu sehen. Das war mir insofern willkommen, als ich ohnehin diese südliche Strecke mit Wex wegen unsrer technischen Studien in Ruhe besuchen wollte.

Um 1/2 9 Uhr morgens waren wir am Bahnhof in Ismailia und trafen einen allgemeinen Kampf um die Plätze. Wir wurden ganz getrennt. Stummer, Baron Schlechta, Baron Pasetti, fünf Herren aus Ungarn und ich konnten endlich um 2 Uhr nachmittags abreisen.

Samstag, 20. November, erreichten wir um 3 Uhr morgens Kairo. Es war recht kalt. In unsre Plaids gehüllt, zogen wir in die Stadt. In dem Frühnebel des Niltales zeichneten sich die gewaltigen Schattenrisse der Pyramiden riesiger und überwältigender noch als am hellen Tage. Welch ein Anblick! Das sind die Momente, in denen der Gedanke sich losreißt von dem Alltäglichen und Anhaltspunkte sucht in entfernten Erinnerungen. Die Holzschnitte in den Lesebüchern meiner Kindheit traten mir vor Augen. Ich dachte daran, wie unter den Verbrechern im Kerker einer versucht hatte, durch Erzählungen von den Pyramiden mich zu zerstreuen und zu beruhigen. Und nun stand ich vor ihnen.

Der Tag war der Besichtigung der Stadt gewidmet. Wir sahen, wie in der Hauptstraße, der Muskieh, die vorspringenden Stockwerke sich gegen oben so weit nähern, daß zum Schutze gegen die Sonne die ganze Breite der Straße mit Teppichen überspannt werden kann. Wir sahen das bunte Straßenleben, die schlanken Palmen und den Mangel an Gräsern, dann die Prachtstücke sarazenischer Baukunst von den Gräbern der Kalifen bis zu ihrer Perle, der Moschee Sultan Hassan. Alles in seinem reichen Schmucke von Flachornamentik und alles in einem Zustande trauriger Verwahrlosung, an einigen Orten sogar die Unterkunft der wilden Hunde und zahlreicher Geier.

Sonntag, 21. November, erstiegen wir die große Pyramide Cheops. Wir setzten in Barken über den Nil und ritten etwa zwei Stunden bis an ihren Fuß. Araber drängten sich heran, um uns über die treppenförmig ansteigenden Quaderschichten zu helfen; je drei Mann wurden uns zugeteilt. Rascher und leichter, als ich gefürchtet hatte, war das kleine Plateau des Gipfels erreicht. Ich war der erste von der Gesellschaft. Ich schaute. Vor mir lag das grüne Delta, durchzogen von den Armen des heiligen Nil, zu meiner Rechten, jenseits des Nil, die Stadt Kairo mit all ihren weißen Minaretts, und hinter diesen das Gebirge Mokattam; im Süden schloß sich daran im Niltale die Stätte von Memphis. Das war alles farbig und lebensvoll. Zu meiner Linken dehnte sich gelb und endlos die Libysche Wüste, das wahre Sinnbild des Todes. An der Grenze von Leben und Tod, bezeichnet von der Natur als solche wie kein andrer Fleck der Erde, lag unter mir die alte Gräberstadt mit den Pyramiden und der Sphinx, und weiter im Süden, oberhalb Memphis, zeigten sich an derselben Grenze von Leben und Tod die entfernten Pyramiden von Sakkarah.

Digitized by Google

Dort hat vor Jahrtausenden Charon, der Fährmann, über den Acheron der Vergessenheit die Entseelten zur ewigen Ruhe geführt. Wie scharf muß das Auge und wie tief muß das Gemüt jener Männer gewesen sein, die diese Grenze zu setzen und gerade sie zur Gräberstätte zu erwählen imstande waren!

Ich schaute. Ich wollte mit größeren Gedanken über die Geschichte der Menschheit mich füllen für mein ganzes Leben. — Ich meinte an einem der erhabenen Orte mich zu befinden, an denen der Mensch, um sich und in sich blickend, den Anstoß findet zu den reinsten Empfindungen und den edelsten Anschauungen. — Da klopfte eine Hand auf meine Schulter. Der Herr Hofrat... „Sie," sagt er, „was haben S' denn den Leuten als Trinkgeld gegeben?" Ich nenne den kleinen Betrag. — „Aber das war nicht kollegial von Ihnen; Sie verderben die Leute..." Vorüber war's, zerrissen mein Traum; ich hätte weinen mögen über die Fluten des erbärmlichen Alltages, die heraufspülten bis auf diese weihevolle Stelle. — Nichts mehr davon.

Montag, 22. November, war dem wunderbaren Museum von Bulak gewidmet. Nirgends wohl sieht man, wie hier, die Abhängigkeit der Skulptur von dem Material. Auf den ersten Blick erkennt man, daß die in europäischen Museen verwahrten Statuen mit den knapp an den Körper geschmiegten Armen, den geschlossenen Beinen kein Maßstab der damaligen Kunst, sondern nur durch die Härte des Syenits oder Diorits bedingt sind, aus dem sie gearbeitet wurden, während die realistischen Arbeiten aus Sykomorenholz oder edlem Serpentin eine staunenerregende Meisterschaft bezeugen.

In Kairo hatte ich Wex wieder getroffen; wir dankten für weitere Einadungen und begaben uns zu ernster Arbeit nach Suez. Wahrhaft prachtvoll war der Ausblick auf die im Abendlicht erst golden und purpurfarben, dann rotbraun erglühende, dann sich entfärbende sinaitische Halbinsel. Von erhabener Schönheit war das sternenbesäte Firmament, von einer Helligkeit der Erleuchtung, die unsern Zonen unbekannt ist. Die Stadt Suez selbst bot uns nur Abstoßendes. Auf Meilen in der Runde steht kein Baum und kein Strauch; wir begegneten nicht dem kleinsten grünen Fleckchen. Alles ist Wüste. Dabei bot jedes zweite oder dritte Haus ein Café chantant oder irgendeine noch schlechtere Unternehmung, und die Sittenlosigkeit der Bevölkerung war in ganz Unterägypten bekannt. Das wurde der Lage der Stadt als Landungsplatz für Schiffe weiter Fahrt zugeschrieben.

Wex und ich waren den für die Donauregulierung so maßgebenden Studien zugewendet. Herr Lesseps hatte uns einen kleinen Raddampfer zur Verfügung gestellt; zwei bis drei Tage im Verkehr mit den Ingenieuren des Kanals gaben uns reiche und entscheidende Belehrung.

Die Nacht zum 27. November brachten wir in Ismailia zu. Für unsre Unterkunft war nicht gesorgt. Man schloß uns einen Saal und einige Kanzleiräume auf. Der eine fand einen Lehnstuhl, der andre ein Sofa. Man bezeichnete mir einen Schreibtisch als Lesseps' Arbeitstisch. Ich stürzte einen Sessel um, schob ihn unter den Tisch und breitete meinen Rock als Kopfunterlage

Digitized by Google

darüber, träumend von den weltbewegenden Plänen, die, durch den Boden der Schublade getrennt, über meinem Kopfe schweben möchten.

Jetzt kennen wir diese Pläne und auch ihr Schicksal. Nachdem Lesseps in Suez die Oesterreicher unter Negrelli beiseite geschoben, den Widerstand der Engländer besiegt und den Triumph von Suez gefeiert, will er auch Panama öffnen. Er besitzt erfahrene Hilfskräfte, eine erprobte maschinelle Technik und Kredit bei den Geldkräften. Nie war ein Sterblicher in gleichem Maße wie er zu dieser Riesenaufgabe befähigt. In Panama beginnen Schwierigkeiten. Krankheiten erscheinen. Die eingeborenen Arbeiter sterben wie Fliegen. Ein breiter Rücken von trachytischem Fels leistet Widerstand. Neue Gelder werden erforderlich. Man vereinfacht die Anlage durch Einführung von Schleusen. Wieder langen die Mittel nicht aus, aber die Höhe des bereits verwendeten Kapitals verhindert die Einstellung der Arbeit. Das Mißtrauen steigt. Das Unternehmen bricht zusammen. Das Gericht greift ein und verurteilt ihn, einst der Stolz Frankreichs. Der Kassationshof spricht ihn zwar frei, aber sein starker Geist ist gebrochen. In hohem Alter, ein Vergessener im eignen Vaterlande, verlischt endlich Ferdinand v. Lesseps und mit ihm ein prometheischer Funke. Unterdessen legt sich die schwere Hand seines ersten Gegners England auf sein Werk und auf ganz Aegypten.

Kehren wir aber zu unsern Studien zurück.

Couvreux war ein einfacher Maschinenschlosser gewesen und hatte sich durch Verbesserung der Bagger, Bau von Trockenbaggern und von Transporteuren zum Chef der Werkstätten emporgeschwungen. Er war ein Vertrauensmann v. Lesseps', der ihn später auch nach Panama mitnahm. Man machte in Suez kein Geheimnis daraus, daß der noch immer ziemlich hohe Einheitspreis für Baggerung in der Wiener Offerte durch den Transport und die Installation der Apparate bedingt sei, und daß eine Mehrleistung um einen wesentlich geringeren Preis geboten werden könne. Damit fiel unsre Hauptsorge, und Wex und ich waren nun überzeugt, daß wir erfolgreich und mit gutem Gewissen die Aushebung des ganzen Profils des Durchstiches vor der Kommission würden vertreten können. Dieses Ergebnis bedeutete die Geburt der Donaustadt, und zwar, um es genau zu sagen, am Serapeum zwischen Suez und den Bitterseen. Dafür trat eine neue Sorge hervor. Der Suezkanal besteht bekanntlich aus mehreren Teilen. Die Lagune Menzaleh ist eine seichte Erweiterung des Mittelmeeres. Ihr folgt ein Stück künstlich hergestellten Kanales, dann der weite See Timsah, an dem die Stadt Ismailia erbaut wurde, hierauf wieder ein Stück Kanal, dann die langgestreckten Bitterseen und abermals eine Kanalstrecke bis Suez.

Die Bitterseen waren abgedampfte Erweiterungen des Roten Meeres. Sie lagen infolge der Abdampfung tiefer als dieses; folglich auch tiefer als das Mittelmeer. Die Füllung dieser Bitterseen bis auf die normale Höhe bereitete große Schwierigkeit. Aehnliche Schwierigkeit bot der See Timsah. Ein zu rasches Einströmen drohte den Kanal zu zerstören, und wiederholte Versuche, dieses

Digitized by Google

Einströmen zu hemmen, mißlangen. Bei einem solchen Versuche gingen acht Männer und ein Weib samt seinen Kindern zugrunde, und diese Versuche kosteten auch viel Geld und viel Material. Eine solche Vorkehrung, in der Nähe des Serapeums, welche den Einfluß in die Bitterseen hemmen sollte, kostete 1 Million Franken und hielt nicht stand. Endlich mußte man sich entschließen, dem Roten Meer freien Einlauf in die Bitterseen zu lassen. Das Profil des Kanals mußte später auf lange Strecken wiederhergestellt werden. Viel Geld ging dadurch verloren, aber man verlor wenigstens kein Menschenleben.

Alle diese Gefahren standen uns in dem Augenblicke bevor, in dem die Donau in ihr neues Bett stürzen sollte. Darauf mußten wir gefaßt sein.

Der kurze Aufenthalt in Suez war mir noch in andrer als der technischen Richtung bedeutungsvoll. Es steht außer Zweifel, daß seit jener entfernten Zeit, in welcher Pharao Necho einen Arm des Nils als Kanal für kleinere Fahrzeuge bis Suez geleitet hatte, bis zu der Benutzung dieses selben Kanals durch Lesseps zur Herbeiführung von süßem Wasser für seine Arbeiter — hier nicht die geringste Niveauänderung eingetreten ist. Ebenso zeigten, namentlich südlich von den Bitterseen, die Meeresschichten eine so ausgezeichnet wagerechte Lagerung bis zu ansehnlichen Höhen, daß man von rasierten Abhängen sprechen konnte und die schon angesichts der jüngeren Meeresablagerungen von Wien erwachte Vermutung neuerdings hervortrat, daß die Trockenlegung des Landes, insbesondere auch die Bildung der Landenge von Suez, nicht, wie die geologischen Autoritäten meinten, durch Erhebung des Landes, sondern durch ein ausgebreitetes und gleichförmiges Sinken des Meeres herbeigeführt sei. Ich beschloß eine Reise an nordeuropäische Küsten. Aber viele Jahre sind vergangen, bevor sich dazu die Gelegenheit fand.

Am 27. November kehrten wir von Ismailia nach Kairo zurück. Zuerst führt die Bahn stundenlang durch gelbe Wüste. Endlich erscheinen die äußersten Ausläufer des Kanalsystems des Nils. Mit dem Wasser zeigt sich sofort Pflanzenwuchs. Hohes Schilf erfüllt die feuchten Gräben längs der Bahn. Zwischen diesem sieht man an lichten Stellen die breiten Blätter und die weißen Blüten des Lotos. Der Spornkiebitz und der weiße Silberreiher schreiten gravitätisch am Rande, und hinter der Pfütze strecken sich weit über die Ebene die Baumwollpflanzungen, in denen da und dort zwischen den weißen, flaumigen Fruchtbeständen noch die lichtgelbe Blüte bemerkt wird. Weiterhin folgt eine Gruppe von Palmen, unter denen schwarze Büffel, im Kreise gehend, eine Wasserhebmaschine treiben, die eine nahe Zuckerrohrpflanzung bedient. Ein Paar der ägyptischen Eisvögel, der Gestalt nach unsern Spechten ähnlich, schwarz und weiß, stets zu zweien sichtbar, flattert von den Palmen auf und läßt sich unter einer mächtigen Kaktushecke nieder, die das Zuckerrohr umgibt.

Ein nackter Fellah ackert; sein Gespann besteht aus einem Kamel und einem Büffel. Dann taucht hinter einem Hain von Sykomoren ein arabisches Dorf auf mit seinen niedrigen, aus ungebranntem Lehm angefertigten Hütten. Vor

Digitized by Google

dem Dorfe steht etwa ein Dutzend spitzkegelförmiger Bauten, höher als die Häuser; das sind die Taubenschläge des Dorfes.

So dauert lange die Abwechslung, bis eine Anzahl von Dampfschornsteinen sichtbar wird und auf freiem Felde eine Lokomobile, die eine Baumwollentsamungsmaschine treibt. Wir sind in der Station Zagazik angelangt; in dem kleinen Warteraume hängen die Bilder von Mazzini und Bakunin, von Kossuth, Garibaldi und Bem. Das ist die Diaspora von Europa.

Nach weiteren zwei Stunden sind wir in Kairo. Für den 28. November hatte der Khedive uns Oesterreichern eine Ueberraschung bereitet, indem er uns einen Raddampfer zur Verfügung stellen ließ, um die Stätte von Memphis zu besuchen. Wir fuhren etwa durch zwei Stunden stromaufwärts zu dem Palmenwalde, der heute die wenigen Ueberreste der Hauptstadt beschattet. Hier standen wir wieder an der Grenze des Lebens und des Todes. Ueber uns, an dem Steilrande der Wüste, erhoben sich die Pyramiden von Sakkarah. Viele von uns begaben sich auf Eseln zur Höhe; da aber die Zeit eben nur ausreichte, um die Apisgräber und die Pyramiden zu erreichen und zurückzukehren, zogen Winterstein und ich vor, zu sehen, was von Memphis noch zu sehen ist.

Da liegt am Fuße des Steilrandes zunächst die Wasserlache, welche als der Rest des Acheron angesehen wird; das Wasser der Vergessenheit ist selbst der Vergessenheit anheimgefallen. An andrer Stelle erblickten wir den gestürzten riesigen Koloß des großen Ramses II. (Sesostris), Wasser bespülte ihn. Weiterhin sahen wir einen nicht viel kleineren Koloß, mutmaßlich seine Frau und Kinder. Eine große beschriebene Marmortafel zählt seine Feldzüge und Großtaten auf; sie lag schräg am Boden. Nackte Knaben spielten auf ihr. Ehrgeiz, wo ist dein Sporn!

Dieses war mein letzter Ausflug in Aegypten. Am 30. November schiffte ich mich in Alexandrien auf dem „Alphée", einem Boote der Messageries, ein, das, aus China kommend, den Kanal passiert hatte.

*

Vom 2. auf den 3. Dezember trat schwerer Sturm ein. Die Nacht war stockfinster. Die Schiffsschraube lärmte, als würde sie nicht im Wasser, sondern in Sand und Steinen arbeiten. Haushoch stieg der Kiel hinauf und sank ebenso tief hinab. In gemessenen Zwischenräumen stürzte eine hohe Welle über die linksseitige Brüstung und fegte über das Deck. Der alte Patriarch von Syrien befand sich an Bord auf der Reise zum großen Konzil. Sein Dolmetscher und Begleiter war schwer seekrank, er selbst völlig hilflos. Wir suchten uns in der lateinischen Sprache zu verständigen, aber obwohl ich meinte, im Gymnasium kein ganz schlechter Lateiner gewesen zu sein, fiel es mir sehr schwer, den alten Herrn am nächsten Morgen z. B. zu fragen, ob er eine Tasse Bouillon oder etwas Biskuit nehmen wolle.

Der 4. Dezember brachte einen herrlichen Sonnenaufgang. Hoch ragte zur Linken das majestätische, überschneite Haupt des Aetna aus dem Frühnebel

Digitized by Google

empor, und indem zur Rechten glühend die Sonne sich zu heben begann, wurde nach und nach die breite Basis seines Kegels sichtbar. Dann enthüllten sich die Vorberge, endlich die zaubervolle Küste mit Catania, Taormina und Messina, während rechts die kalabrischen Berge mit Reggio in tiefem Schatten blieben. Wir salutierten Messina, ohne zu landen, und fuhren durch das schönste Tor nach Europa ein. Gegen 9 Uhr morgens leuchtete von Zeit zu Zeit von Stromboli her eine weiße Rauchwolke. In der Nacht erreichten wir Neapel.

Am 5. war ich in Pompeji, am 6. galt ein erster flüchtiger Besuch dem Vesuv. Daß ich wieder kommen müsse, stand mir außer Zweifel. Am späten Abende des 7. Dezember war ich in Rom.

Von dem ersten Eindrucke, den die Ewige Stadt hervorbringt, soll hier um so weniger gesprochen werden, als es in Strömen regnete. Der 8. Dezember war herangekommen. An diesem Tage sollte das Konzil eröffnet werden. Meinen Koffer hatte ich nach Wien vorausgeschickt. Mein Reiseanzug war recht verwittert, und ich zog es vor, einen bescheideneren Gasthof aufzusuchen.

Ich fragte, um welche Stunde bei St. Peter das Konzil eröffnet werde. Man wußte gar nichts davon. Während die Augen aller Völker hierher gerichtet sein sollten, hatte in Rom selbst der Vorgang die Aufmerksamkeit gar nicht gefesselt. „Ach," rief einer der Diener, „darum werden wohl heute früh so viele Prozessionen im Regen vom Lande hereingekommen sein."

Das war alles, was ich in Erfahrung brachte, und so machte ich mich auf gut Glück mit einem entlehnten Regenschirme auf den Weg. Ich kam an den Tiber. Von der Engelsburg donnerten Kanonen herüber, als gelte es, auch in den härtesten Schädel die Bedeutung dieses Tages für die Religion der Liebe hineinzuwettern.

Bald stand ich auf dem weiten Platze vor dem St.-Peters-Dom. Die Volksmenge war nicht allzu dicht, und ich konnte die Haupttreppe und das geräumige Vestibül leicht erreichen. Ein kurzes französisches Gespräch öffnete mir das Spalier der päpstlichen Zuaven. Im Innern des Domes war das Gedränge viel dichter. Da stand eine zahlreiche Gruppe irischer Pilger, die erfreut waren, von mir eine Antwort in englischer Sprache zu erhalten und mich in ihrer Verlegenheit baten, mich begleiten zu dürfen. Wir gelangten durch ein inneres Spalier und standen unter der Kuppel.

Hier konnte man vom Sockel eines der Riesenpfeiler aus einen Blick in das Seitenschiff werfen, in dem der historische Akt sich vollzog.

Unmittelbar vor mir standen in Doppelreihen die päpstlichen Hellebardiere im Stahlküraß, mit großen weißen Halskrausen, dann die Camerlenghi in schwarzem Gewand mit spanischen Mäntelchen, dann die Pagen in gelber Seide, mit Puffen und Krause. Das Seitenschiff war in ein elliptisches Amphitheater umgewandelt. An den beiden Enden der längeren Achse waren die Bankreihen unterbrochen, und zwar an dem mir nahen Ende durch einen niedrigen, einem Altar ähnlichen Aufbau, an dem jenseitigen, entfernten Ende durch eine hohe Estrade mit einem Thron, auf welchem der Papst saß. Auf den Stufen der

Digitized by Google

Estrade befanden sich Kardinäle in Purpur und Hermelin. Zur Rechten und zur Linken sah man auf den bogenförmig geordneten Bänken 700 Bischöfe, zumeist mit silbernen Mitren. Einige trugen Kronen. Man sang ein Hochamt.

Um 12 Uhr verließ ich St. Peter, traf auf der Haupttreppe mit Professor Braun aus Wien zusammen, der unsre Kaiserin hierher begleitet hatte, und eilte dann über den Tiber und enge Gassen zu der breiten Treppe, die zu Ara Coeli und der kapitolinischen Höhe ansteigt. In äußerster Spannung trat ich hinaus auf die Rampe, die gegen den Bogen des Septimius Severus hinabführt, und mein Blick flog über das Forum. Da standen weiter rechts die schlanken Säulen des Tempels des Jupiter Tonans und des Saturn, dann die Reste der Basilica Julia, mit einem Worte, da stand die ganze Pracht des alten Rom.

Ich wendete mich jenseits des Bogens des Septimius Severus zu der Stelle des Umbilicus mundi, des Nabels der Welt, einst einer vergoldeten Säule, von der aus die Meilen auf den Poststraßen des ganzen Weltreiches gezählt wurden. Neben ihr befand sich die Rednerbühne, und ihre Nähe sollte den Redner an die Würde des Ortes und an die Macht des zentralisierten Reiches erinnern.

Und wie es an ähnlichen Stellen auch minder beweglichen Gemütern ergehen mag, ist es mir ergangen. Im Traume sah ich die Tempel und Paläste wieder aufgerichtet, und das Forum füllte sich mit vielerlei Volk. Von einer stumpfen, abergläubischen Menge begleitet, ziehen Priester zum Tempel. Eine Gruppe junger Equites wendet sich mit satirischen Bemerkungen zur Seite. Vom Palatin her, durch den Titusbogen, folgt ein schreiender Schwarm einem kaiserlichen Hofbeamten, der von neuen Geschenken und neuen Spielen erzählt. In größerer Entfernung zu meiner Linken, in der Finsternis des Mamertinischen Kerkers, glaubte ich ein zweites Gesicht zu sehen, den Apostel einer neuen Religion, die sich die Religion der Menschenliebe und die Religion der Armen nennt.

Der Umbilicus mundi an meiner Seite war zu einem kleinen Trümmerhaufen zerfallen, und indem ich die beiden Gesichte verglich, trat mir deutlicher als je die Vergänglichkeit des Glanzes und die sieghafte Uebermacht der Ideen vors Auge. Als sich aber an diese beiden Gesichte das prunkvolle Bild reihte, das ich eine Stunde zuvor im Petersdome erblickt hatte, da unterließ ich einen Vergleich und erwachte.

Wenige Tage darauf war ich in Wien.

Digitized by Google

Meine Kriegsfahrten

Persönliche Erinnerungen

von

Kathinka v. Rosen, geb. Fabricius

III. Unter dem roten Halbmond

Wer die Moslems nicht durch die christlich gefärbte Brille sieht, weiß, wie gesund sie sind, und wer sie kennt, wird sie lieben und achten; sie besitzen Tugenden, die den sog. zivilisierten Nationen abhanden gekommen sind. Aber kennen muß man sie, ein flüchtiger Besuch am Bosporus genügt nicht, um ein Urteil fällen zu können. Man muß gute und böse Tage mit ihnen durchlebt haben, man muß sie als Gatten und Väter kennen und, last, not least, man muß sie als Kranke gepflegt haben, dann wird man die physische und moralische Kraft dieses so vielfach geschmähten Volkes beurteilen können.

Wie es Menschen gibt, die nur den Schmutz in den Straßen von Konstantinopel sehen, so genügt für andre das Wort „Vielweiberei", um die Moslems als unsittlich zu stempeln. Wer den unvergleichlichen Zauber orientalischen Lebens auf sich wirken läßt, wird den Schmutz zu seinen Füßen nicht sehen, und die Vielweiberei der Moslems sollte uns in milderem Licht erscheinen, wenn wir unsrer ledigen Mütter und unehelichen Kinder gedenken. Uneheliche Kinder, Verbrechen gegen das keimende Leben und Selbstmorde schwangerer Mädchen kennt der Islam nicht — ich dächte, das spräche zugunsten des Islams.

Ich lernte die Türken während des Türkisch-Russischen Krieges 1878 kennen. Lady Strangford, eine bekannte Philanthropin, hatte mich aufgefordert, die Leitung ihres Hospitals zu übernehmen. Wir gingen nach Adrianopel und richteten uns in einem großen, luftigen Hause behaglich ein. Unsre sechzig Betten wurden schnell belegt, ein Türke kochte für die Kranken, zwei Pflegerinnen pflegten unter meiner Leitung die Kranken, und unser einundzwanzigjähriger Doktor war vernünftig genug, sich nicht mit operativen Eingriffen zu befassen. Wir hatten, dank der guten Konstitution der Türken, ein unverschämtes Glück und nur einen Todesfall.

Alle Typen des Osmanenreiches waren bei uns vertreten, Araber, Tscherkessen, Aegypter, Baschi-Bosuks, von deren Wildheit und Grausamkeit uns die Zeitungen berichteten, und die im Lazarett sanft und folgsam waren.

Die türkischen Behörden standen uns treu zur Seite und erfüllten unsre unverschämtesten Forderungen. Lady Strangford stand mit den Beamten immer auf Kriegsfuß; so faßte sie es als Beleidigung auf, als eine behördliche Kommission aus Konstantinopel unser Spital sehen wollte, sie verweigerte den Eintritt in die Krankensäle, und die Herren mußten abziehen. Da mir als Leiterin des

Digitized by Google

Spitals daran gelegen war, es ihnen zu zeigen, und ich, bei dem großen Mißtrauen, das die Bevölkerung damals gegen die Engländer hegte, Lady Strangfords Vorgehen für einen Mißgriff hielt, ersuchte ich schriftlich die Herren, ihren Besuch zu wiederholen.

Um unliebsame Szenen zu vermeiden, überredete ich die streitbare Lady, mit unserm Doktor einen Spazierritt zu unternehmen. Kaum waren sie fort, als auch die Herren erschienen. Da ich beim Verbinden war, legten sie mit Hand an und zeigten großes Interesse für die Pflegerinnen, die mit dem Umbetten der Patienten beschäftigt waren und sich in ihrer Arbeit nicht stören ließen. Doch wir wurden vom Schicksal erreicht, denn als die Kommission die Treppe hinabging und die Küche inspizieren wollte, kehrte Lady Strangford zurück; sie stellte sich vor die Küchentür, fuchtelte mit der Reitpeitsche herum und erklärte, nur über ihre Leiche führe der Weg in die Küche. Mit ruhiger Würde, ohne ein Wort zu verlieren, zogen sich die Türken zurück. Der Bericht an das Kriegsministerium, den ich durch Baron Mundy erhielt, lautete günstig, und Lady Strangfords Unhöflichkeit wurde nicht erwähnt. Wir hatten fortwährend kleine Scharmützel mit den Behörden, aber unsre Freunde, Vefyk-Pascha, Wali der Provinz, und Djemil-Pascha, Militärgouverneur von Adrianopel, halfen uns immer wieder aus der Patsche. Es ist keine leichte Aufgabe, mit Engländern im Orient zu arbeiten. Der stete Kampf gegen Vorurteile, die absichtliche Verletzung türkischer Gesetze und die Unhöflichkeit im persönlichen Verkehr lassen weder Freundschaft noch Vertrauen zwischen Engländern und Türken aufkommen.

Wenn wir in Adrianopel auch nicht Hervorragendes leisteten, so konnten wir doch, da uns reichliche Mittel zur Verfügung standen, manchem armen, halbverhungerten Soldaten seine Leiden erleichtern — aber unsre Arbeit in Adrianopel nahm ein plötzliches Ende, und zwar durch einen harmlosen Scherz unsers Freundes und Gönners Achmed Vefyk-Pascha.

Bei einem Abendessen, das der Pascha den fremden Aerzten und Berichterstattern gab, hatte er unser Spital „une ambulance amateur“ genannt. Unser junger Arzt, der sich über diese Bezeichnung belustigte, teilte sie mir bei seiner Rückkehr sofort mit. Da wir Lady Strangfords Empfindlichkeit kannten, beschlossen wir, Achmed Vefyk-Paschas Scherz für uns zu behalten. Er wurde ihr hinterbracht, und eines Morgens überraschte sie mich mit der Frage, ob ich die Verwundeten evakuieren könne und wie viele Tage ich zum Packen benötigen würde, wir müßten nach Sofia, dort bedürfe man unsrer Hilfe. Ambulance amateur! dachte ich; da aber jeder Widerspruch sie noch mehr aufgeregt hätte, begnügte ich mich mit der Frage, ob sie nicht bei der englischen Botschaft Erkundigungen einziehen wolle. Das tat sie, und in den folgenden Tagen fand ein lebhafter Depeschenwechsel statt. Layard erhob energischen Widerspruch, drohte, uns seinen Schutz zu entziehen und teilte ihr mit, daß der Einzug der Russen täglich in Sofia zu erwarten sei. Der Präsident des „Roten Halbmondes“ und Baron Mundy beschworen uns, nicht hinzugehen, die Regierung

Digitized by Google

trug uns die schönsten Paläste am Bosporus für unsre Kranken an, falls wir nicht in Adrianopel bleiben wollten.

Umsonst! Denn: Ce que femme veut, Dieu le veut. Unsre Kranken wurden von den sehr guten türkischen Militärspitälern übernommen, wir packten Tag und Nacht, und eines Morgens saßen wir im Eisenbahnwagen und fuhren in sehr gedrückter Stimmung bei eisiger Kälte dem Kriegsschauplatz entgegen. Abends langten wir in Tartar Basardschick, der damaligen Endstation der Eisenbahn, an. Wir fanden ein gutes Nachtquartier, d. h. wir machten von unserm Frauenrecht Gebrauch und verdrängten Aerzte, Offiziere und Berichterstatter aus ihren Zimmern. Der Wirt versprach uns, für den nächsten Tag um 5 Uhr morgens Wagen und Pferde zu liefern.

Mit militärischer Pünktlichkeit fanden wir uns morgens um $^1/_2$5 Uhr beim Frühstück ein. Doch Pünktlichkeit ist ein Begriff, den die Völker damals da unten nicht kannten. Es wurde 8 Uhr, bevor wir uns in Bewegung setzten, und dann fuhren wir die ersten Stunden im Schritt. Kein Orientale treibt des Morgens nach der Fütterung seine Pferde an. Lady Strangford und ich suchten unsern Vorrat an türkischen Vokabeln zusammen, unser Doktor fluchte auf englisch, unsre Kawassen drohten mit fürchterlichen Strafen, alles umsonst; mit unerschütterlicher Ruhe antwortete der Kutscher: „Jawasch, jawasch!“ Das Wetter war wunderbar schön, wir genossen in vollen Zügen die köstliche Luft und gaben uns ganz dem Zauber hin, den eine Reise im offenen Wagen durch ein schönes, von der Kultur noch nicht berührtes Land gewährt. Trotzdem die Berge mit Schnee bedeckt waren und wir uns tags zuvor nicht hatten erwärmen können, wurde es so heiß, daß wir Pelz und Fußsack ablegen mußten. Gute Laune stellte sich trotz dem Eigensinn unsrer Rosselenker wieder ein, und mit Lachen und Plaudern vertrieben wir uns die Zeit.

Gegen Mittag belebte sich die Straße, bulgarische Flüchtlinge kamen uns entgegen, sie zogen es vor, sich unter türkischen Schutz zu stellen, statt in die Arme ihres Befreiers zu fallen. Der Zar wurde von den Bulgaren „Väterchen“ genannt — seine unmittelbare Nähe flößte ihnen jedoch Furcht ein. Auf den mit Ochsen bespannten und mit einem Leinwanddach bedeckten Karren lagen zwischen Betten und Hausgerät der verschiedensten Art leidende Frauen und schreiende Säuglinge. Das Wagendeck war mit Kränzen von Zwiebeln und rotem Paprika reich behängt, der Familienvater ging rauchend neben den Ochsen, größere Kinder schrien und sangen, prügelten sich und kugelten im Schnee umher. Karren folgte auf Karren, dazwischen Arrabas mit Verwundeten. Englische Berichterstatter stürmten zu Pferde an uns vorüber, kaum daß wir einige Worte mit ihnen wechseln konnten. Wir erfuhren, daß die Russen überall siegten und auf Sofia marschierten, das sie in den nächsten Tagen besetzen würden. Aber trotz der Eile fanden doch alle Zeit, uns für „mad“ zu erklären und uns den Rat zu erteilen, umzukehren. Da wir nun einmal so weit waren, konnten wir auch unsre Reise fortsetzen; ob man uns für mehr oder weniger verrückt hielt, blieb sich schließlich gleich.

Digitized by Google

Es wurde kälter, der Schnee lag fußhoch, und nur langsam konnten wir uns den Weg bahnen. Vor Einbruch der Nacht erreichten wir unser Nachtquartier, ein kleines Dorf am Anfang des Balkanpasses. In einem Khan fanden wir gute Unterkunft und sehr reinliche Betten. Unser Koch, ein Italiener, überraschte uns mit einem vorzüglichen Abendessen, aus Hühnern, Eiern und Salat bestehend. Hühner und Eier hatte er sicherlich gestohlen, was ihn jedoch nicht hinderte, sie uns in Rechnung zu stellen. An Schlaf war trotz der Müdigkeit nicht zu denken. Während der ganzen Nacht langten Flüchtlinge und Verwundete an. Unter unsern Fenstern, auf dem Marktplatz, hielten sie Rast, und da mit Ausnahme der Türken alle übrigen Bewohner des Orients ihren Gefühlen freien Lauf lassen, so kann man sich den Höllenlärm vorstellen.

Am nächsten Morgen wickelten wir uns in unsre Pelze ein, und fort ging es, dem Ungewissen entgegen. Die Flüchtlinge hatten unserm bulgarischen Dolmetsch allerhand Märchen aufgebunden. Die Baschi-Bosuks hätten soundso viele Dörfer eingeäschert, Weiber geschändet und Kinder ermordet, sie lauerten den armen Flüchtlingen auf, und uns würden sie sicherlich massakrieren. Die verwundeten Baschi-Bosuks, die wir in Adrianopel im Spital hatten, waren ruhige Leute. Auch die dort in Garnison lagen, gaben zu keiner Klage Veranlassung, uns salutierten sie stets, wenn wir das Abzeichen trugen. Da wir auf jedem Wagen eine große Fahne mit dem Halbmond hatten, und unsre Kawassen und das männliche Personal gut bewaffnet waren, ließen wir uns nicht einschüchtern.

Wir begegneten Baschi-Bosuks, hübschen Kerlen, die nicht halb so schlimm sind, als man sie schildert; reizen wird man sie nicht dürfen, dann geht das heiße Blut mit ihnen durch. Auf dem Wege nach Sofia zeigten sie sich von ihrer besten Seite, sie halfen den Verwundeten, und ich sah sie Hand anlegen, wenn es galt, einen im Schnee steckengebliebenen Wagen der Flüchtlinge flott zu machen. Die Kälte wurde immer empfindlicher, der Paß stellenweise so eng, daß an ein Ausweichen nicht zu denken war, der Schnee ging den Pferden bis an den Bauch. Unsre Kawasse ritten voraus, um die uns entgegenkommenden Flüchtlinge und Sanitätskolonnen aufzuhalten. Wo sich der Weg erweiterte, wurde haltgemacht, um endlose Wagenreihen an uns vorüberzulassen. Oft ließen wir die Pferde ausspannen, um sie den Sanitätswagen als Vorspann zu geben. Weite Strecken mußten wir zu Fuß gehen, unsre Wagen wurden geschoben, Pferde stürzten, die Pflegerinnen weinten und jammerten, und wir alle froren. Gegen 3 Uhr hatten wir die Hochebene, eine weite Ebene, in deren Mitte Sofia liegt, erreicht. Vor der Stadt kehrten wir in einem kleinen Khan ein und schickten den Doktor mit Dolmetsch und Kawas voraus, unsre Ankunft dem Gouverneur zu melden.

Lady Strangford war es von ihren früheren Reisen in der Türkei gewohnt, daß ihr die Behörden vor der Stadt entgegenkamen. Sie erwartete, diesmal mit ganz besonderen Ehren empfangen zu werden. Mich belustigte unser Auf-

Digitized by Google

enthalt in dem ungemütlichen Khan, denn ich glaubte nicht, daß der Pascha uns holen würde. Es steckt Soldatenblut in mir, ich weiß daher, daß man im Kriege für Empfangsfeierlichkeiten und Ehrenbezeugungen Frauen gegenüber weder Zeit noch Lust hat. Endlich kehrten unsre Abgesandten allein zurück. Der Gouverneur ließ Lady Strangford ersuchen, umzukehren; da sich keine Verwundeten in Sofia befänden, wäre ihre Anwesenheit überflüssig. Pferde und eine Abteilung Soldaten würde er schicken. Der gute Pascha! — er hatte die Rechnung ohne Lady Strangford gemacht. Wir bestiegen unsern Wagen und fuhren still und bescheiden in Sofia ein. Es war ein schmutziges Nest, die Straßen infolge des Schnees in einem gräßlichen Zustand, die Häuser verschlossen, und außer Soldaten war kein menschliches Wesen zu erblicken. Das Grand Hôtel, wie sich die elende Spelunke nannte, nahm uns auf. Wir mußten, um in den ersten Stock zu gelangen, durch das Billardzimmer gehen und wurden dort von einigen Engländern begrüßt, die uns wiederum für „mad“ erklärten. Lady Strangford war so empört über die Behandlung, die ihr ein Türke hatte angedeihen lassen, daß sie ihren Landsleuten erklärte, „mad“ oder nicht, sie wäre nun einmal da und würde bleiben.

Wir richteten uns so gut es ging ein und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Heiter war der erste Abend nicht; Lady Strangford war sehr schlechter Laune, die Pflegerinnen mit allem unzufrieden, der Koch tobte in der Küche, und die eisernen Oefen rauchten, wir hatten die Wahl, zu erfrieren oder zu ersticken, und daß der Feind in nächster Nähe stand, ließ sich aus dem Donner der Geschütze vernehmen.

Die Kälte hatte in der Nacht zugenommen, die Oefen hatten sich nicht gebessert, und ein heftiger Schneesturm trug nicht zur Behaglichkeit bei. Unsre Laune war, als wir uns am Frühstückstisch versammelten, der Witterung angemessen — grau in grau! Die Parole für den Tag lautete „Vorbereitung“ für den Besuch des Paschas. „It is his duty to call on me“ — mit diesen Worten hob die Lady die Sitzung auf und rauschte aus dem Zimmer. Wir versuchten Lady Strangfords Schlafzimmer den Anstrich eines Salons zu geben, Bett und Waschtisch wurden mit Decken malerisch verhüllt, wir suchten unsre besten Gewänder hervor, die Diener stopften die Friedenspfeife, der Koch bereitete den Kaffee, Kawassen standen vor der Tür, und wir saßen auf dem Diwan und beobachteten die hohle Gasse, durch die „Er“ kommen mußte. Wir warteten vergeblich, der Pascha kam nicht, und nach drei Tagen gingen wir. Lady Strangford konnte sehr liebenswürdig sein, sie bot dem Pascha ihre Freundschaft an, sie sprach von den Opfern, die sie fürs türkische Reich gebracht habe und noch zu bringen gesonnen sei. Der Pascha antwortete, daß er die Gefühle der Freundschaft erwidere, Hochachtung für die Königin und für die englische Nation empfände, Lady Strangford könne ihm ihre Freundschaft nur durch sofortige Abreise beweisen, Pferde und zwölf Soldaten würden innerhalb einer Stunde zu ihrer Verfügung stehen — sprach's und verließ das Gemach. Wir zogen ab: Lady Strangford entrüstet, der Doktor lächelte stillvergnügt, und mir

Digitized by Google

hatte der Alte gefallen. Er war ein Stocktürke, auf den europäische Frauen keinen Eindruck machten. In der Sache hatte er recht, Frauen haben in unmittelbarer Nähe des Schlachtfeldes nichts zu suchen; da man die Verwundeten so schnell als möglich fortbringen muß, ist ihre Hilfe illusorisch, und für die Militärbehörden sind sie eine Last und oft eine schwere Verantwortung.

Der gute Pascha kannte nicht die Zähigkeit der Frauen im allgemeinen und die der Engländerinnen im besonderen. Wir dachten nicht daran, dem in höflicher Form erteilten Befehle Folge zu leisten. Wir depeschierten an Sir Layard, klagten über „turkish atrocities" und verlangten, wie man jetzt sagen würde, Sühne. Eine stark gepfefferte Depesche ging an Achmed Vefyk-Pascha ab, den Wali der Provinz, der als solcher Vorgesetzter des Gouverneurs von Sofia war. Mit dem stolzen Gefühl, daß „Old England" den Sieg über den alten Türken davontragen würde, kehrten wir ins Hotel zurück. Und wir siegten; wir erhielten die bulgarische Schule und durften unser Spital einrichten. Der Befehl war aus Konstantinopel gekommen, und der Pascha mußte gehorchen. Wie schwer es ihm wurde und warum er sich so sehr energisch gegen unsern Aufenthalt gewehrt hatte, erfuhr ich später von Achmed Vefyk. Der Gouverneur hatte in aller Stille die Archive fortgeschafft, die Spitäler aufgelöst und die Einwohner veranlaßt, die Stadt zu verlassen; er hatte die Absicht, beim Anrücken des Feindes Sofia in Brand zu stecken. Seit Beginn des Krieges hatte man die Stadt verproviantiert, reiche Vorräte waren für die türkische Armee aufgespeichert, die sich nicht fortbringen ließen. Hätte er seinen Plan zur Ausführung bringen können, die ganze russische Armee hätte erfrieren und verhungern müssen. Weit und breit gab es keine Dörfer, und Lebensmittel waren nicht vorhanden. Der Plan scheiterte, und die Russen bezogen ein vorzügliches Winterquartier.

Vom humanitären Standpunkte aus betrachtet, kann man den Gedanken, eine Stadt in Brand zu stecken, verwerfen, vom strategischen jedoch ihm volle Anerkennung zollen. Im Kriege gilt nur der eigne Vorteil. Ob der Plan durch Verrat bekannt geworden war, weiß ich nicht, ich vermute jedoch, daß die uns zuteil gewordene Erlaubnis damit zusammenhing; man wollte der hohen Politik wegen die Ausführung verhindern und schob uns vor. Nachdem wir den Ferman erhalten hatten, wurden wir gut behandelt. Täglich wurde uns das beste Fleisch verabfolgt, Reis und Kaffee erhielten wir in reichlicher Menge, Holz wurde geliefert, und zwölf Soldaten waren mit zwei Unteroffizieren Tag und Nacht anwesend.

Wir richteten so schnell als möglich unser Spital ein. Das gut möblierte Haus eines Bulgaren, der das Weite gesucht hatte, nahm uns auf. Das Wohnen in zwei Häusern hat sein Unangenehmes, und mir brachte es unglaublich viel Arbeit. Unser Dragoman, der im Nebenamt ein vorzüglicher Wärter war, erkrankte am Typhus; er wurde, da wir ihn der Ansteckung wegen im Spital nicht unterbringen konnten, mit einer Pflegerin im Wohnhause isoliert,

Digitized by Google

die zwei andern streikten, sie weigerten sich, abwechselnd mit mir den Nachtdienst zu übernehmen. Da weder Frauen noch Christen im Spitale wohnten, konnten sie aus sittlichen und religiösen Gründen nachts nicht ohne Schutz unter Türken weilen. Zwingen konnte ich sie nicht, auch Lady Strangford war machtlos — so wachte ich. Nacht für Nacht! Und während dieser Nachtwachen lernte ich die Moslems kennen!

Von unsern Fenstern aus konnte ich nachts die Wachtfeuer sehen, der Donner der Geschütze klang zu uns herüber, Tag und Nacht langten Verwundete und Erfrorene an. Es waren trostlose Wochen, die wir in Sofia verlebten; trotz aller Pflege und Sorgfalt, die wir den Armen zuteil werden ließen, starben die meisten. Von den Verwundeten wurden einige gerettet, diejenigen jedoch, die uns mit erfrorenen Gliedmaßen gebracht wurden, waren alle dem Tode geweiht.

Für schwere Fälle hatten unsre Soldaten Bettstellen verfertigt, leichtere wurden auf Strohsäcke gebettet; Kranke und Verwundete, die transportfähig waren und die nur ein bis zwei Nächte bei uns blieben, um sich auszuschlafen und gelabt zu werden, lagen in ihre Mäntel gewickelt überall herum. Unvergeßlich sind mir die Nächte in Sofia, die ich allein unter den Türken, mit denen ich mich nur durch Zeichen verständlich machen konnte, zubrachte. Draußen eisige Kälte und Kampf auf Leben und Tod, drinnen qualvolles Leiden, das still und ergeben getragen wurde. Die Stille der Nacht wurde durch kein Klagen unterbrochen, nur vereinzelt ließ sich ein leises „Allah" hören.

Vor den Krankensälen befand sich ein Zimmer für die Wache, und da es einen Ofen hatte, schlug ich dort mein Hauptquartier auf. Ein Unteroffizier und zwei Mann wachten mit mir, sie begleiteten mich auf meinen Rundgängen und halfen mir die Kranken heben und bequem lagern. Kehrte ich zu meinem Ofen zurück, so wurde Kaffee gekocht und wurden Zigaretten für mich gedreht — dann setzten sich die drei Türken zu meinen Füßen nieder, rauchten und schwiegen. Meine Gedanken flogen heimwärts, Nachtwachen in englischen und deutschen Hospitälern tauchten auf, unwillkürlich stellten sich Vergleiche ein, die alle zugunsten der Moslems ausfielen. Trat ich zu den Sterbenden, so versuchten sie meine Hand an Mund und Stirne zu führen — wollten sie mir danken? Wollten sie mich der Gnade ihres Gottes empfehlen — ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß unter allen Kranken, die ich gepflegt, mir die Türken die liebsten waren. Der Türke ist dankbar und folgsam, mit ruhiger Würde trägt er die Leiden, die ihm Allah auferlegt, und ohne Furcht geht er dem Tod entgegen.

Der Moslem ist immer höflich und anständig, durch und durch Ehrenmann. Haben europäische Frauen andre Erfahrungen gemacht — so liegt die Schuld an ihnen.

Die Russen rückten heran, wir konnten die einzelnen Regimenter erkennen, konnten den Heldenmut, mit dem die Türken ihre Stellungen gegen den an Zahl weit überlegenen Feind behaupteten, beobachten. Der Pascha benachrichtigte uns

Digitized by Google

stets, wenn ein Transport Verwundeter in Sicht war. Wir konnten unsre Vorbereitungen treffen. Viel ließ sich nicht machen. Etliche Strohsäcke wurden eiligst gestopft und große Kannen mit Tee bereitet. Tee war das einzige Getränk, mit dem wir die Verwundeten laben konnten, und Tschai ist das Lieblingsgetränk des Orientalen.

Der Transport der Verwundeten vollzog sich in größter Ordnung und wurde so schonend als möglich ausgeführt. Baron Mundy hatte ihn organisiert, und sowohl der „Rote Halbmond" wie auch die Militärbehörden befolgten seine Anordnungen.

Langte ein Transport bei uns an, so wurden die Verwundeten von den Trägern, wo gerade Platz war, gelagert. Die Krankenzimmer waren groß und gut ventiliert, sagen wir lieber, sie waren eisig kalt, das war aber für die Erfrorenen die richtige Temperatur, in ein warmes Zimmer hätten wir sie nicht bringen dürfen. Wir gaben ihnen Tee, und nachdem sie sich etwas erholt hatten, begann die Arbeit. Das Entkleiden eines Verwundeten ist für die Pflegerin die schwierigste Arbeit, leider eine, die in Pflegerinnenschulen am wenigsten gelehrt und geübt wird. Die englische Pflegerin lernt weder das Heben und Umbetten noch das Entkleiden eines Verletzten. Ich konnte ihnen daher nur die leichteren Fälle überlassen, die schweren übernahmen der Doktor und ich. In Sofia war das Entkleiden besonders schwierig und nahm Stunden in Anspruch. Mäntel, Uniformen, Hosen und Stiefel waren steif gefroren, zerschneiden konnten wir sie nicht, da keine andern vorhanden waren und die Transportfähigen sobald als möglich fortgeschafft werden mußten. Hatten wir sie endlich entkleidet und mit gewärmter Wäsche versehen, so wurde einer nach dem andern auf den Operationstisch zum Verbinden gelegt. Die Wunden waren entsetzlich. Ich habe weder in Serbien noch später im Bulgarisch-Serbischen Kriege solche grauenhafte Verstümmelungen gesehen. Schießwunden waren nicht vorhanden. Granaten oder Bomben, oder was weiß ich, hatten ganze Körperteile fortgerissen. Verbunden waren nur wenige, sie wurden uns ja auch direkt vom Schlachtfelde gebracht.

Bei dem letzten Transport bemerkte ich, als ich mir die Leute flüchtig ansah, um zu wissen, wer zuerst verbunden werden mußte, einen mit verbundenem Kopf, nur Augen und Nase waren sichtbar. Ich hielt ihn für tot und ließ ihn liegen, bis wir mit den andern fertig waren. Als wir die Tücher, mit denen sein Kopf umwickelt war, lösten, zuckte er zusammen, und wir mußten unsre ganze Willenskraft zusammennehmen, um nicht vor Entsetzen zusammenzubrechen. Der ganze Unterkiefer, Zunge und alle Zähne und die Speiseröhre waren fortgerissen, nur die Luftröhre schien intakt. Wir bedeckten die Wunde mit Jodoformgase, gaben ihm eine Morphiumeinspritzung, und nachdem er eingeschlummert war, zerschnitten wir seine sämtlichen Kleidungsstücke, wickelten ihn in wollene Decken ein und legten ihn auf ein in der Eile herbeigeholtes Bett. Unser junger Arzt hielt sich tapfer, verordnete künstliche Ernährung, er eilte in die Küche, ließ beaf-tea machen, brachte Kognak, Sekt, Milch und Eier und meinte, es sei unsre

Digitized by Google

Pflicht, das Leben des Unglücklichen solange als möglich zu erhalten. Ich bat ihn, zu Bett zu gehen und mir die Sorge für den Kranken zu überlassen. Der Fall war hoffnungslos, und so verteilte ich die mir in großen Mengen aus der Küche geschickten Stärkungsmittel an hoffnungsvolle Fälle und hielt den Unglücklichen unter Morphium. Meine Ansichten über Pflicht stimmten nicht immer mit denen meiner Freunde überein, ich hielt es für meine Pflicht, den Armen so rasch als möglich von seiner Qual zu erlösen und ihn schmerzlos in sein Paradies hinüberschlummern zu lassen. Er lebte noch sechsunddreißig Stunden. Er wurde mit militärischen Ehren begraben, d. h. Soldaten trugen den Sarg. Der Pascha gab ihm das Geleite. Wie der Mann hieß, wußten wir nicht.

Am 28. Dezember erhielten alle in Sofia anwesenden Engländer den Befehl, sofort nach Konstantinopel zurückzukehren. Außer uns befanden sich noch zwei junge Engländer in Sofia, sie hatten Teeküchen eingerichtet und verteilten an die auf dem Rückzuge begriffenen Truppen Tabak und wollene Decken. Die Herren wollten natürlich dem Befehl ihres Botschafters Folge leisten, und da sie annahmen, daß Lady Strangford auch abreisen würde, erboten sie sich, alle nötigen Vorbereitungen für unsre Abreise zu treffen. Lady Strangford blieb. Sie trug sich mit der Hoffnung, als Kriegsgefangene nach Rußland abtransportiert zu werden. Die Gefühle der Engländer während des Krieges waren geteilt: Begeisterung für die Bulgaren, die man vom türkischen Joche befreien wollte, und glühender Russenhaß, denen man jeden Sieg mißgönnte, kamen häufig miteinander in Konflikt. So erging es auch Lady Strangford; sie war eine kluge und geistreiche Frau, Bulgarenliebe und Russenhaß machten sie jedoch für Vernunftsgründe blind und taub. Sie wollte von den Russen schlecht behandelt werden. Hätte man sie in Ketten gelegt und nach Sibirien verbannt, sie wäre glücklich gewesen. Ich suchte ihr vergeblich klarzumachen, daß die Genfer Konvention eine Gefangennahme ausschlösse, daß General Gurko einer vornehmen englischen Dame nur mit Achtung begegnen und ihr die Wahl lassen würde, zu bleiben und sich den russischen Aerzten zur Verfügung zu stellen oder mit ihrem Personal abzureisen.

Lady Strangford erhielt am 4. Januar General Gurkos Besuch, er legte auf die Ambulanz Beschlag und machte ihr den Vorschlag, unter Aufsicht des russischen Roten Kreuzes ihre Arbeit fortzusetzen oder über Wien nach England oder der Türkei zurückzukehren. Pferde und einen Passepartout bis zur österreichischen Grenze stellte er ihr zur Verfügung. Aus der Gefangennahme wurde nichts, aber trotzdem entspann sich eine Zeitungsfehde zwischen Lady Strangford und General Gurko. Sie schrieb an die „Times", General Gurko habe bei seinem Besuch vor ihr ausgespuckt, um ihr seine Verachtung zu zeigen; er sei kein Gentleman. Natürlich konnte er eine derartige Beschuldigung nicht auf sich sitzen lassen, er wies die Anklage zurück und machte sich über Lady Strangford lustig. So ging es eine Zeitlang hin und her, bis die Sache im Sande verlief, ohne einen Weltkrieg herbeizuführen.

Digitized by Google

Da ich kein Verlangen trug, dem Einzug der Russen beizuwohnen, verließ ich Lady Strangford und kehrte in Begleitung zweier Engländer und eines jungen deutschen Studenten, den uns Baron Mundy einige Tage zuvor zur Hilfeleistung geschickt hatte, nach Konstantinopel zurück. Wir verließen Sofia frühmorgens. Der Uebergang über den Balkan verlief trotz dem hohen Schnee günstig, und wir erreichten noch vor Dunkelheit die kleine Stadt, in der wir auf unsrer Hinreise übernachtet hatten. Das gastliche kleine Haus fanden wir verschlossen, aber ein altes Weib kam herbeigeeilt und meinte, wenn wir uns an den Kaimakan wenden würden, so würde er uns den Schlüssel geben. Die Engländer gingen hin und kehrten mit dem Kaimakan zurück, der uns das Haus zur Verfügung stellte und der Frau den Auftrag gab, für unsre Abendmahlzeit zu sorgen. Sie schleppte auch Vorräte aller Art zusammen, die Herren kochten, ich saß am Herdfeuer und wärmte mich, und die Alte schwatzte. Was sie erzählte, war nicht uninteressant. Armenier, Griechen und Juden hatten die Stadt verlassen und ihre Häuser, in denen große Vorräte aufgespeichert lagen, verschlossen. Den armen türkischen Soldaten und bulgarischen Flüchtlingen wollten sie nichts verabreichen, sie hatten sich in der Nähe irgendwo versteckt und warteten auf die Ankunft der Russen.

Ich zog mich bald zurück, um einige Stunden schlafen zu können, denn mit Tagesanbruch wollten wir abfahren, um noch rechtzeitig in Tartar Bazardschick den Eisenbahnzug nach Konstantinopel zu erreichen. Hoher Schnee lag überall. Wir überholten einige Sanitätswagen mit unsern Kranken, alle streckten uns die Hände entgegen und baten um „tu tun“. Ich hatte unsern großen Vorrat an Tabak und Zigarettenpapier entführt, den Russen wollte ich sie nicht lassen, so konnten wir den armen Kerls doch eine kleine Freude bereiten. Auch an vielen Leichen kamen wir vorüber, wir sahen aber auch, wie Verwundete ihre Arrabas verließen, um ihre Kameraden zu begraben oder sie mit Schnee zu bedecken. Verwundete trugen andre, die nicht mehr weiter konnten. Es waren traurige Bilder, die an mir vorüberzogen, die mich aber doch erfreuten, denn sie zeigten mir den Türken in seiner Kraft und Gutmütigkeit. In Tartar Bazardschick fanden wir kein Unterkommen, wir fanden aber auch keine Eisenbahn, man hatte sie zerstört, um den Russen den Einzug in Konstantinopel etwas weniger bequem zu machen. Wir erhielten Pferde und erreichten spät abends Philippopel. Wir fanden ein gutes Unterkommen, wurden aber mit der Nachricht begrüßt, daß wir erst in Adrianopel mit der Eisenbahn weiterkommen könnten. Durch Vermittlung des englischen Konsuls erhielten wir am nächsten Morgen zwei Wagen. Der Weg war infolge der Schneemassen grundlos, und als wir in der Nähe Adrianopels anlangten, fanden wir die Brücke über die Maritza zerstört. Unsre Herren konnten mit ihren großen Wasserstiefeln durch die Maritza waten, aber für den armen Studenten und für mich war die Sache doch etwas mißlich. Im Wagen konnte ich auch nicht bleiben, weil das Wasser hineindrang. Die Pferde wurden ausgespannt, und die Engländer mit den Rosselenkern trugen uns im Wagen an das andre Ufer. So unangenehm die

Digitized by Google

Engländer im Eisenbahnwagen und auf Dampfern sind, so nett sind sie auf Reisen mit kleinen Hindernissen, die ihnen ein anregender Sport sind. In Adrianopel übernachteten wir in dem hübschen kleinen Gasthaus gegenüber dem Bahnhof. Mit der Eisenbahn verließen wir am nächsten Morgen Adrianopel und erreichten am Abend Konstantinopel.

Zeichnet die fünfte Kriegsanleihe!

Der Krieg ist in ein entscheidendes Stadium getreten. Die Anstrengungen der Feinde haben ihr Höchstmaß erreicht. Ihre Zahl ist noch größer geworden. Weniger als je dürfen Deutschlands Kämpfer, draußen wie drinnen, jetzt nachlassen. Noch müssen alle Kräfte, angespannt bis aufs äußerste, eingesetzt werden, um unerschüttert festzustehen, wie bisher, so auch im Toben des nahenden Endkampfes. Ungeheuer sind die Ansprüche, die an Deutschland gestellt werden, in jeglicher Hinsicht, aber ihnen muß genügt werden. Wir müssen Sieger bleiben, schlechthin, auf jedem Gebiet, mit den Waffen, mit der Technik, mit der Organisation, nicht zuletzt auch mit dem Gelde!

Darum darf hinter dem gewaltigen Erfolg der früheren Kriegsanleihen der der fünften nicht zurückbleiben. Mehr als die bisherigen wird sie maßgebend werden für die fernere Dauer des Krieges; auf ein finanzielles Erschlaffen Deutschlands setzt der Feind große Erwartungen. Jedes Zeichen der Erschöpfung bei uns würde seinen Mut beleben, den Krieg verlängern. Zeigen wir ihm unsre unverminderte Stärke und Entschlossenheit, an ihr müssen seine Hoffnungen zuschanden werden.

Mit Ränken und Kniffen, mit Rechtsbrüchen und Plackereien führt der Feind den Krieg, Heuchelei und Lüge sind seine Waffen. Mit harten Schlägen antwortet der Deutsche. Die Zeit ist wieder da zu neuer Tat, zu neuem Schlag. Wieder wird ganz Deutschlands Kraft und Wille aufgeboten. Keiner darf fehlen, jeder muß beitragen mit allem, was er hat und geben kann, daß die neue Kriegsanleihe werde, was sie unbedingt werden muß:

Für uns ein glorreicher Sieg,
für den Feind ein vernichtender Schlag!

Digitized by Google

Literarische Berichte

Württemberg unter der Regierung König Wilhelms II. Unter Mitwirkung einer großen Zahl hervorragender Mitarbeiter herausgegeben von Prof. Dr. V. Bruns. Ein Band von 1000 Seiten Großoktav. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 3.—, in Halbfranz M. 6.—.

Am 6. Oktober dieses Jahres begeht das Königreich Württemberg die 25. Wiederkehr des Tages, an dem König Wilhelm II. den Thron bestieg. Der Ernst der Zeit leitete darauf hin, das Jubiläum statt mit glänzenden Feierlichkeiten mit Leistungen dauernder Art zu begehen. Dieser Gedanke gab auch die Anregung zu vorliegendem Werk, das in knapper, allgemeinverständlicher Zusammenfassung und doch in weitgestecktem Rahmen schildert, wie sich Württemberg unter der Regierung König Wilhelms II. bis heute entwickelt hat. Es ist ein Buch für alle, die Liebe zu ihrem engeren Vaterland und Interesse an den heimischen Zuständen und Geschehnissen haben. Auf eine Einleitung, die vom König und dem Königlichen Haus berichtet, die Grundlinien der Geschichte Württembergs von 1891—1916 und eine Statistik der Bevölkerung gibt, werden in fünf großen Abschnitten Staat und öffentliches, religiöses, geistiges und künstlerisches Leben und Wirtschaftsleben behandelt. Hervorragende Staatsbeamte und Geistliche, Universitätslehrer und Schulmänner, Vertreter des Handels und der Industrie, der künstlerischen und literarischen Kritik haben die einzelnen Kapitel, die je ihren Berufskreis behandeln, übernommen, so daß durchweg Schilderungen von authentischem Wert, aus voller Sachkenntnis und weitestem Ueberblick des Stoffes heraus entstanden; dabei haben aber die Verfasser, dem Zweck des Buches sich anpassend, ihre Ausführungen immer in klarer, allgemein verständlicher und fesselnder Form zu geben gewußt. So erhalten wir hier die erste volkstümliche Heimatschilderung, wie eine solche bisher zu so beispiellos billigem Preis noch für keinen Bundesstaat vorhanden ist. Der ganz ungewöhnlich billige Preis des stattlichen und doch handlichen Bandes, der nur durch eine reiche Stiftung ermöglicht worden ist, wird wesentlich mit dazu beitragen, das Werk den weitesten Kreisen zugänglich zu machen, das übrigens, dank der Gediegenheit und wissenschaftlichen Zuverlässigkeit der in ihm gesammelten Beiträge, auch über die Grenzen Württembergs hinaus Beachtung verdient und sie bei allen finden wird, die sich im allgemeinen für deutsche Partikulargeschichte und im besonderen für das durch Natur und Volksbegabung so reich bedachte Württemberger Land interessieren.

Des Kampfes wert. Roman von Sabine Claudius. Dresden und Leipzig, H. Minden. 304 S. M. 3.— (4.20).

Maskenball in Berlin, abenteuerlicher Aufenthalt auf hoher Alm, Künstlertreiben in München, mit bekannten Romanfiguren bevölkert, zuweilen ein Anlauf zu höherem Ziel, meistens nur Lesestoff für platte Unterhaltung. Dabei ist Begabung für flottes Erzählen, für die Wiedergabe von Gesprächen und — wenigstens in Nebengestalten — für Charakterzeichnung nicht zu verkennen, so daß man wünschen möchte, daß die Verfasserin sich einmal an einfachen und lebenstiefen Stoffen versuchte. H. Brömse.

Hindenburg. Ein Lebens- und Charakterbild in hundert Erzählungen. Von Hermann Schindler. Dresden, Verlagsanstalt Apollo. Geheftet M. 1.—, gebunden M. 1.80.

Es war ein glücklicher Gedanke, die Lebensgeschichte des volkstümlichsten Mannes der Gegenwart, Generalfeldmarschall v. Hindenburg, in der Form von hundert Erzählungen darzubieten, seine weltgeschichtlichen Taten zu schildern und seinen Charakter zu zeichnen. Die Erzählungen, deren jede ein Ganzes für sich bildet, bringen das Wesen des Helden dem Leser besser näher als lange Erörterungen, namentlich da sie sehr lebendig geschrieben sind und neben dem Ernsten auch Heiteres eingeflochten ist. Das Buch, dem als Zierde ein gutes Bild Hindenburgs beigegeben ist, eignet sich besonders für die Jugend und auch als Liebesgabe für unsre Feldgrauen.

Der Briefwechsel zwischen Jakob Burckhardt und Paul Heyse. Herausgegeben von Erich Petzet. Mit 2 Bildnissen. (J. J. Lehmann, München 1916.) Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

Den Lesern der „Deutschen Revue" braucht dieser Briefwechsel kaum empfohlen zu werden, lernten sie doch vor einigen Monaten anziehende Proben daraus kennen, die in jedem, der zu einem der beiden Männer in einem inneren Verhältnis steht, den Wunsch wachgerufen haben werden, sich an der vollständigen Sammlung zu erfreuen. Nachdem diese nun erschienen ist, kann gesagt werden, daß sie nicht nur eine schöne Bereicherung für das Lebensbild Heyses wie Burckhardts,

Digitized by Google

sondern eine wahre Zierde der deutschen, an Kostbarkeiten schon so reichen Briefliteratur bedeutet. In liebenswürdigstem, herzlich aufrichtigem Verkehr sehen wir hier die beiden Männer, die als wahrhaft adlige Naturen für die Nachkommen fortleben, nicht nur in ihrem Tun, sondern auch in dem, ‚was sie sind': geistig freie und dabei überzeugungstreue, aus fester, schöner Ueberlieferung erwachsende und doch im höchsten Sinn unabhängige Charaktere. Die beiden Freunde schreiben sich nicht nur über Poesie, es atmet auch viel echte Poesie froh und dankbar genossener Jugendjahre aus den Briefen, und wenn in späteren Jahren leider der briefliche Verkehr fast ganz aufhört, so gibt es doch bei seinem gelegentlichen Wiederaufleben immer wieder einen guten, reinen Klang. — Besonderen Dank verdient der Herausgeber, Dr. Erich Petzet, der seine volle Gewissenhaftigkeit nicht, wie es leider immer wachsende Unsitte ist, durch kleinliche Akribie in nebensächlichen Dingen dem Leser aufdringlich bemerkbar macht, sondern sie in sorgfältigster Erläuterung alles dessen, was zum sachlichen Verständnis der Briefe nötig ist, betätigt und uns damit den Genuß des Buches, das Miterleben dessen, was die Freunde an Schicksalen und Meinungen austauschen, erleichtert und vertieft. —y—

Gedanken zur Kriegszeit. Von Hans v. Wolzogen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 1.—.

Ursprünglich als Aufsätze in der „Täglichen Rundschau", „Deutschen Welt", im „Türmer", in „Christentum und Gegenwart" in den „Bayreuther Blättern" (von Wolzogen selbst herausgegeben), den „Zeitfragen", den „Leipziger Neuesten Nachrichten" erschienen, dürfen diese Arbeiten des religiösen Denkers Anspruch auf bleibende Beachtung erheben. Sie meiden durchaus das eigentlich politische Gebiet und führen ins innere Leben, indem sie jede „Frage" der Zeit in eine Aufgabe münden lassen, die an unser Pflichtgefühl, an unser aller Mitverantwortung rührt. Nicht das Lob der deutschen Errungenschaften oder der Deutschen in concreto ist das Ziel, sondern eine von allen Redensarten freie Erkenntnis, was uns der Krieg alles lehren könne. Besonders gedankentief sind die Untersuchungen: „Was ersetzt uns den Krieg?" — „Wir und das Ausland" — „Sieg und Niederlage"; auch die Gobineau und Chamberlain gewidmeten Worte verdienen warme Beherzigung. Als unsre Gegner faßt Wolzogen nicht ausschließlich die Erscheinung der Feinde, sondern im Sinn des echten Denkens auch seelische Erscheinungen in uns selber. Dies gibt ihm anderseits die Freiheit, gelegentlich Paris mit Berlin in einem für uns nicht schmeichelhaften Punkte zu vergleichen (S. 11/12). Denen, die sich wundern, weil der Krieg noch nicht seine volle erzieherische Kraft geweckt hat, gibt der Verfasser zu verstehen, daß die Zustände vor Kriegsausbruch durch die Zeit der Begeisterung nicht einfach ungeschehen gemacht werden. Mit Beschämung haben wir festzustellen, daß bis in die Tage des Parzifalstreites hinein gegen R. Wagners Werk „ganz das gleiche Uebermaß von Unverständnis, Feindseligkeit, Lüge, Entstellung, Lästerung aller Art" getobt hat, das wir nachher als Deutsche vom Ausland zu kosten bekamen!

Dr. K. Grunsky.

Frontberichte eines Neutralen. Vom schweizerischen Major Tanner. Bd. 2: Polen und Karpathen. Mit vielen Bildern nach Aufnahmen des Verfassers. Berlin, Verlag von August Scherl G. m. b. H. M. 3.—.

Major Tanner verfügt nicht nur über eingehende militärische Fachkenntnisse, sondern besitzt auch einen ungetrübten Blick und die Gabe, das von ihm Geschaute lebendig darzustellen. Als Schweizer verleugnet er niemals seinen schweizerischen Standpunkt und hält auch nie mit seinem freimütigen Urteil zurück. Er verteilt gleichmäßig zwischen den kriegführenden Völkern Licht und Schatten, und wenn er zu anerkennender Beurteilung unsrer und unsrer Verbündeten Kriegführung kommt, so dürfen wir uns darüber aufrichtig freuen und mit Genugtuung feststellen, daß es im neutralen Auslande auch Männer gibt, die uns trotz aller Anfeindungen und Verleumdungen Recht und Gerechtigkeit zuteil werden lassen. Der Verfasser schildert die schweren Kämpfe in Polen und den Karpathen. Aus jeder Zeile spricht das Selbsterlebte. Wir lernen Heerführer und schlichte Soldaten kennen, sehen mit den Augen des Ausländers unsrer und unsrer Verbündeten Organisation, sind mit ihm im Getümmel der Schlacht und teilen mit ihm seine Strapazen. Es sind Gemälde von packender Kraft, die uns Tanner vorführt, und die Wirkung, die sie hinterlassen, ist um so tiefgehender, als aus jeder Zeile die Wahrheitsliebe des Verfassers spricht.

Die Mordinsel. Von Ferd. v. Wahlberg. Wien-Leipzig, W. Braumüller. 195 S. Kr. 3.60 (M. 3.—).

Die deutschen Ansiedelungen an der Wolga, zu denen uns der Verfasser schon wiederholt geführt hat, bilden auch den Hauptschauplatz dieser Erzählung. Wieder fesselt er uns durch die volks- und kulturgeschichtliche Seite der Darstellung. Auch die Kraft der Erfindung und manch wohlgelungener Abschnitt der Geschichte verdienen anerkannt zu werden. Aber im ganzen scheint mir doch der Inhalt, der dem Rahmen eingespannt ist, zu vielgestaltig und buntscheckig zu sein. Der Ver-

Digitized by Google

fasser weiß starke innere und äußere Kämpfe zu ersinnen, aber er holt zur Durchführung zuviel Stoff heran, der die Anteilnahme ablenkt, weil er im Innern nicht genug mit dem Kern verbunden ist. H. Brömse.

Shakespeares Werke. Uebersetzt von Schlegel und Tieck. Herausgegeben von Professor Dr. Wolfgang Keller. Fünfzehn Teile in fünf Bänden. Berlin, Verlag von Richard Bong. Gebunden M. 11.50.

Zum dreihundertsten Todestage Shakespeares, mitten in dem gewaltigsten Kriege, der je über die Erde tobte, erscheint diese neue vollständige Shakespeare-Ausgabe, ein Zeichen echt deutschen Gelehrtengeistes und deutscher Kultur! Es gibt freilich schon eine sehr große Anzahl Shakespeare-Ausgaben, aber die vorliegende hat Vorzüge, die ihr einen besonderen Platz innerhalb der Legion der andern anweisen: Sie ist trotz aller Volkstümlichkeit streng wissenschaftlich und kritisch ernst. Keller hat sich mit gutem Recht an die Schlegel-Tiecksche Uebersetzung gehalten und mit Geschick da verbessert und ergänzt, wo offenbar Irrtümer vorliegen. In dieser Form lebt nun einmal Shakespeares Geist unter uns, und darum soll man an ihr, die ja hohe dichterische Qualitäten besitzt, nicht rütteln. Sehr dankenswert ist es, daß der Herausgeber der neuen Ausgabe die beiden Epen „Venus und Adonis" und „Lukrezia" sowie die Sonette beigegeben hat. Die Sonette sind wohl das persönlichste, was uns der Dichter hinterlassen hat, sie geben uns erst den ganzen Dichter, die Persönlichkeit, den Menschen. Die Ausstattung der neuen Ausgabe ist musterhaft und der Preis äußerst niedrig.

Sturmgeboren. Von Friedrich Ulmer. Gedichte aus dem Krieg. 5. Auflage. München, Paul Müller. Geb. M. 1.20.

Ulmers Gedichte gehören zu den besten der Kriegsliteratur. Sie sind von glühender Vaterlandsliebe und hoher Begeisterung erfüllt. Alle Freude und alles Leid des Kriegs kommt darin zum Ausdruck. Mit gleichhoher Kunst weiß der Verfasser beides darzustellen. Den Wert der Sammlung beweist auch die große Zahl der Auflagen, die sie in kurzer Zeit erlebte. E. M.

Rund um den Kreuzturm. Roman aus den Dresdener Maitagen von 1849. Von Gustav Hildebrand. Mit Federzeichnungen von Josef Windisch. Leipzig, Schulze & Co. 306 S. M. 3.—.

Der Dresdener Aufstand von 1849 bildet den Hauptgegenstand, die gut gelungene Schilderung der Barrikadenkämpfe den Höhepunkt des Romans. Als kulturgeschichtliche Darstellung verdient er Aufmerksamkeit, als Dichtung wirkt er etwas ledern. Die Helden der beiden eigentlichen Romanhandlungen sind in ihrem Seelenleben kaum glaubhaft gemacht; einige Nebenpersonen, Vertreter der verschiedenen politischen Parteien, geben besseres Zeugnis von der Gestaltungskraft des Verfassers. Br.

Schiller der Politiker im Licht unserer großen Gegenwart. Von Theodor Birt. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Der Marburger Professor der klassischen Philologie, Th. Birt, behandelt in seiner Schrift Schillers Persönlichkeit und Religiosität, seine Bedeutung als Kriegsdichter und als Historiker und Politiker. Seine Arbeit ruht auf wissenschaftlicher Grundlage — das beweisen die angehängten „Nachweise und Zusätze" —, aber doch merkt man da und dort, daß er kein Literarhistoriker von Fach ist. Sein Irrtum in der nicht unwichtigen Abfassungszeit des Gedichts „Deutsche Größe" (S. 51 f.) mag besonders erwähnt sein. Aber dennoch erkennen wir gerne an, daß die Schrift mit großer Lust und Liebe verfaßt ist. Birt weiß recht angenehm darzustellen, und so wird sein Werk in weiteren Kreisen dankbare Leser finden.

Dr. Ernst Müller.

„Aus heiligen Quellen". Ein Büchlein von Krieg und Sieg. München, Verlag von F. Bruckmann A.-G. 50 Pf.

Das von Professor Bertholet in Göttingen zusammengestellte Büchlein stellt einen Versuch dar, die wuchtigen, in dieser Zeit doppelt eindringlichen Worte der Heiligen Schrift über Krieg und Sieg zu einem Gesamteindruck zu vereinigen. Die Auswahl führt den Leser durch alle Stimmungen des kriegerischen Erlebens hin zu dem festen Vertrauen in den Sieg und der Zuversicht auf den kommenden Frieden. Ein Buch, das nicht nur den Kämpfern draußen, sondern auch den Beladenen daheim den Mut stärken wird.

Hat Christus gelebt und lebt er noch heute? Von Dr. Hermann Türck. (71 S.) Schwerin, Spiller. M. 1.50.

Der Verfasser des bekannten Buches „Der geniale Mensch" hat in den Tagen, wo Kalthoff und Drews das geschichtliche Dasein Jesu bestritten haben, sich auch die Frage vorgelegt, ob das, was Jesu in den Quellen zugeschrieben wird, vom damaligen Volksgeiste erfunden und dann einer erdichteten Person zugeschrieben worden sein kann. Die Antwort, die sich ihm aufgedrängt hat, lautet: Nein, denn das Wesentliche an den Prinzipien

Digitized by Google

des Christentums überragt das gewöhnliche Menschenniveau. „Das war die ungeheure schöpferische Tat Jesu Christi, daß er den Goldschatz des sittlich genialsten Volkes der Erde von allem niedrig Menschlichen und beschränkt Kultischen reinigte und so zum Gemeingut für die Menschheit machte“ (S. 11). Das und noch andres in Türcks Buch ist richtig. Ed. König.

Spione. Von Ferdinand Künzelmann. Berlin, R. Markiewicz. 154 S. M. 1.—, M. 1.50 (2.50).

Die Formung des Motivs: Ueberlistung eines Listigen wird an mannigfachen Stoffen im ganzen geschickt versucht. Die Ereignisse zeigen Erfindungsgabe und bieten hinlängliche Spannung, der Vortrag ist gefällig und lebhaft. Zu einer Vertiefung ins Seelische und damit ins Künstlerische werden freilich nur schwache Anläufe gemacht. Den etwas gewaltsamen und äußerlichen Entlarvungsgeschichten folgen ein paar Skizzen von feinerem Gefüge. H. Brömse.

Kriegsbilder-Tagebuch des Malers Ernst Vollbehr. Mit 36 mehrfarbigen und 36 einfarbigen Tafeln nach Originalskizzen und vielen Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers. München, Verlag von Fr. Bruckmann A.-G. Gebunden M. 12.—.

Ein eigenartiges Buch, das einen tiefen Eindruck auf den Beschauer macht. Selbstverständlich steht das Malerische im Vordergrund: malerische Ruinen und Landschaftsbilder, Stimmungsbilder, Lagerplätze, Höhlen, Lazarette usw. Alles keck erfaßt und mit sicherem Pinsel hingeworfen. Und malerisch erfaßt sind auch die prächtigen photographischen Aufnahmen, die das Leben und Treiben an der Front treffend charakterisieren und manchen interessanten Naturausschnitt bringen. Hinter dem reichen Illustrationsmaterial steht der begleitende Text keineswegs zurück. Vollbehr führt mit gleicher Meisterschaft wie Pinsel und Stift auch die Feder, seine kleinen Skizzen sind sehr frisch geschrieben und geben in liebenswürdiger, schlichter Weise nur Selbsterlebtes wieder. Das Werk ist ein echtes Künstlerbuch vom Kriege und verdient unter den vielen Kriegsbüchern einen besonderen Platz.

Geschichte und Herkunft der alten Franken. Von Dr. Joh. Schmaus, kgl. Professor am Alten Gymnasium in Bamberg. Mit 15 Bildern im Text und auf Tafeln und einer Karte. Bamberg, C. C. Buchner. 193 S. Geb. M. 4.—.

Der Verfasser vertritt in gründlicher, wenn auch nicht ganz überzeugender Darlegung die Ansicht, daß die Franken von den Chauken herstammen. Sein Werk ist aber über diesen Nachweis hinaus zu einer umfassenden Geschichte der alten Franken bis zur Zeit Chlodowechs angewachsen und bietet außerdem als Einleitung einen Ueberblick über die älteste Geschichte der nordwestgermanischen Stämme. Auch wer jene Annahme ablehnt, wird doch das Buch im ganzen willkommen heißen. Es faßt die Ergebnisse der Forschung geschickt zusammen und läßt überall selbständiges Urteil erkennen. Die Form der Darstellung ist allgemeinverständlich, zum Teil vielleicht etwas breit geraten. Vaterländische Gesinnung vereinigt sich mit wissenschaftlichem Geist. Br.

Gottfried Kinkel im Kreise seiner Kölner Jugendfreunde. Von Dr. Karl Enders. (Studien zur rheinischen Geschichte, Heft 9.) Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag. M. 2.40.

Literarhistoriker erhalten in diesem Buche einen förderlichen Zuwachs zu ihrer Wissenschaft: einen Abdruck des ersten handschriftlichen Gedichtbuches Kinkels aus dem Jahre 1839. Um diesen Schatz, den er besitzt, und den er uns hier zugänglich macht, hat Enders eine weitergreifende und sehr gründliche Untersuchung geschlungen, die für die Kinkelforschung hohe Bedeutung hat, über sie hinaus aber immerhin auch allgemeineres Interesse bietet. Dr. Hans Zimmer.

Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Herausgegeben von J. W. Nagl und J. Zeidler. Wien, C. Fromme. 35. bis 40. Lieferung. Je Kr. 1.20 (M. 1.—).

Mit den vorliegenden Heften ist der zweiten Bandes erste Abteilung (von 1750 bis 1848) abgeschlossen. Den Hauptinhalt bilden das Schaffen Adalbert Stifters, die kirchliche Romantik sowie das Zeitungswesen und die Literatur im Vormärz. Besonders dankenswert ist, daß das deutsche Schrifttum in den Kronländern — auch in den anderssprachigen — eingehend dargestellt ist. Bei der großen Zahl von Mitarbeitern ist die im ganzen doch erreichte Einheitlichkeit und Uebersichtlichkeit des Werkes anzuerkennen, das eine fast überreiche Fülle des Stoffes bietet und durch wissenschaftlichen Ernst, besonnenes Urteil und gut deutsche Gesinnung ausgezeichnet ist. H. Brömse.

Einfälle und Betrachtungen. Von Matthias Auerbach. Band II. Dresden, Carl Reißner.

Dem ersten Teil seiner „philosophischen und weltlichen Gedanken“ läßt zehn Jahre

Digitized by Google

später der Verfasser diesen zweiten Teil folgen. Das Philosophische im strengen Sinn des Wortes bildet nicht Auerbachs Stärke: was er über Kant (z. B. in den ersten Aphorismen), Schopenhauer, Nietzsche sagt, ist vielfach vor unsrer wissenschaftlichen Einsicht nicht zu rechtfertigen. Man spürt, daß der Verfasser den neueren Forschungen innerhalb der Philosophie nicht gefolgt ist. Dagegen steckt in den „weltlichen Gedanken" ein gut Teil ehrlichen Gefühls, sicherer Beobachtung, ernsten Nachdenkens: obwohl Schopenhauer ersichtlich zum Vorbild gedient hat, tritt die eigne Persönlichkeit überzeugend hervor. D.

Die deutsche Frau im Weltkrieg. Ein- und Ausblicke von Thea v. Harbou. Leipzig, Hesse & Becker. 144 S. M. 1.50 (2.50).

Durch vaterländische Gesinnung, Reichtum an Gedanken und eindrucksvolle Form der Darstellung ausgezeichnet, können diese Aufsätze dazu beitragen, zu klären und aufzurütteln. Bestimmte Einzelvorschläge sind für manche Gebiete noch nötig, aber auch diese wohldurchdachten und zum Teil ergreifenden Ausführungen sind weitgehender Beachtung wert. Br.

Imago. Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften. Heft 1 ff. Wien, Verlag von Hugo Heller & Co.

Die Lehren des Wiener Nervenarztes Freud sind durch seine eignen Schriften, durch zahllose Bücher und Aufsätze seiner Schüler sowie endlich durch kritische Berichte allgemein bekannt geworden. Man weiß, daß die Psychoanalyse in die Tiefen unbewußter Seelentätigkeit einzudringen strebt, und zwar mit Hilfe von Leitgedanken, die aus der ärztlichen Erfahrung stammen, aber eine viel weitere Anwendung erlauben. In dieser Zeitschrift sollen nun Sprache und Sitte, Religion und Recht mit Hilfe der neuen Gesichtspunkte untersucht werden. Sicherlich wird viel Interessantes dabei herauskommen, aber die gewaltsame Einseitigkeit, mit der geistige Gebilde vorher gefaßten Erklärungen unterworfen werden, ist von einer nach Vollständigkeit und Sachlichkeit strebenden Forschung recht weit entfernt. D.

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Heft 79—82. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis des Heftes 50 Pf.

England, Dänemark und Griechenland betitelt sich eine Schrift von Dr. W. Goetze, die als 79. Heft der Sammlung „Der Deutsche Krieg" erschienen ist. Sie hebt aus der Reihe brutaler Gewalttaten, die der englischen Geschichte ihr charakteristisches Gepräge gibt, die Mißhandlung Dänemarks im Jahre 1807 hervor: England, mit dem dieser kleine Staat in vollem Frieden lebte, schoß Kopenhagen in den Grund und konfiszierte die dänische Flotte — um zu verhindern, daß Dänemark (woran es gar nicht dachte) sich Napoleon anschlösse. Sehr wirkungsvoll ist die Parallele zwischen dem, was die Engländer 1807 gegen Dänemark begingen, und dem, was die Entente sich heute gegen Griechenland erlaubt. — Bei der Schrift „Wirtschaftliches Durchhalten" von H. Oswalt (80. Heft der Sammlung) handelt es sich nicht um eine der vielen, allzuvielen Mahnungen zum Durchhalten, die das Selbstverständliche hinter salbungsvoller Rhetorik verstecken, sondern um eine rein sachliche, überaus klare Darlegung der wichtigsten nationalökonomischen Fragen, die zu dem uns zur Pflicht gemachten wirtschaftlichen Durchhalten in Beziehung stehen und die der Verfasser auf der Grundlage der einfachen, großen volkswirtschaftlichen Hauptbegriffe mit nicht gewöhnlicher Begabung für gemeinverständliche, leicht faßbare Darstellung dem Leser nahe zu bringen weiß. — Einen zusammenfassenden Ueberblick über den ganzen Bereich von Fragen des privaten und öffentlichen Rechts, die mit dem Thema des Unterseebootskrieges verknüpft sind, bietet die Schrift: „Unterseebootskrieg und Völkerrecht" von O. v. Alvensleben (81. und 82. Heft der Sammlung), die auf durchaus sachlichen Grundlagen ihre Betrachtungen und Schlüsse aufbaut und die mit ihrem reichen Material an Belegen aus der gesamten völkerrechtlichen Literatur wie aus amtlichen Dokumenten für den Juristen und Politiker von Beruf eine ebenso nützliche, weil quellenmäßig gesicherte Lektüre sein wird, wie dank ihrer allgemeinverständlichen Darstellung für jeden Gebildeten und politisch Interessierten überhaupt.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Arndt, Paul, Deutschland und der Weltmarkt. Leipzig, B. G. Teubner. Geh. 40 Pf.

Arnolds Kriegsflugblätter der Liller Kriegszeitung. Verlag der „Liller Kriegszeitung". Geb. M. 5.—.

Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 547: R. F. Kaindl, Polen. Bd. 561: Kulturgeschichte des Krieges. Leipzig, B. G. Teubner, à Band geb. M. 1.25.

Bahr, Richard, Clemens v. Delbrück. Berlin, Hermann Kalkoff. 75 Pf.

Cohen, Hermann, Deutschtum und Judentum. Gießen, Alfred Töpelmann. Geheftet M. 1.80.

Das lustige Büchel der Liller Kriegszeitung. Verlag der „Liller Kriegszeitung".

Engelbrecht, Deutschlands religiöse Zukunft. (Mühlmanns theologische Taschenbücher Nr. 6.) Halle, Richard Mühlmann, Verlagsbuchhandlung. M. 1.—.

Everling, Dr. Friedrich, Vom Fahneneid. Berlin, Georg Bath. Geh. M. 1.50.

Fiebig, Paul, Das Judentum von Jesus bis zur Gegenwart. (Religionsgeschichtliche Volksbücher, 2. Reihe, 21./22. Heft. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.80.

Friedrich, Paul, Paul de Lagarde und das Deutschland von morgen. Weimar, Wolf von Kornatzki (Weckruf-Verlag). M. 1.—.

Goebel, Prof. Dr. Julius, Jahrbuch der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois. German American Historical Society of Illinois.

Hamerlings Werke. Auswahl in zehn Teilen. Mit einem Lebensbild und Einleitungen von Michael Maria Rabenlechner. Leipzig, Hesse & Becker. In 8 Leinenbänden M. 6.—.

Kaus, Otto, Dostojewski. München, R. Piper.

Künzelmann, Ferdinand, Die Türken und wir. Berlin-Lichterfelde, Verlag von Edwin Runge. M. 1.—.

Lille in deutscher Hand. Herausgegeben von der „Liller Kriegszeitung". Verlag der „Liller Kriegszeitung".

Liller Kriegszeitung. Auslese vom Pfingstfest bis zur Weihnacht 1915. Verlag der „Liller Kriegszeitung". Geb. M. 4.—.

Liller Kriegszeitung. Sommerlese 1916. Der Auslese dritter Band. „Liller Kriegszeitung". Geb. M. 4.—.

Peter, Richard, Chronium und Anderes. Wiesbaden, Moritz & Münzel.

Peter, Richard, Weltheimat. Wiesbaden. Moritz & Münzel.

Postulart, Wilhelm, Requiem. Weimar, Wolf von Kornatzki (Weckruf-Verlag). M. 1.—.

Rohden, Dr. G. v., Leutnant Gotthold von Rohden. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. M. 1.—.

Rousseau, J. J., Die Rechtsphilosophie. Wien 1916, Alfred Hölder.

Salomon, Felix, Der britische Imperialismus. Leipzig, B. G. Teubner. Geh. M. 8.—, geb. M. 8.80.

Schäfer, Dr. C. A., Die Entwicklung der Bagdadbahnpolitik. Weimar, Gustav Kiepenheuer. M. 2.—.

Schäfer, Prof. Dr. Dietrich, Von deutscher Art. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. I. Bd., geb. M. 10.—.

Schwarz, Gottfried, Ist er es? Selbstverlag des Verfassers. 40 Pf.

Szelagowski, Prof. Adam, Der Kampf um die Ostsee. Berlin, Neue Deutsche Bücherei. Verlagsgesellschaft m. b. H. Geh. M. 8.—.

Tanzmann, Bruno, Als Landwehrmann mit der Brigade Graf von Pfeil. Dresden, Verlag Alexander Köhler. M. 2.50.

Tisza, Graf Stefan, Von Sadowa nach Sedan. Warnsdorf i./B., Verlag Ed. Strache.

Tobolka, Dr. Z. D. v., Das böhmische Volk. Prager Aktiendruckerei. 50 Kr.

Westermann, Charlotte, Briefe der Liebe. Ebenhausen b. München, Wilhelm Langewiesche-Brandt. M. 1.80.

Wygodzinski, Prof. Dr., Die Hausfrau und die Volkswirtschaft. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. M. 1.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Wilson oder Hughes?

Von

John L. Stoddard[1])

Ein Spaßvogel hat gesagt, daß der Hauptunterschied zwischen Wilson und Hughes von einem Barbier innerhalb zehn Minuten aufgehoben werden kann! Wie dem auch sei, jedenfalls sind die Deutschen der festen Ueberzeugung, daß beide Wahlbewerber ungefähr dieselben Gefühle ihnen gegenüber hegen; daher das ziemlich matte Interesse, das jene der nächsten Präsidentenwahl entgegenbringen. Auf die Wahl von Wilson oder Hughes beschränkt, hoffen sie nichtsdestoweniger auf den letzteren, weil sie meinen, daß niemand schlechter als Wilson sein könne, und jeder andre besser als er sein müsse. Aber daß überhaupt etwas ausgesprochen Günstiges für die Zentralmächte aus dem Amerika mit seiner heutigen Stimmung kommen könne, das erwarten wohl nur wenige Deutsche. Wenn erst ein Schiff in ein bestimmtes Fahrwasser hineingesteuert ist, ist es fast gleichgültig, wer auf der Kommandobrücke steht. Eine Wahl muß jedoch getroffen werden; und in dieser Wahl ist das amerikanische Volk auf diese zwei Männer angewiesen — Mr. Woodrow Wilson und Mr. Charles E. Hughes.

Einen von ihnen kennen wir nur zu gut, den andern zu wenig. Mr. Hughes ist bei allem keine Null. Ein Jurist von hoher Tüchtigkeit, hat er mit der Einführung verschiedener Reformen glänzende Erfolge gezeitigt, war einige Jahre lang ein gerechter Statthalter des Staates Neuyork und ist jüngst dem obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten als Stellvertreter beigegeben worden. Darum kann man hoffen, daß, wenn er gewählt wird, seine Verwaltung sich durch eine nach allen Seiten gleiche Gerechtigkeit, wirkliche Neutralität und eine männliche Aufrechterhaltung der amerikanischen Rechte kennzeichnen wird, im Gegensatz zu der von Mr. Wilson befolgten schmachvollen Kriecherei vor Großbritannien. Was Mr. Hughes betrifft, so gibt es zwei Punkte der Besorgnis für die Freunde

[1]) Anmerkung der Redaktion. Wir freuen uns, unsern Lesern einen neuen, in Anbetracht der bevorstehenden amerikanischen Präsidentenwahl besonders zeitgemäßen Beitrag unseres geschätzten Mitarbeiters vorlegen zu können, und betonen dabei nochmals, daß Herr Stoddard kein „Bindestrich-Amerikaner" und seine Auffassung der Persönlichkeiten und Dinge unbezweifelbar „gut amerikanisch" ist.

Copyright 1916 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Deutschlands: erstens sein fortgesetztes Sichausschweigen über den europäischen Krieg. Es mag vielleicht politisch klug sein, dieses Sichnichtmitteilen, aber sicherlich würde er uns durch mehr Furchtlosigkeit und Mitteilsamkeit mehr Vertrauen einflößen. Zweitens die Tatsache, daß zu seinen Hauptstützen die verdächtigen Gestalten eines Roosevelt, Lodge, Root u. a. gehören, die als englandfreundlich und deutschfeindlich bekannt sind. Was Mr. Wilson angeht, so haben wir die Früchte seiner vierjährigen Präsidentschaft vor Augen, um ihn als Menschen und auch als Staatsleiter abzuschätzen. Wie wenig — materielle Wohlfahrt abgerechnet — hat Amerika durch seine Regierung gewonnen und wie viel verloren! Es ist eine traurige Tatsache, daß heute Amerika auf keiner der beiden Halbkugeln mehr Freunde hat. Aus hier nicht zu erörternden Gründen mißtraut man ihm und haßt es — von Patagonien an bis zum Rio Grande — mit einer Schärfe, die ihren Höhepunkt in Mexiko erreicht.

An ihrer Nordgrenze werden die Vereinigten Staaten von Kanada, das noch nie so englandergeben wie heute war, verachtet und (was bedeutsamer ist) nicht mehr gefürchtet. Was Japan in seinem Rachekessel für Amerikas Ausschlußgesetz und im Hinblick auf den zukünftigen Kampf um die Oberherrschaft über den Stillen Ozean braut, wird täglich gefahrdrohender. Auch die neutralen europäischen Völker nähren Groll gegen Amerika, da dieses allein reich und mächtig genug war, um sich an ihre Spitze zu stellen und gleich beim Ausbruch des Krieges sich die Achtung ihrer gemeinsamen Rechte und Vorteile von dem großen Vergewaltiger der Meere zu erzwingen, der die meisten von ihnen jetzt knebelt und sie alle frech behandelt. Hätte Amerika das getan (und hätte Mr. Wilson sich dafür erklärt, so hätte man es durchsetzen können), würde es heute von den Neutralen bewundert werden. Am schlimmsten ist jedoch, wie Amerika sich zu den Mittelmächten gestellt hat, hauptsächlich zu Deutschland und Oesterreich-Ungarn, die um ihr Leben so tapfer in dem eisernen Ringe kämpfen, den Millionen Amerikaner zu schmieden geholfen haben. Fragt die deutschen Soldaten, deren von amerikanischen Schrapnells zerrissene Kameraden in den Schützengräben umherliegen, was sie von Amerika halten!

Stellt den Ehefrauen und Müttern der germanischen Länder dieselbe Frage und hört, was ihre Meinung über „Dollarika" ist, dessen unerschöpfliche Zuführung von Munition so furchtbar die unaufhörlich wachsende Liste der Witwen und Waisen verlängert und den Tod von Hunderttausenden tapferer junger Helden des Vaterlands verursacht hat! Leider hat Amerika mit blutbefleckten Händen den Samen einer entsetzlichen Haßernte gesät, und wenn es einen Mann gibt, der mehr als andre dafür verantwortlich ist, so ist dieser Mann Woodrow Wilson. Allerdings ist er nicht voll verantwortlich; denn jedes Volk hat einen gewissen Anteil an der Schuld einer schlechten Regierung. Viele Faktoren haben zu der moralischen Entgleisung Amerikas beigetragen. Nichtsdestoweniger ist der Präsident als das erwählte Haupt des Volkes sicherlich der Mann, dem die Geschichte unerbittlich das größte Maß der Schuld zumessen

Digitized by Google

wird. Ein Volk mit rechter Denkweise und genügender Willensstärke hätte zwar schon längst diesem Scheinmenschenfreunde und unechten Neutralen Trotz bieten und ihn entweder unter Anklage stellen oder zu einer andern Handlungsweise zwingen müssen. Aber so wie Amerika heute beherrscht wird, fehlen ihm gerade diese moralischen Güter. Die Annahme, daß die amerikanische Republik eine biegsame Volksherrschaft sei, ist durchaus irrig. Zwar wählt das Volk alle vier Jahre einen der Kandidaten, welche ihm von den Partei- und Finanzhäuptern gegeben werden, so daß bis zu einem gewissen Grade der Wille der Stimmenmehrheit zum Ausdruck kommt. Aber während der vierjährigen Amtszeit besitzt ein amerikanischer Präsident eine so ungeheure Macht, daß die Minorität tatsächlich ihm gegenüber machtlos ist. An dem Falle von Mr. Wilson haben wir gesehen, wie nutzlos die Bittschriften von Millionen amerikanischer Bürger und sogar die Forderungen großer Volksversammlungen gewesen sind. Gelegentlich sehen sich einige Kongreßmitglieder veranlaßt, die Regierung anzugreifen, aber die Macht des Präsidenten ist gewöhnlich nicht zu erschüttern, und sein Einfluß infolge der ihm zur Verfügung stehenden Amtsanstellungen nicht zu besiegen. So wurde eine Bittschrift zur Verhinderung der Ausfuhr der „Dinge, die töten", die von über einer Million Amerikanern unterzeichnet war und eine nachgewiesene Länge von $15^1/_2$ Meilen besaß, ruhig von Mr. Wilson unbeachtet gelassen, und diese verächtliche Behandlung der Wünsche so vieler Bürger wurde offenbar von den enttäuschten und gekränkten Unterzeichnern als eine Schickung Gottes aufgenommen! In Wahrheit ist ein von Wall Street und den Finanzverbänden gestützter und beaufsichtigter Präsident außerhalb der kleinen, ihn beherrschenden Gruppe beinahe unumschränkter Herrscher.

Mr. Wilson gründet seine Hoffnung auf Wiederwahl hauptsächlich auf das angebliche Verdienst, daß „er das Land vor dem Krieg bewahrt hat". Wenn er damit meint, daß er nicht den Krieg wirklich erklärt hat, verdient er keine Anerkennung dafür, denn Kriegserklärung ist gerade eines der wenigen Dinge, zu denen ein Präsident nicht die Macht hat. Diese Verantwortung muß der Kongreß auf sich nehmen. Jedoch kann der Präsident durch die „Notes" des Auswärtigen Amtes und andre Mittel einen Krieg fast unvermeidlich machen, und dieses hat Mr. Wilson verschiedentliche Male getan. Also hat nicht er das Land vor Krieg bewahrt, sondern vielmehr Deutschland und Oesterreich-Ungarn taten es dadurch, daß sie trotz seinen unhöflichen diplomatischen Mitteilungen und seinen aufreizenden Einmischungen es vorzogen, lieber Zugeständnisse zu machen, als die Zahl ihrer Feinde zu vergrößern, besonders da es sich um einen Feind von so riesigen Finanzmitteln handelte wie Amerika. Die letzte, schmachvolle mexikanische Angelegenheit verdankt man gänzlich Mr. Wilsons Eigensinn und Torheit; und daß die Ermordung amerikanischer Bürger durch den Banditen Villa nicht zu Ernsterem führte als der jüngsten, lächerlichen Strafexpedition, ist nicht der diplomatischen Geschicklichkeit Wilsons, sondern teilweise fremdem Einflusse zuzuschreiben, teilweise einem beklagenswerten Mangel der Bereitschaft des amerikanischen Heeres.

Digitized by Google

Die Liste der Mißgriffe und politischen Verbrechen im Schuldbuche Mr. Wilsons als Präsident ist freilich lang. Es ist unmöglich, sie hier alle aufzuzählen, aber einige sollen daraus hervorgehoben werden.

1. In offenkundiger Verletzung seiner ursprünglichen Erklärung und seines oft wiederholten Ausspruches, daß er eine strenge Neutralität gewahrt habe, hat er keinen Einspruch gegen die Umwandlung hunderter Industriestätten der Vereinigten Staaten in ungeheure Fabriken für Kriegswerkzeuge erhoben und nicht die geringste Anstrengung gemacht, um die Verschiffung dieser riesigen Mengen Kriegsmaterial für ausschließlich die eine Seite der Kriegführenden zu verhindern oder einzuschränken.

2. Er hat den Vierverbandsmächten freien, unzensierten Gebrauch der Kabel zwischen Amerika und der Alten Welt zugestanden, während er die Gestattung der Wiederherstellung der direkten Kabelverbindung Deutschlands mit den Vereinigten Staaten ablehnte. Als England das deutsch-amerikanische Kabel durchschnitt, fügte es dem amerikanischen Volke ein schweres Unrecht zu, indem es dieses von da an dazu verurteilte, seine Nachrichten von der britischen Zensur geschwächt oder entstellt zu beziehen. Welche Wirkung das Jahre hindurch schon gehabt hat, ersieht man aus der schändlichen Fälschung der Kriegsberichte und der Verstümmelung oder gänzlichen Unterdrückung der Depeschen der amerikanischen Kriegsberichterstatter an ihre Zeitungen. Die deutsche Regierung bot an, die Kosten der Wiederherstellung des zerstörten Kabels allein zu tragen und von Präsident Wilson zu erwählende Zensoren am amerikanischen Endpunkte desselben, die alle Nachrichten durchsehen sollten, zuzulassen; aber nach Empfang dieses Anerbietens unterbreitete Wilson dasselbe dem britischen Gesandten, der natürlich erklärte, daß es nicht annehmbar sei, und — ebenso natürlich — stimmte Wilson ihm bei.

3. Er hat immer wieder die ungeheuren Geldanleihen der Verbündeten bei Amerika, ohne nur ein Wort dagegen einzuwenden, gestattet, obgleich er bei Ausbruch des Krieges erklärte, daß Anleihen für die Kriegführenden gegen die Neutralität verstoßen.

4. Während er tausende Tonnen Kriegsmaterial von Amerika nach England, Frankreich und Rußland verschiffen ließ, hat er nicht auf dem Rechte Amerikas fest bestanden, Nahrungsmittel den kriegführenden Ländern senden zu können — ein Recht, das vormals sowohl von unserm großen Staatssekretär John Hay als auch von Sir Robert Finley anerkannt wurde. Die Worte dieser Männer lauteten: „Artikel wie Kohle, Baumwolle und Vorräte sind nicht der Aufbringung oder Beschlagnahme unterworfen, außer wenn es offensichtlich bewiesen ist, daß sie für das Militär oder die Marine eines der Kriegführenden bestimmt sind." — „Es ist behördlich festgesetzt worden, daß Nahrungsmittel nur in dem einen Falle, daß sie für Militär oder die Flotte bestimmt sind, Bannware sind." Wenn also England in seinem Bestreben, die Frauen und Kinder Deutschlands auszuhungern, sich weigert, Amerika zu gestatten, Lebensmittel nicht nur Kriegführenden, sondern auch neutralen Völkern zu schicken,

Digitized by Google

und Herr Wilson sich hasenherzig diesem Verbote unterwirft, macht er sich einer feigen und unamerikanischen Handlungsweise schuldig und zieht sein Land als Helfershelfer in das Verbrechen hinein.

Wenn es noch eines andern Beweises für Herrn Wilsons grobe Parteilichkeit — angesichts seiner Proteste — bedürfen sollte, so findet man ihn in der folgenden Aeußerung des ehemaligen Vizestaatsanwaltes der Vereinigten Staaten, Mr. James A. Beck, die er bei einem vom Pilgerklub im Savoy-Hotel in London gegebenen Gabelfrühstück machte. In einem Ausbruche gastlicher Vertrauensseligkeit sagte er da: „Obgleich die amerikanische Regierung mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung amtlich sich für eine neutrale Politik erklärte, erlaubte sie ihrem Volke, von dieser Politik keine Notiz zu nehmen und den Vierverbandsmächten in jeder Weise zu helfen. Ueber 4000 Amerikaner kämpfen unter britischer Flagge und andre 10000 dienen unter der französischen Nationalfahne, während hunderte Studierender in den Feldlazaretten helfen."

Ein noch augenfälligerer Beweis für Herrn Wilsons Verspottung der Neutralität findet sich in einer Nummer des „New York Times Magazine" vom 28. Mai 1916. Darin erscheinen die kühnen Ueberschriften: „Erste amerikanische Legion nach Flandern abgegangen! William H. Taft, Justice Holmes und verschiedene andere Kongreßmitglieder billigen die Anwerbung unsrer Bürger in Kanada!" Unter dieser Ueberschrift folgt eine lange Beschreibung dieser „amerikanischen Legion — der überseeischen Organisation der Bürger der Vereinigten Staaten, welche in Flandern kämpfen wollen, als einer selbständigen Einheit". Schon dieses ist gerade verblüffend genug; aber es folgen noch mehr Ueberraschungen. „Die Aushebestation für zwei Bataillone der Legion ist Toronto, wo sich die Vertreter von 45 Staaten und Territorien der Vereinigten Staaten versammelt und, ohne das amerikanische Bürgerrecht aufzugeben, folgenden Eid — jeder einzeln — geleistet haben: „Ich will Seiner Majestät, dem König Georg V., treu sein, ihm treue Untertanenpflicht geloben, pflichtgetreu und in Rechtschaffenheit Seine Majestät, seine Krone, Persönlichkeit und Würde gegen alle Feinde verteidigen, und alle Befehle Seiner Majestät, aller Generale und mir vorgesetzten Offiziere beobachten und befolgen!" Wie das nun amerikanische Bürger, ohne auf ihr amerikanisches Bürgerrecht zu verzichten, fertig bekommen können, scheint jenen etwas rätselhaft, die das Wesen Wilsonscher Neutralität nicht verstehen. Interessant ist auch dieses zu lesen, „daß im Speisesaal der Legion, welcher übrigens mit den Fahnen der Vereinigten Staaten sowohl wie mit den britischen geschmückt ist, die amerikanischen Offiziere sich erheben und auf „den König" anstoßen"! Wenigstens wird vorsichtigerweise mitgeteilt, daß sie diesen Toast „in kaltem Wasser" trinken. Hoffentlich stehen sie nicht darin! Das militärische Abzeichen jener für König Georg kämpfenden Amerikaner, dessen Agenten gleichzeitig unsre Postsäcke berauben und amerikanische Kaufleute auf die „Schwarze Liste" setzen, ist „das Wappen George Washingtons auf dem kanadischen Mispelblatt"! Kann Fanatismus weiter gehen als

Digitized by Google

dieser Schimpf, den man dem Manne zufügt, der Amerika von dem britischen Joche befreite? Auf einer Seite dieser Times-Nummer ist ein von einem Mitgliede des Rekrutierungsvereins gezeichnetes Bild. Es stellt Onkel Sam mit einer Muskete bewaffnet und die amerikanische Legion mit den Worten antreibend vor: „Kommt, Jungens, jetzt wollen wir mal in dem Kriege mitmachen!" Rührend, nicht? Illustration und Worte nehmen sich nichts an Gemeinheit. Ich will nur hinzufügen, daß mehrere Spalten dieses Magazins mit der Lebensgeschichte der Amerikaner ausgefüllt sind, die so den Eid geleistet haben, König Georg zu dienen und nach Flandern gegangen sind, um gegen Deutschlands Söhne zu kämpfen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Herrn Wilsons Verwaltung schon längst sich dieses gröbsten Neutralitätsbruches bewußt ist; aber sie hat nichts getan, um ihn zu unterbinden. Darum braucht nichts mehr hinzugefügt zu werden, um diese ärgste Unaufrichtigkeit von Herrn Wilsons Neutralitätserklärungen zu beweisen.

Herr Wilson hat bis zum Ueberdruß von „Humanität" gesprochen, hat aber nichts getan, Großbritanniens Aushungerungsplane der Nichtkämpfer in Deutschland Einhalt zu tun, obgleich er wußte, daß das Einstellen dieser Taktik dem Unterseebootkrieg gegen Handelsschiffe ein Ende machen würde. Das Recht Amerikas, verkümmernden Kindern Milch zu schicken, hat er nicht aufrechterhalten. Ein ganzes Jahr lang hat er in Brooklyn nutzlos große Mengen Medizin und Vorräte liegen lassen, während Tausende aus Mangel daran litten, obgleich diese Unterstützungen mit amerikanischem Gelde bezahlt worden waren und deutschen Hospitälern überwiesen werden sollten, nicht nur dem Völkerrecht gemäß, sondern aus Pflicht der Humanität und christlicher Gesinnung. Er protestierte nicht einmal als Judge Nippert von Ohio auf seiner Reise nach Polen, welcher hoffte, Säuglinge und vor Milchmangel — dank der englischen Politik — den Hungertod sterbende Kinder zu retten, gezwungen wurde, einem britischen Beamten einen Wechsel von 80000 Dollars auszuhändigen, den amerikanische Bürger für Judge Nipperts wohltätigen Zweck ausgestellt hatten! Als die „Baralong" die amerikanische Flagge benutzte, um sich einem deutschen Unterseeboot zu nahen und seine unbewaffnete, hilflos mit den Wellen kämpfende Mannschaft zu ermorden, protestierte da Wilson gegen den Mißbrauch des Streifen- und Sternenbanners? Nein! Er stimmte ein in den Vierverbandschor über „Gewalttätigkeiten" in Belgien, wo Deutschland zu strengen Maßnahmen gegen fanatische Freischärler schreiten mußte, aber er hat nichts gesagt gegen die russischen Greuel in Ostpreußen, von denen Judge Nippert nach persönlicher Besichtigung sagt: „Es ist schwer, das sinnlose und brutale Verfahren der Kosaken in Ostpreußen zu beschreiben. Ohne jeden Zweck verschleppten sie Tausende von Frauen, alten Männern und Kindern nach Rußland und überließen sie dort ihrem Schicksal. Die oft geschilderten Verwüstungen in Belgien sind nichts gegen das, was die Russen in Ostpreußen verübten, besonders wenn man berücksichtigt, daß in Belgien im Gegensatz zu Ostpreußen die Freischärler Sühnemaßregeln herausforderten. Ich hatte besondere Gelegenheit, Belgien mit Ostpreußen zu ver-

Digitized by Google

gleichen und kann sagen, daß, beide nebeneinander gestellt, Belgien ein kleines Paradies ist." Obwohl Wilson, unser großer Humanitätsprediger, ganz genau weiß, wie das halbbarbarische Rußland in der Vergangenheit seine politischen Gefangenen und jüdischen Untertanen behandelt hat und noch behandelt, hat er nicht mit einer Silbe Einspruch erhoben zugunsten der armen Unglücklichen, welche England auf Wunsch der russischen Regierung zu Schiffe hundertweise in die Greuel zurückschickte, die sie in dem Lande zu erwarten hatten, aus dem sie geflohen waren. Im Gegenteil hat er wiederholt seiner Seelenverwandtschaft mit den Verbündeten Ausdruck verliehen und Rußlands furchtbare Anstrengungen gebilligt, die Deutschen, Oesterreicher und Ungarn niederzuwerfen und zu zermalmen, die so lange einen Menschendamm gegen das Eindringen des despotischen Slawismus in die westliche Welt gebildet haben. Amerikanische Geschütze und Schrapnells haben mitgeholfen, den Damm niederzureißen und diese Opfer einem elenden Schicksale verfallen zu lassen.

Auch wäre es ein Akt nicht nur der Humanität, sondern gesunder politischer Klugheit gewesen, wenn der Präsident eines Volkes, welches eine farbige Bevölkerung von zehn Millionen Negern und ebensovielen Filipinos zählt, seine Stimme zum Einspruch erhoben hätte gegen das unverzeihliche Verbrechen an der westlichen Kultur, das England und Frankreich dadurch begingen, daß sie auf die europäischen Schlachtfelder Horden der tiefstehenden Wilden aus allen Weltenden brachten, um ihre eignen weißen Stammesverwandten und christlichen Brüder zu morden. Es wird ein unauslöschlicher, unvergleichlich schwarzer Fleck auf der Ehre dieser Länder bleiben, daß in ihren Reihen gegen die gebildeten, edeldenkenden Söhne Deutschlands Indianer, Mulatten, Maoris, Fidschiinsulaner, Senegalneger und die rohen Eingeborenen von Tahiti, Cochinchina, Madagaskar, Marokko und Gott weiß von welch andern Gegenden gefochten haben. Schon dieser armen Unglücklichen wegen, welche oft von ihrer Heimat grausam fortgeführt und häufig in das feindliche Feuer vorangetrieben werden, um seine erste Zerstörungskraft über sich ergehen zu lassen, hätte man ein menschenfreundliches Wort der Fürsprache von einem Manne erwarten können, der Teilnahme zeigte, als ein mit Munition beladenes Schiff, das auch waghalsige Amerikaner an Bord trug, die dort gar nichts zu suchen hatten, versenkt wurde. Vielleicht wird er noch Gelegenheit zum Eingreifen finden; denn in einer englischen Zeitschrift vom 20. August 1916 schreibt der Kommandant Wedgewood: „Bis hierher haben wir in diesem Kriege verhältnismäßig wenig Gebrauch von unserm schwarzen Menschenmaterial gemacht (!). Die schwarze Bevölkerung in unsern afrikanischen Kolonien beträgt achtzehn Millionen Mann. Wer kann glauben, daß unter den Zulus, Basutos, Gringuas, Matabeles, Yaos, Angonis, Manyamwesis, Naudis, Lumbroas, Kavirondos, Bugandas, Sudanesen, Yorubas, Benins, Hanssas, Aschantis, Malaien, Maoris und Kapjungen keine guten Soldaten zu haben wären? Sind wir zu stolz, um den Helden von Verdun und der Somme Hilfe zu bringen?" Edle Seele!

Herr Wilson beansprucht auch, ein kräftiger Verteidiger der amerikanischen Ehre zu sein. Aber so wie er hat noch kein amerikanischer Präsident sein Land

Digitized by Google

in eine tiefe Unterwürfigkeit gestürzt und es in den Augen der erstaunten Welt mit Schande bedeckt! Während er den Militarismus Deutschlands laut verurteilt, nimmt er demütig das Diktum der Navy League Großbritanniens an, die da sagt: „Das Meer kann nur einen Beherrscher dulden, und dieser Herr muß das weitausgedehnte britische Reich sein, dessen Flotte jeden Seeverkehrsweg beherrschen muß." Unsre Vorfahren weigerten sich, diese Forderung anzuerkennen, und wollten nicht Englands Sklaven sein. Aber Woodrow Wilson macht seine Landsleute auch zu Sklaven jenes Tyrannen, dem ihre weniger zahlreichen Väter vor einem Jahrhundert erfolgreichen Widerstand leisteten. Die amerikanische Post hat z. B. bisher immer für heilig und unantastbar gegolten. Aber Herr Wilson hat es zugelassen, daß die Agenten Großbritanniens hunderttausende amerikanischer Briefe von neutralen Dampfern holten, um sie zu öffnen, zu lesen, sie monatelang zurückzuhalten, ja oft zu vernichten, und hat zwei Jahre lang nicht einen geeigneten Schritt getan, diesem unerhörten Uebelstande abzuhelfen, trotzdem England seine „Noten" frech unbeachtet ließ und die schamlose Arbeit fortsetzt! In Wahrheit nimmt der Uebelstand noch zu; denn Herr Wilson hat Großbritannien gestattet, so oft dem Handel, den Schiffen, den Geschäftsabmachungen und den Postrechten Amerikas Schimpf anzutun, daß natürlich der Bedrücker noch unverschämter und verwegener geworden ist, bis der Höhepunkt dadurch erreicht wurde, daß es die Namen aller amerikanischen Kaufleute, welche in irgendwelcher Geschäftsverbindung mit deutschen Firmen stehen, auf seine „Schwarze Liste" setzte. Zudem hat sich England die Kenntnis solcher Firmen durch Geschäftsgeheimnisse verschafft, die es sich heimlich aus den der amerikanischen Post gestohlenen Briefen erschlichen hat! Endlich haben die unter dieser Schmach leidenden Kaufleute den Kongreß gezwungen, dieses zur Kenntnis zu nehmen, und Gesetzesvorschläge sind angenommen worden, die den Präsidenten ermächtigen, Vergeltungsmaßregeln zu ergreifen, um die Sicherheit der amerikanischen Post zu erzwingen und die amerikanischen Firmen vor britischer Erpressung zu sichern. Aber man beachte wohl, daß der erste Schritt in dieser Angelegenheit nicht von Herrn Wilson selbst ausging. Wenn er überhaupt etwas tut, was sehr zweifelhaft ist, so wird er dazu gezwungen worden sein, und dann besteht für die Amerikaner noch die Frage: Warum tat er das nicht längst?

Es ist auch bemerkenswert, daß der Kongreß den Präsidenten ermächtigt, aber nicht beauftragt, Vergeltungsmaßregeln zu nehmen. Er gibt ihm nicht einmal den Rat dazu. Uebrigens hat der Kongreß ihm diese Ermächtigung vor einiger Zeit gegeben, aber bis jetzt hat Herr Wilson die Gelegenheit nicht benutzt. Wahrscheinlich also ist die ganze Sache nur ein Wahlkniff. Wenn es Herrn Wilson am Herzen läge, warum hat er nicht schon lange einen ordentlichen Postdienst mit Rotterdam und Bergen mittels amerikanischer Torpedoboote eingesetzt? Das wäre aber eine kühne, mannhafte, altamerikanische Handlungsweise gewesen, ganz unabhängig von den Herren Morgan, Schwab und ihren Bundesgenossen, und einen solchen Schritt ist der Präsident unfähig zu tun. Er hat nicht das Zeug dazu.

Digitized by Google

Unglücklicherweise hat Herrn Wilsons Besorgnis um die „amerikanische Ehre" ihn nicht dazu befähigt, die sichere Beförderung von Geldwechseln und Geldanweisungen für die in Europa lebenden Amerikaner zu gewährleisten. Das Auffangen solcher Schecks durch Großbritannien hat Hunderte von Amerikanern in große Verlegenheit, manchmal sogar in wirkliche Not gebracht, die Herrn Wilsons diplomatische Vertreter zu lindern sich in einzelnen Fällen weigerten. Das ist schlimm genug, aber wenn unter den von Großbritannien so beschlagnahmten Wechseln einige *für das edle Unternehmen des Roten-Kreuz-Spitals in München* bestimmt sind (des einzigen amerikanischen in Deutschland befindlichen Hospitals, das nur von amerikanischem Gelde erhalten wird), und wenn von der amerikanischen Behörde kein wirksamer Einspruch gegen diesen *gemeinsten aller Diebstähle* erhoben wird, so muß diese Behörde stark getadelt werden, ebenso wie der Kongreß und die Leute, welche stillschweigend oder untätig ihn zulassen. Das Mittel, diesen schimpflichen Handlungen abzuhelfen, hat Amerika jederzeit in der Hand gehabt, auch lag nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vor, daß die Verbündeten ihnen den Krieg erklärt hätten, wenn sie dieses Mittel in Anwendung brachten. Hätte Amerika einfach einige der von Großbritannien begehrten Handelsartikel zurückgehalten, so würde es sich volle Achtung für seine Rechte und Ehre erzwungen haben. Aber bis heute hat Herr Wilson dieses Mittel anzuwenden abgelehnt. — Wenn die Amerikaner ihrem Gesichtspunkte einen weiteren Horizont für die Weltlage geben möchten, würden sie mit Beschämung erkennen, daß auf der Weltbühne nicht Griechenland heute die kläglichste politische Rolle spielt, sondern die Vereinigten Staaten. Griechenland ist durch Hungersnot und Vergewaltigung zur Bewilligung der Forderungen seiner Bedrücker gezwungen worden, aber *Amerika hat sich aus freiem Willen ihnen unterworfen*. Das eine Volk ist das hilflose, sich auflehnende Opfer des Vergewaltigers, das andre der willfährige Mitschuldige.

Nie sollten die Amerikaner vergessen, daß sie sich mit dieser Nationalschmach unter Herrn Wilsons Präsidentschaft beluden. Daß Amerika in diesem Weltumsturz die große Rolle vorbehalten war, das Vorbild selbstloser Neutralität, der Verfechter der Rechte der Neutralen und der Beschützer der Ideale von Ehre, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit zu sein, wird niemand leugnen; aber daß es diese wertvolle Gelegenheit verwarf, ist auch jedem bekannt, *nicht am wenigsten vielen seiner trauernden Kinder!* Solch einer vorsätzlichen Wahl der bösen statt der besseren Rolle muß naturgemäß die unvermeidliche Strafe folgen. Die Zeit wird, wie gewöhnlich, der große Rächer sein. Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher. Andre Völker werden vielleicht verstümmelt und versengt aus dieser Kriegsfeuerprobe hervorgehen, aber *geläutert durch die Leiden*. Amerika wird hingegen nicht durch Leiden geläutert, denn es hat nicht gelitten, sondern es ist im Gegenteil reich und fett geworden. Es blieb dem Brande fern und trug beständig Zündstoff den Flammen zu und hieß die aus dem furchtbaren Weltbrande ihm zufließenden Goldströme willkommen.

Digitized by Google

Aber in solchem Ueberfluß erzeugt Gold die Krankheit, an der alle der Habgier und dem Luxus ergebenen Völker unrettbar zugrunde gehen.

Die Nemesis der Geschichte ist nichts als die Charakterentartung, die allzu großem Reichtum und den ihn begleitenden Lastern entspringt. Bis zu einem gewissen Grade hat sie schon eingesetzt. Was vielen Amerikanern „der alten Schule" das Herz bricht, wenn sie den gegenwärtigen Zustand ihres Landes anschauen, ist die Tatsache, daß Plutokraten wie Morgan und Schwab und die riesigen Handelsringe und Industrieverbände imstande sind, den Präsidenten um den Finger zu wickeln, das amerikanische Volk zu beherrschen und seine einstigen Ideale zu einem moralisch feigen Brei der Gefühllosigkeit zu zermalmen, in dessen träge Masse eine vergiftete und häufig gemeine Presse zweimal täglich das Gift der Verleumdung und der Entstellung spritzt. Ein gewisser Teil des amerikanischen Volkes scheint sich schon dessen bewußt zu werden.

Einige werfen die alte Frage auf: „Was hilft es dem Menschen, die ganze Welt zu gewinnen, wenn er Schaden nimmt an seiner Seele?" Hier und da erhebt sich eine Stimme: „Haben wir noch Nationalideale? Will jemand ihnen nachstreben? Würde jemand sein Leben für sie lassen? Oder sind wir alle um jeden Preis nur für den Wohlstand, das bequeme Leben und den Reichtum?" Kaum wage ich viele Hoffnung auf dieses Streben nach dem Besseren zu setzen, aber es besteht. Die Amerikaner, die solche Fragen aufwerfen und ihren Landsleuten die Wahrheit sagen, sind die besten Patrioten.

Was die allernächste Zukunft betrifft, scheint es dem Verfasser — außer wenn etwas ganz Unerwartetes einträte — wahrscheinlich, daß Herr Wilson bei den Novemberwahlen eine Niederlage erleiden wird. Ein solcher Erfolg würde gewissermaßen den Charakter der amerikanischen Nation wieder reinwaschen. Als was sich auch Herr Hughes erweisen mag, Amerika würde dann nicht mehr genötigt sein, in der Gestalt einer Wilsonverwaltung den Leichnam einer entehrten Vergangenheit hinter sich her zu schleppen. Es würde unter einem neuen Präsidenten dem Lande die Gelegenheit geboten sein, sich zu edleren Taten als denen zu erheben, welche die Präsidentschaft Wilsons kennzeichnen.

Digitized by Google

Bismarck und Kardorff

Neue Mitteilungen aus dem Nachlaß Wilhelm v. Kardorffs

Von

Friedrich Thimme

II.

Was die freikonservative Partei, innerhalb deren Wilhelm v. Kardorff so rasch zu Ansehen und Einfluß gelangte, im Jahre 1866 ins Leben rief, was ihr alsbald eine große und bleibende Bedeutung verlieh, das war, um es mit einem heute geläufigen Wort zu bezeichnen, auch eine Neuorientierung.

Vor dem Kriege war der innere Konflikt zwischen der preußischen Regierung und der liberalen Majorität des Abgeordnetenhauses, der durch den Kampf um die Heeresreorganisation und die Verfassung heraufgeführt war, bis zum Unerträglichen gediehen. Inmitten des Siegeszuges aber der preußischen Waffen, unter dessen Eindruck die Neuwahlen zum Abgeordnetenhause — sie fanden just am Tage der Schlacht von Königgrätz statt — stark konservativ, richtiger gesagt bismärckisch, ausfielen, wurde sich Bismarck klar, daß es staatsmännisch und im Interesse der deutschen Zukunft notwendig sei, den parlamentarischen Gegnern eine goldene Brücke zu bauen, um den inneren Frieden Preußens herzustellen. Mit seinem weitausschauenden Blick erkannte er, daß die künftige Herstellung der vollen Einheit des Deutschen Reiches nur gelingen könne, wenn dem Auslande „keine Spur von vorhandenen oder bevorstehenden Hemmnissen durch unsre innere Lage, sondern nur die einige nationale Stimmung zur Anschauung gebracht werde".[1])

Von einer solchen Voraussicht war freilich das Gros der konservativen Partei, die den Konflikt an der Seite des Grafen Bismarck durchgefochten hatte, so weit wie möglich entfernt. Sie dachte nur daran, die Gunst der Stunde rücksichtslos für sich auszunutzen und steuerte direkt auf die Fortsetzung des Konflikts hin, um der Hydra der Revolution endlich den Kopf zu zertreten. Als Bismarcks Absichten ruchbar wurden, ging eigens eine Deputation ins Hauptquartier, um König Wilhelm in seinen Bedenken gegen eine Indemnitätsvorlage zu bestärken.

Unter diesen Umständen war es, daß sich von der konservativen Partei eine Anzahl Männer lösten, die mit Bismarck das Gebot der Stunde darin erkannten, vor allem den inneren Frieden wiederherzustellen und die Wunden zu heilen, die der Konflikt dem Lande geschlagen hatte, dann aber überhaupt „mit den Götzen der Pseudolegitimität und des Scheinkonstitutionalismus zu brechen und sich aufrichtig und wahr auf den Boden der Verfassung zu stellen".[2]) Es verdient

[1]) Vgl. „Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen", II, 53, 69.

[2]) Vgl. „Rückblicke auf die Geschichte der freikonservativen Partei", S. 5.

Digitized by Google

festgehalten zu werden, daß die Gründer der „freien konservativen Vereinigung" sich über diese Grundsätze im reinen waren, ehe noch die Regierung durch Einbringung der Indemnitätsvorlage die Hand zur Versöhnung ausgestreckt hatte. Man hat der freikonservativen Partei oft ein Merkmal der Schwäche und Unselbständigkeit anzuhängen gesucht, indem man sie als die „Partei Bismarck sans phrase" bezeichnete. Daran ist das wahr, daß die freikonservative Partei so viel als immer möglich die nationale, auf eine Einigung Deutschlands unter hohenzollerscher Führung und demnächst auf den Ausbau und die Weiterbildung des neugegründeten Deutschen Reiches gerichtete Politik Bismarcks zu unterstützen gesucht hat. Aber ihre Grundsätze hat sie sich selbst gebildet, und soweit diese mit denen des großen Kanzlers zusammenfallen, läßt sich vielfach nachweisen, daß der freikonservativen Partei die Priorität gebührt. Wenn Bismarck in seinen späteren Reden und Auslassungen so viel auf die Auswüchse und Uebertreibungen des Parteiwesens schilt, die die nationalen Interessen aufs schwerste gefährden, so hat die freikonservative Partei schon in ihrer ersten programmatischen Kundgebung vom 27. Oktober 1867,[1]) die noch heute ganz modern anmutet, alle solche Auswüchse und Uebertreibungen entschieden zurückgewiesen und als erste unter allen Parteien den Grundsatz proklamiert: „Wir setzen das Vaterland stets über die Partei, wir stellen das Nationalinteresse über alles"; ein Grundsatz, der heute ja meist auf das Konto einer andern Partei gesetzt wird. Die freikonservative Partei ist auch damit vorangegangen, dieselben Grundsätze des „echt konservativen Geistes", der dahin strebt, „die gesunden und entwicklungsfähigen Elemente des Bestehenden sorgfältig zu pflegen und fortzuentwickeln", aufzurichten, welche später Bismarck und andre gut konservative Minister wie Roon und Graf Fritz zu Eulenburg der konservativen Partei immer wieder ins Gewissen zu rufen suchten. Erinnern wir uns, wie Wilhelm v. Kardorff schon bei seinem frühesten öffentlichen Auftreten im Mai 1866 eine tiefe Wahrheit in jenem schönen Spruche Carlyles finden wollte, daß nichts weniger konservativ sei, als für Formen und hergebrachte Dinge zu kämpfen und sich zu begeistern, die im Laufe der Zeit ihren Inhalt, ihre Bedeutung verloren.[2]) War es nicht dasselbe, wenn Bismarck im Jahre 1872 durch Ludwig Karl Aegidi die wahre Aufgabe des Konservativismus dahin umschreiben ließ: „Im rechten Augenblick erkennen, was den soliden Kern des öffentlichen Lebens ausmacht, diesen ohne vorher gefaßte Meinung und mit voller Freiheit von Velleitäten erfassen, das lebensfähige und lebendige Neue in seinem Recht und seiner inneren Wahrheit anerkennen, die nächsten Ziele fest ins Auge fassen und daraufhin sich als die Partei der Erhaltung zu konstituieren, die dafür Sorge trägt, daß das bisherige Fazit der Entwicklung Wurzel schlage, das ist die

[1]) Gedruckt u. a. bei F. Salomon, „Die deutschen Parteiprogramme", Heft 1, 124 ff.

[2]) In demselben Sinne äußerte sich Kardorff in einer seiner ersten Reden im Abgeordnetenhause am 8. Januar 1868: „Ich habe es nie für konservativ halten können, ungesunde Zustände konservieren zu wollen." Sten. Ber. 1868, S. 698.

Digitized by Google

eigentliche Stärke der konservativen Elemente eines Staates. Nicht in Opposition gegen die neue Zeit, vielmehr im Bunde mit ihren sittlichsten und positivsten Mächten erfüllt der Konservativismus seine lohnende Aufgabe." [1]) War es nicht dasselbe, wenn Graf Fritz Eulenburg den Konservativen bei der Beratung der Kreisordnung am 19. Oktober 1869 zurief: „Ich habe mir immer gedacht, daß ein vernünftiger Konservativismus zur rechten Zeit Konzessionen machen müsse; ich habe immer gedacht, daß der Konservativismus wesentlich darin besteht, Verhältnisse, welche sich eingelebt haben, so lange zu konservieren, bis etwas Besseres geboten wird. Ich habe es aber zugleich als eine Hauptaufgabe des Konservativismus gehalten, nicht bloß sich, verneinend und an Lieblingsanschauungen festhaltend, immer auf demselben Standpunkte zu halten, sondern Konzessionen dann zu machen, wenn sie sich entweder als notwendige oder als nützliche erweisen." [2]) Nicht dasselbe, wenn Roon 1868 die Notwendigkeit betonte, die konservative Partei zu entdoktrinieren und zu organisieren, damit aus der reformierten konservativen Partei der dauerhafteste und sicherste Stab für die Wanderung auf dem schwierigen Wege konservativen Fortschritts in innerer reformatorischer Erneuerung gemacht werden könne? [3])

Die freikonservative Partei hat diesen Grundsatz des konservativen Fortschritts von ihren ersten Anfängen an hochgehalten und befolgt. Sie hat es oft im Gegensatz zu der konservativen Partei getan, vor allem schon in der Frage der Indemnität, dann in den Fragen des hannoverschen Provinzialfonds, der Kreisordnung, des Schulaufsichtsgesetzes von 1872, bei dem es zum offenen Bruche zwischen Bismarck und der konservativen Partei kam, überhaupt bei allen Fragen der „deutschen Weiterbildung der preußischen Monarchie". Diese Haltung der freikonservativen Partei ist ja auf die Dauer nicht ohne Einfluß einerseits auf die konservative Partei geblieben, die allmählich doch und namentlich seit ihrer Rekonstruktion im Jahre 1876 ihre starre, reaktionäre Politik und ihre Fronde gegen Bismarck milderte, anderseits auf die nationalliberale Partei, die sich im ganzen nach rechts entwickelte. Um die Mitte der siebziger Jahre mochte es scheinen, als ob die Partei ihre Aufgabe im wesentlichen erfüllt habe. Innerhalb der Partei selbst ist damals erwogen worden, ob sie nicht am besten tue, ihre Selbständigkeit aufzugeben und sich entweder mit dem rechten Flügel der Nationalliberalen, falls dieser sich entschiedener als bisher von dem Fortschritt scheide, oder aber mit denjenigen Elementen der konservativen Partei

---

[1]) Moritz Busch, „Tagebuchblätter", II, 364.

[2]) Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Hauses der Abgeordneten 1869, I, 95.

[3]) „Bismarcks Gedanken und Erinnerungen", II, 147. Auch jene andre Aeußerung Roons in einem Briefe an seinen Sohn vom 25. Februar 1868 mag von neuem in das Gedächtnis zurückgerufen werden, weil auch sie für Gegenwart und Zukunft gilt: „Die konservative Partei muß endlich begreifen, daß ihre heutigen Auffassungen und Aufgaben wesentlich andre sein müssen als zur Zeit des Konflikts, sie muß eine Partei des konservativen Fortschritts sein und werden und die Rolle des Hemmschuhs aufgeben."

Digitized by Google

zu verschmelzen, die aufrichtig auf nationalem und konstitutionellem Boden ständen.[1]) Es ist von hoher, bis in Gegenwart und Zukunft hineinreichender Bedeutung, daß die freikonservative Partei solchen Erwägungen nie gefolgt ist, sondern entschlossen ihre Selbständigkeit auch in schwierigen Zeiten bewahrt hat; gerade die in die Augen fallende Parallele zwischen der „Neuorientierung" von und nach 1866 und der von heute und morgen, zwischen dem Widerstand, den ihr die konservative Partei damals bereitete, und dem, der heute von neuem einsetzt, läßt ja ahnen, welche bedeutungsvolle, durch das größere Ausmaß aller Dinge noch stark gesteigerte Rolle der Partei in dem „neuen Deutschland" zufallen muß und wird.

Es zeigte sich ja auch in den siebziger Jahren, daß einer auf die praktische Arbeit gestellten Partei wie der freikonservativen, mochten auch ihre nächsten Aufgaben erfüllt scheinen, immer wieder neue und wichtige Aufgaben erwachsen. Gerade Wilhelm v. Kardorff ist es gewesen, der seiner Partei neue Pfade gewiesen hat; unter seiner Führung trat sie aus ihrer vorwiegend konstitutionellen Epoche in eine wirtschaftspolitisch orientierte hinüber.

Es ist bekannt, daß die wirtschaftspolitische Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes und des neugegründeten Deutschen Reiches bis in die zweite Hälfte der siebziger Jahre unter dem Zeichen des Manchestertums und des Freihandels stand. Preußen hatte sich schon in den Jahren vor 1866 von der Schutzzollpolitik der Zollvereinsära, im Zusammenhang mit seinen großen politischen Zielen loszumachen begonnen. In den Jahren zwischen 1867 und 1870 hatten Zollbundesrat und Zollparlament, in denen eine durchaus freihändlerische Mehrheit saß, den Abbau der Schutzzölle fortgesetzt; Bundesrat und Reichstag folgten ihnen darin. 1873 vollzog sich der letzte große Sieg der Freihändler, indem noch unter dem Einfluß des gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwunges der „Gründerzeit" die Aufhebung des größten Teils der Eisenzölle beschlossen wurde, deren Rest mit dem 1. Januar 1877 fallen sollte. Schon wurde von weiten Kreisen die Aufhebung der Zölle auf Baumwolle und die übrigen noch geschützten Industrieerzeugnisse verlangt. Das Dogma der Freihandelslehre war um diese Zeit fast allgemein als unumstößlicher Glaubenssatz anerkannt; ihm huldigten die Minister Delbrück und Camphausen und im Grunde auch Bismarck, nicht minder der ganze Reichstag einschließlich des Gros der konservativen Partei und der Agrarier. Da folgte der zuletzt vielfach in Ueberspekulation und Schwindel ausartenden wirtschaftlichen Hochkonjunktur gegen Ende des Jahres 1873 ein Zusammenbruch, der das Wirtschaftsleben fast auf allen Gebieten lahmlegte und der Industrie, zumal der Eisenindustrie, die schwersten Schäden zufügte. Aber es gingen zunächst doch nur wenigen die Augen auf. Einer der ersten, der den Mut hatte, völlig umzulernen, war Wilhelm v. Kardorff.

Auch Kardorff war ursprünglich unter dem Einfluß der Ricardo-Bastiat-Cobdenschen Ideen, wie er sich selbst ausdrückte, „Freihändler im Herzen,

[1]) Vgl. „Rückblicke auf die Geschichte der freikonservativen Partei", S. 21.

Digitized by Google

Manchestermann aus Neigung und Ueberzeugung" gewesen; auch er hatte in jeder Abschaffung von Zöllen „einen Kulturfortschritt im allgemeinen und ganz besonders auch eine sichere Quelle zur Bereicherung jeder Nation" erblickt. Da führte die eingehende Lektüre der Schriften Careys, noch mehr wohl die aufmerksame und nüchterne Beobachtung der immer größere Dimensionen annehmenden wirtschaftlichen Krise einen völligen Umschwung seiner Auffassungen herbei. Einmal zu neuen Erkenntnissen durchgedrungen, ging er sofort mit unvergleichlicher Entschlossenheit daran, ihnen auch in der Oeffentlichkeit zum Siege zu verhelfen. Im Jahre 1875 erschien seine berühmte Broschüre „Gegen den Strom. Eine Kritik der Handelspolitik des Deutschen Reiches an der Hand der Careyschen Forschungen", die im Höhepunkt der freihändlerischen Aera das Banner einer entgegengesetzten und neuen Wirtschaftspolitik aufpflanzte. In dieser Schrift setzte er die Rechenfehler der Manchesterschule und die Irrtümer der bisherigen deutschen Handelspolitik, die Wirkungen des Freihandels und des protektionistischen Systems an den Beispielen andrer Länder auseinander, um zu dem Schlusse zu gelangen: auch Deutschland müsse zu einem andern Wirtschaftssystem übergehen, zwar nicht zu einem förmlichen Prohibitivsystem, gleich dem amerikanischen, französischen und russischen — ein solches könne hier im Herzen von Mitteleuropa unerwünschte Folgen haben —, wohl aber zu mäßigen, der heimischen Industrie einen Vorteil bietenden Schutzzöllen.

Kardorff war von der siegreichen Kraft seiner Schrift und des darin eingenommenen Standpunktes so überzeugt, daß er bald nach ihrem Erscheinen seiner Gattin schrieb, er müsse zwar noch viel über die Sache reden, aber er glaube, sie werde gehen, wie er wolle. Er hat es denn auch an einer ebenso unermüdlichen wie geschickten Propaganda in Schrift und Wort nicht fehlen lassen. Um für seine Ziele eine Organisation zu schaffen, berief er zum 14. Dezember 1875 einen kleinen Kreis von Industriellen nach Berlin, mit denen er am 15. Februar 1876 den „Zentralverband deutscher Industrieller zur Förderung und Wahrung nationaler Arbeit" begründete. Das anfangs verhältnismäßig kleine, von den übermächtigen Gegnern viel verspottete Häuflein breitete sich unter Kardorffs, des ersten Vorsitzenden, kluger und energischer Leitung schnell über ganz Deutschlands Industriebezirke aus.[1]) Auch die schutzzöllnerischen Elemente des Reichstags wußte Kardorff immer mehr zu sammeln, bis sie sich im Frühjahr 1878 zu einer interfraktionellen „freien wirtschaftlichen Vereinigung" zusammentaten, die ihr Augenmerk bald auch den landwirtschaftlichen Zöllen zuwandte. Vor allem aber wußte Kardorff, der gerade um die Mitte der siebziger Jahre in immer nähere Beziehungen zu Bismarck trat, diesen aufs stärkste in der Richtung einer Abkehr von der freihändlerischen Wirtschaftspolitik, die Bismarck ohnehin mehr im Banne der Delbrück und Camphausen als aus eigner Ueberzeugung betrieben hatte, zu beeinflussen. Kardorffs Briefe an seine

[1]) Vgl. S. A. Buek, Der Zentralverband deutscher Industrieller und seine dreißigjährige Arbeit von 1876 bis 1906. Berlin 1906.

Digitized by Google

Gemahlin liefern den Beweis, mit welcher Beharrlichkeit und welchem Erfolge er daran arbeitete, den Kanzler dem Einflusse Delbrücks und Camphausens, deren gesunden politischen Standpunkt er 1869 noch selbst gerühmt hatte, zu entziehen und ihn für eine Schutzzollpolitik zu gewinnen. So bemerkt Kardorff einmal im Februar 1877 bei dem Bericht über eine seiner vielen Unterredungen mit Bismarck, daß dieser sich mehr und mehr zu seinen Ansichten bekehrt habe!

Wenn man sich vergegenwärtigt, wie Bismarck selbst in späterer Zeit dasselbe Jahr 1877 als die entscheidende Zeit seiner wirtschaftspolitischen Umkehr bezeichnet hat,[1]) und wenn man verfolgt, wie in den Reden und Auslassungen Bismarcks etwa seit 1878 dieselben Argumente, oft dieselben Wendungen wiederkehren, deren sich Kardorff in seiner Schrift „Gegen den Strom" und in seinen zahlreichen Reichstagsreden bedient hat,[2]) so wird man nicht umhin können, Kardorff geradezu als einen der wirtschaftspolitischen Lehrmeister Bismarcks zu bezeichnen, der an dem gewaltigen, bis auf den heutigen Tag nachwirkenden wirtschaftspolitischen Umschwung der siebziger Jahre, der mit der Thronrede von 1879 und der Annahme der großen Zolltarifvorlage vom gleichen Jahre sanktioniert wurde, einen bestimmenden Anteil gehabt hat.

Leider sind Kardorffs briefliche Mitteilungen über seine zahlreichen Begegnungen mit Bismarck aus den Jahren 1876 bis 1879, die wir im folgenden im Auszuge mitteilen, durchweg sehr knapp gehalten. Einmal wenigstens aber erhebt sich Kardorff doch zur ausführlichen Wiedergabe eines Gesprächs mit dem großen Kanzler. Den Anlaß zu der Unterredung gab ein Artikel, den Kardorff am 8. März 1878 unter dem Titel „Vestigia terrent!" in der „Post" veröffentlicht hatte. In diesem Artikel hatte er sich nachdrücklich dagegen gewandt, daß Oesterreich, das bekanntlich den bestehenden Handelsvertrag im Oktober 1876 gekündigt hatte und nun um den Abschluß eines neuen, günstigeren Vertrages verhandelte, das Recht der meistbegünstigten Nation eingeräumt werde. Ueber diesen Punkt wünschte Bismarck Kardorffs Meinung des näheren zu hören. Das Gespräch, das am 31. März 1878 stattfand, dehnte sich auf die ganze Wirtschafts- und Zollpolitik aus und läßt uns in seiner dramatisch-lebendigen Wiedergabe durch Kardorff einen höchst interessanten Einblick in Bismarcks damalige Anschauungsweise tun. Wir dürfen den Bericht zu den wichtigsten Quellen über Bismarcks wirtschaftspolitische Entwicklung rechnen.

Ohne Datum; Mitte Februar 1876.

Wegen meiner Broschüre „Gegen den Strom" kannst Du ohne Sorgen sein; sie hat durchgeschlagen, und von allen Seiten, sogar von Bamberger[3]) wird ihre

---

[1]) Vgl. z. B. Bismarcks Rede vom 29. November 1881. „Reden", IX, 142.

[2]) Den genaueren Nachweis behalte ich mir für die Buchausgabe vor.

[3]) Der bekannte Abgeordnete Ludwig Bamberger, gest. 1899.

Digitized by Google

Güte anerkannt, ganz besonders von Varnbüler.[1]) Ich muß natürlich über die Frage noch sehr viel reden, aber ich glaube, sie wird laufen, wie ich es will.

*

19. Mai 1876.

Gestern hatten wir fast bis 6 Uhr Sitzung in der Eisenbahnfrage. Bismarck sprach wiederholt, desgleichen Achenbach und Friedenthal,[2]) Bethusy recht gut, obwohl die Teilnahme nach den langen Verhandlungen matt war. Politisch ist nichts los; alle Welt schreit, ich wäre an Delbrücks Abgang schuld, und sie haben wahrscheinlich einigermaßen recht.[3])

*

18. Dezember 1876.

Camphausens Stellung ist endlich so weit erschüttert, daß man ihm nur noch wenige Wochen gibt.[4]) Auf der letzten Bismarck-Soiree konnte ich nicht erscheinen, weil die Eisenkommission bis 11 Uhr saß. Von der Diestschen Sache höre ich nur, daß die kriegsgerichtliche Untersuchung gegen ihn eingeleitet ist.[5])

*

Ohne Datum; Februar—März 1877.

Bei Bismarck neulich war die Fürstin und er reizend; sie schüttelte mir immer die Hand und sagte, sie gratuliere mir, daß ich den Mut gehabt, den schlechtesten Menschen in ganz Preußen aus anständiger Gesellschaft hinauszuwerfen.[6]) Bismarck hat mit mir wenigstens zehn Minuten über die ganze Diest-Geschichte gesprochen und dann noch über Steuer- und Zollpolitik, wo er sich immer mehr zu meinen Ansichten bekehrte.

*

Ohne Datum; März 1877.

Heute melden alle Zeitungen, daß Diest den schlichten Abschied erhalten hat, eine Form der Abschiedsgewährung, die, wie alle Militärs wissen, in sich schließt, daß der Betreffende etwas Schlimmes getan. Hiermit ist er von der Bildfläche verschwunden. In dem Erkenntnis des Ehrengerichts steht, wie mir aus sehr

---

[1]) Freiherr v. Varnbüler, 1869 bis 1870 württembergischer Minister des Aeußern, seit 1872 Mitglied des Reichstags, Präsident der Zolltarifkommission. Vgl. über ihn und seine Tätigkeit in dieser Zeit v. Poschinger, Fürst Bismarck und die Parlamentarier, II, 259 f.

[2]) Rudolf Friedenthal, einer der Begründer der freikonservativen Partei, 1873 Vizepräsident des Abgeordnetenhauses; von 1874 bis 1879 Landwirtschaftsminister.

[3]) Seit dem 10. Mai stand Delbrücks Abgang fest.

[4]) Die Einreichung seines Entlassungsgesuchs erfolgte doch erst am 27. Februar 1878, die Entlassung am 20. März.

[5]) Otto v. Diest-Daber, konservativer Abgeordneter, bekannt durch seine Konflikte mit Bismarck, in deren Verfolg er am 25. Mai 1877 zu drei Monaten Gefängnis verurteilt wurde. Schon vorher hatte ein ehrengerichtliches Verfahren dahin geführt, daß Diest mit schlichtem Abschied aus der Armee entlassen wurde. Vgl. dazu „Otto v. Diest-Daber. Lebensbild eines mutigen Patrioten, dargestellt von einem Deutschen" (1901).

[6]) Kardorff hatte Diest aus dem Foyer des Reichstags hinausweisen lassen.

Digitized by Google

guter Quelle mitgeteilt wird: weil er seine Ehre nicht zu wahren wußte. Ich erfuhr die ganze Sache schon von Bismarck, bei dem ich gestern eine zweistündige Audienz über Handelspolitik hatte. Ich hoffe ihn überzeugt zu haben; er war sehr liebenswürdig; führte mich, nachdem wir erst im Garten spazieren gegangen waren, in das Radziwillsche Palais, das jetzt für ihn ausgebaut wird, und machte lauter Witze. Er sieht sonst körperlich nicht sehr gut aus, ist auf einmal kolossal dick geworden und furchtbar bleich im Gesicht.

*

15. März 1877.

Ich habe nach aller Meinung vortrefflich in der Zollfrage gesprochen[1] ... Lucius[2] meint, meine Rede wäre weitaus die beste, die ich je gehalten. Ich hatte auch am Schlusse nicht bloß von der Rechten, sondern auch von der Linken tüchtigen Beifall. Nun halte ich noch eine große Rede über die Eisenzölle gelegentlich eines Antrages, den wir heute einbringen.

Gestern war ich bei Bismarck.[3]

In der Kommission bin ich mit Kleist-Retzow[4] zusammen. Wir vertragen uns sehr gut. Abends nach der Kommission bin ich immer so kaputt, daß ich kaum japsen kann.

Camphausen soll in einer Unterredung mit Stumm[5] ganz weich gewesen sein und soll alle Schuld auf Delbrück und Braun[6]-Bamberger geschoben haben.

*

10. April 1877.

Bismarck bleibt, überhaupt hat sich die ganze Krisis vorläufig verzogen. Wie ich ganz richtig taxiert habe, war es auf Camphausen und Achenbach abgesehen, aber beide sollen sich bereit erklärt haben, Bismarcks Steuer-, Zoll- und Handelspolitik zu unterstützen.[7]

Der Kaiser hat Bismarcks Entlassung zunächst, wie man sagt, angenommen, nachher aber im Verein mit dem Kronprinzen Katzenjammer gekriegt.[8] Morgen ist der Geburtstag der Fürstin Bismarck. Ich werde dazu zwei Karten einsenden.

*

---

[1]) Gemeint ist wohl Kardorffs Reichstagsrede vom 15. März 1877 über den Handelsvertrag mit Oesterreich und die Steuerreform. Sten. Ber. I, 178 ff.

[2]) Robert Lucius, Mitglied des Abgeordnetenhauses und des Reichstags, später als Friedenthals Nachfolger Landwirtschaftsminister.

[3]) Am 14. fand bei Bismarck ein parlamentarisches Diner statt.

[4]) Der bekannte konservative Abgeordnete Hans Hugo v. Kleist-Retzow.

[5]) Bekanntes Mitglied der freikonservativen Fraktion.

[6]) Bekannter liberaler Abgeordneter.

[7]) Bismarck hatte am 27. März den Kaiser um Enthebung von seiner amtlichen Stellung im Reich und in Preußen gebeten; am 7. April versagte der Kaiser dem Entlassungsgesuch die Genehmigung mit einem an den Rand geschriebenen: „Niemals." Daß es bei dem Entlassungsgesuch auf Camphausen und Achenbach abgesehen gewesen wäre, findet sich sonst nicht bestätigt.

[8]) Daran ist wohl nur so viel richtig, daß zwischen dem Kaiser und Bismarck über dessen Entlassungsgesuch mündlich verhandelt worden ist, in Beisein auch des Kronprinzen.

Digitized by Google

23. April 1877.

Jetzt ist der Eisenzoll heran, bei dem ich als Antragsteller das Schlußwort habe, und denke ich, etwas Leben in die Frage zu bringen. Bismarcks Weggang hat die Leute (obschon er bloß Urlaub hat) ganz wild gemacht.

*

Ohne Datum; Anfang Januar 1878.

Hier sagen mir Löwe[1]) und Dohna,[2]) man glaube, daß ich Kandidat für den landwirtschaftlichen Minister würde. Das halte ich für Unsinn. Friedenthal wird Minister des Innern,[3]) Fritz Eulenburg geht definitiv; Bennigsen ist das Finanzministerium angeboten, aber er hat sich seiner Partei verpflichtet, nicht allein in das Ministerium zu treten, und sie haben, da Bismarck Forckenbeck refüsiert, keinen andern präsentabeln Nationalliberalen[4]) ... Im ganzen herrscht die größte Konfusion, die Kammersitzung ist erbärmlich, alle disgustiert.

*

Ohne Datum; Ende Februar 1878.

Wir haben ereignisreiche Tage erlebt. Vollständiger Bruch zwischen Bismarck und Camphausen.[5]) Der letztere geht nun endlich. In der Tabaksteuerfrage habe ich sehr gut gesprochen,[6]) viel besser, als wie es in der „Post" und der „Schlesischen Zeitung" stand, so daß Bismarck mir auf der Soiree eine Annehmlichkeit darüber sagte und beim Weggehen coram populo noch den Witz machte: „Ich glaube, Herr v. Kardorff geht jetzt noch ein bißchen zu Camphausen," worauf ich erwiderte: „Ach nein, ich überlasse ihn seinem Schicksal." Camphausen hat so viel hin und her gelogen, daß das ganze Haus auf ihn wütend war.[7]) Auf der Bismarckschen Soiree war es sehr hübsch; Bethusy war da; ich führte Frau v. Spitzemberg, die allerliebst war.[8])

*

---

[1]) Der Abgeordnete Wilhelm Löwe (Löwe-Kalbe), der 1874 aus der Fortschrittspartei ausschied und 1879 sich zu einem energischen Schutzzöllner entwickelte.

[2]) Graf Dohna-Finckenstein, Abgeordneter für Rosenberg und Löbau.

[3]) Friedenthal verwaltete in der Tat während Eulenburgs Beurlaubung von Oktober 1877 bis März 1878 auch das Ministerium des Innern, wurde aber nicht definitiv damit betraut; vgl. Kardorffs Brief vom 29. März 1878.

[4]) Näheres über diese Vorgänge bei H. Oncken, Rudolf v. Bennigsen, II, 3. 8 ff.

[5]) Der Bruch zwischen Bismarck und Camphausen erfolgte bekanntlich bei der Reichstagsberatung über die Vorlagen wegen Tabaksteuer usw. am 22. Februar 1878, indem Bismarck die alleinige Verantwortung für die von Camphausen herrührenden Vorlagen nicht übernehmen zu können erklärte.

[6]) Am 22. Februar 1878; Sten. Ber., I, 132 ff.

[7]) Solche scharfen Ausdrücke, die hin und wieder in den Kardorffschen Briefen vorkommen, sind natürlich stets cum grano salis zu verstehen.

[8]) Die Gemahlin des württembergischen Bundesratsbevollmächtigten. Näheres über die parlamentarische Soiree vom 23. Februar, um die es sich handelt, bei v. Poschinger, Fürst Bismarck und die Parlamentarier, I, 108 ff.

Digitized by Google

2. März 1878.

Hier sitze ich jeden Tag in der Budgetkommission bis abends 11 Uhr. Es herrscht große Konfusion. Camphausen glücklich definitiv beseitigt. Heute abend bei Bismarck[1]) wird es hoffentlich sehr nett.

* 3. März 1878.

Bei Bismarck war es gestern nicht so nett wie das erstemal, es waren fast gar keine Damen da, weil gleichzeitig Ball bei dem Kriegsminister Kameke war, und wenig Abgeordnete, weil die Nationalliberalen verstimmt sind. Bismarck hatte ausschließlich Forckenbeck vor, den er zwei Stunden bearbeitete. Ich glaube noch immer, es kommt zu einer Auflösung des Reichstags ... Morgen ist das Stellvertretungsgesetz im Reichstage, wo man große Reden von Bismarck erwartet; alle Billette sind bereits vergeben.[2])

* 10. März 1878.

Meinen „Post"-Artikel wirst Du gelesen haben.[3]) Er hat gezündet, denn alle andern Zeitungen sind sofort darüber hergefallen, und Bismarck hat Varnbüler sofort die beruhigende Erklärung abgegeben, er denke nicht daran, mit Oesterreich wieder zu verhandeln, ehe wir einen autonomen Tarif hergestellt hätten.

Gestern war eine ziemlich aufregende Szene zwischen Bismarck und Lasker, bei der Bismarck dem Kleinen insofern Unrecht tat, als Lasker wirklich die Dinge nicht gesagt hatte, die er ihm in den Mund legte.[4]) Aber Laskerleben nahm die Sache auch ganz unnötig tragisch, denn er selbst legt seinen Gegnern fortwährend Aeußerungen unter, die diese gar nicht gemacht haben, und machte Bismarck ganz wütend.

Gestern abend war es trotz der Szene bei Bismarck gedrängt voll,[5]) so viele Damen, daß ich nicht bis zu Ende blieb, weil ich annahm, es würde zu voll bleiben, was auch eingetreten sein soll. Die nationalliberale Ministerkonstellation ist wieder stark im Schwanken, und möglicherweise kommt eine ganz andre zustande, es werden Eulenburg (Hannover),[6]) Stolberg (Wien)[7]) u. a.

[1]) Am 2. März war parlamentarische Soiree beim Kanzler. Vgl. v. Poschinger, a. a. O., S. 110 f.

[2]) Bismarck sprach im Reichstag am 5. März über das Stellvertretungsgesetz. „Reden", ed. H. Kohl, VII, 154 ff.

[3]) Es handelt sich um den bereits im Text erwähnten Aufsatz „Vestigia terrent!" vom 8. März, veröffentlicht in der „Post" vom 9. März. Kardorff wandte sich in dem Aufsatz dagegen, daß die Verhandlungen mit Oesterreich über den Abschluß eines neuen Handelsvertrags vorschnell und wohl gar auf der Basis der meistbegünstigten Nation abgeschlossen würden.

[4]) Vgl. darüber „Reden Bismarcks", VII, 194 ff.

[5]) Näheres darüber bei v. Poschinger, a. a. O., I, 112 f.

[6]) Graf Botho zu Eulenburg, ein Neffe des Grafen Fritz, folgte diesem am 31. März 1878 im Ministerium des Innern, vorher Oberpräsident von Hannover.

[7]) Graf Otto Stolberg-Wernigerode, seit 1876 deutscher Botschafter in Wien, wurde am 1. Juni 1878 Stellvertreter des Reichskanzlers und Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums.

Digitized by Google

genannt. Der Grund von Bismarcks Wut gegen Lasker soll darin liegen, daß dieser noch nachträglich Bennigsen, Forckenbeck usw. bestimmt haben soll, bestimmte, beim Kaiser nicht durchzusetzende konstitutionelle Garantien für Ausdehnung des Steuerbewilligungsrechtes zu verlangen, ehe sie sich bereit erklärten, Ministerportefeuilles zu übernehmen.[1])

Ich selbst werde auch wiederholt genannt, aber das ist reiner Humbug; entweder Nationalliberale oder Rechte wie Eulenburg kommen für jetzt heran.

*

29. März 1878.

Hier ist die Konfusion größer als je. Jedermann ist davon überzeugt, daß der Finanzminister Hobrecht[2]) der Sache gar nicht gewachsen ist, und daß Graf Botho Eulenburg schwer das Vertrauen der liberalen Parteien gewinnen wird.

Graf Stolberg-Wernigerode ist durch den Kaiser gezwungen worden, den Vizekanzler anzunehmen, sehr gegen seine Wünsche, und er soll sich mit Bismarck über seine Kompetenzen sehr vorsichtig auseinandergesetzt haben.

Bismarck hat im Abgeordnetenhause sehr schwach gesprochen.[3]) Achenbach ist glücklich beseitigt,[4]) ob aber Maybach, der mehr für einen inferioren Eisenbahnminister als für einen Politiker gilt, wirklich etwas leisten wird, das bezweifeln alle Parteien stark. Er hat Bismarck große Versprechungen gemacht und wird sie nicht erfüllen können. Alle sehen das Ministerium bloß als ein Uebergangsministerium an. Der Kronprinz soll die schnödesten Witze darüber machen ... Achenbach ist der Oberpräsident für Westpreußen angeboten worden; er hat den Posten aber abgelehnt, weil seine Frau das Klima fürchtet.[5])

Bismarck ist ganz schutzzöllnerisch gestimmt, und als ich Pleß[6]) fragte, ob er Hobrecht nicht für einen Freihändler hielte, erwiderte er: „Ganz egal, dem sind die Lakaienlitzen von Bismarck aufs Hemd genäht."

Friedenthal ist ziemlich gefaßt darauf, auch gelegentlich fortzugehen, wenn ihm die Sache nicht paßt, er sprach sehr verständig darüber. Er hat den Minister des Innern abgelehnt, wie ich annehme, auf Andeutung Bismarcks,

---

[1]) Lasker hat in diesem Zusammenhang in der Tat auf konstitutionelle Garantien gedrungen. Vgl. Laskers Denkschrift in: „Aus Ed. Laskers Nachlaß", herausgegeben von W. Cahn, I, 108, und Oncken, Rudolf v. Bennigsen, II, 333.

[2]) Artur Hobrecht, seit 1872 Oberbürgermeister von Berlin, war am 31. März 1878 an Stelle Camphausens zum preußischen Finanzminister ernannt worden, um die von Bismarck geplante Finanz- und Steuerreform durchführen zu helfen.

[3]) Gemeint ist Bismarcks Rede im Abgeordnetenhause vom 27. März. „Reden", VII, 226 ff.

[4]) Achenbach, seit 1873 Staatsminister für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten, machte 30. März 1878 dem bisherigen Unterstaatssekretär im Handelsministerium, Albert Maybach, Platz.

[5]) Achenbach hat das Oberpräsidium von Westpreußen gleichwohl angetreten, vertauschte es aber schon im Februar 1879 mit dem Oberpräsidium von Brandenburg.

[6]) Hans Heinrich XI., Fürst von Pleß, Reichstagsabgeordneter für Waldenburg.

Digitized by Google

und weil er sah, daß er dort in Konflikte hineingehen würde, denen er als landwirtschaftlicher Minister aus dem Wege geht.

*

Undatiert; kurz nach 31. März 1878.

Ich habe sehr ereignisvolle Tage hinter mir. Sonntag früh, d. h. mittags 2 Uhr, als ich eben aus einer Fraktionssitzung nach Hause komme, erscheint der Bismarcksche Diener und bringt mir einen Brief: „Im Auftrage des Reichskanzlers habe ich die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß derselbe sehr dankbar sein würde, wenn Sie denselben noch im Laufe des Vormittags besuchen wollten. Gezeichnet v. Kurowski."

Ich sage natürlich zu, sofort zu kommen, und Bismarck empfängt mich mit folgenden Worten:

„Ich konferierte eben mit dem Minister Hofmann über den österreichischen Handelsvertrag, den ich nicht abschließen will, und da dachte ich mir, es wird doch gut sein, wenn du einmal deinen Freund Kardorff bittest, dich zu besuchen, und ihn um einige Belehrungen über allerlei handelspolitische Dinge bittest. Ich danke Ihnen, daß Sie sogleich gekommen sind.

Was haben Sie gegen die Klausel der meistbegünstigten Nation?[1]) Ich verstehe das nicht, und sehe keine Gefahren, und denke mir, Sie wollen zu extrem hinaus. Diese Klausel haben doch alle neueren Verträge; die Franzosen wollen sie zwar los sein, — aber das müßte uns gerade darauf hinweisen, Wert auf die Klausel zu legen; denn wie mir scheint, ist auf Grund derselben unser Import nach Frankreich bedeutend. Ich verstehe nicht die Gefahr der Klausel. Ich will keinen Handelsvertrag schließen, denn ich bin nachgerade vorsichtig geworden. Deutschland soll sich seinen Tarif nach seinen Bedürfnissen selbst zurechtmachen, damit werden wir am besten fahren. Ich will überhaupt eine andre Wirtschaftspolitik treiben, und mein Plan ist der, dem Bundesrate vor Schluß des Reichstages noch eine Vorlage zu machen, die nicht mehr im Reichstag diskutiert wird, die aber im Lande bekannt wird, ehe eine Auflösung desselben eintritt. Die letztere halte ich für unausbleiblich; denn mit einem Parlamente, das mir nicht die Einnahmen für das Reich gibt, die das Reich braucht, und das unter Einfluß von Leuten steht, die — gewiß mit redlicher Absicht — mit ihrer unparteiischen Ideologie alle meine Pläne kreuzen, kommen wir nicht weiter. Ich will Zölle haben auf Tabak, Spiritus, möglicherweise vielleicht auch Zucker, sicher Petroleum, vielleicht auch Kaffee, und ich schrecke auch vor Ge-

[1]) In seinem Artikel: „Vestigia terrent" vom 8. März hatte sich Kardorff, wie bereits erwähnt, dagegen ausgesprochen, daß Oesterreich die Rechte der meistbegünstigten Nation eingeräumt würden.

Digitized by Google

treidezöllen nicht zurück, die uns Rußland gegenüber recht nützlich sein könnten, auch Oesterreich gegenüber. Was meinen Sie dazu?"

Nun hatte er einen solchen Haufen von Dingen berührt, daß ich zunächst nur an das letzte anknüpfen konnte und eben meine Ansichten über Tabakmonopol, Spiritussteuer usw. auseinandersetzte, über Gebühren (d. h. kleine Finanz-, Rekognitionszölle auf Getreide usw.), wobei er sehr aufmerksam zuhörte, manchmal Zwischenfragen tat und schließlich sagte:

„Sie werden doch vielleicht Hobrecht einmal besuchen, ich würde es sehr wünschen, daß Sie denselben etwas orientieren, ein großer Teil dieser Dinge ist ihm ja fremd — aber wie ist es mit der Meistbegünstigungsklausel?" [1])

Ich erwiderte, daß ich die Klausel für uns für schädlich hielte, daß es aber eines etwas langen Ausholens bedürfe, um ihm ein gründliches Exposé darüber zu geben, da sich die Frage ganz kurz nicht behandeln ließe.

Er: „Oh, ich habe Zeit und höre Ihnen gerne zu, aber kann ich nicht irgendwo etwas darüber lesen?, d. h. etwas kurzes!"

Ich: „Gewiß, in dem von dem Zentralverbande der Industriellen herausgegebenen autonomen Tarif für Deutschland ist in der Vorrede eine Auseinandersetzung darüber." [2])

Er: „Wie lange?"

Ich: „Vielleicht vier bis fünf Folioseiten."

Er: „Das ist etwas lang, können Sie mir nicht ein kürzeres Promemoria geben?"

Ich: „Gewiß, morgen sollen Durchlaucht es haben."

Er: „Sie wissen, daß unsre Handelspolitik der innere Grund war, weshalb ich mich von Delbrück trennte. Ich hatte eine Unterredung mit ihm, in der ich mich von dem Freihandelsprinzip lossagte und bemerkte, ich könnte nicht weiter mit ihm gehen, wenn er seine Wirtschaftspolitik nach Manchestergrundsätzen weiter einrichtete. Infolge davon fühlte er sich veranlaßt, um seinen Abschied einzukommen, was mir im übrigen leid tat; denn er war eine tüchtige technische Kraft. Aber so ging es doch nicht weiter; leider blieb Camphausen zurück, der mir viel gefährlicher war, denn ich mußte ihm gegenüber sehr vorsichtig sein. Hätte

[1]) Daß Kardorff gerade mit dem Finanzminister über diese Dinge sprechen sollte, erklärt sich daraus, daß nach Bismarcks Rede in der Reichstagsverhandlung über das Stellvertretungsgesetz (5. März) dem Finanzminister in Zukunft ein erhöhter Einfluß auf die wirtschaftliche Gesetzgebung des Reiches eingeräumt werden sollte.

[2]) Der volle Titel des von Kardorff angezogenen Tarifs lautet: „Revidierter Entwurf eines autonomen Zolltarifs für das Deutsche Reich. Im Auftrage und auf Grund der Beratungen und Beschlüsse des Zentralverbandes deutscher Industrieller ausgearbeitet von Dr. Hermann Grothe, Ingenieur und Reichstagsabgeordneter, und G. F. Beutner Regierungsrat a. D., Berlin 1878."

Digitized by Google

ich ihm je eine Andeutung gemacht, daß unsre Wege verschieden seien, wonach er mich oft genug fragte, so wäre er sofort zum Kaiser gelaufen und hätte dem gesagt, ich hätte ihn entlassen. Jetzt sind die Nationalliberalen so gütig gewesen, das zu übernehmen,[1]) und haben dann nicht einmal den Mut gehabt (ich meine Bennigsen), in das Ministerium zu treten; jedenfalls bin ich froh, Camphausen los zu sein, denn ich hatte immer das Gefühl, daß seine Freunde in dem Parlamente regelmäßig gegen die Vorlagen stimmten, die er in meinem Sinne machte — vielleicht instinktiv, vielleicht nicht ohne vorherige Andeutung. Er tat immer so, als ob er mithelfen wollte, und schließlich wurde nie etwas zustande gebracht. Ich war früher selbst Freihändler, so als Gutsbesitzer, aber ich bin nunmehr gründlich bekehrt und will es wieder gutmachen. Wenn die Theoretiker recht hätten, müßte Frankreich längst das ärmste Land der Welt sein; das ist für mich durchschlagend; ich bin jetzt ganz Ihrer Meinung: mäßige Schutzzölle und Finanzzölle für das Reich! Ich wünschte nur, ich wäre jünger."

Damit stand er auf und suchte sich einen Stock.

„Was ist denn das für ein Stock, den kenne ich gar nicht — ein sehr guter Stock, scheint es mir,"

und nun fingen wir an, eine Zeitlang herumzugehen, wobei er immer munterer wurde:

„Hobrecht wird unsre gemeinschaftlichen Intentionen unterstützen, ich habe mich dessen vergewissert; auch Eulenburg ist wirtschaftlich mit uns einverstanden. Ich hoffe, er leistet Besseres wie sein Vetter; dieser sprang immer rechts oder links an, je nachdem der Geheime Rat, der ihn ritt, gesinnt war. Zunächst ritt ihn Wolff,[2]) da war ihm die Schwerinsche Kreisordnung[3]) zu liberal; dann ritt ihn Wulfshein[4]) oder irgendein andrer Demokrat, und auf einmal ging er nun Linksgalopp und wurde in der Provinzialordnung[5]) radikal. In den Per-

---

[1]) In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 23. Februar 1878 hatte Lasker heftige Vorwürfe gegen Camphausen, in dessen Vorlagen er jeden reformatorischen Gedanken vermißte, und gegen Bismarck gerichtet, weil dieser solche Vorlagen, von deren Mißerfolg er vorher hätte überzeugt sein müssen, nicht zurückgehalten habe. Camphausen hatte darauf in ungeheurer Erregung der nationalliberalen Partei vorgeworfen, ihn von seiner Stelle zu verdrängen, um sie durch einen der Ihrigen wahrnehmen zu lassen.

[2]) v. Wolff, 1865 Hilfsarbeiter, dann vortragender Rat im Ministerium des Innern, später Oberpräsident von Sachsen und Präsident der Oberrechnungskammer zu Potsdam.

[3]) Graf Schwerin-Putzar, Minister des Innern während der „Neuen Aera" 1859 bis 1862, hatte eine liberale Kreisordnung ausgearbeitet, die indessen von König Wilhelm I. verworfen wurde. Bei den Vorarbeiten zu der Kreisordnung von 1872 spielte die Schwerinsche Kreisordnung eine Rolle.

[4]) Geh. Regierungsrat Wulfshein, vortragender Rat im Ministerium des Innern.

[5]) Gemeint ist die Provinzialordnung für die Provinzen Ost- und Westpreußen, Brandenburg, Pommern, Schlesien und Sachsen vom 29. Juni 1875.

Digitized by Google

sonalien blieb er natürlich „Kreuzzeitung", weil ihn hier Lebbin[1]) ritt — ein unzuverlässiger, gewissenloser Mensch."

So plauderte er ununterbrochen, und ich warf zuletzt ein: „Warum wollen Sie nicht noch einmal die Eisenzollvorlage bringen?"

Er: „Ich kann das nicht selbst arbeiten, und wer soll es mir machen?"

Ich: „Es kommt ja nur die einfache Aufhebung des Gesetzes von 1873 in Frage, und es bedarf gar keiner Arbeit."

Er: „Glauben Sie an eine Majorität?"

Ich: „Warum nicht? Jedenfalls wird die Sache doch nicht verschlimmert durch eine nochmalige Niederlage. Uebrigens haben Eure Durchlaucht mit den Holzpreisen insofern nicht recht, als in Schlesien die Holzpreise durch noch andre Kalamitäten mit herabgezogen sind."[2])

Er: „Wieso?"

Ich: „Durch die Aufhebung der Eisenzölle."

Er: „Das verstehe ich nicht."

Ich: „Ganz einfach. Erstens, der stärkste Konsument für Holz ist der Kohlenbergbau; dieser stockt, folglich auch der Holzabsatz. Der zweitstärkste Konsument ist der Holzkohlenhochofen. Da nun die Hochöfen zu zwei Drittel ausgeblasen sind, weil wir die Eisenzölle verloren haben, so ist das Holz wertlos, und das ist der Zusammenhang zwischen Holz und Eisen."

Er: „Hm, das ist richtig — ich will Ihnen noch kein Versprechen geben, aber ich werde die Sache überlegen; wenn es noch geht, werde ich noch einmal den Versuch machen mit dem Eisenzoll,[3]) aber Sie sollen mir das Versprechen geben, mich gelegentlich wieder zu besuchen. Fürchten Sie nicht, daß ich zu beschäftigt bin, ich habe immer Zeit für Sie."

Darauf gratulierte ich ihm noch zum Geburtstage, der den Tag darauf war; Bismarck dankte sehr herzlich und sagte: „Ja, ja, 63 Jahre, das ist ein schlechtes Jahr in meiner Familie."

Ich: „Nun, Ihr Bruder in Kieckow ist doch älter!"[4])

Er: „Ja, der ist 72, und mein Vater wurde auch alt, 75" usw.

Ich erzähle Dir nur ein Viertel von dem, was er alles plauderte; er war bezaubernd liebenswürdig und amüsant.

*

[1]) Geh. Oberregierungsrat v. Lebbin, Personalreferent im Ministerium des Innern.

[2]) Das bezieht sich auf Bismarcks Aeußerungen in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 27. März (Reden, VII, 236 ff.), wonach das Sinken der Holzpreise in Schlesien wesentlich auf die verfehlte Tarifpolitik der Eisenbahnen zurückzuführen wäre.

[3]) Mit einer Vorlage betreffend die Wiedereinführung der Eisenzölle wurde der Reichstag zunächst nicht beschäftigt.

[4]) Kammerherr Bernhard v. Bismarck, geb. 1810, gest. 1893, der langjährige Abgeordnete für Naugard.

Digitized by Google

Ohne Datum; Mitte Februar 1879.

Die Thronrede ist so scharf schutzzöllnerisch, wie man nur wünschen kann.[1] Leider soll der Kronprinz wieder in den Händen von Bunsen[2] stecken. Bismarck habe ich noch nicht gesehen, will heute aber noch zur Fürstin gehen.

Bismarck soll kreuzfidel und so kampfbereit sein wie je. Ich schreibe in diesen Tagen einen Artikel in die „Post" über die Freihandelsbroschüren.

*

Ohne Datum; Ende Februar 1879.

Bismarck hat sich gegen mehrere Abgeordnete sehr begeistert über meine Rede ausgesprochen.[3] Ich esse übermorgen bei ihm.[4] In meiner zweiten Rede habe ich Delbrück ziemlich abgetan, desgleichen Bunsen.

Ich werde jetzt im Reichstag mit einer Aufmerksamkeit angehört wie noch nie; die Gegner merken nachgerade, daß ich meine freie Zeit im Sommer nicht unbenutzt gelassen habe.

*

2. März 1879.

Gestern war ich auf der Bismarckschen Soiree.[5] Reden tue ich jetzt jeden Tag, und gestern habe ich, wie auch Löwe bestätigt, der ein sehr ruhiger Beobachter ist, wirkungsvoller gesprochen als vielleicht jemals.[6] Und dabei war ich fast unvorbereitet, denn Eugen Richter, dem ich antworten mußte, weil er in der Tat die wirtschaftlichen Fragen hineingezogen hatte, sprach zwar am Tage vorher; aber ich war mittags bei Bismarck und abends auf einem Ball beim Handelsminister, von dem ich erst um 1 Uhr nach Hause kam, so daß ich nur eine halbe Stunde unmittelbar vor der Sitzung Zeit hatte, mir zu überlegen, was ich sagen wollte. Ich beherrsche aber jetzt die wirtschaftlichen Fragen so weit, daß ich ohne weiteres replizieren kann, sobald einer dieselben erwähnt. Bei Bamberger, der mich zu widerlegen suchte, war das Haus unaufmerksam, und er sprach so resigniert und elegisch, als ob er sich selbst aufgegeben hätte.[7]

---

[1] In der Thronrede, mit der der Reichstag am 12. Februar eröffnet wurde, hieß es u. a.: „Ich halte es für meine Pflicht, dahin zu wirken, daß wenigstens der deutsche Markt der nationalen Produktion insoweit erhalten werde, als dies mit unsern Gesamtinteressen verträglich ist, und daß demgemäß unsre Zollgesetzgebung den bewährten Grundsätzen wiederum nähertrete, auf welchen die gedeihliche Wirksamkeit des Zollvereins fast ein halbes Jahrhundert beruht hat und welche in unsrer Handelspolitik seit dem Jahre 1865 in wesentlichen Teilen verlassen worden sind."

[2] Georg v. Bunsen, bekannter liberaler, auf die Freihandelsgrundsätze schwörender Abgeordneter.

[3] Gemeint ist Kardorffs schutzzöllnerische Rede vom 25. Februar 1879. Sten. Ber., I, 114 ff.

[4] Am 28. Februar fand ein parlamentarisches Diner bei Bismarck statt. Ausführliche Mitteilungen darüber bei v. Poschinger, a. a. O., I, 132 ff.

[5] Ueber die parlamentarische Soiree vom 1. März vgl. v. Poschinger, I, 137 ff.

[6] Gemeint ist Kardorffs Reichstagsrede vom 1. März 1879. Sten. Ber., I, 233 ff.

[7] Bamberger konstatierte in seiner Erwiderung auf Kardorffs Rede selbst das reißende Vordringen der schutzzöllnerischen und agrarischen Bewegung.

Digitized by Google

Auf der gestrigen Soiree war Bismarck wiederum außerordentlich liebenswürdig. Ich hatte die Frau Minister Friedenthal zu Tisch geführt. Es waren viele Damen da: Bethusys, Bethmanns, Stumms, Frau v. Schrader usw., Frau v. Kotze und die Gräfin Rantzau, die sehr gut aussieht und ganz besonders nett gegen mich war. Nachher haben wir lange und eingehend über Wirtschaftspolitik geplaudert: Stumm, Stolberg, Boetticher, Tiedemann,[1]) Bismarck und Söhne und ich. Ich führte neben Bismarck das große Wort.

*

Ohne Datum; 11. April 1879.

Ich bin durch meine Tätigkeit fürchterlich abgehetzt. Bismarck ist jetzt vollständiger Schutzzöllner; er hat gestern einen Artikel, den ich geschrieben haben könnte, in der „Provinzialkorrespondenz" erscheinen lassen. Ich habe mit allen neuen Ministern, Maybach, Hobrecht usw., sehr viele Konferenzen, so daß ich gar nicht weiß, wohin. Ich habe bei Bismarck jetzt einen großen Stein im Brett; er hat sich allen Leuten gegenüber lobend über mich ausgesprochen.[2]) Heute war ich bei der Fürstin Bismarck, um mit Frankenberg[3]) zum Geburtstag zu gratulieren.

Ich muß jeden Tag so viel schreiben für Tiedemanns Instruktion und für die schutzzöllnerische Presse, daß ich ganz tot davon bin.

*

1. Mai 1879.

Morgen ist die Generaldebatte über den Zolltarif, die mehrere Tage dauern wird, ich werde erst gegen Ende derselben reden, wenn ich es so einrichten kann.[4]) Sonst geht es gut. Die wirtschaftliche Vereinigung mit ihren 204 Stimmen hält gut zusammen. Sonnabend ist Bismarck-Abend und Diner bei Stosch vorher.

*

Ohne Datum; 2. Mai 1879.

Ich hoffe, daß der Reichstag nur noch kurze Zeit dauern wird, denn mit den Budgetberatungen sind wir gleich fertig, und dann denke ich, läßt uns Bismarck gehen. Ich bin Dienstag zum Diner bei ihm, und werde heute eine große Unterredung mit ihm über Währungsfrage und Zollanschluß Hamburgs

---

[1]) Geheimrat v. Tiedemann, Chef der Reichskanzlei, Mitglied der Zolltarifkommission.

[2]) Wenige Tage darauf richtete Bismarck den bekannten Brief an den Freiherrn v. Thüngen vom 16. April, in dem er sich unumwunden als Schutzzöllner bekannte.

[3]) Graf Fred Frankenberg, Reichstagsabgeordneter für den fünften schlesischen Wahlkreis.

[4]) Die Generaldebatte der Zolltarifvorlage fand vom 2. bis 9. Mai statt, sie endete mit der Einsetzung einer Kommission und ließ ihre definitive Annahme, die am 12. Juli mit großer Mehrheit erfolgte, mit Sicherheit vorhersehen. Kardorff ergriff in der Generaldebatte am 5. Mai das Wort (Sten. Ber., II, 989 ff.); er schloß mit dem freudigen Ausblick in die Zukunft, „daß wir durch das Beschließen dieses Zolltarifs einen Segen für unser Vaterland schaffen und keine Gefahr für dasselbe in politischer Beziehung herbeiführen".

Digitized by Google

haben. Gestern war ein sehr nettes Gefecht zwischen ihm und Lasker.[1]) Ich bin viel mit Stumms zusammen ... In der Budgetkommission, die täglich sitzt, habe ich viel zu tun.

*

Ohne Datum; Anfang Juli 1879.

Mir geht es leidlich; ich habe als Referent für den Zoll auf Leder glücklich operiert und gute Zollsätze für meine Artikel bekommen, bessere, als die Kommission sie beschlossen hatte. Ich arbeite täglich um 9 oder 9½ Uhr in der Kommission bis zum Plenum, dann von 12 oder 1 Uhr ab Plenum und abends von 8 bis 11 Uhr wieder Kommission, dazwischen noch Verhandlungen mit allen möglichen!

Rumänien und die internationale Ehre

Von

Julius Baron v. Wlassics,

k. ung. Minister a. D., Präsident des k. ung. Verwaltungsgerichtes

Wir haben alles verloren, nur die Ehre nicht — dies dürften, wenn die Tragödie des rumänischen Volkes zum Abschluß gekommen, die leitenden Staatsmänner Rumäniens kaum sagen können, denn sie verlieren wohl alles, sie haben aber auch ihre internationale Ehre zugrunde gerichtet. Richtig sagten vor kurzem im ungarischen Parlament Graf Stefan Tisza und Graf Julius Andrássy, sie hätten geglaubt, daß in diesem Weltkriege Italien die Palme des Vertragsbruches davontragen würde, und siehe, den Weltrekord haben nicht die Italiener, sondern deren Halbblutbrüder weggefischt. Für sie ist der gröbste Machiavellismus „zu wenig", sie spielen mit ihrer Vertragstreue, mit ihrem gegebenen Wort so, wie die Katze mit der Maus. Am Abend versichern sie dem deutschen und dem österreichisch-ungarischen Botschafter, daß sie bei der Neutralität ausharren, und zur selben Zeit hatten sie die Kriegserklärungsnote ihrem Wiener Gesandten bereits verabfolgt, dessen Aufgabe es war, dieselbe am Ballplatz dann zu überreichen, wenn die rumänische Armee über die ungarische Grenze bereits hereingebrochen war.

Es gibt sicherlich in Rumänien ernste Staatsmänner, die sich dieses Vorgehens schämen und mit schwerem Herzen den furchtbaren Schlag tragen, mit welchem die zurzeit leitenden Staatsmänner Rumäniens die internationale Gesellschaftsfähigkeit Rumäniens selbst zerstörten. Verloren ging die internationale Ehre — aber verloren ist alles. Es bleibe die Entente Siegerin, in deren Arme sich Rumänien geworfen, oder aber — worauf bestimmt zu rechnen — es zerfalle das geschlagene Heer Rumäniens, das schließliche Resultat bleibt sich für

[1]) Vgl. „Reden Bismarcks", VIII, 33 ff.

Digitized by Google

Rumänien doch gleich. Die vollkommene Erniedrigung und das völlige Verkommen Rumäniens sind das Ende sowohl des Sieges wie der Niederlage. Jene großen staatsmännischen Ziele, die König Carol dem rumänischen Volke gesteckt, fallen zu Boden. Jene schön begonnene Entwicklung zerschellt, auf die Klippe geraten. Selbst wenn die Verbündeten Rumäniens siegen, so ist es gewiß, daß Rumänien in die Sklaverei Rußlands sinkt. Es möge der gierige Gebietshunger der Rumänen bis zur gewissen Stunde auch mit Landerweiterung gemästet werden, so geschieht dies nur, damit der russische Moloch einen größeren Bissen verschlucke. Die Balkanpolitik Rußlands verträgt keine selbständigen, entwicklungsfähigen und blühenden kleinen Staaten. Rußland will auf dem Balkan Satrap sein. Es will nicht Völker befreien, es will rohe Gewalt und Tyrannei üben. Rußland will am Balkan Torpedostaaten, wie es Serbien und Montenegro waren. Werkzeuge, welche ihm den freien Weg zur schrankenlosen Macht über Konstantinopel und die Dardanellen sichern. Rußland will das ganze Schwarze Meer, wo der Rumäne bloß mehr ein gelittener Sklave wäre. Die Vorsehung entblößte die rumänischen leitenden Staatsmänner ihrer reinen Einsicht, als sie von dem Wege der überlieferungsgetreuen und vermächtnisartigen Politik des Königs Carol abwichen. Der weise politische Gedanke konnte nichts andres sein, als das treueste Anschmiegen Rumäniens an die Zentralmächte gegenüber der auf die Einverleibung der Slawen hinzielenden russischen Macht. Die Balkanpolitik Rußlands war an das Schlagwort der Befreiung der Slawen geknüpft, was dem Wesen nach Einverleibungspolitik bedeutet. Der Ruin der rumänischen Rasse bildet ein erstklassiges Interesse dieser russischen Politik. Auch die Selbständigkeit der aus der slawischen Rasse entstandenen kleinen Staaten duldet der russische Panslawismus nicht. Um so weniger würde es das nicht slawische Rumänien dulden. Auch auf Bulgarien hat sich sogleich der russische Schlag gerichtet, als man dort die Erfüllung der Rolle eines selbständigen, unabhängigen Staates ernst nahm, als man ernstlich an das Schlagwort glaubte, der Balkan gehöre den Balkanvölkern. Und Bulgarien ist, obschon es dem Ursprung seines Volkes nach zur turanischen Rasse gehört, der Sprache nach dennoch slawisch.

Ist es denn den rumänischen leitenden Staatsmännern nicht bekannt, daß in der russischen Politik die Befreiung der Südslawen nur ein blendendes Schlagwort ist, welches zur Verdeckung jenes realen Egoismus dient, wonach die Südslawen mit den Nordslawen vereint werden und über ihnen die russische Zarenmacht herrsche. Rußland will die slawischen Balkanländer zu diensteifrigen, untergeordneten Vasallenstaaten machen. Zweifellos wird Rumänien in dieser Politik am stiefmütterlichsten bedacht. Es wird in dem russischen Machtbereich hin und her schwanken und zum Schluß seine staatliche Selbständigkeit verlieren, ja auch sein nationaler Charakter wird in Gefahr geraten. Die rumänischen Staatsmänner haben der eifrigen Gier des für irrtümlicherweise sehr wahrscheinlich gehaltenen augenblicklichen Erfolges die Zukunft Rumäniens geopfert. Das mit den Gebieten Siebenbürgens, der Bukowina und des Banats erweiterte Rumänien

Digitized by Google

verblendete sie gleich einem trügerischen Irrlicht in der Weise, daß sie den unmittelbar gähnenden Abgrund nicht erblicken. Diese Gebietserweiterung ist — um mich eines trivialen Gleichnisses zu bedienen — eine solche Anschwellung, wie wenn man das Vieh vor der Schlachtbank zum Mastvieh mästet. Das gemästete Rumänien würde auch im Falle eines Sieges der Entente eine sichere Beute Rußlands bilden. Erinnern sie sich noch Plewnas? Erinnern sie sich noch des Friedens von San Stefano? Sie mögen ein einziges Volk aufweisen, dessen Selbständigkeit oder Unabhängigkeit — sobald es in den russischen Machtbereich gelangte — durch den russischen Despotismus nicht zertreten wurde. Sei es eine weitere oder eine nähere Verbindung — das Schicksal der Polen, der Finnen und der Ukrainer zeigt, daß der auf die Hoffnung des russischen Protektorats gebaute Entwicklungsgang in die gröbste Unterdrückung umschlug. Oder baut Rumänien vielleicht darauf, daß die Ententemächte und insbesondere der große Protektor der kleinen Völker, England, über die Selbständigkeit Rumäniens wachen werden? Sie mögen doch umherblicken: Wann haben die Ententemächte und hauptsächlich England gegen die Selbständigkeit der kleinen Staaten mehr als in diesem Weltkriege gesündigt? England will die gesamten neutralen Staaten der Welt in seine Sklavenketten schmieden. Von den Rechten der Neutralen darf nicht mehr gesprochen werden. Entweder muß man zur Entente halten — so lautet das Schlagwort Englands — oder es wird jeder kleine Staat als Feind betrachtet. Lockte vielleicht das Beispiel Griechenlands, Serbiens, Montenegros, Belgiens die Rumänen in den Protektionsbereich der Entente? Oder aber die herrliche Institution der Schwarzen Listen, deren auch schon Amerika überdrüssig wird? Das Deutsche Reich erstrebt nicht und hat nie die Weltherrschaft erstrebt, es will nur den ihm gebührenden Platz in der Weltpolitik einnehmen. England hingegen vertritt und will die alles unterdrückende Weltherrschaft vertreten. Bei dieser Politik duldet England die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der kleinen Völker nur insoweit, als es ihm zum Werkzeug bei seinen großen vereinigenden Weltherrschaftsbestrebungen dient. Hierher verirrte sich das von seiner Gier verblendete Rumänien.

Welch andre Perspektive ist jene, die dem König Carol vorgeschwebt, wenn der Balkan tatsächlich vollkommen von dem Drucke des russischen Protektorats befreit würde. Wenn dort blühende kleine Staaten im Glück der freien Entwicklung leben können. Wenn Rumänien, Bulgarien, Griechenland, die Türkei den Weg des Verständnisses gefunden hätten. Ein solches Verständnis hätte auf die bisherige Propaganda der panslawistischen russischen Politik ernüchternd gewirkt. In Petersburg sah man bereits einmal ein, daß man mit den vielen Opfern, die man in Rußland im Interesse der Balkanpolitik gebracht, brechen müsse. Es gab eine Zeit, da Rußland seinen weltgeschichtlichen Beruf in der Richtung Mittel- und Ostasiens suchte — und nur später, seit dem japanischen Kriege, neigte es sich wieder dem Balkan zu. Wenn es jetzt neuerdings die Erfahrung gemacht hätte, daß die Balkanvölker von der russischen Bevormundung nichts wissen wollen, wenn auch Rumänien sich den Zentralmächten angeschlossen

Digitized by Google

hätte, so hätte es wohl neuerdings erwogen, ob es sich lohne, die Balkanfrage auch weiterhin auf der Oberfläche zu halten, wo doch eigentlich am Balkan heutzutage das rein slawische Volkselement ohnedies in Minderheit ist. Wenn aber Rußland die Erfahrung macht, daß auch das sich zur lateinischen Rasse zählende Rumänien eher bereit ist, sein Haupt unter das russische Joch zu beugen, als im Zusammenhalte mit den Zentralmächten seine selbständige Entwicklung zu sichern, so hat Rumänien tatsächlich nur Oel auf das Feuer gegossen, welches Rußland zur Fortsetzung seiner Balkanpolitik bewegt.

Bulgarien hat die richtige politische Richtung gefunden. Bulgarien, welches, wenn auch nicht seinem Ursprunge, so doch seiner Sprache nach slawisch ist, hat die brüderliche Liebe Rußlands, mit welcher es Bulgarien zu Tode umarmen wollte, zurückgewiesen. Es hat dessen Krallen gefühlt, sobald es auf eignen Füßen gehen wollte. Es sah, was aus Serbien und Montenegro unter der Umarmung des russischen Protektorates ward. Rumänien irrte, oder es ward das Opfer böser Staatsmänner, als es sich in die Arme des russischen Schutzes warf und das vertragsgemäße Bündnis zerriß, welches Rumänien auf ein hohes Niveau der Entwicklung erhob, welches Rumänien enorme wirtschaftliche und kulturelle Vorteile sicherte.

Es zerriß das Bündnis auf die gröbste, auf die schändlichste Art. Durch Jahrzehnte nährte es sich an der warmen Quelle der deutschen und österreichisch-ungarischen Freundschaft. Es schloß militärische Konventionen ab. Es wurde mit den gemeinsamen Plänen bekannt. Und die ganze Zeit hindurch lauerte es auf die günstige Gelegenheit, wann es die territoriale Integrität seines treuen Bundesgenossen verletzen und die Bukowina, Ungarns Perle: Siebenbürgen, sogar auch noch das Banat ihm entreißen könne. Bis zum letzten Augenblick täuscht es, lügt es und überfällt seinen treuen Bundesgenossen zur Nachtzeit wie ein wegelagernder Räuber. Es überfällt ihn im Augenblick, wo es glaubt, der treue Bundesgenosse sei im langen Kampfe erschöpft.

Ich gehöre nicht zu jenen, die glauben, der Vertragsbruch wäre nur ein Produkt des jetzigen Weltkrieges. Vertragsbrüche gab es immer, und es gab auch immer Kriege ohne formelle Kriegserklärung — doch daß ein Staat unter der Maske eines treuen Bundesgenossen durch eine lange Reihe von Jahren darauf lauert, die die Grundbedingung jedes Bündnisses bildende territoriale Integrität zu zerstören, dafür gibt es kaum ein Beispiel in der Geschichte. Das Bündnis gar nicht kündigen, bis zum letzten Augenblick Freundschaft vortäuschen, eine Stunde nach Ueberreichung der Kriegserklärung dem alten treuen Bundesgenossen auf der ohne Schutz gelassenen Grenze in den Rücken zu fallen — das ist ein Vorgehen, welches selbst zu den Gewohnheiten der Banditenehre im Gegensatz steht. Und welch eine wunderliche Verirrung der Leidenschaften: dieses Vorgehen Rumäniens wurde vom heutigen leitenden Staatsmann Frankreichs, Briand, in einer bombastischen Rede mit den Beinamen „Erhabenheit" und „Schönheit" verherrlicht. Das Verhalten Italiens und Rumäniens leuchtet in diesem Kriege im Zeichen der Erhabenheit, der Schönheit, so sprach der sozia-

Digitized by Google

listische republikanische Minister zu jenem Volke, welches in der Vergangenheit das Erhabene und das Schöne wahrlich auch gekannt hat. Die unparteiische Weltgeschichte wird anders urteilen. Sie wird nicht übertreiben, wenn sie das Verhalten Italiens und Rumäniens als das vollkommene Gegenteil von allem einstellen wird, was schön, was wahr, was gut ist. Die Geschichte wird es aufzeichnen, daß die Ehre schon wegen des Verhaltens Italiens errötete, daß sie aber nach dem Raubüberfall Rumäniens in ihrem Schmerze aufschrie, daß auch so ein Verrat noch möglich sei. Sie wird es aufzeichnen, daß, wenn ein internationales Gericht über das Verhalten Rumäniens zu entscheiden gehabt hätte, dieses Urteil nichts vom Erhabenen und Schönen verlautbart haben würde, wie es Briand dem verblendeten Parlament verkündete, sondern es würde den hinterlistigen Ueberfall Rumäniens für den gröbsten, schändlichsten und häßlichsten Vertragsbruch erklärt haben. Aber auch so entsteht im Anständigkeitsgefühl der Menschheit auf den Anblick solcher Greueltaten ein unerschütterlicher Glauben und Wunsch nach Gerechtigkeit. Jegliches Ehrgefühl sehnt sich danach, daß die Macht der Gerechtigkeit die Schändlichkeit der Räuberabsichten treffe. Es möge dem Verrat die Strafe unverzüglich folgen. Es möge sowohl das rumänische Volk den erschaudern machenden Hauch der Volkstragödie verspüren. Sie wissen es, sie verspüren bereits in Rumänien die strafende Hand der Gerechtigkeit, und sie wollen unter der Flagge der Befreiung der Brüder die Welt täuschen. So wie die Italiener vom heiligen Egoismus sprachen, so wollen auch sie die Raubtaten des schändlichen Verrats zu einem heiligen Befreiungskrieg umstempeln. Befreiung? Von wessen Tyrannei? Haben vielleicht die Rumänen in der Bukowina, in Siebenbürgen ein schlechteres Los als in Rumänien? Wo gab es Bauernaufstände wegen Knechtung des Bauernvolkes? Etwa nicht in Rumänien? Wo ist die Rechtsgleichheit gefährdet? Etwa nicht in Rumänien? Wer verfolgt die auf rumänischem Gebiet seßhaften Bulgaren nur darum, weil sie Bulgaren bleiben wollen? Nicht die Befreiung des Brudervolkes ist hier das Wesen, sondern der Gebietshunger, der Größenwahn, denn auf jenen Gebieten, welche sie bereits auf den Landkarten als die ihrigen bezeichnen, wohnen nicht bloß Rumänen, sondern in großer Anzahl auch Ungarn, Deutsche und Serben.

Jeder Bürger Ungarns steht im Genusse der vollen Rechtsgleichheit. Das in Ungarn seßhafte rumänische Volk hat seine Pflichten im großen Weltkriege glänzend erfüllt und erfüllt sie auch jetzt. Die geschichtlichen Fäden einer seit Jahrhunderten gemeinsamen Vergangenheit knüpfen es an die Krone des heiligen Stephan. Das Volk will von einer Trennung nichts wissen. Sie verkehren zur Genüge mit der Bewohnerschaft Rumäniens, um sich nicht in den Machtkreis des rumänischen Königreichs zu wünschen. Hinsichtlich der Volksbildung und des wirtschaftlichen Lebens steht das ungarländische Niveau viel höher als jenes im rumänischen Königreich. Ungarn wünscht nichts andres vom rumänischen Volke als die Treue zum ungarischen Staat. Im Rahmen der staatlichen Einheit können sie ihre Sprache, ihre Kultur weiterbilden. Nichts steht

Digitized by Google

dem im Wege. Ich frage, ist das rumänische Volk in Ungarn unterdrückt, wo es mit rumänischer Unterrichtssprache 2170 Volksschulen, 6 Bürgerschulen, 6 Lehrerbildungsanstalten, 4 Obergymnasien und außerdem noch eine Oberrealschule und eine höhere Handelsschule gibt! Mit der Vermehrung der Schulen beschäftigt sich bereitwillig jede ungarische Regierung, und die ungarische Gesetzgebung befriedigt gern alle gerechten Ansprüche, ja Graf Stephan Tisza hat schon vor dem Kriege erklärt, mit welchem Wohlwollen er jeden solchen Anspruch zu befriedigen bereit sei, welcher im Rahmen der ungarischen staatlichen Einheit zu verwirklichen ist. Kann dort von Unterdrückung gesprochen werden, wo die rumänischen Gemeindeschulen 191 310 Kronen, die rumänischen griechisch-katholischen Volksschulen 873 568, die griechisch-orientalischen rumänischen Volksschulen 721 530 Kronen jährlich an staatlicher Unterstützung genießen?

Kann von Unterdrückung gesprochen werden, wo die griechisch-katholischen rumänischen Seelsorger — um nur die Daten des letzten Jahres zu erwähnen — im Jahre 1915/16 an Kongrua und Alterszulagen 1 885 136 Kronen, die griechisch-orientalischen rumänischen Seelsorger hingegen im Jahre 1915/16 1 786 466 Kronen erhielten? Ist die rumänische Nation dort unterdrückt, wo eine Regierungsverordnung bestimmt, daß auch in den staatlichen, Gemeinde- usw., Elementarschulen und in den Wiederholungsschulen, also auch dort, wo die Unterrichtssprache die ungarische ist, der Religionsunterricht in der Muttersprache der Schüler erteilt werde?

Ist das rumänische Volk dort unterdrückt, wo in den staatlichen Elementarschulen die Benützung der nicht ungarischen Muttersprache als Aushilfssprache sowie deren planmäßiger Unterricht als Unterrichtsgegenstand gesichert ist?

Die rumänischen Politiker haben sich zur Politik der einzelnen Regierungen oft in Gegensatz gestellt, aber Befreiung haben sie nie verlangt. Es gibt in Ungarn keinen ernst zu nehmenden Politiker rumänischer Nationalität, der das Vorgehen Rumäniens, wonach es seinen treuen Bundesgenossen im Stiche ließ, nicht verurteilen würde. Auch die rumänischen Bischöfe erklären sich der Reihe nach und verleugnen jede Gemeinschaft mit den Angehörigen des räuberischen rumänischen Königreichs.

Sie erachten das Verhalten Rumäniens für verhängnisvoll, weil Rumänien sich in den Machtkreis seines größten Feindes, Rußlands, geworfen hat, und sie schämen sich jenes häßlichen Vorgehens, mit welchem die Zukunft Rumäniens vernichtet wurde — und die Ehre der internationalen Vertrauenswürdigkeit verloren ging.

Digitized by Google

Geraubte Schätze in Paris

Von

Ernst Steinmann

I.

Die Aachener Säulen

„Zu Ach hab ich gesehen die proportionirten seulen mit ihren guten capitelen von porfit grün und rot und gassenstein, die Carolus von Rom dahin hat bringen lassen und do einflicken; diese sind werklich nach Vitruvius schreiben gemacht."

Mit diesen wenigen Worten hat Albrecht Dürer seinen Besuch des Aachener Münsters beschrieben, wo er am 23. Oktober 1520 die Kaiserkrone über dem Haupte Karls V. erglänzen sah. Kein Wort über den Reichtum an Bildwerken in Bronze und Stein, kein Wort über die schimmernden Mosaiken an den Gewölben, die Malereien der Fenster, den Marmorbelag des Bodens; kein Wort über die ehrwürdigen karolingischen Gitter und Türen, kein Wort über die Pracht des unermeßlichen Domschatzes, der seinesgleichen nicht in Deutschland fand! Nur jene zweiunddreißig antiken Säulen fesselten die Aufmerksamkeit des Meisters, die im Innern des achteckigen Kuppelbaues in die großen Bogen des Obergeschosses übereinander eingestellt waren.

Allerdings besaß keine der deutschen Kathedralen einen ähnlichen Schatz, und die Aachener Säulen waren in den Rheinlanden nicht weniger berühmt wie der Schrein der drei Könige im Kölner Dom. Geschichte und Legende wußten von ihnen zu erzählen. Die einen behaupteten, schon die Kaiserin Helena habe den kostbaren Schatz aus Italien zum Bau von St. Gereon nach Köln gebracht, und später habe Karl der Große die Säulen von den Geistlichen des Stifts gegen einen umfangreichen Landbesitz eingetauscht. Andre wollten wissen, daß der Kaiser sie vom Papst zum Geschenk erhalten habe. Tatsache ist, daß Karl der Große diese Säulen aus Rom und Ravenna zum Schmuck seines Münsters nach Aachen bringen ließ, und daß Alkuin seinem Herrn im Jahre 794 berichten konnte, die Arbeit sei vollendet, die Säulen seien aufgestellt.

Fast ein volles Jahrtausend hatte das Münster sein schützendes Dach über die altersgrauen Zeugen antiker Größe und Herrlichkeit gebreitet, 996 Jahre lang hatte niemand Karls des Großen Säulen zu berühren gewagt, da bemächtigten sich die Franzosen nach einem entscheidenden Siege über die österreichischen Truppen am 22. September 1794 zum zweitenmal der ehemaligen Krönungsstadt der deutschen Kaiser. Nur ein Zufall verhinderte die völlige Zerstörung Aachens, aber nichts vermochte die Sieger, die schon damals angenommene Gewohnheit preiszugeben, aus eroberten Städten die wertvollsten Kunstschätze zu rauben und nach Paris zu schaffen.

Digitized by Google

Schon am 22. Oktober wurde das eherne Standbild Kaiser Karls auf dem Marktplatz heruntergenommen und gleichzeitig wurden aus den Kirchen Aachens die besten Altargemälde zusammengeschleppt. Am schwersten aber hatte das Münster zu leiden. Nicht nur seine beweglichen Kunstgüter wanderten nach Paris: der Wolf und die Artischocke — die volkstümlichen Wahrzeichen des Domes —, der Proserpinasarkophag und das bronzene Muttergottesbild über dem Hauptportal; um sich schadlos zu halten für den nach Paderborn geretteten Münsterschatz wurde beschlossen, auch die karolingischen Gitter des Oktogons und die Säulen Karls des Großen auszubrechen und nach Paris zu senden. Die Gitter wurden zwar entfernt und eingepackt, aber beim Abtransport vergessen. Das Schicksal der Säulen sollte sich seltsam und wechselvoll gestalten.

Im Oktober 1794 begann das frevelhafte Werk des Abbruches; erst im August des folgenden Jahres war es vollendet. Die Meister und Handwerksleute Aachens — so berichtet der Chronist — hatten sich einhellig geweigert, die Arbeit anzugreifen, indem sie behaupteten, daß durch die Wegnahme der Säulen die Sicherheit des ganzen Baues gefährdet werden würde, „bis endlich ein Verräter Judas, schandwert zu sagen, ein nichtswerter Aachener Bürger Namens Krätzer sich anbot, die Säulen herauszunehmen, der auch dieses schändliche Werk vollbrachte".

Alles wurde fortgeschleppt, was sich im Münster im Oktogon, am Königsstuhl und in den Kapellen an Säulenschmuck vorfand. Nicht weniger als sechsundvierzig Säulenschäfte, meist mit ihren Kapitellen, gelangten damals nach Paris. Dem Krönungstempel der deutschen Kaiser blieb nichts zurück als der Glanz seiner historischen Erinnerungen. Monate-, ja jahrelang scheinen die schweren Steinmassen unterwegs gewesen zu sein. Ein Aachener Bürger berichtet am 5. Januar 1800 aus Paris, er habe die Säulen zum Teil schon zerbrochen im Hofe des Palastes zu Lüttich liegen gesehen.

Fünfzehn Jahre später verfaßte Henry Milton, der nach dem Sturze Napoleons sofort nach Paris geeilt war, um die unermeßlichen Kunstschätze des Louvre noch beieinander zu finden, seine Briefe über die schönen Künste. Er betrachtete und beschrieb die Herrlichkeiten des Musée Napoléon mit der verhaltenen Erregung eines begeisterten Kunstfreundes, der fürchten mußte, morgen zu verlieren, was er heute noch besaß, der fürchten mußte, dort morgen eine leere Nische oder eine kahle Wand zu finden, wo er heute noch den Laokoon des Vatikan oder die Transfiguration Raffaels bewundern konnte.

Aber die Begeisterung darüber, in Paris gleichsam mit einem einzigen Blick alle Schätze der Erde umfassen zu können, machte ihn nicht blind für die Verbrechen, die dieser Triumph gekostet hatte. Das Urteil dieses Engländers über den Kunstraub der Franzosen in Europa läßt an Schärfe nichts zu wünschen übrig:

„Banden von wohlgeübten Räubern," so schreibt er, „die im eignen Lande nicht die Beschäftigung fanden, für die sie geboren waren, wurden in fremde Länder gesandt, um unter einem weniger schändlichen Namen ihre Verbrechen

Digitized by Google

fortzusetzen. Daß das Vorwärtsdringen solcher Armeen Raub und Plünderung bedeuten mußte, konnte nicht wundernehmen. Aber die gewöhnlichen Objekte der Plünderung genügten der Raubsucht der Franzosen nicht. Scharen von wissenschaftlich gebildeten Dieben folgten ihren Armeen, und entweder durch erzwungene Verträge oder durch offene Gewalt setzten sie sich in Besitz alles dessen, was sie für ausgezeichnet und wertvoll hielten. Dabei war die Geschicklichkeit dieser Männer ebenso groß wie ihre Grausamkeit."

Angesichts dieser leidenschaftlichen Anklage, die Englands damalige Stimmung gegen Frankreich treffend zum Ausdruck bringt, fragt man sich schon jetzt, ob die prächtigsten der Aachener Säulen in Paris zurückgeblieben wären, wenn sie ein französischer General aus Westminster-Abbey entwendet hätte?

In Paris angelangt, wurden die kostbarsten Säulenschäfte ohne weiteres poliert und verloren so für immer das verwitterte Gewand ihres tausendjährigen Alters. Museum und Tuilerien teilten sich in den Raub, was nicht verwendet werden konnte, verschwand in den Magazinen des Louvre. Acht Säulen wurden in der Antikengalerie im Saal der Statuen berühmter Männer aufgestellt; zwei wundervolle Exemplare aus rotem Granit wurden zum Schmuck jener Nische verwandt, in der unter den Augen des Konsuls Bonaparte der Apollo von Belvedere auf antiker Basis seinen Platz gefunden hatte. Vier andre Säulen endlich aus weißem Marmor sollen den Thron gestützt haben, den sich Napoleon in den Tuilerien errichten ließ.

Als dieser Thron nach der Schlacht bei Belle-Alliance zusammenbrach, zeigten sich die Preußen sofort entschlossen, ihr Eigentum zurückzunehmen und wandten ohne weiteres Gewalt an, als man versuchte, sich dem Abtransport von Statuen und Gemälden aus dem Louvre zu widersetzen. Der preußische König wußte aus Erfahrung, wie wenig französischen Zusicherungen zu trauen war. Auch die Säulen des Aachener Münsters standen auf der endlosen Liste geraubten Gutes, und gegen die Rückgabe der Stücke in den Tuilerien und in den Magazinen scheinen auch keine Einwendungen erhoben worden zu sein. Aber um die zehn Prachtexemplare im Antikenmuseum entspann sich sofort ein heißer Kampf.

„Schon die erste Aufforderung an Denon und Lavalé," schreibt Eberhard v. Groote, ein junger Offizier Kölner Abkunft, der vom Fürsten Blücher mit der Einforderung des geraubten Gutes betraut worden war, „schon die erste Aufforderung brachte diese Herren in die äußerste Wut. Sie sprachen von Vandalismus und Barbarei, und entblödeten sich nicht, auf diese Weise das Verfahren ihrer Nation mit seinem rechten Namen zu bezeichnen. Ich entgegnete ihnen, ob sie denn nicht auch die Kirche Karls des Großen auf vandalische Weise zerstört hätten, als sie den Sarkophag und die Säulen ausgebrochen, und Lavalé hatte die Unverschämtheit, mir zu erwidern: Oh, ce n'était qu'une église! Vous ne détruirez pas pour cela la maison du roi! Bei diesen Worten fuhr mir eine ganz furchtbare Wut durch alle Glieder, und ich hätte die Säulen, bei denen wir standen, mögen gleich herausreißen und das elende Männlein unter den stürzenden Gewölben begraben können."

Digitized by Google

Anfangs schienen sich die Dinge günstig zu gestalten, und am 24. August schrieb Groote triumphierend: „Die Aachener Säulen wanken und werden genommen, es koste, was es wolle.“ Aber er hatte in dem Zweikampf, den er allein mit Vivant Denon aufgenommen hatte, seinen Gegner nicht richtig eingeschätzt. Dieser Günstling der schönsten Frauen und des mächtigsten Kaisers, dieser Kavalier vom Hofe Ludwigs XV., der unerschrocken und unversehrt durch alle Schrecken der Revolution hindurchgegangen war, dieser vielgewandte Baron des Kaiserreichs und Ritter der Ehrenlegion, der Napoleon auf seinen Eroberungszügen von Kairo bis Warschau begleitet hatte, dieser feingebildete Literat, der sich am Tische Voltaires in Ferney mit der gleichen Sicherheit einzuführen gewußt hatte wie im Hause Goethes zu Weimar, dieser größte Kunstkenner Europas, der mit vollendetem Anstand und gänzlicher Skrupellosigkeit die Schlösser, Kirchen und Museen von Italien, Spanien, Deutschland und Oesterreich ausgeplündert hatte, dieser Mann mit seinen vielen Seelen war in der Tat ein gefährlicher Gegner für den rheinländischen Freiwilligen Eberhard v. Groote, „ein junger Offizier“, wie ihn Denon selbst zu charakterisieren beliebte, „der allzu heißspornig zuweilen die Grenzen überschreitet, die ihm die Klugheit setzen sollte“. Mochte dem vielgewandten Träger so wunderbarer Schicksale, dem ergrauten Diener so wechselnder Gewalten im Louvre das Zepter langgeübter Herrschaft entfallen sein — in diesem einen Punkte wollte er dem jungen preußischen Offizier nicht unterliegen. Das war eine persönliche Angelegenheit; das war Ehrensache!

Er richtete ein Schreiben an Friedrich Wilhelm III. von Preußen: „Sire,“ schrieb er, „ich erhalte heute eine Zuschrift, in der man vierzig Säulen von mir verlangt. Unter diesen befinden sich diejenigen, welche die Apollogalerie stützen. Ich halte es bei einer Sache von solcher Wichtigkeit für meine Pflicht, Eure Majestät zu benachrichtigen, ehe irgend etwas unternommen wird. Ein solcher Eingriff im Palast des Königs könnte Mißstimmung erregen, ganz abgesehen davon, daß die Kosten des Abbruches sich viel höher stellen würden, als die Säulen selbst wert sind. Außerdem würde eine solche Unternehmung das Gewölbe gefährden, das auf den Säulen ruht und mich veranlassen, das Museum für die Fremden zu schließen.“ Denon schließt sein Gesuch mit der Bitte, der König wolle sich mit der Rückgabe von zehn wohlerhaltenen Säulen begnügen und mit seiner königlichen Autorität dem Gewaltakt entgegentreten, den man zu begehen im Begriff sei.

Als man viele Jahrzehnte später die Kaiserin Eugenie ersuchte, den Talisman Karls des Großen zurückzuerstatten, den Josephine Beauharnais aus dem Aachener Münster mit andern Reliquien entwendet hat, lehnte sie die Bitte mit den kurzen Worten ab: „C'est une question de dynastie.“ Eine ähnliche Antwort hätte wahrhaftig auch Denon verdient, und er würde sie vielleicht erhalten haben, hätte er bei dem edelsinnigen König nicht einen mächtigen Fürsprecher gewonnen. Niemand anders als Alexander v. Humboldt, mit Denon seit langen Jahren befreundet, stellte sich in dieser Frage gegen das eigne Vaterland auf die fran-

Digitized by Google

zösische Seite. Unter seinem Einfluß wird die Antwort des Königs entstanden sein, die seinem Charakter Ehre macht, aber in diesem Falle ein Nachgeben bedeutete in einer Sache, wo alles Recht auf seiten Deutschlands und alles Unrecht auf seiten Frankreichs war.

„Ich habe Ihre Reklamation erhalten, mein Herr," schrieb der König an Denon. „Wenn die nationale Ehre und das Interesse, das ich am Aufblühen der Künste in meinen Staaten nehme, mich veranlaßten, alles zurückzunehmen, was mir mit Waffengewalt entrissen war, so entspricht es doch vollkommen meinen Wünschen, alles zu vermeiden, was einem Gebäude schaden könnte, das die köstlichsten Schätze des Altertums in seinen Mauern birgt. Ich werde daher anordnen, daß keine der Säulen reklamiert wird, die das Gewölbe stützen, und in voller Anerkennung dessen, was Sie für die Erhaltung und Wiederherstellung der Kunstschätze geleistet haben, werde ich den Kommissär Schober beauftragen, die zehn Säulen und den antiken Sarkophag gemäß Ihren Wünschen in Empfang zu nehmen."

Natürlich war jetzt die Sicherheit des Gewölbes im Louvre lange nicht so bedroht wie einst das Gewölbe im Aachener Münster, aber der alte Fuchs Denon brauchte die Drohung einer solchen Katastrophe, um sein Ziel zu erreichen. Sechzehn Säulenschäfte blieben in Paris, unter ihnen die schönsten von allen, vier Prachtexemplare von rotem, orientalischem Granit. Sie tragen heute in der ehemaligen Salle des empereurs die Arkaden; acht andre aus dem grauen Granit der Insel Elba schmücken in Doppelstellungen die Salle de la paix; was aus den übrigen geworden, hat nie ermittelt werden können. Dreißig Säulen und zehn Kapitelle kehrten nach Aachen zurück. Sie lagen damals großenteils noch unbenutzt im Magazin des Louvre.

Denon, der vielerfahrene Welt- und Menschenkenner, hatte über einen jugendlichen Heißsporn einen schnellen und leichten Sieg davongetragen. Aber wie wenig es ihm gelungen war, seinen Gegner einzuschüchtern, beweist folgender Brief, den Groote nur zwei Tage nach der Order des Königs am 25. August 1815 an seinen Ueberwinder richtete:

„Die Beschuldigungen, welche Sie in Ihrem Schreiben an des Königs Majestät wegen meines Betragens auf dem Museum gelangen ließen, werden mir bei meinen deutschen Brüdern ewig zum Lobe gereichen. Doch wunderte es mich, dieselben von Ihnen zu hören, da Sie doch als Napoleons allzu treuer Diener dasjenige so lange mit Unrecht ausübten, dessen Sie mich nun, da ich es des Rechts und der Billigkeit wegen übe, beschuldigen wollen. Ich verlange aber weder Ihre Rechtfertigung noch Genugtuung; letztere finde ich gerade in Ihrer Anklage am reichsten. Nur muß ich Ihnen noch bemerken, daß ich kraft der Vollmacht, die ich Ihnen gleich am ersten Tage meines Eintritts ins Museum vorzeigte, auch nun noch fortwährend mit der Rücknahme des deutschen Eigentums beauftragt bin; und daß ich, wenn ich gleich die von dem Grabmal Karls des Großen geraubten Säulen Ihnen leider nun zu lassen gezwungen bin, dennoch recht bald wieder hoffe, Gelegenheit zu haben, von jener Vollmacht gegen Sie Gebrauch zu machen."

Digitized by Google

Denon soll durch diese Zurechtweisung des deutschen Offiziers nicht wenig verstimmt worden sein. Aber tausend neue Sorgen verdrängten bald die Erinnerung an Eberhard v. Groote, an die Aachener Säulen und an die Großmut des preußischen Königs. Die ganze Welt schien plötzlich gegen den einstigen Direktor des Musée Napoléon die leeren Hände zu erheben: Holland und Belgien, Italien, Spanien und Oesterreich, alle diese Staaten verlangten auf einmal nach dem Vorgange Deutschlands zurück, was ihnen brutale Gewalt an nationalem Besitz entrissen hatte.

Gewiß, der Mann kann kein gewöhnlicher Sterblicher gewesen sein, der noch als Greis in solchem Sturme standhielt. Denon verlor nicht einen Augenblick die Fassung. Mit allen nur erdenklichen Listen suchte er auch jetzt noch für Frankreich zu retten, was zu retten war, und seine kühle, skeptische Natur überwand selbst den Untergang des Musée Napoléon, seines Lebenswerkes. Als alles vorüber war, legte er, wohl wissend, was die Zeit verlangte, die Demission von allen Aemtern und Würden in die Hände Ludwigs XVIII. Inmitten seiner reichen Sammlungen unsicheren Ursprungs hat er noch lange ein Otium cum dignitate in einem altberühmten Hause am Quai Voltaire genossen.

Hier besuchte ihn eines Tages Lady Morgan, die irische Patriotin. „Sie müssen in Ihrer Jugend viel gearbeitet haben," sagte die junge Frau, überwältigt von der Fülle des Wissens, die der Besitzer so herrlicher Kunstschätze lächelnd über sie ausgeschüttet hatte.

„Im Gegenteil," lautete die gelassene Antwort, „ich habe niemals studiert; es würde mich gelangweilt haben. Aber ich habe viel beobachtet, weil es mir Vergnügen machte. So habe ich mein Leben reichlich ausgefüllt und viele Freuden kennen gelernt."

„Das Schicksal hat ihm versagt, jemals für irgendeine Sache das Leben einzusetzen," sagte sich, den merkwürdigen Greis verlassend, die frühgereifte Frau, die viel gelitten und viel geopfert hatte. Vielleicht vermißte sie in der reichen Natur dieses vollkommenen Egoisten jegliche Fähigkeit, zu leiden, ja selbst die Empfindung für die tausendfältigen Schmerzen, die er selbst wie sein angebeteter Meister andern verursacht hatten.

Nur einmal haben die Zeitgenossen die standhafte Seele Denons in furchtbarer Erschütterung gesehen. Er brach in Tränen aus, als ihm der gestürzte Kaiser zum letztenmal die Hand entgegenstreckte. „Werden wir nicht weich," sagte Napoleon, mit erstarrtem Auge den treuen Diener betrachtend, „in Augenblicken wie dieser muß man seine Kaltblütigkeit bewahren."

Als das Resultat der Verhandlungen über die Aachener Säulen in Deutschland bekannt wurde, brach ein Sturm der Entrüstung gegen Alexander v. Humboldt los, den man vielleicht nicht mit Unrecht als den Hauptschuldigen an der Entschließung des Königs verklagte. Wenige hatten wohl überhaupt eine Vorstellung von der Bedeutung des Objektes, aber alle empfanden die Tatsache selbst wie eine Kränkung des nationalen Stolzes. War es nicht endlich an der Zeit, mit unbezwinglicher Festigkeit dem verhaßten Erbfeind entgegenzutreten,

Digitized by Google

der noch immer behauptete, man brauche nur Französisch zu sprechen, um einen Deutschen zittern zu machen?

Der „Rheinische Merkur" hat damals den deutschen Standpunkt mit größtem Freimut vertreten und den Unmut bei Volk und Armee über den Verlauf der Angelegenheit unverhohlen zum Ausdruck gebracht. Am 5. Oktober 1815 las man in seinen Spalten eine Korrespondenz aus Paris, die ein preußischer Offizier unterzeichnet hatte, der niemand anders war als eben Eberhard v. Groote. Er zeigt uns den Konflikt in seinen letzten Stadien: „Mit welcher Schlauheit der alte Reinecke Denon seine Karten mischt," schreibt Groote, „ist glaublich; unglaublich aber ist es, daß man sich von ihm, dessen Trug man kennen sollte, immer wieder betören läßt. Als die schönen Granitsäulen aus Aachen zurückgefordert wurden, so beliebte es ihm, anfangs die Sache als Spaß, als plaisanterie aufzunehmen; und er fand sich gröblich beleidigt, als ihm ein teutscher Kriegsmann ganz trocken erwiderte, daß man mit einem Franzosen in dieser Zeit durchaus nicht spasse, sondern im Gegenteil sehr ernsthaft zum Werke schreite. Weil er nun also wohl einsehen mochte, daß mit diesen unerfahrenen, unhöflichen jungen Männern wirklich nicht zu spassen sei, so wandte er sich an einen berühmten Gelehrten, A. v. H. Dieser scheint auch in der Tat mehr Sinn für solche spirituelle Plaisanterien gehabt zu haben, denn er vermochte den edlen König, von dem unhöflichen Vorhaben etwas nachzulassen und sich mit zehn Stück zu begnügen. Sind wir aber dennoch so ungenügsam, den ganzen Ersatz zu verlangen, so soll uns jedes Stück von den übrigen mit 2000 Franken bezahlt werden; und damit möchten wir doch ja zufrieden sein, denn sie wären im Grunde nicht so viel wert!"

Wenige Tage später kam der Herausgeber des „Rheinischen Merkurs", Benzenberg, noch einmal auf die Aachener Angelegenheit zurück und nahm von den für immer verlorenen Säulen mit beweglichen Worten Abschied. „Dort stehen sie," schrieb er, „stumm und trauernd, daß sie in grauem Alter nun zu Ehrensäulen oder vielmehr zu Schandmälern beispielloser Tyrannei und Raubsucht dienen müssen, nachdem sie viele Jahrhunderte lang zu heiligem, ehrwürdigem Zweck verwandt waren; dort stehen sie, wo der berüchtigte Denon uns des Vandalismus beschuldigte, als wir sie zurückverlangten, und wo, als wir im gerechten Zorne diejenigen des ärgsten Vandalismus beschuldigten, die vom Grabmal Karls des Großen diese festen Stützen zu rauben gewagt, ein feinzüngiger Lavalé uns antworten durfte: „Ah', ce ne fut qu'une église; on ne détruira pas pour cela la maison du Roi!" Dort stehen sie und müssen sich zu geringem Gelde anschlagen und wie Verbrecher und Sklaven zu ewigem Schanddienste verkaufen und verdammen lassen; sie, wofür Karl der Große eine reiche Herrschaft hingab, und die dem treuen, frommen Volke, dem sie sind geraubt worden, wohl viele Tränen, aber nimmer einen Kaufschilling wert gewesen sind."

Benzenbergs Aufsatz enthielt überdies eine nicht mißzuverstehende Anklage gegen undeutsch gewordene deutsche Männer, die mit den Franzosen gemeinsame

Digitized by Google

Sache gemacht hätten. Alexander v. Humboldt, dem Benzenberg persönlich bekannt war, konnte einen solchen Vorwurf wohl nicht auf sich beruhen lassen; er schrieb am 22. November aus Paris folgenden Brief an den Herausgeber des „Rheinischen Merkur“:

„Durfte ich es erwarten, daß ich von Ihnen die tiefste Kränkung erfahren würde, die ich je öffentlich empfangen? Sie haben drucken lassen, ich habe die Freundschaft der Franzosen der Ehre meines Volkes vorgezogen. Der Fürst Hardenberg hat mir soeben den „Merkur“ gegeben.

Wie haben Sie mit der liebenswürdigen Herzlichkeit, die Ihnen eigen ist, einem Manne Ihre Freundschaft schenken können, den Sie fähig halten, irgend etwas in der Welt der Ehre seines Volkes vorzuziehen? Ihr Brief redet von Toleranz der Meinungen, Vielseitigkeit der Ansichten. Durfte ich mehr von Ihnen erwarten, als daß Sie mich tadeln würden, Nationalehre eher in der Mäßigung zu suchen als in strenger Vergeltung.“

Man sieht aus diesen verschleierten Worten, daß der große Gelehrte, der es auf seinen Weltreisen gelernt hatte, sich überall zu Hause zu fühlen, doch durch den Vorwurf der Vaterlandslosigkeit aufs tiefste verletzt worden war. Er lehnte es ab, sich im einzelnen zu rechtfertigen, obwohl noch ein andrer die Mitschuld an dem Sieg Denons getragen zu haben scheint, den Groote in seinen viele Jahre später erschienenen Aufzeichnungen zwar bezichtigt, aber nicht genannt hat. Der „Rheinische Merkur“ beeilte sich denn auch, seinen Lesern die schwierige Position Humboldts in dieser Angelegenheit darzulegen, so gut es ging, und die großen Verdienste dieses Mannes haben diese kleine Schuld bald mit Vergessenheit zugedeckt.

Die Angelegenheit verlor um so mehr an Bedeutung, als man zunächst nicht daran denken konnte, die mit großen Kosten zurückgebrachten Säulen wieder im Münster aufzustellen. Sie haben jahrzehntelang im Kreuzgange des Münsters und in der Johanniskapelle ziemlich verwahrlost umhergelegen und wurden hier noch im Jahre 1840 von dem Architekten Mertens beschrieben und gemessen. Erst im Jahre 1843 wurde auf Veranlassung Friedrich Wilhelms IV. mit der Wiederaufrichtung der Säulen im Oktogon des Domes begonnen und die acht fehlenden oder nicht mehr verwendungsfähigen Stücke durch neue Säulen ergänzt. Im Jahre 1847 endlich war die Aufstellung der Säulen mit einem Kostenaufwand von rund 60000 Mark vollendet. Das Verbrechen, das fremde Eroberer an einem der ehrwürdigsten Baudenkmäler Deutschlands begangen hatten, war endlich gesühnt!

So erzählen die Aachener Säulen eine Geschichte, deren tiefe und ernste Bedeutung wir nie vergessen sollten. Wie klar tritt uns in dieser Episode der eigne Volkscharakter und der fremde entgegen! Der hochherzige König, der über Völker und Zeiten weit hinwegschauende Humboldt, der tölpelhaft-trotzige Groote sind ebenso typische Gestalten wie der hochmütige Lavalé und der feine, verschlagene Denon. Niemals ist ein Volk mehr im Recht gewesen, als wir es waren, als wir die schmählich geraubten Reliquien eines nationalen

Digitized by Google

Heiligtums zurückverlangten. Kein Franzose würde als Sieger von einem solchen Rechtstitel ein Fünkchen preisgegeben haben. Aber der unsterbliche deutsche Michel, der in törichter Verblendung immer wieder die eignen Ideale bei andern Völkern sucht, dieser wunderbare, tapfere, treue und unverständige Junge, ließ sich auch diesmal überlisten und gönnte dem besiegten Feinde einen wenn auch bescheidenen Triumph. Und welchen Lohn empfing seine Großmut? „Ils avaient peur, les Allemands," sagten die Franzosen und betrachteten mit selbstgefälligem Stolz den nun für alle Zeiten gesicherten Raub, „ils n'avaient pas le courage de prendre les colonnes!" Gedenket der Aachener Säulen!

Zur Psychologie des Völkerkrieges

Von

General der Infanterie Freiherrn v. Woinovich

Wer sich ein ganzes langes Leben hindurch mit dem Studium der Erscheinungen des Krieges beschäftigt, über sie nachgedacht und gegrübelt hat, sie mit den bisherigen Erfahrungen auf diesem Gebiete verglich und Folgerungen aus ihnen für die Zukunft zog, dem kann es kaum fehlen, zu gewissen Resultaten zu gelangen, die vielleicht mitunter zu weitgehend, vielfach aber doch zutreffend und diskutierbar erscheinen.

Ein Bruchstück dieser geistigen Arbeit soll nun in diesem Aufsatz niedergelegt werden. Die Gedanken, die in demselben Ausdruck finden, beziehen sich meist auf Begleiterscheinungen des Krieges; der Hauptsache nach sind es Betrachtungen, die sich weniger mit dem kämpfenden Teile des Volkes beschäftigen als mit jenem, welchem im Hinterland die weniger dankbare, aber kaum minder wichtige Aufgabe des „Ausharrens" bzw. „Durchhaltens" obliegt.

*

In den ältesten Zeiten trugen die Kriege, ihrer Natur gemäß, den Stempel des Vernichtungskampfes. Der siegreiche Teil bemächtigte sich des feindlichen Territoriums, machte die wehrhafte männliche Bevölkerung nieder, Weiber und Kinder verfielen der Sklaverei. Das war das ursprüngliche, das roheste, aber natürlichste Prinzip des Krieges. Mit der zunehmenden Kultur milderte sich der Krieg wohl einigermaßen, aber immerhin brachte erst das Christentum, ganz besonders aber die christlich-germanische Zivilisation menschlichere Züge in die Kriegführung. Das Mittelalter war der unorganisierte Krieg aller gegen alle, ein Gemisch von Roheit, aber auch einer gewissen Ritterlichkeit. Erst die Söldnerkriege bahnten das System an, den kriegführenden Teil der Bevölkerung von der friedlichen zu sondern. Das ging mit der Zeit so weit, daß sich im achtzehnten Jahrhundert der Krieg nur auf die einander gegenüberstehenden Heere

Digitized by Google

beschränkte; allerdings auch eine Entartung des Wesens der Kriegführung, jedoch im menschlichen Sinne. Eine Ausnahme hiervon machten die Religionskriege, hauptsächlich der Dreißigjährige und die Türkenkriege, die man füglich zu ihnen zählen muß.

Die französische Revolution stellte die ursprüngliche Kraft der Kriegführung wieder her; die Ziele der Kriege wuchsen, die Intensität, mit der sie geführt wurden, nahm zu. Nach der Napoleonschen Epoche flauten die Kriege wieder ab; es schien neuerlich ein Rückfall in die Kriegführung des achtzehnten Jahrhunderts bevorzustehen, wenn Preußen nicht 1866 und 1870/71 eine Renaissance derselben angebahnt und ihre frühere Energie noch überboten hätte, indem es die allgemeine Wehrpflicht einführte. Dieser Schritt hat wohl die Geister gerufen, die die Welt nicht mehr loswerden sollte, denn es wappneten sich in der Folge alle Staaten und Völker in gleicher Weise. Der Krieg wurde dadurch im weiteren Verlaufe Sache des ganzen Volkes oder vielmehr Sache aller kriegführenden Völker.

Das stellte allerdings eine unerwartete, jedoch höchst einschneidende, bedeutungsvolle Wendung dar, indem der Krieg hierdurch den Charakter des Völker- und Rassenkampfes anzunehmen drohte; handelte es sich doch nun nicht mehr um Vernichtung des feindlichen Heeres allein, sondern um Niederwerfung der feindlichen Staaten und Völker, wodurch alle rohen Instinkte und Leidenschaften, die Jahrhunderte in den Menschen geschlummert hatten, wieder geweckt wurden. Das erwies tatsächlich der gegenwärtige Krieg in traurigster Art, überdies aber noch, daß gerade jene Völker, die in der äußeren Kultur ihrer Meinung nach am weitesten fortgeschritten waren, roher, gewalttätiger und skrupelloser seien als jene der Mittelmächte, bei denen offenbar die innere Kultur tiefer Wurzel gefaßt hatte. Anzeichen hierfür waren schon vor Ausbruch des Krieges im internationalen Verkehr der Regierungen zu konstatieren, der immer rücksichtslosere Formen anzunehmen begann. Es war dies ein sichtbares Merkmal für den sittlichen Verfall der Völker der Entente, denn wenn man Roheit und Rücksichtslosigkeit allenfalls noch bei den Kämpfenden selbst zu entschuldigen vermag, so ist dies den Staatslenkern und Regierungen gegenüber unzulässig, die kalten Blutes außerhalb der Sphäre der Gefahr Pläne schmiedeten, die jeder Moral ins Gesicht schlugen. Mit welchem Ausdruck z. B. soll man die Heuchelei der russischen Machthaber bezeichnen, die ihr Wort dafür verpfändeten, daß sie den Frieden wollten, während ihre Heerscharen schon bereit waren, den Nachbar zu überfallen, und die im Frieden im Haag Grundsätze aufstellten, die sie schon damals nicht halten zu wollen vorhatten, oder jenes Telegramm, das der König von Italien im August 1914 an unsern Kaiser richtete, des Inhaltes, daß er wohlwollende Neutralität zu halten versprach. Wie tief muß daher das Rechtsgefühl und die öffentliche Moral bei unsern Gegnern gesunken sein, wenn deren leitende Männer derartiges wagten!

Wenn man dies alles erwägt, wird es begreiflich erscheinen, weshalb der Völkerkrieg überhaupt ausbrechen und warum er ohne jegliche Schranken des Rechtes und der Moral einherschreiten und jene Formen annehmen mußte, die

Digitized by Google

er tatsächlich zeigt. Von einer Herde reißender Wölfe kann man nichts andres erwarten, als was in den Instinkten von Raubtieren gelegen ist. Rumänien bietet neuerlich einen Beweis hierfür.

*

Auch in früheren Zeiten gab es erbitterte Kriege, z. B. die Glaubenskriege. Seit dem Dreißigjährigen Kriege war es aber stillschweigend, ohne Friedenskongresse, zur Uebung geworden, nur die „Kämpfer" als Feinde zu betrachten. Friedfertige Angehörige aus dem Feindesland wurden in der Regel unbehelligt gelassen, selbst die Türken huldigten zur Zeit ihres größten Fanatismus dieser Gepflogenheit und beschränkten sich darauf, die Gesandten des feindlichen Staates in die sieben Türme zu sperren, um sie vor der Volkswut zu schützen. Der gegenwärtige Krieg begann aber bereits mit einer brutalen Verfolgung friedlicher, in den Ententeländern lebender Bürger der Mittelmächte, die sich auch auf Nichtwehrfähige, auf Greise, Frauen und Kinder, erstreckte, denen man nicht einmal die Gelegenheit bot, in ihre Heimat zurückzukehren; sie wurden den schwersten Mißhandlungen ausgesetzt und in menschenunwürdiger Weise behandelt. Dies läßt sich nur durch einen Haß sondergleichen erklären; obwohl hierfür, besonders bei Kriegsausbruch, eigentlich jeder triftige Grund fehlte. In erster Linie wendete sich dieser Haß wohl gegen Deutschland. Welchen politischen Antagonismus gegen diesen Staat man aber immer geltend machen konnte, eines steht fest, niemals hat das deutsche Volk jemand in der Weise bedrückt wie z. B. Frankreich, insbesondere aber England!

Gegen Oesterreich-Ungarn schiene der Haß noch erklärlicher, weil er von verschiedenen Nationen durch die Begierde nach unerlösten Provinzen aufgestachelt und geschürt wird. Die Ausbrüche der Leidenschaft der ganzen Welt gegen die Zentralmächte kann man sich dagegen nur als eine besonders böse Art von Kriegspsychose erklären, als eine Krankheit, wie seinerzeit etwa der religiöse Wahn, der zu den Kreuzzügen, Ketzerverfolgungen, z. B. zur Bartholomäusnacht, u. dgl. führte. Worin liegt jedoch die Ursache, daß dieser tief eingefressene Haß nicht gegenseitig ist, nicht auch die Zentralmächte erfüllt, obgleich letztere ohne Zweifel mehr Grund dazu hätten? Die Antwort darauf kann wieder nur lauten: weil Deutschland und Oesterreich-Ungarn die höhere Geistes- und Herzenskultur und überdies wahre Religiosität besitzen, die das Ueberwuchern der Leidenschaften über Menschlichkeit und gesunden Menschenverstand nicht zulassen. Die Zunahme dieses Hasses während des Krieges ist zum Teil dadurch zu erklären, daß die erträumte rasche Niederwerfung der Zentralmächte keineswegs eingetreten ist, noch auch in Aussicht steht, daß es also auch ohnmächtige Wut ist, die sich gegen uns in allen Handlungen und Aeußerungen in sinnloser Weise geltend macht. Allerdings könnte man sich wundern, daß auch hochgestellte, an der Spitze von Regierungen stehende Männer in dieses Horn blasen, wenn man sich nicht dessen zu erinnern vermöchte, daß im feindlichen Auslande selbst in diesem Milieu eine unglaubliche Naivität und Unwissenheit in bezug auf mitteleuropäische

Digitized by Google

Verhältnisse herrschen, was bei den Engländern beispielsweise so weit geht, daß sie sich nicht einmal mehr die Mühe nehmen, die diplomatische Verkehrssprache zu erlernen. Die Kriegführung der Ententestaaten ist daher auch nur eine ununterbrochene Kette zweckwidriger, unüberlegter Maßnahmen. Was Franzosen, Italiener und Russen anbelangt, so ist übrigens deren Selbstüberhebung längst bekannt. Bei den Russen kommt noch die schlecht übertünchte Roheit des Halbgebildeten dazu.

Eine Frage ist naheliegend. Fühlen und empfinden denn die Völker der Entente ohne Ausnahme in jener Art, wie sie uns aus den Stimmen der Presse, aus Aeußerungen von Staatsmännern, Parlamenten u. dgl. bekannt geworden ist? Zur Ehre der Menschheit wäre man versucht, daran zu zweifeln und anzunehmen, daß es nur die überlauten Stimmen der Ultras seien, die durch ihr lautes Wutgeheul jene der Gemäßigten, Einsichtigen übertönen. In England lagen zu Kriegsbeginn wenigstens einige Anzeichen hierfür vor, bei Italien ist es sicher, daß es viele Stimmen im eignen Lande gab, welche das Vorgehen gegen Oesterreich als Felonie brandmarkten. Sie wurden zum Schweigen gebracht, werden sich aber möglicherweise seinerzeit wieder Gehör verschaffen. In dieser Hoffnung ist der einzige schwache Schimmer zu erblicken, daß sich in entfernterer Zukunft vielleicht doch die Leidenschaften glätten und damit auch wieder Vernunft und Menschlichkeit in ihre alten Rechte eingesetzt werden. Vorläufig ist dies auch aus dem Grunde noch nicht möglich, weil die Stimmen, die von beiden Seiten in die Oeffentlichkeit dringen, in einem zu ungleichen Verhältnis zueinander stehen. Die Mittelmächte sind nämlich nicht nur an Kämpfern weniger zahlreich als ihre Widersacher, sondern auch an Zahl und Stärke ihrer Stimmen, mit denen sie zur Oeffentlichkeit sprechen. Sind es doch Hunderttausende von Stimmen, die von den Säulen des Herkules, von Portugal angefangen, aus Frankreich, England, Rußland und Italien, aus Teilen Asiens, Australiens, Afrikas und selbst aus manchen neutralen Staaten, wie Amerika, zu uns herüberschallen und die wenig tausend Stimmen der Abwehr unserseits, wenn sie noch so gerechtfertigt sind, übertönen so daß die Gegner, vielfach getäuscht, vielleicht, gar nicht zum Bewußtsein ihres Unrechts kommen können. Die Mittelstaaten haben in dieser Hinsicht zu wenig Wert auf das geschriebene bzw. gedruckte Wort und auf Kaptivierung der öffentlichen Meinung gelegt. Man mag über die Presse denken wie man will, sie ist heutzutage eine Macht, und wer sich ihrer nicht bedient, begibt sich eines großen Vorteiles. Den Völkern und Staaten der Entente mangelt überdies aus den geschilderten Gründen das Bewußtsein für Gut oder Böse. „Right or wrong, my country“ ist ihr Grundsatz — vielleicht patriotisch, gewiß aber vor dem Richterstuhle der Moral nicht einwandfrei. Oder ist vielleicht der Mord an unserm Thronfolgerpaar, weil er in ihren Kram paßt, in ihren Augen gerechtfertigt? Wenn ja, wohin anders soll dann die sittliche Entwicklung der Menschheit führen als zum höher organisierten Raubtier!

*

Digitized by Google

Und diesen Leidenschaften der Völker entsprechend wird auch der Krieg geführt. Völkerrecht, Seerecht, Neutralität usw. sind vergessene Begriffe. Die vernünftigen, rein menschlichen Errungenschaften auf dem Gebiete der Kriegführung, welche das Wesen des Krieges gar nicht berührten, sondern nur auf dessen Milderung abzielten, wie die Genfer Konvention und die Haager Vereinbarungen, wie wurden sie eingehalten? Schon vor Beginn der Feindseligkeiten sind sie von den Regierungen und Völkern der Entente auf das gröblichste verletzt worden durch das unqualifizierbare Vorgehen gegen diplomatische Vertreter der Mittelmächte, Attentate auf das Eigentum dieser Staaten und Zurückhaltung von Angehörigen derselben. Während des Krieges erfolgten dann die ärgsten Missetaten; Hilfsplätze wurden beschossen, Militärärzte entgegen den Bestimmungen der Genfer Konvention getötet oder gefangen, das Genfer Kreuz zum Schutze der Artillerie bei Kirchen, Spitälern u. dgl. aufgepflanzt, friedliche Landesbewohner drangsaliert, deren Eigentum geraubt u. dgl. mehr. Das Los der Kriegsgefangenen gestaltete sich, ungeachtet der im Frieden abgeschlossenen Vereinbarungen, geradezu erbärmlich, nicht nur in den auf der untersten Kulturstufe stehenden Ländern wie Serbien, sondern auch in dem halbasiatischen Rußland und in dem „kultivierten" Frankreich und England. Die Entente ahmte, Kitcheners Beispiel folgend, die Konzentrationslager für die widerrechtlich zurückgehaltenen Zivilgefangenen, in der Mehrzahl Weiber und Kinder, nach; die Schmerzensschreie der wenigen aus denselben Entronnenen enthüllen ein schauderhaftes Bild von Roheit und Unmenschlichkeit. Und die Behandlung der zeitweise vom Feinde okkupierten Landstriche und Provinzen wie Ostpreußen, Galizien und die Bukowina! Man lese die bezüglichen preußischen und österreichisch-ungarischen offiziellen Zusammenstellungen über die durch die Russen daselbst verübten Missetaten und Schäden: Raub, Mord, Brand, Diebstahl, Verheerungen und Gewalttätigkeiten aller Art, auch an Weibern und Kindern, rufen die schlimmsten Zeiten des Dreißigjährigen Krieges in Erinnerung.

Das Schicksal der Kriegsgefangenen wurde schon erwähnt. Die Verschickung derselben in die entlegensten Gegenden Sibiriens ist schon an und für sich eine unnötige Grausamkeit; jene der ehemaligen Garnison von Przemysl, für die bei der Kapitulation ausbedungen wurde, daß sie im europäischen Rußland interniert werde, ein direkter Vertragsbruch. Die Behandlung unsrer Kriegsgefangenen in Serbien entsprach ganz jener, welche bei Rothäuten üblich war. Die österreichisch-ungarische Regierung hat eine Sammlung der gröblichsten, völkerrechtswidrigen und unmenschlichen Schandtaten der Entente gegenüber unsern Kriegern, Konsulatsbeamten und friedfertigen Staatsbürgern in Druck legen und den neutralen Staaten zukommen lassen. Es würde sich verlohnen, diese Broschüre in großer Auflage herzustellen, um ihr bei uns und im neutralen Auslande die möglichste Verbreitung zu verschaffen, und auch dafür zu sorgen, daß sie nach Herstellung des Friedens in allgemeiner Erinnerung bleibe, damit unsre Wertschätzung für unsre Gegner für alle Zukunft auf das ihnen gebührende Maß beschränkt bleibe. Eine besonders unnütze Grausamkeit verübten die Serben dadurch, daß sie, als

Digitized by Google

sie ihr Land räumten, unsre Gefangenen mit sich schleppten und sie dadurch dem Elend preisgaben. In früheren Zeiten wäre eine Konvention geschlossen worden des Inhalts, daß die zurückbleibenden Kriegsgefangenen an weiteren Feindseligkeiten nicht teilnehmen dürfen. Das ist also auch ein Fortschritt, den die Kultur gemacht hat! Uebrigens ist es zu bezweifeln, daß die Serben auf einen solchen Vorschlag eingegangen wären, da er ihnen, angesichts ihres Mangels an Ehrlichkeit, unverständlich gewesen wäre, daß wir eine ähnliche Verpflichtung gehalten hätten.

Die Erfahrungen, die wir über die Kriegführung unsrer Gegner zu Lande machten, wurde von jenen im Seekriege noch weit übertroffen. England setzte sich selbst über seine eignen brutalsten Ueberlieferungen hinweg, nur um sein Ziel, die Vernichtung Deutschlands, zu erreichen. Bis zu welchem Grade sich dieses Volk verhetzen ließ, beweist am markantesten der Vorfall mit dem „King Stephan", der jedem Menschlichkeitsgefühl geradezu ins Gesicht schlägt. Daß England und seine Verbündeten keinen Augenblick zögerten, Gurkas, Anamiten, Neger, Tonkinesen u. dgl. gegen die Zentralmächte ins Feld zu stellen, kann angesichts dessen weniger wundernehmen, obwohl in früheren Zeiten gerade England es war, das entrüstet aufschäumte, wenn irgend jemand im eignen Dominium die weiße, d. h. die englische, Rasse durch Farbige zu bedrohen versuchte.

Die Art und Weise sonach, in der unsre Gegner den Krieg führen und die dem Hasse entspricht, den sie uns entgegenbringen, versetzt uns in die finstersten Zeiten zurück; sie würden noch rücksichtsloser werden, wenn es ihnen gelänge, tiefer in unser Gebiet einzudringen. Die Drohungen mit Vernichtung von Stätten der Industrie u. dgl. sind gar ernst gemeint, und es ist kaum zu bezweifeln, daß wir in dieser Hinsicht eine Neuauflage des pfälzischen Mordbrennerkrieges erleben würden.

*

Zu den Aeußerungen der Gemütsroheit und der vollständigsten Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel gehört in erster Linie der Plan Englands zur Aushungerung der Mittelstaaten. Er entstand wahrscheinlich in der Ueberzeugung, daß England eine Absperrung zur See nicht vier Wochen aushielte. In ihrer unzureichenden Kenntnis unsrer Verhältnisse hofften sie daher, diesen Plan uns gegenüber zur Ausführung bringen zu können. Wir wollen hier über die Aussichtslosigkeit desselben nicht viel Worte verlieren, sondern nur davon reden, wie sich derselbe im Lichte der Moral und der Menschlichkeit ausnimmt. Desgleichen wollen wir uns auch über den noch teuflischeren Plan, den ein Mitglied der „grande nation" erdacht hat und der darin besteht, unsre Getreidefelder in Brand zu stecken, nicht weiter auslassen, weil dessen Ausführung noch utopischer ist als jener der Aushungerung, wir erwähnen ihn nur, um darzulegen, daß wir von unsern Gegnern als außerhalb der menschlichen Gesellschaft stehend betrachtet werden. Nur von dieser Annahme ausgehend, vermag die

Digitized by Google

höllische Idee des Aushungerungskrieges erklärt zu werden, der kein Analogon in der Vergangenheit besitzt. Napoleon wollte seinerzeit durch seine Kontinentalsperre nur den Handel Englands treffen. Das hat wohl auch am Kontinent manche Entbehrungen zur Folge gehabt, hätte aber niemals zu einer Hungerkatastrophe führen können. Vor einer solchen Absicht wäre selbst dieser Gewaltmensch zurückgeschreckt, der seine Kontinentalsperre übrigens nicht völlig rücksichtslos ausübte und mit sich handeln ließ. Der Aushungerungsplan der Engländer ist aber bitter ernst gemeint und scheiterte nur an dem falschen Kalkül, der ihm zugrunde lag. Alles Nebensächlichen entkleidet, wollte England 130 Millionen Menschen, darunter mehr als zwei Drittel Greise, Weiber und Kinder, äußerstenfalls dem Hungertode oder dem Siechtum preisgeben, und weshalb? Aus Eifersucht gegen Deutschland und weil ihm sein Handel durch Deutschland gefährdet schien. Wer dies in den Zentralstaaten jemals vergißt, der hat kein Blut in den Adern oder identifiziert sich moralisch mit den britischen Attentätern!

Was soll man endlich zu dem Verhalten jenes großen Staates sagen, der sich der Neutralität rühmt und den Krieg dennoch durch seine Waffen- und Munitionssendungen an die Ententestaaten nährt! Demgegenüber hat doch noch jenes unheimliche gelbe Volk, das die Verstellung soweit treibt, daß es lacht, wenn es weinen, und weint, wenn es lachen sollte, für seine Kriegssendungen an Rußland wenigstens die Ausrede, daß es nominell zu den Kriegführenden gehöre.

So schließt der schöne Kranz von Niederträchtigkeiten in Politik, Gesinnung und Kriegführung, der die Mittelmächte umgibt. Jüngst kamen gar noch die feilen „Walachen" dazu. Schier verzweifelt möchte man rufen: Wo ist denn nur ein einziger, ritterlicher Gegner?

In Anbetracht der völligen Unmöglichkeit, zu ergründen, weshalb die uns feindliche Welt jegliche Schranken durchbricht, die bisher selbst in erbittertsten Kriegen eingehalten wurden, muß man, ohne mystisch veranlagt zu sein, dem Gedanken Raum geben, daß unsern Gegnern die unentbehrlichen sittlichen Grundlagen wahrer Religion mangeln. Treten wir dem näher, so konstatieren wir bei unsern „christlichen" Gegnern das in Glaubenssachen längst wurmstichige Frankreich, das bibelfeste, jedoch seit jeher scheinheilige England, das äußerlich bigotte, innerlich ganz zersetzte Italien, wo, wie einst im alten Rom, die Oberschicht längst nicht mehr an das glaubt, was das abergläubische Volk adoriert, und endlich jenes Rußland, das dem finsteren byzantinischen Bekenntnis, welches den Formendienst in erste Linie stellt, in stupider Unterwürfigkeit anhängt — woher sollen alle diese Völker Sinn für Recht und Billigkeit besitzen?

*

Angesichts dieser Betrachtungen muß es befremden, wenn man bei uns noch immer versöhnlichen Enunziationen begegnet, deren Tenor offenbar auf eine Beschwichtigung der in den Völkern der Zentralmächte sich regenden Erbitterung gegenüber jenen der Entente abspielt. Man kann hiergegen nicht laut genug Widerspruch

Digitized by Google

einlegen und rufen: Nein, keine Versöhnung, sondern für alle Zeiten: Aug' um Aug', Zahn um Zahn! Die Zentralmächte dürfen die Verbrechen, deren sich die Gegner ihnen gegenüber schuldig machten, niemals vergessen, denn sie würden hierdurch die wichtigste Erfahrung in den Wind schlagen, die sie durch diesen Krieg gewonnen haben, daß sie es mit ethisch minderwertigen Völkern zu tun haben, denen gegenüber nur die Gewalt am Platze sei! Wenn diese versöhnlichen Stimmen in der Absicht erhoben werden, der weiteren Verhetzung der Völker Einhalt zu tun, um den kommenden Frieden zu erleichtern, so verfehlen sie ihren Zweck, denn sie bleiben einseitig und erwecken beim Gegner nur Hohn und Spott, weil er sie für Schwäche hält. Wenn dies aber deshalb geschieht, um für die Zukunft Handel und Wandel zu sichern, so ist dies niedrig und aussichtslos, denn auch in diesem Falle wird nur der Siegende den Vorteil haben.

Ueberhaupt gilt es für die Zukunft, hauptsächlich bei Engländern, Amerikanern und Franzosen, das Gefühl der Präponderanz in keiner Richtung mehr aufkommen zu lassen. Sachlich ist diese ganz unbegründet. Die Völker der Entente sind den Mittelmächten nur in Aeußerlichkeiten überlegen. In wahrer Kultur, ganz besonders in ethischer Hinsicht, werden sie von letzteren übertroffen. Diese Selbstbefreiung dürfte nur insofern Schwierigkeiten begegnen, als es den Zentralvölkern schon seit Jahrhunderten zur zweiten Natur geworden ist, sich allem, was französisch und englisch war, zu beugen. Dies machte sich bei ihnen bei hoch und niedrig in gleichem Maße geltend, galt ebenso für die industrielle und kaufmännische Welt wie für Kunst, Gewerbe und Mode und ging bis zum sklavischen Nachäffen von Aeußerlichkeiten herab. Dem muß ein Ende gemacht werden, denn es ist nicht nur für die materielle Prosperität, sondern für Entwicklung des Volkscharakters von großer Bedeutung, ob wir uns auch in Zukunft nach jenen Völkern richten oder von ihnen unabhängig werden. Die größten Hindernisse dürfte der Krieg gegen fremdes Wesen in jenen Kreisen finden, die sich mit Vorliebe als intellektuelle bezeichnen und als solche einer kosmopolitischen Richtung huldigen. Der Rahmen, innerhalb dessen sich die Zentralvölker nach Abschüttelung dieses Joches bewegen könnten, bliebe noch immer weit genug, um in materieller Hinsicht das Auslangen mit den eignen Erzeugnissen und auf geistigem Gebiete die Möglichkeit fernerer Entwicklung finden zu können. Eine Konzentrierung auf uns selbst könnte daher nur den fremden Völkern Schaden bringen. Dies gilt insbesondere für den Tand, den wir bisher von den Engländern und Franzosen bezogen, weil wir ihn nicht entbehren zu können glaubten, dessen künftige Ablehnung auch deshalb sehr wünschenswert wäre, weil es uns um die Milliarden bereichern würde, die bisher jenen Völkern zuflossen.

Man wird vielleicht einwenden, daß damit ein kultureller Rückschritt verbunden wäre — jedoch mit Unrecht. Bieten überfeinertes Wesen, Dekadententum, religiöse Indifferenz, schrankenloser Egoismus usw., die wir hauptsächlich von den Völkern der Entente beziehen könnten, solche Vorteile, daß wir sie selbst auf die Gefahr eigner moralischer Vergiftung in den Kauf nehmen sollten? Im Gegenteil, man wird hierdurch in jeder Hinsicht völlig auf eignen Füßen stehen

Digitized by Google

lernen und dem Auslande gegenüber einen steifen Nacken bekommen. Die Gefahr der Versumpfung wird dabei nicht groß sein. Die Zentralmächte verfügen über einen ungeheuren, noch nicht gehobenen Schatz von Entwicklungsmöglichkeiten auf allen Gebieten, von Talenten und Energien, daß sie füglich noch auf Generationen hinaus keine Anleihe bei den Ententevölkern nötig haben. Unsre Kultur ist gottlob so weit vorgeschritten, daß sie sich aus sich selbst zu weiterer, vollster Blüte zu entfalten vermag. Mögen dann jene Völker, die uns Barbaren nennen, es aber in ethischer Beziehung selbst sind, zusehen, wie sie jene Stufe der Zivilisation zu erreichen vermögen, auf der wir ohne ihre Hilfe anlangen werden.

(Schluß folgt)

Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns

Von

Wolfgang Windelband

(Fortsetzung)

Amalie an Eichhorn

Sonnabend am 25ten Sept. Abends.

Nur wenige Zeilen für Dich, Geliebter, darf ich heute Abend nur noch hier schreiben, wenn ich eine ruhige Nacht haben will: denn das Schreiben an Dich oder vielmehr das Gespräch mit Dir vor Schlafengehen erfüllt meine Seele so mächtig, daß sie dann keine Ruhe finden kann, indem sie das Höchste denkt und empfindet im stärksten Maße Liebe, das ist, Ruhe und Unruhe. Deinen lieben, lieben Brief, so freundlich, friedlich und sanft, vom 20ten Sept. habe ich heute empfangen, nun habe ich 3 in einer Woche. Ich Reiche! Indem ich dieß empfinde, wirst Du meinen Klagebrief in Händen haben über das Ausbleiben der Nachrichten von Dir. Dasselbe sagst Du von mir, und doch sind 6—7 Briefe von mir unterwegs, welche Dir alle nach grade zukommen werden, und hoffentlich nicht immer so lange als der mit den Hosen. Ich dachte wohl am Ende, daß ich für Deinen Reitknecht gesorgt haben würde, nicht für seinen vornehmen Herrn, der Gott weiß! in welcher Stattlichkeit umher geht, ach nein reitet! Ach, was scherze ich! Im Kriege darf man das nicht — wo jeder Augenblick das schrecklichste Verderben bringen kann.

Deinen Brief vom 10ten aus Bornstaedtel empfing ich den 19ten Sonntag, den vom 12ten aus Herrnhuth Mittwoch den 22ten Sept. Dann kam Karls Brief an durch Nauck, den er auf der Post uns zuschickte, und auf dem Couvert hatte der gute edle Mann geschrieben, daß er Dich am 17ten in Bautzen gesund gesehen habe. Dieß danke ich ihm unaussprechlich: denn jede, jede Nachricht ist die größte Freude meines jetzigen Daseins, das so festverschlungen mit Dir Geliebten und

Digitized by Google

doch sichtbar Getrennten. Hierinn liegt viel, viel tiefes Leiden, aber auch viel Seeligkeit, durch das vollkommene Bewußtsein der göttlichen Neigung zweier Seelen, durch die Heiligung, der sie sich dadurch immer mehr weihen.

Berlin, Am 27ten Sept. 1813.

Vieles, theurer Mann, geben Deine lieben letzten Briefe zu beantworten im wörtlichen Sinn, aber dazu gehören zu viel Worte und brauchen wir wohl einander nicht zu sagen, wie wir Das und Jenes empfunden, in uns aufgenommen haben! Wissen und kennen wir nicht ganz Eins des Andern Geist und Gemüth? Dann brauchten wir am Ende gar keine Mitteilung — doch das ist wieder etwas ganz andres; Andeutungen, diese Anklänge der Seele einzuflüstern, das ist nothwendiges Bedürfniß der Liebe, in diesem halben Errathen, doch festen Wissen befindet sie sich am Heimathlichsten; wo sie sich immer ganz auszusprechen glaubt, darauf nur ausgeht, daß sie Jedes und Alles in Worte kleidet, da ist sie nicht von der Art, wie wir Glücklichen sie genießen, sie haben. —

Deinen Brief von Vaucaux habe ich Schleiermacher gegeben, die Spenersche Zeitung[1]) enthält schon mehrere Briefe dieser Art, woraus man den Zustand der französischen Armee vernimmt: doch dünkt mich, sind sie kein ganz sichres Zeichen, wohl von ihrer Verderbniß, doch noch nicht von ihrer völligen Niederlage. Die Beschwerden des Rück- und Vorwärtsgehens müssen für Euch entsetzlich gewesen sein, bis Ihr in Orte kamet, wo der Krieg noch nicht so wüthend gehauset hatte. Du machst mir davon ein deutliches Bild. Ich sehe Dich ganz in Herrnhuth unter der Brüder-Gemeinde sitzend. Weißt Du in Gnadenfrei, wo ich an Deiner Seite andächtig war, Du an der Meinen, süße Rückerinnerungen! Ich muß mir recht Gewalt anthun, Geliebter, daß ich Dir nicht zu weich erscheine, ich bin es in diesem Augenblicke sehr: es ist Nach Mittag, wo ich meist an Deiner Brust ruhte, alle, alle Sehnsucht ist in meinem Herzen, und dabei die Wehmuth über das Losreißen von äußeren Dingen in diesen Tagen, von unsern Stuben, hier wo unsre Liebe blühte, diese lieben Stuben mit aller Freude, allem innigen göttlichen Gespräch der Liebe und Freundschaft, diese Wände, diese Gemächer soll ich verlassen? nie mit Dir wieder darin eingehen? — Ich sehe es ein, diese Empfindsamkeit ist Schwäche, wahre Schwäche, das sage ich mir oft, und doch komme ich nicht von ihr los. Mein Trost ist nur, daß ich die Sachen um mich haben werde — die mich nicht ganz fremd sein lassen, ganz von Dir abgeschieden. Du fühlst eben so, also wirst Du mich ganz verstehn. Ich habe recht viel Unangenehmes beim Verändern der Wohnung, dadurch daß der Miether, der nach mir einzieht, mich drängt, und der Hofrath Römer, ein sehr windiger Patron, mir erst etwas verspricht, was er nun nicht zu halten scheint. Nun es wird alles gehen, ich kenne andre Sorgen als solche. Komme ich nicht mehr aus mit meinem Frauen Verstand, so rufe ich mir meinen guten Simon.

---

[1]) Z. B. die Nummer vom 25ten September.

Digitized by Google

In voriger Woche habe ich kleinen Frauen-Thee gegeben mit Kindern, auch die Müller ladete ich dazu ein, die Belitz und Balan, Schwestern u. a. m. waren hier. Bei Simons soll ich in diesen Tagen wieder sein (sie haben einen Fremden bei sich aus Münsterberg), ich bin aber durch mein Häußliches sehr beschäftigt in den nächsten Wochen. Was thut der Simon auch Alles für die arme Reimer — welche ganz niedergedrückt ist von Schmerz über ihren Hinz. Sie hat Antwort von ihrem Mann auf dieses traurige Ereigniß, die in einem solchen Grade unglücklich darüber geschrieben ist, daß sie dadurch noch viel tiefer gebeugt ist. Reimers Gesundheit hält die Kriegs Strapaze nicht gut aus. Er soll immer magerer werden, und selbst drüber klagend schreiben. Die Frau hat die Idee, sich mit ihm ein Rendezvous zu geben, da er doch (wie sie meint) unthätig vor Magdeburg stände. Ich gehe zuweilen in das verödete Reimersche Haus, und erheitre die trüben Gemüther dort, durch Gespräch und trostvolle Ansicht, und so werde ich es selbst. Ach, gehen wir immer seufzend auseinander, wäre doch nur die neue bessere Zeit erst da! mit ihr die Alte, Gute. Mancherlei vom gesellschaftlichen Genuß könnte ich Dir noch erzählen, daß Grells[1]) einmal den Abend bei mir zugebracht haben, und ich gestern mit ihnen bei den Eltern war. und noch einigen andern Herren. Sie haben mich auch gebeten, sie zu besuchen, und ich werde es auch thun.

Mamsell Reil[2]) hat mir beikommenden Brief von Scheel gegeben, sie kam selbst zu mir, und freute sich sehr über meinen Hermann. Der herrliche Junge gewinnt auch alle Herzen. Ich sage mir oft, Gott kann ihn mir wieder nehmen, damit mein Herz nicht zu sicher in dem Glück dieses Besitzes wird. Was hat sich der Junge nach Deinem Wegsein verändert, immer lebhafter und schöner wird er, man kann nie zu viel sagen von seiner Derbheit, blühendem Aussehen und Lieblichkeit. Noch hat er keinen Zahn, es ist gut, daß er sie erst spät bekömmt, aber ich wünschte doch, diese Periode wäre erst vorüber. Die Aehnlichkeit mit seinem Vater verliert sich nach grade, was mir nicht lieb ist, obgleich ich es auch wieder gern höre, wenn man meint, er gleiche mir; ich finde es selbst auch, bis auf Eins, was er gar zu frappant von Dir hat, Deinen Haarwuchs. Nein, dies ist in der That lächerlich ähnlich. Grade die Spitze Haare in die breite Stirn hinein von hinten her, und auf beiden Seiten wie eine Bucht im Meere. O was ist es für ein Gold Junge! Ich kann nicht traurig sein, wenn ich ihn anblicke, ich kann nicht. Säheſt Du ihn jetzt nur einmal, o! säheſt Du ihn! —

Wie freute es mich, daß Du seiner am 12ten gedachteſt und meiner, Alles was Du darüber sagst, wie freute es mich, ganz Deine liebe Seele sprach zu mir, mitten im Kriege so liebend, freundlich häußlich. Doch mehr wie je werde ichs sein, alle starken Bewegungen vereinigen sich gern auch mit derselben Kraft

---

[1]) Vermutlich der Organist an der Berliner Parochialkirche, der Vater des Direktors der Singakademie.

[2]) Die Tochter des Hallenser Mediziners, die Braut Scheeles.

Digitized by Google

zu dem häußlichen Wesen, und aus dieser Vereinigung geht erst die schöne, würdige Häußlichkeit hervor. So werde ich sie einst noch mit Dir haben — werd' ich? — Was werden die nächsten Tage alles bringen, Du bereitest mich vor auf Großes. Alles ist darauf gespannt, und auf die Folgen. Höre ich dann nur bald etwas von Dir? Was Du alles empfunden, gedacht hast, dann Dich wieder gesammelt und erhoben beim Anblick des Krieges, fühle ich wohl.

Weißt Du, daß Arndt immer noch in Reichenbach? ich kann ihn nicht falsch beurtheilen, aber Mancher thuts. Der treffliche junge Pischon[1]) ist geblieben. Was hört man für Heldenthaten! Jetzt ist die alte Geschichte überflüssig: die Neueste ist ganz die Alte. Der Feldzug 1813 ist von Gneisenau.[2]) Das Buch wird viel und gern gelesen. Weißt Du nichts von Mauderode?[3]) Man ist seinetwegen sehr besorgt, da man seit lange nichts von ihm gehört hat. So hat mich auch der Hofprediger Stosch ersucht, Dich wegen seines Sohnes zu befragen, der ihm schon lange nicht geschrieben, und woran Du ihn mahnen solleſt. Er sagt, er wäre auch immer um Gneisenau, ist das wahr?[4]) Schreib mir doch etwas Näheres von Deiner nächsten Umgebung! und ob Du eine bestimmte Anstellung hast bei Gefechten? was für eine? Wie geht es dabei mit Deinem kurzen Gesicht? Laß mich Dir auch noch eine Frage thun, und mißverstehe mich dabei nicht, das kannst Du aber nicht. Wenn man Dich in einiger Zeit auffordert, in andrer Art, im Civilfache, für die heilige Sache zu wirken, wirst Du das zurückweisen? Alles spricht dagegen, alle richtige Ansicht: Du kannst es Dir auch nicht selbst verhehlen, daß Deine Wirksamkeit hierin weit ausgezeichneter und sicherer ist — beantworte mir doch meine Frage! Der Regierungsrath Keßler ist auf diese Art von der Landwehr abgegangen. Der Kronprinz hat ihn zum Intendanten der eroberten sächsischen Provinzen gemacht, die glückliche Frau! Weißt Du schon, daß Bärensprung[5]) frei ist und seinen Abschied gefordert und erhalten hat? Er macht jetzt kleine Reisen in Preußen,

[1]) Sohn eines Berliner Hofpredigers.

[2]) Ein Irrtum Amalies. Die anonyme Schrift: „Der Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstand", Glatz 1813, hat nicht Gneisenau, sondern Clausewitz zum Verfasser. Ihr Zweck war der Kampf „gegen die Pest der Hoffnungslosigkeit" und gegen die Befürchtungen, daß der Waffenstillstand einen faulen Frieden zur Folge haben würde.

[3]) Bis 1806 pensionierter Offizier, dann unter Schleiermachers Einfluß Theologe. Hauptsächlich auf seinen Niederschriften beruht der gedruckte Text der Predigten Schleiermachers aus dieser Zeit.

[4]) Ferdinand v. Stosch, der Vater Albrechts, war Adjutant Gneisenaus; vgl. über ihn v. Pflugk-Harttung, Die Aufzeichnungen des Generals Ferdinand v. Stosch über Gneisenau, Beihefte zum „Militärwochenblatt", 1911, S. 236 ff. Die Biographie Gneisenaus von Pertz stützt sich vielfach auf Mitteilungen von Stosch.

[5]) Friedrich Wilhelm v. Baerensprung, geboren 1779, 1814 Bürgermeister, 1831 bis 1833 Oberbürgermeister von Berlin, mußte dann seine Stellung wegen eines Konflikts mit den Stadtverordneten niederlegen, gestorben 1841. Worauf sich die Angabe Amalies bezieht, daß Baerensprung frei sei, vermag ich nicht festzustellen. In den folgenden Briefen wird sein Name noch häufig erwähnt.

Digitized by Google

dann wird er zur Schwester gehen, und wie diese meint, darauf zur Armée. Das glaube ich aber nicht, gewiß nicht zur Preußischen, was man ihm auch nicht verdenken kann.

Am 28ten Sept. 13.

... Ich habe abermals durch den guten Simon für den Monat October vom Kammergericht 75 Reichsthaler erhalten. Grade jetzt da ich manche außerordentliche Ausgabe wieder habe, auch noch einige Rechnungen berichtigt habe, ist mir der Geldvorrath sehr angenehm. Die Universitäts Casse hat noch nicht gezahlt, weil sie kein Geld hat, welches Schuckmann[1]) sehr höflich Simon geschrieben hat. Du wirst es gewiß billigen, daß ich mich aus freiem Antrieb für einen monathlichen Beitrag für die Lazarethe von 2 Reichsthalern verpflichtet habe. Man hat keinen Begriff, in welcher edlen Art die Frauen für diese Anstalten thätig sind, ganz anders, als was Geld je leisten kann. —

Von Henriette haben wir sehr gute Nachrichten. Sie sind glücklich in Liegnitz wieder angekommen, und haben alle ihre Sachen wiedergefunden. Der Vater ist sehr vergnügt über diese Nachricht, überhaupt ist er jetzt von der vortrefflichsten Ansicht und Laune. Fritz, der Dich herzlich grüßen läßt, trägt zu unser aller Aufheiterung bei und bleibt sich treu in guter und tapferer Gesinnung. In Berlin ist alles friedlich, ich glaube nun auch, wir haben nichts für die Gegenwart zu befürchten, und das haben wir wohl viel dem Kronprinzen zu danken. Wie mag es aber bei Euch jetzt aussehen! Ach Gott, mußte der Kampf so blutig sein! O theurer Mann, gieb mir sobald Du kannst nach einer Affaire Nachricht, auch wenn Du verwundet bist. Wenn nur erst Dresden in unsern Händen wäre. Ich habe eine schöne fixe Idee, daß ich Dir dann dahin folgen könnte, wenn Du nicht mehr beim Militär wärest. — Du hast vielleicht an F. v. Roeder geschrieben, lieber Eichhorn, das wäre recht schön. Viel hätte ich Dir noch so durcheinander vorzuschwatzen, viel von meiner innigen heißen Liebe und Sehnsucht auszuhauchen, viel zu sagen von dem Frieden und Sorgen meines Herzens; von dem Oel der Andacht, das dem wogenden Meer meines Gemüths Stille gewährt, ein Bild was Schlm.[2]) in der letzten Predigt gebrauchte. Du liebes, theures Herz, Alles liebt und grüßt Dich. Lotte, die den Herrmann abgöttisch liebt, ist eben mit ihm allein zur Tante Sophie gegangen. Lebe wohl! Amalie.

Eichhorn an Amalie

Bautzen den 26. Septbr. 1813.

Du hast mir, geliebte Amalie, durch Deine schnell hintereinander folgenden Briefe, die ich alle richtig erhalten habe, wahre Festtage bereitet. So eine Erheiterung that mir auch nach langem Entbehren sehr noth. Habe ich Dir nicht schon in meinem lezten Briefe von hier aus gemeldet, in welche Unruhe ich durch das lange Ausbleiben eines Briefs von Dir gekommen bin? Ich will Dir nun

[1]) Der preußische Kultusminister.
[2]) Schleiermacher.

Digitized by Google

auch den Grund näher gestehen. Am ersten Morgen nach unserm Einmarsch in Bautzen, als mich meine Sehnsucht grade bei Dir und unserm Herrmann festhielt, sah ich, träumend am Fenster stehend, einen mit Blumen bekränzten Kindersarg vorübertragen. Ich hatte eben an Dich und unsern Herrmann gedacht, die Verbindung des blumenbekränzten Kindersarges mit unserm Herrmann ergriff mich mit Schaudern, und ich fing an in bösen Ahnungen mich zu ängstigen. Diese ließen mich auch nicht eher los, so sehr ich gegen sie ankämpfte, als bis ich Deine Briefe erhalten.

Habe Danck, liebe Amalie, daß Du mich so vollständig über alles, was Dich angeht, unterrichtest. Du mußt mich auch in gar nichts fremd werden lassen. Wohl glaub' ich Dir die Trauer und Verstimmung, die der wiederbegonnene Krieg in seiner kurzen Dauer in den dortigen Familien verursacht hat. Wenn nur Alle die Schläge, die ihnen zugefügt werden, so zu tragen verstünden, wie der hohe Sinn unserer Tante! Die Frau erfährt große Prüfungen, aber jede neue Prüfung scheint nur da zu sein, um sie in einer neuen, vollendeteren Würde zu zeigen. Alberthal ist einen schoenen Tod gestorben. Ein solcher Tod macht alles Verworrene und Verkehrte seines Lebens vergessen; nur in der Glorie eines für die heilige Sache der Wahrheit, der Tugend und des Vaterlandes Gefallenen wird er in der Erinnerung bleiben. Ich möchte einen solchen Tod die wahre Geburt eines neuen Lebens nennen. Den Zustand der Frau kann ich mir gut vorstellen. Ich habe jüngst einen Brief der Pinette von Roeder an ihren Schwager Carl über den Tod ihres Mannes gelesen. Sie klagte darüber, daß der brennende Schmerz zuerst eine völlige Stockung in ihr bewirkt, allen Thränenquell in ihr erstarrt und daß sie den lieben Gott um nichts gebeten, als weinen zu können. Ihr Gebet sei auch erhört worden, von nun an habe sie sich auch empfänglich gefühlt für die Tröstungen der Religion, und nun fühle sie ihre Trauer als eine dunkle Wehmuth, in welcher sich das Bild ihres abgeschiedenen Mannes himmlisch leuchtend, tröstend und beruhigend, verkläre.

Meine gute Amalie wird von den Trauernden, die sie allerwärts umgeben, zum Mitgefühl angeregt. Ich freue mich, daß Du himmlische Seele immer stark bleibst. Das ist das wahre Heil, es zu vermögen, daß Deine Seele voll ist von all dem Großen und Herrlichen, das durch diese Opfer gestiftet werden soll, von dem Reiche Christi, das, ein geistiges, aus dem Schlamme der Sündhaftigkeit in neuer Gestalt und Leben sich emporhebt und in der Ahnung frommen Gemüths schon erfaßt wird. —

Unsere Armée bricht heute von hier auf und rükt weiter vorwärts. Nur langsam kann sie vorgehn, weil, wie ich Dir schon geschrieben habe, ihre Bewegungen mit denen der andren Arméen zusammenstimmen müssen. Die Gefechte nach der Schlacht an der Kazbach waren nur unbedeutend. Die Corps, die gefangen genommen wurden, waren durch die Folgen jener Schlacht abgeschnitten, und es kostete wenig Blut und Anstrengung, den so gründlich vorbereiteten Sieg über sie zu gewinnen. Darum nahmen auch nur einzelne Abteilungen unserer

Digitized by Google

Armée an jenen Gefechten Antheil. Seitdem sind wieder mehrere Gefechte zwischen unserer Avantgarde und dem Feinde vorgefallen, in deren einem wir ein Bataillon Westphaelinger gefangen genommen haben. Napoleon selbst kam uns einige Mal in die Nähe mit seinen Garden, wünschte gerne eine Schlacht wegen der Uebermacht, die er jedes Mal mit sich führt, wo er sich hinwendet; wir wichen ihm aber aus. Daher früherhin einige Rük- und Seitenmärsche. Napoleon gleicht gegenwärtig einem wildgereizten Eber, den die Jäger meist von allen Seiten umstellt haben und ihm nun immer näher und näher rücken. Noch manchem wird er den Bauch aufschlitzen, wenn aber nur die Jäger nicht müde werden, vorsichtig und keck sind, so kann es nicht fehlen, daß das wilde Ungeheuer erlegt werde. Vorsichtig und keck! Das erste wären die Leute wohl, wenn sie auch das letzte seyn wollten.[1]) Doch nur Geduld, alle Tage geht es besser.

Glaube ja nicht, daß wir hier, ich insbesondere, zu viel zu thun hätten. Darin müssen wir noch ganz anders werden, Kräfte, die sich von allen Seiten freywillig darbiethen, für die große Sache zu gebrauchen. Troz der vielen Muße, die ich habe, hab' ich doch eigentlich wenig Zeit, etwas bestimmtes zu thun. Nie weiß man voraus, wie lange, ob auch nur über einen Mittag oder Abend, man an einem Orte bleiben kann. Bald muß man sich fertig halten, zum Gefechte auszumarschiren, dann kommt die Nachricht ein, der Feind ist abgezogen, u. es geht zum Verfolgen, oder er rükt mit Uebermacht heran, u. man muß ihm auf die Seite gehen. So ist es eine ewige Spannung und Erwartung, die sich über alle müßige Zeit hindehnt.

Ist Savigny wieder in Berlin? Gieb mir doch, so umständlich Du nur immer kannst, von den Begegnissen der Berliner Landwehr und der dabei angestellten Officiers Nachricht. Ich habe immer noch eine alte Vorliebe für sie. Hätten doch diese Schlesischen Landwehrmänner den Geist u. die Tüchtigkeit der Pommerschen und Märkischen! Da fehlt aber viel daran.[2])

Simon bewährt sich als ein rechter Freund. So hab' ich Dir ihn ja immer geschildert. Eckardt hat mich vor acht Tagen auf das angenehmste überrascht. Ein Husarenoffizier, braun u. rot, mit einem großen Bart, wie ein alter Haudegen, tritt im Hauptquartier auf einmal an mich heran. Wahrlich, auf den ersten Blick hatt' ich ihn garnicht erkannt. Er hat fürchterliche Beschwerden ausgestanden, da er meist bei der Avantgarde war. Noch steht er in dem alten Verhältniß. Er hat sich mehr in die Umstände schicken lernen, trägt, was nicht zu ändern ist, u. ist zufrieden. Gieb doch ja gleich seinem Oheim und seiner Tante hiervon Nachricht.

Ich wollte heute mehrere Briefe nach Berlin schreiben, unser Aufbruch ist aber zu nahe, und ich muß es für dieß Mahl seyn lassen. Grüße herzlichst

---

[1]) Anspielung auf die dauernden Reibungen, die sich zwischen Blücher und seinen Unterführern, besonders Yorck und Langeron ergeben hatten, da diese dem Vorwärtsdrängen des Marschalls nicht genügend nachkamen.

[2]) Dies Urteil Eichhorns, das auch von andern geteilt wurde, änderte sich, als er die Leistungen der schlesischen Landwehrmänner in der Schlacht bei Wartenburg erlebt hatte.

Digitized by Google

Vater und Mutter, alle Geschwister u. Freunde. Unser Herrmann mag sich sehr wohl befinden, daß die treffliche Mine ihn als Liebling hält. Lebe wohl, innig geliebte Amalie, u. erfreue bald wieder mit Deinen Zeilen

Deinen F. Eichhorn.

Eichhorn an Amalie

Elsterwerda d. 29. Septbr. 1813.

Nur 14 Meilen bin ich gegenwärtig von Dir entfernt, geliebte Amalie. Prinz Wilhelm[1]) will diese Nähe unseres Hauptquartiers benutzen, seiner Gemahlin in Berlin einen Besuch zu machen. Wäre ich Prinz, so würde ich wohl meiner Prinzessin ein Gleiches thun! So kann ich nur die Gelegenheit benutzen, Dir, meine Theuere, einen herzlichen Gruß und Kuß zu übersenden. Ich bin wohl und harre der Entwicklung eines großen Schauspiels, zu welchem die Lichter schon angesteckt werden und Ihr im Parterre dort schon lange pochen möget, daß bald der Vorhang aufgezogen werde. In dem Moment als ich die Abreise des Prinzen erfahre, soll auch der Brief fertig seyn. Darum kann ich Dir weiter nichts schreiben. Lebe wohl, grüße alle Geliebten.

Dein Eichhorn.

Amalie an Eichhorn

Berlin, am 30ten Sept. 1813.

Eben, theurer Eichhorn, empfange ich Deine Zeilen durch H. v. Hedemann[2]) vom 29ten Sept. aus Elsterwerda; also von gestern habe ich Nachricht von Dir. Danke Dir, Geliebter, daß Du mir schriebst, jede Zeile ist eine freudige Empfindung für Deine Amalie. Du machst uns gefaßt auf Großes, wir sinds auch, und voll Hoffnung fürs Allgemeine — Nur das Einzelne Elend, das Blutvergießen macht Trauer und Bangigkeit. Gestern erhielt ich auch Deinen Brief vom 26ten noch aus Bautzen, kurz vor Deinem Abgange. Auch er ist heiter und lieb und erquickend für Sammelsie. Man hatte hier schon allerlei Gerüchte vom Blücherschen Corps, es habe sich geschlagen, sei geschlagen?? sei über die Elbe u. s. w. Alles falsch, desto erfreulicher die Bestimmtheit durch Deine Briefe. Die Spannung ist von Neuem groß, wohin nun der wilde Eber seinen Rachen öffnen, verschlingend öffnen, oder ihn ein Speer erlegen werde, etwas Großes muß nun geschehen. Du sagst, die Lichter sind schon angesteckt: zu einer Schlacht muß es wohl kommen, o könnte es ohne Blutvergießen geschehen, aber es kann nicht.

Du guter Mann, hast einer solchen bösen, Gott Lob unerfüllt gebliebenen Ahnung Dich hingeben müssen! Unser Herrmann ist sehr wohl. Er hat jetzt schon 2 Zähne. In dem Augenblick wie ich Deinen Brief las, jauchzte und lachte er tüchtig, und griff immer nach dem Papier, zerknauschte und zerriß es

---

[1]) Bruder Friedrich Wilhelms III.

[2]) Rittmeister v. Hedemann, Adjutant des Prinzen Wilhelm, später Schwiegersohn Wilhelm v. Humboldts.

Digitized by Google

beinahe. — Heute, lieber Mann, hat uns Gott auch von einem großen Unglück bewahrt. Ich lasse Dein Bureau fortbringen, und denke daran die Terzerole herausnehmen zu lassen, ermahne daher die Leute vorsichtig zu sein, sie möchte geladen sein, und es findet sich, daß ein doppeltes Terzerol mit gepflasterten Kugeln geladen, mit gespannten Hähnen sich darin befand. Lieber, theurer Eichhorn! warum sagtest Du mir das nicht! Hättest Du nicht eine so vorsichtige Frau! aber ich beschwöre Dich, sei Du es auch; es kann Dir sonst einmal etwas sehr Bittres geschehen. Ein Soldat, der beim Ziehen half, holte die eine Kugel heraus, die andere ging nicht. Der Tischler Reinhardt, der dabei war, hat das Terzerol mit aller Vorsicht mitgenommen und will es vor den Thoren abschießen. Ich schaudere wenn ich denke, ich hätte in dem Spinde gekramt, oder unvorsichtig die Mordgewehre hervorgeholt. —

Der gute, liebe Reimer ist hier. Er hat einen Auftrag für sein Batallion. Es freut mich sehr, Einen von den lieben Männern, Deinen näheren Freunden zu sehen. Dieß ist auch für die leidenden Eltern die beste Erquickung. Reimer ist wohl, aber sehr niedergedrückt. Sein weiches Gemüth ist nicht gemacht für den Krieg, und nun sein Hinz. Aus Deinen Briefen habe ich ihm viel vorlesen müssen. Er wird Dir selbst schreiben. Savigny kommt am 6ten Oktober nach Berlin. Madam Friesen war eben bei mir, im Namen ihres Sohns nach Dir zu fragen. Er ist Adjutant bei Lützow, welcher verwundet in Perleberg ist, Friesen ist gesund und hält sich bei ihm jetzt auf. Stosch[1]) ist leicht verwundet in Wustrow. Die Eichhorn[2]) war auch bei mir. Ihr Mann steht vor Wittenberg und ist außerordentlich wohl, wie er lange nicht gewesen. Karl hat wieder geschrieben vom 21ten, er ist nicht ganz zufrieden, daß es nicht vorwärts in die Schlacht geht. — Ernst Michaelis ist sehr wohl, auch Emil,[3]) welcher Dich überall aufgesucht hat. Die Zeitung sagt Dir, wieviel Blut der guten Landwehr Männer schon geflossen ist. —

Ich bin in großer häußlicher Unruhe, Du in öffentlicher und welcher! Balan war eben hier und grüßt Dich, wie alle Freunde und Verwandten.

Gott, Gott beschütze Dich. Gieb oft Nachricht, wie Du schon gethan,

Deiner Amalie.

Ist Hueser noch nicht bei Euch?[4])

Eichhorn an Amalie

Wartenburg am linken Elbufer, den 2. Octbr. 13.

Wir haben heute einen herrlichen Tag gehabt. Nach mehreren Demonstrationen, die an verschiedenen Punkten geschahen, die Elbe zu passiren, ward

---

[1]) Ernst Leonhard v. Stosch, der Bruder Ferdinands, Leutnant im Lützowschen Freikorps, gestorben Anfang 1814.

[2]) Die Frau von Karl Friedrich Eichhorn.

[3]) Emil Michaelis, der Bruder von Ernst, Vetter des oft genannten v. Hüser.

[4]) Hüser war bei Bautzen verwundet worden und kam jetzt wieder als Adjutant ins Blücherſche Hauptquartier.

Digitized by Google

heute der Uebergang am Ausfluß der Elster glücklich forcirt. Der Tag war blutig, viele unserer tapfern Preußen sahen die Sonne nicht untergehen. Nach einem sechsstündigen Gefecht ward der Feind, der sich mit 20000 Mann, dem Bertrandschen Corps, aus der französischen Division Morand, der italienischen Fontanelli und der Würtembergschen Franquemont bestehend, hier gesezt hatte u. die äußerst vortheilhafte Position auf das hartnäckigste vertheidigte, geworfen u. ergriff die Flucht mit Hinterlassung von 17 Canonen, 40 Munitionswagen u. 600 bis 1000 Gefangenen. Ich bin wohl, so auch Hueser, niemand unserer Bekannten ist getödtet.

Mit wenigen Zeilen diese Nachrichten zu Deiner Beruhigung, meine geliebte Amalie, von Deinem Eichhorn.

Gruß, herzlichsten Gruß den Unserigen.

Amalie an Eichhorn

Berlin am 4ten Oct. 1813.

Nicht mehr von dem alten lieben Fleck, nicht mehr aus den Gemächern, wo Du mit mir aus und eingingst, schreibe ich Dir, Geliebter! Ich bin ein höchst sonderbares, schwaches Geschöpf: ganz wie Du mich oft erkanntest, erkenne ich mich jetzt: die Sehnsucht nach meiner alten Wohnung, wo unsere junge Liebe blühte, wo tausend Erinnerungen seeliger Freuden sich mit dem Andenken an Dich verknüpfen, diese Sehnsucht nagt jetzt an meiner Zufriedenheit. Hier hatte ich Dich nicht, nichts ist da, was ich mit Dir empfand, darüber — denke Dir — habe ich Thränen vergossen; mich selbst schelte ich immer fort, daß ich früher es gewollt habe so, daß ich es jetzt so empfinde, da es doch nichts ist, wieder ein bloßes Schwernehmen einer Unbequemlichkeit des Gemüths, was Du so oft mit Recht getadelt hast, und worin Du mir so ungleich bist. Ich habe sehr viel unruhige Tage gehabt und jetzt noch immer ...

Sieh, so liebe ich Dich, ich sage Dir alle meine Schwächen, ich schwatze auch davon gern mit Dir, obgleich ich weiß, wie sehr Du mich wegen ihrer tadelst, doch kann ich es nicht lassen ...

Nun von einem andern Thema. Wie steht's jetzt in der Welt? Voller Beklommenheit, voller Bangigkeit blicke ich in das Chaos hinaus, ich sehe viel, viel Verworrenheit, viel greuelvolle Bilder, undeutlich aufschimmernde Klarheit, doch bestimmt in's Auge gefaßt habe ich nur Dich, Dich. O könnte ich Dir doch immer zur Seite sein!! Wäre bald die Zeit da, die uns wieder vereinigte, wenigstens die süße Hoffnung dazu. Ich träumte diese Nacht, Du litteſt an Deinen Nerven, wareſt sehr unwohl, und unzufrieden mit Deiner Lage und mit den Dich umgebenden Menschen. Man ist jetzt so sehr gespannt auf große Ereignisse — ach! kann es nicht bald wieder Licht werden? —

Reimer, der heute abgereist ist, hat jetzt eine so trübe Stimmung auch für's Allgemeine, daß man nicht weiß, wie man das verstehen soll. Er hat sich die Sache leicht vorgestellt, er klagt jetzt über die vielen Opfer, man wird recht verzagt in seiner Gesellschaft. Du fehlest ihm gewiß sehr. Er ist kein heitrer

Digitized by Google

Soldat, sein Gemüth ist für diese Bestimmung zu innig, zu weich.[1]) Du wirst weniger darin Dich verlieren, da Du eine größere Übersicht hast, und überhaupt nicht zu denen gehört hast, die an ein leichtes Spiel dachten. Unser guter Karl hat heute wieder geschrieben vom 30ten Sept., immer noch von demselben Ort. Er ist nicht mehr so froh, seine Lage bei der Garde wird ihm immer drückender, vorzüglich durch das ruhige Lagerleben, was dort mit einer unerhörten Üppigkeit getrieben wird. Jetzt ist er ausmarschirt.

Am 8ten October.

Nach dem Uebergange Blüchers über die Elbe noch keine Silbe von Dir, Theurer! Voller Bewegung darüber ging ich zu Sack, der einen Brief von Gneisenau hatte, worin Deiner nicht erwähnt war, das beruhigte mich schon. Dann empfing Fritz einen Brief von Hueser, worin steht: Eichhorn ist ganz gesund, da kam wieder Licht und Freude in meine Seele. In welcher wechselnden, gespannten Empfindung lebt man jetzt. Vielleicht ist ein Brief von Dir liegen geblieben, oder Du hast es doch versäumt gleich nach der Affaire zu schreiben, o! thue das nicht, Lieber! nur 2 Worte: ich bin gesund, wünsche ich, und durch Gneisenau, dächte ich, könntest Du mir am sichersten und schnellsten die Nachricht zukommen lassen. Es soll nun noch wieder eine große Schlacht bei Leipzig zu erwarten sein! Gott beschütze Dich ferner, und bald, bald schenke er mir durch sein gnädiges Geschick den wonnevollen Trost, Dich nicht mehr in solcher Gefahr zu wissen, und doch nach Deinen besten und viel größern Kräften thätig für die gute Sache wirkend! Einige schmeicheln sich, Ihr würdet den Napoleon fangen, das ist wohl ein kühner Wunsch; aber nicht wahr, es steht gut? Unsre braven Soldaten und auch die Anführer machen's wohl. Ein höchst erquickender Gedanke ist die Befreiung der Gefangenen in Cassel,[2]) wäre doch auch da der Blanc[3]) darunter! Aber wird man jetzt schon Cassel behaupten können?[4]) Mein geliebter Eichhorn, über die Welthändel kann ich Dir nur langweilig vorschwatzen, von mir, von Deinem Jungen hörst Du mich lieber reden ...

---

[1]) Diese Mitteilungen Amalies über die niedergedrückte Stimmung Reimers sind offenbar der Anlaß zu dem Brief Niebuhrs an Reimer gewesen, in dem er ihm energisch ins Gewissen redete und ihn aufzurichten versuchte (veröffentlicht von H. v. Treitschke in den „Preußischen Jahrbüchern", Bd. 38, S. 177). Niebuhr hatte Eichhorn in Leipzig getroffen und war von diesem über den seelischen Zustand ihres gemeinsamen Freundes Reimer unterrichtet worden.

[2]) Bei Gelegenheit von Tschernitschews Handstreich gegen Kassel waren die auf der dortigen Zitadelle sitzenden Staatsgefangenen (der „Preußische Correspondent" vom 13. Oktober gibt ihre Zahl mit 120 an) befreit worden. Darunter befand sich auch ein Leutnant Ernst, ein Teilnehmer an dem Dönbergschen Aufstandsversuch.

[3]) Blanc, Prediger der französischen Gemeinde in Halle, gehörte zu dem Kreis der erbittertsten Franzosenfeinde. Dieser Gesinnung wegen wurde er 1811 von der westfälischen Regierung verhaftet und seitdem in Kassel gefangen gehalten. Er befand sich tatsächlich unter den jetzt Befreiten, sein Anteil an der Befreiung ist geschildert bei H. Steffens, a. a. O., Bd. 6, S. 336.

[4]) Bereits am 4. Oktober hatte Tschernitschew Kassel wieder räumen müssen.

Digitized by Google

Bei Grells ward neulich musicirt. Grell sang mit seiner herrlichen Tenorstimme vortrefflich. Ich hatte lange diesen Genuß nicht gehabt und kann Dir nicht genug sagen, wie tief ich bewegt ward; mein Gefühl war sehr aufgeregt und mancherlei Gedanken drängten sich mir auf. Wird eine Zeit kommen, wo wieder die Künste das Gesellige verschönern, werd' auch ich an den geselligen stillen Talenten meines geliebten Eichhorn mich zu ergötzen haben? eine Zeit, wo nicht immer eine Idee, sondern das wunderbar mannigfache des menschlichen Geistes sich entwickeln, sich aussprechen wird, wo ein leichtes Bewegen im Umgange alle Liebenswürdigkeiten des Gemüthes darstellen, wo Freude und Liebe unzertrennlich das Häußliche umgeben? — —

Am 9ten October:

Heute Sonnabends sende ich Dir diesen Brief. Ich hoffte noch auf Einen von Dir, aber bis jetzt habe ich die Freude noch nicht gehabt, vielleicht morgen. Reimer, der noch bis heute hier war, hat Dir auch geschrieben und mir den Brief gegeben, aber ich habe ihn vergessen hierher zu den Eltern mitzunehmen, wo ich diesen Brief schließe, das nächste Mal erhältst Du ihn. Herrn v. Hedemann habe ich einen Brief von mir und Scheel und Simon mitgegeben. Noch Eins, mein guter Mann: Hast Du nicht einmal Gelegenheit herzukommen? Du wirst über diese Frage lächeln. Es wäre doch möglich, daß Du einen richtigen Auftrag hieher erhieltest, dann weise ihn nicht von Dir. Ich weiß, wir müssen uns wieder trennen, indessen dieß Wiedersehen würde mich sehr erquicken, und Du hättest die Freude Deinen Hermann zu sehen, den Du Dir gar nicht so herrlich denken kannst, als er ist. Lebe für heute wohl, mein theurer Eichhorn!

Deine, Deine Amalie.

Bärensprung soll im Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden sein.

N. S. In diesem Augenblicke empfange ich Deinen Brief von Wartenburg, vom 2ten Oct., er ist viel später angelangt als Hueser seiner, und wie danke ich's diesem, daß er Deiner darin erwähnte. O welch blutiger Krieg. Gott beschütze Dich ferner. Dank Dir für Deine Zeilen, die Du Lieber gleich am Tage des Gefechts geschrieben hast. Alles grüßt Dich. Meine Freude und Dank ist groß, Dich wieder gerettet zu sehen. —

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Die Haltung Englands auf der Londoner Botschafterreunion 1912/13[1]

Von

Dr. Wilhelm Fraknói

I.

Die Mächte des Dreibundes und des Dreiverbandes waren übereinstimmend der Ansicht, daß die neuen Gestaltungen, die der siegreiche Krieg des Balkanbundes zur Folge haben sollte, der Sanktion seitens Europas bedürfen.

Die naturgemäße Form, in der diese erteilt werden sollte, war die Beschlußfassung auf einem Kongresse, dessen Einberufung die in den Präzedenzfällen des neunzehnten Jahrhunderts erzielten Erfolge zu empfehlen schienen. Aber seitdem zwei Mächtegruppen mit unüberbrückbar entgegengesetzten Zielen und Interessen einander gegenüberstanden, war eine gemeinsame Arbeit mit der Gefahr verbunden, daß das Streben, lokale Komplikationen zu lösen, einen allgemeinen Konflikt heraufbeschwören werde. Die Erfahrungen auf der Konferenz in Algeciras bestätigten diese Besorgnisse.

Da es dem Wiener Kabinett im Jahre 1908 anläßlich der Annexionskrise gelang, die von den Ententemächten geforderte Einberufung der Signatarmächte des Berliner Vertrages zu verhindern und die Veränderungen in diesem Vertrag mittels Verhandlungen, die von Kabinett zu Kabinett geführt worden sind, durchzuführen, wünschte Graf Berchtold auch jetzt diesen Weg zu betreten.

Es schien, daß die Ententemächte damit einverstanden sein würden, da sie solche Verhandlungen im Interesse Serbiens selbst angeregt hatten und führten. Plötzlich trat im Monat November in ihrer Haltung eine Wendung ein. Die treibende Kraft dazu war England.

Es ist eine allgemein bekannte und festgestellte Tatsache, daß König Eduard VII. der englischen Politik eine Deutschland feindlich gesinnte Richtung gab. Um den infolge seiner emporstrebenden Handels- und Flottenmacht gefürchteten Nebenbuhler schwächen und im günstigen Moment niederringen zu können, waren seine Bemühungen dahin gerichtet, das Deutsche Reich zu isolieren, seine Bundesgenossen von ihm abzuwenden. Er hat Italien umworben und ist (im Jahre 1907) nicht vor dem Versuch zurückgeschreckt, persönlich den Herrscher Oesterreich-Ungarns zum Treubruch zu verleiten. Nachdem diese Zumutung kategorische Zurückweisung gefunden hatte, förderte die englische Regierung alle Pläne, welche die Schwächung der Monarchie bezweckten. Die großserbischen und panslawistischen Elemente, die auf die Zertrümmerung Oesterreich-Ungarns hinarbeiteten, rechneten auf die englische Sympathie und Unterstützung.

[1]) Das diplomatische Material zu dieser Darstellung bietet zum größten Teil das österreichisch-ungarische Rotbuch, das im April 1914 den Delegationen vorgelegt worden ist.

Digitized by Google

Gleichzeitig war England bestrebt, eine deutsch-französische Verständigung zu hintertreiben, dagegen seine Beziehungen zu Frankreich immer inniger zu gestalten.

Im September-Heft der „Deutschen Revue" erörterte der Verfasser dieses Aufsatzes, wie im November 1912 in dem seit 1905 bestehenden englisch-französischen Uebereinkommen eine wichtige Modifikation, mit der Spitze gegen Deutschland, durchgeführt wurde.

Die logische Richtigkeit der aus dem unklaren Texte der englisch-französischen Noten gezogenen Schlußfolgerungen erhielt nun eine überraschende Bestätigung seitens des früheren englischen Marineministers Churchill, der bei der Ausführung des Uebereinkommens tätig gewesen ist. In einer der letzten Nummern der „Sunday Pictorial" bietet er das Bekenntnis, daß „England bis auf die kleinsten Einzelheiten für die Erfüllung seiner Pflichten, die ihm nach dem Uebereinkommen mit den französischen Armee- und Marinechefs oblag, sofern man seine Hilfe in Anspruch nehmen sollte, vorbereitet war; acht Jahre lang hat sich England mit dem höchsten Eifer vorbereitet, und im Herbst 1914 wurde die englische Armee nach dem Plane Lord Haldanes, der in den acht Jahren seines Ministeriums alles zu diesem Zweck organisiert hatte, nach Frankreich gebracht; der von ihm mit den Generalen Nicolson und French ausgearbeitete Plan bestand darin, in zwölf bis vierzehn Tagen nach der Mobilisierung vier bis sechs Divisionen Infanterie und Kavallerie mit voller Ausrüstung an die linke Flanke der französischen Front zu bringen, während die Verteidigung der britischen Insel durch vierzehn Divisionen Landtruppen gesichert werden sollte; die Franzosen wußten demnach genau, welche Hilfe sie von den Engländern zu erwarten hatten, sofern diese mit ihnen in den Krieg ziehen würden; und dieser Plan wurde auf das peinlichste ausgeführt".[1])

Die wichtige Modifikation im Uebereinkommen, welche die englische Hilfe nicht nur nach einem tatsächlich erfolgten Angriff, sondern auch im Falle einer „Bedrohung Frankreichs oder des Weltfriedens" in Aussicht stellte, ist eben in den Tagen erfolgt, als die englische Regierung die Einberufung einer europäischen Konferenz anregte. Zwischen den beiden Ereignissen besteht notwendigerweise ein Zusammenhang. In England und Frankreich rechnete man damit, daß auf der Konferenz die Interessengegensätze der Balkanpolitik Rußlands und Oesterreich-Ungarns den Krieg herbeiführen würden, in welchen dann Deutschland und Frankreich einbezogen werden mußten.

Die Bereitwilligkeit zu einem Akte ist die Mutter des Strebens, ihn auszuführen.

Nur mit der Voraussetzung, daß die englische Regierung geheime Absichten von großer Tragweite verbarg, vermögen wir zu erklären, warum der englische

---

[1]) Ich entnehme die Uebersetzung dieser Stelle dem Bericht des Berliner Korrespondenten der „Salzburger Neuesten Nachrichten", erschienen in diesem Blatte am 23. August 1916.

Digitized by Google

Staatssekretär bei der Verwirklichung des Konferenzgedankens zögernd, sozusagen furchtsam vorging, eine kompliziert schlaue Taktik anwandte und sich in Widersprüche verwickelte; während, wenn er die Rolle des „ehrlichen Maklers" im Dienst der Interessen des Weltfriedens zu spielen beabsichtigt hätte, er mit erhobenem Haupte und klarer Bestimmtheit den Plan hätte verkünden können.

In den letzten Tagen des November und in den ersten des Dezember war in der europäischen Presse das Gerücht verbreitet, daß der Konferenzgedanke in Frankreich aufgetaucht sei und der Ministerpräsident Poincaré den englischen Staatssekretär veranlaßt habe, ihn der Verwirklichung zuzuführen. Diese Behauptung findet in den veröffentlichten diplomatischen Akten keine Bestätigung. Sollte sie begründet sein, würde diese Tatsache den Zusammenhang zwischen dem neuen englisch-französischen Abkommen und dem englisch-französischen Konferenzplan mit erhöhter Klarheit beleuchten.

Am 21. November, einen Tag vor der Unterfertigung des neuen englisch-französischen Uebereinkommens, sprach er mit dem österreichisch-ungarischen Botschafter über die serbische Forderung nach einem Adriahafen und erwähnte ganz harmlos, daß er „über diese Angelegenheit und über verschiedene andre Fragen einen Gedankenaustausch zwischen den Mächten für das zweckmäßigste halte", ohne die Form, wie dieser stattfinden sollte, anzudeuten. Als Graf Mensdorff fragte, „ob Kongreß, Konferenz oder keines von beiden ihm wahrscheinlich erscheine", antwortete er in einer unbestimmten Weise, so daß der Botschafter nur berichten konnte, Grey „*scheine am ehesten* für eine Botschafterkonferenz zu sein".

Graf Berchtold, dem eine Botschafterkonferenz nicht weniger unerwünscht erschien wie ein Kongreß, reflektierte auf die Mitteilung nicht, sondern ließ in London erklären, daß er den Frieden, den die Kriegführenden schließen würden, „nicht als definitiv ansehen könnte"; ohne anzudeuten, in welcher Form er einem Friedensschluß gegenüber, dem er den definitiven Charakter abspreche, Stellung nehmen werde.

Als Grey diese Erklärung übermittelt wurde, gab Grey die ausweichende Antwort, die größten Veränderungen der Landkarte Europas, die jemals plötzlich stattgefunden haben, könnten nicht vor sich gehen, ohne daß die Großmächte, namentlich die in dieser Sache zunächst interessierten, wenigstens in gewissen Punkten mitzureden hätten. Den Konferenzplan erwähnte er nicht. Aber fest entschlossen, ihn auszuführen, beriet er sich darüber mit den Bundesgenossen.

Auch jetzt noch zögerte er, die Initiative offiziell zu ergreifen, da er es für notwendig hielt, das Wiener Kabinett zu überrumpeln. Von drei Seiten leitete er das Manöver ein. Die erste Kunde von der Absicht des englischen Staatssekretärs sollte man in Wien auf dem Umwege über St. Petersburg erhalten. Am 28. November erwähnte der russische Minister des Aeußern, Sasonow, dem österreichisch-ungarischen Botschafter gegenüber, Sir Edward Grey habe die Idee angeregt, daß die Großmächte schon jetzt in einen vertraulichen „Präliminarmeinungsaustausch" über die wichtigsten sie interessierenden Fragen treten und

Digitized by Google

das Terrain für eine „eventuell später notwendig werdende Konferenz" vorbereiten sollten; er bemerkte, ihm sei dieser Gedanke „sehr sympathisch".

Die zweite Attacke wurde in Berlin vorbereitet. Ebenfalls am 28. November meldete Grey der deutschen Regierung, er beabsichtige, die Einberufung einer Botschafterkonferenz vorzuschlagen, und ersuchte sie, in Wien zu „sondieren, ob man dort auf einen solchen Vorschlag eingehen würde".

Aber gleichzeitig wurde als dritte Front die öffentliche Meinung Europas ins Treffen geführt, um den entscheidenden Druck auf das Wiener Kabinett auszuüben. Am 29. November erschien nämlich in der Londoner Presse eine Mitteilung, welche den bevorstehenden Konferenzplan ankündigte. Grey trachtete die Verantwortung für diese Veröffentlichung von sich abzuwenden und äußerte sich dem österreichisch-ungarischen Botschafter gegenüber „sehr ungehalten" über die Indiskretion. Merkwürdigerweise richtete sich seine Unzufriedenheit nur darauf, daß seine Anregung als ein Konferenzvorschlag dargestellt wurde, indessen — wie er behauptete — ihm nur Besprechungen zwischen Botschaftern vor Augen schwebten. Nun aber sprach er vierundzwanzig Stunden vorher ganz deutlich von einer „Botschafterkonferenz", und es war vollkommen gleichwertig, ob die Mächte auf der Konferenz durch ihre Botschafter oder durch Spezialbevollmächtigte vertreten werden.

Mit einer ähnlichen, scheinbar naiven Sprache versuchte er den Grafen Berchtold zu beruhigen, indem er ihm die Versicherung gab, es handle sich um die ganz harmlose Sache, „an Stelle des zwischen den Mächten bezüglich der Balkanfragen gepflogenen Meinungsaustausches, zur Vereinfachung des Verfahrens, Besprechungen der in einer europäischen Hauptstadt akkreditierten Botschafter" treten zu lassen.

Ueber den Zweck und den Gegenstand dieser Besprechungen waren Greys Eröffnungen widersprechend. Dem österreichisch-ungarischen Botschafter sagte und dem Grafen Berchtold meldete er, die Botschafter sollten feststellen, welche Fragen man bei den Friedensverhandlungen den Kriegführenden überlassen könne und bei welchen die Großmächte mitzureden haben. Dagegen in seinen an die russische und die deutsche Regierung gerichteten Mitteilungen wurde von ihm im vorhinein schon festgestellt, daß sich die Konferenz nur mit drei Gegenständen befassen solle: mit Albanien, den Aegäischen Inseln und dem Wunsche Serbiens nach Zulassung an die Adria.

Auffallend ist es, daß eben diese drei Angelegenheiten in die engste Interessensphäre Oesterreich-Ungarns und Italiens fielen, weshalb die beiden Mächte bezüglich zweier schon definitiv Stellung genommen hatten, indem sie den andern Großmächten ihren Entschluß mitteilten, daß sie die Schaffung eines autonomen Albaniens durchführen und die Erfüllung des serbischen Wunsches nicht gestatten würden. Die Zuweisung dieser Fragen an das Forum einer Botschafterkonferenz mußten sie als eine Demütigung und Bedrohung betrachten. Deshalb war naturgemäß dieses Terrain dasjenige, auf dem zwischen den zwei Mächtegruppen am ehesten der Zusammenstoß eintreten konnte. Es hatte also

Digitized by Google

den Anschein, als wollte Grey die Mensur für einen Zweikampf vorbereiten, indem er vorschlug, daß nur die Dreibund- und Dreiverbandmächte zur Konferenz eingeladen würden, womit er die Türkei, die am Berliner Kongreß doch teilgenommen hatte, ausschloß.

Ueber den Ort, wo die Konferenz tagen sollte, machte er keine Andeutung; aber es mußte mit Sicherheit angenommen werden, daß, falls der englische Vorschlag angenommen würde, den diplomatischen Gepflogenheiten entsprechend Sir Edward Grey mit der Einberufung der Konferenz nach London und mit ihrer Führung betraut würde, um so mehr, da Deutschland und Oesterreich nach dieser Auszeichnung selbst nicht strebten und sie Italien wohl nicht gönnten.

II.

Als am 29. November der deutsche Staatssekretär Herr v. Kiderlen-Wächter vom englischen Botschafter die Mitteilung von Greys Anregung übernahm, hatte er kein Bedenken, ihr beizustimmen. Er fand es nicht notwendig, die Bundesgenossen zu befragen, und antwortete ohne Zögern, daß die deutsche Regierung den Konferenzvorschlag „sympathisch begrüße".

Deutschland, das mit selbstloser Aufrichtigkeit den Balkanfragen gegenüber den Standpunkt der Interessen des Weltfriedens einnahm und nicht ohne achtunggebietende Selbstverleugnung mit England freundschaftliche Beziehungen zu erhalten bemüht war, hatte keinen Grund, an der Aufrichtigkeit der Absichten Greys zu zweifeln.

Die deutsche Regierung sah nur die eine Gefahr, welche seitens Rußlands den Weltfrieden bedrohte, und meinte diese beschwören zu können, wenn sie ihre Stellung in der Balkankrise klar darlege. Am 2. Dezember gab der Reichskanzler im Deutschen Reichstage folgende Erklärung ab:

„Sollten sich unlösbare Gegensätze erheben, so wird es Sache der direkt interessierten Mächte sein, ihre Ansprüche zur Geltung zu bringen. Das gilt auch für unsre Bundesgenossen. Wenn sie aber bei der Geltendmachung ihrer Interessen wider alles Erwarten von dritter Seite angegriffen und damit in ihrer Existenz bedroht werden sollten, dann würden wir, unsern Bundespflichten getreu, fest und entschlossen an ihre Seite treten, und dann würden wir zur Wahrung unsrer eignen Stellung in Europa, zur Verteidigung unsrer eignen Zukunft und Sicherheit fechten!"

Indessen diese Drohung Rußland einzuschüchtern berufen war, sollte England durch schmeichelnde Manifestationen des Vertrauens zur Mitarbeit an der Wahrung des europäischen Friedens ermuntert werden.

Am Tage, welcher der Reichstagssitzung voranging, verkündete der deutsche Botschafter in London von der Tafel eines Festbanketts dem erstaunten englischen Volk, daß „England und Deutschland Seite an Seite an der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens arbeiten und daß die politischen Beziehungen der beiden Mächte niemals vertrauensvollere und aufrichtigere gewesen seien als gegenwärtig".

Digitized by Google

Als dann in der Reichstagssitzung ein sozialdemokratischer Abgeordneter den Vorwurf erhob, die deutsche Regierung nähre den Zwist mit England, antwortete Herr v. Kiderlen-Wächter, daß „die offenen, von vollem Vertrauen getragenen Aussprachen zwischen London und Berlin während aller Phasen der Balkankrise nicht nur eine erfreuliche Intimität der Beziehungen zwischen den beiden Mächten hervorgerufen, sondern auch einer Verständigung zwischen allen Mächten gute Dienste geleistet haben, und daß er die bestimmte Erwartung aussprechen könne, daß sie das auch weiter tun werden".

Man kann sich wohl keinen grelleren Kontrast denken wie den, welcher zwischen diesen Aeußerungen und der zu dieser Zeit in Berlin nicht bekannten Tatsache des englisch-französischen Uebereinkommens besteht.[1])

III.

In Wien war das Vertrauen, das man der englischen Anregung entgegenbrachte, geringer als in Berlin.

Graf Berchtold war, als am 30. November der englische Botschafter bei ihm erschien, schon im Besitz der Meldungen aus London und St. Petersburg, hatte aber noch von der Stellungnahme der deutschen Regierung keine Kenntnis. Er sagte, daß er sich noch kein definitives Urteil bilden könne; doch verhehlte er es nicht, daß er gegen die Einberufung einer Konferenz sei, da mehrere derzeit noch ungeregelte Fragen die Beratungen scheitern machen und Gefahren heraufbeschwören könnten; selbst wenn auch nur unverbindliche Konversationen zwischen Botschaftern stattfinden sollten, müßte er im vorhinein gewisse Reserven machen.

In den nächsten Tagen erhielt er dann Kunde von der Aeußerung des deutschen Staatssekretärs und auch davon, daß man im russischen Auswärtigen Amt die Eröffnung der Botschafterbesprechungen im Interesse einer friedlichen Lösung der Balkanfragen als dringend notwendig betrachte.

Nun, am 5. Dezember, formulierte Graf Bechtold seine definitive Antwort, in welcher er anerkannte, daß der Vorschlag, den Gedankenaustausch zwischen den Kabinetten bezüglich der Regelung gewisser Balkanfragen an einem Orte zu konzentrieren, ein geeignetes Mittel zur Vereinfachung des Geschäftsganges bilde; demzufolge äußerte er seine Bereitwilligkeit, an den Beratungen teilzunehmen. Aber er betonte, daß diese einen unverbindlichen Charakter bewahren müssen, und über die territoriale Ausdehnung Serbiens an die Adria dürfe der österreichisch-ungarische Botschafter nicht einmal an unverbindlichen Besprechungen teilnehmen. Damit, daß die Türkei von den Beratungen ausgeschlossen werde, war er einverstanden, dagegen wünschte er, daß Rumänien eingeladen werde, da es durch seine korrekte friedliche Haltung sich das Anrecht erworben habe, seine Stimme im Rate der Großmächte vernehmen zu lassen.

---

[1]) Von dem Deutschland erst im März 1913 Kunde erhielt.

Digitized by Google

Der englische Staatssekretär beruhigte das Wiener Kabinett mit der Versicherung, daß die Besprechungen „unverbindlich und so unförmlich als möglich" sein sollten, und um klarzustellen, daß er wirklich keine Konferenz vorschlage, stellte er in Aussicht, daß den Besprechungen später „wirkliche Konferenzen" folgen sollen.

Weniger beruhigend mußte die Aeußerung Sasonows wirken, der über die Annahme des englischen Vorschlages in Wien seine „lebhafte Befriedigung" aussprach und den Vorbehalt bezüglich der serbischen Forderung ohne Widerspruch entgegennahm. Da nämlich Berchtolds Vorbehalt auf diese eine Frage beschränkt war, konnte er hoffen, daß das Wiener Kabinett in den andern Fragen nachgiebig sein werde.

Nachdem die Balkanstaaten, die mit der Türkei am 3. Dezember in Waffenstillstand getreten waren, den Beschluß — wohl auf Rußlands Rat — gefaßt hatten, die Friedensverhandlungen in London zu führen, sprachen Gründe der Zweckmäßigkeit dafür, auch die Botschafterbesprechungen in London abzuhalten. Alle Großmächte gaben dazu ihre Zustimmung. Daraus ergab sich, daß der Vorsitz Sir Edward Grey zufiel, der infolge seiner Autorität und diplomatischen Gewandtheit einen entscheidenden Einfluß auf die Verhandlungen auszuüben berufen war.

IV.

In der am 17. Dezember abgehaltenen ersten Sitzung der Botschafterreunion — diese offizielle Benennung erhielt die Konferenz — stand die albanische Frage auf der Tagesordnung.

Oesterreich-Ungarn und Italien hatten sich darüber geeinigt, daß die von Albaniern ausschließlich oder in vorwiegender Zahl bewohnten Gebiete zu einem selbständigen Staate ausgebildet, demnach die Balkanstaaten von ihrer Besitznahme ausgeschlossen werden sollten. Italien betrachtete es als eines seiner Lebensinteressen, daß sich an der Ostküste der Adria weder Serbien noch Griechenland festsetze; aber in den Fragen der Ausdehnung und der Lebensfähigkeit des neuen Staates war Italien nicht in der Weise wie sein Bundesgenosse interessiert. Ein starkes Albanien bot der Monarchie die Vorteile eines Gegengewichtes angesichts der slawischen Macht am Balkan; ein schwaches Albanien eröffnete Italien Aussicht auf die Verwirklichung seiner vor dem Eintritt in den Dreibund gehegten Aspirationen.

Die Ententemächte, die Italien zu schonen und an sich zu locken trachteten, verzichteten auf den Versuch, für Serbien einen Adriahafen zu erwerben, und wollten sich damit begnügen, wenn die Balkanstaaten einen bedeutenden Anteil an dem albanischen Gebiet erhielten und der neue Staat macht- und kraftlos würde.

Die Botschafterreunion unterbreitete nach ihrer ersten Sitzung den Großmächten den Vorschlag, daß ein unter die Souveränität oder Suzeränität der Pforte und die Kontrolle der Großmächte gestellter autonomer und neutraler Staat geschaffen werde, dessen Grenzen in späteren Beratungen festzustellen wären.

Digitized by Google

Der russische Botschafter stellte dann den einstimmig angenommenen Antrag, daß Serbien zu einem freien, neutralen albanischen Hafen einen sicheren Zugang erhalte.

Die Harmonie, welche den Beginn der Beratungen charakterisierte, erschien schon am kommenden Tage gefährdet, als die Grenzregulierung des neuen Staates vorgenommen wurde. Drei Vorschläge lagen vor: von Oesterreich-Ungarn, Rußland und den Balkanstaaten; der erstere forderte die weitesten, der letzte gewährte die engsten Grenzen. Die größten Schwierigkeiten entstanden betreffs der Zugehörigkeit der Stadt Skutari und ihres Gebietes. Diesen Besitz betrachtete das Wiener Kabinett als unerläßliche Bedingung für die Lebensfähigkeit des selbständigen Albanien; Rußland dagegen forderte Skutari für Montenegro mit der Begründung, daß sich dort die Dynastie, wenn sie auf Skutari verzichte, nicht halten könne und ihr Sturz gefährliche Umwälzungen auf dem ganzen Balkan hervorrufen würde.

Langwierige Verhandlungen folgten, bis sich Rußland am 14. Februar 1913 zu dem vermittelnden Vorschlag herbeiließ, daß die Stadt Skutari Albanien anheimfalle, aber der See im Besitze Montenegros bleibe, das auch Djakovo erhalte. Graf Berchtold zögerte nachzugeben.

Während über das künftige Schicksal Skutaris Ungewißheit bestand, war es der Schauplatz blutiger Kämpfe. Die türkische Besatzung unter Essad-Paschas Führung entwickelte heldenhaften Widerstand gegen die serbischen und montenegrinischen Truppen, welche die Belagerung inmitten der Friedens- und Botschafterberatungen fortsetzten.

Es wäre die Aufgabe des englischen Staatssekretärs gewesen, Schritte anzuregen, welche geeignet waren, dem ferneren Blutvergießen Einhalt zu gebieten, da dieses in beiden Fällen, ob Skutari Montenegro oder Albanien zugeurteilt wurde, ganz nutzlos bleiben mußte. Nichts geschah in dieser Richtung.

Am 25. Februar lenkte der russische Botschafter die Aufmerksamkeit der Reunion darauf, daß die in der belagerten Stadt eingeschlossene Zivilbevölkerung den größten Gefahren ausgesetzt sei. Es wurde ein Schritt der Großmächte bei der montenegrinischen Regierung verfügt, um die Gewährung des Abzugs für die Zivilbevölkerung zu erwirken. Der Präsident unterließ es, festzustellen, daß die Aufforderung eine Anerkennung der Rechtmäßigkeit der Belagerung in sich schließe. Auch wurde mit der Ausführung des Beschlusses sechzehn Tage gezögert. Alsdann wagte Montenegro die grausame Antwort zu erteilen, daß aus politischen und militärischen Gründen der Abzug nicht gestattet werden könne.

In der Zwischenzeit ließ Graf Berchtold am 7. März der Botschafterreunion die Mitteilung zukommen, daß die Eventualität der Erstürmung Skutaris den Keim von Komplikationen in sich berge und die Gefahr naheliege, daß dann Serbien und Montenegro nicht ohne Anwendung von Pressionsmitteln zur Räumung zu bewegen sein würden. Die Richtigkeit dieser Auffassung konnte nicht bestritten werden, aber statt die Aufhebung der Belagerung zu fordern, begnügten sich die Vertreter der Großmächte mit der akademischen Erklärung, daß die Stadt, sobald

Digitized by Google

bezüglich ihres Heimfalles die Entscheidung getroffen sei, geräumt werden müsse, womit zugestanden wurde, daß bis zu diesem Termin Serbien und Montenegro die Freiheit der Aktion Skutari gegenüber besitzen.

V.

Angesichts dieses Vorgehens schwand in Wien das Vertrauen in die Aufrichtigkeit und auf den Erfolg der Londoner Beratungen. Die ersten Kennzeichen der Unzufriedenheit erscheinen in einer am 8. März nach London gesandten Note, in welcher Graf Berchtold dem englischen Staatssekretär meldet, daß ansehnliche serbische Streitkräfte nach Albanien gesendet worden seien, und bemerkt, daß Serbien vor aller Welt dartue, es sei nicht gewillt, auf die Beschlüsse der Mächte und auf die Interessen der Nachbarmonarchie die gebührende Rücksicht zu nehmen.

Da seine Mahnung wirkungslos blieb, faßte er den Entschluß, daß die Monarchie selbständig auftreten solle. Am 18. März erhielt der österreichisch-ungarische Vertreter in Cetinje den Auftrag, an den König die Aufforderung zu richten, daß er den Abzug der Zivilbevölkerung und die Einstellung der Beschießung der Stadt verfüge, zugleich ihm „über den Ernst der Situation keinen Zweifel zu lassen", womit eine in höfliche Form gehüllte Drohung an ihn gerichtet werden sollte. Der König antwortete, er habe den Befehl gegeben, das Feuer nicht mehr auf die Stadt, sondern auf die Befestigungen zu richten, aber den Abzug der Zivilbevölkerung betreffend, könne er den Beschluß seiner Regierung nicht modifizieren.

Graf Berchtold ließ nun dem König mitteilen, er begnüge sich mit der Antwort nicht und bestehe unbedingt darauf, daß bis zum Abzuge der Zivilbevölkerung das Bombardement gänzlich eingestellt werde; falls die Antwort negativ lauten oder der Annahme der Forderung nicht in angemessener Zeit die Erfüllung folgen sollte, wäre die österreichisch-ungarische Regierung genötigt, ihre Postulate durch Koerzitivmittel zu erzwingen; auch habe sie scharfe Mittel ins Auge gefaßt für den Fall, daß das Einrücken in die Stadt von Ausschreitungen gegen die Bevölkerung begleitet sein sollte.

Das Wiener Kabinett setzte von seinem Entschluß die Großmächte mit der Motivierung in Kenntnis, daß Oesterreich-Ungarn sowohl der geographischen Lage als auch seiner speziell in Mitleidenschaft gezogenen Interessen halber durch die Haltung Montenegros am nächsten berührt sei, und daß man in Cetinje glaube, niemand sei in der Lage, Zwangsmaßregeln anzuwenden.

Diese Auffassung, daß die Monarchie von den Ereignissen in Montenegro am nächsten berührt sei, war richtig; die Demütigung, die sie sich durch ein Nachgeben auferlegt hätte, wäre infolge der Ermutigung ihrer äußeren und inneren Feinde verhängnisvoll gewesen. Aber diese Tatsache und die Ablehnung der von den Großmächten gestellten Forderungen berechtigten nicht, eine Separataktion zu unternehmen, die auch den Weltfrieden bedrohte, da anzunehmen war, daß jene Mächte, welche selbst Koerzitivmaßregeln anzuwenden sich

Digitized by Google

sträubten, die Anwendung derselben seitens einer andern Macht nicht zulassen werden.

Uebrigens gab Graf Berchtold den Großmächten die Versicherung, daß er zunächst nur mit dem Friedenszustande vereinbare Maßregeln anwenden wolle, und gab der Hoffnung Ausdruck, daß das Zusammenwirken der zu erhoffenden nachdrücklicheren Aktion der Mächte ein rechtzeitiges Einlenken Montenegros erzielen und der Monarchie das Hinausgehen über die gegenwärtig geplanten Koerzitivmittel ersparen werde.

Um den Mächten die nachdrücklichste Aktion zu erleichtern, nahm er den russischen Vorschlag an und gab seine Zustimmung, daß die Stadt Djakovo und ihr Gebiet von Albanien losgelöst werde. Nun wurden in der Sitzung vom 20. März die Nord- und Nordostgrenzen Albaniens festgestellt, endlich auch beschlossen, Serbien und Montenegro zur unverzüglichen Einstellung der Feindseligkeiten und der Räumung der an Albanien zugefallenen Gebiete, die Stadt Skutari inbegriffen, aufzufordern.

Doch betreffs der Ausführung dieses Beschlusses wurden keine Verfügungen getroffen. Demzufolge fühlte sich Graf Berchtold nicht veranlaßt, den nach Cetinje übersandten Auftrag zurückzuziehen.

Am 23. März empfing König Nikita den österreichisch-ungarischen Geschäftsträger. Er nahm die drohende Mitteilung mit voller Ruhe entgegen und beschränkte sich auf den Vorschlag, die Zivilbevölkerung in Skutari solle sich in einen reservierten Raum der Stadt zurückziehen, der vom Bombardement verschont bleiben werde. Als der Geschäftsträger erwiderte, daß er eine solche Antwort nicht übermitteln könne, sagte der König, er wolle die Sache mit den Ministern besprechen und dem Gesandten der Monarchie, der am selben Tage eintreffen solle, mitteilen. Der Gesandte traf ein, erhielt aber keine Antwort. Die montenegrinische Regierung ignorierte die Drohung mit einer Separataktion und erließ am 25. März an alle in Cetinje akkreditierten Vertreter der Großmächte eine gleichlautende Note, die besagte, daß sie, von humanitären Rücksichten geleitet und um die einstimmigen Ratschläge zu befolgen, bei dem Kommandanten Schritte unternommen habe, um den Abzug der Zivilbevölkerung zu erleichtern.

Graf Berchtold, der die montenegrinische Antwort als unbefriedigend betrachten mußte, teilte der englischen Regierung mit, daß, da der Fall Skutaris nahe bevorstehe und es schwer möglich sei, das Ergebnis eines Gedankenaustausches der Mächte abzuwarten, „die Monarchie zu raschem Eingreifen gezwungen werden könnte". Erst unter der Wirkung dieser Mitteilung veranlaßte Grey am 27. März, daß die vor einer Woche beschlossene Demarche ohne Aufschub ausgeführt werde, und stellte am nächsten Tage in der Reunion den Antrag, falls König Nikita die Feindseligkeiten einzustellen sich weigere oder zögern sollte, ihn dazu mittels einer internationalen Flottendemonstration zu zwingen.

König Nikita gab vorerst die ausweichende Antwort, daß er sich mit seinen Verbündeten beraten müsse, und dann am 1. April die ablehnende Erklärung, daß er die Belagerung Skutaris nicht aufgeben könne.

Digitized by Google

Vier Tage nachher erschien eine internationale Flotte auf der Reede von Antivari. Aber Montenegro ließ sich nicht einschüchtern; es wagte vielmehr, die Aktion der Großmächte als einen Neutralitätsbruch zu bezeichnen und in London zu erklären, daß, selbst wenn die Großmächte für Skutari territoriale oder finanzielle Kompensationen anböten, diese nicht angenommen werden würden.

VI.

Am 23. April öffnete die tapfere Besatzung von Skutari die Tore den montenegrinischen Truppen. Graf Berchtold erklärte in seiner an die Großmächte gerichteten Note, daß dieses Ereignis ihr Ansehen in hohem Grade verletze und er von ihnen das ruhige Hinnehmen eines solchen Affronts nicht voraussetzen dürfe. Er beantragte, daß internationale Truppen die montenegrinischen Hafenplätze besetzen oder beschießen sollten; falls sich aber die Mächte zur Anwendung dieser Maßregel nicht entschlössen, so ergebe sich für die Monarchie das „moralische Obligo", für die Durchsetzung des Willens der Mächte Sorge zu tragen.

Diese Auffassung wurde selbst von den Bundesgenossen nicht geteilt. Die deutsche Regierung stellte an den englischen Staatssekretär das Ersuchen, daß er „Vorschläge für eine Aktion als verdiente Antwort auf das Vorgehen des Königs Nikolaus mache".

Aber die Vorschläge Greys und die auf Grund derselben gefaßten Beschlüsse der Botschafterreunion entsprachen weder der Würde der Großmächte noch dem Ernst der Lage. Die montenegrinische Regierung sollte aufgefordert werden, Skutari „in allerkürzester Zeit" zu räumen und dem Kommandanten der internationalen Flotte zu übergeben; doch nicht einmal eine Frist wurde ihr gestellt.

Auf die von den Vertretern der Großmächte übermittelte Aufforderung erteilte am 30. April die montenegrinische Regierung die Antwort, daß sie die Skutari-Angelegenheit bei den Friedensverhandlungen, welche der Balkanbund mit der Türkei führe, zu erledigen wünsche. Gleichzeitig stellte sie an Sir Edward Grey die Frage, ob Montenegro, falls es dem Willen der Großmächte nachgeben und seine berechtigten Ambitionen opfern wollte, auf eine territoriale oder finanzielle Entschädigung rechnen dürfe.

Der englische Staatssekretär, statt diese insolente Zumutung gleich zurückzuweisen, legte die Frage nicht nur der Botschafterreunion am 1. Mai vor, sondern stellte fest, sie bilde eine neue Tatsache, die darauf deute, daß der König von Montenegro den Ernst der Situation zu begreifen beginne; man müßte demnach vor der Anwendung von Zwangsmaßregeln ihm den Antrag stellen, daß, falls er Skutari freiwillig räume, ihm für die Verbesserung der ökonomischen Lage seines Landes die Unterstützung der Großmächte zuteil werden würde, widrigenfalls sein Vorgehen „unheilvolle Folgen" nach sich ziehen würde. Der Antrag wurde angenommen und der englische Botschafter in Cetinje beauftragt, dort „eine eindringliche Sprache zu führen".

Digitized by Google

Graf Berchtold erwartete von diesem Schritt keinen Erfolg; er erklärte, daß die Monarchie die nötigen Maßregeln zur Durchführung der Beschlüsse der Großmächte unverzüglich ergreifen werde, und fügte hinzu, daß er es mit größter Genugtuung begrüßen würde, wenn sich an der Aktion andre Mächte beteiligen würden.

Am 1. Mai standen österreichisch-ungarische Truppen bereit, in Montenegro einzurücken; der Ministerrat in Cetinje beschloß, daß der äußerste Widerstand geleistet werden solle.

Der Ausbruch des Krieges schien unabwendbar. Aber schon am nächsten Tage trat plötzlich eine jähe Wendung ein. Der Kronprinz von Montenegro richtete durch Vermittlung des deutschen Gesandten an Oesterreich-Ungarn das Ersuchen, daß, da die Regierung demissioniert habe und das neue Ministerium die bedingungslose Räumung Skutaris beschließen werde, die projektierte militärische Aktion um achtundvierzig Stunden aufgeschoben werde.

Am 4. Mai räumten die montenegrinischen Truppen Skutari, und König Nikita richtete nach London eine Depesche, in welcher er anzeigte, daß „seine und seines Volkes Würde ihm nicht gestatte, einem isolierten Drucke nachzugeben, aber er lege das Schicksal Skutaris in die Hände der Großmächte". Es gelang ihm, in einem Satze den Tribut seiner Dankbarkeit der Botschafterreunion abzustatten und Oesterreich-Ungarn einen letzten Insult zuzufügen.

VII.

Die Frage, welche Einflüsse Montenegro zu dem langen, hartnäckigen Widerstande ermutigten und dann zu dem schmachvollen Aufgeben desselben veranlaßten, kann heute noch nicht in bestimmter Weise beantwortet werden.

Rußland benahm sich, wie stets, auch in diesem Falle als Beschützer des kleinen Gebirgslandes und förderte dessen Interessen mit Eifer. Aber es gibt keinen Anhaltspunkt zu der Annahme, daß dem König Nikita russische militärische Unterstützung angeboten und dann im entscheidenden Augenblick das Anerbieten zurückgezogen worden sei. Der Umstand, daß Sasonow, der im Februar 1913 Rumänien, wenn es Bulgarien angreifen würde, mit Krieg drohte, jetzt sich hütete, Oesterreich-Ungarn gegenüber eine verletzende, provozierende Haltung zu beobachten, berechtigt zu der Annahme, daß Rußland den Zeitpunkt noch nicht gekommen sah, um den Kampf mit Oesterreich-Ungarn aufzunehmen. Wenn Rußland einen Konflikt mit der Monarchie herbeizuführen wünschte, hätte es sich nur an die serbische Forderung nach einem Adriahafen oder an die montenegrinische nach dem Besitze Skutaris zu klammern brauchen. Es liegt auch ein Bericht des österreichisch-ungarischen Geschäftsträgers in Cetinje vom 4. März 1913 vor, in dem gemeldet wird, der russische Gesandte habe die montenegrinische Regierung darauf aufmerksam gemacht, daß die Opfer vor Skutari völlig nutzlos wären, da alle Großmächte über den Heimfall der Stadt an Albanien einig wären; demnach lade Montenegro durch die Fortsetzung der Belagerung eine ungeheure Verantwortung auf sich.

Digitized by Google

Wenn Rußland zwei Monate vor der Räumung Skutaris eine solche Sprache führte, konnten es nur die zwei andern Ententemächte sein, von denen Hoffnungsstrahlen in die Schwarzen Berge drangen.

Sir Edward Greys Vorgehen auf der Botschafterreunion trägt die klaren Kennzeichen der Absicht, statt einer raschen Lösung der Komplikation ihre Verschleppung und Verschärfung herbeizuführen. Ein energischer Akt von seiner Seite hätte genügt, Montenegro zur Räumung Skutaris zu bestimmen. Seine Geduld und Nachsicht überschritten die Grenzen, welche diese Tugenden von der Ermutigung zum Frevel und der Mitschuld an ihm trennen.

Wir können die Vermutung nicht unterdrücken, daß der englische Staatssekretär und der französische Ministerpräsident auf die Gelegenheit lauerten, ihrem Uebereinkommen gemäß eine „den allgemeinen Frieden bedrohende Gefahr" zu entdecken und mit Waffengewalt abzuwenden.

Dieser Fall wäre eingetreten, wenn Deutschland seinen Bundesgenossen zu einer Separataktion ermutigt und sich derselben angeschlossen hätte. Aber nie war die deutsche Politik friedlicher in ihren Zielen, objektiver in ihren Erwägungen als auf der Botschafterreunion in London.

Auf die Haltung der deutschen Regierung übte wohl entscheidenden Einfluß der Umstand, daß sie im Monat März d. J. in den Besitz der Abschriften des zwischen England und Frankreich geschlossenen geheimen Abkommens gelangte. Der geschickte Diplomat, dem sie dies verdankte, bewies die Schärfe seines Blickes, indem er feststellte, daß mit diesem Akte sich „England de facto dem französischen Revanchegedanken rettungslos verschrieb" und mit prophetischem Geiste voraussah, daß „die Ermutigung, die England dem französischen Chauvinismus zuteil werden läßt, eines Tages zu einer Katastrophe führen kann, bei der englische wie französische Soldaten auf französischen Schlachtfeldern englische Einkreisungspolitik mit ihrem Blute bezahlen werden".[1])

In Berlin kannte man also genau die Gefahr, die dem europäischen Frieden drohte. Wenn demnach die Ententemächten erwarteten, daß von dieser Seite die von ihnen erwünschte Situation geschaffen werde, mußten sie sich täuschen.

Nachtrag

Erst nachdem dieser Aufsatz in die Druckerei gelangt war, hatte ich Gelegenheit, die Rede, welche Sir Edward Grey in der denkwürdigen Sitzung des Parlaments am 3. August 1914 hielt, in extenso im Originaltext zu lesen, welcher mit der in der Presse der Zentralmächte veröffentlichten Uebersetzung nicht durchweg übereinstimmt. Ich verweise darauf, daß eben die (für Deutschland ehrenvolle) Stelle, welche auf das Parlament die tiefste, wohl entscheidende Wirkung auszuüben geeignet war, ausgelassen ist. Ich meine Greys Drohung mit der Gefährdung Englands für den Fall, daß Frankreich vernichtet (beaten to her knees), seine Groß-

[1]) Deutsches Weißbuch 1914, S. 49—51.

Digitized by Google

machtstellung einbüße und nicht nur selbst, sondern mit ihm auch Belgien, Holland und Dänemark in die Macht- und Einflußsphäre des Siegers gelange.

Grey erörtert in seiner Rede auch das englisch-französische Abkommen vom 22./23. November 1912, das ich im September-Heft der „Deutschen Revue" und auch im vorliegenden Aufsatz behandelte. Er berichtet über seine Entstehung folgendes.

Während der Algeciraskonferenz (1906) stellte der französische Botschafter in London an Grey die Frage, ob Frankreich, falls es von Deutschland angegriffen werde, auf die bewaffnete Unterstützung Englands rechnen könne? Er antwortete, er dürfe keiner fremden Macht etwas versprechen, was nicht der herzlichen Aufnahme in der öffentlichen Meinung Englands sicher sei; seiner persönlichen Ansicht nach wäre, falls Frankreich wegen seiner Haltung in der Marokkofrage der Krieg aufgezwungen werde, die öffentliche Meinung in England für die Gewährung einer Unterstützung günstig gestimmt; doch enthielt er sich eines positiven Versprechens. Mit seiner Erklärung begnügte sich die französische Regierung; nur erwiderte sie, es könne bei einer plötzlich eintretenden Krise geschehen, daß England nicht in der Lage wäre, die Unterstützung, die es zu gewähren wünschte, tatsächlich zu leisten; sie machte deshalb den Vorschlag, daß die beiden Generalstäbe im vorhinein Beratungen pflegen und Vereinbarungen in bedingter Form treffen sollen. Grey gab seine Zustimmung und übernahm die Verantwortung, da wegen der Abwesenheit der Minister während der Parlamentswahlen der Ministerrat nicht zusammentreten konnte. Doch erklärte er ausdrücklich, daß die militärischen Vereinbarungen keine der beiden Regierungen binden, ihre Entschlußfreiheit beschränken werde. Die Beratungen fanden in einem späteren Zeitpunkte (to later) statt, die Beschlüsse jedoch, nachdem die Marokkokrise glücklich überwunden war, entbehrten jeder Wichtigkeit (ceased to be things of importance). Im Jahre 1912 wurde im englischen Ministerrat der Beschluß gefaßt, England müsse eine bestimmte schriftliche Erklärung darüber besitzen, daß die getroffenen militärischen Vereinbarungen die Entschlußfreiheit der beiden Regierungen nicht beeinträchtigen. Dies geschah in der am 22. November 1912 von Grey an den französischen Botschafter gerichteten Note, deren Text Grey vorlas.

Er hütete sich aber, die französische Antwortnote vom 23. November vorzulesen, da ihn diese Lügen gestraft hätte. Aus ihrem Text ist es nämlich klar ersichtlich, daß die Initiative zum Notenaustausch nicht vom englischen Ministerrat, wie Grey behauptet, sondern von der französischen Regierung ausging; ferner daß das Motiv nicht die Sicherung der Entschließungsfreiheit war, sondern daß die Erweiterung der 1906 eingegangenen Verpflichtungen bezweckt wurde.[1])

Nachdem nun die Glaubwürdigkeit der Mitteilungen Greys in zwei Punkten erschüttert erscheint, sind Zweifel darüber auch bezüglich der andern Punkte berechtigt.

---

[1]) Ich verweise auf die im September-Heft abgedruckte Note.

Digitized by Google

In der Rede Greys ist diesbetreffend bemerkenswert die Behauptung, daß bis zum 2. August 1914 England keine andre Verpflichtung Frankreich gegenüber hatte, als die Gewährung einer diplomatischen Unterstützung. Von einer solchen Verpflichtung ist in den ausgetauschten Noten keine Rede. Sie mußte also schon im Marokkoabkommen (1905) enthalten sein.

Nur kurz soll erwähnt werden, daß durch die Uebernahme der Verpflichtung, diplomatische Unterstützung zu leisten, im Falle sie erfolglos bleibt, die Notwendigkeit, militärische Unterstützung zu leisten, in die nächste Nähe rückte.

Ueber die altindische Erziehung der Prinzen zur Politik

Von

Alfred Hillebrandt

Die mannigfachen Anregungen, die von dem indischen Altertum für die deutsche Wissenschaft ausgegangen sind, kommen größtenteils aus dem Gebiet der Religionswissenschaft, Grammatik und Poesie. Durch ein Jahrhundert haben diese die Forschung beeinflußt und fahren fort, es zu tun. Unter den zahlreichen und ergebnisreichen Arbeiten, die wir ihr verdanken, finden sich aber wenig oder keine, die der Staatseinrichtung und Verwaltung Altindiens ihre Aufmerksamkeit zugewendet und ihre Grundlagen erforscht hätten; das lag an der Natur unsrer Quellen. Zwar wissen wir aus Megasthenes' schon von Duncker und andern berücksichtigten Angaben, in welchem Umfange man zur Zeit des großen Mauryafürsten Tschandragupta oder Sandrakottos für die Einrichtung und Verwaltung des großen Reiches Sorge trug, und Sandrakottos Enkel ward durch die Aufmerksamkeit berühmt, die er den religiösen Verhältnissen seines Landes schenkte. Aber Indien hatte, abgesehen von den zahlreichen Werken juristischen Inhalts, kein altes Werk hinterlassen, das uns über die inneren Verhältnisse seiner Reiche Auskunft gegeben und sich zu einer staatsrechtlichen Darstellung hätte verwenden lassen. Seltsam genug, daß es gerade dort an solchen Schriften gefehlt haben sollte, während seine Gelehrten sonst auf fast allen andern Gebieten wirkten und die Dinge in der Tiefe erfaßten. Seit einiger Zeit ist das Dunkel auch hier gelichtet. Unter den historischen Namen Indiens tritt der des Tschanakya oder Kautilya, der Minister jenes Sandrakottos, hervor, als der des berühmtesten Staatsmannes und Lehrers, den Indien je besessen zu haben scheint. Er wird nicht nur in Verbindung mit der durch ihn herbeigeführten Thronbesteigung seines Schülers genannt, sondern oft auch in Fragen politischer Art, als eine Autorität, die an der Spitze aller Autoritäten stand und studiert werden mußte. Nicht nur der Name, sondern auch Aussprüche von ihm fanden sich zitiert, so daß ein Werk von ihm vor-

Digitized by Google

handen gewesen sein mußte, das als Quelle für spätere Schriftsteller galt. Wir befinden uns jetzt in seinem Besitz. In einigen südindischen Bibliotheken hat es sich gefunden; mit Hilfe der Zitate in späteren Schriften ließ sich seine Echtheit beweisen; ein Inder hat es herausgegeben und übersetzt; Ausgabe wie Uebersetzung lassen, infolge der mangelhaften Ueberlieferung und der fehlenden Kommentare, zwar noch zu wünschen übrig, aber die Hauptsache ist, wir haben das Buch. Schon die Einleitung bestätigt den Gedanken, daß die geistig so beweglichen Inder auch dem politischen Zweige menschlichen Wissens ihre Gedanken zugewendet und literarischer Behandlung unterzogen haben. Sie erörtert die Frage, welche Wissenschaften ein König treiben müsse, und führt, wie auch sonst, die Namen verschiedener Männer und Richtungen an, die darüber ihre Theorien aufgestellt haben. Als solche Wissenschaften nennt Kautilya Philosophie, Theologie („die Veden"), Wirtschaftslehre und Verwaltung („Zepterführung"). Andre bezeichnen die Philosophie nur als Teil der Theologie, wieder andre verlangen nur Wirtschaftslehre und Zepterführung, weil für den, der Handel und Wandel kenne, die Theologie nur ein Hemmnis sei, andre wünschen einzig und allein die Kenntnis der Verwaltung, denn darin seien die Anfänge aller Wissenschaften inbegriffen. Kautilya selbst fordert jene vier Wissenschaften, darunter die Philosophie, und zeigt sich damit unsern eignen Anforderungen an den Staatsbeamten überlegen; die Philosophie sei die Leuchte aller Wissenschaften, der Schlüssel zu allem Tun, die Grundlage allen Rechts. Wenn man sage, „von der Zepterführung hänge Handel und Wandel ab, und einer, der diese zu fördern wünscht, solle immer das Zepter hochhalten, denn es gäbe kein andres gleiches Mittel, alle Wesen in Gehorsam zu halten", so erwidert Kautilya, daß ein gerechtes Zepter zur Verehrung führe, ein strenges schrecke die Wesen ab, ein mildes werde verachtet. Ein kundig geführtes Zepter sichere den Untertanen Recht, Erwerb und Ruhe, während ein aus Leidenschaften, Zorn, in Unkenntnis übel geführtes Zepter schon die Waldeinsiedler und wandernden Asketen erzürne, geschweige denn die Hausväter. Werde es gar nicht geführt, so trete der Zustand der Fische ein, bei dem in Abwesenheit eines Zepterträgers der Stärkere den Schwächeren auffresse, während man, von einem Zepterträger behütet, wohl gedeihe. Das Zepter sichere den Wesen Erwerb und Ruhe und wurzele in der Unterweisung (Erziehung); die Unterweisung aber beruhe auf Natur und Kunst; die Kunst vermöge nur ein geeignetes Objekt auszubilden, nicht ein ungeeignetes. Die Wissenschaft unterweise nur den, dessen Verstand sich auf Gehorsam, Hören, Aneignen, Behalten, Erkennen, Prüfen, Abweisen, auf die Sache richte, und nicht einen andern. Nach dem Urteil des Lehrers erfolge je nach der Begabung die Unterweisung und Begrenzung der Wissenschaften. Wenn die Handlung des Haarschneidens vollzogen sei, eigne er sich Schreiben und Rechnen an; nach feierlicher Einführung beim Lehrer lerne er von Sachkundigen die Philosophie, von den Vorstehern der einzelnen Gebiete die Wirtschaftslehre, die Kunst der Zepterführung von Lehrern und Praktikern. Das Studium dauert bis zum sechzehnten Lebensjahr. Aber zur

Digitized by Google

Erhöhung seiner Ausbildung pflege er beständig mit den Wissenschaftskundigen Verkehr; denn darauf beruht die Ausbildung. Den Vormittag verwende er auf Elefanten-, Rosse-, Wagen- und Waffenkunde, den Nachmittag auf das Hören von dem, was man Itihâsa nennt: Dinge der Vorzeit, Ereignisse, kleine Geschichten, Beispiele, das Lehrbuch vom Recht und das vom Nutzen. Den Rest des Tages verwende er auf das Erlernen neuer Stoffe und Einübung dessen, was er schon gelernt hat. Aus dem, was er hört, erwächst ihm Erkenntnis, aus Erkenntnis Anwendung, aus Anwendung Selbstsicherheit. Ein in den Wissenschaften ausgebildeter König freut sich an der Unterweisung der Untertanen. Er genießt die Erde ohne einen Nebenbuhler und freut sich an allem, was den Wesen zum Heile dient.

Das folgende Kapitel handelt von der Selbstbeherrschung, weil ein Fürst von schwierigem und unbezähmbarem Charakter, auch wenn er die Erde beherrscht, doch bald zugrunde geht, wie Beispiele aus Geschichte und Sage beweisen. Weiter spricht der Text von dem Wesen eines rechten Königs, von der Wahl seiner Minister und Räte, der Prüfung ihres Charakters durch heimliche Versuchungen, von der Spionage u. a. m. Das zweite Buch spricht von der Verwaltung, von den Aufsehern über die einzelnen Zweige der Verwaltung, ein drittes von der Justiz, das vierte von der Polizei, das fünfte von dem Verhalten der Beamten, das sechste von der Gestaltung des Staates usw. fort bis in die Region der heimlichen Gänge, Meuchelmörder mit dem ganzen unterirdischen Zubehör verbrecherischer Gewohnheiten, von denen wir ja jetzt wissen, daß sie auf die Beherrscher Indiens übergegangen sind. Mit großer Ausführlichkeit geht der Text auf das Verhalten des Königs zu seinen Nachbarn ein, auf Bündnis-, Abwehr- und Angriffspolitik, die Helfer im eignen und dem feindlichen Lande, die Beunruhigung des feindlichen Landes von innen und außen. Das Werk ist ein Kompendium, das die Ansichten Kautilyas zusammenfaßt und die Werke vieler seiner Vorgänger nennt.

Es wird das Geschick aller „Kompendien" geteilt haben, auf die Jugend nicht besondere Anziehungskraft geübt und mehr Reiz für die Dozenten als für die jungen Herren gehabt haben. Wir begegnen darum dem Versuch, mit andern, liebenswürdigeren Mitteln das Ziel politischer Belehrung zu erreichen. Ein sonst unbekannter Dichter mit Namen Vischâkhadatta, der im vierten oder Anfang des fünften Jahrhunderts lebte und ein vollendeter Kenner der Politik wie der Bühnentechnik war, schuf ein seltsames, durch Geist und feste Linienführung ausgezeichnetes Drama in sieben Akten, um an lebendig wirkenden Gestalten die Theorie in Wirklichkeit umzusetzen und die Zuschauer die verschlungenen Wege eines indischen Politikers zu führen. Der Stoff ist der Geschichte entlehnt. Das Drama baut sich auf dem weiten Hintergrunde auf, den die Gestalten Tschandraguptas (Sandrakottos) und seines ersten Ministers Tschânakya oder Kautilya und der Sturz der Nandadynastie durch jenen kennzeichnen. Man hat es wohl ein politisches Intrigenspiel genannt und damit etwas beiseite geschoben, sich aber den Weg zu seiner Wertschätzung dadurch verlegt. In

Digitized by Google

Wirklichkeit ist es mehr. Aeußerlich ist zwar nicht seine Absicht, Regierungsweisheit zu lehren, sondern nur den Minister der gestürzten Dynastie für den König Sandrakottos zu gewinnen, aber auf dem Wege zu diesem Ziel begegnen wir einer Fülle von Personen, Königen, Offizieren, Spionen, vor allem Sandrakottos und den beiden Ministern selbst, wir hören sie über die Gründe ihrer Handlungsweise sprechen, öfter mit Worten, die wir als Zitate aus politischen Schriften erkennen können, und werden dadurch mitten in das politische Getriebe des berühmten Königshofes hineingestellt. In Kautilya treffen wir einen zielbewußten Staatsmann, dem edelmütige Handlungen sowohl als Ränke nur Mittel zum Zweck und die Vorkehr gegen feindliche Intrigen bis zur Vorsicht gegen den vergifteten Trunk in gleicher Weise geläufig sind. Ein gefälschter Brief spielt eine bedeutungsvolle Rolle, ein Spion tritt in Gestalt eines Schlangenbeschwörers auf, ein andrer als Bettelmönch, ein dritter zieht als Verehrer des Todesgottes mit der Bilderrolle in der Hand umher und forscht die Häuser der Leute aus. Ueber allen schwebt die Kunst Kautilyas, der die Figuren in der Hand hält und nach seinem Willen lenkt. An dem Beispiel der zum Feinde übergegangenen Staatsdiener zeigt der Dichter das Wesen ungetreuer und unzufriedener Beamter, deren Wiedergewinnung wertlos wäre, in der stillen Zulassung der Flucht des feindlichen Ministers die Zweckmäßigkeit solcher Zulassung, weil der Gegner draußen weniger Schaden stiften könne als in der Hauptstadt selbst, wo Einfluß und Verbindungen gefährliche Unruhen anstiften könnten.

Der Zweck des Ganzen ist nicht Tugend oder Recht zu lehren: Politik ist Verstand, ist Kunst und List, nicht eingeengt durch irgendwelche Vorschrift der Moral. Trotz seiner Tendenz ist das Stück an poetischen Schönheiten nicht arm. Der Dichter vergleicht einmal Glück und Fall eines Fürsten mit dem Aufgang und Niedergang der Sonne. Wie beim Aufgang die Schatten dieser vorangehen und beim Untergang zurückbleiben, so geht die Schar der Höflinge geschäftig dem machtvollen König voran und verläßt den sinkenden. Der Minister des gestürzten Königs sinnt über die Veränderlichkeit des Glückes nach, „das wie eine Hetäre wankelmütig den Strengen fürchte und vor dem Milden sich scheue, den Dummen hasse und dem Wissenden nicht traue, vor dem Tapferen zurückbebe und den Aengstlichen verlasse".

Der kunstvolle Aufbau des Stückes mit seinem verwickelten Gedankengang und seinen im Stil der Kunstdichtung verfaßten Versen macht den Text zu keiner leichten Lektüre und erschwert die Uebersetzung, die dem Original nicht Genüge tut und nicht tun kann,[1]) wie keine Uebersetzung eines indischen Dramas auch nur entfernt ihr Vorbild erreichen kann und stets blutleer scheint.

Die populärere Belehrung über die Politik hat ein andres weltberühmtes Buch übernommen, das bekannter als Homer und nicht weniger weit im Orient und Okzident verbreitet als die Bibel ist, das Pantschatantra, ein Werk, das sich

[1]) Eine sehr tüchtige Leistung ist die von Fritze, bei Reklam erschienen; aber schon die Verschiedenheit der Dialekte, die oft sehr wirkungsvoll eintritt, läßt sich nicht nachahmen.

Digitized by Google

in dem leichten Gewand der Fabel an die Jugend wendet und ihr in der Form der fesselnden Erzählung politisches Verständnis erschließen will. Es hat die Fülle seiner zahlreichen, ernsten und scherzhaften Geschichten durch viele Kanäle über die westliche Literatur ergossen und ist aus einem politischen Lehrer zu einem fesselnden Unterhalter geworden, der im Orient wie Okzident in vielen Zungen sprechen kann und sich großer Beliebtheit erfreut. Benfeys bahnbrechendes Werk, das um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erschien, hat die mannigfachen Schicksale dieses Werkes verfolgt und jetzt eine würdige Fortsetzung in den Arbeiten des Döbelner Oberlehrers Hertel gefunden, von denen nur sein letztes Buch: „Das Pantschatantra, seine Geschichte und Verbreitung" (Leipzig 1914), weil es alle früheren zusammenfaßt, erwähnt werden mag. Wir wissen durch ihn, daß der ursprüngliche Verfasser ein Kaschmirer war und etwa im dritten Jahrhundert n. Chr. sein Werk verfaßt hat, um in Form von geschickt ausgewählten Fabeln die jungen Königssöhne über politische Dinge zu belehren, und haben die älteste Form des Textes durch seine Nachforschungen erhalten.[1])

Ein König hatte, so ungefähr lautet der Anfang des Werkes, drei unwissende Söhne, und weil keiner Neigung zum Lernen hat, rief er seine Gelehrten zusammen, damit sie ein Mittel fänden, ihren Verstand zu entwickeln. Da das Studium der Wissenschaften aber lange währt, so riet einer aus der Mitte der befragten Pandits, einem berühmten und in allen Lehrbüchern wohl erfahrenen Lehrer, dem Brahmanen Vischnuscharman, die Prinzen zu übergeben, der sie in kurzer Zeit verständig machen werde. Der Brahmane kommt, verspricht, in sechs Monaten seinen Auftrag zu erfüllen, und verfaßt in fünf Büchern das berühmt gewordene Werk, das von Indien seit dem sechsten Jahrhundert seinen Weg um die halbe Erde gemacht hat. Benfey erkannte den politischen Zweck des ursprünglichen Werkes, und nach ihm hat Hertel ihn mit Nachdruck hervorgehoben; es tritt in die Reihe der politischen Schriften Indiens und benutzt für seinen Zweck Fabeln, in die es die politische Belehrung, oft mit Zitaten aus alten Büchern der Staatskunst und wörtlichen Entlehnungen aus Kautilyas Werk, verflicht. Es handelt sich weder darum, zu erbauen, noch darum, zu unterhalten, sondern in behaglicher, unterhaltender Form die Prinzen über die Charaktere der Menschen und psychologische Notwendigkeiten aufzuklären, vor Unbedacht, Vertrauensseligkeit und Leichtsinn sie zu bewahren, ihnen zu zeigen, daß Vorsicht, Mißtrauen und Klugheit die Vorbedingung der politischen Weisheit ist. Fabeln boten dem Verfasser sich in Indien leicht dar; es hat einen unendlichen Reichtum an Erzählungen dieser Art hinterlassen und in ihnen sein feines Verständnis für menschliche Dinge niedergelegt. Welcher mit diesen Stoffen Vertraute erinnert sich nicht heute der lehrreichen Erzählung in dem Kathasaritsagara von dem Asketen an den Ufern des Ganges, die die gewaltige Kraft feindseliger Suggestion

[1]) Eine leicht zugängliche Uebersetzung einer späteren Redaktion besitzen wir in Ludwig Fritzes Uebersetzung, Leipzig 1889.

Digitized by Google

schildert. Es lebte, so ungefähr lautet sie, einst ein Asket in einer Stadt an den Ufern des Ganges und war durch die Strenge seiner Selbstzucht ein Gegenstand der Verehrung für die Bewohner. Da sah eines Tages ein Uebelgesinnter ihn auf seinen gewohnten Almosengang ausgehen und sagte: „Wißt ihr nicht, was für ein heuchlerischer Asket das ist? Er hat die Kinder in dieser Stadt verzehrt." Das hörte einer von seinesgleichen und bestätigte jene Rede durch die Bemerkung, auch er habe die Leute so reden hören. Es kam ein dritter und sagte dasselbe. So verbreitete sich das Gerücht von dem kinderverzehrenden Brahmanen von Mund zu Mund und flog durch die ganze Stadt. Und alle Bürger hielten mit Gewalt die Kinder im Hause, weil sie sagten, der Asket schleppt unsre Kinder fort und verzehrt sie. Da beschlossen die Brahmanen, ihn aus der Stadt zu verbannen. Erstaunt fragte er nach der Ursache und erfuhr das Gerücht. Er näherte sich den Brahmanen und sah sie erschreckt auf das Dach ihres Klosters fliehen. Da rief der Asket einen nach dem andern von ihnen mit Namen und sagte: „Was für ein Irrtum! Warum stellt ihr nicht untereinander fest, wie viele und wessen Kinder und wieviel von einem jeden ich verzehrt habe." Da fanden sie, daß ihre Kinder lebten, und die Bürger, die der Sache nachzugehen beauftragt waren, überzeugten sich, daß alle Kinder lebten. Der Asket aber, voll Ekel über das verleumderische Gerücht, das böse Menschen über ihn verbreitet hatten, verließ die Stadt.

Vischnuscharman wählte seine Fabeln nach seinen Zwecken; es handelte sich auch für ihn darum, in lebendigen Gestalten den Prinzen die Lehren der politischen oder weltlichen Klugheit darzulegen und ihnen im Spiegel das Trachten des menschlichen Herzens vorzuhalten. Menschen treten auf und Tiere, die einen wie die andern in den heiligen Schriften, in Gesetzbüchern und Werken der Politik wohlbewandert. Sie rechtfertigen damit Entschlüsse und Handlungen. Die Beweglichkeit und Erfindungskraft des indischen Geistes kommt zur Geltung, und der feine Hofton gestattet auch dem Widersacher gegenüber kein unhöfliches Wort. Der Verfasser teilt sein Werk in fünf Bücher; er zeigt im ersten, wie ein König seinen Freund durch Ränke der Höflinge verliert, im zweiten die Stärke des Bündnisses kluger Fürsten gegen feindliche Uebermacht, im dritten durch die Vorführung des Kampfes zwischen dem Reich der Eulen und dem der Krähen die Ueberlegenheit der List über den starken Feind, viertens den Verlust des schon Erworbenen und schließlich die Folgen unbedachten Handelns. In dem dritten Buch werden wir Zeugen des Ministerrats mit seinen alle Mittel der Politik abwägenden Erörterungen; ein jeder der Räte des Königs gibt seine Meinung ab, der eine empfiehlt — und begründet seinen Rat — Frieden, der andre Krieg, ein dritter Schutzvertrag, der erfahrenste und älteste von allen empfiehlt die „Doppelzüngigkeit" oder „Hinterlist" als eines der sechs Mittel der Politik, und schließlich geht der Staat der Eulen durch eine List des feindlichen Ministers zugrunde, dem die Eulen Vertrauen schenken, als sie ihn scheinbar hilflos treffen. „Kein andrer," rühmt sein Herr von ihm, „ist dir an Klugheit gleich, da du, ohne Waffen zu gebrauchen, durch deine Einsicht die Feinde ge-

Digitized by Google

tötet hast." Das Pantschatantra ist an Geist und scharfen Charakterzeichnungen reich; es schildert witzig und unterhaltend Leichtgläubigkeit, Sinnlichkeit, Eitelkeit und Heuchelei, zweizüngige Rede und Ränkesucht. Man lese die ergötzliche Schilderung der sich schwerhörig stellenden Katze, die an den Ufern des Flusses fromme Askese treibt und heilige Sprüche sagt, um Haselhuhn und Hase, die sich ihr vertrauensvoll nahen, zu verderben.

Allen Indologen und Kennern der Volkskunde und schon den Anfängern des Sanskrit ist das Werk wohlbekannt; außerhalb ihrer Kreise schenkt man ihm aber nicht die Aufmerksamkeit, die es verdiente. Es gilt ja wohl mehr als Unterhaltungswerk, denn als ein in erzieherischer Absicht geschriebenes Buch. Wer über den Ernst und Scherz der an Menschenwitz und Schlauheit reichen Geschichten hinweg seinen Blick auf den politischen Hintergrund richtet, vor dem Mensch und Tiere auf die Bühne treten, wird überraschende Parallelen zu der feindlichen Gegenwart finden. Hier gibt es nicht Ritterlichkeit noch Edelmut, nicht Tugend noch Recht, sondern nur der gewinnt sein Spiel, der mit Schlauheit, Doppelzüngigkeit und listiger Rede den Gegner überragt. Nicht die Tugend, sagt Hertel, wird, wie im Märchen, belohnt und die Bosheit bestraft, sondern wie im wirklichen Leben, für das das Buch ja schulen soll, kommt der Kluge zu Glück und der andre zu Schaden. „Nicht nach dem Muster der Menschen kann man ein Reich regieren," lautet einer der Sprüche, „denn was die Fehler der Menschen sind, sind Vorzüge bei den Königen." Wie sollte der Leser nicht der Worte gedenken, die Friedrich der Große im Hinblick auf die Fürsten im Vorwort zur Geschichte seiner Zeit schrieb: „Diese Kunst [ihre Ziele zu erreichen] erscheint, wie ich gestehe, vielfach als das Gegenteil der Privatmoral . . ." und „seine Nachbarn würden sich seine Rechtschaffenheit zunutze machen und würden ihm auf Grund falscher Vorurteile und verkehrter Meinungen das als Schwäche auslegen, was nur Tugend ist". Menschen und Politiker sind heute nicht anders geworden, seit Vischnuscharman sein Pantschatantra und Friedrich der Große sein Vorwort schrieb. Unser Volk hatte Bismarcks mißtrauischen Blick vergessen und geglaubt: „Entschlafen sind nun wilde Triebe mit jedem ungestümen Tun, es reget sich die Menschenliebe, die Liebe Gottes regt sich nun." Daher unsre Enttäuschung in den Händeln dieser Welt.

Digitized by Google

Deutsche Romantik

Von

Prof. Dr. Hermann Frhr. v. d. Pfordten

Die Glanzzeit der Romantik liegt schon weit zurück. Ueppig hat sie geblüht, die blaue Wunderblume; dann mußte sie welken. Ja noch mehr: man spottete und schämte sich ihrer; von einem Extrem ins andre. Und doch, so oft man sie totgesagt hat, sie lebt immer wieder auf; nie wird sie ganz überwunden und ausgeschaltet werden können. Das muß tief im deutschen Wesen begründet sein. Ich will mich hier auf die musikalische Romantik beschränken und, um nicht allzuviel oft Gesagtes zu wiederholen, nur das hervorheben, was mir besonders wichtig und charakteristisch scheint.

Die romantische Musik, daran sei vor allem erinnert, darf mit der romantischen Poesie nicht ohne weiteres zusammengenommen werden. Gewiß herrschen zwischen beiden mannigfache Beziehungen und wechselseitige Wirkungen, aber auch starke Gegensätze, die sie äußerlich und innerlich trennen. Gemeinsam ist ihnen beiden die Schwierigkeit unzweideutig scharfer Begriffsbestimmung. Was die Romantik eigentlich will und ist und bedeutet, das ist gar nicht so leicht und einfach zu sagen. Und wenn es schon wissenschaftlich nicht zweifelsfrei festzustellen ist, dann erst recht nicht in dem vom Gefühl beherrschten Sprachgebrauch. Gerade auf diesen aber müssen wir Bedacht nehmen; wir werden uns überzeugen, wie ausschlaggebend er ist.

Der Ausdruck Romantik und romantisch wird sehr viel gebraucht; alles mögliche wird so genannt. Man spricht nicht nur von romantischer Poesie und Musik, sondern auch von romantischen Gegenden, Ideen und Erlebnissen. Bei alledem sind wir von einem mehr oder weniger unklaren, doch aber wieder bestimmten und jedenfalls starken Gefühl geleitet, das sich wohl in Einzelfällen irren kann, im ganzen aber sicherlich gleicher Richtung folgt. Es ist interessant und lehrreich, ihr nachzuspüren und den Versuch zu machen, sie abzugrenzen.

Worüber wir uns zuerst klar werden müssen, das ist der Gegensatz zum Klassischen. Der ist ja allbekannt und bis zum Ueberdruß hervorgehoben. Aber gerade hier finden wir es bestätigt: es fehlt an klaren Begriffen. Was heißt denn klassisch? Wir bekommen eine neue Unbekannte in die Gleichung. Und wie steht nun das Romantische dem Klassischen gegenüber? Der alternde Goethe hat bekanntlich kurz und bündig gesagt, klassisch sei gesund, romantisch sei krank. So unbarmherzigem Verdammungsurteil werden wir uns nicht anschließen wollen; es ist aber gerade auch auf musikalischem Gebiet oft genug gefällt worden. Unsre Klassiker — ja, das ist gesunde Kost; die Romantiker — damit verdirbt man sich den Magen. Deshalb soll die Jugend mit klassischer Musik aufgezogen und vor der romantischen so lang als möglich behütet werden. Pädagogisch ist das bedenklich. Die Jugend findet die Klassiker langweilig, die Romantiker

Digitized by Google

interessant; und es gelüstet sie, von der verbotenen Frucht zu naschen. Von Haydn und Mozart sehnt sie sich los zu Schumann und zu Wagner. Es ist aber auch künstlerisch schief. Denn es trennt die Klassiker von den Romantikern absolut und rein negativ. Und gerade wenn auf klassischer Gesundheit aufgebaut wird, muß man dann behaupten, die Romantik sei gefährlich? Sollte nicht im Gegenteil die klassische Gesundheit vor romantischer Erkrankung schützen? Und schließlich: wenn die Romantik krankhaft entarten kann, ist sie deshalb von Haus aus als krank zu brandmarken? Die Uebertreibung kann Entartung hervorrufen, gewiß, auf beiden Seiten. Aber das beweist noch nichts für das Wesen und Prinzip der Gattung; wir müssen es positiv zu fassen suchen und fragen, worauf denn die gerühmte klassische Gesundheit und die verpönte romantische Krankhaftigkeit sich eigentlich gründen.

So kommen wir zu dem weiteren Punkt, zu der beliebten Behauptung, die Klassiker seien Hüter und Pfleger, die Romantiker Verächter und Zerstörer der Form. Wenn das wahr wäre, so hätten wir nichts weiter zu sagen. Einen schwereren Vorwurf kann man einem Künstler nicht machen als den der Formlosigkeit, ein höheres Lob nicht zollen als das der Formvollendung. Ein Kunstwerk ohne Form ist ja undenkbar. Aber auch hier erheben sich laut genug die Stimmen, die ganz anders urteilen. Das Klassische, heißt es, ist in die Form gebannt, und in der Form ist der Ausdruck erstickt. Das Romantische hat ihn von Fessel und Druck erlöst und erst die wahre Freiheit gebracht. Hier ist die Form Nebensache, dort alleinige Hauptsache. Dort wird nach der Schablone gearbeitet, hier genial geschaffen. Hier haben wir die wahre Kunst, dort nur die Routine des Handwerks. Unsre ganze Liebe gehört der Freiheit, nicht wahr? Zwang und Schranken müssen fallen; nichts darf den echten Künstler hemmen. Ist es nicht unleugbar, daß viele so denken? Der ganze Zauber dieser Trugschlüsse umstrahlt die Romantiker; davon können wir uns auf Schritt und Tritt überzeugen. Bis zum Mitleid geht es herab: die armen Klassiker, die befangen bleiben in der Form — das ist ja noch gar nicht die wahre Musik! Und wie grausam, wie unrecht, wie vergeblich auf die Dauer, uns immer wieder darauf zurückschrauben zu wollen; einmal muß dem ein Ende gemacht werden. Da haben wir nun das eigentliche Problem. Diese Gegensätze scheinen unvereinbar; sie zwingen uns offenbar, uns zu entscheiden. Wer sich an der Form genügen läßt, der bleibe bei den Klassikern; wer künstlerischen Ausdruck fordert, der halte es mit den Romantikern. Das ist dann wenigstens ehrlich. Und doch stimmt auch diese Rechnung nicht. Wo ist der Klassiker, bei dem wir gar keine Ausdrucksmusik fänden? Wo ist der Romantiker, der die Form ganz und gar verleugnete? Es müssen uns Bedenken aufsteigen, ob wir Form und Ausdruck in dieser apodiktischen Weise trennen dürfen. Vielleicht gelingt es uns, auch hier alle Einseitigkeit zu vermeiden.

Wir erkennen ein berechtigtes Gefühl in maßloser Uebertreibung, die zu unheilvollen Folgerungen verleitet. Gewiß, die Klassiker beherrschen die Form, und zwar so meisterhaft, daß wir zunächst gar nicht darüber hinauskommen, das

Digitized by Google

anzuerkennen. Man kann dabei stehenbleiben. Man kann sich damit begnügen, den Bau der klassischen Kunstwerke immer aufs neue zu studieren; man wird nicht müde werden, zu lernen und zu bewundern. Das ist ein Hochgenuß für jeden, der dazu befähigt ist. Aber das ist noch lang nicht alles. Wem sich der Ausdrucksgehalt nicht erschließt, der hat den Meister nicht erfaßt, der kennt ihn nicht ganz, wenn er auch glaubt, ihn zu verstehen. Und die Gefahr liegt nahe, hochmütig und schulmeisterlich abzuurteilen wie ein Beckmesser.

Oder man kann im Ausdruck schwelgen ohne Formgefühl; das ist das andre Extrem. Da glaubt man dann alles das, was uns bei den Romantikern fesselt, auf Kosten der Form gewonnen zu haben. Und damit tut man den eignen Lieblingen wieder ebenso unrecht wie den geschmähten und verachteten Klassikern. Man vertieft sich in das überschwengliche Empfinden; man berauscht sich am Klang, man schwärmt für die poetische Musik, und an Form und Aufbau glaubt man gar nicht mehr denken zu müssen. So werden auch diese Meister verkannt; so bringt man auch in ihr Wesen nicht ein. Eines so falsch wie das andre. Wo finden wir einen Ausweg aus dieser Verwirrung? Er kann durch geschichtliche und durch ästhetische Schulung gewonnen werden; die Hauptsache wäre, keinem Vorurteil, keinem Schlagwort, keiner Phrase zu folgen, und bei aller Begeisterung sich die Fähigkeit zu ruhigem und vernünftigem Urteil zu bewahren.

Vor allem gilt es, zu erkennen, daß die musikalische Romantik keinen bewußten Bruch mit der klassischen Tradition bedeutet, ganz im Gegensatz zur romantischen Poesie, die etwas andres, etwas Neues wollte. Keiner unsrer romantischen Meister hat die Klassiker verleugnet, bekämpft oder gar verhöhnt. Keiner hätte sich nachsagen lassen, daß er sie für veraltet und abgetan erklären möchte. Im Gegenteil: jeder Romantiker hat sich als Erben der Klassiker gefühlt und sich auf sie berufen. Weber hat innig Mozart verehrt, Berlioz glühend Beethoven. Schumann hat herrlich über Beethoven geschrieben, Wagner enthusiastisch über Beethoven und Mozart. Besonders Wagner hat man ja immer wieder vorgeworfen, er habe die Klassiker gering geschätzt und lächerlich gemacht; bei aller Selbstüberhebung hat er das aber nie getan. Man muß nur seine Schriften richtig lesen lernen, was allerdings nicht leicht und bequem ist. Und so geht es fort bis in die neuere und neueste Zeit. Das wäre doch schlechterdings unerklärlich, wenn klassisch und romantisch so zu trennen wären, wie der Unverstand es tut. Schließlich kämen wir zu der Anschauung, die Romantiker hätten selbst gar nicht gewußt, was sie taten; sie hätten geglaubt, auf den Schultern der Klassiker zu stehen, und statt dessen den Bruch vollzogen. Eine derartige Täuschung über die eigne Kunst ist und bleibt undenkbar, mögen wir dem schaffenden Künstler noch so wenig kritische Urteilsfähigkeit zutrauen. Wir tun besser, unsre eigne Meinung zu berichtigen.

Lassen wir uns von der unbestreitbaren Tatsache leiten, daß die Klassiker die Form beherrschen. Sie sind in der glücklichen Lage, alles das, was sie zu sagen haben, aussprechen zu können in den Formen, die sie vorfinden und ausbauen. Ihre Erfindung und Gestaltung sind gleich mannigfaltig und be-

Digitized by Google

wunderungswürdig, ihr Wollen vom Vollbringen gekrönt. Daher der Eindruck der Geschlossenheit, der Monumentalität, der künstlerischen Energie, der musikalischen Logik, der zwingend überzeugenden Notwendigkeit. Könnten wir uns vorstellen, daß Beethoven anders als in Sonaten und Sinfonien (die ganze Kammermusik umfaßt derselbe Stil) uns seine Größe, Tiefe, Innigkeit und Herrlichkeit gekündet hätte? Die Form ist nicht Fessel und Schranke, sondern nur Gefäß. Sie scheint auf den Meister gewartet zu haben, um mit dem Ewiggehalt erfüllt zu werden, den zu fassen sie bestimmt war. Er sprengt sie nicht, wenn er sie erweitert; er verletzt sie nicht, wenn er sie frei behandelt. Die beiden sind wie füreinander geschaffen.

Daran messen wir nun alles einzelne. Gewiß gibt es Meister, bei denen die Form bedeutender scheint als der Gehalt. Aber da müssen wir sehr vorsichtig sein. Rein formal ist nicht gleich alles das zu nehmen, was uns nicht sofort den erhofften Ausdruck offenbart. Es sei nur daran erinnert, wie wir über Johann Sebastian Bach zu urteilen gelernt haben. Und wenn dagegen etwa Händel der große Formalist genannt wird, so ist auch das nur mit Einschränkung richtig. Aehnliches mag von Mendelssohn gegenüber Schumann gelten. Oder wenn wir bei Mozart noch vieles spielerisch finden wollen, vieles nur als Arabeske und Passagenwerk empfinden, so fragt es sich in jedem einzelnen Fall, ob wir recht haben, ob nicht wir es sind, die ausdruckslos singen und spielen, weil wir den Ausdruck nicht treffen, den die uns fremd gewordenen Formen bergen. Denn das ist der Kern der ganzen Frage. Keine Form an sich ist ausdruckslos; keine aber auch ist unbeschränkt ausdrucksfähig. So überreich unsre klassische Musik uns erscheinen mag, so überragend ihre Meister heute noch und gerade heute wieder dastehen, es gibt doch noch andre Möglichkeiten. Es muß sie geben; sonst wäre jede Weiterentwicklung undenkbar. Wenn diese erfolgt, so ist sie von vornherein in andrer Richtung gegeben. Jeder Höhepunkt ist zugleich ein Abschluß. Man hat allen Ernstes behauptet, nachklassische Sonaten und Sinfonien hätten keinen Sinn mehr; denn jede bloße Wiederholung ist Abschwächung. Drücken wir es anders aus: es geht nicht an, Formen beizubehalten, weil sie sich herrlich bewährt und unsterbliche Meisterwerke ermöglicht haben. Die Form an sich garantiert keinen Gehalt. Sobald aber wieder ein Meister kommt, der ihrer bedarf, wird er sich mit Notwendigkeit und mit Erfolg ihrer bedienen. Sehen wir nur auf die im übrigen grundverschiedenen Brahms und Bruckner: sie mußten Sinfonien schreiben. Mendelssohn und Schumann wollten es auch. Ersterem gelang es innerhalb der Grenzen, die seinem ganzen Ausdrucksvermögen gezogen waren; letzterer bedurfte der Anstrengung, des bewußten Erstrebens, weil die Sinfonie ihm vorschwebte als die große, bedeutende Form. Ihm fehlte nicht die Technik; wie man Sinfonien schreibt, das kann man lernen. Sondern ihm fehlten die sinfonischen Gedanken, d. h. der Empfindungsausdruck, der zu seiner Erfüllung der sinfonischen Form bedarf. So geht es mit jeder Form. Wer sie nur anwendet, der bleibt darin befangen; nur wer sie braucht, der beherrscht sie als Meister.

Digitized by Google

Sobald also ein andrer Gehalt auszutönen war als der von den Klassikern ausgesprochene, konnte das nicht mehr in klassischen Formen geschehen. Die Romantiker treten auf den Plan mit anderm Empfindungsausdruck und darum auch mit andrer Formgestaltung. Wenn wir diesen Unterschied näher bestimmen wollen, so müssen wir vor allem hervorheben: anders heißt hier nicht absolut neu. Die Romantiker bringen nicht etwas, wovon wir bei den Klassikern gar keine Spur zu entdecken vermöchten. Längst schon hat man auf das Romantische in unsern Klassikern hingewiesen, nicht etwa nur bei Beethoven und Mozart, sondern auch bei dem urgestrengen Johann Sebastian Bach. Was meint man denn damit? Worin gründet denn dieses Moment, das nirgends fehlt, das wir immer häufiger entdecken, auch wo wir es gar nicht vermutet haben, bis es bei den Romantikern unverkennbar hervortritt, die Oberhand gewinnt, seine ganze Herrlichkeit entfaltet, schließlich auch in Uebertreibung und Entartung bis an die Grenze der Karikatur und der Unmusik führt?

Von außen ist keine künstlerische Frage zu lösen, auch diese nicht. Der Hinweis auf die Veränderung der Ausdrucksmittel kann nicht genügen. Sie ist freilich stark, oft geradezu blendend. Neue Behandlung der Singstimme, Bereicherung des Orchesters, vor allem der Klangfarben in allen Instrumenten, kühne, freie Stilisierung allenthalben, besonders auf dem Gebiet der Modulation, mit gewagten Akkordfolgen, scharfen Dissonanzen, gesteigerter Chromatik und Enharmonik, endlich noch die rhythmischen Kombinationen aller Art — das kennzeichnet die Romantik, aber es erschöpft nicht ihr Wesen. Warum das alles? Die Ausdrucksmittel an sich sind sowenig entscheidend wie die Form; es handelt sich um ihren Zweck, um die Idee, der sie dienen, also um den Ausdrucksgehalt, der sie erfordert und eben dadurch rechtfertigt. Eine neue Empfindungswelt tut sich auf. Nicht mehr so streng, auch nicht mehr so groß, nicht mehr so stark, auch nicht mehr so herb wie die klassische. Sondern weicher, inniger, sinniger, sehnsüchtig, schwärmerisch und ahnungsvoll, so recht aus der Tiefe des deutschen Gemütslebens hervorquellend, darum intimer, differenzierter, feiner, reicher, persönlicher. Es ist wie eine Befreiung von allem Konventionellen, von aller fremden Tradition; das Herz geht uns auf, als trauten wir uns jetzt erst, ganz wir selbst zu sein. Darum hat die Romantik den Sieg der deutschen Musik vollendet, die lange Vorherrschaft fremder Kunstart gebrochen. Kampf genug hat es gekostet, und nicht blind sein dürfen wir gegen Schwächen und Gefahren. Es liegt im Wesen dieser deutschen Romantik begründet, sentimental oder überspannt zu werden, oder unklar und verschwommen zu bleiben. Was ihr hohen Reiz verleiht, wenn es wahre Innerlichkeit keusch und seelenvoll austönt, das bedroht den künstlerischen Wert, wenn es die Grenze der Trivialität streift, oder wenn es vor lauter Empfindungsseligkeit nicht zu deutlicher Darstellung gelangen kann. Unsre großen Romantiker Schubert, Weber, Schumann, Wagner geben ihr Bestes eben dann, wenn es ihnen beschieden ist, die rechte Form zu finden. Vieles wird aufgegeben, weil es fremd ist; sicher auf eignen Füßen zu stehen, war damit noch nicht gewährleistet. Am schlagendsten zeigt uns das die Entwicklung

Digitized by Google

der sog. deutschen Oper und des deutschen Liedes. Aber ebenso unverkennbar die Instrumentalmusik. Die kleinen Formen, die Miniaturen der Klavierpoesie bei Schubert und Schumann, wie man sie treffend genannt hat, die mit Unrecht verspotteten Lieder ohne Worte von Mendelssohn, die Intermezzi von Brahms, sie alle singen deutsch, echt und wahr. Das sind Perlen der Romantik. Und wenn wir sie neben die gewaltigen klassischen Sonaten und Sinfonien stellen, so mögen sie uns klein und bescheiden dünken, bilden aber eine wesentliche Ergänzung und Bereicherung unsrer Musik, die wir nimmer missen möchten, so wenig wie unser trautes Heim. Früher als wir selbst noch haben die nichtdeutschen Kenner diese Eigenart begriffen.

Das ist es, was wir bewußt oder unbewußt meinen, wenn wir von deutscher Romantik reden. Es gründet tief in unserm Wesen. Nur zu unserm eignen Schaden könnten wir es verleugnen. Unter unsrer Einseitigkeit und Schwäche haben wir unbestreitbar in jeder Beziehung gelitten; aber es hilft nichts, sie zu leugnen oder zu beschönigen. Wir haben versucht, sie zu überwinden, und glaubten sie abschütteln zu können. Ganz wird uns das nie gelingen. Mögen wir noch soviel lernen und verlernen, wir werden nie ganz andre werden, als wir sind. Wir werden ewig Romantiker in diesem Sinn bleiben. Unsre Poesie hat nach der Periode des nackten Realismus zur Romantik zurückgefunden, unsre Musik ist nie davon losgekommen. Man nennt die Musik im besonderen die romantische Kunst. Das soll heißen: die Kunst des wahren Empfindungsausdrucks, die Sprache der Seele. Das muß und wird sie sein und bleiben, solang deutsches Wesen besteht. Innige Liebe zur Natur, ahnungsvolle Sehnsucht nach dem Guten und Schönen, gläubige Hingabe an das Ideal, feines Verständnis für jede leise Regung und Bewegung des Gemüts, goldener Humor, der da lacht und weint zur selbigen Stunde, das heißt deutsche Romantik. Und mag sie klein und kleinlich werden, mag sie unklar und verschwommen bleiben, mag sie sich überspannen und verzerren bis zur Lächerlichkeit, so soll es uns nicht beirren. Wir glauben doch an sie und ihre Zukunft. Groß und stark wie ein Klassiker, zart und weich wie ein Romantiker, das wäre die Krone. In unsern besten Meistern finden wir es vereinigt. Darum spielen wir sie nicht gegeneinander aus, sondern freuen uns des reichen Besitzes. Klassisch und romantisch, Form und Ausdruck beleben und beeinflussen sich wechselseitig; Brücken schlagen heißt nicht Grenzen verwischen. Und der Fortschritt wird nicht auf Kosten, sondern auf Grund alles Errungenen gewonnen. So vertrauen wir darauf, daß unsre Musik romantisch bleibe, nämlich deutsch und wahr für alle Zeiten. Dann steht es gut um uns und unser ganzes Volk.

Digitized by Google

Meine neunundsechzigjährige Fehde gegen den Verlust der Staatsangehörigkeit durch Entlassung

Von

Wilhelm Cahn, Geh. Legationsrat z. D.

Es war in Mainz im Jahre 1847 am Schluß der Osterferien, also etwa Mitte April. Ich sage, am Schluß der Osterferien, denn ich saß als achtjähriger Junge an meinem kleinen Tisch und arbeitete, was gewöhnlich erst einen Tag vor Schulbeginn zu geschehen pflegte. Da rief mir meine Schwester zu, daß der Großvater unten auf mich warte, um mit mir spazieren zu gehen. Ich solle auch meine Botanisierbüchse mitnehmen, es gäbe schon Maikäfer. Natürlich wurden Schreibheft und Buch zugeklappt. Hopp, hopp war ich unten und marschierte wohlgemut an der Seite meines noch rüstigen zweiundachtzigjährigen Großvaters, der mir immer etwas Interessantes aus dem reichen Inhalt seines Lebens zu erzählen wußte.

Wir gingen durch das Münstertor und kehrten über die Rheinallee zurück. Vor einem kleinen Wirtshause saß auf einer Bank ein Gendarm mit einem Arrestanten. Jeder hatte ein Glas Bier vor sich, der Arrestant auch noch ein großes Stück Brot. Der Gendarm erhob sich und grüßte meinen Großvater.

„Ach so," sagte dieser, „Ihr seid's Franz! Wen habt Ihr denn da?" fügte er leiser hinzu. „Einen Schübling," sagte der Gendarm. — „Der sieht aber krank und elend aus." — „Kein Wunder, schon wochenlang wird er von einem Ort in den andern geschoben, und wenn er nicht weiter kann, kommt er ins Spital oder ins Gefängnis." — „Was ist er denn für ein Landsmann?"

„Ein Preuß."

„Warum schickt Ihr ihn dann nicht nach Preußen zurück?"

„Ja, das ist es eben, die wollen ihn nit. Die sagen, er wär' aus dem Untertanenverband entlassen und schicken ihn wieder retour. Der Vater von dem jungen Menschen, ein Schreiner in Breslau, ist gestorben. Die Mutter hatte eine Stellung bei einem Professor angenommen. Der Junge war bei einem Schreiner in der Lehre, und als der Professor nach München versetzt wurde, zog die Mutter mit dem Jungen auch dorthin. Da die Beschaffung der Ausweispapiere für Mutter und Sohn beim Polizeiamt Schwierigkeiten verursachte, riet man ihr, für sich und den Sohn die Entlassung aus dem preußischen Untertanenverband zu nehmen. Dies geschah. Der Junge, Fridolin Binzer mit Namen, blieb zuerst in München, wanderte dann als Geselle von Ort zu Ort. In Würzburg erkrankte er. Die Mutter war inzwischen gestorben, und nachdem der junge Mann genesen war, wollte ihn die Armenverwaltung nicht länger behalten. Er sollte nach Preußen zurückgeschoben werden. An der preußischen Grenze wies man ihn zurück, weil er nicht mehr preußischer Untertan wäre, und er wurde über Sachsen nach Bayern wieder zurückgeschoben. Dann ging's wieder

Digitized by Google

von Aschaffenburg nach dem kurhessischen Gebiet; von Hanau dann über Frankfurt ins Nassauische, von da nach Biebrich, und heute morgen wurde er von einem Kameraden herübergebracht. Ich wollte ihn anfangs nicht aufnehmen, aber der Mann hat so flehentlich gebeten, daß ich ihn mitgenommen habe. Er sagt, wenn er nur zwei Tage Ruhe und Arbeit fände, würde er keinen Menschen belästigen." — Der Gendarm sprach dies alles zu meinem Großvater in vermeintlichem Flüsterton — dieser aber war derart, daß man ihn auf fünfzehn Schritt Entfernung hörte. Während der Rede des Gendarmen schluchzte der Arrestant, und ich weinte natürlich mit. Ich nahm seine Hand in die meinige und streichelte sie, um den armen Menschen zu beruhigen. Auch mein Großvater war von Mitleid für den Armen ergriffen.

„Ist es schon vorgekommen," fragte er, „daß einem solchen mit dem nötigen Reisegeld versehenen Schübling die Auswanderung nach Frankreich oder der Schweiz von der Polizei gestattet wurde?" — „Nein," antwortete der Gendarm, „ich kann mich keines Falles erinnern, aber ich glaube, sie würde froh sein, ihn auf diese Weise los zu werden."

„Dann vorwärts, ich will sehen, was zu machen ist," sagte mein Großvater. Und nun ging's nach der Stadthausstraße. Der Gendarm mit dem Arrestanten voran, Großvater und ich hinterdrein. Ich war bald umringt von einer großen Menge gleichaltriger Jungen, die erfahren wollten, was da vorging. Voll Eifer berichtete ich, soviel ich verstanden hatte. Wir schimpften weidlich auf den Preuß, wir hatten alle die dunkle Empfindung, daß es nicht recht sei, einen Deutschen, der nichts verbrochen hatte, als daß er krank und dadurch hilfsbedürftig geworden war, ins Ausland zu jagen. Am Stadthaus angelangt, wurde der Arrestant in die Polizeistube gebracht, und mein Großvater begab sich zum Polizeikommissar. Ich wollte nach, aber die Jungenschar, die sich um mich versammelt hatte, wollte auch mit hinein, und die Folge war, daß wir alle miteinander hinausgeworfen wurden. So habe ich denn von dem, was zwischen dem Polizeikommissar und meinem Großvater verhandelt wurde, nichts erfahren. Als etwa 10 Minuten vergangen waren, hörten wir, daß ein Polizist dem andern zurief, er solle sich sofort nach einem Arzt umsehen, da der Arrestant in Ohnmacht gefallen sei. Das regte uns natürlich sehr auf, und als der Doktor kam, der mich kannte und mich fragte: „Was machst du denn hier?" benutzte ich die Gelegenheit, mit ihm ins Wachtlokal zu schlüpfen. Aber der Polizeidiener, der meinen Kameraden und mir vorher die Tür gewiesen hatte, verfehlte nicht, wie sehr ich mich auch an den Arzt drängelte, mich mit dem strengsten Blick, dessen ein Polizeidiener in Mainz fähig ist, hinauszuweisen. Durch die Spalte hatte ich jedoch gesehen, daß der arme Schlucker auf der Erde lag, und daß der Begleitgendarm um ihn beschäftigt war. Als ich den Kameraden mitteilte, daß der Arrestant auf der Erde liege und ganz weiß aussehe, rief einer von ihnen: „So, dann ist er doch tot!" Bei diesem Ausruf verschwanden mit einem Male alle Jungen. Mein erster Gedanke war: „Sind das Hasenfüß!" Aber ich hatte mich geirrt, die Jungen waren bloß

Digitized by Google

nach Hause gelaufen, um dort die sehr interessante Begebenheit mitzuteilen, und sie kamen alle, von Erwachsenen oder älteren Geschwistern begleitet, zum Rathaus zurück. Inzwischen hatte mein Großvater durch eine Kollekte in dem nahegelegenen Weinlokal die Sache dahin geregelt, daß der Arrestant, bei dem der Arzt nur einen vorübergehenden Magenkrampf festgestellt hatte, auf einige Tage in ein Krankenhaus geschafft wurde. Mein Großvater gab dem Schübling noch seine Adresse.

Im großelterlichen Hause wurde die Sache ausführlich besprochen. Von vornherein war man darüber einer Meinung, daß es nur ein Land gäbe, wohin der Mann mit Aussicht auf zukünftigen guten Erwerb gebracht werden könnte, nämlich Frankreich. Nach drei Tagen stellte sich der Schübling bei den Großeltern ein. Er sah noch sehr matt aus, an eine Reise nach Frankreich war vorläufig nicht zu denken. Meine Großmutter hatte dies vorausgesehen. Da der Mann Schreiner war, dachte sie sofort an die Verwirklichung eines längst gehegten Planes, in der zum Garten führenden sehr breiten Diele einen großen Verschlag zur Aufbewahrung von Möbeln, Gartengeräten und sonstigem alten Gerümpel machen zu lassen. Die Arbeit wurde unter Aufsicht eines Mainzer Schreinermeisters ausgeführt, der den fleißigen, geschickten Gesellen nicht genug zu loben wußte, den er gar zu gerne angenommen hätte, wenn er nicht wegen dessen Heimatlosigkeit Unannehmlichkeiten von seiten der Polizei hätte befürchten müssen. Der Geselle arbeitete bei uns etwa drei Wochen, während deren er volle Unterkunft bei den Großeltern gefunden hatte. Daß ich jede freie Minute gern bei dem Schreiner verbrachte, ist mir noch heute in lebhafter Erinnerung. Ich lernte hobeln, sägen, Nägel einschlagen und viele zum ehrsamen Schreinerhandwerk gehörige Erstlingsarbeiten. In Mainz, wo das französische Zivilgesetz herrschte, wußte man nichts von der preußischen Gesetzesvorschrift, laut welcher man seiner Untertanenschaft durch Entlassung verlustig gehen konnte, aber ebensowenig war man bereit, einen heimatlosen Menschen aufzunehmen, wenn auch die Zeugnisse über sein bisheriges Verhalten nur günstig lauteten. Das Schicksal des Schüblings wurde sehr viel besprochen und erregte besonders in liberalen Kreisen große Teilnahme.

Eines Tages kamen drei Herren in unsern Arbeitsraum, um mit dem Schübling dessen Heimatsverhältnisse zu besprechen. Ich kannte die Herren sehr gut. Der eine von ihnen, Gymnasiallehrer Dr. Munier, ließ sich alles ganz genau erzählen, weil er einen Bericht über diese Schubverhältnisse dem „Frankfurter Journal" einsenden wollte. Es ist mir noch heute in Erinnerung, mit welcher Erregung Dr. Munier immer wieder betonte, daß man in keinem andern europäischen Staate derartige Heimatsverhältnisse kenne. Aber an einem der nächsten Tage wurde bei Tisch erzählt, daß dem Dr. Munier vom Gymnasialdirektor verboten worden sei, diesen Artikel drucken zu lassen. Ich empfand dies als eine sehr ungerechte Sache, und Friedel, der ein kluger Kopf war, besprach mit mir noch viele Tage diese Angelegenheit.

Am Tage der Abreise konnte mein Großvater dem jungen Menschen außer dem Billett nach Metz das Ergebnis einer veranstalteten Sammlung von 70 Gulden

Digitized by Google

aushändigen. Meine Großmutter fügte Kleidungsstücke hinzu und noch Lebensmittel für mindestens drei bis vier Tage. Da ich erfahren hatte, daß die Abreise von Mainz nach Metz mit dem Postwagen vor sich gehen würde, hatte ich verschiedene meiner Spielkameraden davon benachrichtigt, um Friedel noch Lebewohl zuzurufen. Von der Großmutter hatte ich mir 12 Kreuzer erbettelt. Dafür kaufte ich fünfundzwanzig Zigarren. Großvater war auch bei der Abreise zugegen. Als der Postwagen abfuhr, riefen wir alle Jungen: „Hurra! und Glück zur Reis'!"

Aus Metz bekamen die Großeltern Nachricht von dem Ausgewiesenen, daß er gut angekommen sei und auskömmliche Arbeit gefunden habe. Eine spätere Nachricht besagte, daß er in Paris etabliert und jetzt in der Lage sei, an vielen heimatlosen Landsleuten die ihm in Mainz zuteil gewordenen Wohltaten zu vergelten.

*

Im Jahre 1860 machte ich das Examen als Doktor der Philosophie an meiner Landesuniversität Gießen und erhielt auf Empfehlung eines Verwandten eine Stellung als Lehrer der deutschen und englischen Sprache an dem Knabenerziehungsinstitut Derenbourg in Paris. Obgleich der Leiter des Instituts, ein bedeutender Orientalist, mir sehr wohlwollte, schied ich doch nach Jahresfrist aus dieser Tätigkeit, die mir nicht zusagte. Durch Dr. Derenbourgs Güte erhielt ich Empfehlungen an eine Anzahl namhafter Persönlichkeiten, unter denen ich besonders Ernest Renan hervorheben will. Auf mich allein angewiesen, führte ich nun das Leben eines jungen deutschen Gelehrten. Dasselbe war zwar ökonomisch ein sehr beschränktes, aber desto reicher in geistiger Beziehung. Ich hörte zahlreiche Vorlesungen an der Sorbonne und am Collège de France. Nach einer Vorlesung Renans hatte ich mit diesem eine kleine Unterredung. Unmittelbar darauf kam ein Herr auf mich zu, der sich als der badische Legationsrat v. Schweitzer vorstellte. Er habe aus einer Unterhaltung, die ich in deutscher Sprache geführt hatte, mich als Landsmann erkannt. Nun sehe er, daß ich mit Renan persönlich bekannt sei, es wäre ihm von hohem Interesse, über diesen bedeutenden Menschen etwas Näheres zu erfahren. Ich begleitete ihn ein Stück Wegs und lernte in der Unterhaltung Baron Schweitzer als ebenso liebenswürdigen wie hochgebildeten Mann kennen. Wir trafen uns von da an häufig, er lud mich in sein Haus und bat mich eines Tages, seiner Frau, einer Französin, deutschen Unterricht zu erteilen. Ich sagte gern zu, wir begannen schon am nächsten Tage. Er war oft in den Stunden zugegen, indem er mir versicherte, daß auch er großen Nutzen davon habe. Ganz besonders interessierten ihn meine Ausflüge ins etymologische Gebiet. Er forderte mich häufig zu Spaziergängen auf, die mir wiederum nach vielen Richtungen lehrreich gewesen sind. Ich freute mich stets, den sehr belesenen interessanten Mann begleiten zu dürfen. Er erzählte viel von seiner Heidelberger Studentenzeit, besonders aus den Jahren 1848/49; daß er mit Viktor Scheffel befreundet war, erregte mein besonderes Interesse.

Digitized by Google

Der Weg führte uns häufig zur Besichtigung einer Ausstellung oder einer besonders merkwürdigen Versteigerung im Hotel Drouot, wo er sich gern zur Vervollständigung der Einrichtung seines jungen Haushaltes hübsche Möbel anschaffte. Ich lernte auf diese Weise Paris von einer mir ganz neuen Seite kennen.

„Sagen Sie mal, lieber Doktor," sagte eines Tages Baron Schweitzer, „haben Sie vielleicht heute nach 4 Uhr Zeit, mit mir ins Faubourg St. Antoine zu gehen? Dort findet man die größte Auswahl von Möbeln, von den einfachsten Haushaltungsgegenständen bis zu den schönsten antiken und modernen Möbeln. Meine Frau hat dort zufällig jüngst einen Damenschreibtisch gesehen, von dem sie mir vorschwärmte und den sie gern für ihr Boudoir haben möchte." Ich sagte gern zu, und so marschierten wir nach der Rue du Faubourg St. Antoine. An einem schönen Möbelmagazin machten wir halt. Mein Begleiter war vor einem sehr hübschen kleinen Schreibtisch stehengeblieben und sprach mit mir, während der Ladeninhaber, ein stattlicher Mann etwa in der Mitte der Dreißiger, um unser Gespräch nicht zu stören, zur Seite getreten war. Da wurde ich auf eine in der Nähe stehende kleine Spiegelkonsole im besten Empirestil aufmerksam. Ich trat auf sie zu, zog die Schublade, öffnete das Schränkchen, guckte in den Spiegel, schüttelte den Kopf und wurde erst aus meinen Träumen geweckt, als ich die Stimme Schweitzers, der seinen Einkauf zur Zufriedenheit beendet hatte, hörte: „Sie gefallen sich wohl nicht, Doktor?" — „Gefallen? Ich habe mich ja gar nicht angesehen. Aber mir erscheint es merkwürdig, daß in der Wohnung meiner Eltern die ganz gleiche Konsole steht." Der Ladeninhaber, der die letzten Worte gehört hatte, trat auf mich zu und sagte: „Dieses Stück scheint Sie zu interessieren, Herr Doktor?" — „Allerdings, denn meine Eltern in Mainz haben merkwürdigerweise eine ebensolche." — „In Mainz?" fragte der Verkäufer eifrig. „Wie ist denn der Name Ihrer Eltern?" — „Cahn," sagte ich. — „Ei der Tausend, dann sind Sie wohl gar der kleine Wilhelm vom Jahre 1847? Ich bin nämlich der Schreinergeselle, der damals per Schub nach Mainz transportiert worden war. Ich werde es nie vergessen, wie sich die netten alten Leute meiner angenommen haben. Es ist wohl kaum wahrscheinlich, daß sie noch am Leben sind. Ich werde ihnen immer ein treues Andenken bewahren. — Das Schränkchen, von dem Sie reden, habe ich Ihren Großeltern in dankbarer Erinnerung an die von ihnen mir erwiesenen Wohltaten zugesandt." Ich traute meinen Ohren nicht, daß der Fridolin, dessen ich mich noch gut erinnerte, jetzt ein angesehener Geschäftsinhaber sei, kaum konnte ich es für möglich halten. Er mußte erzählen, und wir beide, Schweitzer und ich, hörten gespannt zu. Er hatte vor sieben Jahren die einzige Tochter seines Chefs geheiratet und war nach dessen Tode Inhaber des angesehenen Geschäfts geworden. „Nun muß ich aber meine Frau holen, sie kennt meine Geschichte ganz genau und wird sich sehr freuen, den ehemaligen kleinen Wilhelm kennen zu lernen." Er entfernte sich und kehrte nach einigen Minuten mit seiner allerliebsten jungen Frau zurück.

Digitized by Google

„Also da ist der junge Wilhelm, von dem ich dir so häufig erzählt habe," sagte er. „Jetzt ist er schon Doktor." — „Ich habe Sie mir größer vorgestellt," bemerkte die junge Frau. — „Es tut mir leid, Ihren Erwartungen nicht zu entsprechen," erwiderte ich. — „Ach nein, so meinte ich es nicht! Sie gefallen mir so auch!" — „Ihrer Aussprache nach sind Sie bei Karlsruhe zu Haus," bemerkte ich. — „Ich wollte gerade in Ihnen eine Landsmännin begrüßen," sagte Baron Schweitzer. — „Das stimmt," warf Binzer ein, „mein Schwiegervater war geborener Badener, hatte sich aber als Franzose naturalisieren lassen, und ich habe ein gleiches getan. Nun möchte ich aber beide Herren bitten, mit uns eine Tasse Tee zu trinken, wir wohnen drüben im Gartenhaus." — Das inmitten des kleinen Gartens gelegene Haus war nett eingerichtet, und das Eßzimmer, von dessen Fenstern man überall Ausblick auf den Garten hatte, bekundete guten Geschmack. „Es überkommt mich oft," sagte Binzer, „wie ein Gefühl der Reue, wenn ich mit so liebenswürdigen Deutschen zusammen bin, ob ich nicht eine Art Verrat geübt habe, indem ich Franzose wurde; aber merkwürdig, heute habe ich dieses Gefühl nicht. Ist es nicht vielleicht gerade die Rückerinnerung an die schnöde Behandlung, die ich in Deutschland erfahren habe? Sind denn in Deutschland die Heimatsverhältnisse immer noch dieselben wie damals in den vierziger Jahren?" — „Das kann Ihnen Herr Legationsrat Schweitzer besser sagen als ich." — „Gewiß, ich kann das um so mehr," bemerkte Schweitzer, „als ich anfangs der fünfziger Jahre am Zustandekommen des Gothaer Vertrages mitgearbeitet habe, auf Grund dessen die verpönten Schubverhältnisse aufgehoben worden sind." — „Aber, Herr Baron, Sie wissen gar nicht, wie sehr mich das erregt. Können Sie mir etwas Näheres darüber mitteilen?" — „Ich würde es gern tun, aber ich muß jetzt fort," sagte Herr v. Schweitzer. „Wenn der Herr Doktor mich begleitet, so erzähle ich ihm unterwegs etwas über den Vertrag, welchen die deutschen Bundesstaaten geschlossen haben; ich bin überzeugt, daß er Ihnen gelegentlich gern von seiner Wissenschaft mitteilen wird."

Und so erhielt ich Kenntnis von dem Gothaer Vertrag vom 15. Juli 1851. Herr v. Schweitzer gab mir am nächsten Tage noch ein kleines Buch, aus dem ich mich selbst über alles unterrichten konnte. Was ich damals erfuhr, war in Kürze folgendes:

Unter allen deutschen Bundesstaaten, ja sogar in der ganzen zivilisierten Welt hat Preußen allein die obligatorische Militärpflicht eingeführt. Jeder Preuße wird mit dem siebzehnten Jahre wehr-, mit dem zwanzigsten gestellungspflichtig. Eine Stellvertretung für den Militärdienst gibt es nicht. Ausgeschlossen von demselben ist nur der dauernd Untaugliche. Eine Auswanderungserlaubnis wird erteilt, wenn der Auswandernde noch nicht das siebzehnte Lebensjahr erreicht oder seiner Militärpflicht bereits genügt hat. Bei der Schaffung des Gesetzes vom Dezember 1842 hat man es für praktisch erachtet, mit der Auswanderungserlaubnis die Entlassung aus der Untertanenschaft zu verbinden. Der Entlassene hat damit aufgehört, Preuße zu sein. Wenn der aus Preußen Ent-

Digitized by Google

lassene sich nach einem andern Bundesstaate oder nach dem Ausland begab, um sich dort vielleicht eine bessere Zukunft zu sichern, in seinem Vorhaben aber scheiterte und durch Krankheit oder sonstige Unfälle der öffentlichen Armenpflege anheimfiel, so war der fremde Staat vor allem bedacht, die Heimbeförderung des Schiffbrüchigen zu beantragen. Das war die unglückselige zehnjährige Zeitepoche der Schubtransporte, die zu einer ganz unerträglichen Belastung der nichtpreußischen Bundesstaaten führte, bis endlich die letzteren diesem Unwesen durch den Gothaer Vertrag ein Ende machten. Dieser Vertrag bestimmte im § 1, daß jeder der vertragschließenden Bundesstaaten sich verpflichtete, seine vormaligen Untertanen zu übernehmen, auch wenn sie die Untertanenschaft nach der inländischen Gesetzgebung bereits verloren hatten, solange sie nicht dem andern Staate nach dessen eigner Gesetzgebung angehörig geworden sind. Wurde also z. B. ein aus Preußen Entlassener vom Auslande ausgewiesen und an die Grenze gebracht, so schaffte ihn das Grenzamt ohne weiteres in sein früheres Heimatland. Das Gesetz hatte aber nicht vorgesehen, daß der in die Heimat Uebernommene auch zugleich seine frühere Untertanenschaft wieder erhielt.

Diese Dinge interessierten mich ungemein, und ich kam immer wieder in unsern Unterhaltungen auf den Gothaer Vertrag zurück. Der Gedanke beschäftigte mich beständig, wie es nicht im Interesse eines Staates liegen könne, seine Landeskinder durch Gesetze wie das der Entlassung oder des zehnjährigen ununterbrochenen Aufenthalts im Ausland ihres Heimatsrechtes zu berauben. Wieviel kostbares Menschenmaterial ging für Preußen oder diejenigen Staaten, die ihm gefolgt waren, verloren.

Eines Tages, als ich wieder mit Herrn v. Schweitzer über diese Materie sprach, sagte er plötzlich: „Lassen wir heute mal den Gothaer Vertrag, lieber Doktor. Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen. Als ich mich verheiratete, erhielt ich, weil ich unabkömmlich war, keinen Urlaub zur Hochzeitsreise. Nun möchten wir sie nachträglich machen. Ein Urlaub von zehn Wochen ist mir bewilligt unter der Bedingung, daß ich auf meine Kosten einen Vertreter stelle. Ich habe Sie dazu ausersehen. Wollen Sie? Mein Vater, der Sie ja kennt, ist einverstanden."

„Ich habe bloß das eine Bedenken," erwiderte ich, „daß ich den Anforderungen des Herrn Gesandten zu entsprechen außerstande sein würde."

„Wissen Sie," erwiderte lachend v. Schweitzer, „was der schwedische Kanzler Oxenstjerna seinem ihn wegen der erstaunlichen Arbeitskraft bewundernden Sohn gesagt hat: „Nescis mi fili, quantilla prudentia mundus regitur." Sie werden's schon schaffen." Das war die erste Staffel meiner diplomatischen Laufbahn. Ich erachtete es als unaufschiebbar, ein eingehendes Studium der Kanzleiakten und der mir als wichtig bezeichneten Verträge und Erlasse vorzunehmen, und da ich von Natur mit gutem Gedächtnis begabt bin, so wußte ich sehr bald Bescheid. Meine Arbeitszeit beschränkte sich auf die Stunden von 12 bis 3 Uhr; sie war außerordentlich lehrreich für mich.

Digitized by Google

Zufälligerweise verfügte damals der Staatsminister v. Roggenbach, daß die politischen Berichte nach Karlsruhe nicht mehr wie bisher in französischer, sondern in deutscher Sprache abzufassen seien. „Seit vielen Jahrzehnten," sagte der Gesandte sehr erregt, „habe ich meine Berichte französisch geschrieben. Ich muß gestehen, daß es mir sehr unbequem ist, solche Berichte deutsch abzufassen. Darein werde ich mich nie finden. Die französische Sprache ist doch nun mal die Diplomatensprache."

„Aber Exzellenz," wagte ich einzuwenden, „geben Sie mir Ihren französischen Bericht. Ich werde ihn auf der Stelle übersetzen." Die alte Exzellenz schüttelte den Kopf: „Ich kann den Bericht nicht aus der Hand geben." — „Dann lesen Exzellenz mir den Bericht vor und währenddessen übersetze ich ihn sofort ins Deutsche." — „Das ist unmöglich," sagte der Gesandte. Sein Sohn, der der Unterredung beigewohnt hatte, warf ein: „Ich glaube, wenn Dr. Cahn es verspricht, dann führt er es auch aus. Wir können ja sofort eine Probe machen. Lies doch dem Doktor den heutigen Bericht vor, und dann soll er zeigen, was er kann."

Die Probe gelang zur Befriedigung des alten Herrn, der im allgemeinen für meine Leistungen stets Lob fand. Nicht ganz so zufrieden war ich selbst mit mir. Ich hatte häufig das Empfinden, daß meine juristischen Kenntnisse nicht genügten, und so beschloß ich, an der Rechtsfakultät (École de droit) Vorlesungen über Staatsrecht zu hören. Beiläufig: das badische Staatsrecht entsprach damals dem französischen.

Eines Tages kam auf die Gesandtschaft ein Franzose namens Baudouin, der, wie er sagte, vom Unterrichtsminister Duruy beauftragt war, sich über das Realschulwesen in Deutschland zu informieren. Er habe gehört, daß das Unterrichtswesen in den verschiedenen Staaten Deutschlands nicht gleichartig sei, und beabsichtige nunmehr, bevor er seine Reise nach Deutschland antrete, alle Gesandtschaften zu diesem Zweck zu besuchen; mit der badischen habe er den Anfang gemacht.

„Die Schulverhältnisse in Deutschland sind mir zufällig genau bekannt," erwiderte ich. „Ich kann Ihnen die verschiedenen Arten des Realschulwesens in Bayern, Baden, Württemberg, Hessen, Hannover, Sachsen und Preußen genau aufzeichnen. Sie haben dann gar nicht nötig, die einzelnen Gesandtschaften aufzusuchen. Das Verzeichnis können Sie übermorgen haben."

„Aber mein Herr, eine so prompte Erfüllung meiner Wünsche konnte ich gar nicht erwarten. Ich habe mit wochenlangen Besuchen bei den vielen deutschen Gesandtschaften und Konsulaten gerechnet."

Herr Baudouin erschöpfte sich in Danksagungen und nahm am bestimmten Tage die versprochene Aufzeichnung mit nochmaligem wärmstem Dank entgegen. Dieser Zwischenfall war mir längst aus dem Sinn gekommen, als ich etwa zwei bis drei Monate später einen Brief von Baudouin des Inhalts bekam, daß er sich in Deutschland meines Verzeichnisses mit bestem Nutzen bedient habe. Die Verständigung mit den Lehrern an den verschiedenen Real-, Bürger-, Handels-

Digitized by Google

und sonstigen technischen Schulen sei insofern sehr leicht gewesen, als die meisten dieser Herren der französischen Sprache mächtig waren; sie hätten ihn mit Studienplänen, Schulprogrammen und Lehrbüchern reichlich versehen. Nun seien aber seine eignen Kenntnisse der deutschen Sprache nur sehr mäßig. Ob ich ihm wohl einen Deutschen empfehlen könnte, der das Wesentliche aus der überreichen Sammlung herausfinde und übersetze, damit er daraufhin seinen amtlichen Bericht erstatten könne. Der Brief trug an der Spitze die Adresse: École de droit Rue Soufflot 1. II. Diese Adresse fiel mir auf. Sie bedeutete, daß der Briefschreiber eine Dienstwohnung in der Rechtsuniversität hatte. Auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß Herr Baudouin mit Familie bei seinem Schwiegervater, Professor Bugnet, dem Dekan der Rechtsfakultät, wohne. Das Schreiben erwiderte ich dahin, daß ich die Stellung an der badischen Gesandtschaft nur interimistisch verwaltet hätte, und daß ich jetzt über genügende Zeit verfügte, um mich selbst der von ihm gewünschten Arbeit zu unterziehen. Ich bat ihn um Angabe der Zeit, zu welcher ich mit ihm das weitere verabreden könnte. Er nahm meinen Vorschlag gern an und forderte mich auf, ihn zu besuchen.

Nach drei Wochen konnte ich ihm einen Teil meiner Arbeit, etwa dreißig eng beschriebene Seiten vorlegen. Herr Baudouin sparte nicht mit Lob und bewunderte mein Französisch, an dem er, wie er sagte, kaum etwas zu ändern finden dürfte. Diese Gelegenheit benutzte ich, ihm mitzuteilen, daß ich von befreundeter Seite darauf hingewiesen worden sei, meine Sprachkenntnisse durch Gründung eines Uebersetzungsbureaus zu verwerten. Hierzu sei aber unerläßlich die Ernennung zum beeidigten Uebersetzer und Dolmetscher an den französischen Gerichtshöfen. Eine Empfehlung seines Schwiegervaters, Herrn Professor Bugnet, würde genügen, eine derartige Ernennung zu bewirken. Das würde ich als einziges Honorar für meine Arbeit gern gelten lassen. Darauf versicherte Herr Baudouin lachend: „Nichts weiter? Ihr Wunsch soll bald erfüllt werden." Nach zwei Wochen konnte ich Herrn Baudouin einen neuen Stoß erledigter Arbeit überreichen. Baudouin stellte mich seiner Frau und seinem Schwiegervater vor. Ich verplauderte ganz angenehm ein halbes Stündchen. Es war mir jedoch auffallend, daß Herr Bugnet nicht mit einem Wort meiner Angelegenheit Erwähnung tat, obwohl ich von meinen Sprachstudien erzählt hatte. Baudouin schien die Absicht gemerkt zu haben; als ich mich verabschiedete, begleitete er mich hinaus und sagte, sein Schwiegervater sei erst jetzt von der Reise zurückgekehrt, und er werde noch heute mit ihm über die Angelegenheit sprechen. „Ich rechne ganz bestimmt darauf," erwiderte ich. Einige Tage später erhielt ich eine Einladung von Frau Baudouin zum Diner auf den 7. November. Diese Einladung schien von guter Bedeutung. Am Besuchstag trat ich in Baudouins Studierzimmer ein mit den Worten: „Hiermit überbringe ich Ihnen den Schluß des Berichts," worauf er erwiderte: „Und ich Ihnen den Beginn Ihrer Uebersetzungskarriere." Er gab mir die Liste der Sachverständigen am Tribunal, in welcher ich meinen Namen als Uebersetzer und Dolmetscher für die germanischen, romanischen und orientalischen Sprachen verzeichnet fand. Baudouin hatte inzwischen meinen

Digitized by Google

Bericht flüchtig durchblättert und rief erfreut: „Da haben Sie ja gar noch einen Anhang hinzugefügt, der nicht verabredet war: Sur la gymnastique obligatoire en Allemagne, mit der Devise: Mens sana in corpore sano — das ist ja vorzüglich; ich bin sicher, daß Sie auch den Beifall meines Schwiegervaters finden werden. Ja, ja, Deutschland mit seiner Disziplin, seiner Ordnungsliebe und seinem Fleiß wird noch mal der Lehrmeister für ganz Europa werden." [1])

Professor Bugnet, dem ich erzählt hatte, daß ich Vorlesungen an der Rechtsfakultät höre, versicherte mich seines höchsten Wohlwollens und lud mich ein, ihn bald und oft zu besuchen. Der alte Herr ist mir immer ein freundlicher Berater geblieben. Mein Uebersetzungsbureau, für das ich eine geeignete, gut gelegene Wohnung gefunden hatte, war bald sehr besucht, zumal ich von den deutschen Gesandtschaften bestens empfohlen war. (Schluß folgt)

Der Schweizerische Bundesrat und die Friedensvermittlung

Von

Dr. Freiherrn v. Jettel

Wenn auch der Krieg seine Wellen weit über die Ufer der kriegführenden Länder schlägt, so ist doch seine Rückwirkung auf die neutralen Staaten eine ungleiche. Nur wenige, wie Norwegen, ziehen aus dem Kriegsgeschäfte materielle Vorteile. Die Mehrzahl leidet darunter, und vielleicht am schwersten, vermöge ihrer Lage inmitten von vier kriegführenden Staaten, die Schweiz, deren so hochentwickelte Industrie infolge der unerhörten Knebelung seitens der Franzosen und Engländer empfindliche Einbuße erfährt. Und doch ist der Bundesrat zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Augenblick zu einem vermittelnden Einschreiten der Neutralen noch nicht gekommen sei. Wohl räume die Haager Konvention vom 29. Juli 1899 den Neutralen das Recht ein, selbst nach Ausbruch eines Krieges zur Beilegung internationaler Streitigkeiten ihre guten Dienste anzubieten, ohne daß die Ausübung dieses Aktes als Unfreundlichkeit angesehen werden kann. „Allein," heißt es in dem Berichte weiter, „die Gefühle und Anschauungen derjenigen, die mitten in einem Kriege auf Leben und Tod stehen, lassen sich durch solche Vorschriften nicht bestimmen. Solange nicht in den kriegführenden Staaten selbst die öffentliche Meinung eine einschneidende Wandlung erfahre und sich durchzusetzen vermöge, würde auch ein Zusammenschluß der neutralen Regierungen zum Zwecke der Friedensvermittlung erfolglos bleiben."

[1]) Baudouin wurde infolge seines Berichts Inspecteur général de l'enseignement secondaire.

Digitized by Google

An demselben Tage, an welchem sich der Bundesrat in diesem Sinne aussprach, wurde das Ergebnis der nordischen Ministerkonferenz veröffentlicht. Es wird darin auf die Kränkungen der Rechte und Interessen der Neutralen hingewiesen, die fortgesetzte Aufrechterhaltung einer loyalen, unparteiischen Neutralität von seiten der drei nordischen Staaten festgestellt, zum Schlusse aber erklärt, daß sie es für ausgeschlossen erachten, allein oder in Verbindung mit andern neutralen Regierungen die Initiative zur Vermittlung zwischen den kriegführenden Mächten zu ergreifen. Als wünschenswert wird es nur, ebenso wie in dem Berichte des Bundesrats, bezeichnet, daß die neutralen Staaten miteinander in Fühlung bleiben. Die Kongruenz der Auffassungen und die Gleichzeitigkeit der beiden Veröffentlichungen läßt ein vorheriges Einverständnis zwischen den beteiligten Regierungen annehmen. Wie richtig die Lage von ihnen beurteilt wurde, zeigt eine vom folgenden Tage datierte Meldung aus dem Haag, wonach Frankreich und England bei den neutralen Staaten die Erklärung abgegeben hätten, sie würden jeden Versuch einer Friedensvermittlung durch einen neutralen Staat als unfreundlichen Akt ansehen.

Die Unterlage und den Anlaß zur Erörterung der Vermittlungsfrage im Schweizerischen Bundesrate bildete, abgesehen von den Resolutionen einer Reihe großer Volksversammlungen in der Schweiz, das dringende Gesuch der Ford-Konferenz an die Regierungen und Parlamente der neutralen Staaten, sie mögen die Initiative zur Beschleunigung des Abschlusses eines gerechten und dauerhaften Friedens ergreifen. Die von Henry Ford eingeleitete Aktion ist nicht der erste Versuch dieser Art, sie ist nur in größerem Stile angelegt und mit namhafteren Geldmitteln in Szene gesetzt worden als frühere ähnliche Unternehmungen. Bereits im April 1915 hatte sich im Haag eine „Zentralorganisation für einen dauerhaften Frieden" konstituiert. Auf ihre Anregung hin versammelten sich im Dezember 1915 in Bern die Vertreter von sieben Staaten, die ein „Mindestprogramm" von Forderungen ausarbeiteten. Es umfaßt folgende Punkte: Respektierung des Nationalitätsprinzips, demgemäß Annexionen nur mit Zustimmung der Bevölkerung, Gleichheit der Behandlung für alle Nationen in den Kolonien, Ausbau des Haager Friedenswerkes, Einschränkung der Rüstungen, Abschaffung des Seebeuterechts, Schutz der nationalen Minoritäten, parlamentarische Kontrolle der auswärtigen Politik, Verbot des Abschlusses geheimer Verträge. Man wird diesen Thesen in ihrer abstrakten Form das Zeugnis eines gewissen ehrlichen Idealismus nicht versagen können. Zudem hielt es die Konferenz für angezeigt, ausdrücklich festzustellen, daß die Zentralorganisation es nicht als ihre Aufgabe betrachte, auf die Beschleunigung des Friedensschlusses Einfluß zu nehmen. Es sollten nur die Grundlagen einer künftigen internationalen Rechtsordnung festgestellt werden, deren Durchführung nach dem Kriege die Völker im Interesse eines besseren Einverständnisses verlangen müßten. Aehnliche Ziele wie die Berner Konferenz verfolgt die holländische Anti-Oorlog-Raad. Sie strebt eine Verständigung unter den Nationen an, „zur besseren Sicherung und Handhabung des Völkerrechts". Als geeignetes Mittel hierzu

Digitized by Google

faßt sie „gemeinsame militärische und ökonomische Maßregeln gegen einen Staat ins Auge, der das Völkerrecht und den Frieden verletzt"!

Konkretere Formen nahm die Friedenspropaganda seit der Expedition Ford an, auf die sich eben der Schweizerische Bundesrat beruft. Henry Ford, ein reicher Automobilfabrikant in Detroit, Michigan, der sich rühmt, keine Lieferungen an Kriegführende übernommen zu haben, schiffte sich Anfang Dezember 1915 auf dem von ihm gescharterten schwedischen Dampfer „Oskar II." in Gesellschaft einer Anzahl von Gesinnungsgenossen nach Europa ein, um bei den neutralen Staaten zugunsten eines baldigen Friedensschlusses Stimmung zu machen. Das Ergebnis seiner Bemühungen war die Konstituierung einer „Neutralen Konferenz", die ihren Sitz in Stockholm hat und deren Aufgabe die Ausarbeitung von Friedensbedingungen sein sollte. Die Konferenz, an deren Verhandlungen Vertreter Dänemarks, Schwedens, Norwegens, Hollands, der Schweiz und der Vereinigten Staaten teilnahmen, entwarf einen „Appell" an die Regierungen, Parlamente und Völker der kriegführenden wie der neutralen Staaten, der zu Ostern 1916 seiner Bestimmung zugeführt wurde. Durch ein gemeinsames Vorgehen der neutralen Staaten sollten danach die Grundlagen für eine offizielle Vermittlung und für die Durchführung einer künftigen internationalen Rechtsordnung geschaffen werden. In diesem Appell ist eine Reihe von allgemeinen Grundsätzen aufgestellt, die, nach der Ansicht der Konferenz, „nicht ungestraft verletzt" werden könne. Sie lehnen sich stellenweise wörtlich an die Beschlüsse der Berner Vereinigung an, nur werden deren mehr abstrakte Thesen durch höchst konkrete Forderungen ergänzt und illustriert. Die Ueberschriften der einzelnen Paragraphen lauten: Selbstbestimmungsrecht der Nationen, Recht aller Länder auf freie ökonomische Entwicklung, Freiheit der Meere, Parlamentarische Kontrolle der auswärtigen Politik, Ausbau des schiedsgerichtlichen Verfahrens, Abrüstung, Allgemeiner Staatenkongreß. Was diesen letzten Punkt anbelangt, wird er in dem Bericht des Schweizerischen Bundesrats besonders hervorgehoben und sehr treffend als im voraus absichtslos bezeichnet. Man könne beinahe sicher sein, sagt der Bericht, daß keiner der kriegführenden Staaten heute einen derartigen Kongreß zu beschicken willens wäre. An dem Wiederaufbau des zertrümmerten Völkerrechts werde erst herangetreten werden können, wenn die Waffen gesenkt und friedliche Verhältnisse hergestellt sein werden.

Als eine aus dem Grundsatze der freien wirtschaftlichen Entwicklung der Völker fließende Konsequenz bezeichnet das Programm die Anerkennung des Grundsatzes der offenen Tür in den Kolonien, wie er ja bereits in der Kongoakte, ferner bezüglich Chinas, Marokkos und Abessiniens festgelegt ist. Weiters folgert die Konferenz daraus die Internationalisierung gewisser Wasserstraßen, wobei speziell der Dardanellen und des Bosporus gedacht wird, nicht aber der von England beherrschten Meerengen, wie beispielsweise der Straße von Gibraltar, endlich die Rückerstattung der deutschen Kolonien. Von der Aufhebung des Seebeuterechts, das die Berner Versammlung verlangt hatte, ist nicht weiter die Rede.

Digitized by Google

Die eingehendste Behandlung erfährt in dem Programm der „Neutralen Konferenz" der erste Punkt, das Selbstbestimmungsrecht der Nationen. Die neuere Geschichte, heißt es in dem Schriftstück, enthalte lehrreiche Beispiele für die Tatsache, daß Annexionen, die gegen den Willen des betreffenden Volkes durchgeführt werden, den Keim zu künftigen Befreiungskriegen in sich tragen. Es solle deshalb künftighin keine Gebietsübertragung gegen den Willen der betreffenden Bevölkerung stattfinden. Demgemäß verlangt die Konferenz die Volksabstimmung. Das Plebiszit ist bekanntlich keine neue Erfindung. Es war ein Lieblingsgedanke Napoleons III., der sich seiner bei der Abtretung von Savoyen und Nizza bediente, es findet sich wieder bei den Erwerbungen Sardiniens (1860—1870), bei der Abtretung der Jonischen Inseln, endlich im Prager Frieden bezüglich Nordschleswigs. Seither ist es in Mißkredit geraten und mit Recht. Für die Erforschung der wahren Gesinnung der Bevölkerung ist es ein Mittel von höchst zweifelhaftem Wert, überdies pflegt, um gewisse Härten für den einzelnen zu vermeiden, in neueren Gebietsabtretungsverträgen den Bewohnern in der Regel das Recht der Option für ihre frühere Heimat eingeräumt zu werden.

Aus dem Prinzip des Selbstbestimmungsrechtes der Völker leitet die Konferenz aber weiters noch folgende Konsequenzen ab: Wiederherstellung Belgiens, Zurückerstattung der besetzten französischen Provinzen, neuerliche Erörterung der elsaß-lothringischen Frage, Gewährleistung der Unabhängigkeit Serbiens und Montenegros, Wiederherstellung Polens in Form eines unabhängigen Staates, Grenzberichtigung zwischen Oesterreich und Italien im Sinne des Nationalitätsprinzips, Autonomie Armeniens, Lösung der nationalen Fragen auf dem Balkan und in der asiatischen Türkei durch internationale Uebereinkommen. Auf dem Umwege über ein Prinzip gelangt die Konferenz also zu denselben Forderungen, die uns aus früheren Kundgebungen zur Genüge bekannt sind. Ist dies auch Wahnsinn, hat es doch Methode, ein Milderungsgrund, den man den Aeußerungen gewisser englischer Minister und Journalisten nicht zubilligen kann. Sie sind nur Wahnsinn, und zwar wie der Hamlets, gemachter Wahnsinn, darauf berechnet, bei den Verbündeten die Kriegsmüdigkeit nicht aufkommen zu lassen und die Neutralen zu blüffen. Vergleicht man übrigens die Opfer, die die Neutrale Konferenz den Mittelmächten und ihren Verbündeten zu bringen zumutet, mit den Zugeständnissen, die England zu machen hätte, so stellt sich heraus, daß die Mittelmächte sofort etwas zu leisten, England dagegen nur etwas zu versprechen hätte. Welcher Wert aber internationalen Abmachungen beizumessen ist, hat der jetzige Krieg zur Evidenz erwiesen. Sie haben völlig versagt.

Der Schweizerische Bundesrat hat jedenfalls das Richtige getroffen, wenn er bezweifelt, daß der durch solche Kundgebungen gewiesene Weg zum Ziele führe. Die Quellen des Zustandes der Unruhe, in dem sich Europa seit einiger Zeit befindet, liegen viel tiefer, als die Neutrale Konferenz anzunehmen scheint, sie sind in der Herrschsucht Englands, der Ländergier Rußlands, den Revanche-

Digitized by Google

gedanken Frankreichs zu suchen, dort müßte der Hebel angesetzt werden. Die Ablehnung der Fordschen Friedensvorschläge ist ein Begräbnis erster Klasse. Ob für sie je der Tag der Auferstehung kommen wird, ist zweifelhaft. Jedenfalls hat es allen Anschein, als ob noch lange kein Hauch des Völkerfriedens durch die Welt ziehen wollte.

Zur Beschlagnahme deutscher Schiffe in Portugal und in Italien

Von

H. Wittmaack

Am 23. Februar dieses Jahres wurden die auf dem Tajo ankernden deutschen Handelsschiffe von der portugiesischen Regierung gewaltsam mit Beschlag belegt. Gleiche Maßregeln sind bezüglich der sonst in portugiesischen Gewässern befindlichen deutschen Schiffe getroffen. Dieser Gewaltakt wurde verübt, während Portugal sich mit dem Deutschen Reich und mit allen andern Mächten im Frieden befand. Es handelt sich nicht um einen Akt der Kriegsnotwendigkeit, vielmehr hat die portugiesische Regierung nach den Zeitungsberichten ihr Vorgehen nur dadurch zu erklären versucht, daß sie die Schiffe zu Transportzwecken benötige.

Das Vorgehen der portugiesischen Regierung enthält, wie man es auch sonst zu rechtfertigen versuchen mag, eine offenbare Verletzung des Handels- und Schiffahrtsvertrags zwischen Deutschland und Portugal vom 30. November 1908. Der Artikel 2 dieses Vertrags bestimmt zunächst, daß die Angehörigen eines jeden der kontrahierenden Staaten in dem Gebiet des andern Teils von allen Militärdiensten sowie von allen Kriegslasten, militärischen Requisitionen und Kontributionen frei sein sollen. Dann heißt es: Leurs propriétés ne pourront être séquestrées, ni leurs navires, cargaisons, marchandises ou effets être retenus pour un usage public quelconque, sans qu'il leur soit accordé, préalablement un dédommagement à concerter entre les parties intéressées sur des bases justes et équitables.

Die deutsche Regierung verlangte Aufklärung von der portugiesischen, und da diese nicht befriedigend ausfiel, insbesondere Zahlung für die Schiffe nicht geleistet wurde, so erklärte sie Portugal den Krieg. Später hat die portugiesische Regierung nach Zeitungsberichten dreiundsechzig von den deutschen Handelsschiffen endgültig in Besitz genommen und sie mit portugiesischen Namen versehen.

Der englische Minister des Auswärtigen, Grey, gab am 14. März des Jahres im Unterhause folgende Rechtfertigung der portugiesischen Regierung: Wäre Portugal eine vollkommen neutrale Nation gewesen ohne Bande eines Bündnisses mit irgendeinem der Kriegführenden, so wäre nichtsdestoweniger sein

Digitized by Google

Vorgehen vollständig gerechtfertigt gewesen. Der Krieg war die Ursache schnell wachsenden Mangels an Tonnengehalt in allen Teilen der Welt, und es war klar geworden, daß es im Interesse ihres Landes Pflicht der portugiesischen Regierung war, sich alle in ihren Häfen liegenden und ihr zugänglichen Schiffe nutzbar zu machen. Dies war die Absicht der portugiesischen Regierung, und es wurde ihr auch von der britischen Regierung dringend nahegelegt. Der Staat ist im Notfalle zur Requisition des Eigentums aller Einzelpersonen und zu seiner Verwendung für den öffentlichen Gebrauch berechtigt. Dieses Recht beruht auf der Souveränität jedes Staates und konnte von keiner fremden Macht bestritten werden. Portugal indessen war nicht eine neutrale Nation im strengsten Sinne des Wortes. Bei Beginn des Krieges hatte die portugiesische Regierung erklärt, daß sie unter keinen Umständen die Pflichten ihres alten Bündnisses mit Großbritannien unbeachtet lassen würde. Sie verfolgte bei ihrem Vorgehen einen Kurs, der keine dritte Partei verletzte. Sie versprach bei der Beschlagnahme der Schiffe die Bezahlung einer Entschädigung, aber die deutsche Regierung überstürzte die Dinge durch ein peremtorisches Verlangen nach einer Erklärung, dem alsbald die Kriegserklärung folgte.

Grey scheint auf den einen Grund, daß Portugal sich nicht im Zustande der vollständigen Neutralität befunden habe, selbst kein Gewicht gelegt zu haben, und die portugiesische Regierung hat es anscheinend verschmäht, sich einer solchen hinterlistigen Ausrede zu bedienen. Die Schiffe hatten sich bisher in Portugal als in einem neutralen Lande aufgehalten; die portugiesische Regierung hatte bis dahin ihre Neutralität nicht bestritten, und wenn sie sich als im Kriegszustand mit Deutschland betrachten wollte, so hätte sie nach Artikel 1 des Haager Abkommens über die Behandlung der feindlichen Kauffahrteischiffe bei Ausbruch der Feindseligkeiten vom 18. Oktober 1907 den Schiffen unter Zustellung eines Passierscheins, der sie vor den feindlichen Kreuzern schützte, eine Frist zum Auslaufen gewähren sollen.

Der andre Rechtfertigungsversuch von Grey setzt voraus, daß völkerrechtliche Verträge, wenigstens den Deutschen gegenüber, nicht gehalten zu werden brauchen, denn weder Portugal noch England, dessen Regierung der portugiesischen Regierung die Aneignung der deutschen Schiffe (nicht aber die Zahlung einer Entschädigung) dringend nahegelegt hatte, haben, wie es nach dem Handelsvertrag unzweifelhaft hätte geschehen sollen, vor der Beschlagnahme den deutschen Reedern eine Entschädigung bewilligt. Es ist dieses auch bis jetzt nicht geschehen, und wenn man den Kriegszustand jetzt als Entschuldigung für die Nichtzahlung sollte ansehen wollen, so ist auch eine Feststellung der Entschädigung nicht erfolgt.

Untersuchen wir nun, wie die Beschlagnahme der Schiffe nach völkerrechtlichen Grundsätzen zu beurteilen ist.

Im Mittelalter hatte sich die Ansicht ausgebildet, daß eine Seemacht berechtigt sei, ausländische Kauffahrteischiffe im Inland und auf hoher See zu beschlagnahmen und für ihre Zwecke zu verwenden, wenn solches durch die Notwendigkeit oder durch Nützlichkeitsrücksichten geboten erscheine. Man dachte

Digitized by Google

dabei vorzugsweise an eine vorübergehende Verwendung für kriegerische Zwecke. Den Eigentümern der Schiffe wurde, wenigstens wenn sie Ausländer waren, ein Anspruch auf Entschädigung für die geleisteten Dienste zuerkannt. Gegen diese Theorie, wodurch die Kauffahrteischiffahrt in hohem Grade belastet und gefährdet wurde, entstand um das Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine kräftige Reaktion. Man schaffte das Jus angariae zunächst durch Staatsverträge ab. Verträge, in denen die Kontrahenten sich verpflichteten, gegenseitig gegen ihre Schiffe das Jus angariae nicht auszuüben, wurden von vielen Seemächten geschlossen. England indessen hielt sich hiervon fern, wie es überhaupt tunlichst vermeidet, die Ausübung seiner überragenden Gewalt auf der See durch Staatsverträge einzuschränken. Gegenwärtig ist im Völkerrecht die Ansicht durchgedrungen, daß ein Recht zur Beschlagnahme der Schiffe, wie es früher als Jus angariae bezeichnet wurde, abgesehen von Notfällen, nicht besteht. Die Notwendigkeit rechtfertigt auch die Beschlagnahme und Vernichtung von Sachen, die Ausländern gehören, wenn diese Sachen sich im Inlande befinden. Dieses ist selbstverständlich und gilt im Frieden ebensowohl wie im Kriege. Wenn die Versenkung eines ausländischen Schiffes, das sich in einem inländischen Hafen befindet, zur Eindämmung eines Brandes notwendig ist, so kann gegen eine solche Maßregel ebensowenig Einwand erhoben werden, wie wenn ein inländisches Schiff davon betroffen wird. Not kennt kein Gebot. Aber es muß in einem solchen Falle der den Eigentümern des ausländischen Schiffes verursachte Schaden ersetzt werden.

Diese Grundsätze werden auch in England anerkannt. Der englische Völkerrechtsgelehrte Phillimore spricht sich dahin aus, daß das Verfahren, ausländische Schiffe mit Beschlag zu belegen, zwar nicht gerechtfertigt, wohl aber entschuldigt werde durch eine overruling necessity, und daß die Beschlagnahme begleitet (accompanied) werden müsse von einer vollständigen Entschädigung. Die Entschädigung soll also nach seiner Ansicht möglichst gleichzeitig mit der Beschlagnahme erfolgen. In dem von den Engländern Halleck-Baker verfaßten Buche über das Völkerrecht heißt es: „Nach dem bürgerlichen Recht darf der Staat aus Gründen der urgent necessity jedes Schiff, welcher Nation es auch angehören mag, das sich in seinen Häfen befindet, in seine Dienste zwingen oder es mit Beschlag belegen, indessen ist damit stillschweigend die Bedingung der unversehrten Rückgabe verbunden." Aehnlich wie Phillimore spricht sich der Nordamerikaner Dana in seiner Bearbeitung von Wheatons „Elements of International Law" aus. Heffter äußert sich in seinem Völkerrecht folgendermaßen: „Dagegen ist es nur als Maßregel in höchster Not und nur gegen vollständige Entschädigung zulässig, daß ein kriegführender Teil neutrale Sachen, z. B. Schiffe, in Beschlag nimmt und zu seinen Zwecken verwendet (Jus angariae)." Es versteht sich von selbst, daß, wenn die Beschlagnahme von Schiffen während eines Krieges, also zu Kriegszwecken, nur in höchster Not und nur gegen vollständige Entschädigung zulässig ist, dieses um so mehr für die Friedenszeit gelten muß. Der englische Minister Grey erkennt in seiner obenerwähnten Aussprache

Digitized by Google

vor dem Unterhause ebenfalls an, daß der Staat nur im Notfalle zur Requisition des Eigentums der Privatpersonen berechtigt sei, und daß er grundsätzlich hierfür Entschädigung zu leisten habe.

Wir haben aus neuester Zeit einen Fall, in welchem neutrale Schiffe von einer kriegführenden Macht zerstört wurden. Am 19. Dezember 1870 wurden in der Seine in der Nähe von Rouen sieben englische Kohlenschiffe aus dringenden militärischen Gründen von den deutschen Truppen versenkt. Auf die Beschwerde der englischen Regierung rechtfertigte Fürst Bismarck diese Maßnahme mit der militärischen Notwendigkeit, welche die Versenkung als unvermeidlich habe erscheinen lassen. Er berief sich dabei auf das Jus angariae und führte als Autorität für seine Ansicht Phillimore an. Bismarck erkannte an, daß die Eigentümer der Schiffe einen Anspruch auf Entschädigung hätten, und verstand sich dazu, diese aus deutschen Mitteln zu leisten, während er anfänglich die Ansicht geäußert hatte, daß Frankreich, auf dessen Gebiet sich die Schiffe befunden hätten, für deren infolge des Krieges eingetretenen Verlust aufzukommen habe. Er bemerkte, daß die Notwendigkeit eine solche gewesen sei, wie sie auch in Friedenszeiten die Verwendung oder die Vernichtung fremden Eigentums unter Vorbehalt der Entschädigung zulässig erscheinen lassen könne. Auf Wunsch der Regierung des Norddeutschen Bundes ließ die englische Regierung den Betrag des Schadens durch das Board of trade feststellen. Dieses ließ den Wert der versenkten Schiffe nach dem Marktpreise schätzen und machte dann einen Zuschlag von 25 Prozent, indem es erwog, daß es sich hier um eine Art Zwangsverkauf handle, und der Fall ähnlich sei, wie beim Verlust eines Schiffes infolge einer Kollision, wo man einen Zuschlag zu dem Wert zu machen pflege. Außerdem wurde eine Entschädigung für die verloren gegangene Fracht in Ansatz gebracht. Der Wert der Ladung wurde nach dem Marktpreis geschätzt ohne Zuschlag. Auch die Mannschaft wurde für ihre Verluste entschädigt. Zu allen Beträgen wurde ein Zuschlag von 5 Prozent Zinsen pro anno gemacht. Sobald der Betrag der Entschädigungssumme der norddeutschen Regierung von der englischen mitgeteilt war, erfolgte umgehend die Berichtigung. Die Sache war am 19. Mai 1871 erledigt. Daß sie sich so lange verzögerte, beruhte zum Teil darauf, daß die Beteiligten eine unmäßig große Forderung gestellt hatten. Die englische Regierung sprach auch der deutschen ihren Dank für die prompte Erledigung aus. Sie erkannte dadurch das Vorgehen des deutschen Militärkommandanten als berechtigt an.

Was die deutsche Gesetzgebung anlangt, so legen die Paragraphen 23 und 24 des Reichsgesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873 den Besitzern von Schiffen und Fahrzeugen die Verpflichtung auf, in Kriegszeiten ihre Schiffe und Fahrzeuge zur Benutzung für Kriegszwecke der Militärverwaltung auf Erfordern zur Verfügung zu stellen und sie zum Zwecke der Verwendung für Hafen- und Flußsperren der Militärverwaltung eigentümlich zu überlassen. Das Gesetz unterscheidet nicht, ob die Fahrzeuge Inländern oder Ausländern gehören, man muß daher die erwähnten Bestimmungen auch auf die

Digitized by Google

im deutschen Gebiet befindlichen ausländischen Schiffe beziehen. Die Verpflichtung tritt nach § 2 des Gesetzes nur insoweit ein, als für die Beschaffung der Bedürfnisse nicht anderweitig, insbesondere durch freien Ankauf, gesorgt werden kann. Außerdem soll eine entsprechende Entschädigung der Eigentümer aus den bereitesten Mitteln, also soweit tunlich sofort, erfolgen. Für Deutsch-Südwestafrika gestatten die Verordnungen vom 3. September 1913 im Falle eines Aufstandes oder Krieges nur Seeschiffe deutscher Flagge für militärische Zwecke in Anspruch zu nehmen.

Die deutsche Regierung hat mit verschiedenen, insbesondere mit mittel- und südamerikanischen Staaten Verträge über die Entschädigung bei Inanspruchnahme deutscher Seeschiffe für militärische oder andere Zwecke des öffentlichen Dienstes geschlossen. Nur in einem dieser Verträge, nämlich in dem mit Kolumbien vom 23. Juli 1892, ist ausdrücklich festgesetzt, daß die Schiffe des einen Staates in dem Gebiete des anderen für militärische oder sonstige Zwecke irgendwelcher Art außergerichtlich nicht mit Beschlag belegt oder zurückbehalten werden dürfen. Dabei ist aber für den Fall der Unvermeidlichkeit einer solchen Maßregel hinzugefügt, daß dann eine gerechte Entschädigung zu gewähren sei, die in Friedenszeiten vorab vereinbart werden soll. In den Verträgen mit den anderen Staaten ist darüber, wann eine Beschlagnahme der Schiffe des einen Kontrahenten in dem Gebiete des anderen zulässig sei, nichts bestimmt. Ein Vertrag der letzteren Art ist mit Portugal geschlossen. Hierin ist nur festgesetzt, daß, wenn die Schiffe des einen Staates von dem anderen beschlagnahmt werden, zuvor eine entsprechende, wenn tunlich mit den Schiffseigentümern zu vereinbarende, Entschädigung zu bewilligen ist. Ueber die Frage, unter welchen Voraussetzungen eine Beschlagnahme erfolgen darf, können in Ermanglung einer vertraglichen Bestimmung nur die allgemeinen Rechtsgrundsätze entscheiden. Danach war die portugiesische Regierung nur in einem Notfalle, welcher die Maßregel als unvermeidlich erscheinen ließ, zur Beschlagnahme der Schiffe befugt. Ein solcher Fall lag nicht vor. Die Beschlagnahme erfolgte nicht für militärische Zwecke. Als Grund für die Maßregel ist angegeben, daß man wegen des Mangels an Tonnengehalt die Schiffe zu Transportzwecken, d. h. wohl hauptsächlich für die Herbeischaffung von Lebensmitteln, namentlich Getreide, und von Kohlen benötigt habe. Hierfür ließen sich aber Schiffe auch im Wege des freien Verkehrs beschaffen, wie dies das Beispiel des Nachbarstaats Spanien, in dessen Gebiet sich ebenfalls deutsche Schiffe befinden, zeigt. Daß für die Beschaffung der Transportschiffe höhere Preise als in Friedenszeiten bezahlt werden mußten, begründet keinen Notstand. Nach der Erklärung von Grey scheint auch, daß die portugiesische Regierung nicht auf einen solchen Einfall gekommen ist, sondern daß erst die englische Regierung ihr den Grund an die Hand gegeben hat.[1])

[1]) Nach neueren Nachrichten sind von den beschlagnahmten deutschen und österreichischen Schiffen 51 in England verfrachtet. Der Gewinn, den Portugal hieraus bezieht, wird auf über 5 Millionen Franken monatlich geschätzt. Hieraus ergibt sich unzweifelhaft, daß die portugiesische Regierung nicht durch ein Bedürfnis, sondern durch Gewinnsucht zu der Beschlagnahme bestimmt worden ist.

Digitized by Google

Schon aus diesem Grunde war das Verhalten der portugiesischen Regierung rechtswidrig. Außerdem verstieß es ebensowohl gegen die allgemeinen Rechtsgrundsätze wie gegen die besondere Bestimmung des Vertrags, weil die Beschlagnahme ohne vorhergehende Festsetzung der Entschädigung und ohne sofortige Auszahlung derselben erfolgte. Der Vertrag bestimmt zwar nur, daß die Entschädigung vorher akkordiert werden solle, aber es versteht sich von selbst, daß sie nach der Festsetzung tunlichst bald auszuzahlen war. Es ist allgemeine Regel, daß, wenn ein Termin für die Zahlung einer Schuld nicht bestimmt ist, sie sofort bezahlt werden muß.

Es kann die Frage aufgeworfen werden, ob die Eigentümer der Schiffe, wenn diese in einen neutralen Hafen gesandt werden, ihr Recht vor dem Gericht des Hafens geltend machen können. Nach völkerrechtlichen Grundsätzen kann ein Staat in dem Gebiet eines anderen nicht gerichtlich belangt werden. Dieser Grundsatz wird wohl in allen neutralen Staaten Anerkennung finden. Solange also die Schiffe im Besitze der portugiesischen Regierung sind und von dieser selbst benutzt werden, hat die Frage danach wohl keine praktische Bedeutung. Sollte die portugiesische Regierung die Schiffe veräußern, so ist die Entscheidung zweifelhaft. Man kann annehmen, daß es von der Regierung eines Staates allein zu entscheiden sei, ob es zulässig und zweckmäßig erscheine, ausländisches in ihrem Gebiet befindliches Eigentum mit Beschlag zu belegen, und daß die von ihr hierüber getroffene Entscheidung für die Rechtsansprüche der Eigentümer maßgebend sei. Es läßt sich aber auch die Ansicht vertreten, daß die ausländischen Gerichte einen solchen einer Piraterie ähnlichen Gewaltakt, wie er hier von der portugiesischen Regierung vorgenommen ist, nicht anerkennen dürfen, und daß sie daher die rechtmäßigen Eigentümer in ihren Rechten zu schützen haben.

Zur Zeit des Kriegsausbruchs befanden sich auch in italienischen Häfen deutsche Schiffe. Selbige wurden von der italienischen Regierung nach dem Ausbruch des Krieges mit Oesterreich vom Oktober 1915 ab requiriert, wie man wohl annehmen kann, zur Verwendung für Kriegszwecke. Eine solche Requisition steht mit der noch in Kraft befindlichen Bestimmung des Art. 4 des Handels-, Zoll- und Schiffahrtsvertrages zwischen dem Deutschen Reich und Italien vom 6. Dezember 1891 in Widerspruch, denn danach sollen die Angehörigen eines der kontrahierenden Staaten im Gebiet des andern „von allen militärischen Requisitionen und Leistungen, sowie von Zwangsanleihen und sonstigen Lasten, welche zu Kriegszwecken oder infolge andrer außergewöhnlicher Umstände aufgelegt werden, befreit sein". Solches scheint auch von italienischer Seite nicht bestritten zu werden. Nach der offiziösen „Agenzia Stefani" versucht man vielmehr die Berechtigung zur Beschlagnahme der Schiffe aus einem neueren Abkommen zwischen der deutschen und der italienischen Regierung vom 21. Mai 1915 herzuleiten. Dieses Abkommen wurde bezüglich der Behandlung der beiderseitigen Staatsangehörigen und des beiderseitigen Eigentums während der Dauer des Kriegszustandes von dem deutschen Staatssekretär des Auswärtigen Amts und

Digitized by Google

dem italienischen Botschafter in Berlin getroffen. Im Art. 4 desselben heißt es: „Die Vorschriften der sechsten Haager Konvention über die Behandlung der feindlichen Handelsschiffe bei Beginn der Feindseligkeiten werden auf die italienischen Handelsschiffe in den deutschen Häfen und die deutschen Handelsschiffe in den italienischen Häfen wie auf deren Ladung Anwendung finden."

Das Haager Abkommen, auf welches hier verwiesen wird, bestimmt zunächst, daß, wenn sich ein Kauffahrteischiff bei Ausbruch der Feindseligkeiten in einem feindlichen Hafen befinde, es erwünscht sei, ihm zu gestatten, unverzüglich oder binnen einer angemessenen Frist frei auszulaufen. Kann das Schiff innerhalb der festgesetzten Frist den feindlichen Hafen nicht verlassen oder wird ihm die Abfahrt untersagt, so darf es nicht konfisziert werden. Dann heißt es: „Le belligérant peut seulement le saisir moyennant l'obligation de le restituer après la guerre sans indemnité, ou le réquisitionner moyennant indemnité." In dem Uebereinkommen vom 21. Mai 1915 ist das Haager Abkommen insofern geändert, als in dem ersteren ausbedungen ist, daß die Schiffe zur Abfahrt nicht gezwungen werden dürfen, wenn ihnen nicht ein sie vor den feindlichen Kreuzern schützender Passierschein angeboten wird.

Es ist nicht ersichtlich, wie durch den Art. 4 des Uebereinkommens vom 21. Mai 1915 die Bestimmungen des formellen Handelsvertrags zwischen Deutschland und Italien sollten geändert sein. Der allgemeine Hinweis auf das Haager Abkommen konnte nach der durch den Handelsvertrag begründeten Rechtslage nur insoweit Wirksamkeit haben, als es an einer Regelung durch den Handelsvertrag fehlte. Nichts deutet an, daß die Bestimmungen dieses Vertrages haben aufgehoben oder abgeändert werden sollen. Italienischerseits scheint man die Bestimmung des Haager Abkommens, daß der kriegführende Staat die in seinen Häfen befindlichen feindlichen Handelsschiffe requirieren dürfe, aus dem Zusammenhang herausreißen und daraus eine Abänderung des Handelsvertrages, der die Requisition der Schiffe des andern Teils untersagt, herleiten zu wollen. Aber auch wenn man dieser Auffassung beitreten wollte, so würde Italien vertragsbrüchig sein, denn es hätte in diesem Falle nur moyennant indemnité die deutschen Schiffe requirieren dürfen. Es ist aber eine solche Entschädigung nicht geleistet. Nach der offiziösen „Agenzia Stefani" will man sich damit entschuldigen, daß die Haager Konvention nicht eine Verpflichtung zur sofortigen Auszahlung der Entschädigung voraussehe, diese also auch nach dem Frieden (wann?) gezahlt werden könne. Das klingt wie ein Scherz. Man erkennt zwar die Schuld an, aber will die Bezahlung beliebig usque ad calendas Graecas hinausschieben dürfen. Quod sine die debetur, statim debetur, d. h. wenn für die Zahlung einer Schuld eine Frist nicht festgesetzt ist, so muß die Schuld sofort oder, wenn dieses nicht möglich sein sollte, in kürzester Frist gezahlt werden. Diese Regel gilt natürlich auch in Italien, nur gegen Deutschland und die mit ihm verbündeten Staaten braucht man sie nicht zu beobachten. Die italienischen Schiffe würden, wenn sie sich in ähnlicher Lage in deutschen Häfen befinden sollten, nach dem deutschen Gesetz die Entschädigung sofort erhalten.

Digitized by Google

Der Norddeutsche Bund hat den Ersatz für die im Jahre 1870 versenkten englischen Schiffe unmittelbar nach der Feststellung des Betrages geleistet. Daß es sich hier nicht um eine deutsche Besonderheit handelt, ergeben die obigen Anführungen aus der völkerrechtlichen Literatur.

Wie wenig die italienische Regierung in Wirklichkeit daran denkt, die Eigentümer der deutschen Schiffe zu entschädigen, kann man daraus ersehen, daß auch nicht der kleinste Schritt vorgenommen ist, um den Betrag des Schadens festzustellen.

Nachtrag

Inzwischen hat Italien dem Deutschen Reich den Krieg erklärt. Dadurch wird die Vermutung hervorgerufen, die italienische Regierung habe bei ihrer Rechts- und Vertragsverletzung insbesondere auch die Absicht verfolgt, die deutsche Regierung zu der Kriegserklärung ihrerseits zu bestimmen, indem sie der Meinung war, daß dann ihre Treulosigkeit und Undankbarkeit gegen den langjährigen Bundesgenossen weniger auffallend hervorträte.

Die schlesische Leinenindustrie und Gerhart Hauptmann

Von

Dr. Arthur Friedrich (Berlin)

Die Leinenindustrie existiert in Schlesien seit ältester Zeit. Indessen kann von einer ins Gewicht fallenden ökonomischen Stellung des schlesischen Leinengewerbes und einem Export seiner Erzeugnisse in fremde Länder erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Rede sein. Mit ganz überraschender Schnelligkeit hatte sich in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die Leinenindustrie in Schlesien entwickelt. Es ward sehr viel Flachs gebaut, Garn gesponnen, große Bleichen fanden sich auf den Bergwiesen längs des ganzen Zuges der Sudeten, bald klapperte fast in jeder Hütte ein Webstuhl, und diese Hausindustrie lieferte den Bewohnern eine gewünschte Zubuße zu dem Ertrage des in diesen Gegenden besonders beschwerlichen und kärglich lohnenden Ackerbaues.

Schlesien war gerade durch diese Leinenindustrie bereits am Ende des sechzehnten Jahrhunderts eines der ersten Industrieländer der Welt geworden. Erweitert wurde die Kunst des Webens allmählich durch die von einem Schuhmacher, namens Joachim Girnth, 1470 aus Haarlem in Holland nach Hirschberg gebrachte Schleierweberei. Sie ist in ihrer ursprünglichen, schwerfälligen Betriebsweise drei Jahrhunderte hindurch von bedeutungsvoller Wichtigkeit für Schlesiens Leinenhandel gewesen. Lagen in der Schreckenszeit des Dreißigjährigen Krieges Industrie und Handel darnieder, so erhob sich doch das Leinengewerbe, ohne nachhaltigen Schaden erlitten zu haben, aus dem Schutt und den Trümmern zu neuer Blüte.

Nur mit dem Leinenhandel Jauers war es ein für allemal vorüber, es war von Grund aus zerstört worden und sank zu geringer Bedeutung herab. Die Industrie zog

Digitized by Google

sich, den schönen Bleichen folgend, nach den am Gebirge liegenden Städten hin: Landeshut, Schmiedeberg, Hirschberg, Greiffenberg wuchsen zu Handelsemporien heran und begründeten von nun an den Weltruf der schlesischen Leinen.

Hatte man bisher nur die rohen und ungebleichten Garne zum Verweben im eignen Lande benutzt, das weiße schlesische Garn dagegen zumeist nach Sachsen und Lausitz exportiert, so begann man Anfang der zwanziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts der vorteilhafteren Kreasweberei (Leinwand aus gebleichtem Garn, Damast) größere Beachtung zu schenken. Wer sich derselben zuwandte, wurde durch Steuererlaß, Monopole und anderweitige Bevorzugungen begünstigt. Im Jahre 1725 befaßten sich 287 Ortschaften mit der Herstellung von Leinenwaren. 1748 gab es 19 810 Webstühle.

Als Friedrich der Große in den Besitz Schlesiens gelangte, erkannte er sofort, daß die Wohlfahrt dieses Landes zum großen Teil auf dem noch äußerst entwicklungsfähigen Leinenhandel beruhe, und seine Fürsorge wandte sich ihm mit großer Hingabe zu. Aber selbst Friedrichs Minister, Hoym, urteilte nach dessen Tode nicht gerade anerkennend über die von seinem Herrn eingeschlagene Wirtschaftspolitik. Daß indessen alle Anstrengungen nach kurzer Blüte nicht vermochten, eine lang andauernde Zeit der Not und des Elends abzuwehren, erklärt sich aus ganz andern unvorhergesehenen Umständen. Die glücklichsten Zeiten der Blüteperiode waren die Jahre 1783/86; in diesen wies Schlesien 25 000 bis 26 000 Webstühle auf. Es schien eine Zeitlang, als hätte Schlesien ein Weltmonopol auf bestimmte leinene Warengattungen.

Geriet schon durch die amerikanischen Freiheitskämpfe der Transport dorthin infolge der unsicheren Seefahrten ins Stocken, so gesellten sich mehrfach Mißernten von Flachs hinzu, welche eine unheilvolle Teuerung der Materialien hervorriefen, die man auf der andern Seite durch Verschlechterung der Leinenqualitäten nach Möglichkeit auszugleichen suchte. Diese unreelle Handlungsweise untergrub und erschütterte das Vertrauen und den Kredit im Ausland zusehends. Dazu kam oft eine Verfälschung des Leinens mit der billigeren Baumwolle. Unstreitig der heftigste Schlag für die schlesische Leinenmanufaktur war aber die Einführung des der Handspinnerei überlegenen Baumwollmaschinenspinnstuhls in England, auf dessen Ausbeutung und Nutzbarmachung sich die mächtigen Kapitalien der Briten mit aller Macht und Energie warfen, und welche sich so durch rechtzeitiges Erkennen der Sachlage einen auf Dezennien hinaus uneinholbaren Vorsprung vor allen Nationen der Welt zu sichern verstanden. Die Konkurrenz der bedeutend wohlfeileren Baumwollfabrikate, damals unter dem Sammelnamen Kattun bekannt, wirkte erdrückend auf die nur mittels Hand herstellbaren Leinenwaren. Zudem verstand man der irischen Leinwand eine vorzügliche Bleiche und Appretur zu geben und ahmte die schlesischen Sortimentspackungen und Baumwollfälschungen getreulich nach.

Als es endlich gelang, die technischen Schwierigkeiten, welche der mechanischen Flachsspinnerei lange im Wege standen, zu beseitigen, verbannte man durch ein schroffes Schutzzollsystem fremde Leinenfabrikate vom englischen Markt und demjenigen seines Kolonialreichs.

Durch die Vereinigung des industriellen Belgiens mit Frankreich gingen dem schlesischen Absatz noch diese Märkte verloren. Ferner wirkte lähmend die von Napoleon diktierte Kontinentalsperre. Außerdem wurde die Leinenindustrie im österreichischen Anteil längs der Sudeten (seitdem Schlesien von Oesterreich abgetrennt), die bisher nur mehr oder weniger Handlanger der schlesischen Fabrikate abgegeben hatte, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln gepflegt.

Einen weiteren schweren Schlag fügte Rußland der schlesischen Leinenmanufaktur zu. Es schloß eine Reihe von Jahren seine Grenze wie eine Mauer gegen dieselbe ab.

Verschlimmert wurden alle diese Störungen und unglücklichen Zufälle noch durch die plötzliche Proklamierung der Gewerbefreiheit, die sich unmittelbar nach ihrem Inkrafttreten für das Leinengewerbe unheilvoll gestaltete. Die Erleichterungen, die das Gesetz

Digitized by Google

schuf, brachten es mit sich, daß sich in die ohnehin schon überfüllte Klasse der Zwischenhändler — die schlesische Weberei an sich war nie Zunftschranken unterworfen — trotz ihrer schlechten Existenzbedingungen, einzig und allein um der nun unbeschränkten Selbständigkeit willen, eine Menge unnützer Elemente hineindrängte. So entstanden viele überflüssige Zwischenhände, welche den Verdienst noch weiter schmälerten. Die geringe Kapitalkraft, die Ohnmacht des damals zu Boden liegenden preußischen Staates und seine späteren Opfer und Anstrengungen verhinderten, daß man sich die umwälzenden technischen Neuerungen Englands in Schlesien schnell zu eigen machen konnte.

Auch hing hier der kleine Mann mit seltener Zähigkeit am Althergebrachten fest; nicht einmal die Einführung der bequemer und besser arbeitenden Schnellschützen, die schon 1738 in Anwendung gebracht wurden, gelang dem Minister v. Hoym zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Die Folge war das Hängenbleiben an der alten unrentablen manuellen Fabrikationsmethode. Man verlor vollständig die Fähigkeit, neue Warensorten zu erzeugen, sich dem wechselnden Geschmack des Publikums anzupassen und den Fortschritten und Launen der Mode zu folgen.

Und da außerdem der Leinenabsatz sich stetig verringerte, die Baumwolle hingegen beständig an Geltung gewann, warfen sich die geschickteren Weber ihr immer mehr in die Arme, und die Kunst, eine solide und gute Leinwand zu weben, schwand zusehends.

Eine solche Verkettung mißlicher Umstände mußte schließlich zum Verfall des altehrwürdigen Leinengewerbes führen.

Das ganze neunzehnte Jahrhundert in der schlesischen Leinenindustrie wird durchzogen von einem Faden, die chronische Webernot darstellend, der bald anschwellend sich versteift, bald unmerklich sich verläuft. Der Uebergang vom Hand- zum Maschinenbetrieb, vom unproduktiven Kleinbetrieb zu der in Massen billig schaffenden Großindustrie, haben soziale Umgestaltungen hervorgerufen, die sich nicht ohne Erschütterungen vollziehen konnten. Schon seit den neunziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, dem Beginn des unaufhaltsamen Verfalls des Leinengewerbes, war die Existenz der Spinner und Weber prekär gewesen, doch fanden sie immer noch ihr leidliches Auskommen, solange die Lebensmittelpreise niedrig waren, solange in teuren Jahren die großen friderizianischen Getreidemagazine sich ihrer angenommen hatten. Mit dem außerordentlichen Steigen der Preise aller Unterhaltsmittel zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts wurde ihre Lage trotz der dauernden Zunahme der Spinnerei erheblich gefährdet, Notstände kamen schon da und dort vor. Die sinkenden Leinenpreise drückten andauernd die Spinn- und Weblöhne herunter, und Ende der zwanziger Jahre begann man nach staatlicher Hilfe Umschau zu halten. Daß übrigens nicht allein in Schlesien bittere Not unter der Handweberbevölkerung herrschte, sondern auch in andern Gegenden des Zollvereins, sei hier nur angedeutet.

Der Verdienst der Spinner und Weber sank fast bis auf Null. Die tatsächliche Notlage führte jene jammervollen Zustände herbei, welche ihren äußeren Ausdruck in den furchtbaren Ereignissen, den blutigen Weberrevolten des Jahres 1844 zu Peterswaldau und Langenbielau fanden, bei denen mehrere Fabriken und Wohnhäuser der Zerstörungswut der aufgeregten Volksmenge zum Opfer fielen. Das Eingreifen des Militärs führte dort zum Blutvergießen.

Es sind die Vorgänge, die im wesentlichen getreu und zum Teil aktenmäßig genau in Gerhart Hauptmanns „Webern“ unsrer Generation vor Augen gestellt worden sind — keinem den Gesetzen der Fortentwicklung einer folgerichtigen, geschlossenen Handlung entsprechenden Drama, nur einem ergreifenden Ausschnitt aus dem schweren wirtschaftlichen Ringen eines todmüden Volkes. Erschütternder noch als die Szenen des Aufruhrs sind die lebenswahren Bilder aus dem Leben der Weber im Elend ihrer armseligen Hütten wie im Kontor vor dem erbarmungslosen Beamten der Fabrik, der ihnen ihr Gewebe gegen kargen Lohn abnimmt. Man hat wohl diese Bilder für das Erzeugnis einer ge-

Digitized by Google

staltungskräftigen Phantasie gehalten und in ihrer volkstümlichen kernigen Sprache die Meisterschaft eines „Dichterfürsten" zu erkennen geglaubt.

In Wirklichkeit sind sie im wesentlichen ein geschickt zusammengefügtes Mosaik der Tatsachen, die der sehr eingehende Bericht des Regierungsassessors Schneer enthält.

Der Breslauer Hilfsverein hatte im Mai 1844 den Assessor Schneer zu speziellen Erhebungen in das Notstandsgebiet entsandt.

Was dort an schmerzlichen Wahrnehmungen auf einer mehrwöchigen Reise, über ein weites Bergland verteilt, dem gewissenhaften Beobachter entgegentrat, wird vom Dichter wirkungsvoll auf einen Fleck vereinigt, zu einem grellen, grauenerregenden Gemälde. Selbst die dem Hörer wie Hammerschläge auf die Seele fallenden scharf geprägten Wendungen sind nicht vom Dichter erfunden, sie entstammen unmittelbar dem Munde des schwergeprüften Volkes und sind zuerst aufgefangen von dem Echo der Schneerschen Berichterstattung. Ihr und dem bittern Ernst der Dinge selbst wohnt bereits die erschütternde Kraft inne, die man auf Rechnung des Dichterwerkes zu schreiben pflegt.

Das war gewiß nur wenigen von denen gegenwärtig, die an seiner Wirkung sich berauschten, vielleicht nicht einmal denen, die den wissenschaftlichen Wert dieses Dramas gepriesen haben, ohne zu fragen, ob es nicht dem Manne der Wissenschaft besser anstehe, unmittelbar an die noch klar fließende frische Quelle heranzutreten, aus der Hauptmann den Zaubertrank für seine Zeitgenossen schöpfte.

Daß er diesen Stoff sich erwählte, wird ihm niemand verargen. Es kann unsrer Zeit nicht schaden, einmal den Blick auf diese noch keineswegs völlig hinter uns liegenden Nachtseiten des Zeitalters moderner Technik zu heften.

Aber wenn der Dichter sich erkühnt, die zermalmende Kraft der großen Schwungräder dieser Zeit zum Gegenstand seiner Geistesschöpfungen zu wählen, übernimmt er mit dem Eintritt in den Kampf sozialer Gegensätze auch ernste Pflichten. Er dient weniger der Wahrheit als dem Wunsche, möglichst starke Wirkungen zu erzielen, wenn er die Dinge unter einem viel zu engen Gesichtswinkel betrachtet, wenn er des Arbeiters Not nur wie ein ausschließliches Erzeugnis hartherziger Profitwut habgieriger Arbeitgeber erscheinen läßt. — Die Tragik der Geschicke dieses armen Bergvolkes ist nur mit weiterem Horizonte richtig zu erfassen!

Wie ergreifend ist schon die ohnmächtige Gegenwehr der waffenlosen Hände fleißiger Spinner und am veralteten Webstuhl sich mühender Weber gegen den Triumphzug der gewaltigen Maschinenkraft!

Wie erschütternd ist das arbeitsame Ringen eines vom Weltmeer weit abliegenden, von den idealen Träumen der Bureaukratie mehr gehemmten als geführten Binnenvölkchens um die Verteidigung des Weltmarktes gegen den von zielbewußter Politik gestählten Wettbewerb eines Inselreiches, dem die Meere allseitig sich öffnen zur Beherrschung des Weltverkehrs! Die Tragik dieses Geschicks ist so gewaltig wie die Räume, die es umspannt. Hat sie wirklich in Gerhart Hauptmann einen ihrer Größe ebenbürtigen Darsteller gefunden?

Digitized by Google

Die Lügen unsrer Feinde jetzt und 1870

Von

Prof. Dr. Gustav Brünnert (Erfurt)

Niemals ist ein Krieg mehr mit den Waffen der Lüge und Selbsttäuschung der Völker geführt worden als dieser Weltkrieg. Die Regierungen der uns feindlichen Staaten suchen die öffentliche Meinung über die eigne schlechte Lage und über ihre militärischen Mißerfolge hinwegzutäuschen und die sinkende Kampfesstimmung ihrer Nationen durch ein förmliches Lügengewebe zu beleben. Je schlechter die strategische Lage einer kriegführenden Partei ist, desto mehr legt sie die größte Gewissenlosigkeit in der Wahl der Mittel an den Tag. Niederlagen werden verschwiegen, klägliche Rückzüge sind wahre Triumphzüge, der kleinste deutsche Mißerfolg wird zu einem großen Siege ihrerseits aufgebauscht, die abenteuerlichsten Gerüchte über unermeßliche Verluste der Deutschen werden verbreitet, die Zerschmetterung und Zertrümmerung Deutschlands ist nur eine Frage der Zeit. Muß man wirklich einmal einen Erfolg der Deutschen zugeben, so ist dieser stets nur ein Verlegenheits- oder Verzweiflungsmanöver, welches auf die Entscheidung keinen Einfluß hat. Mit den Worten: „Wohin man blickt, Lüge und Verleumdung" brandmarkte unser Reichskanzler das Lügensystem unsrer Feinde mit berechtigter Entrüstung.

Aber auch schon 1870 sind unsre Gegner im Feldzug der Lüge unbestritten Sieger geblieben. Auch damals hat die französische Regierung das Volk fortgesetzt durch falsche Berichte getäuscht und selbst entschiedene Niederlagen verheimlicht, und die Presse hat über die Vorgänge auf den Kriegsschauplätzen in geradezu frivoler Weise berichtet und das Volk im unklaren über die Ereignisse gelassen. Ja Lug und Trug wurde förmlich zur Staatsmaxime erhoben. Bestärkt wurde man in diesem Verfahren durch die oft hervorbrechenden Aeußerungen der Eitelkeit der Franzosen, welche die wahre Lage der Dinge nicht eingestehen wollten.

Schon vor den ersten Schlachten schreibt der „Figaro", die Preußen hätten große Furcht, in einer Woche seien in Berlin 211 Menschen an Diarrhöe gestorben. Die ministerielle „France" meldet, die preußischen Soldaten müßten durch Gendarmen in den Kampf geführt werden, sie liefen sonst davon, in Bayern müßten die Landwehrleute mit Gewalt fortgeschleppt werden, in einzelnen Dörfern stecke man ihre Häuser an, um sie zur Abreise zu zwingen. Die französischen Blätter erklären, die preußischen Armeen würden beim ersten Zusammenstoß auseinanderstieben, und bis zum 15. August werde Napoleon in Berlin einziehen.

Als nun am 2. August die kleine preußische Besatzung von Saarbrücken vor der dreißigfachen Uebermacht diese Stadt räumte, wurde bekanntlich Paris beim Eintreffen der „ersten Siegeskunde" von der „berühmten Schlacht bei Saarbrücken" in wahren Freudentaumel versetzt und der große, durch „den Elan der

Digitized by Google

Truppen errungene Sieg" mit Illumination und lautem Jubel gefeiert. Schon hieß es, Saarlouis sei genommen, die französische Armee stehe vor Mainz. Der von Gramont geleitete „Constitutionnel" sagt, die Preußen seien bitter getäuscht, sie hätten geglaubt, sie seien unüberwindlich, der Augenblick komme, wo die Popularität Bismarcks dem Hasse derer Platz mache, die endlich erkennen würden, daß die Größe und Wohlfahrt Preußens unverträglich sei mit der Eroberungs- und Ehrgeizpolitik des Kanzlers. Die „France" datiert von dem „ersten Erfolge" von Saarbrücken eine neue Aera in der Geschichte. Die Amtszeitung berichtet, die Preußen hätten 40000 Mann verloren.

Als am 4. August der Kronprinz den ersten glänzenden Sieg bei Weißenburg erfocht, verschwieg die Regierung dem Volke die Niederlage. Ja, am 5. August wurde an der Börse eine Depesche von einem großen französischen Siege angeschlagen. Es hieß darin: „20000 Preußen sind gefallen, 30000 gefangen, darunter der Kronprinz, 80 Kanonen erbeutet." Bald war Paris ein Jubelmeer. Eine ungeheure Menge Menschen wogte auf den Straßen hin und her, man stimmte die Marseillaise an, und in Zeit von einer Viertelstunde waren alle Fenster mit Fahnen behangen. Wildfremde Menschen schüttelten sich auf der Straße die Hände und gratulierten sich zu dem Siege. Aber bald folgte auf diesen Freudentaumel die Ernüchterung. Das Ministerium und die Polizeipräfektur ließen melden, daß nichts Offizielles bekannt sei. Man war das Opfer der Lüge eines Börsenmanövers geworden. Nun brach aber der Unwille des Volkes aus, wilde Volkshaufen drängten herein, alles vor sich hertreibend und niederwerfend. Das eiserne Gitter der Börse wurde niedergerissen und die Pulte der Wechselagenten zertrümmert. Die Regierung versprach, die Urheber der falschen Nachricht zu bestrafen und in Zukunft jede Nachricht, ob gut oder schlecht, unverzüglich mitzuteilen. Und wirklich verkündet sie nach den schweren Niederlagen bei Wörth und Spichern am 7. August: „Mac Mahon hat eine Schlacht verloren, Frossard ist an der Saar genötigt worden, sich zurückzuziehen", tröstet aber auch zugleich, indem sie sagt: „Der Rückzug vollzieht sich in guter Ordnung. Es kann noch alles wieder ins rechte Geleise kommen." In einer weiteren amtlichen Depesche heißt es sodann: „Die Truppen um Metz sind in ausgezeichneter Stimmung, drei volle Armeekorps waren noch gar nicht beteiligt, die Verluste des Feindes sind sehr beträchtlich, es vollzieht sich eine rückwärtige Bewegung zum Zweck der Konzentration." Im „Journal officiel" macht Ollivier auf die großen Vorteile aufmerksam, „wenn der Feind auf französischem Boden eine Schlacht anbieten wolle". In einer Proklamation der Minister an das französische Volk liest man: „Einige unsrer Regimenter sind erlegen. Die ganze Armee ist noch nicht besiegt. Derselbe Hauch von Unerschrockenheit beseelt sie noch immer. Es wäre ein Verbrechen, nur einen Augenblick an der Wohlfahrt des Vaterlandes zu zweifeln."

Nach den Niederlagen bei Colombey, Mars la Tour und Bionville, bei Gravelotte und St. Privat (14. bis 18. August) verbarg man wiederum, während doch in allen Ländern Europas diese Siege der Deutschen

Digitized by Google

bekannt waren, den Kammern und dem Volke die Gefahr des Landes und glaubte durch fortgesetztes Lügensystem zum Ausharren im Kriege ermutigen zu können. So meldet Napoleon am Abend des 14. August nach Paris: „Die preußischen Truppen, die Bazaines Abzug hindern wollten, sind nach vierstündigem Kampfe bei Longeville mit großen Verlusten zurückgeschlagen worden." Im „Journal officiel" feiert die Regierung die Bedeutung des „großen Sieges" in der lächerlichsten Weise. Der „Constitutionnel" betrachtet den endgültigen Sieg Frankreichs als eine ausgemachte Sache und erklärt: Der Sieg ist „der Anfang der Revanche". Der „Gaulois" sagt voraus, daß in drei Tagen die Preußen eine schreckliche Niederlage erleiden würden. Die „France" findet es klug, daß Bazaine die Zeit zu Hilfe nimmt, während der Feind sich täglich weiter von der Basis seiner Operationen und Verpflegung engagiert. „Schon," sagt sie, „findet er große Schwierigkeiten auf dem Marsche, Krankheiten verbreiten sich im Heere. Unter diesen Umständen ist eine Schlappe für ihn mehr als eine Schlappe, es würde eine Auflösung werden. Der Verzug des Schlages macht denselben zu einem entscheidenden." Am 16. August erklärte der Nachfolger des gestürzten Ollivier, Palikao, im Gesetzgebenden Körper: „Es hat keine eigentliche Schlacht, es haben nur Teilkämpfe stattgefunden, infolge deren die Preußen genötigt wurden, die Rückzugslinie des französischen Heeres aufzugeben." Am 17. August meldet Bazaine offiziell: „In der Schlacht bei Vionville und Doncourt wurde der Feind zurückgeworfen," in einer zweiten Depesche heißt es: „Bei Gravelotte sind wir im Vorteil gewesen, freilich sind unsre Verluste groß." Am 18. August berichtet er über die Schlacht bei Mars la Tour: „Wir haben überall unsre Positionen aufrechterhalten und dem Feinde bedeutende Verluste beigebracht. Um 8 Uhr abends war der Feind auf der ganzen Linie geworfen." Ja, das „Journal des Débats" schreibt: „Der Sieg ist ungeheuer, die Preußen sind verloren, wenn sie unter die Kanonen von Metz gedrängt werden können!" Die „France" sagt: „Für uns ist es ein großes Glück, daß wir erst einige Schlappen erlitten haben. Unsre Niederlagen haben uns gerettet. Die Vorsehung wollte nicht, daß der unverzeihliche Fehler für unser Land nicht wieder gutzumachen wäre." Von Bazaine wird das stolze Wort berichtet: „Wenn ich genötigt bin, am 20. eine Schlacht zu liefern, werde ich die Preußen schlagen, kann ich bis zum 25. warten, werde ich sie vernichten." Am 18. August gibt Palikao im Gesetzgebenden Körper die Erklärung ab: „Die Nachrichten vom Kriegsschauplatze lauten gut, die Preußen ersuchen um einen Waffenstillstand. Das ganze Kürassierkorps Bismarck ist vernichtet. Eine preußische Depesche spricht nur von einem Kampf, nicht aber von einem Sieg, sonach müssen die Preußen eine Niederlage erlitten haben." Am 19. verkündet der „Gaulois" in großer Schrift zwei glänzende Siege bei Doncourt und Gravelotte: „Unser Herz ist voll Freude, daß sich bestätigt, was wir voraussagten. Jetzt nehmen wir Revanche für die ersten Niederlagen. Prinz Friedrich Karl ist schwer verwundet, eine Amputation ist nötig. Ja, Frankreich hat einen großen Feldherrn an der Spitze seiner Armeen. Wunderbar ist die Ruhe des

Digitized by Google

Siegers. Er hat einen ganzen Tag darüber vergehen lassen, bevor er seinen großen Sieg meldete. Er hat gewollt, daß nichts die gute Nachricht bei seinem Bekanntwerden trüben könnte." Die „France" sucht ihren Lesern glaubhaft zu machen, daß die Preußen am 14. und 16. August 80000 Mann verloren hätten und daß die Armee von Friedrich Karl desorganisiert sei. Der „Constitutionnel" betrachtet den Feldzug Preußens schon jetzt als gescheitert, die Preußen hätten schon an 200000 Mann verloren. — Noch am 20. August, zwei Tage nach der Schlacht bei Gravelotte, nachdem 30 Stunden keine offizielle Mitteilung in Paris ausgegeben worden war, dementiert Palikao jedes Gerücht von einem Siege der Preußen, in Wahrheit sei der Feind in die Steinbrüche von Jaumont geworfen worden. Und gleich darauf verkünden große Plakate in Paris, eine preußische Armee von 100000 Mann sei auf eine Fläche in den Steinbrüchen von Jaumont gelockt worden, die künstlich ausgehöhlt und mit Balken gestützt worden sei; die ahnungslosen Preußen seien in die Gruben gestürzt und durch den Fall und die Kanonen der Franzosen zu Brei zermalmt worden.

Trotz dieser Mitteilungen rief doch das Ausbleiben weiterer Nachrichten vom Hauptquartier Beunruhigung hervor, und es verbreitete sich das Gerücht, Bazaine habe eine Schlacht verloren. Und diese Beunruhigung wich nicht, obgleich ein Minister im Senat die Mitteilung machte: „Nach achtundvierzigstündiger Pause teilt Bazaine mit, daß nach neunstündigem Kampf der Feind zurückgedrängt ist," und obgleich die der Regierung nahestehenden Blätter am 24. August von einem „großen Sieg am 18. August" sprechen. Selbst als der Abgeordnete der Opposition, Gambetta, im Gesetzgebenden Körper rügte, daß die Regierung über die große Schlacht am 18. August, über die ganz Europa aufs genaueste unterrichtet sei, Stillschweigen bewahre, und verlangte, die Wahrheit zu erfahren, erklärte die Regierung, noch keinen offiziellen Bericht erhalten zu haben. Endlich, am 26. August, meldet der Minister des Innern im Gesetzgebenden Körper, der Feind setze seinen Marsch auf Paris fort, und eine Belagerung stehe bevor. Was also alle Welt wußte, wurde acht Tage lang verheimlicht und das französische Volk durch falsche Nachrichten fortgesetzt getäuscht. Während dieser ganzen Zeit verbreiten dagegen die französischen Zeitungen die unglaublichsten Gerüchte über den Zustand der preußischen Armeen und über die wirtschaftliche Not in Deutschland, um die Stimmung des Volkes zu heben. Sie erzählen, die Heere seien dezimiert; epidemische Krankheiten wüten in ihnen; wenn der Krieg nur noch wenige Wochen dauere, seien die Preußen unrettbar verloren. Alle waffenfähigen Mannschaften seien bereits eingezogen, in Schlesien fehle es so an Männern und Pferden, daß die Ernte nicht geschnitten werden könne; in Deutschland sei Hungersnot, das Brot koste statt 8 Silbergroschen jetzt einen Taler, Haufen von Menschen hätten vor dem Palais Bismarcks Brot verlangt und schließlich die Fensterscheiben zertrümmert.

Auch nach den Schlachten bei Beaumont und bei Sedan bringen die Pariser Zeitungen die gewöhnlichen Siegesnachrichten ohne Sinn und Verstand, und auch die Regierung setzte ihr bisheriges Lug- und Trugsystem fort. Ja,

Digitized by Google

bis zum Ende des Krieges wurde die französische Nation über ihre Geschicke in der verderblichsten Täuschung erhalten und ist nie zur rechten Würdigung der Sachlage gekommen.

Gewiß wird in jedem Kriege, bei allen Völkern, und wenn sie noch so wahrheitsliebend sind, in den Kriegsberichten manches verschwiegen. Aber Aehnliches wie das, was die Kriegsnachrichten unsrer Feinde 1870/71 und vor allem jetzt geboten haben, ist sonst nirgends zu finden. Ein Volk, welches vom Geist der Verlogenheit geleitet wird und mit dem Heiligsten ein frivoles Spiel treibt, bietet ein entwürdigendes Schauspiel dar. Wir Deutsche aber sind stolz darauf, daß wir einer Nation angehören, deren Moral sich als makellos gezeigt hat. Wir lassen uns durch Worte nicht beugen, wir werden den uns aufgezwungenen Kampf entschlossen weiter kämpfen und sind fest überzeugt, daß der Reinheit unsrer Sache der endgültige, völlige Sieg nicht fehlen wird.

Literarische Berichte

Georg Ebers' ausgewählte Werke. Zehn stattliche Bände in Leinen geb. M. 40.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

In Hunderttausenden von Exemplaren sind Ebers' Romane in die Welt gegangen und haben, unberührt von den vielfachen Wandlungen des literarischen Geschmacks, eine sich immer wieder ergänzende Gemeinde treuer und dankbarer Leser gefunden. Der große, ständige Erfolg legte den Gedanken nahe, für diejenigen, die des Dichters bekannteste und bedeutendste Romandichtungen in schöner, einheitlicher Ausstattung besitzen möchten, eine Auswahl zu schaffen. Diese liegt jetzt vor: sie umfaßt zehn Bände, die in ihrem vornehmen Einband, dem klaren, schönen Druck auf gutem Papier schon äußerlich einen Schmuck für jede Bücherei darstellen. Was ihren Inhalt betrifft, so bürgt der Umstand, daß die Hinterbliebenen des Dichters die Auswahl trafen, dafür, daß sie auch in seinem Sinne getroffen ist. Und wir finden hier in der Tat all die Werke vereinigt, die dem Namen Ebers seinen starken, guten Klang verschafft haben und die den weiten Umfang seines Stoffgebiets wie den Gang, den seine dichterische Entwicklung genommen hat, am treffendsten bezeichnen. Die Hälfte dieser zehn Bände enthält Romane aus der ägyptischen Geschichte („Eine ägyptische Königstochter", „Uarda", „Die Schwestern", „Der Kaiser", „Homo sum"), vier andre („Die Gred", „Ein Wort", „Barbara Blomberg", „Die Frau Bürgemeisterin") führen uns auf nordischen, heimatlichen Boden, der letzte enthält die Autobiographie, die Ebers unter dem Titel „Die Geschichte meines Lebens" veröffentlicht hat. Es war ein glücklicher Gedanke, diese Autobiographie den Romanen gleichsam als Epilog beizufügen. Sie liest sich kaum weniger spannend, sicherlich nicht weniger ergreifend als ein Roman. Eine schöne, sonnige Kindheit, eine reiche, übermütig frohe Jünglingszeit, der dann durch schweres körperliches Leiden ein frühes Ende bereitet wurde, die ersten Jahre eines in ernster, konzentrierter Arbeit sich sammelnden Mannesalters ziehen hier an uns vorüber und mit ihnen jene Jahrzehnte der deutschen Geistes- und Weltgeschichte, die das Werden des Deutschen Reiches vorbereiteten und heraufführten. Mehr denn je werden gerade heute auch diese Lebensbekenntnisse dankbare und ergriffene Leser finden!

Der Krieg und die deutsche Kunst. Von Momme Nissen. Freiburg i. Br., Herdersche Buchhandlung. M. 1.—.

Der schonungslose Kampfruf, den hier ein deutscher Maler und Schriftsteller gegen den Druck künstlerischer Fremdherrschaft erhebt, wird weiten Widerhall finden. Die Schrift ist nicht nur eine Aufdeckung der Zusammenhänge, durch welche die deutsche Kunst in die verderblichen Bahnen des Futurismus und Kubismus gelenkt worden ist, nicht nur eine nachdrückliche Abrechnung mit der Malerei von Paris, sondern sie stellt auch dem Entarteten das Lebenskräftige gegenüber, entwickelt in drei Hauptgruppen, als Heimatkunst, Heldenkunst und Gotteskunst, das Wesen der deutschen Kunst. Wir müssen wieder gut deutsch sehen und gründlich deutsch denken lernen in der Malerei, das ist das Evange-

Digitized by Google

lium dieser reinen und frischen Schrift, die herzhaft zupackt und wohl geeignet ist, aufwärts zu führen. Hans Zimmer.

Das lustige Büchel der Liller Kriegszeitung. Verlag der Liller Kriegszeitung, Lille; Feldpoststation 403. M. 1.—.

Das schmucke, mit vielen Bildern gezierte Bändchen enthält eine Auslese humoristischer Beiträge, die im Laufe der Zeit in der Liller Kriegszeitung erschienen sind. Was besonders auffällt, ist das Harmlose, Herzerfrischende, das aus allen Beiträgen spricht. Da ist nichts von der Unflätigkeit, mit der uns unsre Feinde in ihren Witzblättern zu beschimpfen suchen.

Mein Dörfl im Krieg. Von Franz Schrönghamer-Heimdal. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. Geh. M. 1.80, kart. M. 2.20.

Heimdal hat den Krieg mitgemacht und sich inzwischen auch wieder mal daheim im Dörfl umgesehen, wie er es dort gefunden hat, und wie das gewaltige Weltgeschehen auf die Dörfler gewirkt hat, das erzählt er uns in seinem Buche. Ein schönes Buch, das viel gelesen werden möchte — es gibt Kunde davon, wie hochgemut und gottergeben, wie stark und treu das bayerische Waldbörflein im Weltkrieg war, ein dauerndes Denkmal dörflichen Heldentums in schwerster Zeit.

Liller Kriegszeitung. Herausgegeben von Hauptmann d. L. Höcker. Auslese. Drei Bände. Preis jedes Bandes geb. M. 4.—. Verlag der Liller Kriegszeitung, Lille; Feldpoststation 403.

Mit Bewunderung nimmt man die stattlichen Bände in die Hand, die uns eine Auslese aus der Liller Kriegszeitung bringen: Was hier von im Felde stehenden Soldaten gedacht und geschrieben, was von ihnen gedruckt und herausgegeben ist, legt ein beredtes Zeugnis ab von dem Geist, der im Heere herrscht, von der sittlichen Kraft und der hohen Kultur des deutschen Volkes und unsrer tapfern Truppen. Was an Liedern und Stimmungsbildern im Felde entstanden ist, hart am Feinde, wird bis in die fernsten Zeiten ein Quell reicher Offenbarungen bleiben. Tief zu Herzen sprechend, läßt sich mancher Krieger vernehmen, der sonst vielleicht selten zur Feder gegriffen hat; kluge, warme Dichterworte erklingen, die nicht die Schriftfeder geschaffen hat, sondern das große, heilige Erleben deutscher Soldaten nah beim Tode. Von Erlebnissen in Kampf und Gefahr wird zwar nicht allzuviel erzählt, die Kameraden haben ja dasselbe erlebt, dagegen finden wir Schilderungen einzelner Taten auf Erkundigungsgängen, in Sappen und Laufgräben, namentlich solcher Einzelkampfhandlungen, in denen neben dem soldatischen Todesmut noch andre echt deutsche Herzenseigenschaften offenbar werden. Und noch eines ist es, was aus den vielen Beiträgen hervortritt: Ein wundervoller, zwingender Humor! Den machen uns unsre Feinde auch nicht nach! Wie gesagt, man muß bewundern, was in der Liller Kriegszeitung geleistet worden ist, und wir können allen unsern Lesern nur dringend empfehlen, sich die Auslese anzuschaffen. Sie fördern damit außerdem auch das Unternehmen: Der klingende Gewinn, den sie dem jungen Kriegsverlag einbringt, dient dazu, die Zeitung an sämtliche Truppen der Armee des Kronprinzen Rupprecht kostenlos zu verteilen. Bestellungen durch Feldpostanweisung sind an die Liller Kriegszeitung, Feldpoststation 403, zu richten.

Kriegsepigramme. Denkzettel für England und sein Gefolge. Von Dr. Schaube-Brieg, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, G. m. b. H. 1916. Geb. M. 3.50.

Die meisten dieser streitbaren Epigramme richten sich gegen unsre erbittertsten Feinde, gegen die Engländer; es sind vier „Reihen", während den Franzosen, Russen und Italienern je eine „Reihe" gewidmet ist. Daran schließen sich noch „Denkzettel für das Entente-Ensemble" nnd „Xenien für allerhand Neutrale" (Spitteler, Hodler, Wilson usw.). Die Töne dieser Kriegsepigramme sind ihrem Inhalt entsprechend sehr verschieden: satirisch, sarkastisch, ironisch; alle scharf zugespitzt, verraten sie eine mannhafte Gesinnung und Siegeszuversicht. Sie kämpfen in ihrer Weise gegen die Feinde unseres Volks und zeichnen sich durch ihre Eigenart vor andern Kriegsgedichten aus.

E. M.

Griechenland. Landschaften und Bauten. Schilderungen deutscher Reisender. Herausgegeben von Ernst Reisinger. Mit 88 Vollbildern. Leipzig, Insel-Verlag. Preis M. 4.—.

„Griechenland wird in einer Zeit, wo Italien die Liebe der Deutschen mit Undank lohnt, das Reiseziel vieler werden, denen der Süden eine stete Sehnsucht bleibt." Wie eine Vorahnung der in diesem Satze ausgesprochenen Tatsache berührt es uns heute, daß kurz vor Ausbruch des Weltkriegs die Reisen Deutscher nach Griechenland und deutsche Bücher über das heutige Griechenland sich rasch mehrten. Wohl die letzte größere Veröffentlichung dieser Literatur vor dem Krieg waren Josef Pontens „Griechische Landschaften"; aufs trefflichste wird dies Werk ergänzt durch das soeben erschienene Buch von Reisinger. Hat Ponten, über den R. selbst ein unberechtigt schroffes Urteil fällt, vor allem die griechische Land-

Digitized by Google

schaft auf Grund ihres geologischen Aufbaus und daneben das griechische Volksleben von heute geschildert, so setzt nun Reisingers **Buch** mit den Abbildungen gleichsam in die Landschaft die Baudenkmäler aus Altertum und Mittelalter hinein und gibt im Textteil, vor allem in der von dem Herausgeber selbst herrührenden Einleitung: „Griechenland im Mittelalter und zur Neuzeit. Seine Wiederentdeckung durch Reisende," einen trefflich orientierenden Ueberblick über die Schicksale des viel heimgesuchten Landes vom Ausgang des Altertums bis in die Gegenwart. Daran schließt sich eine feinsinnige Auswahl aus den Schilderungen deutscher Reisender und Gelehrter, die als Ganzes ein inhalt- und farbenreiches Bild griechischer Landschaft und Volksart ergibt. Fallmerayer, Fr. Th. Vischer, Hettner, Furtwängler, Birt seien unter den Gelehrten, Geibel, Hoffmannsthal, Isolde Kurz unter den Dichtern genannt, die in dieser Auswahl zu Wort kommen. —y—

Der Krieg und das Schicksal der Kirchen Frankreichs. Von Jos. Löhr, Dr. theol., jur. et phil. Köln, Bachem. 44 S. M. 1.40.

Welche schreckliche Anklagen gegen das deutsche Volk hauptsächlich wegen der angeblichen Vernichtung von französischen Gotteshäusern erhoben worden sind, ist bekannt genug. Da kommt nun ganz zur passenden Zeit ein Buch, das mit Tatsachen belegt, daß Hunderte von Kirchen Frankreichs schon vor dem Kriege dem schlimmsten Verfall preisgegeben worden sind. Und weshalb sind diese Tatsachen unwiderleglich? Weil der Abgeordnete Barrès, Mitglied der französischen Akademie, kurz vor dem Kriege 1914 ein Buch unter dem Titel „La grande pitié des églises de France" hat erscheinen lassen, das diese Tatsachen enthüllt hat. Nun weist Löhr, der jetzt Festungsgarnisonspfarrer in Metz ist, nach, mit welchem Unrecht dieser Zustand vieler Gotteshäuser Frankreichs herbeigeführt worden ist und die Schuld davon auch noch den Deutschen aufgebürdet werden sollte. Er hat sich großen Dank verdient.

Ed. König.

Arnolds Kriegsflugblätter der Liller Kriegszeitung. Album mit hundert Zeichnungen. Verlag der Liller Kriegszeitung, Lille; Feldpoststation 403. M. 5.—.

Arnolds Humor ist von außerordentlicher Kraft und Vielseitigkeit, dabei frei von Haß und Verleumdung des Gegners. Mit großem Geschick weiß er in seinen drolligen Bildern das Wesentliche in den Erscheinungen herauszuheben, und über allem waltet ein kerngesunder, befreiender Humor. Diese Blätter geben uns nicht mehr frei, mit immer neuer Freude kehren wir zu ihnen zurück, und je öfter wir sie betrachten, desto größeren Reichtum erschließen sie uns. Sehr wohltuend berührt es, daß die Blätter wohl frischfröhliche Angriffslust, aber keine blinde Gehässigkeit atmen, daß sie keine gemalten Haßgesänge, sondern völkerpsychologisch interessante Charakterstudien sind.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Anzengruber, Ludwig, Allerhand Humore. Feldausgabe. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 50 Pf.

Baumgarten, Otto, Politik und Moral. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). M. 8.—.

Benedix, Hans Erich, In England interniert. Eine Geschichte des Gefangenenwesens in England von Kriegsbeginn bis zum Frühjahr 1916. Gotha, F. A. Perthes. M. 1.—.

Biese, Alfred, Die deutsche Seele im Spiegel deutscher Dichtung als unbesiegbare Macht. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 80 Pf.

Bode, Wilhelm, Der weimarische Musenhof 1756 bis 1781. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.25.

Bornhak, Conrad, Der Wandel des Völkerrechts. Berlin, Carl Heymanns Verlag. M. 2.—.

Brunnemann, Erich, Der Meistertrunk. Eine Rothenburger Geschichte aus dem Dreißigjähr. Kriege. Rostock i. M., Carl Hinstorffs Hofbuchdruckerei. Geb. M. 1.50.

Carlyle, Thomas, Historical and Political Essays Leipzig, Bernhard Tauchnitz. Geheftet M. 1.60.

Carlyle, Thomas, On Heroes, Hero-Worship and the Heroic in History. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. Geh. M. 1.60.

Chiavacci, Vincenz, Aus der stillen Zeit. Wiener Roman. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Co. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.40.

Cohen, Hermann, Religion und Zionismus. Ein Wort an meine Kommilitonen jüdischen Glaubens. Frankfurt a. M., J. Kauffmann. 30 Pf.

Der Jude. Eine Monatsschrift. I. Jahrgang Heft 5 und 6. Berlin/Wien, R. Löwit Verlag, à M. 1.—.

Digitized by Google

Deutsche Volkskraft nach zwei Kriegsjahren. Vier Vorträge, herausgegeben vom Bund deutscher Gelehrter und Künstler (Kulturbund). Leipzig, B. G. Teubner. 60 Pf.

Die Gildenkammer. Norddeutsche Monatshefte. September 1916. Bremen, Verlag Kaffeehaag. 50 Pf.

Ein Wort an die unten und die oben von einem deutschen Sozialdemokraten. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. 30 Pf.

Fritzsche, Curt, Die Einheitsschule. Dresden und Leipzig, Globus, Wissenschaftl. Verlagsanstalt. M. 1.50.

Fulda, Ludwig, Amerika und Deutschland während des Weltkrieges. Dresden u. Leipzig, Globus, Wissenschaftl. Verlagsanstalt. M. 1.20.

Gallipoli. Der Kampf um den Orient. Von einem Stabsoffizier. Berlin, Verlag August Scherl G. m. b. H. Geh. M. 1.—.

Greinz, Hermann, Tiroler Bauern anno 1915. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Co. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Habermann, Wilhelm, Aland. Schwedische Stimmen über die militärpolitische Bedeutung der finnischen Inselgruppe. München, Duncker & Humblot. M. 2.—.

Harnack, Adolf v., An der Schwelle des dritten Kriegsjahrs. Rede. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 40 Pf.

Hirsch, Prof. Dr. J., Krieg und Ethik. Vortrag. Frankfurt a. M., J. Kauffmann. 75 Pf.

Jansll, Prof. Dr. Walther, Kriegspädagogik. Berichte und Vorschläge. Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H.

Jolles, André, Ausgelöste Klänge. Briefe aus dem Felde über antike Kunst. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Geb. M. 2.50.

Koepper, Gustav, Alfred Krupp. Leipzig, Hesse & Becker. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.—.

Kriegsgeographie. Bearbeitet von Herausgebern der E. v. Seydlitzschen Geographie. Leipzig, Ferdinand Hirt. M. 1.50.

Kriegswirtschaftliche Zeitfragen, Heft 2/3: Bevölkerungspolitik nach dem Kriege. Nahrungsspielraum und Volkswachstum in Deutschland. Von Prof. Dr. Paul Mombert. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). M. 2.40.

Linnebach, Karl, Karl und Marie v. Clausewitz. Ein Lebensbild in Briefen und Tagebuchblättern. Berlin, Martin Warneck. Geb. M. 8.—.

Meyers Historisch-Geographischer Kalender 1917. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. M. 2.—.

Münch-Born, Dr. Ph., Wenn du den Frieden willst, Bereite den Frieden vor! Leipzig, Verlag Oskar Born.

Mutius, Gerhard v., Die drei Reiche. Ein Versuch philosophischer Besinnung. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 4.—.

Oesterreichisch-ungarisches Rotbuch. Diplomatische Aktenstücke. Wien, Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitätsbuchhandlung. M. 1.—.

Ohr, Wilhelm, Der französische Geist und die Freimaurerei. Leipzig, Verlag K. F. Köhler. Geh. M. 3.50.

Orchelly, R. L., War Cartoons by A. M. Carp. The Continental Times Company, Berlin W 50.

Ostwald, Wilhelm, Monistische Sonntagspredigten. V. Reihe. Leipzig, Verlag Unesma G. m. b. H. M. 1.—.

Presber, Rudolf, Die Brücken zum Sieg. Kriegsgedichte. Mit Zeichnungen von Luz Ehrenberger. Berlin SW, Dr. Eysler & Co. G. m. b. H. Geb. M. 4.50.

Reich, Albert, Mit meinem Corps durch Serbien. Berlin—München, Verlag R. Oldenbourg. Geh. M. 3.60, geb. M. 4.80, in Leinen M. 5.20.

Ripke, Axel, Der Koloß auf tönernen Füßen. Gesammelte Aufsätze über Rußland, München, Verlag J. F. Lehmann. M. 2.50.

Schleicher, Berta, Malwida v. Meysenbug. Ein Lebensbild zum hundertsten Geburtstag der Idealistin. Berlin, Schuster & Löffler. M. 5.—.

Sebastian, Paul, Die Beziehungen zwischen vegetarischer und Unterernährung. Dresden und Leipzig, Globus, Wissenschaftliche Verlagsanstalt. Geh. M. 1.50.

Simon, Der Weltkrieg und die Judenfrage. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.20.

Stavenhagen, Dr. Kurt, Die Kriegsziele des Großrussentums und der Fremdvölker Rußlands. Charlottenburg, Ostlandverlag G. m. b. H. Geh. M. 1.—.

Unthan, C. H., Ohne Arme durchs Leben. Karlsruhe, Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag. M. 1.50.

Wagner, Prof. J. — Ph. Wagner, Weizen und andere Brotfrucht unter dem Kriegseinfluß. Dresden und Leipzig, Globus, Wissenschaftliche Verlagsanstalt. Geh. M. 1.20.

Weißen Blätter, Die. Eine Monatsschrift. 3. Jahrgang. 8. Heft. August 1916. Zürich. Rascher & Cie. M. 2.—.

Wien, Alfred, Liebeszauber der Romantik. Mit zahlreichen Bildnissen. Berlin, Mittler & Sohn. Geh. M. 6.50, geb. 8.50.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Die Freiheit der Meere als wichtigste Garantie für einen dauernden Frieden

Von

C. Dumba, österreichisch-ungarischer Botschafter a. D.

Es wäre Wahnsinn, zu bestreiten, daß alle in den Krieg verwickelten Völker von tiefer Friedenssehnsucht erfüllt sind. In beiden Lagern ist man sich indessen darüber klar, daß die unermeßlichen Opfer an Gut und Blut, an materiellen und Kulturwerten, welche der mehr denn zweijährige Krieg kostet, vergeblich gebracht würden, falls sie nicht zu einem dauernden, auf lange Zeit gesicherten Frieden führen. Die leitenden Staatsmänner sowohl als unverantwortliche Politiker hüben und drüben sprechen denn auch von Garantien für einen dauernden Friedenszustand, versäumen aber stets, auszuführen, worin diese Garantien bestehen sollen. Zum Beginne des gewaltigen Ringens, an dem England auf dem Kontinente zunächst nur mit seinem kleinen Berufsheere teilnahm, wurde das Schlagwort von der „Vernichtung des preußischen Militarismus" geprägt, von dessen Joche das deutsche Volk befreit werden müsse. Die Zertrümmerung Deutschlands, das Aufhören der preußischen Hegemonie, die Absetzung der Dynastie Hohenzollern, welche den militärischen Eroberungsgeist zu ihrem Lebensprinzipe erhoben habe, parallel damit die Abtretung des linken Rhein- und des rechten Oderufers, Entwaffnung des deutschen Heeres, Herausgabe der deutschen Kriegsflotte und finanzieller Ruin Deutschlands durch Auferlegung einer ungeheuren Kriegsentschädigung wurden als die unerläßlichen Schutzmaßregeln gegen die Wiederkehr eines neuen „Ueberfalles durch den räuberischen Nachbar" bezeichnet. Die militärischen Niederlagen der Entente, welche dem britischen Volke das verhaßte kontinentale System der allgemeinen Wehrpflicht aufzwangen, setzten jedoch jenes Schlagwort von der Vernichtung des preußischen Militarismus außer Kurs. Angesichts der gesamten ungünstigen Kriegslage mußten selbst die phantasiereichen Wortführer der Entente viel Wasser in ihren Wein gießen. Immerhin forderte noch vor kurzem Herr L. Barthou

Copyright 1916 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

militärische (?) und finanzielle (?) Garantien für die Aufrechterhaltung des durch den Frieden wiederherzustellenden Rechtszustandes. Darunter verstand er die Freigebung Belgiens und der von Deutschland besetzten nördlichen Departements Frankreichs, ferner die Wiederabtretung von Elsaß und Lothringen sowie den Wiederaufbau dieser vom Kriege schwer heimgesuchten Gebiete. Allein, so sehr auch die beiden Westmächte ihre Forderungen einschränkten, so fehlt noch immer jede konkrete Andeutung über Natur und Umfang der auszubedingenden Garantien.

Leider vermissen wir auch auf seiten der Zentralmächte eine offene und zielbewußte Aussprache der verantwortlichen Stellen über die von ihnen angestrebten Garantien für einen dauernden Frieden. Da unserseits ein reiner Defensivkrieg geführt wird, so war für Deutschland und Oesterreich-Ungarn — mit Ausnahme der Erstickung der serbischen Aufwiegelungsbestrebungen — kein andres positives Kriegsziel gegeben als das der Sicherung unsrer staatlichen Existenz und territorialen Integrität. Zu letzterem Zwecke müssen wir auf gewissen, vom strategischen Standpunkte notwendigen Grenzberichtigungen und Gebietserwerbungen bestehen. Ich begnüge mich, hier auf das Problem der künftigen Stellung Belgiens, dessen Neutralität sich als unhaltbar erwiesen, und die große Bedeutung Antwerpens für den deutschen Außenhandel hinzuweisen. Seine Exzellenz Dr. Dernburg berührte im Laufe seiner Preßkampagne in den Vereinigten Staaten von Nordamerika wiederholt in Wort und Schrift dieses heikle Thema. Er deutete an, daß zwar belgisches Gebiet nicht annektiert werden solle, daß aber Deutschland sich besonders direkte Verbindungen mit dem wichtigsten europäischen Hafen des Atlantischen Ozeans und die Sicherheit verschaffen müsse, daß dieses Ausfallstor nach dem Westen dem deutschen Handel unter günstigen Bedingungen stets offen bleibe.

Wohl noch schwieriger ist die Lösung der polnischen Frage, wobei rein militärische Erwägungen mit nationalen und historischen Momenten in Einklang zu bringen sind. Da wir aber den Krieg nicht Polens wegen oder für die Polen, sondern zur Sicherung unseres staatlichen Bestandes führen, so muß die Rücksicht auf dieses letztere Ziel vorhalten und alle andern Momente, namentlich Gefühlsmomente, in den Hintergrund drängen.

Endlich obliegt uns auch noch die Neugestaltung der Balkankarte zugunsten des nunmehr ausschlaggebenden bulgarischen Staatsfaktors bei gleichzeitiger bleibender Ausschaltung der serbischen Gefahr. Es wäre ein großer Fehler, aus innerstaatlichen, um nicht zu sagen staatsrechtlichen Motiven zu übersehen, daß die serbischen Umsturzbestrebungen den äußeren Anlaß, wenn auch nicht den innersten Grund zur Entfachung des fürchterlichen Weltbrandes bildeten. Mögen wir uns daher davor hüten, hier nicht volle Arbeit zu tun, das Feuer unter der Asche glimmen zu lassen, den Seuchenherd nicht ganz und radikal zu sanieren.

Nach meiner Ansicht sollten die verantwortlichen Regierungen durch Zulassung, ja sogar Hervorrufung der publizistischen Diskussion dieser Probleme

Digitized by Google

die öffentliche Meinung aufklären und in ihr die nötige Rückendeckung für die hochwichtigen Entscheidungen, die ihrer harren, suchen.

Abgesehen von territorialen Garantien, wird von manchen Seiten, die meistens der liberalen oder sozialdemokratischen Partei nahestehen, das Postulat allgemeiner, international zu vereinbarender Entwaffnung aufgestellt, welche im Zusammenhang mit verpflichtenden Einrichtungen internationaler Schiedsgerichtsbarkeit das neue Millennium dauernden Friedens inaugurieren soll. Jenes Postulat ist leider immer noch in das Reich großmütiger Utopien zu weisen. Der allgemeine, finanzielle Niedergang mag allerdings das Tempo der Neubewaffnung und des Ersatzes der verbrauchten Kriegsrüstung verlangsamen. In der physischen und moralischen Erschöpfung der gegenwärtigen wehrhaften Generation liegt aber wohl die einzige wirksame Gewähr gegen den baldigen neuerlichen Ausbruch eines Weltbrandes. Auch dies gilt nur von den höher entwickelten Kulturstaaten, welche sich von Kriegsschäden nicht so bald erholen als wie primitive Ackerbaustaaten. Ein merkwürdiges Beispiel unverbrauchter Stoßkraft und unzerstörbarer nationaler Lebenskraft bietet uns in dieser Beziehung das junge Bulgarien, welches in erstaunlich kurzer Zeit die schweren Verluste der beiden Balkanfeldzüge zu überwinden vermochte.

Was die Forderung internationaler Schiedsgerichtsbarkeit mit obligatorischem Charakter anbelangt, so zeigt die bisherige Erfahrung bis zur Evidenz, daß die Haager Institutionen und ähnliche, selbst mit bindendem Charakter ausgestattete Einrichtungen bloß zur Austragung kleinerer Streitfälle von vorwiegend juristischer Natur taugen, während sie bei Beilegung großer, die Lebensinteressen der Streitteile berührenden Konflikte regelmäßig versagten. Aus diesem Grunde bildete sich in Nordamerika unter dem Vorsitze des früheren Präsidenten Taft ein Verein, welcher den Zusammenschluß der für das obligatorische Schiedsgericht gewonnenen Staaten zu einem Schutz- und Trutzbunde anstrebte. Die vereinigten Land- und Seestreitkräfte desselben sollen die Durchführung eines eventuell zu fällenden Schiedspruches, falls nötig, mit Waffengewalt erzwingen. Es ist eigentümlich, daß ein hervorragender Jurist und Richter gleich Taft das Unlogische einer Schöpfung übersieht, welche einen Krieg durch Androhung eines größeren Krieges verhüten will. Doch geht die Abneigung des amerikanischen Volkes gegen jeden Krieg so weit, daß auch Wilson in einer seiner Wahlreden, worin er die Möglichkeit einer Friedensvermittlung seinerseits in Aussicht stellte, auf diese internationale Friedensgarantie, welche einen künftigen Friedensbruch unter schwere völkerrechtliche Kollektivstrafe stellt, anspielen zu sollen glaubte. Trotz des Beifalls Lord Edward Greys müssen wir als nüchterne Realpolitiker von dieser Garantieforderung absehen.

Hingegen möchte ich mich hier eingehender mit einem Postulat beschäftigen, welches des Beifalls nicht nur unsrer Gruppe, sondern auch aller neutraler Staaten sicher ist und den eigentlichen Gefahrpunkt für den künftigen Frieden trifft. Es ist die Forderung der Wiederherstellung der Freiheit der Meere. Ohne deren Erfüllung kann von einem wirklichen, auf viele Jahre gesicherten

Digitized by Google

Frieden, welcher den erschöpften Völkern die Möglichkeit der wirtschaftlichen Wiedergeburt und normaler Entwicklung gibt, nicht die Rede sein. Wir stünden vor einem Waffenstillstande, welcher jeden Augenblick durch das seegewaltige England zerrissen werden könnte. Das Problem läßt sich daher noch anders formulieren, nämlich als das der Beseitigung der jetzt allmächtigen Seetyrannei Großbritanniens und der Schaffung von Garantien für den ungehinderten Betrieb des legitimen Seehandels im Kriege. In welcher Weise kann dieses Erfordernis Erfüllung finden?

Von einer Seite wird betont, daß Großbritannien durch sein weltumspannendes Netz von befestigten Flottenstützpunkten und Kohlenstationen zum absoluten Herrn des Mittelländischen und Roten Meeres sowie des Atlantischen und Indischen Ozeans geworden sei; daß es schon im Frieden die gesamte Seeschiffahrt beherrsche, da es durch die einfache Verweigerung von Kohlenabgabe den überseeischen Handel der Seemächte lahmlegen könne. Das einzige Mittel, diese vernichtende Uebermacht Englands zur See zu brechen, sei die Erwerbung einer größeren Zahl von Flottenstützpunkten und Kohlenstationen, verteilt auf verschiedene Meere, durch Englands deutschen Rivalen. Dadurch würde die deutsche Schiffahrt schon im Frieden vom Bezug englischer Kohlen unabhängig; im Kriegsfalle aber fänden die deutschen Handelsschiffe in den neu erworbenen Stützpunkten schützende Aufnahme, während die deutschen Kriegsschiffe, in Anlehnung an die zu schaffenden Arsenale, den deutschen Kolonialbesitz verteidigen könnten.

Diese Lösung krankt daran, daß sie weder dem bestehenden Kolonialbesitz noch der geographischen Lage des Dreiinselreiches genügend Rechnung trägt. Wo soll Deutschland Kohlen- und Flottenstationen erwerben? Es gilt wohl schon als feststehend, daß es darauf verzichten wird, in Ostasien wieder festen Fuß zu fassen; auch dürfte es, im Interesse der Anbahnung guter Beziehungen zur japanischen Vormacht, nicht die Ueberlassung von Stützpunkten im Stillen Ozean anstreben. Anderseits würde der Versuch unsers nordischen Bundesgenossen, sich in Westindien, im Bereiche des Karaibischen Meeres, festzusetzen und dort eine Zwischenstation für seinen bedeutenden südamerikanischen Handel zu gründen, an der Monroedoktrin in ihrer neuesten, auf Sicherung der Panamakanalzone gerichteten Anwendung ein unübersteigliches Hindernis finden. Es bliebe also vor allem die Besetzung eines Hafens an der Ostküste des Atlantischen Ozeans, etwa in Portugal, den Kanarischen Inseln oder Marokko. Deutschland wird voraussichtlich sein Augenmerk auf Rückgewinnung eventuell Erweiterung seines afrikanischen Kolonialbesitzes im Kompensationswege richten. Es hätte daher alles Interesse, sich durch eine Reihe von maritimen Stützpunkten die Verbindung mit Afrika zu sichern. Nun ist es aber klar, daß Großbritannien, dank seiner geographischen Lage, stets die Nordsee abzusperren, den gesamten deutschen Seehandel zu unterbinden vermag. Die deutsche Kriegsflotte, wenn nicht in ihrer Gesamtheit, so doch in ihrer Hauptstärke, müßte zum Schutze der Küsten in den heimischen Gewässern bleiben und könnte den isolierten Flotten-

Digitized by Google

stationen keinen wirksamen Schutz leihen. Letztere würden allerdings als Stützpunkte einzelner deutscher Kreuzer, welche dem Vorbilde der „Emden", der „Möwe" nachstreben, im Kaperkriege unschätzbare Dienste leisten. Allein ohne Hinterland mit militärischen Hilfskräften und der nötigen Mannschaftsreserven entbehrend, würden diese Flottenstationen, getrennt von ihrer heimatlichen Basis, gleich Kiautschau, früher oder später unrettbar verloren gehen. Dasselbe gilt in noch höherem Maße von etwaigen deutschen Stützpunkten im Indischen Ozean. Durch die Erwerbung solcher Stationen scheint also die englische Seeherrschaft nicht bedroht.

Von andrer Seite wird als wirksamstes Mittel hierzu die Eroberung Aegyptens durch die Türkei mit Unterstützung der Zentralmächte und die strenge Neutralisierung des Suezkanals vorgeschlagen. Allein die Eroberung Aegyptens ist bis jetzt ein frommer Wunsch geblieben, und die britischen Seestreitkräfte sind stets imstande, den Suezkanal vom Mittelländischen und Roten Meere aus zu blockieren und so die Bewegungsfreiheit unsrer Flotten aufzuheben.

Der einzige wirksame Schutz gegen die erdrückende britische Suprematie zur See liegt daher einerseits in der Ausgestaltung und technischen Ueberlegenheit der deutschen Flotte, andrerseits in der organisierten Zusammenfassung der maritimen Streitkräfte der neutralen Seestaaten, deren öffentliche Meinung sich bereits gegen die stets zunehmende Vergewaltigung seitens der britischen Uebermacht aufbäumt.

Kein Zweifel, daß die zielbewußte Vermehrung und Perfektionierung der deutschen U-Boote ein wichtiges Moment im Kampfe gegen die britische Suprematie darstellt. In der Voraussetzung jedoch, daß die humanere, mit Präsident Wilson vereinbarte Kampfweise beibehalten wird — wofür meines Erachtens sowohl politische als auch rein menschliche Motive überzeugend sprechen — dürfte die U-Bootwaffe trotz großartiger Erfolge allein nicht den Ausschlag geben. Die durch letztere verursachten Verluste der feindlichen Handelsflotten sind allerdings sehr bedeutend; das dadurch bewirkte Hinaufschnellen der Frachtsätze verteuert in empfindlicher Weise die Kosten der Lebensführung in den Ententeländern; der notwendige Patrouillen- und Ueberwachungsdienst stellt sicherlich an die englische Flotte die höchsten Anforderungen; auch ist die britische Admiralität zur vorsichtigen Schonung ihrer größten Kampfeinheiten, der „Dreadnoughts", gezwungen. Allein in letzter Linie ist deren Bestand — wenn auch in Reservestellung — für die Beherrschung der Meere entscheidend. Außerdem besitzt England Deutschland gegenüber eine vielfache numerische Ueberlegenheit an Kreuzern, Zerstörern und Kriegsschiffen mittlerer Größe, abgesehen von der riesigen Handelsflotte, welche teilweise zu Kriegszwecken herangezogen wird. Diese Superiorität, verbunden mit der überaus günstigen geographischen Lage, wird daher England auch in einem künftigen Kriege auf den Aushungerungsplan hinweisen, falls nicht neue Hemmungen den Erfolg des letzteren unwahrscheinlich machen oder ganz ausschließen.

Digitized by Google

Soll daher die Gruppe der Zentralmächte in einem späteren Konflikte nicht abermals der Gefahr der Aushungerung und der Absperrung der wichtigsten Rohstoffzufuhren gegenüberstehen, so müssen in oder neben dem abzuschließenden Friedensvertrage Garantien für die ungehinderte Ausübung des legitimen Seehandels der neutralen Staaten in Kriegszeiten geschaffen werden. Da jedoch die Erfahrung zeigt, daß selbst internationale Uebereinkommen wie die Pariser Seerechtsdeklaration vom Jahre 1856, deren Satzungen seit 60 Jahren zum Gemeingut des Völkerrechtes geworden waren, von den brutalen Beherrschern der Meere wie ein „Fetzen Papier" zerrissen werden, so bleibt den neutralen Seestaaten wohl nur der Ausweg der Selbsthilfe. Allein, ohne Zusammenschluß mit einer Großmacht, sind die mittleren Seemächte Europas wie der Neuen Welt zu schwach, um erfolgreich dem ungeheuren Drucke der britischen Flotten zu widerstehen. Am wirksamsten wäre die Schaffung eines Bundes der Neutralen nach dem Vorbilde der von Kaiserin Katharina im Jahre 1780 ins Leben gerufenen Liga der bewaffneten Neutralität. Damals waren es zunächst die skandinavischen Mächte, welche zur gemeinsamen Abwehr dieser Liga beitraten. Die wiederholten Konferenzen, zu welchen seit Jahr und Tag die Monarchen oder Minister der drei skandinavischen Staaten zusammentreten, führten auch jetzt zur Erkennung der Interessensolidarität derselben und der Notwendigkeit identischer oder gemeinsamer Schutzmaßregeln. Auf der andern Seite scheint auch die Regierung der Vereinigten Staaten nicht mehr gewillt, sich auf zahme papierne Proteste gegen die Knebelung ihres legitimen Handels, die Verletzung der neutralen Post, behufs der Erkundung von Geschäftsgeheimnissen, und die Versuche willkürlicher Boykottierung mit Hilfe der Anlegung von schwarzen Listen zu beschränken. Da der Kongreß den Präsidenten mit Vollmachten zu eventuellen Gegenmaßregeln ausgestattet hat, so ist letzteren eine bequeme Handhabe geboten, das Kabinett von St. James schon durch Androhung von Repressalien zur Milderung seiner seeräuberischen Methoden zu zwingen. Soll aber in Zukunft selbst dem Versuche ähnlicher Uebergriffe seitens Englands vorgebeugt werden, so müßte die einzige neutrale Großmacht, d. h. die nordamerikanische Union, veranlaßt werden, die Führung zu übernehmen und sich mit den seetüchtigen sog. ABC-Mächten Südamerikas, d. h. Argentinien, Brasilien und Chile, zur gemeinsamen Abwehr zu vereinigen.

Der erste Versuch hierzu ging im Monate Januar und Februar 1915 von den ABC-Mächten aus. Dieselben wollten, anschließend an die damals tagende Session der „Panamerikanischen Union", einen Kongreß der neutralen Seemächte unter dem Vorsitze Mr. Bryans einberufen, welcher die Aufgabe gehabt hätte, die wichtigsten Rechte des neutralen Seehandels zu formulieren. Die holländische Regierung erklärte sich sofort bereit, dem geplanten Kongresse beizutreten; kein Zweifel, daß auch Schweden und Norwegen sowie Spanien an demselben teilgenommen hätten. Der Versuch mißlang, weil er verfrüht und weil das amerikanische Staatsdepartement vom trügerischen Wahne befangen war, auch ohne Mitwirkung anderer Regierungen durch diplomatische Unterhandlungen

Digitized by Google

mit Sir Eduard Grey einen annehmbaren Modus vivendi schaffen zu können. Mr. Bryan glaubte seine Absage durch Berufung auf die falsch verstandene Warnung Washingtons vor dem „entanglement with foreign alliances", d. h. den von einem auswärtigen Bündnisse den Vereinigten Staaten drohenden Verwicklungen, begründen zu sollen. Er bewies zu viel, denn es wäre damit logisch jede diplomatische Kollektiv- oder auch nur Parallelaktion für das Staatsdepartement ausgeschlossen.

Die englische Aushungerungsblockade, welche die Zentralmächte zermürben sollte, führte indessen zur schrankenlosen Vergewaltigung der neutralen Seemächte. Im Uniongebiete veranlaßten diese Rechtsbeugungen einen Stimmungswechsel zwar nicht zugunsten Deutschlands, wohl aber gegen England und die Alliierten. Dieser Umstand, sowie der drohende Konflikt mit Mexiko hatten zur Folge, daß selbst die demokratische Administration in Washington die Notwendigkeit verstärkter Rüstungen zur See und zu Land einsah. Der Kongreß ging noch weiter und bewilligte die Mittel für eine sofortige ansehnliche Vermehrung der Seestreitkräfte bei gleichzeitiger Annahme eines großzügigen Flottenprogramms. Gleichviel, ob Mr. Hughes oder Mr. Wilson gewählt wird, es ist bei der Stimmung des amerikanischen Volkes alle Aussicht vorhanden, daß auf dieser Linie zielbewußt fortgearbeitet werde und daß nicht dem ersten beherzten Schritte in der Richtung des Ausbaus der amerikanischen Flotte halbe Maßregeln oder zaghaftes Zuwarten folgen. Hiermit wird aber erst die unentbehrliche Grundlage für das selbstbewußte Auftreten der Unionregierung gegen die britischen Seeübergriffe geschaffen.

Unsrer, der österreichisch-ungarischen und deutschen Diplomatie, entsteht nun die heikle Aufgabe, die Initiative der interessierten neutralen Regierungen zur Anbahnung einverständlichen Vorgehens in diskreter Weise zu unterstützen. Es würde zunächst genügen, wenn die Fäden zwischen einzelnen Regierungen geknüpft, z. B. zwischen Schweden und Nordamerika Schutzmaßregeln zugunsten der Postschiffe vereinbart würden. Die weitere Angliederung würde sich angesichts des allgemeinen, gleich gefühlten Druckes von selbst ergeben.

Gelingt es, den Bund der neutralen Seemächte unter Führung der Vereinigten Staaten von Nordamerika ins Leben zu rufen, so wäre hiermit der erste entscheidende Schritt zur Wiederherstellung der Freiheit der Meere und Vernichtung der britischen Seetyrannei gemacht. Hierin läge aber auch die beste Gewähr für die Dauer des zu gewärtigenden Friedens; denn die Möglichkeit, unsere Gruppe von jeglichem Seeverkehre abzuschließen, unsere Völker auszuhungern, unsere Industrie durch Unterbindung der Rohstoffzufuhr zu vernichten, war ein Haupttrumpf im Spiele der englischen Kriegshetzer. Fällt in Zukunft diese Möglichkeit weg, so fehlt ein wichtiger Anreiz zur Erneuerung eines Kampfes, dessen Chancen auf rein militärischem Gebiete äußerst gering sind.

Dabei macht es keinen großen Unterschied, ob die von der Neutralitätsliga aufgestellten Grundsätze im Friedensvertrage selbst formell aufgenommen werden,

Digitized by Google

oder ob sie, zunächst selbständig proklamiert, durch den darauffolgenden Beitritt unserer Gruppe neue Bekräftigung und erhöhten Wert gewinnen. Die Macht und das Ansehen der Mitglieder des Bundes würden genügen, um die verkannten Regeln des Völkerrechts von neuem zur Geltung zu bringen.

Gottfried Wilhelm Leibniz

(Gestorben 14. November 1716)

Von

Wilhelm Wundt

Als in der Abendstunde des 14. November 1716 Gottfried Wilhelm Leibniz aus dem Leben schied, hatte nicht er mit der Welt, aber die Welt hatte, so schien es, mit ihm abgeschlossen. Ihn beschäftigten bis zuletzt weittragende politische und wissenschaftliche Pläne. Um ihn aber war es einsam geworden. In seinen letzten Monaten war der Sekretär, den man ihm beigegeben, mehr um ihn zu überwachen als ihn in seinen Arbeiten zu unterstützen, sein einziger Verkehr gewesen, und als er begraben wurde, war dieser Mann, den keinerlei Bande der Freundschaft an ihn fesselten, wie sie sonst schon die Gewohnheit des Zusammenlebens zu erzeugen pflegt, der einzige Leidtragende, der seinem Sarge folgte. Niemand von der Hofgesellschaft, kein Geistlicher, keiner seiner hannöverschen Mitbürger gab ihm das letzte Geleit. „Er wurde," wie ein zufälliger Augenzeuge sich ausdrückt, „eher wie ein Wegelagerer begraben, denn als ein Mann, der die Zierde seines Vaterlandes gewesen war."

Einsam zu sterben ist ein gemeines Schicksal, und, das Wort nicht im buchstäblichen, sondern in einem tieferen geistigen Sinne genommen, es ist vielleicht ein häufigeres, als man gewöhnlich annimmt. Aber auf der Höhe seiner Zeit zu stehen, bewundert und geehrt von vielen, einer der Auserwählten zu sein, deren Ruhm die Jahrhunderte überdauert, und dennoch einsam zu sterben, das ist ein Los, das sonst nur denen beschieden ist, die als heldenhafte Kämpfer ihr Werk mit ihrem eignen Leben bezahlen.

Doch solch ein Kämpfer ist Leibniz nicht gewesen, weder nach seinem persönlichen Charakter noch nach der Art seiner Lebensarbeit. Die Zeitgenossen schildern ihn als eine immer gleichmäßig heiter gestimmte, Affekte vorsichtig vermeidende Persönlichkeit, allezeit hilfsbereit, wo man seines Rates bedurfte. Wenn er von sich selbst sagt, er sei stets eher geneigt gewesen, den Ansichten andrer zuzustimmen als zu widersprechen, so liefert sein Briefwechsel ein beredtes Zeugnis für die Wahrheit dieser Selbstcharakteristik, der nur beigefügt werden muß, daß dieser Bereitwilligkeit ein wunderbares dialektisches Geschick zur Seite stand, mit dem er dem fremden Gedanken eine Wendung zu geben wußte, durch die

Digitized by Google

er ihn seinen eignen Ueberzeugungen anpaßte. Nicht minder lagen aber die Gebiete, denen seine Arbeit gewidmet war, nach unsern heutigen Anschauungen zwar nicht dem Streit der Meinungen überhaupt, wohl aber jener erbitterten Form dieses Streites fern, wie sie etwa entgegengesetzte Glaubensüberzeugungen begleitet. Er ist der große Mathematiker, der daneben mit lebendigem Interesse an den Fortschritten der Naturwissenschaft teilnimmt, selbsttätig vor allem an denen der mathematischen Physik, während er außerdem in wunderbarer Vielseitigkeit zu den hervorragendsten Juristen und Diplomaten seiner Zeit gehört.

Um das tragische Ende eines solchen Mannes zu begreifen, müssen wir uns jedoch in die Zeit zurückversetzen, in die ihn das Leben gestellt hatte. Dann lernen wir vielleicht auch sein Schicksal als ein Opfer verstehen, das der in die Zukunft schauende Geist dieses größten Deutschen seiner Zeit den Ideen bringen mußte, für die diese Zeit noch nicht reif war. Sind doch schon die exakten Forschungen, mit denen er die Mathematik und Physik bereicherte, damals noch nicht wie heute Gegenstände einer durch die Sicherheit ihrer Methoden im ganzen dem leidenschaftlichen Streit der Ansichten entzogenen Betrachtung gewesen. Noch handelte es sich in jenen Tagen nicht zum geringsten Teil erst um die Auffindung der fruchtbaren Prinzipien, auf denen der Fortschritt der künftigen Wissenschaft ruhen sollte. Darum spielte die einzige Form wissenschaftlicher Polemik, die sich auch jetzt gelegentlich selbst in den exakten Gebieten erregter gestalten kann, damals eine ungleich bedeutsamere Rolle als heute. Das war der Streit um die Priorität großer Entdeckungen und Erfindungen, der oft nicht bloß die Nächstbeteiligten, sondern einen großen Teil der gebildeten Welt in seine Kreise zog. Unter den vielumstrittenen Entdeckungen des Jahrhunderts standen aber in erster Linie die beiden, die den Namen des deutschen Philosophen mehr als alle seine sonstigen Leistungen unsterblich gemacht haben: die Differentialrechnung und das Gesetz der Erhaltung der Kraft. Die Differentialrechnung war das mächtige Werkzeug des mathematischen Denkens, mit dem für uns ein neues Zeitalter der Mathematik beginnt, an das fast alle ihre seither gemachten Fortschritte direkt oder indirekt geknüpft sind. Das Gesetz der Erhaltung der Kraft, oder, wie man es jetzt häufiger zu nennen pflegt, der Konstanz der Energie, ist das Prinzip, in welchem die Naturwissenschaft nach langem Suchen endlich das universelle Axiom gefunden hat, das die gesamte Gesetzmäßigkeit der Natur zur Einheit verbindet.

Um diese beiden Entdeckungen, die in den folgenden Jahrhunderten die Entwicklung der Naturwissenschaft bestimmten, entspann sich aber ein Streit, der erst lange nach Leibniz' Tode endgültig geschlichtet worden ist. Vor allem wurde die Differentialrechnung zum Gegenstand eines mit steigender Erbitterung geführten Kampfes zwischen Leibniz und seinem größten Zeitgenossen, Isaak Newton. Immerhin war Leibniz anfänglich bereit, Newton sein selbständiges Verdienst zuzugestehen. Anders die Engländer, die Leibniz ohne weiteres des Plagiats beschuldigten, worauf dann auch er auf die Mängel des Newtonschen

Digitized by Google

Verfahrens hinwies, die es zu fruchtbaren Anwendungen wenig brauchbar machten. Die Nachwelt hat durch die fernere Entwicklung der Differentialrechnung in diesem Streit das Urteil gesprochen: beide Männer sind offenbar unabhängig zu der Idee der neuen Methode gelangt, Leibniz aber hat ihr die Form gegeben, in der sie für die ganze weitere Entwicklung maßgebend geworden ist. Beide sind, wie wir das Verhältnis wohl ausdrücken können, die Entdecker des neuen Rechnungsprinzips, Leibniz aber ist der alleinige Erfinder seiner brauchbaren Anwendungen. Gleichwohl hat die englische Gelehrtenwelt zum Teil bis zum heutigen Tag an der alleinigen Urheberschaft ihres großen Landsmannes festgehalten, und ihr Kampf gegen Leibniz bildete so, unterstützt durch den Gegensatz der philosophischen Anschauungen, eine eigentümliche Signatur dieser Zeit. Hier wirkte er aber nun verhängnisvoll auf die Stellung zurück, die dieser an dem Hofe einnahm, dem seit vielen Jahren seine politische Arbeit gewidmet war. Der Geist der englischen Gesellschaft hatte an diesem Hofe bereits die Herrschaft gewonnen, noch bevor der Kurfürst Georg Ludwig den englischen Thron bestieg. Er übertrug sich auf diesen Fürsten, der, uneingedenk der Verdienste, die sich Leibniz um sein Haus erworben, diesen seine Mißgunst fühlen ließ. Obgleich der erste englische König aus dem Hause Hannover bekanntlich sein Leben lang kein Wort Englisch verstand und natürlich von der Bedeutung des Streits zwischen dem deutschen und dem englischen Gelehrten keine Ahnung besaß, begann er den Mann, dessen geistiges Uebergewicht ihm unheimlich sein mochte, nach der Weise beschränkter Köpfe systematisch zu quälen. Neidisch auf dessen vielseitige Tätigkeit außerhalb Hannovers, verbot er ihm zuerst, ohne seine Erlaubnis die Stadt zu verlassen, und als Leibniz dieses Verbot als gänzlich außerhalb der von ihm eingegangenen Verpflichtungen zurückwies, erließ er bei der nächsten Gelegenheit eine Aufforderung in den Zeitungen, in der er demjenigen eine Belohnung aussetzte, der ihm über dessen Aufenthaltsort Auskunft geben könne.

Glimpflicher erging es Leibniz mit der zweiten großen Entdeckung, die seinen Namen unsterblich machen sollte, mit dem Gesetz der Erhaltung der Kraft. Aber auch sie wurde ihm eine Quelle des Kampfes und der Anfeindung, die seine letzten Jahre trübte. Zu dem Gedanken, von dem seine Arbeiten über dieses Gesetz ausgingen, hatte Descartes, der große französische Mathematiker und Philosoph, den ersten Anstoß gegeben, indem er in seiner Naturphilosophie von der Hypothese ausging, Gott habe der Materie bei der Schöpfung die gesamte Summe der Bewegungen mitgeteilt, die sich dann in ihr ins Unbegrenzte in gleicher Größe erhalte. Der Nachweis, daß dieses Erhaltungsprinzip irrig sei und mit den fundamentalsten Gesetzen der Mechanik, aber auch mit den der unmittelbaren Anschauung zu entnehmenden Wechselbeziehungen der Bewegungen der Materie in Widerspruch stehe, gehörte zu den frühesten Ergebnissen, zu denen Leibniz seine physikalischen Studien geführt hatten. Zugleich drängte sich ihm aber auch bei dieser Kritik der Cartesianischen Hypothese die Ueberzeugung auf, daß zwar nicht die Bewegungen der materiellen Teile selbst, die sich bald

Digitized by Google

verbinden, bald in ihrem wechselnden Spiel einander hemmen können, wohl aber die Kräfte, die hinter diesen Bewegungen stehen, konstant seien, wobei jedoch diese Kräfte teils als aktuelle oder lebendige, wie sie Leibniz nannte, in Bewegung sich äußerten, teils als bloß potentielle, tote nach seiner Bezeichnung, in einem bloßen Streben nach Bewegung bestehen, so daß erst die Summe dieser beiden fortwährend ineinander übergehenden Formen der Kraft erhalten bleibt. Dieses Leibnizsche Prinzip ist nun in der Tat als das wahre Erhaltungsprinzip, das die heutige Naturwissenschaft kennt, seit den von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an in reicher Fülle gewonnenen empirischen Bestätigungen als das bis dahin und wahrscheinlich auch für die Zukunft universellste Naturgesetz stehengeblieben. Doch es hat zwei Jahrhunderte gedauert, bis es als solches allgemein anerkannt wurde. In der Zwischenzeit ging den Physikern merkwürdigerweise die Einsicht in seine Bedeutung verloren, die doch Leibniz schon in voller Klarheit besessen hatte. Man betrachtete es als ein reines Maßprinzip, nach welchem verschiedene Naturkräfte, mögen diese nun in ursächlichen Beziehungen zueinander stehen oder nicht, ihrer numerischen Größe nach verglichen werden könnten. Als ein solches könne aber auch, meinten die Physiker jener Tage, unter entsprechend veränderten Voraussetzungen das Cartesianische Prinzip gelten. Ob man daher dem einen oder dem andern den Vorzug gebe, sei lediglich eine Frage der praktischen Zweckmäßigkeit. In beiden sah man mathematische Formeln, die nebeneinander bestehen konnten, nicht Naturgesetze, die einander ausschlossen und von denen tatsächlich nur das Leibnizsche richtig war. Aber indem sich so dieser realen physikalischen Bedeutung des Gesetzes jene formale mathematische unterschob, entspann sich nun ein Streit zwischen Leibniz und den Cartesianern, der, ähnlich wie der um die Erfindung der Differentialrechnung, wenn auch nicht in so schroffer Weise geführt, immerhin zugleich zu einem Nationalstreit geworden ist. In Frankreich stellte man sich durchweg auf die Seite Descartes', in dem von nationaler Parteinahme freieren Deutschland bald auf die eine, bald auf die andre Seite. Noch Kant hat in der frühesten seiner Schriften diese vermittelnde Richtung vertreten. So war es weniger die Gegnerschaft gegen die Originalität seiner Entdeckung, als die völlige Mißkennung ihrer Bedeutung und Tragweite, die hier die letzten Jahre des Philosophen verdüsterte. In Frankreich verband sich überdies mit der Parteinahme für den Mathematiker Descartes auch noch die andre für die aus seinem System hervorgegangene materialistische Naturphilosophie, während man in der Leibnizschen meist nur eine verkappte Theologie sah.

Trotzdem erhob sich in seinem eignen Vaterlande gerade von theologischer Seite mehr und mehr die öffentliche Meinung gegen ihn. Hier hatten sich zwar unter Führung des später berühmtesten Universitätslehrers Christian Wolff die Anfänge einer Leibnizschen Schule zu bilden begonnen. Aber in weitere Kreise war sein Ruf als Mathematiker und Philosoph kaum gedrungen. Auch seine juristischen und politischen Schriften entzogen sich schon durch ihr gelehrtes Ge-

Digitized by Google

wand einer breiteren Oeffentlichkeit. Man sah in ihm vor allem den Mann, der an der Spitze jener nach dem großen Religionskrieg verbreiteten Unionsbestrebungen stand, die zuerst auf die Wiederbeseitigung der aus der Reformation hervorgegangenen Kirchenspaltung und dann, als die Aussichten auf die Verwirklichung dieses Planes scheiterten, auf die Einigung der protestantischen Konfessionen gerichtet waren. Innerhalb beider Bewegungen war Leibniz der unermüdliche geistige Führer, der durch einen über sein ganzes Leben sich erstreckenden, mit Männern der verschiedensten Bekenntnisse unterhaltenen Verkehr an dem Zustandekommen dieser Bestrebungen in dem ihm eignen versöhnenden Geiste gearbeitet hat. Doch es erging ihm hier, wie es den Vermittlern so manchmal ergeht. Die religiösen Parteien zu versöhnen gelang ihm nicht. Wohl aber wandten sich, als die Gegensätze in beiden Fällen durch einen immer erbitterter werdenden Kampf sich verschärften, beide gegen ihn. Die Katholiken sahen in ihm den Protestanten, der sie durch diplomatische Künste ihrem Glauben untreu machen wollte, den Protestanten wurde er durch seinen Verkehr mit den katholischen Theologen, besonders den Jesuiten, verdächtig. So begann man ihn von beiden Seiten für einen Mann zu halten, der selbst überhaupt keinen Glauben habe und die Religion nur zu politischen Zwecken gebrauchen wolle. Den Namen Leibniz übersetzte der hannöversche Volkswitz in „Glöbt nit“. So eben kam es, daß an dem Sarge des Mannes, der die „Theodizee“, dieses religiöse Erbauungsbuch weiter Kreise der Gebildeten, geschrieben hatte, der Geistliche fehlte.

Noch war es aber eine andre Seite seiner öffentlichen Tätigkeit, diejenige, die seine Bestrebungen unserm heutigen Denken vielleicht am nächsten bringt, die ihm nicht im Volke, das den politischen Fragen gleichgültig gegenüberstand, wohl aber unter den Politikern und Rechtsgelehrten zahlreiche Feinde erstehen ließ. Er befürwortete in dieser Zeit der Alleinherrschaft des römischen Rechts die Heranziehung der alten, vom Geiste germanischer Sitte getragenen Rechtsbücher. Zugleich wandte er sich gegen die Egoismusmoral und die auf sie gegründete Staatslehre seines größten juristischen Zeitgenossen, Samuel Pufendorf. Wie dieser mit den englischen und französischen Philosophen den Staat auf die Rechte des Individuums, so gründete Leibniz diesen in seinem Völkerrecht auf die Pflichten des Einzelnen gegenüber der ihm übergeordneten Gemeinschaft. Hier entsprang jene Ethik der Pflicht, die, im Gegensatz zu den sonst vielfach verfälschten und mißverstandenen Lehren, in die das achtzehnte Jahrhundert Leibnizsche Gedanken umwandelte, als deren wertvollster Kern erhalten geblieben ist und, wie man wohl sagen darf, von da an den am meisten bezeichnenden Gegensatz des deutschen Denkens gegenüber dem der westeuropäischen Nationen gebildet hat. Von diesem Geiste der Pflichtmoral, die er in dem bedeutendsten seiner juristischen Werke, dem „Kodex des Völkerrechts“, mit den Forderungen der Religion und der Humanität in engste Verbindung bringt, sind auch die Gedanken getragen, von denen aus er den deutschen Staat und seine Zukunft beurteilt. Er hat diese Gedanken nicht in einem besonderen Werke niedergelegt,

Digitized by Google

aber sie schimmern überall durch, wo er in seinen politischen Schriften auf Verfassungsfragen zurückkommt. Vor allem bezeichnend ist hier seine unter dem Pseudonym „Caesarinus Fuerstenerius“ veröffentlichte Staatsschrift. Hinter den heute längst obsolet gewordenen Erörterungen über das Gesandtschaftsrecht der deutschen Fürsten, die die äußere Veranlassung dieser Arbeit bildeten, steht überall die Frage nach dem Wesen der deutschen Verfassung und der Zukunft des Deutschen Reichs. Pufendorf hatte in einer weitverbreiteten, ebenfalls pseudonymen Schrift dieses eine „politische Mißgeburt“ genannt. Seine völlige Zertrümmerung in eine große Zahl souveräner Kleinstaaten galt ihm nur als eine Frage der Zeit, während er sich überdies mit zynischer Offenheit zu dem „ubi bene ibi patria“ (wo es dem Einzelnen gut geht, da ist sein Vaterland) bekannte. In Leibniz lebte der Gedanke des Nationalstaats. Wie er der deutschen Sprache vor andern die hervorragende Fähigkeit eines reichen und dabei streng sachlichen Gedankenausdrucks zuschrieb, so erblickte er in der Verfassung des Deutschen Reichs trotz mancher mit der Zeit eingetretenen Mängel Vorzüge, durch die es dem doppelten Beruf des Staates, der Sicherung der Gemeinschaft nach außen und der Pflege der Kulturgüter im Inneren, am besten entspreche. Ebendarum stehen nach ihm die oberste Souveränität des Kaisers und die partikulare der Reichsfürsten nicht miteinander im Widerstreit. Jene entspricht der Einheit nach außen, diese der Autonomie der Einzelgebiete je nach ihren besonderen Bedürfnissen. Damit beide zusammen bestehen können, dazu sei freilich vor allem die Einigkeit der deutschen Fürsten erforderlich. Den zwingenden Grund zu solcher Einigkeit bilde aber der Umstand, daß das Deutsche Reich einem Lande benachbart sei, das von einem eroberungssüchtigen Fürsten regiert und von einer unruhigen Bevölkerung bewohnt werde: Frankreich. Hier wird diese Denkschrift über die Verfassung des Deutschen Reichs durch eine spätere ergänzt, die schon dadurch unter seinen politischen Schriften eine Art Ausnahmestellung einnimmt, daß er sie nicht im Auftrag einer Regierung, sondern ganz aus eignem Drang verfaßt und nicht anonym oder pseudonym herausgegeben, sondern mit seinem vollen Namen gezeichnet hat. Sie ist direkt gegen Ludwig XIV. gerichtet und sie ist die einzige, in der er den sonst ruhigen Ton sachlicher Betrachtung mit der Sprache bitterer Ironie vertauscht. Diese Ironie verwandelt sich in patriotische Empörung, wo sie sich gegen die Anhänger wendet, die der Eroberer Lothringens, der Räuber der alten deutschen Stadt Straßburg, selbst in Deutschland gefunden hatte. „Mars christianissimus“ hat Leibniz diese Schrift genannt. Der Doppeltitel soll andeuten, daß dieser König sich wie einen Gott verehren läßt, während er sich zugleich den Namen des allerchristlichsten beilegt. In der Tat gleicht er durch die Kriege, mit denen er fortwährend die Welt überzieht, dem heidnischen Gott Mars, aber, da er den Mars ins Christliche übersetzt, führt er diese Kriege nicht selbst, sondern läßt sie seine Generale führen. Er bleibt ruhig in Paris, um sich von den Parisern Triumphbögen für die Siege errichten zu lassen, die andre gewonnen haben. Gewiß ist dieser Spott, wenn man nur die Rolle des allerchristlichsten Königs anders

Digitized by Google

besetzt denkt, heute noch treffend, und daß schon Leibniz die Gefahr, die der Charakter des französischen Volkes für seine Nachbarländer mit sich bringt, richtig erkannte, hat ja die seitherige Geschichte genugsam bestätigt. Dagegen hat ihn wohl jener Optimismus, der seine Philosophie erfüllt und von dem auch seine politischen Anschauungen nicht frei sind, über den hoffnungslosen Zustand des Deutschen Reichs in seiner eignen Zeit hinweggetäuscht. Hier war sein Gegner Pufendorf, der den völligen Zerfall dieses morschen Staatsgebildes voraussagte, der bessere Prophet. Dennoch, für die fernere Zukunft des deutschen Staates bewährte Leibniz den tiefer dringenden Blick des größeren Staatsmannes. Freilich, wenn er in dem damaligen Deutschen Reich, trotz der Mängel, denen er sein Auge nicht verschloß, den Bundesstaat sah, den er schildert, so irrte er. Ein solcher Bundesstaat war weder das alte römische Reich deutscher Nation gewesen, noch glich ihm das lose Konglomerat weltlicher und geistlicher Fürstentümer, zu dem zu Leibniz Zeit dieses Reich geworden war. Wohl aber glich das Bild, das er entwarf, abgesehen natürlich von dem, was die moderne konstitutionelle Entwicklung hinzugebracht, in allem wesentlichen dem neuen Reich deutscher Nation, in dem wir heute leben und um dessen Dasein wir heute gegen alte und neue Feinde kämpfen. Es ist der Bundesstaat mit der von seinen absolutistischen Zeitgenossen verspotteten doppelten Souveränität, durch die Einigkeit der Fürsten und Völker nach außen stark, durch die innere Autonomie der Einzelstaaten der Pflege vornehmlich der geistigen Kulturgüter zugewandt, den er in seinem Geiste voraussah. So dürfen wir denn an seinem zweihundertjährigen Todestage seiner nicht bloß als des Forschers gedenken, der in einer fast alle Gebiete menschlichen Wissens umfassenden Gedankenarbeit bahnbrechend gewirkt und der deutschen Philosophie der folgenden Jahrhunderte ihre Richtung gegeben hat, sondern der zugleich der erste gewesen ist, der das wiedergeborene Deutsche Reich so, wie wir es heute besitzen und wie es hoffentlich gefestigt für alle Zukunft aus diesem Kriege hervorgehen soll, prophetisch in seinem Geiste geschaut hat.

Digitized by Google

Bismarck und Kardorff

Neue Mitteilungen aus dem Nachlaß Wilhelm v. Kardorffs

Von

Friedrich Thimme

III.

Die nahen Beziehungen, in die Kardorff seit der Mitte der siebziger Jahre zu Bismarck getreten war, haben auch das ganze Jahrzehnt von 1880—1890, bis zu der Entlassung des Kanzlers angedauert. Nicht daß die persönlichen Begegnungen, die sich in der Zeit der Bekehrung Bismarcks zur Schutzzollpolitik so gehäuft hatten, jahraus, jahrein gleich zahlreich geblieben wären; der große Staatsmann hat bekanntlich seine Beziehungen zu ganzen Parteien wie zu einzelnen Abgeordneten nur in dem Maße gepflegt, als er sie zu Spiel und Gegenspiel gebrauchte. Kardorffs Unterstützung durfte er sich, zumal in allen Fragen von nationaler Bedeutung, auch ohne besondere Rücksprache gewiß halten. So stand es freilich zu keiner Zeit, daß Kardorff sich dem Kanzler unbedingt verschrieben hätte; nicht selten hat auch er, der Getreuesten einer, ihm die Gefolgschaft versagt, so wenn Bismarck 1881 in der Frage der zweijährigen Budgetperioden oder in der des Zollanschlusses Altonas das Budgetrecht des Reichstags antastete, so 1882 bei dem Tabakmonopol. Auch in der Frage des Branntweinmonopols (1886) ging Kardorff nicht mit Bismarck; doch suchte er wenigstens durchzusetzen, daß die in der Kommission zum großen Verdruß des Kanzlers nur ganz oberflächlich beratene Vorlage noch einmal dahin zurückverwiesen werde. Aber auch wenn Kardorff sich in Einzelfragen von der Politik des Kanzlers entfernte, so blieb er doch stets beflissen, nicht bloß selbst das Vertrauen zu Bismarck festzuhalten, sondern auch um Vertrauen für seine guten Absichten, um Respekt für seine gewaltige Größe zu werben. „Glauben Sie wirklich," so rief er den Gegnern des Kanzlers bei der Beratung über das Tabakmonopol am 27. März 1886 zu, „daß in Deutschland jemals eine Gewalt bestehen könnte, die ein gleiches Maß von allseitigem Vertrauen genösse, wie es der Herr Reichskanzler alle die Jahre hindurch genossen hat und noch heute genießt? Meine Herren, das sage ich trotz aller Anfeindungen, die Sie dem Herrn Reichskanzler zuteil werden lassen: im ganzen deutschen Volke lebt das unvertilgbare Vertrauen zu dem Herrn Reichskanzler und der Energie des Herrn Reichskanzlers, lebt das Vertrauen darauf, daß er das Beste will, daß er allen Ständen gerecht werden will." Unzähligemal ist Kardorff für Bismarck in dessen scharfen Kämpfen mit einem Eugen Richter, einem Ludwig Windthorst als ein geschickter und tapferer Sekundant eingesprungen. Als ein bezeichnendes Beispiel sei noch an Kardorffs Rede vom 7. Mai 1883 erinnert, in der er den Angriffen Richters auf die exzeptionelle Stellung Bismarcks

Digitized by Google

energisch entgegentrat. „Bei einer ruhigen, nüchternen Betrachtung," so führte er u. a. aus, „werden wir uns sagen müssen, daß diese exzeptionelle Stellung des Deutschen Reichskanzlers einmal hervorgeht aus den gewaltigen Leistungen des Fürsten Bismarck für unser deutsches Vaterland, zweitens aus der hervorragenden Natur des Mannes, eines Staatsmannes, wie er oft in Jahrhunderten einer Nation nur einmal geschenkt wird, und endlich, und nicht zum letzten aus der komplizierten Natur unserer Verfassungsverhältnisse, die wieder das notwendige Produkt der Tatsache ist, daß wir keinen Einheitsstaat bilden, sondern einen Bundesstaat." Und wenn Eugen Richter dem Kanzler mit besonderer Vorliebe die Abhängigkeit zum Vorwurf machte, in der sich eigentlich alle Minister von ihm befänden, so wußte Kardorff auch diesen Hieb gleich vielen anderen gut zu parieren. „Ich habe bereits hervorgehoben, wie das einmal aus der gewaltigen Natur des Mannes hervorgeht; sie wird vielleicht einem Nachfolger niemals wieder zu Gebote stehen. Aber eins liegt doch auch in den Zuständen, die der Herr Reichskanzler ins Leben gerufen hat, was der konstitutionellen Theorie völlig entspricht: das ist eine einheitliche Leitung des Staatsministeriums. Wollen Sie denn etwa frühere Zustände zurückwünschen, in welchen jeder Minister in seinem Ressort unter Umständen seine eigene Politik befolgte, oder wo die Minister blieben, trotzdem sie mit der Gesamtpolitik des Ministeriums nicht einverstanden waren." Kardorff hat hier, wie heute wohl allgemein zugegeben werden wird, den Nagel auf den Kopf getroffen: gerade die Einheitlichkeit des Staatsministeriums, die wir seit Bismarcks Abgang so oft und so schmerzlich vermissen mußten, bildet eines der stärksten Kriterien für die alles überragende Größe Bismarcks; an diesem Beispiel vornehmlich wird auch die Zukunft den staatsmännischen Rang seiner Nachfolger zu messen haben.

Besondere Verdienste hat sich Kardorff um die Durchbringung der Heeresvorlagen der achtziger Jahre, vor allem des Septennats von 1887 erworben. Im Kartellreichstage, wo ihm die Rolle des einflußreichen Vermittlers zwischen der deutschkonservativen und der nationalliberalen Partei zufiel, hat er mit einer Geschicklichkeit gegen einen Windthorst operiert, die nicht nur dem großen Kanzler, sondern auch Kardorffs altem Gegner, dem Minister a. D. Delbrück, ein Lächeln freudigen Beifalls entlockte. Kardorffs Briefe aus jenen Tagen enthalten manche Stimmungsbilder aus den heißen Kämpfen. Man darf aber aus Kardorffs häufigen Zusammenstößen mit Windthorst nicht schließen, daß er kulturkämpferische Neigungen bewahrt hätte. Mochte er auch bei der großen Auseinandersetzung zwischen Staat und Hierarchie von vornherein auf seiten des Staates stehen, so war diese Kämpfernatur — es liegt ein eigener psychologischer Reiz darin — doch zugleich von der tiefen Wahrheit durchdrungen, daß Friede ernährt, Unfriede verzehrt. Den Abbau der Kulturkampfgesetzgebung hat Kardorff, der freilich nicht Gelegenheit fand, dazu in vorderer Reihe mitzuwirken — er gehörte dem Abgeordnetenhause in den Jahren 1876—1888 nicht an — mit Freuden begrüßt. Er war später einer der ersten, der nicht

Digitized by Google

allein die großen wirtschaftspolitischen Verdienste des Zentrums, sondern auch seinen nationalen Charakter anerkannte; auch dem Verzicht auf den bekannten § 2 des Jesuitengesetzes hat er ja 1903 das Wort geredet. Als 1889 der Geffckenprozeß seinen Widerhall im Reichstage fand, da war Kardorff unbefangen genug, innerlich nicht etwa Bismarck, sondern Windthorst recht zu geben.

Kardorffs eigentliche Domäne blieb auch in dem Jahrzehnt von 1880—1890 die Wirtschaftspolitik. Sein Verdienst war es, daß nach der zweimaligen Ablehnung des Branntweinmonopols das Branntweinsteuergesetz vom Jahre 1887 und fast gleichzeitig das Zuckersteuergesetz aus der parlamentarischen Beratung in einer Form hervorgingen, die auf der einen Seite das landwirtschaftliche Interesse der östlichen Provinzen, auf der anderen die Interessen der kleineren Zuckerfabriken wahrte. Daß Kardorff dem weiteren Ausbau der Zollschutzgesetzgebung seinen Beistand lieh, versteht sich von selbst. Doch muß betont werden, daß er nie ein einseitiger Agrarier gewesen ist; davor bewahrten ihn schon seine nahen Beziehungen zur Industrie. Oft hat Kardorff in seinen Reden in eindringlichster Weise darauf hingewiesen, daß alle Berufsstände und Klassen aufeinander angewiesen seien, und darum nicht ihre Interessen rücksichtslos gegeneinander ausspielen dürften. Auch für die Interessen des Arbeiterstandes hat Kardorff stets ein warmes Herz gehabt. Gewiß war er ganz im Sinne Bismarcks ein scharfer und abgesagter Gegner der Sozialdemokratie. Er hat sich noch 1889 in vollem Einverständnis mit dem Kanzler alle Mühe gegeben, die Verlängerung des Sozialistengesetzes, die lediglich an der konfliktslüsternen Taktik der Konservativen scheiterte, durchzusetzen[1]). Aber Kardorffs Feindschaft gegen die Sozialdemokratie hinderte ihn nicht, jederzeit mit seiner Partei und manches Mal über einen Teil seiner Parteifreunde hinaus für die Besserung der materiellen Lage der Arbeiter und für die Sicherung ihres Loses mit aller Energie einzutreten. Es ist heute fast ganz vergessen, daß die Einführung obligatorischer Alters-, Invaliditäts-, Witwen- und Waisenkassen schon in den Jahren 1878 und 1879 von der Reichspartei, die so einen fruchtbaren Anstoß in der Richtung der großen Sozialgesetzgebung der achtziger Jahre gegeben hat, in präzise formulierten Anträgen gefordert wurde. Bei der Ausgestaltung der Krankenversicherung 1883, der 1882 gescheiterten, dann aber 1884 durchgeführten Unfallversicherung, der Alters- und Invalidenversicherung von 1889 hat Kardorff nach Kräften mitgewirkt. Zu großen oratorischen Leistungen erhob er sich namentlich bei der Beratung der Alters- und Invalidenversicherung. Seine Rede vom 18. Mai 1889 ist auch insofern bemerkenswert, als ja Bismarck das Stichwort zu der letzten Rede gegeben hat, die er im Reichstag gehalten hat, und die gleichsam zu einem Vermächtnis des eisernen Kanzlers an die konservativen Parteien geworden ist. Kardorff hatte in seiner Rede darauf hingewiesen: daß die Grundlagen der Gesetzes-

[1]) Vgl. Kardorffs Brief vom 8. Dezember 1889 und das dazu in den Anmerkungen Gesagte.

Digitized by Google

vorlage wirklich gute seien, das gehe schon aus der Gegnerschaft des Gesetzes — es handelte sich um die Parteien, die man einst als antinational bezeichnen durfte — hervor. Daran knüpfte Bismarck an, um den Konservativen, von denen ein Teil der Alters- und Invalidenversicherung heftig widerstrebte, den Spruch des Dichters entgegenzuhalten: „Es tut mir lang schon weh, daß ich dich in der Gesellschaft seh." Damals war es, daß Bismarck angesichts des konservativen Widerstands mit allem Nachdruck betonte, daß er eine solche Opposition gegenüber einer Frage, welche die Gesamtheit des Reiches bis in ihre innersten Tiefen berühre, mit der Aufgabe der konservativen Partei nicht verträglich finde. Damals hat Bismarck für immer den Grundsatz festgelegt, daß bei Fragen von dieser Bedeutung keinerlei persönliche oder Parteiinteressen maßgebend sein dürften, sondern einzig und allein die großen Reichsinteressen, die nationalen, die christlichen Interessen. Bei Kardorff bedurfte es eines solchen Appells nicht, seine Auffassung deckte sich hier völlig mit der des Kanzlers. Er hat es ausdrücklich bei dieser Gelegenheit abgelehnt, solche Fragen vom Standpunkt des Parteiinteresses zu betrachten. „Meine Herren, diese Frage ist für mich keine Wahlfrage, die steht für mich zu hoch; und wenn wir 20, 30 Wahlkreise verlieren sollten, so behaupte ich, es muß das Gesetz gemacht werden."[1]) Er blieb damit nur getreu jener ersten programmatischen Kundgebung der freikonservativen Partei vom 27. Oktober 1867, die jede Unterordnung der vaterländischen Interessen unter die Sonderinteressen der Parteiung grundsätzlich verwarf. Der Gleichklang zwischen Bismarck und Kardorff hat in den Reden vom 18. Mai 1889 einen neuen Höhepunkt erreicht.

Nicht als ein Parteiinteresse, sondern als ein nationales und soziales Interesse von höchster Bedeutung betrachtete Kardorff auch jene Frage, der er einen guten Teil seines Lebens gewidmet und für die er mit allen Kräften auch den Fürsten Bismarck zu gewinnen gesucht hat: Die Währungsfrage. Ueber Bismarcks Stellung zu dem schwierigen und verwickelten Problem der Währungsfrage ist bisher nur wenig bekannt geworden. In öffentlicher Rede hat er sich nur einmal, ungern genug, geäußert, als er in der Reichstagssitzung vom 19. Juni 1879 die wegen der Einstellung der Silberverkäufe eingebrachte Interpellation seines ehemaligen Kollegen Delbrück beantwortete. Damals trat er der Befürchtung entgegen, als ob die Regierung mit der Einstellung der Silberverkäufe, die ihren Grund in der großen Entwertung des Silbers hatte, eine Aenderung in der Münzverfassung Deutschlands[2]) beabsichtige. Aber ob

[1]) Angesichts des Umstandes, daß sich bei den neuerlichen Abstimmungen des Reichstages die konservative Partei wiederholt ausgerechnet mit der „Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft" zusammenfand, ist die Reminiszenz nicht ohne Reiz, daß Bismarck am 18. Mai 1889 u. a. sagte: „Es liegt ja sehr nahe — les extrêmes se touchent —, daß Hyperkonservative — ich habe das oft in meinem Leben schon durchgemacht — sich unter Umständen, wenn sie zornig werden, im politischen Effekt von den Sozialdemokraten nur mäßig unterscheiden."

[2]) Bekanntlich war durch das Gesetz vom 9. Juli 1873 in Deutschland die Reichswährung mit dem Ziele der reinen Goldwährung eingeführt. Zu ihrer Durchführung

Digitized by Google

er nun auch die auf die reine Goldwährung hinsteuernde Reichswährung für die richtige halte, darüber ließ sich Bismarck mit keinem Worte aus. Ein aufmerksamer Leser der Rede wird aus der hypothetischen Fragestellung des Kanzlers, ob ein näheres Studium der Frage, ein Anhören von Sachverständigen, eine Prüfung der Auffassung derjenigen Regierungen, die anderer Meinungen darüber seien wie die deutsche, nicht zu einer veränderten Ueberzeugung führen könne, einen Zweifel an der Goldwährung und ihrem Bestande herausfühlen. Daß in der Tat solche Zweifel Bismarck nicht fremd waren, hat der Staatssekretär des Reichsschatzamtes, spätere preußische Finanzminister v. Scholz, in einer Erklärung, die er namens des Kanzlers in der Reichstagssitzung vom 10. März 1881 abgab, offen zugestanden. Bismarcks Zweifel liefen darauf hinaus, ob auch der in der ganzen Welt vorhandene Goldbestand in Wirklichkeit ausreichend sei, um die Goldwährung überall zur vollen Durchführung gelangen zu lassen. Er war der Ansicht, daß man „allerdings einem allmählich zunehmenden, stärker hervortretenden und sich stärker geltend machenden Goldmangel wohl ins Auge zu sehen habe, daß die Folgen davon aber für alle Beteiligten, auch für ein Land, welches sich mehr oder weniger schon im Besitz von Goldmengen befinde, in der schlimmsten Weise sich geltend machen müßten". Bismarck hielt sich weiterhin nach Scholz' Worten überzeugt, daß „theoretische Erwägungen und wissenschaftliche Berechnungen der angedeuteten Sorge gegenüber absolut keinen Schutz gewähren. Nach den Erfahrungen, die man in dieser Beziehung auf dem engen Raum von Deutschland allein gemacht habe, wo man sich über den Silbermünzumlauf so außerordentlich habe täuschen können, daß man dessen Umfang beim Uebergang zur Goldwährung auf etwa 700 bis 800 Millionen Mark geschätzt habe, während man heute, nachdem so viel von dem groben Kurantsilber eingezogen ist, sich zu einer Schätzung jenes Umlaufs auf zirka $1^1/_2$ Milliarden Mark genötigt sehe, nach der Erfahrung, sage ich, daß eine solche Täuschung habe stattfinden können auf diesem kleinen begrenzten Gebiete, sei es noch viel weniger möglich, sich zu beruhigen bei der theoretisch freilich vielfach vertretenen Behauptung, daß ein Goldmangel nicht zu besorgen sei". Aus allen diesen Gründen ergab sich für Bismarck das Fazit, daß in der ganzen Frage das Non liquet zur Zeit noch so stark sei, daß es nicht rätlich wäre, jetzt irgendeinen entscheidenden Schritt zu unternehmen, weil man nicht wissen könnte, ob man ihn nicht demnächst zu bereuen haben würde.[1])

Den gleichen Standpunkt des Abwartens hat Bismarck auch später in der Währungsfrage festgehalten. Er wandte mit Vorliebe auf sie im Gespräche das Gleichnis des Sumpfes an, aus dem man nicht wieder herauskäme, bis ein Ortskundiger komme und einem Bescheid sage, ob man rechts oder

---

dienten starke Silberverkäufe auf dem Londoner Markt, in deren Verfolg aber der Preis des Silbers so sehr sank, daß die Verkäufe eingestellt werden mußten.

[1]) Sten. Ber. 1881. I, 251 f.

Digitized by Google

links gehen solle.[1]) Mit köstlicher Ironie fertigte der Kanzler einen amerikanischen Mr. Mackay ab, der im Jahre 1885 bis nach Friedrichsruh vordrang, um den großen Staatsmann wegen seiner Stellung zum Bimetallismus auszufragen. Die Antwort lautete: „Daß der Fürst in Friedrichsruh, wo er das gesamte Terrain genau kenne, allenthalben mit größter Ruhe und Sicherheit der Bekassinenjagd nachgehe; anders verhielte sich das bei den ausgedehnten im Bereich seiner Besitzungen in Varzin liegenden Sumpfstrecken. Da sei die größte Vorsicht geboten, und man dürfe keinen Schritt weiter tun, ohne sich vergewissert zu haben, daß der scheinbar sichere Boden den Jäger auch trage.“[2]) Weniger zugeknöpft äußerte sich Bismarck im Gespräch mit bimetallistisch gesinnten Abgeordneten, wie Graf Mirbach und v. Schalscha; immer aber betonte er von neuem, daß er die Verantwortung für die unübersehbaren Komplikationen, die Deutschland aus einer Rückkehr zur Doppelwährung erwachsen würden, als leitender Staatsmann nicht übernehmen wolle und könne.[3]) In dieser Auffassung wurde Bismarck von der großen Mehrzahl seiner amtlichen Berater bestärkt, vor allem von dem Finanzminister v. Scholz, der mit der Zeit sich immer mehr zu einem ausgeprägten Gegner der Doppelwährung entwickelte. Später, als Bismarck der Bürde des Amtes und der Verantwortung entledigt war, hat er es in einem Schreiben vom 24. August 1896 an den Gouverneur von Texas, Charles A. Culberson, offen eingestanden: „Ich habe stets Vorliebe für Doppelwährung gehabt, ohne als ich im Amte war, den Sachverständigen gegenüber mich für unfehlbar zu halten. Ich glaube noch heute, daß es sich empfiehlt, das Einverständnis der am Weltverkehr vorzugsweise beteiligten Staaten in der Richtung der Doppelwährung zu erstreben.“

Auf Bismarcks stille Hinneigung zur Doppelwährung hat aber, das ersehen wir jetzt aus Kardorffs Briefen an seine Gemahlin, niemand so sehr eingewirkt als dieser. Kardorff hat sich jahrelang einem ernsten Studium der Münz- und Währungsfragen hingegeben, ehe er zum erstenmal dazu in der Reichstagssitzung vom 26. Februar 1878 das Wort ergriff. Er äußerte sich zunächst sehr zurückhaltend; der ausweichenden Erklärung Bismarcks vom 19. Juni 1879 zollte er noch vollen Beifall. Allmählich aber rang er sich zum entschiedenen Anhänger der Doppelwährung hindurch, der von der „Remonetisierung“ des Silbers die dauernde Hebung des Notstandes der Landwirtschaft und darüber hinaus selbst die Lösung der sozialen Frage erwartete. Mit dem ganzen Ungestüm seines feurigen Temperaments suchte er den in langer Arbeit gewonnenen Erkenntnissen den Boden in Deutschland zu bereiten. Wie einst an die Spitze des „Zentralverbandes deutscher Industrieller“, so trat er jetzt an die Spitze eines „Vereins für internationale Doppelwährung“, der eine lebhafte Propaganda für den Bimetallismus entfaltete. Die Bewegung ergriff in der Tat bald weitere Kreise;

---

[1]) Vgl. v. Poschinger, Fürst Bismarck und die Parlamentarier I, 185 f.
[2]) Das. I, 237 f.
[3]) Siehe Poschinger a. a. O. I, 236 ff., III, 153, 168 f., 189.

Digitized by Google

dem Reichstage von 1885 lagen schon nicht weniger als 440 Petitionen meist von landwirtschaftlichen Vereinen vor, die die Regierung aufforderten, auf das Zustandekommen der vertragsmäßigen Doppelwährung hinzuwirken. Kardorffs Augenmerk war und blieb natürlich in erster Linie darauf gerichtet, Fürst Bismarck für seine Auffassung zu gewinnen. Er sprach es am 10. Februar 1886 im Reichstage ganz offen aus: „Worauf es ganz allein ankommt, das ist das, wie wird sich der Herr Reichskanzler zu dieser Frage stellen? Darauf kommt es ganz allein an, denn er ist der einzige Mann in der ganzen Welt, der diese Frage zur Lösung bringen kann vermöge seiner Autorität. Wir geben die Hoffnung nicht auf. Wir haben auch gesehen, daß er die Zoll- und Handelspolitik lange den Herren Camphausen, Delbrück usw. überlassen hat; wir sehen jetzt, daß er die Regelung des Münzwesens andern Herren überläßt und sagt, das sind Dinge, um die ich mich nicht kümmern kann und die mich abziehen von meinen sonstigen Geschäften, so daß ich das anderen Herren überlassen muß. Ich glaube, daß er diesen Standpunkt nicht wird aufrechterhalten können gegenüber dem Notschrei des Landes, und ich wünsche den Moment schnell herbei, wo der Herr Reichskanzler auch in diese Frage mit seiner mächtigen Hand eingreift."[1])

Kardorffs immer von neuem einsetzende Bemühungen, Bismarck für die Sache des Bimetallismus zu gewinnen, sind diesem ja sichtlich nicht immer bequem gewesen. Es kam vor, daß der Kanzler eine schriftliche Bitte Kardorffs um eine Unterredung in der Währungsfrage abschlug und ihn an den Reichsschatzsekretär Scholz verwies.[2]) Es kam ein andermal vor, daß er einen Brief Kardorffs, der darüber Klage geführt haben soll, daß in den Räumen des Reichsschatzamts, obwohl die Camphausen und Delbrück abgegangen seien, noch der Geist Bambergers, d. h. öden Manchestertums herrsche, dem Reichsschatzsekretär zufertigen ließ.[3]) Aber allmählich schenkte Bismarck doch dem Wortführer des Bimetallismus in steigendem Maße Gehör. Es fehlte der Bewegung auch nicht an mancherlei Erfolgen. Ein Erfolg war es schon, daß die deutsche Reichsregierung die internationale Pariser Münzkonferenz vom Jahre 1881 beschicken und hier erklären ließ: „Wir erkennen ohne Rückhalt an, daß eine Wiederherstellung des Silberwertes wünschenswert ist und erreicht werden könnte durch die Wiederaufnahme der Silberprägungen in einer Anzahl der bevölkertsten auf dieser Konferenz vertretenen Staaten, die zu diesem Zweck ein festes Wertver-

[1]) Sten. Ber. II, 982. Aehnlich hatte sich Kardorff schon in seiner Rede vom 6. März 1885 geäußert: „Ich habe die feste Ueberzeugung, daß es mir hier ebenso ergeht, wie in dem Kampfe für das protektionistische System. Ich habe auch sechs Jahre lang für das protektionistische System gekämpft, erst allein, dann mit wenigen, dann mit vielen Bundesgenossen, und endlich habe ich die mächtige Unterstützung des Herrn Reichskanzlers erhalten, und so hoffe ich es auch in diesem Kampf. Ich rechne darauf, daß die Unterstützung des mächtigen Staatsmannes, der heute noch die Geschicke der deutschen Nation zu deren Segen leitet, auf die Dauer mir nicht fehlen kann." Sten. Ber. 1884/85, III, 1625.

[2]) Vgl. Kardorffs Reichstagsrede vom 10. Februar 1886. Sten. Ber. II, 997.

[3]) So hat es wenigstens v. Scholz in der Reichstagssitzung vom 10. Februar 1886 erzählt. Kardorff hat jedoch die Richtigkeit der Erzählung bestritten.

Digitized by Google

hältnis zwischen Gold und Silber annehmen würden." Ein Erfolg war es auch, wenn der Reichstag am 11. Februar 1886 eine von Kardorff eingebrachte Resolution, die die Regierung aufforderte, der Währungsfrage erneut die eingehendste Prüfung zuteil werden zu lassen, trotz des erregten Widerspruches des Finanzministers v. Scholz mit 145 gegen 119 Stimmen annahm. Aber wenn die Wünsche der Bimetallisten ursprünglich dahin gegangen waren, daß das Deutsche Reich selbständig zur Doppelwährung zurückkehren möge, so mußten sie doch bald einsehen, daß die einzige Aussicht in einer internationalen Regelung der Währungsfrage liege, und schließlich wurde die ganze Diskussion auf die Frage eines gemeinsamen Vorgehens mit England beschränkt. Zu Anfang 1889 schienen sich zum erstenmal begründete Aussichten auf ein solches gemeinsames Vorgehen zu eröffnen, die Kardorff als „einen ersten Lichtstrahl" begrüßte; und die Art, wie Bismarck, der sich allmählich doch von dem bisherigen Einfluß des Finanzministers v. Scholz freizumachen begann, sich dazu stellte, gewährte verheißungsvolle Ausblicke. Aber die Dinge kamen nach Art internationaler Probleme nur langsam in Fluß, und mit Bismarcks Entlassung im März 1890 war, so darf man sagen, das Schicksal des Bimetallismus endgültig besiegelt.

Kardorffs Briefe an seine Gemahlin aus den Jahren 1880 bis 1890 gewähren ein treues Spiegelbild, wie überhaupt für die weitere Gestaltung seines Verhältnisses zu Bismarck, so für das Steigen seines Einflusses in der Währungsfrage. Die Dinge haben ja heute wesentlich nur ein historisches Interesse. Aber der Weltkrieg hat allen Geld- und Währungsfragen wieder eine erhöhte Bedeutung verliehen, und es ist schon jetzt zu erkennen, daß zwar nicht das alte, so oft und leidenschaftlich erörterte Problem der „Remonetisierung" des Silbers, wohl aber das neue einer Demonetisierung des Goldes in der Zukunft eine große Rolle spielen wird. In keinem Falle durfte bei der Darlegung des Verhältnisses zwischen Bismarck und Kardorff die Währungsfrage übergangen werden.

Ohne Datum, 12. März 1881.

Ich sitze den ganzen Tag in der Budgetkommission und im Plenum und bin schon ganz müde geworden. Um die zweijährigen Budgetperioden abzuwenden, arbeitet nämlich die Kommission mit Dampf, und wir sind in einigen Tagen fertig.[1]) Bei Bismarck war es neulich[2]) sehr hübsch; nach Tisch sagte mir die Fürstin, ich möchte doch noch einigen näheren Bekannten unter den Abgeordneten sagen, sie sollten mit dem Fortgehen zögern und dableiben, da sie und ihre Tochter ins Theater gingen, damit ihr Mann nicht allein bliebe. So blieben denn da: Helldorff,[3]) Graf Kleist,[4]) Bennigsen, Lucius, ich und Putt-

[1]) Dem Reichstage war eine Vorlage betreffend Einführung zweijähriger Etats und Verlängerung der Legislaturperioden zugegangen, die indessen am 28. März in der Kommission und am 6. Mai im Plenum abgelehnt wurde.

[2]) Gemeint ist das parlamentarische Diner vom 8. März. Näheres darüber bei v. Poschinger, a. a. O., I, 180.

[3]) Der bekannte konservative Abgeordnete v. Helldorff-Bedra.

[4]) Graf Konrad v. Kleist, Abgeordneter für Belgard.

Digitized by Google

kamer.[1]) Der Fürst war sehr gesprächig und nett, er äußerte sich über tausend Dinge und setzte seine ganzen Differenzen mit Eulenburg breit auseinander, in denen er nach aller Meinung sachlich durchaus im Rechte war. Er gab zu verstehen: jede andre Form, dem Dissensus Ausdruck zu geben, als die von ihm gewählte, würde nicht zum Ziele geführt haben, Eulenburg zum Abschied zu bewegen.[2]) Dann erzählte er sehr interessant aus dem französischen Kriege von Thiers, Jules Favre, den französischen Generälen, dem Kaiser; zuletzt kamen wir in ein großes Gespräch über Armenpflege, Unterstützungswohnsitz usw., Vagabundentum, Auswanderung, Kolonien, englische Politik gegen die Boers usw. Am andern Tage hatte er mit mir eine Konferenz über die Währungsfrage, in der es mir gelang, seine Erklärungen, die er durch Scholz abgeben ließ, noch in dezidiert bimetallistischem Sinne zu modifizieren.[3]) Er war sehr liebenswürdig dabei, was sich im Hinblick auf mein gestriges Eintreten für den Bau des letzten kleinen Panzerschiffes, das er wegen Stosch abgelehnt haben wollte, wohl ändern dürfte, zumal die Nationalliberalen und wir gegen Zentrum und die große Rechte nur mit wenigen Stimmen siegten.[4])

*

20. März 1881.

Durch eine sehr wichtige Frage, den Zollanschluß Altonas, die der Budgetkommission überwiesen ist, bin ich verhindert zu kommen. Ich aß gestern allein bei Bismarck, wo nur Rantzaus und Bill Bismarck[5]) waren, und habe nach Tisch über alle möglichen Fragen lange mit ihm konferiert. Er war noch elend

---

[1]) Kultusminister v. Puttkamer, der bald darauf das Ministerium des Innern übernahm.

[2]) Bei der Beratung des Kompetenzgesetzes im Herrenhause war es am 19. Februar zu einem Konflikt zwischen Bismarck und dem Minister des Innern, Grafen Botho zu Eulenburg, gekommen, indem dieser bei § 17 die Beschlüsse des Abgeordnetenhauses zur Annahme empfahl, während ein von Geh. Oberregierungsrat Rommel verlesenes Handschreiben Bismarcks dagegen Bedenken erhob. Graf Eulenburg forderte darauf sofort seine Entlassung und ließ sich auch durch Bismarcks Herrenhausrede vom 21. Februar nicht zur Zurücknahme seines Gesuchs bewegen. Die Entlassung erfolgte am 26. Februar.

[3]) Am 10. März hatte der Staatssekretär des Reichsschatzamts, Scholz, sich im Reichstage im Auftrage des Reichskanzlers gegenüber dem bevorstehenden internationalen Münzkongreß in Paris einstweilen für Aufrechterhaltung des Status quo in der deutschen Münzgesetzgebung erklärt, da nach Bismarcks Ansicht in dieser Frage vorerst noch ein Non liquet vorliege. Aus Scholz' Aeußerungen ging u. a. hervor, daß Bismarck ernstlich daran zweifelte, ob der in der Welt vorhandene Goldbestand ausreichend sein würde, um der Goldwährung zu vollem Siege zu verhelfen. Sten. Ber., S. 251.

[4]) In der Reichstagssitzung vom 11. März war Kardorff (Sten. Ber., S. 266) warm für die von der Kommission gestrichene Bewilligung eines neuen Panzerkreuzers eingetreten, mit dem Erfolge, daß diese wesentlich mit den Stimmen der Freikonservativen und Nationalliberalen durchging. Daß Bismarck die Ablehnung der Bewilligung gewünscht hätte, ist neu; im übrigen ist die ausgesprochene Gegnerschaft zwischen Bismarck und dem Marineminister v. Stosch, die u. a. in dem Briefwechsel G. Freytags mit Stosch drastisch zutage tritt, bekannt.

[5]) Graf Wilhelm Bismarck, der zweite Sohn des Fürsten.

Digitized by Google

vom Schnupfen und Grippe, ist aber zusehends in der Besserung. Er erzählte eine lange, spaßhafte Sache vom Kaiser, die ich Dir mündlich wiedererzähle. Sonst bin ich gräßlich abgearbeitet, habe auch jeden Tag im Reichstag sprechen müssen. Ueber meine Rede kontra Versmann,[1]) die tatsächlich gut gelungen war und Eindruck auf das Haus machte, sagte mir Bismarck viele Komplimente, u. a.: „Sie haben die Replik viel besser gemacht, als ich sie gemacht haben würde; ich bin zu alt und blasiert, um noch gut reden zu können."

Nach Tisch aber hatten wir auch einen längeren Disput über Verfassungs- und Budgetrecht des Reichstages wegen des Zollanschlusses von Altona, in dessen Verlauf er sehr gereizt wurde — und wie ich bekennen muß, hatte er in der Sache recht.[2]) Unter anderm sprach er von Auflösung des Reichstages usw.: „Wer mich nicht unterstützt in dieser Frage, wird nicht wieder gewählt; Sie auch nicht, wenn Sie mich im Stiche lassen." Worauf ich erwiderte: „Das wäre mir an sich ziemlich gleichgültig; aber Sie irren sich. Wenn ich Ihnen Opposition machte, würde mich das höchstens populär machen und meine Wahl sichern."

Die Fürstin und die Rantzau waren sehr liebenswürdig; aber er wurde erst zuallerletzt wieder nett, nachdem er vorher sehr knurrig gewesen war. Die Sache selbst wird durchgefochten werden können, und ich werde sie im Plenum verarbeiten.

*

10. Mai 1882.

Bismarck ist krank in Friedrichsruh, kommt zur Tabakmonopoldebatte nicht mehr nach Berlin, wie es scheint; das Monopol wird in eine Kommission überwiesen, und dann komme ich wieder nach Hause; d. h. möglicherweise muß ich die Unfallversicherung auch noch aushalten, die noch einen Tag dauern wird.[3])

*

[1]) In der Reichstagssitzung vom 16. März war die Frage bezüglich der Kosten einer Einbeziehung Altonas und der Unterelbe in das Zollgebiet an die Budgetkommission gewiesen. Als dann der Abgeordnete v. Treitschke am 17. auf den in Art. 33 und 34 der Reichsverfassung vorgesehenen Anschluß der ganzen Hansestädte gedrungen hatte, erhob sich der hanseatische bundesratsbevollmächtigte Senator zu einer unmotiviert scharfen Abwehr. Ihm entgegnete in glücklicher Weise Kardorff am 18. Vgl. Sten. Ber., S. 393 ff. Durch diese Vorgänge kamen erst die Verhandlungen wegen des Zollanschlusses Hamburgs in Fluß.

[2]) Ueber die Frage, ob die zur etwaigen Durchführung des Zollanschlusses von Altona erforderlichen Kosten der Genehmigung des Reichstags bedürften, drohte ein Konflikt zwischen der Regierung und dem Reichstag zu entstehen, in dem Kardorff nach seiner Unterredung mit Bismarck zu vermitteln suchte. Vgl. Kardorffs Reichstagsrede vom 24. März. Sten. Ber., S. 481 ff.

[3]) Am 10. Mai begann im Reichstage die Beratung der Tabakmonopolvorlage, die mit der Ueberweisung an eine Kommission endete; Bismarck hielt seine berühmten Reden (vom 12. und 14. Juni) erst in einem späteren Stadium der Beratung. Die erste Lesung des Unfallversicherungsgesetzes begann am 16. Mai.

Digitized by Google

11. Dezember 1882.

Bismarck an Zahnschmerzen krank, will sich unter keinen Umständen von einem Zahnarzt untersuchen lassen; Laune fürchterlich, wie man sagt.

*

12. Juni 1883.

Ich habe gestern eine gute Rede über die Währungsfrage gehalten, die auch von der Linken mit großer Aufmerksamkeit angehört und von mehrfacher Zustimmung begleitet wurde.[1]) Die Antwort der Regierung war für uns sehr befriedigend. Das große Ereignis ist Bennigsens Mandatsniederlegung.[2]) Er hat sich mit seiner Fraktion im Abgeordnetenhause verzankt, nachdem er im Kulturkampfe die Bismarcksche Politik unterstützen wollte und damit in der Fraktion nicht durchdrang. Ich glaube nicht, daß er wieder ins Parlament zurückkehrt. Er hat es satt, hat seine Partei hinter sich verloren, die großenteils zu Eugen Richter fallen wird, und er hat keine Chance, sie wiederzugewinnen. Bismarck verliert sehr viel an ihm. Die Hochkonservativen und das Zentrum jubilieren. Die ersteren aus Dummheit, denn sie werden die Zeche bezahlen.

*

9. Mai 1884.

Heute ist die Abstimmung über das Sozialistengesetz, die ganz unsicher ist, für die größten Rechner unberechenbar.[3]) Die Debatte war gestern matt, heute erwartet man Bismarck zu hören, und dann wird es wohl lebendiger werden. Bismarck hat mich für morgen abend zu einer vertraulichen Besprechung eingeladen, worüber, weiß ich nicht; ich fürchte, über den Staatsrat und das beabsichtigte Ausscheiden Bismarcks aus dem preußischen Ministerkonseil;[4]) es könnte aber auch über die Währungsfrage sein ... Fällt heute das Gesetz, was nicht unmöglich ist, so wird sofort aufgelöst.

Alle Menschen quälen mich schrecklich, das Landratsamt aufzugeben und mein Mandat zu behalten.[5]) Ich weiß nicht, wie ich mich ihrer wehren soll. Windthorst, die Nationalliberalen und selbst die Hochkonservativen.

---

[1]) Siehe Sten. Ber. IV, 2982 ff. Die durch den Bundesratskommissar Geh. Oberregierungsrat Schraut erteilte Antwort ließ die Geneigtheit durchblicken, auch weiterhin mit andern Staaten auf deren Wunsch über die Währungsfrage zu beraten, lehnte allerdings eine Initiative der deutschen Regierung auf diesem Gebiete ab.

[2]) Vgl. dazu Hermann Oncken, Rudolf v. Bennigsen, II, 501 ff.

[3]) Die Abstimmung fand erst am 10. Mai statt, sie ergab die Annahme des Gesetzes mit 189 gegen 157 Stimmen.

[4]) Bismarck hat sich in der Tat im Frühjahr 1884 im Zusammenhang mit der geplanten Reaktivierung des Staatsrats mit dem Gedanken getragen, aus dem preußischen Staatsministerium auszuscheiden und nur das „Auswärtige Amt des Reiches" zu behalten, was indessen an dem Widerspruch des Kaisers scheiterte. Vgl. v. Mittnacht, Bismarck-Erinnerungen, N. F., S. 32 ff.

[5]) Es bestand im Frühjahr 1884 in Kardorffs Heimatskreise Oels die Absicht, ihn für das erledigte Landratsamt zu präsentieren. Kardorff trug sich für diesen Fall mit

Digitized by Google

Bei Lucius war es gestern sehr nett; ich saß neben Caprivi, der angenehm gescheit ist, über Kolonien, deutsche Marine und alles mögliche sehr ungeniert plauderte.[1])

*

Juni 1884.[2])

Ueberall großes Erstaunen, besonders der Minister, daß ich einstimmig, auch von den politischen Gegnern, zum Landrat präsentiert wurde. Von Puttkamer und Goßler[3]) die dringendsten Aufforderungen erhalten, unter keinen Umständen mein Mandat aufzugeben, selbst wenn ich gar nicht herkommen wollte als zu den zweiten und dritten Abstimmungen. Sie haben nämlich mit Recht große Angst, daß der Wahlkreis an einen Fortschrittsmann verloren geht, und sie wollen auch meinen Namen nicht entbehren. Ich war sehr kühl und zugeknöpft, worauf Puttkamer mich sofort zum Essen auf morgen einlud, weil er mit mir noch über die politische Situation sich eingehend besprechen wollte; er fürchtet, scheint es mir, den Kronprinzen im Staatsrat.[4])

*

5. Februar 1885.

Die Währungsfrage kommt morgen in der Wirtschaftlichen Vereinigung heran und Montag im Plenum des Reichstags.[5]) Ich bin gut vorbereitet und denke sie siegreich durchzufechten.

*

18. Februar 1885.

Bismarck wird allmählich zugänglich für Bimetallismus. Ich erwarte alles von meiner großen Währungsrede, die ich noch immer verbessere.[6])

*

---

der Absicht, sein Reichstagsmandat aufzugeben. Als er dann wirklich präsentiert wurde, erklärte auch Bismarck, nach einer späteren Mitteilung des Grafen Kospoth-Briefe, in bezug auf Kardorffs Mandat: „Ich habe den Mann nötig." Die Bestätigung Kardorffs wurde, anscheinend um eine Mandatsniederlegung, die infolge der Ernennung Kardorffs zum Landrat nötig geworden wäre, zu vermeiden, erst am 5. September, nach dem Schluß der Reichstagssession, vollzogen. 1895 legte Kardorff das Landratsamt wieder nieder.

[1]) General v. Caprivi hatte im März 1883 nach Stoschs Rücktritt die Leitung der Admiralität übernommen.

[2]) In der mir vorliegenden Abschrift trägt der Brief das Datum des 26. Juni 1882, er gehört aber offensichtlich in das Jahr 1884.

[3]) Kultusminister v. Goßler.

[4]) Durch Erlaß vom 20. April 1884 war die Reaktivierung des Staatsrats erfolgt. Am 11. Juni wurde der Kronprinz zum Präsidenten des Staatsrats ernannt.

[5]) Die Währungsfrage kam erst am 5. März im Reichstage zur Erörterung.

[6]) Gemeint ist Kardorffs große Reichstagsrede vom 6. März (Sten. Ber. III, 1614 ff.). Kardorffs Hoffnungen erfüllten sich nicht; der Reichstag lehnte den Antrag der Bimetallisten, den Reichskanzler zu ersuchen, die Initiative zu einer Wiedereinberufung der im Jahre 1881 abgebrochenen internationalen Münzkonferenzen zu ergreifen, mit großer Mehrheit ab.

Digitized by Google

19. Februar 1886.

Ich habe wegen Beantwortung eines Fragebogens für den Zentralverband der Industriellen sehr viel zu tun gehabt. Er betrifft die Währungsfrage und ist wichtig. Nächstens geht der Tanz im Abgeordnetenhause los und dann auch im Reichstage wieder[1]) bei einem Scheidemünzegesetz. Wir marschieren vorwärts.

*

6. März 1886.

Ich habe sehr in der Brauereimonopolfrage zu arbeiten[2]) gehabt. Bei der dritten Lesung der Nickelfrage werde ich nun doch noch über die Währungsfrage reden und Bismarck sagen, daß das Non liquet nicht geht, daß er sich entscheiden muß. Es ist ihm neuerdings von der Fürstin Bismarck gesagt worden, er solle doch auf Schraut[3]) nicht hören; leider aber steht Herbert Bismarck unter dem Einfluß Woermanns,[4]) der Goldfanatiker ist.

Die Stellung des Staatssekretärs[5]) v. Scholz wird allgemein als ganz erschüttert angesehen, und Bismarck hat, wie es scheint, trotz des offiziellen Dementis[6]) die Nationalliberalen gewarnt, sich nicht in den Schlund des Monopols zu stürzen. Ich gehe in die Kommission, der Bismarck selbst anwohnen wird, wie er dies zugesagt hat. Bei dieser Gelegenheit, denke ich, werde ich wohl eine Belehrung über Währung einfließen lassen können.[7])

*

Ohne Datum, Mitte Januar 1887.

Bismarck hat sich sehr darüber gefreut, wie ich Windthorst und Richter ad absurdum geführt hätte.[8])

*

---

[1]) Kardorff spielt auf die Sitzungen vom 10. und 11. Februar an, die eine scharfe Auseinandersetzung zwischen ihm und dem Finanzminister v. Scholz über die Währungsfrage gebracht hatten. Bei der Beratung des Gesetzentwurfs betreffend die Ausprägung einer Nickelmünze von 20 Pfennig kam es übrigens nicht zu der von Kardorff erwarteten neuen Währungsdebatte.

[2]) Am 4. März hatte im Reichstage die erste Beratung der neuen Branntweinmonopolvorlage begonnen; sie wurde gleich der ersten in der Kommission wie im Plenum abgelehnt.

[3]) Geh. Oberregierungsrat Schraut, seit 1880 vortragender Rat im Reichsschatzamt, bearbeitete hauptsächlich die Währungsfragen; er war ein entschiedener Gegner der Doppelwährung.

[4]) Der bekannte Hamburger Abgeordnete Adolf Woermann.

[5]) Verschrieben für Finanzminister.

[6]) Bismarck hatte am 6. März im Reichstage durch den Staatssekretär v. Boetticher erklären lassen, an dem Gerücht, als habe er in seiner Stellung zum Monopol eine Schwenkung gemacht, sei kein wahres Wort. Vgl. dazu auch v. Poschinger a. a. O., III, 169.

[7]) Bismarck hat die Absicht, in der Kommission zu erscheinen, wie er am 16. März in ihr durch den Finanzminister v. Scholz erklären ließ, wieder aufgegeben, womit auch Kardorffs Absicht entfiel.

[8]) Gemeint ist augenscheinlich Kardorffs Reichstagsrede vom 13. Januar 1887 bei der zweiten Beratung der Septennatsvorlage, in der er sehr wirkungsvoll gegen Windthorst und Richter polemisierte.

Digitized by Google

Undatiert, ca. 8. März 1887.

Ich bin zum Freitag zum Diner zu Bismarck geladen. Ich habe sehr viel Anerkennung über meine Reden gefunden. Unter andern hat der alte Minister Delbrück, mein Freihandelsgegner, mir eine Karte mit herzlichen Gratulationen geschickt. Bennigsen teilte mir mit, Bismarck habe sich geäußert, ich hätte mit ungewöhnlicher Geschicklichkeit gegen das Zentrum operiert.[1])

Bennigsen und Miquel sind sehr gut. Ich glaube, der Reichstag wird gut laufen.

*

10. März 1887.

Morgen findet namentliche Abstimmung über das Septennat[2]) und dann das Bismarckdiner statt. Ich hatte in den letzten Tagen viel zu tun mit Besprechungen über die Brennerei- und Steuerfrage, in der Bennigsen und Helldorff mich baten, die Führung zu übernehmen, einige wenige Vertreter der Deutschkonservativen und Nationalliberalen und der Reichspartei zu versammeln, um die Grundsätze einer möglichen Spiritussteuer festzustellen und dann Bismarck zu bitten, das vom Finanzministerium auszuarbeitende Projekt uns zunächst vertraulich zur Durchsicht mitzuteilen. Bismarck hat dies bereitwillig zugesagt und zugleich, daß er selbst die Verhandlungen mit uns führen wolle, nachdem er das Projekt des Finanzministers persönlich geprüft habe. Dies würde also in drei Wochen etwa vor sich gehen.[3]) Rottenburg[4]) sagte mir vertraulich, Bismarck wolle selbst mit uns verhandeln, weil er Scholz dazu nicht brauchen könne, was auf eine Erschütterung der Stellung desselben hindeutet.

Die Fraktion ist jetzt 42 Mann stark; der zuletzt beigetretene Hospitant ist ein Freiherr v. Hornstein aus Baden. Die Fraktion ist also um genau ein Drittel stärker geworden (28 : 42); sie hat, wie die Stimmenverhältnisse liegen, immer die Entscheidung in der Hand, es kann keine Parteikombination geben, bei der wir übergangen werden können.

Windthorst ist ganz gebrochen; er hat selbst eingestanden, daß seine Taktik in der Militärfrage eine sehr törichte gewesen sei, und er wird nach diesem großen Mißerfolge, infolgedessen sich das Zentrum untereinander sehr heftig verzankt hat, nicht mehr die alte Rolle spielen können[5]) . . .

---

[1]) Der Brief stammt zweifellos aus den ersten Tagen des sog. Kartellreichstages. Gemeint sind Kardorffs Reden vom 3. und namentlich vom 7. März (vgl. Sten. Ber. S. 7, 20 f.). In letzterer bemerkte er u. a. gegen Windthorst: „Mit dem Abgeordneten Windthorst möchte ich eigentlich gar nicht rechten. Wir müssen ihm ja außerordentlich dankbar sein; durch seine Taktik, durch seine Politik hat er ja das herbeigeführt, was wir seit Jahren herbeizuführen uns bestrebt haben: nationale Majorität in diesem Hause."

[2]) Am 11. März wurde die nach den Neuwahlen von neuem eingebrachte Septennatsvorlage mit großer Majorität angenommen.

[3]) Die Vorlegung des von der Regierung geplanten Branntweinsteuer-Gesetzentwurfs erfolgte am 5. Mai.

[4]) Geh. Rat Dr. v. Rottenburg, Chef der Reichskanzlei.

[5]) Bekanntlich hatte das Zentrum das erstemal für die Ablehnung der Septennatsvorlage gestimmt, das zweitemal, trotz der Einwirkung des Papstes Leo XIII., der das

Digitized by Google

Gestern waren die im Reichstage befindlichen Offiziere von der Reserve — ein General v. Degenfeldt, der nationalliberal ist, und zwei von unsrer Fraktion, Baumbach und Freiherr v. Ellrichshausen (Württemberger), zum Kaiser befohlen; sie kamen ganz begeistert zurück von dessen überaus freundlicher und gnädiger Haltung. Er betrachtet die Annahme eines Reichstagsmandats seitens eines Konservativen — so hat er sich selbst ungefähr ausgedrückt — immer als ein ihm persönlich gebrachtes Opfer. Die Wahlen hätten ihn um 20 Jahre verjüngt usw.

Dabei soll gegen die Septennatsverweigerer am Hofe jetzt damit vorgegangen werden, daß keiner derselben mehr zu Hof und auch keiner mehr zu den Prinzen befohlen werden darf.

*

11. März 1887.

Heute ist das große Bismarcksche Diner für die Kartellparteien.[1]) Das Zentrum ist jetzt so tief herunter, daß es einem leid tun kann. Die elende Ausflucht der Stimmenthaltung ist das einzige Mittel gewesen, die Partei vor dem sofortigen Auseinanderfallen zu sichern, und dabei stimmten doch noch sieben für und zwei gegen das Septennat; auf Windthorst schimpfen sie ganz ungeniert.

*

21. März 1887.

Bismarck setzt in diesem Jahre auf seinen Gütern große Summen zu, was mich deshalb freut, weil es ihm ad oculos demonstriert, daß ich recht hatte, als ich ihm den Ruin der Landwirtschaft vorhersagte, wenn er nicht in der Währungsfrage vorginge . . .

Das Herkommen des Nuntius wirbelt viel Staub auf; hoffentlich duckt er das Zentrum gehörig.[2])

*

18. Mai 1887.

Von morgens 9 Uhr bis abends 11 Uhr sitze ich mit Ausnahme von zwei Stunden Mittagszeit im Reichstage, in den Brausteuerangelegenheiten.[3]) Bis jetzt geht alles sehr nach Wunsch: alles, was ich beantrage oder durch Mir-

---

Zentrum durch den Kardinalstaatssekretär Jacobini hatte ersuchen lassen, das Septennat in jeder demselben möglichen Weise zu unterstützen, sich der Stimme enthalten.

[1]) Vgl. darüber v. Poschinger a. a. O., II, 240 f.

[2]) Näheres über den Aufenthalt des Nuntius Galimberti in Berlin siehe in den hochinteressanten Aufsätzen „Aus Windthorsts Korrespondenz", herausg. von O. Pfülf S. J. in „Stimmen aus Maria Laach", LXXXII, 492 ff. Galimberti mußte in der Tat im Auftrag der Kurie Beschwerde bei Windthorst wegen der erregten Sprache der Zentrumspresse führen. Nach dem Werke von Crispolti und Aurelt, „La Politica di Leone XIII da Luigi Galimberti a Mariano Rampolla. Documenti inediti. Roma 1912", wäre es sogar zu den stürmischsten Szenen zwischen Windthorst und Galimberti gekommen.

[3]) Es handelt sich um die Kommissionsberatung des am 5. Mai eingebrachten Branntweinsteuergesetzes. Die erste Lesung hatte am 10. und 11. Mai stattgefunden.

Digitized by Google

bach,[1]) Helldorff usw. beantragen lasse, nachdem wir es vorher fertiggestellt haben, geht mit großer Majorität durch. Es wird für die Brauereien recht günstig. Dagegen hat Lucius durch seine Erklärung im Abgeordnetenhause[2]) über die Getreidezölle, die kaum noch in dieser Session behandelt werden können, es zustande gebracht, daß Unsummen russischen Getreides importiert und unsre Getreidepreise infolgedessen miserabel werden.

Meine Stellung im Hause ist die denkbar beste, weil meine Position die Deutschkonservativen und die Nationalliberalen zwingt, stets auf mich zurückzugreifen, wenn sie irgend etwas vereinbaren wollen. In der Brauereikommission ist der Minister Scholz von einer wahrhaft erdrückenden Liebenswürdigkeit gegen mich ... Wenn ich etwas gesagt habe, beginnt er gewöhnlich mit den Worten: Nach dem überaus klaren Exposé des Herrn v. Kardorff, dem ich vollständig beitrete usw.

Die Kommission ist von allen Seiten sehr gut zusammengesetzt, und sie macht mir Vergnügen, wenngleich ich des Abends gewöhnlich so abgearbeitet bin, daß ich zu müde bin, auf die Kneipe zu gehen.

*

26. Mai 1887.

Der Reichstag ist heute vertagt worden, und die Branntweinsteuervorlage ist glücklich unter Dach gebracht.[3]) Ich bin halb tot von den fortwährenden Kommissionssitzungen von des Morgens früh bis abends 11 Uhr; wir haben aber für das landwirtschaftliche Interesse der östlichen Provinzen die Möglichkeit erreicht. Miquel war vorzüglich als Vorsitzender und hielt seine Fraktionsgenossen in Ordnung, desgleichen Huene,[4]) der jetzt Windthorst in der Leitung des Zentrums Konkurrenz macht, und Helldorff, der die Deutschkonservativen im Zaume hielt.

Sehr aufgeregt ist man hier über das Befinden des Kronprinzen, das viel schlimmer ist, als die Zeitungen sagen[5]) ... Der Kaiser scheint allmählich doch geistig nachzulassen; er hat z. B. Herbert Bismarck, der fast einen Tag um den

---

[1]) Der langjährige konservative Abgeordnete Freiherr, später Graf v. Mirbach-Sorquitten.

[2]) Am 5. Mai hatte der Landwirtschaftsminister Lucius im Abgeordnetenhause die Erklärung abgegeben, daß die Regierung die schwere Krise, unter der die Landwirtschaft leide, anerkenne, zur Hilfe bereit sei und somit geneigt sei, mit einer angemessenen Erhöhung der landwirtschaftlichen Zölle vorzugehen.

[3]) Soll heißen: in der Kommission. Die zweite und dritte Lesung des Gesetzes erfolgte erst vom 13. bis 17. Juni; die Annahme mit 233 gegen 80 Stimmen am 17. Juni.

[4]) Der bekannte Zentrumsabgeordnete Freiherr v. Huene.

[5]) Im Mai waren die zugezogenen Autoritäten, Tobold, Gerhard und v. Bergmann, zu dem Ergebnis gekommen, daß es sich bei der Krankheit des Kronprinzen, die sich seit Februar und März ausgebildet hatte, um Kehlkopfkrebs handle. In seinen weiteren Briefen macht Kardorff seiner Gemahlin sehr oft über die fortschreitende Krankheit, die Stimmung am Hofe Mitteilungen, auf deren Wiedergabe hier verzichtet wird.

Digitized by Google

andern bei ihm Vortrag hat, nicht erkannt, als er neulich zu ihm kam. Bismarck soll über die Krankheit des Kronprinzen außer sich sein.

*

7. Juni 1887.

Ich habe gestern bis 5 Uhr nachmittags in der Zuckerkommission[1]) gesessen, wo es nicht so glatt zugeht wie in der Branntweinkommission. Staudy,[2]) Goldfus[3]) und ich haben gestern ein großes Gefecht mit Scholz gehabt, und zwar mit Glück debattiert, aber, so fürchte ich, ohne eine Aenderung seiner Haltung zu erreichen. Die Vorlage ist verhängnisvoll für die Zuckerindustrie der östlichen Provinzen; hoffentlich wird sie nicht angenommen; jedenfalls werden wir namentliche Abstimmung beantragen.

*

11. Juni 1887.

In der Zuckersteuerkommission haben wir unsern Willen, die Regierungsvorlage nicht anzunehmen, durchgesetzt; für das Plenum hat sich nun Bennigsen zu einem Kompromiß mit uns bequemt. Die Branntweinsteuer kommt übermorgen ins Plenum; ich werde erst am zweiten Tage reden, wenn ich überhaupt rede.

Bismarck ist wohl und munter; was in den Zeitungen über sein Unbefinden steht, ist gelogen, um zu kaschieren, daß er wegen des Kaisers resp. des Kronprinzen nicht nach Friedrichsruh gegangen ist ...

Die Sitzungen der Zuckersteuerkommission dauerten immer bis in die Nacht um 12 Uhr, waren aber sehr interessant. Anfänglich hatte die Regierungsvorlage alle Stimmen für sich bis auf die drei Stimmen unsrer Fraktion, und zuletzt hatten wir zwei Stimmen Majorität gegen die Vorlage zurecht gebracht, weil wir allmählich die Herren überzeugt hatten, daß es der Tod für alle schwächeren Fabriken sein würde, wenn sie angenommen würde. Bennigsen hat dies gar nicht für möglich gehalten, ich auch anfänglich nicht; nun bekommen wir durch ein Kompromiß mit den Nationalliberalen einen Vorschlag durch, der die kleinen schwächeren Fabriken in weniger gutem Rübenboden lebensfähig erhält.[4])

*

12. Juni 1887.

Ich bin jetzt gebunden, Branntwein- und Zuckersteuer durchzubringen. In dem Branntweinsteuergesetz haben wir den Triumph, eine große Majorität zu besitzen, 200 gegen 73.[5]) Zucker mache ich morgen zurecht.

*

---

[1]) Am 25. Mai war eine von der Regierung eingebrachte Zuckersteuervorlage in der ersten Lesung an eine Kommission verwiesen.

[2]) Staudy, konservativer Abgeordneter für den 5. Gumbinner Wahlkreis.

[3]) v. Goldfus, freikonservativer Abgeordneter für den 5. Breslauer Wahlkreis.

[4]) Am 16. und 18. Juni fand die zweite und dritte Lesung der Zuckersteuervorlage statt. Der von Graf Chamaré und v. Bennigsen eingebrachte Kompromißantrag wurde am 18. Juni mit großer Majorität angenommen.

[5]) Das Verhältnis war, wie wir sahen, noch etwas günstiger.

Digitized by Google

15. Juni 1887.

Zucker- und Branntweinsteuer glücklich unter Dach und Fach gebracht, wie ich sie für richtig halte. Bismarck sehr vergnügt.

*

28. Januar 1888.

Ich habe zwei Tage hindurch die anstrengende Aufgabe gehabt, den Debatten über das Sozialistengesetz[1]) unausgesetzt folgen zu müssen, da ich noch für unsre Fraktion reden soll. Da alle Redner ungefähr zwei Stunden — jeder einzelne — sprachen, war das sehr ermüdend. Ich bekomme nun aber wenigstens einen leidlich guten Platz hinter Bebel und werde meine Sache so gut wie möglich machen.

*

7. Februar 1888.

Die gestrige Bismarcksche Rede[2]) ist vielleicht von allen Reden, die er jemals gehalten, die großartigste Leistung — und das einstimmige Votum des Reichstages war eine schöne Antwort. Ich habe den Eindruck, daß diese Rede den Frieden erhalten wird und freute mich sehr, den Prinzen Wilhelm in der Hofloge zu sehen . . .

*

10. Februar 1888.

Ich habe hier übermenschlich viel zu tun gehabt durch die Sozialistenkommission, die jeden Morgen von 10 Uhr ab tagte. Du wirst Dich über meine Rede gegen Windthorst amüsieren. Bennigsen meinte, ich hätte demselben gegenüber einen so glücklichen Tag gehabt, daß er mich darum beneidete.[3])

Ich hatte das kleine Untier in der Sozialistenkommission, wo er Unfug genug redete, und da ich Vorsitzender war, habe ich mich an der Diskussion gar nicht beteiligt.

*

16. Februar 1888.

Vorgestern war großes Diner bei Bismarck;[4]) ich war nicht geladen, werde wohl erst zu dem nächsten kommen, da mir Geheimrat Rottenburg eröffnet hat, daß Bismarck noch gelegentlich einmal mit Miquel und mir über das Brennereigesetz konferieren wolle. Er hat kein Wort über Politik gesprochen, ist aber sehr heiter gewesen.

*

---

[1]) Am 27. Januar hatte die erste Lesung des Sozialistengesetzes begonnen, dessen Verlängerung bis 30. September 1893 gefordert wurde. Die Vorlage wurde an eine Kommission verwiesen, deren Vorsitz Kardorff erhielt.

[2]) Am 6. Februar hielt Bismarck im Reichstage aus Anlaß der Wehrvorlage die berühmte Rede, in der er ausführlich auf die kurz zuvor erfolgte Publikation des deutsch-österreichischen Bündnisvertrages vom 7. Oktober 1879 einging.

[3]) Gemeint ist Kardorffs Auseinandersetzung mit Windthorst in der Reichstagssitzung vom 7. Februar 1888 in Sachen der fünfjährigen Legislaturperioden. Sten. Ber. II, 739 ff.

[4]) Näheres darüber bei v. Poschinger a. a. O., I, 242 ff.

Digitized by Google

26. Juni 1888.

Die gestrige feierliche Eröffnung des Reichstags war großartig; der junge Kaiser bezaubernd.

*

14. Januar 1889.

Ich komme eben von der Eröffnung des Landtages, die recht feierlich war. Der Kaiser sah in der Gardedukorpsuniform stattlich aus und las die Thronrede gut vor. Dieselbe machte sichtlich guten Eindruck.

*

20. Januar 1889.

Herbert Bismarck wünscht dringend, daß ich da bin, wenn die Kolonialfrage[1]) verhandelt wird, und daß ich in die Kommission gehe, die nur einen Tag, wie ich denke, sitzen wird.

Meine Position im Abgeordnetenhause[2]) scheint sich ganz günstig zu gestalten. Von vornherein kamen Nationalliberale und Deutschkonservative für die Verhandlungen unter den Kartellparteien zu mir ...

Die Stöckersche Geschichte ist sehr blamabel;[3]) aber sie ist eigentlich alt, und in der Kolonialfrage sprach er recht gut. Ein Jammer, daß er Geistlicher und nicht reiner Agitator ist.

*

23. Januar 1889.

Diese Tage habe ich mit der Kolonialvorlage sehr viel zu tun gehabt. Sie kommt am Sonnabend zur Verhandlung, wobei ich wohl sprechen werde ...

Heute hielt Rickert im Abgeordnetenhause eine sehr boshafte Rede gegen die Deutschkonservativen wegen der Desavouierung der Hammersteinschen Erklärung gegen den Reichskanzler,[4]) und keiner von ihnen wußte etwas zu erwidern, was ich sehr erbärmlich fand. Helldorff war wütend darüber, und ich sagte ihm, das käme davon, weil er nicht im Abgeordnetenhause wäre.

Ich konnte natürlich nicht antworten, weil weder meine Partei noch ich persönlich angegriffen waren.

*

---

[1]) Dem Reichstage war eine „Ostafrikanische Vorlage", betreffend Bekämpfung des Sklavenhandels und Schutz der deutschen Interessen in Ostafrika, zugegangen, die am 26. Januar in erster Lesung beraten und zunächst in eine Kommission verwiesen wurde.

[2]) Bei den Landtagswahlen vom 6. November 1888 hatte Kardorff, der seit 1876 dem Abgeordnetenhaus ferngeblieben war, wieder ein Mandat angenommen.

[3]) Gemeint ist die bekannte Affäre Stöcker-Witte, die durch eine Erklärung Pfarrer Wittes in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom 15. Januar aufgerührt war.

[4]) Vgl. Sten. Ber. I, 61 f. Es handelt sich um den bekannten Artikel der „Kreuzzeitung" über „Das monarchische Gefühl" vom 20. Januar, dessen Erscheinen von der konservativen Partei öffentlich bedauert wurde und der dann vorübergehend am 29. Januar der Konfiszierung verfiel.

Digitized by Google

29. Januar 1889.

Ich habe in den letzten Tagen sehr interessante Vorbesprechungen in der Kolonialfrage mit Bennigsen, Miquel, Helldorff, Mirbach und Dr. Peters geführt.

*

2. Februar 1889.

Gestern hatten wir den ersten Sonnenstrahl in der bimetallistischen Sache, der mich leider jetzt hier festhält. Mirbach und ich wurden nämlich Mittag zu Herbert Bismarck zitiert, der uns mitteilte, daß sein Vater aus England von Mr. Chaplin, dem Führer der Hochtorys, einen Brief erhalten habe, in welchem dieser den dringenden Wunsch ausspreche, daß Deutschland irgendeine Kundgebung dahin machen solle, daß es für den Fall, wenn England die Initiative zur Wiedereinführung des Silbers als Währungsmetall ergreife, mit England gemeinsam vorgehen wolle. Der hochinteressante Brief ist inhaltlich gleichlautend mit einem Briefe, den Dr. Arendt[1]) von einem andern Bimetallisten erhalten hatte, und der deshalb nicht sekretiert zu werden braucht. Danach wäre in England die letzte Ausrede der Goldfanatiker die: Wenn England die internationale Regelung der Währung anrege, würde Deutschland es im Stiche lassen und eventuell allein die Goldwährung beibehalten. Da die Frage sehr bald im Parlamente zur Sprache komme, wäre es von der höchsten Wichtigkeit, daß von hier aus vorher eine Erklärung ausgehe, daß Deutschland mit England gemeinsame Sache machen wolle. Dies traf nun zusammen mit meiner vorgestrigen Rede beim Getreidezollantrage,[2]) die einen großen Eindruck im Reichstage und, wie mir Graf Herbert andeutete, auch auf seinen Vater, der sie in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" gelesen hatte (wo sie sehr gut stand), gemacht hat. Die Fürstin Bismarck, die Mirbach gestern zufällig getroffen hat, hat ihm gesagt, daß ihr Mann jetzt ganz günstig für den Bimetallismus gestimmt sei.

Nun ist mit Herbert verabredet, daß wir entweder eine Resolution im Reichstage einbringen, durch welche die Regierung aufgefordert wird, eine Erklärung in dem oben gedachten Sinne abzugeben, oder daß wir bei der übermorgen fortgesetzten Getreidezolldebatte eine solche Erklärung der Regierung provozieren sollen. Die Entscheidung hierüber wird der Reichskanzler heute oder morgen uns wissen lassen, und wir werden je nachdem entweder Montag oder bei der dritten Lesung des Etats losgehen.[3])

---

[1]) Bekannter freikonservativer Abgeordneter.

[2]) In seiner Rede vom 31. Januar 1889 (Sten. Ber. II, 719 ff.) war Kardorff ausführlich auf die Notlage der Landwirtschaft eingegangen.

[3]) Die Entscheidung fiel, nachdem Graf Mirbach im weiteren Lauf des 2. Februar eine Unterredung mit Fürst Bismarck gehabt hatte (vgl. v. Poschinger a. a. O., III, 189 f.), zugunsten der Einbringung einer Resolution. Am 6. Februar stellten die Abgeordneten v. Helldorff, Graf Mirbach, v. Kardorff usw. den Antrag, der Reichstag wolle beschließen, die verbündeten Regierungen zu ersuchen, falls England die Initiative zur Wiederherstellung des Silbers als Währungsmetall ergreife, die Bereitwilligkeit Deutschlands zu einem gemeinsamen Vorgehen mit England auszusprechen. Es war bisher unbekannt, daß die Einbringung dieser Resolution mit Bismarck konzertiert war.

Digitized by Google

Ueber den Finanzminister Scholz hat sich Bismarck sehr abfällig geäußert, und Herbert machte auch eine Redensart, die mir bezeichnend genug war. Ich hoffe jetzt das Beste.

*

Ohne Datum; 5. Februar 1889.

Uebermorgen ist die Währungsdebatte. Bismarck bleibt günstig gestimmt. Der große Sturm gegen ihn wegen Veröffentlichung der Anklageschrift gegen Geffcken[1]) verlief sehr matt in der Opposition; nur Munckel, Windthorst, Richter und der Sozialdemokrat Sabor eiferten gegen ihn. Schelling[2]) als neuer Justizminister machte seine Sache gut. Die Sache verläuft im Sande, glücklicherweise, denn in der Sache hatte Windthorst leider recht.

In der Währungsfrage werden wir eine gute Majorität für unsre Resolution haben, und Bismarck läßt durch Maltzahn eine ordentliche vernünftige Erklärung abgeben.[3])

*

Ohne Datum; zirka 12. Februar 1889.

Ich habe dieser Tage sehr an der Währungsfrage gearbeitet, einen Artikel für die „Post" und einen für die englischen Bimetallisten geschrieben. Die Notiz in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" ist zu meiner Zufriedenheit erschienen.[4]) Bismarck bleibt, wie es scheint, gut.

*

16. Februar 1889.

Mein „Post"-Artikel[5]) stand als Leitartikel in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" abgedruckt, ein gutes Zeichen für Bismarcks Stimmung gegen Scholz.

---

[1]) Am 6. Februar war der Prozeß gegen den Geh. Justizrat Professor Geffcken wegen der Veröffentlichung des Tagebuchs Kaiser Friedrichs im Reichstag durch den freisinnigen Abgeordneten Munckel zur Sprache gebracht worden. In der Debatte tadelte Windthorst besonders die teilweise Veröffentlichung der Privatkorrespondenz Geffckens nach dessen Freisprechung.

[2]) Am 17. Januar war der Staatssekretär des Reichsjustizamts v. Schelling als Nachfolger v. Friedbergs zum Justizminister ernannt worden.

[3]) Die Erklärung des Staatssekretärs des Reichsschatzamts v. Maltzahn in der Sitzung vom 7. Februar (Sten. Ber. II, 855 f.) fiel doch weniger entgegenkommend aus, als Kardorff erwartet hatte; sie lehnte es ab, sich darauf festzulegen, daß Deutschland, falls England die Initiative ergreife, mit diesem gemeinsam vorgehen werde; dagegen stellte sie in Aussicht, daß, wenn von seiten Englands eine Erörterung mit Deutschland gewünscht werde, von der deutschen Regierung einem solchen Verlangen kein Widerspruch würde entgegengesetzt werden.

[4]) Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" interpretierte am 8. Februar die Maltzahnsche Erklärung dahin, daß Vorschläge, welche in Sachen der Doppelwährungsfrage von England ausgehen würden, hier in wohlwollende Erwägung genommen werden würden.

[5]) Er findet sich in Nr. 45 der „Post" vom 15. Februar 1889, daraus abgedruckt in Nr. 77 der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom gleichen Tage. Kardorff spielte in diesem Artikel die Maltzahnsche Erklärung vom 7. Februar gegen den Finanzminister

Digitized by Google

Im Abgeordnetenhause ganz amüsante Debatten,[1]) bei denen ich in einer persönlichen Bemerkung den kleinen Windthorst etwas bürstete. Ich denke, dort nächstens einmal eine größere Rede zu halten, beim Etat über Steuerpolitik oder dergleichen.

Schelling, der neue Justizminister, war, als der Geffcken-Fall von Munckel angerührt wurde, ziemlich ungeschickt. Er hat aber auch eine schwere Aufgabe, zu verteidigen, was als Akt der Notwehr auf staatsrechtlichem Gebiete von Bismarck selbst verteidigt werden könnte, aber privatrechtlich absolut unhaltbar ist. Herrfurth schnitt bei den Debatten vortrefflich ab.[2])

*

19. Mai 1889.

Gestern kam ich zu Wort, als Bismarck eben in den Saal trat. Meine Freunde behaupten, daß ich noch nie so gut gesprochen; jedenfalls hatte ich das Ohr des Hauses, und Bamberger, der nach Bismarck sprach, machte mir sogar Elogen über meine Verteidigung der Vorlage. Ebenso hatte ich die Agrarier und Bismarck zufriedengestellt, der sehr freundlich war.[3])

Ich hoffe, daß dem Staatssekretär Bötticher, der bisher rein gar nichts von der Währungsfrage wußte, allmählich ein Licht aufgeht. Es freute mich sehr, daß ich eine ganz ordentliche bimetallistische Auseinandersetzung in meine Rede einflechten konnte,[4]) und Bismarck so auch etwas davon profitierte, dem jetzt doch sehr daran liegen wird, die östlichen Provinzen mit ihrer notleidenden Landwirtschaft zu versöhnen.

Morgen ist um 11 Uhr Reichstagsfrühschoppen bei Bismarck.

*

Ohne Datum; zirka 28. November 1889.

Ich bin augenblicklich das einzige anwesende Vorstandsmitglied der Fraktion. Waldersees Einfluß auf den Kaiser wird immer mächtiger.

---

v. Scholz aus, der sich 1886 so scharf gegen die Möglichkeit eines internationalen Währungsvertrages zur Remonetisierung des Silbers gewandt hatte. Kardorff wollte aus der Maltzahnschen Erklärung in Verbindung mit der Auslegung, die ihr die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" gab, den Schluß ziehen, daß „offenbar die gesamte Währungsfrage doch in ein neues Stadium für Deutschland getreten ist".

[1]) Gemeint sind die Verhandlungen vom 14. über die Justizverwaltung, wo Windthorst u. a. auf einen Zuruf Kardorffs heiter meinte: „Der verehrte Herr hier, der ganz neuerlich zu unsrer großen Befriedigung zu uns zurückgekehrt ist, scheint das Angeführte nicht für richtig zu halten. Ich weiß nicht, wieviel Jurisprudenz er vergessen, seitdem er nicht bei uns war." Kardorff erwiderte auf diese, seine zwölfjährige Abwesenheit im Abgeordnetenhaus berührende Anspielung ebenso launig. Vgl. Sten. Ber. I, 418.

[2]) Minister des Innern seit Juli 1888.

[3]) Gemeint ist Kardorffs Reichstagsrede bei der Beratung über die Alters- und Invaliditätsversicherung am 18. Mai 1889 (vgl. Sten. Ber. III, 1828 ff.), an die dann Bismarck in seiner letzten Reichstagsrede anknüpfte.

[4]) Vgl. Sten. Ber. III, 1831.

Digitized by Google

Morgen kommt das Bankgesetz an die Reihe, wo ich eine größere Rede in petto habe.[1]) Hoffentlich kommt der Reichskanzler bald.[2])

*

8. Dezember 1889.

Bismarck verhandelt durch Rottenburg mit mir über das Sozialistengesetz, um die Deutschkonservativen und Nationalliberalen unter einen Hut zu bringen. Ich denke, es wird gelingen. Ich bekomme fast täglich einen Brief von Rottenburg.[3])

*

Ohne Datum; 21. März 1890.

Ich war gestern bei der Fürstin Bismarck und auch einen Augenblick bei Bismarck; mußte aber fort, weil eben die Beauftragten des Kaisers kamen (Lucanus und Hahnke), um ihm das Demissionsschreiben des Kaisers zu überbringen.[4])

(Fortsetzung folgt)

---

[1]) Vgl. Kardorffs Reichstagsrede vom 29. November 1889. Sten. Ber. I, 588 ff.

[2]) Bismarck traf erst am 24. Januar 1890 von Friedrichsruh in Berlin ein.

[3]) Diese Auslassungen Kardorffs sind wichtig für die Beurteilung der Frage, ob Bismarck um die Wende des Jahres 1889/90 das Sozialistengesetz absichtlich zu Fall gebracht hat oder nicht. Ueber diese Frage hat sich zwischen dem bekannten Historiker Hans Delbrück und mir eine Kontroverse entsponnen. Ich habe in einem im Aprilheft 1915 der „Süddeutschen Monatshefte" erschienenen größeren Aufsatze: „Der Fall des Sozialistengesetzes und Bismarcks Staatsstreichplan", der u. a. auch einen unveröffentlichten Brief Bismarcks an Kardorff vom 23. Januar 1893 brachte, besonders aus der Tatsache, daß Bismarck den eigens nach Friedrichsruh entbotenen Führer der Konservativen v. Helldorff darauf hinwies, daß ihm mehr an der Erhaltung der Kartellpolitik als an dem ganzen Sozialistengesetz liege, und daß Helldorff sich mit Kardorff ins Einvernehmen setzen möge, da er, Bismarck, auf das Zusammengehen der konservativen Parteien den höchsten Wert lege, den meines Erachtens allein möglichen Schluß gezogen, daß Bismarck nicht den Konflikt, sondern das Kompromiß, nicht den Fall, sondern das Zustandekommen des Sozialistengesetzes gewollt habe. Delbrück, der der Frage einen eignen Exkurs in seinem Büchlein „Bismarcks Erbe" (S. 128 ff.) gewidmet hat, will das nicht Wort haben; er meint, Helldorff habe jene Weisung auch so auffassen können: „daß dem Fürsten an dem jetzigen Sozialistengesetz nichts liege, daß man aber für eine zukünftige Wiederbelebung der Kartellpolitik zunächst einmal durch eine Krise hindurchgehen müsse". Einer solchen in sich unwahrscheinlichen, weil gekünstelten Deutung entzieht nun Kardorffs Brief vom 8. Dezember 1889 vollends den Boden. Wenn Bismarck fortdauernd durch Rottenburg auf Kardorff in dem Sinne einwirken ließ, die Deutschkonservativen und die Nationalliberalen unter einen Hut zu bringen, so läßt das doch einzig und allein die Deutung zu, daß Bismarck ein einträchtiges Zusammengehen der Kartellparteien in Sachen des Sozialistengesetzes und eben dadurch eine Befestigung des wankenden Kartells wünschte.

[4]) Bismarck hatte sein Abschiedsgesuch am 18. März eingereicht. Am 20. überbrachten ihm die Chefs des Militär- und des Zivilkabinetts, General v. Hahnke und Geh. Kabinettsrat v. Lucanus, die kaiserliche Genehmigung mit dem bekannten Handschreiben.

Digitized by Google

Polen und die Teilungsmächte

Von

Conrad Bornhak

Polen ist zu einem konstitutionellen Königreiche erklärt worden. Angesichts der vollzogenen Tatsache wäre es ein müßiges Beginnen, nachträglich Bedenken zu erheben. Es handelt sich nur darum, auf dem Boden des Geschehenen für Deutschland die Sicherung seiner Ostgrenze zu erlangen, die wir bedürfen, und zwar auf Grund realer Garantien, nicht auf Grund von Dankbarkeit und andern schönen Tugenden, die allenfalls deutsche Sentimentalität erwartet, die aber der Politik von jeher fremd gewesen sind.

Das Schicksal der Polen in den drei Reichen, denen sie durch die Teilungen zugefallen waren, hatte sich sehr verschieden gestaltet. Preußen hatte schließlich aus den Teilungen nur die schon halb von Deutschen durchsetzten Provinzen Posen und Westpreußen behalten, in denen die Polen unter deutschem Einflusse die höchste wirtschaftliche und kulturelle Stufe erreichten, aber in der freien nationalen Entwicklung durch den deutschen Nationalstaat unterbunden waren. Der Nationalitätenstaat Oesterreich gestattete den Polen in Galizien, die alte polnische Wirtschaft einfach fortzusetzen, Kultur und Wirtschaftsleben blieben weit hinter Posen und Westpreußen zurück, aber national konnten sich die Polen in dem österreichischen Kronlande frei entwickeln, sogar Deutsche und Ruthenen unterdrücken. Am schlechtesten erging es den Polen in dem russischen Anteile, dem bei weitem größten. Wirtschaftlich blieben die Polen dieses Anteils mindestens hinter den preußischen Polen weit zurück, national und kirchlich wurden sie geknechtet. Wiederholte polnische Aufstände gegen Rußland waren 1830 und 1863 mit äußerster Grausamkeit niedergeschlagen worden.

Man hätte also von vornherein erwarten sollen, daß die Polen Rußland als ihren Todfeind betrachteten und die erste Gelegenheit benutzten, sich von ihm zu befreien. Eigentümlicherweise war das Gegenteil der Fall, sogar in dem Maße, daß bis zum Kriege selbst in Galizien eine starke Richtung bestand, die den Anschluß an Rußland suchte. Zwei Gründe waren für diese Erscheinung bestimmend, nationale und wirtschaftliche.

National darf man nicht etwa daran denken, daß die Polen sich vom Panslawismus hätten einfangen lassen, der doch im letzten Grunde nichts andres ist als Großrussentum. Die Polen waren und blieben Polen und suchten den Anschluß an Rußland gerade im Interesse des Polentums. Daher galt es für sie vor allen Dingen, die Teilungen zu überwinden und, da sie dies aus eigner Kraft nicht vermochten, einer der drei Teilungsmächte anzugehören. Dies konnte nur Rußland sein, das bereits den größten Teil polnischen Bodens besaß. Wenn Rußland auch noch Galizien und die halbpolnischen Landesteile Preußens erwarb, wie es am Anfange des Krieges beabsichtigte, dann war alles polnische

Digitized by Google

Land wieder vereint, und man konnte nun innerhalb des russischen Reiches und unter der Herrschaft des Zaren wieder für die Polen eine gewisse Selbständigkeit erstreben, zumal nur auf diesem Wege die galizischen und die preußischen Polen für Rußland zu gewinnen waren. Dagegen konnte ein Sieg Deutschlands und Oesterreichs niemals zur Vereinigung alles polnischen Landes führen, da man den siegreichen Mächten nicht die Preisgabe ihrer polnischen Gebiete zumuten konnte. Selbst wenn man ganz Russisch-Polen an Oesterreich gab, was die Polen allenfalls als Abschlagszahlung angenommen hätten, blieben vorläufig Posen, Westpreußen und Oberschlesien draußen.

Wirtschaftlich stand das russische Polen zwar weit hinter dem preußischen Anteile zurück, aber es war einer der höchstentwickelten Teile des russischen Reiches, der russische Industriebezirk gegenüber einem weiten agrarischen Hinterlande. Die Polen verdienten in Rußland riesig viel Geld, und das war ein ganz besonderes Band. Die Loslösung von Rußland hätte ihnen den weiten Absatzmarkt entzogen und die polnische Industrie eingeschnürt. Eine Vereinigung mit Deutschland oder Oesterreich vollends muß die polnische Industrie durch den überlegenen Wettbewerb Sachsens, Schlesiens und Böhmens erdrosseln und Polen wieder auf den Zustand des reinen Agrarlandes zurückdrücken. Polens wirtschaftliche Blüte ist auf Gedeih und Verderb an Rußland gebunden.

Nun steht aber als Kriegsergebnis so viel schon fest, daß die polnischen Landesteile für Rußland verloren sind. Daß Rußland sie nicht wieder bekommen soll, hatte der deutsche Reichskanzler bereits offen ausgesprochen. Eine unparteiische Verwaltung auf nationaler Grundlage war der Bevölkerung in Aussicht gestellt und zum Teil schon durchgeführt. Nunmehr ist auch das Königreich Polen errichtet. Mit diesen Tatsachen müssen die Polen vorläufig rechnen. Sie nehmen ohne Dank, was ihnen angeboten wird, und hoffen auf das Weitere, das große Polenreich vom Meer zum Meer.

Als Ziel der künftigen Gestaltung unsrer Grenzverhältnisse, die ja im einzelnen noch nicht erörtert werden können, hat der deutsche Reichskanzler einzig und allein den Sicherungszweck bezeichnet. Es kommt also nicht darauf an, was die Polen wünschen — polnische Wünsche sind überhaupt unerfüllbar, denn sie setzen neben einer vernichtenden Niederlage Rußlands gleichzeitig eine solche Deutschlands und Oesterreichs voraus —, sondern was zur Sicherheit des Reiches dient.

Die Polen erklären zunächst, sie wünschten eine neue Teilung nicht. Was dahintersteckt, kann man höchstens ahnen. Denn jede Loslösung polnischen Landes von Rußland ist unbedingt schon eine neue Teilung, da Preußen und Oesterreich ihre Anteile nicht aufgeben werden.

Namentlich seitens der österreichischen Polen hatte man dem Wunsche nach Vereinigung von ganz Russisch-Polen mit Oesterreich Ausdruck gegeben, so daß unter Vereinigung mit Galizien Polen in ein ähnliches Verhältnis zu Oesterreich getreten sein würde wie Ungarn. Die reale Sicherheit des Grenzschutzes gegen Rußland mit der Weichsel- und Narewlinie legte Deutschland damit in die Hände

Digitized by Google

Oesterreichs, das Schlesien von drei Seiten umklammert hätte. Der polnische Einfluß auf Leitung der österreichischen Gesamtmonarchie würde dadurch natürlich entsprechend gestiegen sein. Aber Polen wäre durch diese neue Teilung immer noch zwischen zwei Teilungsmächte geteilt geblieben. Es handelte sich also nunmehr darum, auch die halbpolnischen Teile Preußens für das neue Polenreich zu gewinnen, das im übrigen auf den engsten Anschluß an Rußland angewiesen wäre. Die Ueberweisung von ganz Russisch-Polen an Oesterreich hätte also einen Keil der Feindschaft zwischen Deutschland und Oesterreich getrieben und Oesterreich an die russische Seite gedrängt. Doch ist diese Richtung der wahre Hintergedanke des polnischen Ausspruches, daß man eine neue Teilung nicht wünsche.

Das geteilte Polen galt Menschenalter hindurch als der festeste Kitt unter den drei Ostmächten Preußen, Rußland und Oesterreich, die gerade durch die Teilungen auf das engste miteinander verbunden waren. Der Kitt ist schließlich brüchig geworden und das Band durch den Krieg zerrissen. Damit tauchte auch sofort die polnische Frage wieder auf.

Rußland suchte sie sofort beim Beginn des Krieges in seinem Sinne und wohl auch nach den Wünschen der Polen zu regeln, indem es unter Angliederung Galiziens und der polnischen Teile Preußens den Polen Autonomie innerhalb des russischen Reiches versprach. Dieser Versuch ist durch das Ergebnis des Krieges gescheitert.

Was anderseits ein selbständiger Polenstaat bedeuten würde, ergibt sich nach der bisherigen Entwicklung der Dinge von selbst. Er würde nicht seine Spitze gegen Rußland richten, sondern sofort der engste Verbündete Rußlands werden. Denn er wäre politisch auf Rußland angewiesen, um mit seiner Hilfe auch die preußischen und österreichischen Polen zu „befreien". Er müßte das engste wirtschaftliche Bündnis mit Rußland eingehen, um der polnischen Industrie in Rußland ihre bisherigen Absatzgebiete zu erhalten, sich anderseits gegen Deutschland und Oesterreich durch hohe Zollschranken absperren. Für die Erreichung dieser Vorteile könnten die Polen sich schließlich allenfalls den Zaren als König von Polen gefallen lassen, so daß beide Teile dabei auf ihre Rechnung kämen. Ein polnisches Königreich würde einfach für Rußland, was Belgien bis zum Kriege für England und Frankreich war. Daß ein deutscher Fürst als Polenkönig nicht die geringste Gewähr gegen eine deutschfeindliche Politik bilden würde, zeigt ja das Beispiel Rumäniens.

Die Erklärung Polens zum eignen Staate noch während der Dauer des Krieges bietet zunächst den äußeren Vorteil, das polnische Heer, dessen Schöpfung in der Erklärung besonders betont ist, sofort gegen Rußland zur Verfügung zu stellen.

Alles andre ruht noch in der Zukunft Schoße.

Es steht noch dahin, wie weit man den Polen eine Mitwirkung bei der Bestellung ihres Königs gewähren wird. Sollte dies geschehen, so dürfen die Polen jedenfalls nicht auf den schlauen Gedanken verfallen, den Kaiser von

Digitized by Google

Oesterreich zum Könige von Polen zu wählen und auf diese Weise die Angliederung Galiziens zu erlangen. Denn die Verständigung der Mittelmächte geht auf ein eignes konstitutionelles Königreich, das natürlich auch einen besonderen König voraussetzt.

Der eigne polnische Nationalstaat wird sich auch im wesentlichen innerhalb der Grenzen der polnischen Nationalität halten müssen. In dieser Beziehung ergehen sich die Polen jetzt schon in überschwenglichen Träumen. Wenn die polnische Erklärung an den Deutschen Kaiser von Warschau und Wilna als den Städten spricht, die jedem polnischen Herzen teuer sind, so ist dem entgegenzuhalten, daß Wilna die Hauptstadt Litauens ist. Was aus Litauen werden soll, weiß noch niemand. Jedenfalls liegt kein Grund vor, die Litauer den Polen zu unterwerfen. Auch der künftigen Lösung der ukrainischen Frage darf nicht vorgegriffen werden. Von andrer Seite schwärmte man schon von einem polnischen Kurlande als dem Korridor zum Meere. Die Verbindung zum Meere findet Polen eben nur durch Deutschland.

Das führt auf etwas andres, die wirtschaftliche Verbindung Polens mit Mitteleuropa. Die künftige Wirtschaftspolitik wird der naturgemäßen wirtschaftlichen Hinneigung zu Rußland entgegenwirken müssen. Die Einbeziehung in die deutschen Zollgrenzen, die dies am einfachsten bewirkte, ist leider nicht möglich, da Polen eine gemeinsame Schöpfung Deutschlands und Oesterreichs ist. Nirgends zeigt sich aber die Notwendigkeit einer wirtschaftspolitischen Annäherung, am besten einer Zolleinigung zwischen Deutschland und Oesterreich, so wie gerade an der polnischen Frage.

Militärisch müssen die Mittelmächte Polen trotz des eignen polnischen Heeres in der Hand behalten, um der ebenso naturgemäßen politischen Hinneigung zu Rußland entgegenzuwirken. Ein neues Belgien im Osten können wir nicht brauchen. Es geht nicht an, daß ein künftiger Krieg nach Osten wieder mit der Eroberung der Weichselfestungen beginnen muß, damit das deutsche Heer nach Rußland kommen kann, wie es die belgischen Maasfestungen nehmen mußte, um nach Frankreich zu gelangen.

Durch die deutsche Besetzung ist auch das verkümmerte Deutschtum Kongreßpolens, besonders in Lodz, wieder zu Selbstbewußtsein erwacht. Dies gilt es für die Zukunft auch in dem neuen Polenstaate zu schützen. Seine innere Selbständigkeit darf nicht einen Vorwand bilden, Deutsche zu polonisieren.

Am meisten enttäuscht über die erfolgte Lösung der polnischen Frage dürften die polnischen Juden sein. Sie sind die betrübten Lohgerber, denen die Felle fortschwimmen. Schon träumte der kleine Schacherjude davon, daß er bei einer Einverleibung Polens in Deutschland im ganzen Deutschen Reiche Freizügigkeit genießen, sein Sohn ein großer Professor oder ein großer Arzt in Berlin werden würde. Und nun das Erwachen aus allen Träumen.

Mit der Erklärung Polens zum Königreiche ist nur die Wegerichtung angedeutet, aber eine Menge von Einzelfragen harrt noch der Lösung.

Digitized by Google

Geraubte Schätze in Paris

Von

Ernst Steinmann

II.

Der Löwe und die Rosse von San Marco

Alle Feste, die die Phantasie ersinnen kann, waren schon auf der Piazza di San Marco gefeiert worden, aber noch niemals ein Fest wie das Pfingstfest 1797. Auf das blutige Ostern von Verona folgte dies entsetzliche Pfingsten von Venedig, dieser Karneval der Wirklichkeit, dies verzerrte Fest der Freude, das die Franzosen ihrem Schlachtopfer bestimmt hatten. Unter den Klängen der ehemals herzoglichen Kapelle, unter Glockenläuten und Kanonendonner wurde auf dem mit Farben und Fahnen und Kränzen geschmückten Markusplatz vor dem französischen General Baraguay d'Hilliers der Freiheitsbaum mit der roten Jakobinermütze errichtet. Ein Hochzeitszug bewegte sich in feierlicher Prozession nach San Marco, und unter den Klängen des Ambrosianischen Lobgesanges erhielt das unschuldige Symbol freiheitlicher Fruchtbarkeit den kirchlichen Segen. Es folgte die Rückkehr auf den Platz, die Anrufung des Pfingstgeistes in gotteslästerlicher Rede eines gottverlassenen Priesters, die Anzündung eines Scheiterhaufens und die Verbrennung des Goldenen Buches von Venedig und aller Abzeichen der Dogengewalt. Und mit rasenden Tänzen um Freiheitsbaum und Scheiterhaufen begruben die Venezianer die glorreichen Erinnerungen ihrer Vergangenheit, und der Sieger schaute dem Besiegten mit grimmiger Freude zu. „Grausamere Freudenfeste," so schreibt ein Augenzeuge, „wurden in der Welt noch nicht gefeiert. Das menschliche Herz hat keine Empfindungen, die Einbildungskraft kein Bild, die Sprache keine Worte, um den Seelenzustand derer zu schildern, die wußten, was sich unter diesen Freudenbezeugungen verbarg."

Am 15. Mai waren die Franzosen in Venedig eingezogen, und am 26. Mai versprach Bonaparte der Stadt, die er bereits an Oesterreich abzutreten entschlossen war, wortbrüchig Freiheit, Ruhm und Unabhängigkeit. Hatte er nicht den Völkern Italiens in einer feierlichen Proklamation vom 26. April 1796 zugerufen: Euer Eigentum, eure Religion, eure Gebräuche sollen uns heilig sein? Und richtete nicht derselbe Bonaparte am 19. Februar 1799 jenes triumphierende Schreiben an das Direktorium nach Paris, in dem er sagte: Mit Ausnahme weniger Dinge in Turin und Neapel werden wir alles besitzen, was einst Italien an Kunstwerken besaß?

Nun packte das Schicksal mit eisernem Griff auch die altgewordene Königin der Meere, und ein junger, erst gestern berühmt gewordener General der jungen Republik von Frankreich zerstörte in Wochen und Monaten eine tausendjährige Herrlichkeit. Mailand, Parma, Modena, Verona hatten eben erst erlitten, was Venedig jetzt erleiden sollte: Kontributionen von unwahrscheinlicher Höhe, Ver-

Digitized by Google

gewaltigungen jeder Art, Plünderung und Beschlagnahme des Staatseigentums und des Privatbesitzes in Kirchen, Bibliotheken, Palästen, Klöstern und Kunstsammlungen.

Damals wurden der Thron des Dogen und der Bucintoro verbrannt, jenes Prachtschiff, auf dem sich der Beherrscher Venedigs mit dem Meere vermählte. Damals wurde der Schatz von San Marco zum großen Teil zerstört und eingeschmolzen und, ach, die Venezianer selbst machten sich diesmal schuldiger als die Franzosen. Und wie alle Schiffe sequestriert und alles Kriegsmaterial aufgebracht wurde, so wurde auch das herrlichste Arsenal der Welt vollständig ausgeplündert.

In einem geheimen Vertrag hatte sich Bonaparte überdies für die Bibliotheken und Museen von Paris eine Auswahl von 20 Gemälden, eine Anzahl von Skulpturen und von 500 Handschriften gesichert. Und weit entfernt, sich mit dem vertraglich Festgesetzten zu begnügen, raubten die Franzosen, was ihnen gut dünkte. Weiß doch der „Moniteur“ noch am 10. August 1801 seinen Lesern zu melden, daß die gesamten Archive Venedigs in 34 Kisten in Paris angelangt seien!

Inzwischen walteten die Kommissare Tinet, Lallemand, Arnauld ihres Amtes, und die Auswahl der Gemälde, die sie trafen, macht ihrer Kennerschaft Ehre. Der heute zerstörte Petrus Martyr von Tizian, die thronende Madonna Bellinis in San Zaccaria, Paolo Veroneses Hochzeit zu Kana und Tintorettos Wunder des heiligen Markus gelten noch heute als das Größte, was die großen Meister geschaffen haben.

Vielleicht hatte man den geflügelten Löwen auf der Piazzetta und die vier Rosse über dem Portal der Markuskirche anfangs nicht in die Raubliste aufgenommen, um die Gefühle des Volkes zu schonen. Besaß doch Venedig nichts Heiligeres als diese Reliquien, diese Wahrzeichen der Stadt, Trophäen und Unterpfänder einer glorreichen Vergangenheit.

Aber warum noch Rücksichten üben, nachdem Venedig bereits an Oesterreich abgetreten war? Galt es nicht, alles zu nehmen, was genommen werden konnte? Jedenfalls fand es der gelehrte Arnauld nicht für gut, die Rosse von San Marco in Venedig zu lassen, und im Juli 1797 ging aus Venedig ein Schreiben an Bonaparte ab: „Venedig besitzt vier monumentale griechische Pferde, die für einen unsrer Plätze ein prächtiges Denkmal sein würden; gebunden durch den Vertrag, würden wir bedauern, sie zurücklassen zu müssen. Beschränken wir die Zahl der Gemälde auf 16 und ersetzen wir die fehlenden 4 Gemälde durch die 4 Rosse! Citoyen général, vielleicht habt Ihr noch andre Mittel. Genüge es Euch, zu wissen, daß die Rosse von Venedig für Paris ein würdiges Wahrzeichen der hohen Taten sein würden, die dies Jahr in den Annalen der Welt so groß gemacht haben.“

Um diese „andern Mittel“ war Bonaparte nicht verlegen; ohne die Zahl der Gemälde zu verringern, wurde einfach befohlen, die Rosse herabzunehmen. „Als dies vor den Augen der in Menge versammelten Venezianer geschah,“ so

Digitized by Google

berichtet ein Augenzeuge, „machte es einen so schrecklichen Eindruck auf sie, daß sie vor Bestürzung mehr versteinert als betrübt erschienen." Am 30. Januar 1798 sah General Berthier die Rosse von Venedig an Bord der Fregatte „Diana", und der Löwe wird sie begleitet haben. „Die Franzosen scheinen sich zur Abreise zu rüsten," schrieb damals der Veroneser Dichter Giovanni Pindemonte, „und es scheint, daß sie auf den Rossen davonreiten wollen, die über der Fassade von San Marco gestanden haben. Da es keine Venezianer mehr gibt, ist es recht, daß die Pferde den Franzosen gehören, denn zusammen mit den Venezianern haben sie sie erobert."

Pindemonte sprach die Wahrheit mit diesen bitteren Worten. Die Schwingen des geflügelten Löwen waren zerbrochen, das stolze Venedig lag zerschmettert am Boden, Venezianer von jener Rasse, die im Jahre 1204 mit den Franzosen zusammen die Herrlichkeit Konstantinopels zerstört hatten, gab es nicht mehr. Damals hatten Marino Zeno und Giovanni Dandolo die vier Rosse mit vielen andern Kunstschätzen von Konstantinopel nach Venedig gesandt, und Domenico Morossini hatte die Beute glücklich nach Venedig gebracht. Er erhielt von der Serenissima zur Erinnerung den zerbrochenen Fuß eines der Pferde, der später beim Palazzo Contarini auf einem besonderen Sockel zur Aufstellung gelangte.

Im Arsenal der Lagunenstadt wurde die Beute geborgen und scheint dort lange wenig beachtet worden zu sein, bis eines Tages Abgesandte von Florenz das Arsenal besuchten, die Rosse sahen und durch ihre Bewunderung die Venezianer veranlaßten, diese glorreichen Reliquien des Altertums den Reliquien von San Marco zuzugesellen. Niemand weiß zu sagen, wann dies geschah, aber sie standen schon auf dem Dach der Markuskirche im Jahre 1364. Petrarca sah sie dort „mit ihren schnaubenden Nüstern und stampfenden Hufen", als er auf dem Markusplatz neben dem Dogen stehend an der Feier der Wiedereroberung Candias teilnahm.

Mehr als ein Jahrhundert später, im Jahre 1497, besuchte der Ritter Arnold v. Harff, Sprößling eines edlen Geschlechtes vom Niederrhein, die Lagunenstadt. Als er die vier vergoldeten Rosse über dem Hauptportal der Markuskirche erblickte, fragte er einen Edelmann der Stadt, was sie bedeuteten, und erhielt folgende Antwort: „Gelegentlich eines Zwistes, den Friedrich Barbarossa mit dem Papst hatte, war der Papst nach Venedig geflüchtet, und der Kaiser verlangte vom Dogen die Auslieferung Seiner Heiligkeit. Als diese verweigert wurde, schwur er zornig bei seinem roten Bart, er würde Venedig zerstören und in San Marco seine Pferde einstellen. Aber bei der Belagerung der Stadt wurde der Sohn des Kaisers gefangengenommen, und um den Sohn zu befreien, mußte der Vater einen Fußfall tun vor dem Papst. Und zur Erinnerung an die Demütigung des Kaisers und an den Schwur, er wolle San Marco in einen Pferdestall verwandeln, ließ der Rat von Venedig die vier Rosse über dem Hauptportal aufstellen." So erklärte man sich im Volksmunde im fünfzehnten Jahrhundert die Herkunft der Rosse; so hatte man demselben Harff wenige Monate früher in Rom erzählt, die Statue Marc Aurels sei das Ehrendenkmal

Digitized by Google

eines Bauern, der Rom vom Feinde befreit habe, indem er den Ruf des Kuckucks nachahmte.

Dunkel aber war die Herkunft der Rosse nicht nur den vergangenen Jahrhunderten; sie ist es auch noch heute. Die einen behaupten, Nero habe sie für den Schmuck seines Triumphbogens gießen lassen, die andern wollen in ihnen griechische Arbeit aus Chios erkennen. Der Löwe aber scheint in Venedig selbst im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert gegossen worden zu sein; jedenfalls steht fest, daß er bereits im Jahre 1293 die Säule auf der Piazzetta schmückte und reparaturbedürftig war.

An dem feierlichen Umzuge aller in Italien und anderswo geraubten Kunstwerke, der am 27. Juli 1798 auf dem Marsfelde in Paris stattfand, hat der Löwe von San Marco nicht teilgenommen. Er war in schwer beschädigtem Zustande in Paris angekommen. Es fehlten ihm die Flügel, alle vier Füße, der Schwanz und das Buch des Evangelisten, auf dem die Vorderfüße geruht hatten. Aber die ehernen Rosse, die ihre ehemalige Vergoldung noch nicht ganz verloren hatten, eröffneten den Zug, und eine Inschrift rühmte ihr Glück, nun französischen Boden zu berühren mit den Worten:

Endlich sind sie auf einer freien Erde angelangt!

Man schwankte anfangs, ob die venezianischen Bronzen im Museum aufgestellt werden sollten, oder ob man sie für die Siegesdenkmäler in Paris benutzen sollte. Einstweilen wanderten sie in den Invalidendom, damals Marstempel genannt, und dort scheinen sie Monate und Jahre gestanden zu haben. Endlich wurde der Löwe von dem Bildhauer Moitte wiederhergestellt und ihm zu Ehren wurde ein Brunnen vor dem Invalidendom errichtet. Hier stand er oben auf der Plattform eines unsäglich nüchternen, ofenartigen Aufbaues und fletschte grimmig seine Zähne, und unten plätscherte aus Löwenmasken das Wasser in eine Brunnenschale. Auf diesem elenden Machwerk las man nach der Seine zu eine stolze Inschrift:

Napoléon Bonaparte
empereur des Français a ordonné que ce monument fut placé sous les yeux des guerriers dont il atteste les exploits.
L'an Ier de son règne 1804.

Die Rosse wollte man anfangs auf der Place des Victoires aufstellen. „Sie werden vor den Triumphwagen der Republik gespannt werden," schrieb der „Moniteur" am 12. Brumaire 1799. „Das Direktorium hat die Ausführung dieses Denkmals bereits angeordnet." Warum der Plan keine Verwirklichung fand, wissen wir nicht. Jedenfalls erhielten die Rosse zunächst auf vier Pfeilern des hohen Eisengitters des Tuilerienpalastes ein wenig würdiges Unterkommen. Angesichts dieser Trophäen hielt Napoleon jeden ersten Sonntag im Monat die Musterung seiner stolzen Garden ab. Hier sah sie noch August v. Kotzebue im Jahre 1804: „Die berühmten vier Rosse," schreibt er, „die manche artige Reise in der Welt gemacht haben, stehen jetzt einzeln verteilt auf dem schönen Gitter,

Digitized by Google

welches den Hof der Tuilerien vom Carrouselplatz scheidet, sie haben nur einen schwachen Eindruck auf mich gemacht. Es sind vier recht artige Klepper, die nach meinem Gefühl mit den vier Rossen auf dem Brandenburger Tore zu Berlin nicht zu vergleichen sind."

Ein kaiserliches Dekret vom 26. Februar 1806 verhieß den Bronzen von San Marco eine neue Zukunft. Hier befahl Napoleon die Errichtung eines antiken Triumphbogens nach Art des Septimius-Severus-Bogens in Rom auf dem Carrouselplatz am Haupteingang der Tuilerien, à la gloire des armées: „Triumphbogen zu errichten," dekretierte der Kaiser, dem es persönlich völlig an Kunstverständnis fehlte, „Triumphbogen zu errichten, würde ein völlig zweckloses Unternehmen sein, wenn es nicht ein Mittel wäre, die Architektur als solche zu fördern. Ich will mit diesen Denkmälern auf zehn Jahre hinaus den Bildhauern Frankreichs Nahrung geben." Denon erhielt den Auftrag, den Plan zu entwerfen, und eines Abends 11 Uhr erging aus den Tuilerien der Befehl, am nächsten Morgen mit 500 Arbeitern die Vorarbeiten zu beginnen. Percier und Fontaine, die ersten Architekten des Kaiserreiches, wurden beauftragt, das Ruhmesdenkmal auszuführen, und bereits am 7. Juli 1806 fand die Grundsteinlegung statt.

Nach dem Entwurf von Denon sollten oben auf der Plattform des Bogens die Rosse von Venedig aufgestellt werden, angeschirrt an einen Triumphwagen, den die Statuen des Sieges und des Friedens geleiteten. Auf dem Triumphwagen aber sollte Napoleon stehen in wallendem Mantel, den Lorbeerkranz auf der Stirn, das Adlerzepter in der erhobenen Linken.

Der vollendete Triumphbogen aber sollte sich keineswegs eines ungeteilten Beifalls erfreuen. Die Rosse wirkten so kleinlich oben auf der Plattform des Denkmals wie dieses selbst auf dem ungeheuren Paradeplatz. „Die Pferde, die im Hippodrom von Byzanz am rechten Platze waren", lesen wir in russischen Briefen aus der Zeit über die Monumente von Paris, „passen hier in keinem Sinne in die Verhältnisse. Die beiden Statuen, von denen sie geleitet werden, sind viel zu groß. Die Bildhauerarbeiten, mit denen das ganze Denkmal überladen ist, verraten einen Erfinder, der groß zu sein glaubt, wenn er sich in Kleinigkeiten überbietet. Aber man soll den Franzosen diese Geschmacklosigkeit nicht anrechnen, die allgemein getadelt wird."

Am 15. August 1808 sah der Kaiser von einem Fenster der Tuilerien aus, daß der Triumphbogen noch immer mit Gerüsten verdeckt war, und er fragte den Indentanten des kaiserlichen Hauses, Fleurieu, wann denn das Denkmal endlich ganz enthüllt werden würde? Die Antwort lautete: „Sobald die Aufstellung der Statue Eurer Majestät vollendet sein wird."

Diese Worte versetzten den Kaiser in höchste Erregung. „Von welcher Statue sprecht Ihr?" rief er aus. „Niemals habe ich gewollt noch befohlen, meine Statue zum Prunkstück eines Denkmals zu machen, das ich mit großer Mühe und vielen Kosten zur Ehre meiner Armeen errichten ließ. Ich will, daß meine Statue, wenn sie schon oben steht, entfernt werde, und daß der Wagen

Digitized by Google

leer bleibt, wenn man nichts andres anzubringen weiß." So berichtet Bausset in seinen Erinnerungen, und eine spätere Quelle behauptet, die Statue Napoleons habe tatsächlich vierundzwanzig Stunden auf dem Triumphbogen gestanden, den nun die Rosse Venedigs allein mit dem leeren Triumphwagen und den beiden Allegorien zierten. Fürchtete Napoleon abergläubisch den neidischen Zorn der Götter, als er einen doch wohl früher sicherlich gegebenen Befehl widerrief? Er sollte ihn trotz alledem erreichen und sich hier oben an den Trophäen Venedigs auf eine seltsame und denkwürdige Weise offenbaren.

*

Als die verbündeten Armeen im Juli 1815 zum zweitenmal von Paris Besitz ergriffen hatten, sah sich General v. Müffling als Gouverneur von Paris auch vor die Aufgabe gestellt, dem Kaiser von Oesterreich das Eigentum Venedigs zurückzuerstatten. Er hat selbst mit der nüchternen Sachlichkeit des Soldaten die Vorgänge beschrieben, die sich auf die Herabnahme der Rosse vom Triumphbogen der Tuilerien beziehen: Wie Ludwig XVIII. sich anfangs sträubte, den Unwillen des Volkes fürchtend, und dann nachgeben mußte; wie zwei Versuche, die Rosse bei Nacht herabzunehmen, zuerst an der drohenden Haltung der Garde, dann am Widerstand des Volkes scheiterten; wie dann am nächsten Morgen österreichische Truppen zu Pferde und zu Fuß den Platz besetzten und die Herabnahme der Rosse am hellen Tage bewerkstelligt wurde.

Nichts hat in jenen erregten Wochen und Monaten in Paris die Gemüter so in Wallung versetzt wie dies Ereignis, dem Wellington selbst in voller Uniform beigewohnt haben soll, um die Pariser in Schach zu halten. Von keinem Vorgange besitzen wir so viele und so anschauliche Beschreibungen. Greifen wir eine heraus, die zwar schon ins Legendenhafte übergeht, die aber doch im ganzen die Dinge so darstellt, wie sie sich wirklich zugetragen haben. Und wer würde nicht gerne den ehrwürdigen Schatten von Friedrich Ludwig Jahn heraufbeschwören, der Selbsterlebtes in seiner Novelle „Der Geleiter" so unübertrefflich wiederzugeben verstanden hat? Zwar werden die Archäologen die Köpfe schütteln über alles, was Jahn über Abstammung und Schicksale der ehernen Rosse vorzubringen wußte, und die Franzosen mögen das Gebaren dieses Urgermanen höchst tölpelhaft und ungebührlich gefunden haben. Aber wie harmlos erscheint der Triumph der Deutschen und Oesterreicher auf der Plattform des Triumphbogens im Vergleich zu dem Pfingstfest, das die Franzosen achtzehn Jahre früher angesichts derselben Rosse in Venedig begangen hatten! „Ja, das waren herrliche Tage, der 30. September und der 1. Oktober," schreibt ein andrer Deutscher, „wo man so recht fühlte, daß man als Sieger in Paris sei."

„Der Geleiter winkte seinen Freunden," so beginnt Jahn von sich selbst zu erzählen, „und sie gingen zum Eingang. Auf der Treppe beim Hinaufsteigen wollten sie gern wissen, was es mit den Pferden für eine Bewandtnis habe. „Wartet, bis wir hinauf sind, da sollt ihr alles erfahren," gab ihnen der Geleiter zum Bescheid.

Digitized by Google

Oben waren Feldwerkleute des englischen Heeres, ihrer Landsmannschaft nach Irländer, beim Hinunterlassen der Pferde beschäftigt. Zufällig kannte der Geleiter drei irländische Worte, die auf Deutsch ungefähr heißen: Es lebe Irland! Die hatte er von Irländern gelernt, so bei dem unglücklichen Kampfe um Irlands Selbständigkeit in Englands Gefangenschaft geraten und, weil die Briten des Mordens satt hatten, an deutsche Kriegsmächte verschenkt waren. Dieser irländischen Worte sich erinnern, sie aussprechen und die Verwunderten mit Fünffrankenstücken beschenken, war eins. Gutwillig ließ sich der Feldwerker den Possekel[1]) aus der Hand nehmen, mit dem der Geleiter an die Seite der Ruhmesgöttin trat. Jetzt brach er aus: „Du hast den Mund immer sehr voll genommen, wir haben ihn dir aber in Deutschland geklopft und gestopft." Darauf holte er aus und führte erst einen gewaltigen Schlag auf die Posaune und dann auf den Mund der Bildsäule. Beim ersten Schlage rief er „Leipzig", beim zweiten „Waterloo", was beide Male die Irländer allstimmig nachsprachen, als ob es so sein müßte. Nun machte er sich an die Siegesgöttin und rief zürnend: „Längst haben wir dich in Deutschland flügellahm geschlagen, aber du sollst auch hier deine Fittiche sinken lassen," und wiederum ausholend, hieb er mit aller Kraft zweimal auf die Flügelgelenke unter dem Ausrufe: „Leipzig", „Waterloo", was die Irländer gleichfalls wiederholten.

Nun entkleidete er den Wagen seiner Zier, riß die Lorbeeren herunter, nahm das große vergoldete N ab und steckte es bei, brach von der Deichsel den großen und schweren Adler. Dann bestieg er den Wagen, setzte sich hinein, beschaute sich die Sündenstadt, erhob sich und begann zu seinen Freunden:

„Diese Rosse, so wir jetzt ausspannen, zierten einst den Sonnentempel zu Korinth. Der wilde römische Würger Mummius entzog sie der allverheerenden Brunst, so er selber geschürt, und brachte sie mit Siegespracht nach Rom.

Der Vandalenkönig Genserich schleppte sie von Rom nach Karthago, als er die Heldenstadt des Hannibal an den Enkeln der Scipionen rächte.

Des mittelgriechischen Reiches sieghafter Feldherr Belisar schiffte sie nach Byzanz bei des Vandalenreiches Zerstörung.

Von dort entführte sie der Venediger Herzog und Heerführer Dandolo als Siegesbeute, um seine rosselose, durchgrachte Inselstadt damit zu verherrlichen.

Hier sah sie der Korse, dem alles anstand, und raubte sie, sich und den Seinen zum ruhmlosen Andenken. Nicht durch Krieg gewonnen, waren sie des Siegers Kampfpreis, sondern im Frieden und Bunde gestohlen, wie der Einbrecher dem Geknebelten sein Gut nimmt. Sie werden jetzt wieder nach ihrem letzten Halte geschafft. Wohin sie gehören, dahin werden sie auch gelangen. Seit sie von der Urstelle gerückt worden, haben sie den Sonnenkoller bekommen und rennen und bissen um die Ende. Ein weiser Mann zöge sie darum nimmer in seinen Marstall . . .

---

[1]) Possekel = ein schwerer Hammer.

Digitized by Google

Nach dieser Zusprache schwang sich der Geleiter von dem Wagen, raffte den Adler in seinen Rock, trug ihn hinunter und legte ihn auf einen der Rüstwagen, der österreichischen Wache einschärfend, dieses Denkzeichen sorgfältig zu wahren."

„Als die Pferde weg waren," so beschreibt ein andrer Augenzeuge den weiteren Verlauf der Dinge, „zogen die Oesterreicher ab, und die Franzosen strömten auf den Platz und besahen den Siegeswagen und die beiden Genien des Ruhms und des Sieges, welche stehengeblieben, obschon sie nichts mehr zu tun hatten. Es war ein rechter Jammer! Il faut que la France soit bien humiliée de prendre tout ça en plein jour — au milieu de la capitale et devant le château du roi — oh mon Dieu! — et les décorations — ils n'appartenaient pas aux étrangers — le char est fait à Paris. Das war das Hauptsächlichste, was sie vorzubringen hatten. Aber sie waren so kitzlig, so gereizt als die Bienen, wenn es heiß ist und sie schwärmen oder viel Honig bekommen."

Wenigstens bei der Herabnahme des Löwen, die schon am nächsten Tage ausgeführt wurde, erlebten die Pariser Gassensteher einen kleinen Triumph. „Ob sich die Arbeiter vor dem grimmen Tier gefürchtet haben," schrieb Jahn an Eiselen, „weiß ich nicht, genug, der Löwe ist heruntergeschlagen." Und ausführlicher schrieb die polnische Gräfin Potocka über den Vorfall am 5. Oktober an ihren Gatten: „Man hat den Löwen auf dem Invalidenplatz herabgenommen, denn die Venezianer verlangten ihn zurück. Die Oesterreicher mußten die Arbeit selbst in Angriff nehmen, denn man konnte keinen Franzosen finden, der Hand anlegen wollte, als es galt, Frankreich zu berauben. Das ganze Volk hatte sich stillschweigend auf dem Platz versammelt und sah zu, aber die Ungeschickten ließen den Löwen von oben herabfallen, und er ist in zwanzig Stücke zerbrochen. Beifall, Gelächter, Jubel erfüllte die Luft, was die Oesterreicher in einen wütenden Zorn versetzte. Der Löwe von San Marco wird niemand mehr Freude machen."

Auch Canova, der die Ansprüche Roms in Paris zu vertreten hatte, berichtete über seine Erlebnisse in Paris an Cicognara nach Venedig und fügte hinzu, er habe dem Kaiser von Oesterreich geraten, die vier Rosse in Zukunft San Giorgio, gegenüber am Eingang des Dogenpalastes, aufzustellen. Er fühlte auch die wenig beneidenswerte Rolle, die Italien bei dieser Gelegenheit zu spielen verdammt war, und schrieb: „Das Beste ist jetzt fortgenommen und alles durch die Gewalt der preußischen, österreichischen und englischen Bajonette. Denn es sind diese drei Mächte, die uns besonders beschützen. England zahlt außerdem den Transport von Paris nach Rom. Eine schöne Sache!"

In den ersten Dezembertagen 1815 kehrten der Löwe und die vier Rosse aus Paris nach Venedig zurück, und sie wurden empfangen wie glücklich befreite Gefangene im langentbehrten Vaterland. Das Arsenal, das völlig ausgeleerte, nahm sie auch diesmal wieder auf. Von dort wurden die Rosse bereits am 13. Dezember nach dem festlich geschmückten Markusplatz zurückgebracht und ungeachtet der Ratschläge Canovas unter unermeßlichen Freudenbezeigungen des

Digitized by Google

Volkes wieder auf ihren alten Platz, hoch über dem Eingang der Markuskirche, aufgestellt. „Das erste öffentliche Fest von einiger Wichtigkeit," schrieb Lady Morgan, „welches nach langer Zeit wieder in Venedig gefeiert wurde, ließ die österreichische Regierung zu Ehren der Rückkehr der weltberühmten Rosse veranstalten. Man unterließ nichts zur glänzenden Feier eines Ereignisses, das die Wiederherstellung der Legitimität und den Untergang der Gewalten des Umsturzes verherrlichen sollte. Auf dem Markusplatz prangte eine Tribüne für den Adel Venedigs, nahe dem Markusturm war ein schöner Balkon für den Kaiser errichtet. Sobald Franz I. mit dem Hofe eintraf, verkündigte Kanonendonner von Arsenal und Hafen her den feierlichen Augenblick, in dem die Rosse des Lysipp in die Höhe gezogen wurden."

Auch die Gelehrten und Dichter setzten ihre Federn in Bewegung. Klaproth in Berlin und Darcet in Paris hatten schon früher die Erzmasse analysiert und die Methode des Gusses festzustellen versucht. Jetzt entbrannte über den Ursprung der Rosse unter den Gelehrten Italiens ein heftiger Streit. Waren sie in Rom, waren sie in Griechenland gegossen worden? Kurz, das neue Schicksal hat den uralten Erzbildern neuen Ruhm gebracht.

Seltsamer Wechsel menschlicher Dinge! Was Napoleon Venedig geraubt hatte, gab Franz I. zurück, dessen Namen man am Abend des 13. Dezember im Fackelschein über dem Hauptportal von San Marco erglänzen sah. Der Kaiser wohnte mit Metternich dem Freudenfeste bei, und die Inschrift, die das Datum der Rückkehr verewigt und die Munifizenz des Habsburgers preist, ist noch im Jahre 1856 erneuert worden. Ihr fehlt der wahrhaft monumente Charakter einer andern Inschrift, die Cicognora aufgezeichnet hat, ohne den Verfasser anzugeben:

Trophaeum Venetum
an. 1204
Spolium Gallicum
an. 1797
Munus Austriacum
an. 1815.

Munus Austriacum! Nicht alle jubelten! Der venezianische Dichter Lantana brachte damals in tiefempfundenen Versen zum Ausdruck, was mancher Nachdenkliche auch empfinden mußte: die Schmach, die Siegestrophäen glorreicher Ahnen als Geschenk aus Oesterreichs Hand zurückzuerhalten!

Dem Volk aber wurde die reine Freude durch solche Erwägungen nicht verkümmert. Ein neues und ebenso glänzendes Fest wurde gefeiert, als einige Monate später der zweimal halbzerstörte Löwe auf die Piazzetta zurückkehrte. Tatzen und Schwanz, Buch und Flügel hatten zum zweitenmal erneuert werden müssen. Am 17. April 1816 wurde das geflügelte Wahrzeichen Venedigs wieder auf seinen erhabenen Platz oben auf die Säule neben dem Drachentöter St. Teodoro aufgestellt, nachdem auch die geraubten Bellini, Tizian, Paris Bordone und Tintoretto in den Kirchen und in der neugegründeten Akademie der schönen

Digitized by Google

Künste zur Schau gestellt waren. Paolo Veroneses Gemälde aus dem Dogenpalast aber blieben in Versailles zurück, und die weltberühmte „Hochzeit zu Kana" aus San Giorgio Maggiore war zwar von Venedig nach Paris gelangt, konnte aber wegen des riesigen Umfanges nicht von Paris nach Venedig zurücktransportiert werden. Die Verluste, die Arsenal, Bibliotheken und Privatsammlungen erlitten hatten, sind überhaupt niemals auch nur annähernd ersetzt worden.

Merkwürdiger Zufall! Der österreichische Kaiser war wieder in Venedig, als sich der vielgeprüfte Löwe von den Schrecken der Pariser Gefangenschaft erholt hatte. So konnte er auch der Wiederaufrichtung des Löwen am blauen Wasser des Canale grande durch seine Gegenwart kaiserlichen Glanz verleihen. Die Kaufleute Venedigs stifteten zu diesem Fest eine Mitgift für achtzehn Bräute, die mit großem Prunk verteilt wurde. Das Volk aber jubelte wie in alten Tagen: „Viva San Marco!", von der festen Zuversicht erfüllt, daß mit den alten heiligen Zeichen des Löwen und der Rosse nun auch der alte Herrscherglanz der Dogen in die Lagunenstadt zurückkehren würde.

Freie Bahn für alle Tüchtigen!

Von

Arnold Sachse

Am 28. September d. J. hat der Reichskanzler am Schlusse seiner Reichstagsrede für die innere Politik die Losung ausgegeben: Freie Bahn für alle Tüchtigen!

Breiten Kreisen des deutschen Volkes hat er damit aus der Seele gesprochen. Denn schon lange herrscht die Meinung, daß der freien Betätigung der Tüchtigen auf vielen Gebieten unberechtigte Hemmnisse entgegenstehen. Namentlich ist häufig, auch im Reichstage, der Vorwurf erhoben worden, daß unsre Diplomatie vor dem Kriege versagt habe, weil ihr Personal, das sich im Kriege natürlich nicht geändert hat, nicht ausschließlich nach der Rücksicht auf die Tüchtigkeit, sondern, wie angenommen wird, mehr nach höfischen Rücksichten und nach Reichtum und Stand ergänzt werde. Es könnte sein, daß dem Reichskanzler dieser Vorwurf besonders eindrucksvoll gewesen ist und auch vorgeschwebt hat. Weniger bekannt wird ihm gewesen sein, daß in den Kreisen der deutschen Schulmänner während der Kriegszeit stärker als zuvor die Frage des Aufstieges der Begabten erörtert worden ist. In dem von Jakob Wychgram herausgegebenen Buche „Die deutsche Schule und die deutsche Zukunft", in dem Ausführungen einer großen Anzahl deutscher Schulmänner über die Zukunftsaufgaben des deutschen Unterrichtswesens gesammelt sind, ist an zahl-

Digitized by Google

reichen Stellen gerade diese Frage besprochen worden. Dort findet sich die Formulierung: Mehr Luft und Licht der Begabung! Der Deutsche Ausschuß für Erziehung und Unterricht, eine kürzlich gebildete freie Vereinigung von Männern, die auf verschiedenen Gebieten des Unterrichtswesens wenigstens schriftstellerisch eine führende Stellung einnehmen, hat sich als erste Aufgabe die gestellt, der Frage nach dem „Aufstieg der Begabten" näherzutreten. Dazu hat der Ausschuß eine Sammlung von Meinungsäußerungen veröffentlicht. Die überwiegende Mehrzahl dieser Aeußerungen bewegt sich ausschließlich in schulmännischem Fahrwasser und will in der Einführung der nationalen Einheitsschule ein Abhilfemittel gefunden haben. Unter der Einheitsschule wird eine Schule verstanden, in der alle Schüler von Schulbeginn an während einer Reihe von Jahren gemeinsam unterrichtet und danach ihrer Begabung entsprechend, also nach dem Urteil der Lehrer, verschiedenen höher führenden Schulen zugewiesen werden. Es ist aber nicht nur vor einer Ueberschätzung dieses nicht unbedenklichen Abhilfemittels zu warnen, sondern es muß überhaupt als ein Irrtum bezeichnet werden, daß die Hemmungen für die Begabten und Tüchtigen allein oder auch nur hauptsächlich in Schuleinrichtungen beruhen. Die Begabung läßt sich sowohl nach ihrer Eigenart wie nach ihrer Stärke in der Zeit der Schuljahre häufig noch gar nicht erkennen. Und schließlich darf das durch unzählige Erfahrungen bewährte Bibelwort nicht vergessen werden, daß der Stein, den die Bauleute verworfen haben, zum Eckstein geworden ist. Durch die sog. Einheitsschule kann wohl da und dort ein Begabter einem Berufe zugeführt werden, dem er sonst ferne geblieben wäre — in der Regel wird es sich um einen gelehrten Beruf handeln. Aber es ist zweifelhaft, ob es für einen solchen Einzelnen ein Vorteil ist, praktischer Betätigung, in der er voraussichtlich auch Hervorragendes geleistet haben würde, entzogen zu werden, und erst recht ist zweifelhaft, ob das für die Allgemeinheit ein Vorteil ist. Größer ist die Gefahr, daß durch die Einheitsschule die Entwicklung Begabter nieder- und aufgehalten wird.

Soll die Erörterung darüber, welche Hemmnisse der Begabung die freie Bahn versperren, ersprießlich sein, so muß über das Gebiet der Schule hinausgegriffen und die gesamte Vorbereitung für das öffentliche Leben und die Einführung in dasselbe ins Auge gefaßt werden. Es gilt festzustellen, worin die Hemmungen bestehen. Sie bestehen erstens in der Mittellosigkeit vieler Begabter, zweitens in dem Verfahren der Auslese, das geübt wird durch Prüfungen und durch Empfehlungen. Danach ist die Vorfrage zu erörtern, wie die Begabung zu erkennen ist, und schließlich die Hauptfrage: Welche Maßnahmen sind zu ergreifen, um die Hemmungen zu beseitigen, welche dem Aufstieg der Begabten entgegenstehen? Die Vorfrage ist psychologischer Natur; es wird nicht beabsichtigt, ihr hier näherzutreten, sondern es soll vorausgesetzt werden, daß es gelungen ist, die Begabung für eine bestimmte Laufbahn zutreffend festzustellen. Daß bei dem Versuche dieser Feststellung viele Mißgriffe unterlaufen, lehrt die Erfahrung. Hier sollen nur einige Maßnahmen angedeutet werden, die zur Beseitigung von Hemmungen dienen können. Erstens zur Beseitigung solcher Hem-

Digitized by Google

mungen, die aus der Mittellosigkeit entspringen. Es ist mit der Schule zu beginnen. Mittellosen Begabten, aber auch wirklich nur den begabten Schülern, sind zu ihrer Weiterbildung auf den für ihre Begabungsart geeigneten Schulen aus öffentlichen Mitteln Unterstützungen zu gewähren. Auf den höheren Schulen muß solchen Schülern mindestens Schulgelderlaß, und zwar unabhängig von der Höhe des Gesamtschulgeldaufkommens, bewilligt werden. Für die Hochschulen ist eine Reform der Bestimmungen über Befreiung, Stundung und Erlaß der Vorlesungshonorare zugunsten der Begabten nötig, wie sie der unvergeßliche Friedrich Althoff erstrebt hat, aber über der Fülle der Aufgaben, deren Lösung er sich vorgesetzt hatte, nicht in Angriff nehmen konnte. Die Stundung ist durch den gänzlichen Erlaß zu ersetzen. Der Gesichtspunkt, daß die Vergünstigung in erster Linie von der Bedürftigkeit abhängig zu machen ist, muß aufgegeben werden. Die Vergünstigung darf nur den Begabten und Tüchtigen zuteil werden, wobei die Prüfung der Bedürftigkeit in sehr wohlwollender Weise zu handhaben ist. Der Förderung des Begabten ist die Beschränkung auf das Existenzminimum abträglich. Nach gleichen Gesichtspunkten hat eine Reform des Stipendienwesens auf den Universitäten einzutreten, wobei nötigenfalls auf gesetzlichem Wege die Aenderung der gänzlich veralteten, auf der Anlockung armer Studenten beruhenden Verleihungsgrundsätze der meisten bestehenden Stipendienstiftungen herbeizuführen ist. Die Ausbildungszeit für viele Berufe kann abgekürzt und damit die Laufbahn verbilligt werden. Die Verlängerung der Ausbildungszeit, namentlich am Anfang durch Forderung der Entlassungsreife einer höheren Schule, ist keineswegs immer durch das Bedürfnis der praktischen Ausübung des Berufs herbeigeführt worden, sondern häufig, um damit der früheren Ueberfüllung der höheren Berufe zu steuern, und auch aus Standesrücksichten. Man hat damit manchen mittellosen Begabten ausgeschlossen. Besondere Berücksichtigung werden nach Friedensschluß die aus dem Felde zurückkehrenden jungen Leute, deren Ausbildung durch den Krieg jäh unterbrochen worden ist, verdienen.

Zweitens ist das Verfahren der Auslese reformbedürftig. Da ist wieder mit der Schule zu beginnen. Die Bevorzugungen, welche jetzt den Vorschülern bei der Aufnahme in die höhere Schule zuteil werden, müssen fallen. In dieser Richtung bewegen sich auch bereits Verordnungen einzelner Unterrichtsverwaltungen, so die kürzlich erlassenen Bestimmungen des preußischen Kultusministers über die Aufnahme von Schülern in die unterste Klasse der höheren Lehranstalten. Näher kommen dem Ziele der gleichen Behandlung aller die Aufnahme erstrebenden Schüler die neuen bayerischen und badischen Bestimmungen. Die Versetzungen müssen streng gehandhabt werden. Die Unbegabten sind bei den Prüfungen auf den Schulen und Hochschulen rechtzeitig abzuweisen. Dadurch wird die Bahn freier für die Begabten. Die Laufbahn durch die Schule und durch die Prüfungen soll als Regel bleiben, aber es muß gerade für den Begabten, der auf der Schule verkannt ist oder sich spät entwickelt oder ganz besondere Lebensschicksale erfahren hat, die Möglichkeit offen bleiben, in jede Laufbahn, für die

Digitized by Google

er sich fähig fühlt, doch noch durch Ablegung der diese Laufbahn letzten Endes eröffnenden Eintrittsprüfung aufgenommen zu werden. Hierzu ist eine ganz erhebliche Einschränkung des Berechtigungswesens der Schulen nötig. Es wird ernstlich zu prüfen sein, ob nicht die unselige Einjährig-Freiwilligen-Berechtigung, welche das höhere Schulwesen so herabgezogen hat und zahllosen jungen Leuten kostbare Lernjahre raubt, fallen zu lassen ist. Die gesetzlichen Hindernisse, welche jetzt den Eintritt in Laufbahnen und Aemter von der Ablegung ganz bestimmter Prüfungen abhängig machen, können zum Teil beseitigt werden. Es wird dabei namentlich daran gedacht, daß zu manchen Aemtern nach gesetzlicher Bestimmung ausschließlich Personen zugelassen werden, welche juristische Prüfungen abgelegt haben. Bei dem Erlaß dieser Gesetze ist der Grundsatz praktischer Staatsverwaltung, überall Ausnahmemöglichkeiten offen zu halten, zum Schaden des Ganzen außer acht gelassen worden. Höhere Verwaltungsämter müssen Technikern und Parlamentariern, überhaupt begabten und tüchtigen Leuten der Praxis ebensogut offenstehen. Die Erfahrungen außerdeutscher Länder sprechen für eine solche Reform. Es müssen auch die Hindernisse beseitigt werden, welche der Verwendung jüngerer Kräfte in verantwortlichen Stellungen vor Ablegung der regelmäßigen Prüfungen entgegenstehen. Es ist nicht abzusehen, warum nicht auch ein Referendar im Bedarfsfalle eine Amtsrichter- oder Staatsanwaltsstelle soll versehen können. Da muß nur das bei preußischen Parteien wurzelnde Mißtrauen aufgegeben werden, daß ein junger Mann, der nicht die letzten Prüfungen bestanden hat und den ganzen, den endgültig angestellten Beamten zustehenden Schutz genießt, seine Entscheidungen nicht unbeeinflußt treffen könne. Die Notwendigkeiten des Krieges haben in Hunderten von Fällen die Verwendbarkeit solcher jüngeren begabten Leute in verantwortlichsten Stellungen bewiesen. Das heutige System der Beamtenbesoldung bedarf der Aenderung, insoweit es durch die starre Befolgung des Dienstaltersystems den Tüchtigen niederhält und der Trägheit und Gleichgültigkeit Vorschub leistet. Die Beförderung muß mehr als bisher nach den Leistungen, nicht nach Besitz und Verbindungen erfolgen. Es ist das freilich für diejenigen, welche zu entscheiden haben, eine sehr schwere und verantwortungsvolle Aufgabe. Wenn auch alle mechanischen Maßstäbe für die Auslese zu verwerfen sind, weil damit die scheinbar höchste Gerechtigkeit in Wahrheit höchst ungerecht wirkt, so gibt es doch Mittel und Wege, um den Zufall mehr als bisher auszuschalten.

Große Geschehnisse, hohe Anforderungen des Augenblicks offenbaren Begabung und Tüchtigkeit. Der Krieg hat es tausendfältig gezeigt. In der gemeinsamen Kampfesnot fallen die Hemmnisse träger Friedenszeit zu Boden. Die Zeit, welche nach diesem Kriege folgen wird, wird keine Zeit des Genusses sein. Die gemeinsame Kampfesnot wird anhalten, wenn auch das blutige Ringen mit dem Feinde aufhören wird. Sie wird leichter als bisher die Begabten und Tüchtigen erkennen lassen. Es wird aber noch nötiger sein, sie zu fördern und an den rechten Platz zu stellen. Das deutsche Volk, das so viele hoffnungsvolle Söhne verloren hat, kann von den Begabten und Tüchtigen, die ihm geblieben

Digitized by Google

sind und neu geboren werden, keinen mehr missen. Es muß und wird ihrer Betätigung freie Bahn schaffen. Das ist nach den Worten des Reichskanzlers eine Staatsnotwendigkeit.

Meine neunundsechzigjährige Fehde gegen den Verlust der Staatsangehörigkeit durch Entlassung

Von

Wilhelm Cahn, Geh. Legationsrat z. D.

(Schluß)

Am 9. Mai 1865 fand meine Vereidigung als Uebersetzer am Kaiserlichen Appellationshofe statt. Einen mir vom sächsischen Gesandten gemachten, von Baron Schweitzer eifrig befürworteten Vorschlag, an Stelle des plötzlich verstorbenen Kanzlers Leutnant Braun in die sächsische Gesandtschaft einzutreten, nahm ich trotzdem im Herbst desselben Jahres an. Dieses Amt brachte bei weitem nicht soviel Arbeit mit sich, wie das gleiche an der badischen Gesandtschaft, da die Zahl der in Frankreich lebenden Sachsen nur etwa 5—6000 betrug, während Baden mit etwa 12—15000 Angehörigen vertreten war. Aber in einer Hinsicht war es doch nicht ganz leicht. Es ereignete sich nämlich merkwürdigerweise, daß von den bei uns sich Rat holenden „Sachsen" die meisten bereits gar nicht mehr die Eigenschaft sächsischer Untertanen besaßen. Sachsen hatte sich das preußische Gesetz zum Muster genommen, nach welchem das Untertanenrecht durch Entlassung oder zehnjährigen Aufenthalt im Ausland verloren ging. Die Fälle, in denen ich deshalb die Leute abweisen mußte, waren sehr häufig, und oft verließen sie das Zimmer mit dem zornigen Ausruf: „Dann werde ich eben Franzose werden!" Solche Szenen berührten mich sehr unangenehm. Das war auf der badischen Gesandtschaft nie vorgekommen. Das badische Gesetz kannte, wie das französische, nur den Verlust der Staatsangehörigkeit durch Naturalisierung im Ausland oder durch Zivilstandsänderung (Heirat, Legitimation). Wenn also ein Badener gekommen war, so hatten auch dessen Papiere ihre Richtigkeit gehabt. Da mir auch aus andern Gründen die Tätigkeit an der sächsischen Gesandtschaft nicht zusagte, so schied ich Anfang 1867 aus derselben. Es war das Jahr der Pariser Weltausstellung, in welchem sich mein Uebersetzungsbureau zu einem internationalen Rechtsbureau entwickelte.

Als mir Ende Juni 1868 provisorisch die Stelle eines Kanzlers an der bayerischen Gesandtschaft angeboten wurde, nahm ich diese nur unter der Bedingung an, daß, falls die Stellung eine definitive werden würde, ich meine Tätigkeit als beeidigter Uebersetzer beibehalten könnte. Auch würde ich nur als Kanzler mit Unterschriftsberechtigung für die beim französischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu beglaubigenden Akten eintreten. Nach kürzester

Digitized by Google

Probezeit wurde ich unter dem Staatsministerium Hohenlohe mit Berücksichtigung der von mir ausgesprochenen Wünsche definitiv angestellt und am 15. Juli 1868 als bayerischer Staatsbeamter vereidigt.

Was mich an dem bayerischen Staatsangehörigkeitsgesetz erfreute, war, daß das Staatsbürgerrecht weder durch Entlassung noch durch mehr als zehnjährigen ununterbrochenen Aufenthalt im Auslande verloren ging. Aber einen schwarzen Punkt hatte ich sehr bald in der bayerischen Gesetzgebung herausgefunden. Das war in bezug auf Verehelichung, die Trennung zwischen rechts- und linksrheinischem Bayern durch das Gesetz vom 16. April 1868, betreffend Heimat, Verehelichung und Aufenthalt in Bayern. Während die linksrheinischen Bayern hinsichtlich ihrer Verehelichung von dem Code Napoléon regiert wurden und nur der Vorlage der standesamtlichen Akten bedurften, wurde die Ehe des rechtsrheinischen Bayern nach § 33 des vorerwähnten Gesetzes nur dann als gültig anerkannt, wenn ein distriktspolizeiliches Zeugnis bestätigte, daß gegen die beabsichtigte Eheschließung kein im Heimatsgesetz begründetes Ehehindernis bestehe. Da vielen im Ausland wohnhaften rechtsrheinischen Bayern diese gesetzliche Bestimmung unbekannt war, auch die Mehrzahl der im Ausland fungierenden Standesbeamten von dieser Vorschrift keine Ahnung hatte, war nach dem bayerischen Gesetz ein ansehnlicher Teil der abgeschlossenen Ehen ungültig. Zur Illustrierung dieser Tatsachen eine Episode aus der Kriegszeit 1870/71. Ich war unter Genehmigung der französischen Regierung und bei Gewährung der Gegenseitigkeit für den französischen Gesandtschaftskanzler in München während des ganzen Krieges 1870/71 der mit dem Schutz der Bayern und Badener betrauten schweizerischen Gesandtschaft attachiert in Paris geblieben. Im August wurde infolge unserer Siege die Stimmung gegen alles Deutsche in Paris immer erbitterter, bis endlich unter der Regentschaft der Kaiserin Eugenie eine Ausweisung aller Deutschen verfügt wurde. Wie eine Sturmflut ergoß es sich über unsre Kanzlei. Zur Auszahlung der Reisegelder kam auch ein rechtsrheinischer Bayer, Schlossergeselle aus Cham, verlangte für sich und seine Familie, die mit ihm gekommen war, Reisegeld. Seine Frau, eine Französin, hielt ein munteres Kind auf dem Arm, an ihren Rock klammerten sich zwei andre Kinder von zwei und vier Jahren, während ein Junge von etwa sechs Jahren, stämmig, die Hände in den Hosentaschen, sich zur Seite des Vaters hielt. „Ja, sind Sie denn rechtsgültig verheiratet?“ fragte ich.

„Versteht sich,“ antwortete dieser und zeigte mir einen Heiratsausweis der Mairie vor.

„Das ist nicht genügend,“ bemerkte ich, „Sie müssen noch die distriktspolizeiliche Eheerlaubnis vorlegen, da sonst Ihre Ehe nach dem bayerischen Heimatsgesetz ungültig ist und ich Ihnen weder für Ihre Frau noch für Ihre Kinder, die nicht als Bayern anerkannt werden, Reisegeld verabreichen kann.“

Der Mann sah mich einen Augenblick verdutzt an, dann aber schrie er los: „Was? Meine mir rechtmäßig angetraute Frau! Das wäre ja noch schöner; mein Kamerad, der Helferich aus Rodalben, der vorhin da war, der hat ja

Digitized by Google

auch nur einen Heiratsauszug von der Mairie gehabt, und dem haben Sie doch für seine Frau und seine zwei Kinder das Geld gegeben! Hat denn der die Extraerlaubnis von der Regierung gehabt?"

„Nein," sagte ich, „der braucht sie auch nicht, der ist aus der Pfalz, die hat französisches Gesetz."

„Ei, da soll ja ein Kreuzdonnerwetter dreinschlagen! — Entschuldigen Sie, Herr Sekretär," fügte er begütigend hinzu, „also die Pfälzer, weil sie mal zum Franzosen geschworen haben, die sind besser dran als wir Altbayern! Das ist ja 'ne Schand'!"

Während die Französin, erschreckt über ihres Mannes Aufregung, diesen nach der Ursache fragte, ging es mir auf, wie recht der biedere Altbayer eigentlich hatte, und welche Erniedrigung darin liegt, daß die Pfalz es gleichsam als Vergünstigung ansehen muß, einmal französische Provinz gewesen zu sein! Eine Ironie, wie sie unter den jetzigen Verhältnissen kaum beleidigender erdacht werden könnte!

„Sie haben recht," rief ich, „die Altbayern sollen den Pfälzern nicht nachstehen, ich gebe Ihnen und den Ihrigen das Reisegeld, aber Sie müssen mir versprechen, daß Sie, in Ihrer Heimat angelangt, die Erlaubnis nachträglich erwirken." [1])

Ich hatte Paris übersatt. Die Franzosen mit ihrem ewigen Phrasengedresche wurden einem zum Ekel, und die Deutschen, die sofort nach dem Kommunebrand wieder nach Paris zurückgekehrt und den Herren des „Universalgehirns", wie Victor Hugo Paris betitelte, nachzuweisen bestrebt waren, daß sie sich während des Krieges nicht in Deutschland, sondern in England, in der Schweiz oder in Belgien aufgehalten hatten, waren mir zum Abscheu. „Weg von Paris!" war mein Losungswort. Auf eine Anfrage bei dem Ministerium in München, ob dort eine geeignete Stellung für mich vakant sei, wurde mir der Bescheid, daß im Etat kein Posten mehr vorgesehen sei; falls ich aber die Absicht hätte, nach Berlin zu gehen, so würde das Ministerium mich gern dahin empfehlen. Im fragte nunmehr im April 1874 beim Auswärtigen Amt an, ob ich bei der Reichsbehörde einen passenden Platz finden könne. Am 23. Mai erwiderte der Staatssekretär v. Bülow, daß für mich gewiß eine geeignete Stellung gefunden werden würde, daß ich im Juni in Berlin eintreffen und mich bei dem Ministerialdirektor v. Philipsborn melden möge, damit das Weitere veranlaßt werde. Auf eine Anfrage an den Geheimen Legationsrat Hellwig, mit dem ich in den Jahren 1871/72 in Paris freundschaftlich verkehrt hatte, ob er mich in seinem Dezernat — Staatsangehörigkeits-, Heimats-, Armensachen usw. — beschäftigen könnte, antwortete dieser bejahend, und am 1. Juni 1874 saß ich in einem bescheidenen Zimmer des Auswärtigen Amtes. Mit dem 1. Januar 1876

---

[1]) Das Gesetz, wonach der rechtsrheinische Bayer zur Verehelichung außerhalb Bayerns der Vorlage einer distriktspolizeilichen Erlaubnis bedurfte, ist erst neuerdings durch königlich bayerische Verfügung vom 16. Februar 1916 aufgehoben worden.

Digitized by Google

wurde meine Stellung eine etatsmäßige. Die mir zugewiesenen Arbeiten waren mir durch meine Pariser Tätigkeit auf der Gesandtschaft und in meinem Rechtsbureau zum großen Teil vertraut. Ich arbeitete mich schnell ein. Im Jahre 1883 wurde ich Dezernent für Staatsangehörigkeits- und Heimatssachen. Neunjährige Arbeit in diesem Referate hatte mir genugsam zu erkennen gegeben, daß die Fragen der Nationalität im Deutschen Reiche von der deutschen juristischen Welt nicht mit der ihr gebührenden Aufmerksamkeit behandelt wurden. Ueber das Reichsgesetz vom 1. Juni 1870 gab es noch keinen erschöpfenden Kommentar, der über manche strittigen Punkte die gewünschte Erläuterung gegeben hätte. Das bedeutende Aktenmaterial, das mir zur Verfügung stand und aus dem ich mir allmählich eine Sammlung wichtiger Erlasse verschiedener deutscher Ministerien sowie ausschlaggebender gerichtlicher Entscheidungen angelegt hatte, brachte mir den Gedanken nahe, einen solchen Kommentar zu schaffen. Die Ermächtigung zu diesem Buche, und zwar unter Benutzung amtlicher Quellen, wurde mir vom Reichskanzler erteilt. Im Jahre 1886 wurde ich etatsmäßiger Hilfsarbeiter, nachdem ich schon vorher zum Kaiserlichen Legationsrat ernannt worden war. Dagegen wurde mir statt des bisher geführten Dezernats ein andres — Rechtshilfe im Ausland (gerichtliche Zustellungen, Ersuchungsschreiben, Exterritorialität usw.) — zuerteilt. Dies hinderte mich nicht, an meinem Kommentar weiterzuarbeiten, der auch im Jahre 1888 im Verlag von Guttentag erschien. Das Buch hatte so guten Erfolg, daß es im Jahre 1892 schon vergriffen war.

In meinem Buche hatte ich insbesondere gegen zwei gesetzliche Bestimmungen, die den Verlust der Reichsangehörigkeit zum Gegenstand haben, Stellung genommen, und zwar

a) gegen die Entlassung,

b) gegen den Verlust durch zehnjährigen Aufenthalt im Auslande (§ 13, 1 und 3).

Zur besonderen Genugtuung gereichte mir eine Anfrage meines ehemaligen Schulkameraden und Freundes Schlippe, der Präsident des Großherzoglich Hessischen Justizministeriums war. Von dem zuständigen Gericht in Mainz war in einer Strafsache gegen Toussaint und Genossen die Frage erörtert worden, ob der Angeklagte noch deutscher Staatsangehöriger sei, wenn er während der zehnjährigen Verlustfrist einen Besuch in Mainz gemacht hatte. Das Gericht hatte verneint, der Staatsanwalt hatte dagegen Rekurs eingelegt. Schlippe forderte mich zur Meinungsäußerung auf. Mein Bericht, mit dem sich Schlippe völlig einverstanden erklärt hatte, gipfelte darin, daß jeder amtlich festgestellte Besuch in Deutschland eine Unterbrechung des zehnjährigen Aufenthalts im Auslande bedeute. Das Reichsgericht entschied in diesem Sinne.

Im Jahre 1897 war ich in den Pfinstferien in Kopenhagen, wo ich unsern Gesandten v. Kiderlen-Wächter besuchte. Ich war damals gerade mit der Korrektur meiner „Pariser Gedenkblätter" beschäftigt. Unter dem Datum vom

Digitized by Google

27. Februar 1871 erzähle ich da eine den Fürsten Bismarck und den württembergischen Staatsminister v. Wächter betreffende Anekdote.[1])

Da kam mir der Gedanke, ob nicht etwa der Gesandte es mir verargen könnte, daß ich von seinem Onkel dieses an sich harmlose Geschichtchen erzähle. v. Kiderlen las den Druckbogen, lachte sehr und sagte: „Das ist ja eine ergötzliche Geschichte. Es wäre ja schade, wenn sie wegbliebe! — So, lieber Doktor, nun sind Sie Ihrer Gewissenssorgen ledig. Jetzt werde ich mal mit meinen Sorgen kommen, sie betreffen die Staatsangehörigkeit. Die Fälle, um die es sich handelt, beziehen sich auf den leidigen § 21. Zwei deutsche, in Kopenhagen ansässige Kaufleute waren bei ihrer Heimatsbehörde um Pässe eingekommen, die ihnen aber verweigert wurden, weil sie durch ihren mehr als zehnjährigen Aufenthalt im Auslande ihrer Staatsangehörigkeit verlustig gegangen seien. Ich machte dagegen, gestützt auf Ihren Kommentar, die Behörden darauf aufmerksam, daß die Betreffenden während der Verjährungsfrist sich mehrfach in Deutschland aufgehalten hätten und dadurch Deutsche geblieben wären. Mein Einwand half nicht. Was nun?"

„Sehr einfach," erwiderte ich. „Durch Entscheidung des Reichsgerichts vom 16. Dezember 1895 gilt jeder amtlich festgestellte Besuch in der Heimat als Unterbrechung der Verjährungsfrist." Ich berichtete dem Gesandten von dem Fall Toussaint und versprach ihm die Abschrift der reichsgerichtlichen Entscheidung gleich nach meiner Rückkehr. Wie mir der Gesandte später mitteilte, ist dem einen der Kaufleute, einem Preußen, der erbetene Paß bewilligt worden, für den andern Petenten, einen Bayern, ist der Hinweis auf die Entscheidung des Reichsgerichts ergebnislos geblieben, da das bayerische Oberverwaltungsgericht dem Gutachten des Professors v. Seydel folgte, wonach durch einen Besuch in Deutschland die Verjährung nicht unterbrochen werde, sondern nur durch definitive Niederlassung. Es müssen seitdem noch einige andre strittige Fälle vorgekommen sein, genug, im Jahre 1898 wurde Seiner Majestät dem Kaiser von dem Gesandten v. Kiderlen-Wächter ein Immediatbericht unterbreitet, worin der vielerwähnte § 21 einer herben Kritik unterzogen wurde. Eine Marginalnotiz Seiner Majestät auf dem Bericht besagte — ich zitiere den Text nicht wörtlich —, daß eine solche Gesetzesbestimmung, die weder den Engländern noch den Franzosen bekannt sei, aus dem deutschen Reichsgesetz verschwinden müsse. Und sie verschwand aus dem neuen Reichsgesetz vom 22. Juni 1913, nachdem im Jahre 1898 eine Kommission zur Prüfung und Abänderung des Gesetzes vom 1. Juni 1870 eingesetzt worden war.

Ich komme nun zu meinem neunundsechzigjährigen Aergernis, nämlich zur gesetzlichen Bestimmung der Entlassung aus der Staatsangehörigkeit (17. Ziff. 1).

Es ist mir des öftern Gelegenheit geboten worden, Personen, die auf den Rat untergeordneter Beamten ihre Entlassungsurkunde eingereicht und so ihre Staatsangehörigkeit verloren haben, zur Renaturalisierung zu verhelfen. Aber

[1]) Siehe „Im belagerten Paris 1870/71", S. 326.

Digitized by Google

was bedeutet es, wenn auf Tausende von Fällen, in denen auf Grund dieses Paragraphen Deutsche im Ausland staatlos umherirren, einige wenige durch das Eingreifen einer einsichtigen Verwaltungsbehörde wieder in den Besitz ihrer früheren Staatsangehörigkeit gelangten? Das Vaterland soll in der Fürsorge für seine Untertanen die Stelle eines Bonus pater familias vertreten. Wie dieser für das Wohl seiner Angehörigen Sorge trägt, so muß auch das Vaterland auf das Wohl seiner Landeskinder bedacht sein. Tut es dies aber durch Entlassung seiner Staatsangehörigen? Nein, und abermals nein! Die Entlassung, die zumeist aus Unkenntnis der sich daran knüpfenden Folgen beantragt wird, ist ein gesetzliches Unding. England gewährt die förmliche Entlassung nur denjenigen Untertanen, die nachweisen, daß sie im Auslande bereits eine andre Staatsangehörigkeit erworben haben; Frankreich und die Länder des französischen Rechtsgebietes kennen die Entlassung überhaupt nicht. Hat aber der Deutsche, durch die Entlassung seiner Reichsangehörigkeit verlustig, sich im Ausland niedergelassen, so wird er die erste Zeit seines Verbleibens daselbst staatlos umherirren, denn wenn er auch die Absicht hegt, sich später in dem Lande seiner Wahl naturalisieren zu lassen, so kann dies erst nach einem mehrjährigen Aufenthalt erreicht werden. Dieser Zeitaufwand ist vornehmlich durch die im Gesetz des Auslands vorgesehene Niederlassungsfrist bedingt und beträgt für eine geschäftsfähige Person fünf bis fünfzehn Jahre. Ist aber der Entlassene nicht verfügungsfähig, sondern minderjährig, so ist die Frist, die derselbe im Ausland bis zu seiner Naturalisierung — wenn letztere überhaupt gewährt wird — verstreichen lassen muß, eine noch viel größere.

Was übrigens die Entlassung der Minderjährigen betrifft, so darf dieselbe nur an solche zugestanden werden, die noch nicht das wehrpflichtige Alter erreicht haben, also noch vor dem siebzehnten Lebensjahre stehen. Daß eine derartige Entlassung nur von einem gesetzlichen Vertreter und mit Genehmigung des deutschen Vormundschaftsgerichts beantragt werden darf, ist durch den § 19 des Reichsgesetzes bestimmt. Ehe indessen die Entlassung bewilligt wird, hat noch die Kreisersatzkommission zu untersuchen, ob die Entlassung nicht in der Absicht nachgesucht wird, die Erfüllung der aktiven Dienstpflicht zu umgehen (§ 22 des Reichsgesetzes).

Hat dann diese Behörde nichts gegen die Verabreichung der Entlassungsurkunde an den Minderjährigen einzuwenden, so muß angenommen werden, daß diesem die Absicht fernliegt, sich der Militärpflicht zu entziehen. Es handelt sich also dann nicht um einen sog. „Drückeberger".

Nun kommt es häufig vor, daß solche aus der Staatsangehörigkeit entlassene Minderjährige, nachdem sie im Ausland sich jahrzehntelang aufgehalten und eine Verbesserung ihrer Lebensbedingungen erreicht haben, von Sehnsucht getrieben in die Heimat zurückkehren, um dort im Kreise von Freunden und Angehörigen den Rest ihres Lebens zu verbringen. Der vielleicht erworbenen fremden Staatsangehörigkeit gehen sie meistens durch die Rückwanderung verlustig. Sie möchten gern wieder naturalisiert werden, aber durch die ablehnende Haltung der zu-

Digitized by Google

ständigen Behörden wird es ihnen erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. Viele solcher Fälle sind unter der Herrschaft des Gesetzes vom 1. Juni 1870 zu meiner Kenntnis gelangt.

Wäre es nicht eine mit Freuden zu begrüßende Tatsache gewesen, wenn in dem neuen Gesetz die Bestimmung über den Verlust der Staatsangehörigkeit wegen Entlassung verschwunden wäre?

In meiner im Jahre 1908 erschienenen Broschüre „Zur Reform der Reichs- und Staatsangehörigkeit" habe ich nachgewiesen, daß die Aufrechterhaltung der Entlassung in keiner Weise als eine durch das Gesetz erforderte nützliche Bestimmung erachtet werden kann. Die Entlassung soll beibehalten werden: 1. damit ein Deutscher, der eine andre Bundesstaatsangehörigkeit erworben hat, aus seiner früheren gelöscht werden kann. Ist dies durchaus nötig? Kann das Gesetz nicht bestimmen, daß beispielsweise ein Preuße, der Bayer wird, seine frühere Staatsangehörigkeit stillschweigend verliert und daß er sie nur behält, wenn er bei Erwerbung der neuen Staatsangehörigkeit ausdrücklich darum ersucht; 2. wenn ein Deutscher sich ins Ausland begibt, um seine Lebensbedingungen zu verbessern, warum mutet man ihm dann zu, ehe er weiß, ob er dort bleibt, seine Entlassung zu nehmen? Ist er mit der Entlassungsurkunde ausgerüstet, ein Jahr im Ausland verblieben, so ist er nach dem neuen Gesetz (dem früheren gemäß schon nach einem halben Jahre) staatlos. Infolge dieses Gesetzes ist es eine allgemein anerkannte Tatsache, daß es im Auslande von keiner Nation der Welt so viele staatlose Individuen gibt als von der deutschen. Von den fremden Staaten, die in den siebziger Jahren einen Uebernahmevertrag mit dem Deutschen Reich abgeschlossen haben, wurde deshalb zur Bedingung gemacht, daß hilfsbedürftige Deutsche, welche in dem fremden Staate sich aufhalten und aus demselben ausgewiesen werden, von Deutschland übernommen werden müssen, auch wenn sie nach dessen Gesetz ihrer Staatsangehörigkeit verlustig gegangen sind. Solche aus fremden Staaten vertragsmäßig übernommenen ehemaligen Deutschen werden durch die Tatsache ihrer Heimkehr durchaus nicht wieder Deutsche, sie sind staatlos. Es ist meines Wissens bis jetzt noch nicht statistisch festgestellt worden, wieviel solcher Staatloser in Deutschland leben. Die Erkenntnis dieses Uebelstandes dürfte auch wohl den preußischen Minister des Innern zu nachfolgendem Erlaß vom 20. November 1904 veranlaßt haben:

„Wie bei mir zur Sprache gebracht worden, soll es häufig vorkommen, daß Personen, welche sich in das Ausland begeben und sich zu diesem Zwecke mit Reise- und Heimatspapieren versehen wollen, seitens der Lokalbehörden — namentlich von dem Bureaupersonal — geraten oder nahegelegt wird, um allen Unbequemlichkeiten, insbesondere in bezug auf den inländischen Militärdienst — aus dem Wege zu gehen, ihre Entlassung aus dem diesseitigen Staatsverbande zu beantragen.

Da es im Interesse des Deutschtums im Auslande erwünscht erscheint, daß die sich dort aufhaltenden Deutschen ihre Staatsangehörigkeit beibehalten, ersuche

Digitized by Google

ich Euer Hochwohlgeboren, gefälligst dafür Sorge zu tragen, daß die fraglichen Behörden und ihr Personal sich nach der erwähnten Richtung jeder Einwirkung enthalten. Der Minister des Innern

Im Auftrag: v. Kitzing.

Berlin, den 20. November 1904.

Auch der preußische Justizminister hat für die Fälle, in denen es sich um die Entlassung von Minderjährigen handelt, durch Erlaß vom 24. Oktober 1905 die Beamten auf die schwerwiegenden Bedenken, die eine solche Entlassung mit sich bringt, ganz besonders hingewiesen (siehe Cahn, Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz vom 22. Juli 1913, 4. Aufl., Anhang, Anl.-Nr. 35, S. 334).

Während ich dies niederschreibe, stehen wir im Beginn des dritten Kriegsjahres, gegen eine Ueberzahl von Feinden, die uns aushungern und für alle Zukunft zur Ohnmacht herabdrücken wollen. Das wird ihnen nicht gelingen. „Noch nie ward Deutschland überwunden, wenn es einig war", dieses Wort unsers Kaisers vom 4. August 1914 ist uns bisher ein Leitstern gewesen und wird uns den Frieden, wie wir ihn wollen, erzwingen helfen.

Haben wir aber dieses Ziel erreicht, so gilt es, auch im Frieden dafür Sorge zu tragen, daß der Deutsche im Bewußtsein seiner Machtfülle in die Welt hinausschmettern kann: „Civis germanus sum."

Durch Gesetzparagraphen aber, wie die der Entlassung, kann das Ansehen des deutschen Namens nur geschädigt werden. Darum rufe ich zum Schluß: Weg mit der Entlassung, weg mit den §§ 17 (Ziff. 1) bis 24, die vollständig nutzlos im neuen Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz verblieben sind.

Der Verfasser dieses Artikels steht im achtundsiebzigsten Lebensjahr. Es würde für ihn einen hohen Triumph bedeuten, wenn er noch die Streichung der Entlassung aus dem Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz erleben würde.

England, die Neutralen und der Weltbund des Ministers Lord Grey

Von

Karl v. Stengel

Wer die englische Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte kennt, kann nicht im Zweifel sein, daß England, das es stets verstanden hat, diejenigen Völker, die ihm politisch und wirtschaftlich gefährlich zu werden drohten, niederzuringen, in diesem Kriege, der ja doch in der Hauptsache sein Werk ist, das Ziel verfolgt, Deutschland in politischer, militärischer und wirtschaftlicher Hinsicht so zu schwächen, daß es auf absehbare Zeit von demselben nichts mehr zu befürchten hat. Daß es sich für England in erster Linie um die wirtschaftliche Vernichtung bzw. Schwächung Deutschlands handelt, zeigt die Art der englischen Kriegführung,

Digitized by Google

die darauf abzielt, Deutschlands wirtschaftliche Beziehungen zum Auslande vollständig zu unterbinden, um auf diese Weise die Industrie und den Handel des deutschen Volkes lahmzulegen und Deutschland, wenn nicht durch Waffengewalt, so doch durch Hunger und Not zu besiegen.

Mit echt angelsächsischer Heuchelei wird aber dieses Kriegsziel möglichst verschleiert und der Welt weisgemacht oder doch weiszumachen versucht, England kämpfe für die Interessen der Menschheit gegen die Barbarei der Deutschen, für die Freiheit und Unabhängigkeit der Völker, namentlich der kleinen Staaten, gegen den preußischen Militarismus und gegen die deutschen Weltherrschaftsgelüste.

So hat Lord Rosebery in der Rede vom 2. November, die er bei Eröffnung des Kolonialklubs in Edinburg hielt und in der er sich gegen einen voreiligen Frieden aussprach, gesagt: „Wir kämpfen für die kleinen Nationen und die Neutralen, von denen einige die nächsten sein würden, die unter dem skrupellosen preußischen Angriff zu leiden hätten, falls wir niedergeworfen wären." Ebenso hat Minister Grey die Rede, die er am 23. Oktober auf einem Bankett der Vereinigung der fremdländischen Presse hielt, mit folgenden Worten geschlossen: „Jahrelang lebten wir unter dem tiefen Schatten des preußischen Militarismus. Es darf keinen Frieden geben mit Ausnahme eines Friedens, der darauf abzielt, sicherzustellen, daß die Nationen Europas künftig frei von diesem Schatten leben. Wir wollen leben in freier Luft, im Lichte der Freiheit, dafür kämpfen wir."

Um für die Zukunft den Frieden sicherzustellen, fordert sodann Grey die Neutralen auf, eine internationale Vereinigung zu dem Zwecke zu bilden, künftige Kriege eventuell mit Gewalt zu verhindern.

Was zunächst die Behauptung anlangt, England kämpfe zum Schutze der Neutralen gegen die Herrschaftsgelüste Deutschlands, so weiß jedermann, in welch rücksichtsloser, dem Völkerrechte widersprechender Weise England die neutralen Staaten behandelt und seinen Zwecken dienstbar zu machen versucht hat, teilweise auch dienstbar machte. England ist in dieser Weise nicht bloß gegen die schwachen Staaten vorgegangen, die sich nicht ernstlich zur Wehr setzen konnten, sondern auch gegen die Vereinigten Staaten hat sich England Maßregeln erlaubt, die ihm hätten recht teuer zu stehen kommen können, wenn die Union wirklich neutral gewesen wäre und sich nicht mehr und mehr als Helfershelferin des angelsächsischen Volkes entpuppt hätte.

Neutral nennt man diejenigen Staaten, die sich an einem zwischen andern Staaten ausgebrochenen Kriege nicht beteiligen, die für sich und ihren Bereich den Friedenszustand aufrechterhalten und demgemäß den friedlichen Verkehr sowohl unter sich als auch mit den Kriegführenden fortsetzen. Daraus ergibt sich, daß die Neutralen keine der kriegführenden Parteien in bezug auf die Kriegführung unterstützen dürfen, anderseits aber verlangen können, daß sie von den Wirkungen des Krieges möglichst unberührt bleiben und daß namentlich auf ihrem Gebiete (Wasser wie Landgebiet) keinerlei kriegerische Akte vorgenommen

Digitized by Google

werden. Freilich ist es unvermeidlich, daß sich mittelbar die Wirkungen eines Krieges auch für die Neutralen geltend machen, namentlich gilt dies vom Seekriege, da im Seekriege die Kriegführenden das Recht haben, auch die neutralen Handelsschiffe auf offener See anzuhalten, nach Bannwaren zu untersuchen und eventuell festzuhalten und zu konfiszieren, wie auch durch die Maßregel der Blockade nicht nur der feindliche Handel, sondern auch der neutrale Handel betroffen wird.

Auf die Stellung der Neutralen beziehen sich zwei der auf der zweiten Friedenskonferenz vom Jahre 1907 festgestellten Abkommen, nämlich das 5., das von den Rechten und Pflichten der neutralen Mächte und Personen im Falle eines Landkrieges handelt, und das 13. über die Rechte und Pflichten der neutralen Mächte im Falle eines Seekrieges. Außerdem kommen noch in Betracht verschiedene Artikel der Londoner Seerechtsdeklaration vom Jahre 1909, wie deren drittes Kapitel über neutralitätswidrige Unterstützung, das vierte Kapitel über Zerstörung neutraler Prisen usw.

Durch diese Vereinbarungen ist die rechtliche Stellung der Neutralen wenigstens in der Hauptsache geregelt. Allen den in bezug auf die Stellung der neutralen Staaten geltenden Rechtsvorschriften liegt der Gedanke zugrunde, daß die Neutralen verpflichtet sind, sich jeder einseitigen Unterstützung einer Kriegspartei zu enthalten, und daß anderseits keine kriegführende Macht das Recht hat, von einem neutralen Staat eine Unterstützung in bezug auf die Kriegführung zu verlangen oder denselben gar zu einer solchen Unterstützung zu zwingen.

In diesem Sinne bestimmen namentlich die ersten Artikel der beiden erwähnten Neutralitätsabkommen vom 18. Oktober 1907 übereinstimmend, daß das Gebiet der neutralen Mächte unverletzlich ist, und daß die Kriegführenden verpflichtet sind, die Hoheitsrechte der neutralen Staaten zu achten und sich in deren Gebiet und Gewässern jeder Handlung zu enthalten, welche auf seiten der Mächte, die sie dulden, eine Verletzung ihrer Neutralität darstellen würde.

Es ist zu bekannt, in welch rücksichtsloser Weise die Entente, namentlich England, diesen Grundsatz wiederholt übertreten hat. Das unerhörteste Beispiel bietet Griechenland, dessen Gebiet ohne jeden stichhaltigen Grund zu kriegerischen Operationen und außerdem zu dem Zweck von der Entente besetzt wurde, um die griechische Regierung zum Anschluß an die Entente zu zwingen.

Durchaus völkerrechtswidrig war und ist auch das Vorgehen der Entente, vor allem natürlich Englands, gegen neutrale Staaten, namentlich Holland, die skandinavischen Staaten und die Schweiz, um dieselben durch Beaufsichtigung und Unterbindung ihres auswärtigen Handels zu zwingen, an der von England geplanten Aushungerung des deutschen Volkes sich zu beteiligen.

Bei diesem Aushungerungsplan tritt so recht die Roheit der englischen Kriegführung zutage. Die seit Jahrhunderten angestrebte Humanisierung des Krieges zeigte sich namentlich darin, daß der Grundsatz immer mehr Anerkennung fand, daß die Zivilbevölkerung der Kriegführenden vom Kriege möglichst un-

Digitized by Google

berührt bleiben soll und daß sie auch im Kriege grundsätzlich auf Schutz ihres Rechtes und ihres Eigentums rechnen kann. In geradezu klassischer Weise hat diese Auffassung in der bekannten Erklärung König Wilhelms I. bei Beginn des Krieges 1870/71 Ausdruck gefunden: „Ich führe Krieg mit den französischen Soldaten und nicht mit den Bürgern Frankreichs. Diese werden demnach fortfahren, eine vollkommene Sicherheit ihrer Person und ihres Eigentums zu genießen."

Nur der Seekrieg macht insofern eine Ausnahme, als in demselben die Unverletzlichkeit des Privateigentums bisher nicht anerkannt ist.

Handelt es sich im Kriege lediglich um die Niederringung der feindlichen Streitmacht, um hierdurch die gegnerische Regierung zum Nachgeben zu zwingen, so ergibt sich ganz naturgemäß eine strenge Scheidung der Behandlung der Angehörigen der bewaffneten Macht einerseits und der Zivilbevölkerung anderseits und die Schonung des Privateigentums, soweit nicht die kriegerische Notwendigkeit dessen Verletzung gebietet, ebenso auch Freilassung des Handelsverkehrs der Neutralen mit den kriegführenden Staaten, soweit es sich nicht um unmittelbare Unterstützung der bewaffneten Macht handelt.

Demgegenüber hat England von Anfang des Krieges an erklärt, daß es nicht bloß den „preußischen Militarismus" bekämpfe, sondern daß sein Ziel die wirtschaftliche Vernichtung Deutschlands, vor allem seines so hochstehenden, England so unbequemen Handels sei, und daß es dieses Ziel auch noch nach dem Kriege verfolgen werde.

Daß eine derartige Auffassung des Kriegszwecks eine Aenderung der bisherigen Ansicht über Begriff und Zweck des Krieges mit sich brachte, und zwar nicht bloß bei den Engländern, sondern auch bei seinen Verbündeten, die sich der englischen Auffassung anschlossen, ist begreiflich. Es zeigt sich dies in der rohen Behandlung der im Gebiet unsrer Feinde befindlichen Angehörigen der gegnerischen Staaten, der Beschlagnahme ihres Privateigentums usw., namentlich aber in dem Versuche Englands und seiner Verbündeten, die neutralen Staaten durch allerlei mehr oder minder gewaltsame Mittel sich dienstbar zu machen.

Sollte die englische Auffassung dauernd zum Siege gelangen, so läge nicht bloß ein Rückfall in die Barbarei der Kriegführung früherer Jahrhunderte im allgemeinen vor, sondern es würde sich auch eine wesentliche Aenderung in der Auffassung von der Stellung der Neutralen ergeben.

Es wäre dies um so bedauerlicher, als sich zwar in der neueren Zeit der Begriff der Neutralität als eines Zustandes unparteiischer Nichtteilnahme an einem zwischen dritten Staaten ausgebrochenen Kriege schärfer und klarer entwickelt hat als früher, diese Entwicklung aber noch keineswegs zu einem befriedigenden Abschlusse gelangt ist.

Während des Mittelalters trugen Staaten, die neutral zu sein behaupteten, kein Bedenken, die Kriegführenden durch Lieferung von Geld und Truppen, Gestattung der Anwerbung von Truppen auf ihrem Gebiete, Gewährung des Durchzugs durch ihr Gebiet usw. zu unterstützen, wie dies namentlich seitens der schweizerischen Eidgenossenschaft geschah.

Digitized by Google

Anderseits erlaubten sich die Kriegführenden die schwersten Eingriffe in die Rechte der Neutralen, und namentlich benutzten die zur See mächtigen Staaten, vor allen England, die von ihnen geführten Kriege, um nicht bloß den Handel ihrer Gegner lahmzulegen, sondern auch möglichst den Handel der Neutralen zu vernichten. Erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, hauptsächlich infolge des Zusammenschlusses neutraler Staaten in der sog. bewaffneten Neutralität von 1780 gegen die Uebergriffe Englands, trat eine Wendung zum Besseren ein, die trotz mancher Rückschläge z. B. in der napoleonischen Zeit bis zur Gegenwart fortgedauert hat.

Der gegenwärtige Krieg hat aber leider, was die Eingriffe der Kriegführenden in die Rechte der Neutralen anlangt, wieder einen bedauerlichen Rückfall in die alte barbarische Kriegführung gebracht, ein Beweis, wie schlecht es mit der Aufrechthaltung von Grundsätzen des Völkerrechts steht, wenn für diese Aufrechthaltung nicht ein machtvoller Wille einzutreten in der Lage ist.

Auch in bezug auf die unmittelbare Unterstützung der Kriegführenden seitens neutraler Staaten hat das Völkerrecht noch keine abschließende, der Natur der Sache entsprechende Entwicklung erlangt.

Allerdings ist in den Art. 2, 4 und 5 des 5. Haager Abkommens bestimmt, daß keine neutrale Macht gestatten darf, daß Truppen und Munitions- oder Verpflegungskolonnen durch ihr Gebiet hindurchgeführt oder auf ihrem Gebiete zugunsten der kriegführenden Korps von Kombattanten gebildet oder Werbestellen eröffnet werden. Dagegen ist nach Art. 7 eine neutrale Macht nicht verpflichtet, die für Rechnung des einen oder andern Kriegführenden erfolgende Ausfuhr oder Durchfuhr von Waffen, Munition und überhaupt von allem, was für ein Heer oder eine Flotte nützlich sein kann, zu verhindern.

Diese Bestimmung, die sich gleichlautend in Art. 7 des 13. Abkommens über die Neutralität im Seekriege befindet, steht in einem gewissen Widerspruch zu den Artikeln 6 und 8 dieses Abkommens.

Art. 6 heißt: „Die von einer neutralen Macht an eine kriegführende Macht aus irgendwelchem Grunde unmittelbar oder mittelbar bewirkte Abgabe von Kriegsschiffen, Munition oder sonstigem Kriegsmaterial ist untersagt."

Art. 8 lautet: „Eine neutrale Regierung ist verpflichtet, die ihr zur Verfügung stehenden Mittel anzuwenden, um in ihrem Hoheitsbereiche die Ausrüstung oder Bewaffnung jedes Schiffes zu verhindern, bei dem sie triftige Gründe für die Annahme hat, daß es zum Kreuzen oder zur Teilnahme an feindlichen Unternehmungen gegen eine Macht, mit der sie im Frieden lebt, bestimmt ist. Sie ist ferner verpflichtet, dieselbe Ueberwachung auszuüben, um zu verhindern, daß aus ihrem Hoheitsbereich irgendein zum Kreuzen oder zur Teilnahme an feindlichen Unternehmungen bestimmtes Schiff ausläuft, das innerhalb ihres Hoheitsbereichs ganz oder teilweise zum Kriegsgebrauch hergerichtet worden ist."

Man sollte nun meinen, daß wenn in der unmittelbaren oder mittelbaren Abgabe von Munition und sonstigem Kriegsmaterial eine Verletzung der Pflichten

Digitized by Google

der Neutralität zu erblicken ist, eine solche auch in der Gestattung der Ausfuhr von Waffen und Munition zum Zwecke der Lieferung an Kriegführende gesehen werden kann. Ganz abgesehen davon, daß das Verbot des Art. 6 leicht in der Weise umgangen werden kann, daß der neutrale Staat die Munition usw. nicht selbst den Kriegführenden liefert, sondern sie Privaten zur Lieferung an die Kriegführenden abgibt, so liegt doch auch in der Gestattung der Ausfuhr von Waffen und Munition an die Kriegführenden eine Unterstützung derselben, da diese Ausfuhr von dem betreffenden Staate jeden Augenblick verboten werden kann. Ebenso ist es auffallend, daß nach Art. 8 des 13. Abkommens zwar die Neutralen verpflichtet sind, die Ausrüstung und Bewaffnung von Kriegsschiffen und deren Auslaufen aus ihrem Hoheitsbereich zu verhindern, daß aber eine Verpflichtung, die Ausfuhr von Waffen und Munition und sonstigem Kriegsmaterial zu verbieten, nicht besteht, obwohl doch nicht bloß Kriegsschiffe zu denjenigen Gegenständen zu rechnen sind, „die einer Flotte von Nutzen sein können".

Diese Widersprüche erklären sich wohl daraus, daß die Haager Abkommen in der Hauptsache nur das geltende Recht kodifizierten und daß die Entwicklung des Seekriegsrechts seit zwei Jahrhunderten sehr wesentlich unter dem Einflusse Englands stand, das zwar ein Interesse daran hatte, daß seine Gegner in einem etwaigen Seekriege mit ihm nicht von Neutralen Kriegsschiffe geliefert erhielten, während es andrerseits in seinem Interesse lag, daß es in Landkriegen, an denen es in der Regel nicht beteiligt war, den Kriegführenden Waffen und Munition liefern und dadurch sich bereichern konnte. Daher der Unterschied zwischen den bezüglichen Vorschriften des für den Landkrieg geltenden Abkommens 5 und des für den Seekrieg geltenden Abkommens 13.

Da die Lieferung von Waffen, Munition und sonstigem Kriegsmaterial an die Kriegführenden ausdrücklich nicht verboten ist, sondern nur von den betreffenden Regierungen verboten werden kann, hat sich die Regierung der Union, die ein solches Verbot nicht erließ, einfach auf den erwähnten Art. 7 bezogen.

Gegen eine derartige rein äußerliche Auslegung des Art. 7 läßt sich freilich geltend machen, daß derselbe voraussetzt, daß beide Kriegsparteien von der Möglichkeit, aus dem betreffenden neutralen Gebiete Waffen, Munition usw. zu erhalten, Gebrauch machen können, weshalb auch Art. 8 des 5. Abkommens ausdrücklich bestimmt, daß etwaige Ausfuhrverbote der neutralen Regierungen auf die Kriegführenden gleichmäßig anzuwenden sind.

Da nun im Weltkriege die Zentralmächte nicht in der Lage waren, von Amerika Waffen und Munition zu erlangen, so handelte die Unionsregierung, indem sie die Waffenausfuhr an die Entente gestattete, nicht im Sinne wahrer Neutralität, da durch diese Gestattung lediglich die Mächte der Entente einseitig begünstigt wurden. Sie hatte daher auch zwar den Wortlaut der betreffenden Bestimmungen für sich, aber keineswegs deren Zweck und Sinn. Bestimmend für das Verhalten der Amerikaner war aber einmal die Verwandtschaft mit den Engländern und dann die Aussicht, von den Waffen- und Munitionslieferungen

Digitized by Google

große Gewinne einheimsen zu können. „Virtus post nummos“ ist ein Satz, der auf niemand mehr Anwendung findet, als auf die Yankees, die trotz ihrer angeblichen Schwärmerei für den „ewigen Frieden“ doch kein Bedenken trugen, aus der durch ihre Lieferungen veranlaßten Dauer des Krieges Gewinn zu ziehen.

Obwohl England vom „neutralen“ Amerika während des Krieges recht kräftig unterstützt worden ist, und die Staaten, die in Wahrheit neutral sein wollten, gezwungen hat, ihm zur Erreichung seines Kriegsziels dienstbar und behilflich zu sein, so ist es damit doch noch nicht zufrieden, wenigstens hat Minister Grey in der erwähnten Rede die Neutralen aufgefordert, eine internationale Vereinigung zu dem Zwecke zu schaffen, in der Zukunft den Frieden zu sichern und ähnliche Kriege unter Umständen durch Gewalt zu verhindern.

Es soll ganz davon abgesehen werden, daß in dieser an die Neutralen gerichteten Aufforderung das Eingeständnis liegt, daß die Engländer, die sich in der Widerstandskraft der bösen Deutschen schon in diesem Kriege schwer getäuscht haben, auch nicht hoffen, mit ihnen in Zukunft allein fertig zu werden und deshalb um die Hilfe der Neutralen werben.

Auch das soll nicht besonders betont werden, daß der von Grey vorgeschlagene Weltbund so wenig greifbare Gestalt hat, daß man nicht weiß, ob es sich bloß um eine rednerische Phrase oder einen ernst gemeinten Vorschlag handelt.

Dagegen ist darauf hinzuweisen, daß sich Grey in erster Linie an die Vereinigten Staaten wendet, die ja, wie der Weltkrieg mit hinreichender Deutlichkeit gezeigt hat, mit England in einem vielleicht nur stillschweigenden Gesellschaftsverhältnisse stehen, um dem Angelsachsentum die Weltherrschaft zu sichern bzw. zu verschaffen. Die internationale Vereinigung, die unter der Anerkennung Greys die Vereinigten Staaten zur Sicherung des Friedens in der Zukunft ins Leben rufen sollen, soll daher nur den Zweck haben, unter falscher pazifistischer Flagge Deutschland für alle Zeiten niederzuhalten.

Würde ein derartiger Weltbund wirklich zustande kommen, so würde damit ein Wiedererstarken des während des Krieges erschütterten Völkerrechts verhindert, da dasselbe auf dem Grundsatze der Souveränität und Gleichberechtigung der Staaten beruht, dieser Grundsatz aber durch die Alleinherrschaft und Weltmachtstellung eines einzelnen Staates oder eines einzigen Volkes, wie der Angelsachsen, in der bedenklichsten Weise eingeschränkt werden würde.

Nicht um angeblichen Weltherrschaftsgelüsten des deutschen Volkes entgegenzutreten, ist ein Weltbund notwendig; notwendig ist vielmehr, die Weltmachtstellung Englands zu erschüttern und das Angelsachsentum, das in Amerika wie in England die Alleinherrschaft in der völkerrechtlichen Gemeinschaft anstrebt, in die Schranken zurückzuweisen, die durch die Grundsätze der Völkerrechtsordnung jedem Mitglied der völkerrechtlichen Gemeinschaft gezogen sind.[1]) Nur dann,

[1]) Vgl. darüber Stengel, Die Zukunft des Völkerrechts in der „Deutschen Revue“ 1915, S. 282 ff., insbesondere S. 302.

Digitized by Google

wenn die Souveränität der Staaten, auch der kleinen, und ihre grundsätzliche Gleichberechtigung volle Anerkennung nicht bloß in der Theorie, sondern auch in der Praxis gefunden haben, wird eine Behandlung, wie verschiedene neutrale Staaten seitens Englands und seiner Bundesgenossen erfahren haben, ausgeschlossen sein.

Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns

Von

Wolfgang Windelband

(Fortsetzung)

Amalie an Eichhorn.

Berlin am 12ten Oct. 1813.

Jetzt schreibe ich Dir wieder in meiner reinlichen und geordneten Stube, in der mir nach mancher gehabten Not und Unruhe wieder recht wohl ist, das heißt sehnsuchtsvoll und wehmuthsvoll, aber im Ganzen ruhig. Seit Deinen Zeilen vom 3ten habe ich keine erhalten, vielleicht morgen. Adressire doch künftig: Leipziger Straße Nr. 59. Wie geht es nun meinem geliebten Mann, ach! wie mag es ihm jetzt ergehen bei der nassen Witterung, bei allem Ungemach, bei Freud und Leid, so denke ich immer und immer wieder. In diesen Tagen habe ich so viel Beschäftigung gehabt, daß ich nicht lange unthätig denken konnte, und das ist ein vortreffliches Mittel, denn das Andenken in Thätigkeit hat bei Weitem das Verzehrende nicht. Heute ist unser Hermann 7 Monate alt, schon 7 Monate. Wie ist er Dir in so Manchem gleich, auch in der Nerven Reizbarkeit fürchte ich, daher auch der wenige Schlaf: wenn er noch so abgespannt ist und das geringste ihm in's Auge fällt, so ist er gleich wieder lebendig und an keinen Schlaf zu denken. Alles will er greifen, haben, langen, dann kreischt er vor Lust, macht Scherz und Tollheiten. Die Großeltern haben ihre herzlichste Freude über das Kind, Sonnabend und Sonntag war ich mit ihm bei ihnen.

Wir gingen am Sonntag zum Abendmahl, wobei mein Gemüth, so hoch es sich auch erhob, doch nur Dich, Dein Schicksal, meins völlig umfassen konnte. Du warst verflochten in meine ganze Andacht, ich konnte das Eine nur fühlen: Gebet um Deine Erhaltung, um Stärkung, Kraft meiner Seele. Ach, es kann nicht sündlich sein, dieses Irrdische ins Ueberirrdische hinüberzutragen, beides Eins werden zu lassen. Sonst wähnte ich, hier sei eine Trennung, aber nein es ist Keine, wie in der ganzen Natur nicht.

Von Deinen Freunden, die noch hier sind, habe ich in dieser letzten Zeit wenig gesehen, auf Augenblicke war ich bei Balan's und Simon's, sie sind wohl und lassen Dich herzlichst grüßen. Simon hat jetzt seinen Freund aus Münsterberg bei sich. Ob Savigny jetzt hier ist, habe ich nicht gehört, Reimer war

Digitized by Google

dieser Tage immer noch hier, er konnte nicht zu Ende kommen mit seinem Auftrag, der in Herbeischaffung von Schuhen für's Batallion besteht. Grolmann soll das Eiserne Kreuz bekommen haben, auch sein Adjudant. Wenn es nicht schon in meinem Herzen unvergeßlich eingeprägt wäre, daß Krieg sei, so hätte ich's jetzt zur Erinnerung beständig vor Augen: hier auf dem Dönhoffschen sieht man den ganzen Tag exerciren u. d. gl. m.

Ach wie kommt es mir so gering vor, was ich Dir vorschwatze gegen das, was Du täglich erfährst, erlebst, und was unsre Herzen sich zu offenbaren hätten. Unser beiderseitiges Dasein ist jetzt in seinen äußeren Erscheinungen so schneidend getrennt, keiner offenbart sich völlig dem andern, und im Innern ist es so eng verbunden. Es wird noch lange dauern, ehe ich mich ohne Dich hier in dieser neuen Wohnung heimathlich gewöhne, aber dasselbe Gefühl war zum Theil auch mein steter Begleiter schon in der vorigen. An Deiner Brust ist ja allein meine süße Heimath, und das liebe Kind im Arm. Amalie.

Jetzt schreibt Arnim den Correspondenten.[1]) Hierbei der Brief von Reimer. — Alles grüßt Dich herzlich.

Wir haben wieder einen Verwandten verloren. Ein junger Elteſter ist an seinen Wunden gestorben: ein blühender braver junger Mensch. Er ward bei der Kazbach verwundet.

Amalie an Eichhorn

Am 18ten Oct. 13.

Heute hat sich hier der abermalige Sieg Blüchers[2]) verbreitet. Blücher wird der Held des Volks. Man erzählt, der alte Mann habe geäußert, ihm werde es leicht Schlachten zu gewinnen, denn solch einen ausgezeichneten Generalstab habe noch nie ein commandirender General gehabt. Wunderst Du Dich nicht, Geliebter, wie Deine Sammelsie so gelassen schreiben kann, da sie Dich in Schlachten weiß, und keine Nachricht von Dir hat. Seit dem 3ten keine! Ach wie bang war mir in diesen Tagen. Wie wurde man geworfen von den gespanntesten Empfindungen, wie kann das der Körper noch so lange ertragen. Gieb o Gott mir bald wieder Stärkung durch ein Brieflein von meinem theuren Heißgeliebten. Hierin liegt so viel Trost, ich kann mich wieder von Neuem fassen auf viele Bangigkeit. Gestern am Geburtstage Karls waren die lieben Meinen bei mir, mir war da aber wunderbar beklommen zu Muthe, bist Du da etwa verwundet worden, oder krank, oder sehr in Gefahr? Oft verspreche ich mich und sage zu meinem Hermann in der Nacht, wenn ich ihn im Arme halte, lieber Eichhorn! schlaf doch! — ich träume, Du seiest der an meiner Seite ruhte, dann halb erwachend fühle ich das Kind, und dieses bringt das merkwürdigste Gemisch in meine Seele: denn obgleich Du es nicht bist, so ist das Kind doch Dir so nahe, so das lebendigste Andenken an Dich, Du bist es halb,

[1]) Seit 1. Oktober führte Achim v. Arnim die Redaktion, nachdem Schleiermacher ausgeschieden war.

[2]) In der Schlacht bei Möckern am 16. Oktober.

Digitized by Google

und seine Lage mir zur Seite ganz ähnlich Deinem sanften Ruhen an meiner Brust. O! wie wunderbar dieses Ineinanderfließen, Vater, Gatte, Mutter, Kind — Diese Eine Liebe in zwei Gestalten. —

Jetzt langt mein lieber Junge nach mir mit beiden Armchen, so derb, braun und rund. Er sieht die Pferde und die Hunde aufmerksamer als Andres an, und wenn man sagt, wo ist Bau Bau?, so sieht er sich suchend um mit seinen himmlischen Augen. Alle Menschen freuen sich über das liebe Kind, und für mich ist es zur einigen Rettung geboren. Wenn dieser Nebel mich umhüllt, wenn das Gefühl, o das bittere Gefühl, Deinen, Deinen Anblick, Deinen Umgang, Heiß Geliebter nicht zu haben, mich überwältigen will, so kommt das liebe Kind und tröstet, tröstet so sanft, daß nur Wehmuth noch mich erfüllen kann, diese vorzüglich, daß Du ihn nicht sieheſt, den Knaben. Nimm dieß nicht als Klage, Geliebter, oder verzeihe sie mir — ich weiß Dein Weib ist Deiner nur würdig, wenn sie ohne Klage das eiserne Kreuz erträgt. Wenn diese Thränen, die in diesem Augenblick meine Augen anfüllen, getrocknet sind, wird mir wieder freier, leichter werden. Gewiß schreibe ich Dir noch am Ende dieses Briefes mit freudigerem Sinn, wie eine begossene Blume, so erquickt durch einen Brief von Dir. —

Wir haben in voriger Woche wieder den Spuck gehabt mit den lieben Franzosen. Nun sollten sie gewiß kommen. Ich bin sehr ruhig gewesen, die ganze Noth dauerte auch nur einen halben Tag. Da kam das Tauenzienſche Corps herangezogen,[1]) und unsre braven Soldaten haben sich solchen Ruhm erworben, daß, wenn man sie nur sieht, man schon ganz gesichert zu sein glaubt! Der Berliner Bürger nimmt die Tapfern auch auf's Willigste auf, denn sie sind tapfer und bescheiden zugleich. Alles ist von diesem Lobe voll, und man mögte jetzt mit Niebuhr sagen, es giebt nichts Besseres, nichts Edleres, als ein preußischer Soldat, wie er sein soll und wie er in der That jetzt ist. Vor meinem Fenster auf dem Dönhoffschen Platz lagerten sich Cosacken, wodurch ich erst Bangigkeit empfand, es war grade im peinlichsten Moment, dabei erschallte ein Pistolenschuß, der mich fürchterlich erschreckte und meine Fantasie aufs Höchste reizte. Er war durch eine Unvorsichtigkeit losgegangen und hatte einen Cosacken verwundet, welcher fürchterlich heulend vor der Thür lag. So, dachte ich, liegen Tausende auf dem Schlachtfelde! —

Das Einquartirungswesen hat jetzt wieder viel zu thun, das Gouvernement hätte aber etwas das Publicum davon benachrichtigen können: in der Nacht

---

[1]) Das Vordringen Neys gegen Dessau am 12. Oktober hatte in Tauentzien die Vorstellung hervorgerufen, als sei ein neuer Angriff auf Berlin geplant. In Gewaltmärschen eilte er dorthin, um sich dann von der gänzlichen Unbegründetheit seiner Besorgnisse zu überzeugen; vgl. darüber Pflugk-Harttung, a. a. O., S. 375—383. R. Friedrich nennt diesen Marsch „eine geradezu erstaunliche Kopflosigkeit" („Der Herbstfeldzug 1813", Berlin 1912, S. 269). Der vollkommen gefechtsuntüchtige Zustand, in dem Tauentziens Korps infolge der überstürzten Eile in Berlin eintraf, wird geschildert in den Erinnerungen der Gräfin Sophie Schwerin, Vor hundert Jahren, Berlin 1909, S. 463 f.

Digitized by Google

kamen die guten Menschen, hungrig und marode von dem forcirtesten Marsch, an. Auch ich bekam Einquartirung, welche ich mit vieler Freude einen Tag verpflegte. Unsre Dörte hatte die Freude, einen Bruder, den sie in 2 Jahren nicht gesehen hatte, unverhofft wieder zu sehen. Die Eltern, denke Dir, haben 3 Offiziere und 5 Gemeine im Quartier, dieß ist fast zu arg. Da es so excellente Menschen sind, erträgt der Vater die Last leichter, aber fast muß sie ihm zu schwer werden. Heute sah ich den guten, lieben Vater auf das Innigste freudig bewegt über den Blücherschen Sieg, dabei redete er mich so tröstend zu. — Er war am 14ten in der unruhigsten Bewegung, weil er glaubte, da würde etwas Entscheidendes geschehen. —

Wie erträgst Du, Geliebter, diese nasse Witterung, die feuchte kalte Luft? Ach, die ist Dir so schädlich. Hast Du nun auch einen recht warmen Mantel? Trage doch immer Dein wollnes Nachtkamisol unterm Rock. Soll ich Dir nicht einen Pelz schicken? — Eckardts Onkel hat ihm einen besorgt, aber noch keine passende Gelegenheit zum Hinschicken gefunden. Gute Nacht für heute. Hast Du wohl guten Schlaf? —

Am 26ten October 1813.

Ueber 3 Wochen und keine Silbe Nachricht von Dir! Nun ist die große Schlacht geschehen, Napoleon ist geschlagen, mein Eichhorn hat viel gethan, viel erfahren — aber lebt er, wo und wie? Ja, er lebt, sagt mir jetzt eine trostvolle Stimme im Innern, er lebt und ist voll glücklichen Gefühls über den Sieg. Durch das Zuflüstern dieses himmlischen Trostes lebe ich nicht allein, sondern lebe ich sogar ruhig. Wie hätte ich mir das je gedacht. Viel, Geliebter, hatte Deine Amalie aber auch zu kämpfen. Da ich die Schlacht erfuhr, war ich zerstört von Sorge und Bangigkeit, grade da ward auch mein Hermann krank, wohl mit durch die böse Nahrung, welche ich ihm gab, und nun konnte ich ihn nicht entwöhnen, die Kinderfrau war auch krank. Gott Lob, der Junge ist wieder besser, aber er war recht herunter. Ich blickte schon wieder frei nach dem Himmel, als mir die Kunde ward, Du seiest nach den blutigen Tagen gesund, ich falle auf meine Knie. — Es hieß, bei F. v. Podewils sei die Nachricht, ich laufe zu ihr mich näher zu erkundigen und erfahre, daß ihr Bruder Dich am 12ten gesund in Zerbst gesehen habe. Dieß war die Nachricht, aber nichts nach der Schlacht bei Leipzig. Was hilft's auch, Du gehst ja immer wieder neuen Gefahren entgegen. Wenige nur haben Nachricht, Alles hofft, und doch müssen die Trauerposten kommen, aber ich bin, Geliebter, voll freudigen Glaubens.

Was habe ich Dir Neues zu sagen, denke Dir, Philipp[1]) ist hier. Vorgestern überraschte er mich auf das Höchste; sein Hiersein macht mir Zerstreuung, Aufheiterung, bringt mich Dir noch näher. Ja, oft ist's mir in diesen Tagen, als sprächen wir wahrhaft geistig zusammen, so nehmlich, daß ich bestimmt fühle, Du denkst an mich, wie ich grade an dich. Mitten im Weltgericht umfängst Du

[1]) Ein Neffe Eichhorns, Sohn seiner ältesten Schwester Charlotte Luise, die mit dem Superintendenten Müller zu Wertheim verheiratet war.

Digitized by Google

Deine Amalie, wie sie unter Millionen Dich herausfindet und in Deine Arme fliegt. Ja ich dachte es immer, Philipp werde noch kommen. Er hat sicher geglaubt Dich hier zu finden und Deinen Rath. Ich habe ihn an Simon gewiesen und dieser Treffliche hat schon so weit für ihn gesorgt, daß er schon beim Detachement des Leibhusaren Regiments angestellt ist, Er wie auch Leopold Menshausen und noch Einer aus Göttingen. Er glüht für den Krieg, wäre er nur erst hinein. Er ist dazu geboren. Sein grenzenloser Leichtsinn hat sich nicht vermindert, ohne Geld, wie er steht und geht, ist er hier angekommen. Für seine Equipage hat Simon auch gesorgt: er hat mit Sack gesprochen, und der versichert, sie solle ihm und auch den andern werden. Nun exercirt er schon, einhauen wird er schon können, aber reiten muß er erst lernen. So gerne ich ihn hier habe, so wünsche ich doch, daß er bald in die eigentliche Kriegs Thätigkeit kommt, ich fürchte sonst wieder Excesse. Er wohnt natürlich bei mir, obgleich er ein Einquartirungsbillet hat.

Der liebenswürdige Savigny war heute wieder bei mir. Er trat so ernst hinein, daß ich dachte, er brächte eine üble Nachricht, aber er wollte nur hören, was ich von Dir wüßte, die ich nichts wußte und doch Dir so nahe, nahe stehe. Die Professor Eichhorn hat schon Nachricht von ihrem Mann; sonst weiß ich keine.

Jetzt ist Hermann wieder der Alte; das Zahnen machte ihn krank, was ein Kind gleich sehr herunterbringt. Heute ist der König von Sachsen hier angekommen, o wie wunderbar! Unser König[1]) ist mit unglaublichem Jubel empfangen. Auch ich habe Gott gedankt für den Sieg, aber jubeln kann ich nicht. Nur dann erst, wenn ich mit Dir wieder vereinigt bin — O komme bald, bald diese seelige Zeit!

Amalie.

Eichhorn an Amalie

Leipzig den 21. Oktober 1813.

Die großen, blutigen Tage bei Leipzig hab' ich gesund und glüklich überstanden. Die Anstrengungen waren fürchterlich. Blüchers Armée ist schon weiter, den geschlagenen Feind zu verfolgen. Gneisenau hat mich zurükgelassen, um die hiesige Commandantur zu organisiren. Das soll ja, wie Du, geliebtes Weib, glaubst, mein größtes Talent seyn. Was mir vorzüglich Freude gemacht, ich habe hier Stein gefunden, bin von ihm wie von einem Vater aufgenommen worden, und werde wohl bald zu ihm in ein näheres Verhältniß treten.

Diese Worte in einem Athem Dir, meine Amalie, zur Nachricht und Trost. Ich bin dick in der Arbeit. Sobald ich einigermaßen Luft schöpfen kann, werd' ich Dir umständlicher schreiben. Nimm einen herzlichen Kuß. Deutschland ist frey. Freue Dich der großen Begebenheit. Der stolze Ueberwinder flieht dem

---

[1]) Friedrich Wilhelm war schon Sonntag den 24. Oktober aus dem Großen Hauptquartier nach Berlin zurückgekehrt.

Digitized by Google

Rhein zu, der auch bald wie die Elbe, die Weichsel, der Njemen und die Düna zürnend und voll Rache seine Wellen wider ihn empoeren wird.

Grüße Eltern, Geschwister, Verwandte und Freunde. Einen Kuß unserm Hermann.

Dein Eichhorn.

Eichhorn an Amalie

Leipzig den 23. Octbr. 1813.

Ich bin bey Stein und werde ihn vor der Hand begleiten wo er hingeht. Über die Länder, welche das Glük der Waffen frey gemacht hat, will er bildend und ordnend gehen. Ein schoener Geschäftskreis erwartet mich in seiner Nähe. Ich trete gern in diesen über, ohne den Säbel entschieden niederzulegen. Ein wunderbares Chaos von Hoffnungen, Anstrebungen und Bildungen gährt und bewegt sich. Da ist viel zu thun und zu schaffen. Stein wünscht auch Bärensprung zu haben. Gieb Dir doch Mühe, geliebte Amalie, anliegenden Brief dem Verschollenen, von dem ich seit Berlin nichts weiß, auf einem sicheren Wege welchen Du vielleicht bey seinem Bruder erfahren kannst, schleunigst zukommen zu lassen.

Wie geht es Dir, meine heißgeliebte Amalie? Was macht unsere Freude, unser kleiner Herrmann? Sobald ich aus dem unstäten Leben in ein stätes übergehen kann, dann hohle ich Euch zu mir. Denn so frey und wohlgestimmt mich auch der Gang der Begebenheiten, die Gott mit sichtbar seegnender Hand leitet, macht, so fehlst Du mir doch immer noch, die ich immer mit neuer Sehnsucht verlange. Deine Beschreibung von unserer neuen Wohnung u. der Einrichtung Deiner Häußlichkeit entzükt mich. Ach, könnt' ich doch plözlich an Deine Thüre klopfen, Dir, Himmlische, in die Arme fallen und mich nun von Dir herumführen u. von Dir zeigen und sagen lassen, wie alles ist u. warum die sorgfältig waltende Hausfrau dieß so und nicht anders gemacht hat. Für eine gute Aufstellung des Sopha, um nach Tische süße Ruhe zu pflegen, hast Du doch auch gesorgt? Jezo hab' ich keine Zeit, diese alte schoene Gewohnheit zu üben. Komm' ich zurük, werd' ich wohl von der Unruhe, die Du immer getadelt, bekehrt sein und gerne zwischen meiner Amalie u. meinem kleinen Herrmann stiller, häußlicher Ruhe pflegen. Du lachst, geliebte Amalie. Lache nicht. Wenn man in allerley Sturm und Drang sich umgetrieben u. müde gemacht hat, und ein Weib, wie Du, zum ruhigen Genuß des Daseins in süßer Liebe u. freundlicher Häußlichkeit einladet, da ist die Wahl und der Übergang nicht schwer. Ich möchte gerne einmal im Kreise der Eltern und Geschwister zubringen u. von unserm alten, geliebten Vater mir erzählen lassen u. wieder erzählen von den Dingen, die seit unserer Trennung passirt sind.

Grüße die Unsern alle auf das Herzlichste. Die wackere Tante, was macht sie? Du hast mir lange nicht über sie geschrieben. Grüße Simon, Balan u. Beeliz. Mit unveränderlicher Liebe und Treue

Dein Eichhorn.

Digitized by Google

Amalie an Eichhorn

Mit entzücktem Geist, innigst Geliebter, schreibe ich Dir heute am Morgen des 27ten October. Gestern Abend empfing ich Deine beseeligenden Zeilen aus Leipzig vom 21ten. Ich bin unaussprechlich glücklich. Gott hat Dich nicht allein in den blutigen, siegreichen Tagen beschützt, ich sehe Dich auch jetzt nicht mehr in diesen Gefahren des Lebens, ich weiß, wie glücklich Du bist über das gekrönte Werk endlich nach allem Leiden, Mühen, Sorgen, Grämen und Thun, endlich nachdem auch Deine vieljährigen Bestrebungen ihre Wirkung sehen, und Du selbst nun in einer Thätigkeit für die heilige Sache, der Du ganz gemacht bist und wodurch Du so unendlich seegensreich eingreifst in das große Werk. O, was bin ich glücklich! Nur einige 20 Meilen trennen uns! Ich freute mich früher innigst über den schönen Sieg, aber jubeln konnte ich nicht, ich wußte ja nicht, ob er mich nicht das Theuerste gekostet habe. Nun habe ich Dich noch, Deine himmlische Liebe, ich habe Dich glücklicher als vorher. Die Rettung des Vaterlandes, Dein Werk mit, umstrahlt Deine Seele, nun erst kann ich ganz, ganz glücklich sein. Und bin es in diesem Augenblicke, wo ich Dich geistig mit wärmster Liebe umfasse, als wärest Du leiblich in meinen Armen, ich bin es in dem Grade, wie es nur Irrdischen vergönnt ist, nein ich bin es nicht. Ich bin es im himmlischen Gefühl.

Denn in diesem entzückten Augenblick stört auch nicht die entfernteste irrdische Sorge mein Gemüth. Glaube, Vertrauen und Liebe sind im höchsten Grade in meinem Gemüth und daher der seelige Zustand, wie er nur selten im Leben erscheint, noch Einmal habe ich ihn, wenn ich Dich wieder sehe! Aber ich will ihn auch, wenn auch nicht in der ganzen Stärke es möglich ist, ich will ihn immer haben. Immer soll mir innewohnen das lebendige Gefühl dieser Rettung dieses seeligen Zustandes, daß dadurch für meine ganze Lebenszeit zurückgestellt werden alle die elenden Bänglichkeiten und Beängstigungen fürs Irrdische, dieß gelobe ich Dir, theurer Mann! Wank' ich, o! so erinnre mich sanft an dieses Gelübde.

Gestern schrieb ich Dir, diesen Brief wirst Du spät oder gar nicht empfangen, er geht ins Blücherische Hauptquartier. Es wäre mir lieb, wenn Du ihn läsest, denn er sagte Dir, daß Deine Amalie in der beklommensten Zeit stark gewesen ist. In den Tagen, da die Schlacht war, (wovon man aber noch nichts wußte) war ich in einer sonderbaren unruhigen Bewegung, ich kann davon keine Beschreibung versuchen, die ganze große Wichtigkeit des Moments belebte mich. Als man den Sieg erfuhr, ward ich noch beklommener, ich konnte mich nicht der Freude hingeben, Hermann ward krank und keine Nachricht hatte ich von Dir seit dem 3ten. Die ersten bangen Tage vergingen, mein Muth kam wieder, die Sorge für Hermann zerstreute mich, eine Überraschung, die ich hatte, erhöhte meinen Glauben, und seit mehreren Tagen empfand ich eine Ruhe, eine Zuversicht, eine Freudigkeit, über die ich selbst erstaunte. Ja, es war höchst wunderbar, wie Du mir so gewiß als lebend erschienst, wie ich Dich beständig

Digitized by Google

sah, mit Dir redete, Du warst mir noch nie geistig so nahe gewesen. Ich konnte lange allein sein und sehr ruhig. Es war immer eine Stimme in mir: der Geliebte lebt und ist glücklich. Alle die mich besuchten, theilnehmend fragten, beruhigte ich, daß Du gewiß wohl seiest, und gestern, da die Stülpnagel und der gute Vater bei mir sind, kommt spät Abends Dein Brief. Hermann hatte ich auf dem Arm, er wollte mit Gewalt den Brief haben, der Vater sagte, dieß wäre ein herrliches Tableau zum Mahlen gewesen. Der gute Vater war gerührt zu Thränen. Zu Hause fand er auch einen Brief vom lieben Karl. Er war doch im Feuer gewesen als Reserve, was ihn sehr unglücklich macht. Dicht neben ihm ist der junge Besser[1]) gefallen. Vielleicht, daß die herrlichen Erfolge der großen Schlacht den guten Bruder wieder erheitern, er war zuletzt in einer sehr geängstigten Stimmung, so wie schon einmal in Göttingen. Ich tadle ihn sehr, daß er sich so unglücklich fühlt bei der Garde, er hat Schritte gethan, in ein andres Regiment versetzt zu werden und ärgert sich über die Menschen. Sein Gemüth hat noch kein Gleichgewicht. Freilich ist keiner weniger als er passend zu einem Soldaten ohne Krieg, aber er irrt, wenn er bloß das Zuschlagen dazu rechnet, zu dem Andern gehört in der That Muth und Tapferkeit und Ausdauer genug, die ihm wie es scheint mangeln.

Heute morgen noch (es ist ein schöner Herbsttag) gehe ich umher, mein Glück den theilnehmenden Freunden zu verkünden. Der liebenswürdige Savigny war noch gestern bei mir, nach Dir zu fragen, ihm und Simon habe ich's schon verkündet. Ich lebe von Neuem auf, und nun sollst Du sehen, wird Deine Sammelsie dicke Backen bekommen. Der Junge ist auch wieder gesund, so herunter er auch war, vermuthlich durch die unruhige Milch, welche ich ihm gab, oder auch vom Zahnen. Ich ließ den Doktor rufen, da auch die Kinderfrau krank war, nun ist Alles wieder gut, und keiner ist gesunder als Deine dumme und jute Sammelsie. Daß Du unendlich viel zu thun hast, kann ich mir denken, sei auch nicht zu verschwenderisch mit Deinen Kräften, halte Haus, damit kommt man aus. Wo wohnst Du, wie wird für Dich gesorgt? Soll ich Dir nun nicht Deinen blauen Mantel schicken und Wäsche, oder noch sonst etwas Gutes, Nützliches, sage mir doch, Du bist mir jetzt so nahe, so leicht zu erreichen.

Savigny war heute wieder hier. Er ist herzlich erfreut über Deine Zeilen und läßt Dich innigst grüßen. Das nähere Verhältniß mit Stein will ihm darum nicht behagen, weil es Dich lange von hier entfernen könnte. Die Eltern, Geschwister, alle Freunde lassen Dich grüßen, besonders auch Wilhelm, der sich sehr gefreuet hat. So wärest Du an Deinem Platz, sagen Alle. Mit welchem Gefühl mußt Du Stein wieder gesehen haben. — —

Denke Dir: Baerensprung ist hier recht krank, man fürchtet für ihn. Ich weiß dieß aber nur von Fremden und will mich erst näher erkundigen. Wie mag es mit Eckardt stehen? Die Seinen haben noch keine Nachricht. Ist das

[1]) Ein junger Theologe, Freund von Fritz Sack.

Digitized by Google

unser Hueser, der in Halle Commandant geworden ist?[1]) — Schreibe mir oft, wenn auch nur 2 Zeilen. Nicht wahr, unter allen großen, gewaltigen, glücklichen Begebenheiten der Welt kannst Du nicht vergessen, Du Lieber,

Deiner Amalie.

Am 28ten Oct.

Ich füge diesem Briefe noch einige Zeilen hinzu, da ich ihn gestern noch nicht fortgeschickt hatte und am Abend wiederum durch einen Brief von meinem göttlichen Eichhorn erfreuet wurde. Wie theuer ist mir dieser Brief. Deine darin ausgesprochene Sehnsucht nach mir, nach unsrer schönen Häußlichkeit, ist das Schönste, was mir werden kann. Ich habe wohl gelächelt über Deine Versicherung, ein ruhiger Hausvater zu werden. Nein, das kannst Du wenigstens in der nächsten Zeit nicht werden. Du bist bestimmt, nach Außen mit Deinen Kräften thätig zu sein; das weiß und fühlt Dein Weib. Zugleich aber fühlt sie auch, wie reich sie auch ohne eine engere Häußlichkeit, wonach mein Sinn strebt, an Deiner Seite ist. Die gegenwärtige Zeit hat mich völlig überzeugt von dem ganzen Umfange meines Glückes, und den Zug Deines Herzens nach den stillern Gütern, Du Herrlicher, habe ich ja nie verkannt. Noch eine Weile werden die Wellen toben, Du wirst von ihnen umhergeworfen werden, ich werde entweder an Deiner Seite oder am Ufer unverwandt Dir nachschauen, vielleicht aber dann, späterhin, — beschützt uns Gott ferner — treten wir beide vereint ans glücklich befreite Land, genießen des heiligen Friedens im Äußeren Leben wie im Innern. So mag's kommen, Amen.

Ich habe Deinen Brief selbst an Baerensprung abgegeben, er ist schon seit einigen Wochen hier, aber krank. Ich ging selbst zu ihm und fand ihn sehr übel: ein sehr heftiger Kopfschmerz hat ihn sehr heruntergebracht, er sieht sehr elend aus, und hat mich tief gejammert. Gram, Krankheit, Verdruß und schlechte Häußlichkeit umgeben ihn. Er wollte Dir heute noch selbst antworten, doch schickt er mir nichts: Er sagte mir, daß er zum Landrath gewählt worden wäre und dieß gern annähme, um besser seine eignen Zwecke verfolgen zu können. Das sieht ihm ganz gleich. Bei Stein wäre er zu gefesselt, doch reize es ihn wieder auf einer andren Seite. Vor der Hand aber könne er sich wegen seines Gesundheits Zustandes für nichts bestimmen. Eben habe ich auch ein Billet an den lieben Savigny geschrieben wegen Deiner. Er nimmt wahrhaft brüderlichen Antheil.

Ist es nicht so, mein theurer Eichhorn, die erste Freude Deines Herzens über den herrlichen Sieg läßt Dich sagen, Deutschland ist frei! Mir däucht, es ist zu viel für jetzt. Ja es ist, und so meinst Du es auch, wenn die Anstrengungen, der Enthusiasmus fortdauert, wenn die andern Provinzen handeln wie Preußen. Napoleon hat aber keine Niederlage erlitten, er ist nicht in Deroute, wie man es erst glauben machen wollte, er ist tüchtig geschlagen, das ist freilich

[1]) Hueser war von Mitte Oktober bis Mitte November 1813 Stadtkommandant von Halle.

Digitized by Google

für ihn, für uns unendlich, unendlich viel. Gott sei gelobt dafür! Die Macht ist gebrochen. Aber gewiß gehört die höchste Ausdauer dazu, damit der Kluge, Böse sie nicht wieder zusammenflickt, und Oestreich, Oestreich! — . . .

Heute war die unglückliche Tante Spalding bei mir. Ich konnte in meinem Glück nicht zu ihr kommen, nun kam sie sich mit mir zu freun, aber tiefer Schmerz ist auf ihrem Gesicht, nun kommen sie dennoch, die Narben des Grams. Sie läßt Dich von ganzem Herzen wieder grüßen. O Geliebter welch ein Spalt wird unterm Volk, unter den Familien, hier die Glücklichen, die Geretteten, dort die das Opfer gebracht haben — —

Weißt Du nichts von Emil Michaelis, nichts von Hueser, nichts von Eckardt? Auch bittet Dich Simon, ob Du nichts von seinem Bruder erforschen könntest? Einliegendes Blat sagt das Nähere über ihn. So ist mir auch eingefallen, ob Du nicht etwa durch Stein Gelegenheit hättest, der Madam Sprengel, welche in Holland bei G. Bentink[1]) ist, Nachricht von ihrer Familie zu ertheilen und von ihr zu erhalten. Stein interessiert sich ja auch für die Familie und hat vielleicht geheime Gelegenheit nach diesen Gegenden. — —

Nun muß ich wohl aufhören zu schreiben, Du hast nicht Zeit, alles zu lesen. . . . Der Herzens Junge gibt Dir einen Kuß; aber er ist auch voller böser Tücken, wie Deine Amalie, also hast Du nicht Ursache, ihn mehr zu lieben als diese. Alles grüßt Dich, alle Verwandte und Freunde, auch meine beiden Mädchen. Lebe wohl!

(Fortsetzung folgt)

Armenien

Von einem österreichisch-ungarischen Diplomaten a. D.

Daß die Armenier mit ihrem Schicksale unzufrieden sind und daß sie Grund haben, es zu sein, ist nicht zu leugnen. Mehr vielleicht als in den europäischen Provinzen läßt die türkische Verwaltung in Armenien viel zu wünschen übrig. Dazu kommt das unerträgliche Verhältnis zwischen den christlichen Armeniern und den Mohammedanern, insbesondere den Kurden, die in den meisten Wilajets die Mehrheit der Bevölkerung ausmachen. Die fast durchaus noch nomadenhaft lebenden Kurden, ein räuberischer Volksstamm, aus dem sich die von Abd ul Hamid geschaffene und nach ihm benannte Hamidiereiterei rekrutiert, sind die Geißel der seßhaften und begüterten Armenier. Die Kurden überfallen sie in ihren Heimstätten, treiben das Vieh weg, berauben sie ihrer Ländereien oder auferlegen ihnen schwere Kontributionen. Es ist ein wirtschaftlicher Prozeß, der sich da vollzieht, es sind Zustände, die an die Zeit der Völker-

[1]) W. G. F. Graf Bentinck van Rhoon, Maire von Varel, einer der hervorragendsten Männer der antifranzösischen Partei in Holland. Wer Madam Sprengel ist, kann ich nicht ermitteln.

Digitized by Google

wanderung erinnern. Wie oft bei den Zusammenstößen zwischen Christen und Mohammedanern die einen oder die andern die Angreifer waren, läßt sich nachträglich selten feststellen. Von einem friedlichen Zusammenleben der beiden Volksstämme kann aber wohl nicht die Rede sein.

Daß sich Rußland diese Zustände zunutze machte, ist begreiflich und steht fest. Bereits während des Russisch-Türkischen Krieges 1828—1829 rief Rußland die Armenier zum Kampfe für die unterdrückten Brüder auf und versicherte sie des kaiserlichen Wohlwollens. Dies wiederholte sich 1878—1879, und ebenso richtete zu Beginn des gegenwärtigen Krieges der Zar an die Armenier ein Manifest, in dem er sie aufforderte, sich vom Despotismus und der Sklaverei zu befreien. Unter dem Zepter des Zaren würden sie sich der Wohltaten der Freiheit und der Gerechtigkeit erfreuen. Das Streben der türkischen Armenier nach Erlangung der Autonomie könnte aber Rußland kaum erwünscht sein, denn es müßte ein Hinübergreifen der Bewegung nach den von Armeniern bewohnten transkaukasischen Gebieten befürchten. Mit solchen „befreiten Ländern" hat aber Rußland schlechte Erfahrungen gemacht. Vom Fürsten Lubanow stammt das Wort: Nous ne voulons pas d'une Bulgarie arménienne. Immerhin sorgte man in Rußland dafür, daß die armenische Frage nicht zur Ruhe kam, und der „Temps" gestand erst kürzlich ganz offen ein, daß Rußland den Waffenschmuggel nach Armenien nicht hindern könne, da es sich die Sympathien der dortigen christlichen Bevölkerung nicht verscherzen wolle.

Jedenfalls ist es Tatsache, daß die armenische Wunde am Leibe des Osmanischen Reiches stets zu bluten begann, so oft die Türkei mit Rußland in Krieg geriet. Mit den militärischen Aktionen Rußlands in jenen Gegenden läuft regelmäßig parallel eine von Rußland begünstigte Bewegung der christlichen Armenier. Eine ernstere Form nahm diese Bewegung an und griff über lokale Zusammenstöße hinaus in der Mitte der siebziger Jahre, gleichzeitig mit den Aufständen in der europäischen Türkei. Ermutigt durch das Eintreten der Mächte zugunsten der Balkanchristen, traten nunmehr auch die Armenier mit Beschwerden über schlechte Behandlung und Bedrückung durch die Mohammedaner hervor. Daß Rußland dieser Bewegung nicht ferne stand, dafür spricht die Tatsache, daß es im Frieden von St. Stefano die Aufnahme eines Artikels folgenden Inhalts durchsetzte: Da der Abzug der russischen Truppen aus den von ihnen besetzten Gebieten (in Asien), die den Türken zurückgegeben werden sollen, Veranlassung zu Konflikten und Verwicklungen geben könne, die die Aufrechthaltung der guten Beziehungen zwischen den beiden Ländern unmöglich machen würde, verpflichtet sich die Pforte, ohne weiteren Verzug die durch die örtlichen Bedürfnisse in den von Armeniern bewohnten Provinzen erforderten Verbesserungen und Reformen ins Werk zu setzen und den Armeniern Sicherheit vor Tscherkessen und Kurden zu garantieren (Art. 16). In Rußland war man sich wohl dessen bewußt, daß die Türkei nicht willens, vielleicht nicht einmal in der Lage sein würde, ein solches Versprechen zu halten. Allein, man wollte durch diese Stipulation ein Schutzrecht über die türkischen Armenier konstituieren,

Digitized by Google

ein Recht des Einspruches, nötigenfalls der Intervention, nach bekannten Vorbildern. Einer solchen Absicht traten aber die Mächte auf dem Berliner Kongresse einmütig entgegen. Im Artikel 61 des Friedensvertrages fand die erwähnte Bestimmung wörtliche Aufnahme. Allein an die Stelle der Kontrolle Rußlands trat jene der Signatarmächte, denen die Pforte „die in dieser Richtung getanen Schritte in bestimmten Zeitabschnitten bekannt geben und die ihr Inkrafttreten überwachen" sollten. Ueberdies verpflichtete sich die Türkei im Zypernvertrage vom 4. Juni 1878 England gegenüber noch besonders zur Einführung von Reformen in Armenien „im Sinne einer guten Verwaltung und des Schutzes der christlichen Bewohner". Allein mit der Erfüllung dieser Versprechungen hatte es seine guten Wege. Am 7. September 1880 erinnerte eine gemeinsame Note der Mächte die Pforte an ihre Verpflichtungen, in der sie ausführten, eine Fortdauer der gegenwärtigen Lage würde die Vernichtung der christlichen Bevölkerung zur Folge haben. Lord Granville kam im Januar 1881 auf die Angelegenheit zurück, dann schlief sie für längere Zeit ein.

Die blutigen Vorgänge der letzten neunziger Jahre hatten die armenische Bewegung vorerst zum Schweigen gebracht. Die Zustände hatten sich aber begreiflicherweise indessen nicht gebessert. Seit 1910 mehrten sich die Beschwerden über Gewalttätigkeiten der Kurden, die armenische Nationalversammlung richtete im Mai 1911 an den Großwesir eine in beweglichen Worten gehaltene Beschwerdeschrift, und so mußte sich die Pforte endlich entschließen, irgend etwas zur Besserung der Lage zu tun. Mit einem Projekte, das sie im Jahre 1912 den Mächten vorlegte, begann die Leidensgeschichte der armenischen Reformaktion. Die Pforte wollte zunächst mit einer neuen administrativen Einteilung Armeniens hervortreten. Je drei Wilajets, und zwar Siwas, Erzerum, Wan, dann Bitlis, Diarbekir und Marmaret ul Aziz, sollten zu einem Wilajet vereinigt werden. Rußland machte den Gegenvorschlag, Armenien möge nur eine Provinz bilden mit einem christlichen, von der Türkei im Einvernehmen mit den Mächten zu ernennenden Generalgouverneur, der auf fünf Jahre ernannt würde. Die Gendarmerie solle aus Christen und Mohammedanern bestehen unter dem Kommando europäischer Offiziere, die Hamidiereiterei sei zu entlassen. Deutschland trat vermittelnd ein. An der Schaffung von zwei Gouvernements, wie sie die Pforte im Auge hatte, wäre festzuhalten, im übrigen der russische Vorschlag anzunehmen. Es kommt zu einem Meinungsaustausch zwischen den Kabinetten von Berlin und Petersburg, die sich dahin einigen, daß den beiden Gouverneuren europäische Beiräte an die Seite zu stellen seien. Die Pforte verlangt, daß diese Beiräte den Charakter von türkischen Beamten an sich tragen sollen. Ihr Ansehen dürfe keine Einbuße erleiden und die Reform nicht dazu dienen, die Autonomie Armeniens vorzubereiten. Inzwischen versammelte sich im Dezember 1913 in Paris eine internationale Konferenz zur Besprechung der armenischen Frage. Den Vorsitz führt Boghos Nubar-Pascha, ein in Kairo lebender reicher Armenier, derselbe, der bekanntlich unlängst von den türkischen Gerichten wegen seinen Agitationen zum Tode verurteilt wurde. Unter den Teilnehmern befindet

Digitized by Google

sich der Leipziger Dr. Lepsius. Die Konferenz spricht sich dafür aus, daß man der Türkei weder die Zollerhöhung noch eine Anleihe gewähren möge, bevor sie in Armenien die verlangten Reformen eingeführt hat. Nach langwierigen Verhandlungen wird endlich am 10. Februar 1914 ein Abkommen über die Angelegenheit vom Großwesir und vom russischen Geschäftsträger unterzeichnet. Es sollte zehn Jahre gelten. Die Pforte betont neuerdings, daß es sich nur um die Durchführung eines Teiles des türkischen Wilajetsgesetzes handle, das provisorisch in Kraft gesetzt werden solle.

Der Liebe Müh' sollte aber umsonst gewesen sein. Das Jahr war noch nicht zu Ende gegangen, da standen Rußland und die Türkei einander neuerdings im Kriege gegenüber. Sofort begann es in Armenien wieder zu gären. Der Anstoß soll diesmal von den Armeniern ausgegangen sein. Die Lage war um so bedrohlicher, als die Türkei von den Balkankriegen erschöpft war und sich die Armenier der offensichtlichen Unterstützung des Feindes erfreuten. Daß die Türkei während eines Krieges auf Leben und Tod einer solchen aufständischen Bewegung an ihren Grenzen nicht mit verschränkten Armen zusehen wollte, kann man ihr nicht verübeln. In einer Fabel Lafontaines findet sich der hübsche Satz:

Cet animal est très méchant,
Quand on l'attaque, il se défend.

Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie. Die Pforte rechtfertigte ihr Vorgehen in einem Kommuniqué, das im Juli 1916 veröffentlicht wurde. Sie sah sich genötigt, die Armenier aus den Grenzzonen und Küstenstrecken, wo Etappenlinien bestehen, zu entfernen, um sie dem Einflusse der Russen zu entziehen und sie außerstande zu setzen, den höheren Interessen der Landesverteidigung zu schaden oder die Sicherheit im Innern zu gefährden. Es mag dabei nicht immer sehr glimpflich zugegangen sein. Sofort begann aber in England eine erbitterte Kampagne wegen des Vorgehens der Türken, das auf die Vernichtung der Armenier abziele. Die Anklagen richteten sich diesmal nicht sowohl gegen die Türkei, als gegen Deutschland, das der Anstiftung dieser Gewaltmaßregeln beschuldigt wurde. Am 18. Oktober 1915 interpelliert Lord Cromer im Oberhause über die Vorgänge in Armenien und beschuldigt die deutschen Konsuln der moralischen Urheberschaft. Der Staatssekretär Lord Crewe erwidert, die englische Regierung habe keine offiziellen Nachrichten. Um dieselbe Zeit findet im Londoner Mansionhouse unter dem Vorsitze des Lord-Mayors, bald darauf in Lausanne eine antideutsche Demonstrationsversammlung statt. Eine solche Gelegenheit, gegen die „deutsche Barbarei" loszuziehen, konnte man sich doch nicht entgehen lassen. Bezeichnend ist aber, daß die russischen Truppen nach der Einnahme von Erzerum die größten Scheußlichkeiten begangen haben. Der Abgeordnete Popadjanow erklärte in der russischen Duma, ohne dementiert zu werden, der russische General Januschkiewitsch hause unter den Armeniern entsetzlich, über 40000 von ihnen seien massakriert worden. Anderseits beklagt sich der mohammedanische Deputierte Tefkelef über russische Grausamkeiten an den Türken. Es scheint also, Iliacos intra peccatur muros et extra. Der leidende

Digitized by Google

Teil sind unter allen Umständen die Armenier. Alle Versuche, ihnen zur Verbesserung ihrer Lage zu verhelfen, sind bisher erfolglos geblieben. Ja, man kann sagen, die Intervention der Großmächte hat ihnen eher geschadet als genützt. Gelegentlich der Reformverhandlungen äußerte sich Turkhan-Pascha zu den Dragomanen, die armenische Bevölkerung sei eine friedfertige gewesen, bis sich ihr die Sympathien der Großmächte zuwandten. Die Türkei ist bisher jedem Schritte der Großmächte zugunsten der Christen mit Mißtrauen begegnet. Sie hat darin einen Eingriff in ihre Souveränitätsrechte erblickt, zugleich aber auch, und vielleicht nicht mit Unrecht, die Vorbereitung der Losreißung eines Landesteiles von dem türkischen Staatskörper. Darunter haben auch die Armenier gelitten. Es geht ihnen wie dem jungen Schafhirten, den Don Quichotte gegen seinen Herrn in Schutz genommen hat und der dann von diesem nur um so ärger geprügelt wird. So bewegt sich die armenische Frage in einem Circulus vitiosus.

Wendet man den Blick von dem beklagenswerten Lose der christlichen Armenier auf die politische Bedeutung der Vorgänge, die sich in ihrer Heimat abspielen, so wird man nicht darüber im Zweifel sein können, daß sie letzten Endes darauf hinauslaufen, Rußland zum Herrn Armeniens zu machen. Es liegt durchaus im Bereiche seiner weit ausblickenden Politik, daß Rußland bereits in Friedenszeiten die Wege zu diesem seinem Ziele sich zu ebnen gesucht hat. So wie die russische Regierung mit französischem Gelde die strategischen Bahnen an der Westgrenze ausgebaut hat, so traf sie auch an ihrer kaukasischen Front Vorkehrungen, um eine geeignete Operationsbasis für einen Vorstoß zu gewinnen. In Transkaukasien baute Rußland zunächst eine Bahn von Kutais nach Poti und Batum am Schwarzen Meer, von wo die russischen Truppen längs der Küste, durch die Flotte gedeckt, leicht nach Trapezunt vorrücken konnten, ferner eine Sackbahn von Suram nach Achalzig. Von der transkaukasischen Bahn zweigt bei Tiflis eine Linie nach Alexandropol ab, die sich einerseits bis nahe an die armenische Grenze nach Kamysch fortsetzt, anderseits über Erivan nach Dschulfa an die persische Grenze führt. Rußland sorgte aber auch dafür, daß jenseits seiner Grenze, auf türkischem Gebiet, sich seinem Vordringen keine Hindernisse in den Weg legen. Zu diesem Zweck hat die russische Regierung sich bei der Pforte sehr wertvolle Zugeständnisse in betreff des Baues von Eisenbahnen im östlichen Kleinasien herausgeschlagen. Wohl war man in Konstantinopel auf das Verlangen, daß an der russischen Grenze Bahnkonzessionen nur nach vorheriger Zustimmung Rußlands erteilt werden sollten, nicht eingegangen. In einem Irade vom 20. März 1900 hat sich aber die Pforte verpflichtet, russische Konzessionäre zu bevorzugen, falls die Türkei nicht mit eignem Kapital Eisenbahnen zur russischen Grenze und zur Schwarzen-Meeres-Küste bauen und selbst exploitieren würde. Dieses Vorzugsrecht sollte sich auf die Wilajets Wan, Erzerum, Siwas, Trapezunt und Kastamuni beziehen, also auf einen Gebietsstreifen, der sich, von der türkisch-persischen Grenze ausgehend, längs der türkisch-russischen Grenze und des Schwarzen Meeres hinzieht. Eine Initiative der Türkei zur

Digitized by Google

Schaffung von Verkehrsmitteln in Armenien war damit so ziemlich ausgeschlossen, denn die Türkei sollte in jenen Gegenden Eisenbahnen nur mit restierenden Mitteln aus dem ordentlichen Budget bauen dürfen, ohne zu neuen Anleihen oder zu den Resten alter ihre Zuflucht zu nehmen. Das hieß so viel, als die Türkei der Lebensbedingungen und der notwendigsten Voraussetzungen berauben, in Armenien Ordnung zu machen. Ein noch vor Beginn des Krieges von der Pforte unternommener Schritt, um Rußland zu bestimmen, auf sein Vorzugsrecht zu verzichten, blieb erfolglos. Sie bekam die Antwort, diese Frage könne erst nach Abschluß des Friedens erörtert werden. Seine Ergänzung erfuhr das türkisch-russische Abkommen durch eine Vereinbarung, welche gelegentlich der Potsdamer Monarchenbegegnung im November 1910 zwischen Rußland und Deutschland in den Grundzügen zustande gekommen war und am 29. August 1911 vom Grafen Pourtalès und dem russischen stellvertretenden Minister Neratow unterzeichnet wurde. Im Artikel I erklärt die deutsche Regierung, daß sie nicht die Absicht habe, nördlich einer Linie, die sich von Kasri Chirin über Ispahan, Jezd und Kha bis zur afghanischen Grenze hinzieht, also innerhalb der im englisch-russischen Vertrage vom 31. August 1907 festgesetzten russischen Interessensphäre, sich um eine Eisenbahnkonzession zu bewerben oder solche Gesuche zu unterstützen. Dagegen verpflichtete sich Rußland, keinerlei Maßregel zu treffen, die den Bau der Bagdadbahn hindern könnte. Endlich ließ sich die französische Regierung von Rußland bestimmen, auf die Eisenbahnkonzessionen, die sie für eine Reihe von Strecken in Ostanatolien erworben hatte, zu verzichten, und im August 1912 wurde zwischen Frankreich und Rußland eine Vereinbarung getroffen, wodurch sich die französische Regierung verpflichtete, keine Bahnen in der Nähe der russischen Kaukasusgrenze zu bauen, „um die Massenansammlung türkischer Truppen in jenen Gegenden zu verhindern".

Faßt man alle diese Aktionen zusammen, die Hinüberführung aller Kriege Rußlands mit der Türkei nach Kleinasien, die Unterstützung der armenischen Reform- und Losreißungsbestrebungen von seiten Rußlands, die Vorbereitung künftiger Vorstöße durch Schaffung strategischer Bahnen, so kann wohl kein Zweifel darüber obwalten, daß Rußland die Absicht hat, in irgendeiner Form in Armenien sich festzusetzen. In einer Rede, die Sasonow am 9. Februar 1915 in der Duma gehalten und mit der er die Vorlage einer Sammlung diplomatischer Aktenstücke über die Verhandlungen mit der Türkei in betreff Armeniens einbegleitet hat, äußerte er sich folgendermaßen: Die russische Regierung sei uneigennützig bemüht gewesen, das Los der Armenier zu erleichtern. Das russisch-türkische Einvernehmen vom 26. Januar 1914 (a. St.) sei ein geschichtlicher Akt, worin die Türkei die ganz besondere Rolle Rußlands in der armenischen Frage anerkannte. Nach Beendigung des Krieges werde die Sonderstellung Rußlands von der Regierung in einem für das armenische Volk günstigen Sinne zum Ausdruck gelangen. — Aus England kam das Echo auf diese Ankündigung. Lord Cromer erklärte im Oberhause, eines der Kriegsziele sei die Befreiung Armeniens vom türkischen Joche, und Sir Edward Grey versprach

Digitized by Google

den armenischen Freiwilligen, ihre Landsleute würden nach dem Kriege die Autonomie erhalten und so das Ideal erreichen, das sie seit Jahrhunderten anstreben. Man müßte also annehmen, daß Rußland für die Armenier eine gewisse Selbständigkeit, vielleicht unter russischer Oberhoheit, zu erwirken beabsichtigt. Für ein so bescheidenes Ziel sind aber die Opfer, die Rußland bereits gebracht hat, zu bedeutend. Erzerum und Trapezunt sowie die dazwischenliegenden Gebiete Gümüsch-Chane und Baiburt, neuerdings auch Erzindjan, sind in seiner Hand. Erleidet Rußland auf dem europäischen Kriegsschauplatze nicht ein völliges Debakel, so wird man es nicht zwingen können, auf alle seine Eroberungen in Asien zu verzichten. Es dürfte sich aber auf die Dauer kaum damit begnügen. Armenien bildet wohl nur eine Etappe auf dem Wege zu andern Zielen. Sasonow hat noch kurz vor seinem Zusammenbruche einem russischen Journalisten gegenüber erklärt, der gegenwärtige Krieg lasse für Rußland eine Reihe von Aufgaben entstehen, deren Lösung für lange Zeit seine Aufmerksamkeit an den Okzident (im Gegensatz zum fernen Osten) fessele. In welcher Richtung werden sich aber diese weiteren Entwicklungen bewegen, auf die Sasonow anspielt?

Drei Wege öffnen sich Rußland vom armenischen Hochplateau aus, die alle ans offene Meer führen. Nach Westen gegen Konstantinopel, nach Süden zum Mittelmeer, endlich nach Südosten an den Persischen Meerbusen. Von der Aussichtslosigkeit seines Strebens nach der „Pforte der Glückseligkeit" hat es sich neuerdings überzeugen können. Die ungebrochene militärische Kraft der Türkei und ihrer Verbündeten steht auch weiterhin wie der Engel mit dem feurigen Schwerte vor diesem Nolimetangere. Was aber ein weiteres Vordringen Rußlands in Asien anbelangt, scheint wenigstens zwischen den russischen Parteien eine grundsätzliche Meinungsverschiedenheit obzuwalten. Der Kadettenführer Miljukow bestreitet, daß Rußland die Absicht habe, das Schwergewicht seiner Operationen nach Asien zu verlegen, es wolle nur einen Teil armenischen Besitzes. Der Hafen von Alexandrette wäre für Rußland nur eine Last, da es dann im Mittelmeer eine große Flotte unterhalten müßte. Die Konservativen scheinen andrer Ansicht zu sein, wenigstens veröffentlichte Menschikoff in einer Mai-Nummer der „Nowoje Wremja" einen Artikel, in dem er entschieden dafür eintrat, daß Rußland seine Ziele in Asien suche. Ein auch sonst beachtenswerter Artikel Johnstons in der „Contemporary Review" stellt sich ebenfalls auf den Standpunkt, daß Rußlands Zukunft in Vorderasien liege. Sollte tatsächlich Alexandrette das Ziel seiner Sehnsucht sein, so stieße es auf die deutsche Einflußsphäre. Bleibt noch der Persische Golf als zu erreichendes Ziel. Die militärischen Unternehmungen Rußlands in Persien waren nicht gerade vom Glück begünstigt, wenn sie auch nicht zu so eklatanten Niederlagen geführt haben wie die der Engländer. Dort begegnet aber Rußland seinem britischen Verbündeten, dem es bisher gelungen ist, seine Konkurrenten, auch Rußland, vom südlichen Persien fernzuhalten. Daß England hieran gelegen ist, bestätigt auch das neue russisch-englische Abkommen vom 6. August. Es ist eine Neuauflage des Teilungsplanes von 1907, nur daß das arme Persien sein eignes Todesurteil mitunterfertigen

Digitized by Google

mußte. So findet Rußland auf jedem dieser drei Wege ein Hindernis. Es wird Sache seiner Staatsmänner sein, sich darüber Rechenschaft abzulegen, wo das Punctum minoris resistentiae liegt. Die Mittelmächte aber werden darüber zu wachen haben, daß bei dem Streben Rußlands, aus dem „Rock mit zugenähten Aermeln" herauszukommen, ihre Interessen keinen Schaden leiden.

Der gegenwärtige Stand der römischen Frage

Von

Dr. J. Lulvès (Archivrat in Hannover)

I.

Vatikanische Kundgebungen zur römischen Frage während des Weltkrieges und die Stellung der italienischen Katholiken

Der Weltkrieg hat neben zahlreichen anderen auch die vielerörterte römische Frage wieder aufgerollt. Das sogenannte Garantiegesetz, das, am 13. Mai 1871 in Kraft getreten, nach dem Willen Italiens die Stellung des nunmehr der weltlichen Souveränität beraubten Papsttums regeln sollte, hat sich als unzureichend und ersatzbedürftig erwiesen; vor allem vermochte es den beim Papste beglaubigten Gesandten der Zentralmächte nicht die nötige Sicherheit zu gewährleisten, die sie vielmehr außerhalb Italiens suchen mußten. Diese Erkenntnis hat bereits eine große, immer stärker anschwellende Literatur gezeitigt.[1]) Die Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Lage des Papstes in seiner Abhängigkeit von Italiens Regierung und Parlament ist von Katholiken und Nichtkatholiken dargetan, eine Aenderung der Lage als eine notwendige Forderung aufgestellt worden, die beim Friedensschluß von den siegreichen Zentralmächten gegenüber Italien zu erheben sei.

Von autoritativer katholischer Seite ist dann die Parole ausgegeben worden, daß „der Papst allein über das befindet, was ihm notwendig erscheint", in Erinnerung an einen entsprechenden Ausspruch des früheren Kardinal-Staatssekretärs Merry del Val in einer Journalistenunterredung vom Januar 1905.

Für eine ersprießliche weitere Diskussion der römischen Frage ergab sich somit die Notwendigkeit, zu wissen, welches denn die Absichten des Papstes, also jetzt Benedikts XV., seien.

Nunmehr liegt eine Reihe von programmatischen Aeußerungen vor. Sie dienen vor allem einer Beobachtung: Ausschlaggebend, wie überall in diesem

[1]) Auf die Aufzählung dieser Literatur und auf die sachlichen Ausführungen in meinen Untersuchungen über „Die Stellung des Papsttums im Weltkriege" („Deutsche Revue", November 1915, und Flugschriftenfolge: „Der Deutsche Krieg", Heft 76) sei hiermit für das Folgende verwiesen.

Digitized by Google

Kriege, ist auch hier das nationale Moment. Der Papst ist, wie es seit fast vierhundert Jahren nicht anders gewesen, ein Italiener, und Benedikt XV. noch dazu mit jenem starken Nationalgefühl, das sich seit dessen Wiederbelebung durch Italiens größten Sohn, Napoleon I., infolge seiner Errichtung des Königreichs Italien, im Laufe des vergangenen Jahrhunderts fortschreitend intensiver in den Volksgenossen ausgebildet hat.

Eine bedeutsame, vielleicht mit die bedeutsamste Aufgabe in der Erledigung der römischen Frage dürfte sodann, wie wir sehen werden, den italienischen Katholiken zugewiesen sein.

Mit diesen beiden Tatsachen muß jetzt vor allem bei der Erörterung der römischen Frage gerechnet werden.

Schon klangen Aeußerungen des Kardinal-Staatssekretärs Gasparri vom Juni 1915 über das Verhalten der italienischen Regierung weit milder, als das bisher in der Besprechung der römischen Frage von vatikanischer Seite üblich war: Der Kardinal erkannte an, „daß die Regierung wohlwollend bestrebt wäre, die zahlreichen Schwierigkeiten, welche, wie der Heilige Stuhl vorhersah, sich aus der Kriegslage ergeben mußten, nach Möglichkeit abzuschwächen". — Als Beispiele werden die von der Regierung angeordneten Zensurausschaltungen für Korrespondenzen an Papst und päpstliche Behörden angeführt. Dann fährt der Kardinal fort: „Aber darf etwa daraus gefolgert werden, die gegenwärtige Lage des Heiligen Stuhles sei eine normale und müsse vom Heiligen Vater endgültig gutgeheißen werden? Nein, dies ist sicher nicht der Fall. Wenn es dem Heiligen Stuhle auch mit Rücksicht auf seine Neutralität fernliege, der Regierung irgendwelche Schwierigkeiten bereiten zu wollen, er vielmehr all sein Vertrauen auf Gott setze und eine angemessene Gestaltung nicht von den fremden Waffen, sondern vom Sieg des Gerechtigkeitssinnes erwarte, welcher, wie er hoffe, sich im italienischen Volke, seinen wahren Interessen entsprechend, mehr und mehr durchsetzen werde. Dies war der Gedanke des Heiligen Vaters."

Unverkennbar spielt der Kardinal im vorletzten Satze seiner einem Redakteur des „Corriere d'Italia" gewährten Unterredung auf die politische Wirksamkeit der italienischen Katholiken an.

Eine Betonung des Entgegenkommens der italienischen Regierung ist dann auch aus päpstlichem Munde selbst erfolgt. Bereits im November 1915 hatte Benedikt XV. gelegentlich hervorgehoben, daß „sich die italienische Regierung nicht so feindselig gegen uns gezeigt hat wie früher, ja sogar verhältnismäßig viel Rücksicht hat walten lassen".

In seiner von echt christlicher Friedensliebe durchwehten Ansprache an die Kardinäle im Geheimen Konsistorium vom 6. Dezember 1915 erkennt er anläßlich der Schilderung der unwürdigen Lage des Heiligen Stuhles, wie sie der Eintritt Italiens in den Krieg offenbart und gleichzeitig verschlimmert hat, bei „den italienischen Staatsmännern den guten Willen, um diese Mißstände zu beseitigen", an. —

Digitized by Google

Die völkerrechtliche Sicherung der Stellung des Papsttums durch ihre Internationalisierung, eventuell durch eine Internationalisierung des Garantiegesetzes ist, besonders vom Ausland her, von nichtitalienischen Katholiken, in der Absicht gefordert worden, daß das Papsttum nicht mehr von Italiens häufig wechselnder Regierung und von dem Gutdünken seiner von mancher Zufälligkeit beeinflußbaren Parlamentsmajoritäten abhängig sei, daß es vor allem den bedrohlichen Treibereien der Freimaurer entzogen bleibe.

Im Zusammenhang damit ward die weitere Forderung zur Sprache gebracht, daß der Papst an dem vorgeblich in Aussicht stehenden Friedenskongreß nach Beendigung des Weltkrieges teilnehmen müsse.

Diese Forderung veranlaßte die Regierung zu markanten Erklärungen und zu einer vielbesprochenen Präventivmaßregel in der Direktion ihrer äußeren Politik, mit der ja von jeher, schon seit Camillo Cavours Zeiten, die römische Frage für das Königreich Italien im innigsten Zusammenhang steht, jedenfalls in einem viel näheren, als das auswärts beobachtet und berücksichtigt worden ist.

Jene Erklärungen gab der Justizminister Orlando ab, und zwar zuerst in einer zu Palermo am 21. November 1915 gehaltenen Rede, die ziemlich unerwartet zum Thema der römischen Frage überging, sodann in einer Parlamentsrede vom 8. Dezember 1915. In beiden führte er aus, daß auf Grund des Garantiegesetzes sich der Papst in diesem gewaltigen Kriege bei Ausübung seines hohen geistlichen Amtes aller Rechte, voller Freiheit und Sicherheit in der ihm zukommenden, wahrhaft souveränen Autorität erfreue. Italien werde sich deshalb auf eine Internationalisierung des Garantiegesetzes, die auch mit seiner Würde nicht vereinbar sei, nie einlassen.

Diese Wendungen, denen die Beurteilung seiner Lage durch Papst Benedikt XV. in der Konsistorialrede vom 6. Dezember diametral entgegensteht, sind dahin gedeutet worden, daß zwischen dem Ministerium Salandra-Sonnino und der Kurie kurz zuvor im Herbste 1915 durch beiderseits nicht in offizieller Stellung befindliche Persönlichkeiten in unverbindlicher Weise Verhandlungen geführt worden wären, die aber zu keinem Ergebnis geführt hätten. Die unausgeglichenen alten Gegensätze sind dann hüben und drüben in jenen Reden in alter Schärfe wieder zum Ausbruch gekommen.

Ueber jene Forderungen nach Internationalisierung des Garantiegesetzes und nach Beteiligung des Papstes an der Friedenskonferenz hat sich sodann eine längere Kontroverse vornehmlich in der italienischen Zeitschrift „Nuova Antologia“ entsponnen; den antiklerikalen Standpunkt vertrat da gewandt der rechtsgelehrte Deputierte Tommaso Mosca, in übertriebener und oft nicht mehr ernst zu nehmender Weise der frühere Bürgermeister Roms und Großmeister der Freimaurerloge, Ernesto Nathan, den entgegengesetzten Standpunkt die patriotischen, dabei papsttreuen Katholiken Graf Soderini, Monsignore Benigni und Marchese Crispolti, neben dem vermittelnden des Senator Eugenio Valli.

Die Präventivmaßregel, zu der die italienische Regierung in jenen Wochen gegen die vatikanfreundlichen Forderungen gegriffen hat, ist die vielbesprochene

Digitized by Google

Vatikanklausel: Anläßlich ihres Beitritts zum Londoner Pakt am 30. November 1915 hat sie die Bedingung durchzusetzen gewußt, daß Italiens Verbündete ohne dessen Zustimmung keine Entscheidung über die Zulassung des Papstes zur Friedenskonferenz treffen dürfen, bei welcher die Erörterung der römischen Frage überhaupt auszuschließen sei.

Die Verpflichtung, die Zulassung unter allen Umständen abzulehnen, ist nach neueren Informationen[1]) nicht eingegangen worden, mag sie auch ursprünglich verlangt worden sein.

Dabei war es aber bis dahin noch nicht möglich gewesen, in den beiden Fragen auch nur auf eine halbwegs authentische Aeußerung des Papstes selbst hinzuweisen. Sie ließ aber eben nur so lange auf sich warten, bis sich die Gemüter über die erneute Zuspitzung des Gegensatzes beruhigt hatten.

Hinsichtlich der Teilnahme am Friedenskongreß ward am 14. Januar 1916 im „Corriere d'Italia" von angeblich unterrichteter Seite die Tatsache betont, „daß der Heilige Vater bisher in keiner Weise ... Schritte getan habe, um für diesen Kongreß eine Einladung zu einer Vertretung oder zum Vorsitz auf demselben zu erlangen". — In der Hauptsache aber, in der Frage der Besserung der Lage des Papstes, hob der Verfasser unter Hinweis auf die bereits angeführten Worte des Kardinal-Staatssekretärs hervor: „Der Papst beabsichtige nicht, die eventuellen Gestaltungen der Kriegslage (also eine Niederlage Italiens) dazu zu benutzen, um seine eigene Stellung zu verbessern ... Die Bestimmung der Art und des Maßes der Korrektur des Anormalen und Ungebührlichen in der Lage des Heiligen Stuhles steht, so sehr sie auch alle Katholiken interessiert, weder den italienischen Katholiken noch den ausländischen zu. Sie bleibt dem Papst vorbehalten, und Sache aller Katholiken ist es, dieser Entscheidung, welche im geeigneten Moment erfolgen wird, mit voller Ruhe und vollem Vertrauen entgegenzusehen."

Damit war an jenen obenerwähnten Ausdruck des Kardinal-Staatssekretärs Pius' X., Merry del Val, vom Januar 1905 erinnert: „Der Papst allein befindet über das, was ihm notwendig erscheint", gleichzeitig war aber auch den gutgemeinten, jedoch nicht immer angebrachten, in Italien zumeist peinlich wirkenden Einmischungen von seiten der mitunter unvollkommen informierten nichtitalienischen Gläubigen abgewinkt worden.

Schon als national empfindender Italiener nimmt der jetzige Papst besondere Rücksichten auf die ihm nahestehenden italienischen Katholiken. Daß deren Stellung zum politischen Leben Italiens heute nicht mehr bestimmt wird durch die nunmehr intransigent erscheinende Weisung Pius' IX. „Non expedit" vom Oktober 1874, die ihnen jegliche Beteiligung an den politischen Wahlen versagte, geht aus den bereits herangezogenen, an neuen Gesichtspunkten reichen Ausführungen M. Claars unwiderleglich hervor. Seit dem Jahre 1891 ist eine

[1]) M. Claar, „Italien, der päpstliche Stuhl und die Lösung der römischen Frage" in der „Zeitschrift für Politik", 1916, Heft 3/4, S. 355.

Digitized by Google

Wandlung eingetreten. Angesichts der bedrohlichen Fortschritte, welche die Sozialdemokratie in Norditalien vornehmlich durch die Propaganda Enrico Ferri's, des jetzigen Großmeisters der italienischen Freimaurerloge, machte, sah sich ein Teil der italienischen Bischöfe genötigt, bei dem damaligen Kardinal-Staatssekretär Rampolla vorstellig zu werden wegen Erteilung der Erlaubnis für die Katholiken, an den Provinzial- und Gemeindewahlen Italiens teilzunehmen.

Rampolla wußte Papst Leo XIII. zu diesem Zugeständnis zu bewegen. Weitere Konzessionen mußten sich unausbleiblich hieran anschließen; das geschah aber erst, nachdem der energischste jener zur Neuerung ratenden Bischöfe, Giuseppe Sarto, als Pius X. Papst geworden war. An den Parlamentswahlen 1904 und 1909 war die Beteiligung der italienischen Katholiken von Fall zu Fall gestattet, zur Unterstützung konservativer und antirevolutionärer Kandidaten.

Daß das in Abwehr gegen umstürzlerische Bewegungen, also gegen eine dem Bestande des Papsttums wie dem des Königtums gleich bedenkliche Gefahr geschah, ist ein Moment, welches bei der gegenwärtigen Beurteilung der römischen Frage sehr wohl berücksichtigt werden muß.

In der Weiterentwicklung traten sogar die meisten der italienischen Bischöfe den politischen Fragen des nationalen Staates näher. Die italienischen Katholiken selbst wurden sich bewußt, daß ihre Beteiligung am politischen Leben des Vaterlandes eine endgültige, auch durch keinen Papst mehr aufhebbare sei. Unter einheitlicher Leitung gelangten bei den Parlamentswahlen von 1913 34 ausgesprochen katholische Abgeordnete ins Parlament. Offen haben sie bereits den Wunsch ausgesprochen, sich zu einer politischen Partei im Sinne des deutschen Zentrums zusammenzuschließen. Das inzwischen im Sommer 1916 gebildete Ministerium zählt einen Vertreter der katholischen Gruppe, Filippo Meda, als Finanzminister in seiner Zahl.

Im Gegensatz zu den Demokraten hatte sich im Parlamentswahljahr 1913 eine Verbindung zwischen den Katholiken und Nationalisten ergeben; durch letztere ist auf die politisch unorganisierten Katholiken viel von den Anschauungen und Parteiprinzipien der systematisch organisierten Nationalisten übergegangen. Das zeigte sich schon 1911 bei Entfesselung des Tripoliskrieges, das zeigte sich jetzt während des Weltkriegs im Patriotismus der italienischen Geistlichkeit; die italienischen Laienkatholiken bekannten sich, wenigstens bis zu Italiens Kriegseintritt, in der Mehrzahl zur Neutralität.

Bei einer derartigen Stellung der italienischen Katholiken im politischen Leben ist es schon an sich ausgeschlossen, daß Benedikt XV. daran denken wird, die römische Frage ohne Italien oder gar gegen Italien erledigen zu wollen. Es ist vielmehr zu erwarten, daß sich die Lösung der Frage in ziemlich engem Zusammenhange mit jener Entwicklung, gewissermaßen als deren natürliche Folge, ausgestalten wird.

Was sich aus dieser Erwägung logisch für jenes in die öffentliche Diskussion getragene Programm, das Garantiegesetz zu internationalisieren, also der Mit-

Digitized by Google

wirkung der auswärtigen Großmächte zu unterbreiten, ergeben mußte, ist am 4. März 1916 der Welt bekanntgegeben worden durch die „Civiltà cattolica". Das bekannte römische Organ des Jesuitenordens, dessen Schriftleiter P. Rosa derartige Artikel persönlich dem Papste vor der Drucklegung vorzulegen hat,[1]) sagte bei der Besprechung von Ausführungen des Abgeordneten Tommaso Mosca:

„Wir sind sicherlich nicht auf Internationalisierung des Garantiegesetzes erpicht, nicht nur deshalb, weil selbst internationale Vereinbarungen sich als wenig dauerhaft erweisen, sondern auch, weil das nicht den Ideen des Heiligen Vaters entspricht, welcher niemals von einer derartigen Internationalisierung gesprochen hat,[2]) und der überdies ... „nicht gesonnen ist, der Regierung Verlegenheiten zu bereiten". Die darauf folgenden Worte nehmen bestätigend Bezug auf den von Kardinal Gasparri Ende Juni 1915 fixierten Standpunkt, trotz des Scheiterns der inzwischen mit der italienischen Regierung gepflogenen Unterhandlungen.

Es heißt dann weiter:

„Die Hypothese einer Uebertretung des Garantiegesetzes seitens Italiens könnte nur zur Wirklichkeit werden, wenn das italienische Volk seine Natur, seine tausendjährige Geschichte und seine vitalen Interessen verleugnen würde," so schrieb die „Civiltà cattolica", allerdings ohne zu ahnen, welches Schicksal wenige Monate später dem Palazzo Venezia bevorstehen würde.

Diese ein gewisses Entgegenkommen von seiten der Kurie an Italiens Adresse enthaltende Bemerkung wurde wenige Tage später ergänzt durch eine ziemlich klare Andeutung des vatikanischen Programms;[3]) sie findet sich in der Einleitung zu der im Juli 1916 erschienenen Broschüre von Karl Hoeber in Köln: „Der Papst und die römische Frage", nämlich in dem als Zeugnis der Approbation beigegebenen Schreiben von „der in dieser Hinsicht allein entscheidenden Stelle" des Vatikans mit dem Datum des 12. März 1916. Es enthält den Passus: „Sie können sehr gut ... die Stelle, „daß das

---

[1]) Nach Behauptung der „Kölnischen Volkszeitung" vom 7. März 1916. — „Civiltà cattolica", Quaderno 1577, p. 521.

[2]) Wenn am gleichen Tage die katholischen „Neuen Zürcher Nachrichten" in ihrer Nr. 63 wohl die Lösung der „schwierigen und wichtigen römischen Frage" der „Allmacht Gottes und dem erleuchteten Urteil des Papstes" überlassen wollten, aber doch die Katholiken zu einer Propaganda für Zulassung des Papstes auf einem Friedenskongreß und indirekt für eine Internationalisierung usw. aufforderten, so erwies sich dabei, daß jener Artikel, entgegen den Vermutungen von anderer Seite, nicht als völlig autoritativ anzusehen war. Eine derartige offensichtliche Propaganda würde in der römischen Bevölkerung leicht einen Haß entfachen, der einmal dem Vatikan sehr gefährlich werden könnte.

[3]) Ein positives Programm hatte z. B. H. Mulert vermißt, so daß er sich dazu verstieg, vorläufig „alle Klagen über des Papstes unwürdige Lage als eine Agitation anzusehen, die ohne konkretes Ziel, trotzdem aber und vielleicht gerade deshalb, nicht unbedenklich ist" („Preußische Jahrbücher", Bd. 164, Mai 1916, S. 332).

Digitized by Google

Gebiet des Papstes nur wenige Quadratkilometer zu umfassen brauchte usw." bestehen lassen; denn nur ein wirklicher territorialer Besitz kann dem Papst diejenige Freiheit gewährleisten, deren derselbe zur Ausübung seines hohen Amtes bedarf. Der Papst muß ein wirklicher Souverän sein und nicht ein solcher, dem durch die Gnade eines Staates oder auch aller Staaten lediglich nur souveräne Ehrenrechte zugebilligt werden; das wäre unwürdig für das Oberhaupt der Kirche. Die Internationalisierung der italienischen Garantiegesetze würde den Papst nur zum Spielball sämtlicher Mächte machen."

Die vielbesprochene Frage der Internationalisierung des Garantiegesetzes ist damit endgültig abgetan. Der in jenem Buche auf Seite 59 allerdings nur hypothetisch gesetzte „Fall, der Papst wollte sich ... entschließen, etwa bloß den leoninischen Stadtteil Roms ... und das unmittelbar daranstoßende westliche Gebiet bis ans Meer als hinreichende territoriale Unterlage für seine Souveränität zu erklären — die internationale Anerkennung dieser Bedingung entspräche nur dem allgemein üblichen Brauche" —, erscheint damit gleichzeitig als das unter den gegenwärtigen Umständen erreichbare und erstrebenswerte Ziel für das Papsttum.

Wichtig ist für unsere Betrachtung vornehmlich der durch jenes offiziöse Schreiben mit Zustimmung anerkannte Passus des Buches (S. 61):

„Der gegen diesen Vorschlag des sog. kleinen Territoriums erhobene Einwurf, daß ein kleines Gebiet die Freiheit und Unabhängigkeit des Papstes für die Zukunft nicht gewährleiste, trifft nicht das Wesen der Sache. Es handelt sich nicht um die größere oder kleinere Zahl von Quadratkilometern, sondern um die Grundlegung und die Anerkennung des Rechtes, auf das der Papst einen unbestreitbaren Anspruch hat."

II.

Historische Entwicklung und juristisch-wirtschaftliche Bedeutung der sog. „kleinen Territorialfrage"

Der ansprechende Vorschlag[1]) des sog. kleinen Territoriums hat eine eigene, nicht uninteressante Geschichte:

Die Ueberlassung der sog. Leostadt (Leonina) auf dem rechten Tiberufer mit dem Vatikan in Rom unter voller Souveränität und Jurisdiktion an den Papst war zuerst am 1. März 1861 im französischen Senate vom Prinzen Jérôme Napoleon, dem Vetter Kaiser Napoleons III., vorgeschlagen worden. Der von letzterem und von Camillo Cavour unterstützte Plan ward dann von der italie-

[1]) Den mir seit Beginn meines langjährigen Romaufenthalts (1893) sehr wohlbekannten Vorschlag habe ich in den oben zitierten früheren Aufsätzen über die „Stellung des Papsttums im Weltkriege" vor allen sonstigen Besserungsvorschlägen eingehend behandelt und, soweit es damals zulässig war, als einzig empfehlenswert darzustellen sowie historisch zu fundieren gesucht.

Digitized by Google

nischen Regierung zu wiederholten Malen der Kurie unterbreitet, nämlich 1860, im Januar 1868 und zuletzt durch des damaligen Außenministers Visconti Venosta Zirkularschreiben an die italienischen Vertreter bei den Mächten vom 29. August 1870. Ein derartiger Vorschlag könnte also für die italienische Regierung selbst unmöglich entwürdigend oder gar einer „Bestrafung" vergleichbar erscheinen.

Dem Papste ein schmales Territorium, nämlich von der Leonina bis zum nächsten Meerhafen, sowie das Schloß Castelgandolfo am See von Albano zu belassen, war bereits die Idee Bettino Ricasolis, des Nachfolgers Cavours, und seines 1867 mit ihm gestürzten Ministeriums gewesen. Gladstone und zwei andere englische Staatsmänner fanden Pius IX. dieser Idee nicht abgeneigt.[1]) Letzterer hat später nach der piemontesischen Okkupierung der übrigen Stadtteile Roms auch die Leonina — unter dem Vorwande, daß der Vatikan vor der gärenden Bevölkerung nicht sicher sei — sowie am 25. September 1870 die Engelsburg durch die Truppen des Generals Cadorna (Vater) besetzen lassen. Dadurch hintertrieb Pius die Absicht der italienischen Regierung, ihm wenigstens in diesem Stadtteil die territoriale Souveränität zu erhalten.[2])

Sieben Monate später aber kam der Papst auf jenen Gedanken selbst zurück, am 26. April 1871 — als zu Florenz im italienischen Parlament das ihm zugedachte Garantiegesetz in letzter Beratung stand —, nach dem Berichte des französischen Botschafters Marquis d'Harcourt: „Alles, was ich wünsche, ist ein kleines Stück Land, wo ich Herr sein würde ... Solange ich diesen Erdenwinkel nicht habe, kann ich meine geistlichen Funktionen nicht in ihrer vollen Ausdehnung ausüben."

Worte von bleibendem Werte, der heutigen Rechtslage vollkommen entsprechend! Sie decken sich inhaltlich mit der einmal vom vatikanischen „Moniteur de Rome" ausgesprochenen Forderung für den Papst: „Einen Winkel freier Erde in einem 28-Millionen-Land" (nämlich Italien) neben den kleinen Territorien von San Marino und Monaco.

Daß jedoch „dem Papste bis auf diese Stunde kein praktisch annehmbarer und ausführbarer Vorschlag zu einem Ersatz jener weltlichen Macht vorliegt, die ihm die ungehinderte und würdige Ausübung seiner notwendigen Souveränität verbürgt und ermöglicht", hatte Kardinal Merry del Val in jener Unterredung vom Januar 1905 hervorzuheben nicht verfehlt.

Ein solcher Vorschlag dürfte aber doch wohl einmal Leo XIII. in sehr vorsichtiger Form gemacht worden sein. Das war jenes Projekt der Abtretung eines

---

[1]) Vgl. Spectator (F. X. Kraus) in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung", 1. Mai 1896, S. 3. — Daß Visconti Venostas Angebot vom 29. August 1870 außer dem leoninischen Stadtteil auch „das unmittelbar daranstoßende westliche Gebiet bis ans Meer" umfaßt habe, behauptet irrtümlich K. Hoeber, a. a. O., S. 59.

[2]) Die Ansichten Soderinis und Bonghis, die Leonina und die Engelsburg seien 1870 nicht eigentlich besetzt worden und daher noch Eigentum des Papstes geblieben, berücksichtigen nicht die Tatsache, daß durch königliches Dekret vom 2. Oktober 1870 der gesamte Kirchenstaat dem Königreich Italien einverleibt worden ist.

Digitized by Google

Gebietsstreifens vom Vatikan bis zum Meere. Es hatte, im Anschluß an einen von idealer Begeisterung getragenen Artikel des dreibundfreundlichen Priesters Bonomelli,[1]) Aufnahme gefunden in das Versöhnungsprogramm der gleichgesinnten Prälaten Tosti, Galimberti, Capecelatro, Hohenlohe. Auf Grund eines derartigen Projekts schien auch Francesco Crispi einer Verständigung zwischen Quirinal und Vatikan geneigt gewesen zu sein,[2]) ebenso gewisse konservativ-adelige Kreise in Deutschland, wie wenigstens in Paris mit Unbehagen vermutet wurde. Bereits im März 1887 war das Projekt in Berlin zur Sprache gebracht worden, zum mindesten zwischen Galimberti, der dort als Abgesandter des Papstes zum neunzigsten Geburtstage Kaiser Wilhelms I. erschienen war, und des letzteren Schwiegersohn, dem Großherzog Friedrich von Baden; des Großherzogs Brief an Galimberti vom 1. Februar 1894 beweist das.[3]) Gegenstand von Verhandlungen soll der Vorschlag ferner gewesen sein bei Crispis Besuch im Hause Bismarcks zu Friedrichsruh am Anfang Oktober desselben Jahres. Aber die Umtriebe Frankreichs, das eine geheime Unterstützung des Projekts direkt von seiten des deutschen Kanzlers argwöhnte,[4]) vereitelten die Verwirklichung. Der greise Papst geriet immer mehr unter den intransigenten Einfluß des franzosenfreundlichen Kardinal-Staatssekretärs Rampolla.

Jetzt ist das Projekt aus dem Dunkel der historischen Erinnerungen wieder in das Licht der Diskussion gerückt. Die Bedenken, die dagegen erhoben werden,[5]) berücksichtigen nicht die notwendigen Modifikationen, welche vor allem die Entwicklung Roms inzwischen mit sich gebracht hat; sie schließt es aus, daß die an die Leonina grenzenden, in den letzten Jahrzehnten fast vollständig bebauten „Prati di Castello" in die päpstliche Enklave mit einbezogen werden könnten.

Das päpstliche Gebiet soll klein sein, damit Schwierigkeiten und Reibereien mit dem umgebenden italienischen Staatswesen möglichst vermieden werden. Nur in wirtschaftlichem Zusammenhange und in tunlichst friedlichem Einvernehmen zwischen Vatikan und Italien wäre seine künftige Existenz gesichert.

Hierfür böte die Fortdauer der vier Jahrhunderte währenden Tradition, daß das Oberhaupt der Kirche der bodenständigen Nation entnommen wird,[6])

---

[1]) Zuerst anonym erschienen in der Florentiner „Rassegna Nazionale" vom 1. März 1889 unter dem Titel: „Roma e l'Italia e la realtà delle cose"; Bonomelli, später Bischof zu Cremona, starb bald nach Ausbruch des Weltkrieges.

[2]) Ein Aufsatz Crispis in der „Contemporary Review" vom August 1891 ließ noch durchblicken, daß Italien auf dem Punkte stände, mit dem Papste einen Modus vivendi zu vereinbaren.

[3]) Abgedruckt von Crispolti ed Aureli, „La politica di Leone XIII." (1912).

[4]) Vgl. G. Valbert über Bismarck in der „Revue des deux mondes", 49 (1882), p. 683.

[5]) Vgl. Mulert, a. a. O., S. 330, und Spectator novus in der „Frankf. Zeitung" Nr. 302 (31. Oktober 1915).

[6]) Dementsprechend wurden während des sog. avignonesischen Exils 1305 bis 1378 durchweg französische Päpste gewählt, denen dann auf italienischem Boden, mit nur

Digitized by Google

eine fast sichere Gewähr: Die Dauerhaftigkeit des quasi-völkerverwandtschaftlichen Abkommens zwischen beiden Mächten werden gemeinsame, in der Nationalitätsübereinstimmung begründete Interessen und Gefühle garantieren. Ist einmal ein Modus vivendi gefunden, so werden beide Parteien Konflikte möglichst zu vermeiden suchen, da beide in gewisser Hinsicht aufeinander angewiesen sind: Die Kurie will unter erträglichen Bedingungen in Rom bleiben; die italienische Regierung, vor allem das Königtum, hat im eigensten Interesse das staatserhaltende Element, das im Papsttum repräsentiert ist, mit seinen religiösen, geschichtlichen und Kulturwerten nötig. Allerdings liegt da die Gefahr vor, daß das Papsttum immer stärker italianisiert wird. Hierbei braucht man nicht das Endergebnis zu befürchten, daß der Papst etwa schließlich die Stellung eines Patriarchen, eines simplen Erzbischofs in Italien einnehmen werde. Dazu ist Italien doch als Staat und Macht zu unbedeutend, das Papsttum hingegen als ehrwürdige Kulturmacht, als Haupt der katholischen Christenheit, zu gewaltig, und als solches noch dazu in zu enger Verbindung mit den übrigen Nationen, — auch in finanzieller Hinsicht, trotz der ihm dann vermutlich zufallenden italienischen Dotation.

Gegen eine beunruhigende Weiteritalianisierung des seinem eigentlichen Wesen nach nur völlig international und neutral zu denkenden Papsttums als geeignetes Vorbeugungsmittel und sicheres Gegengewicht zu dienen, wäre die große Aufgabe des Kardinalkollegs. Wohl könnte dieses endlich zu einer gerecht verteilten wirklichen Gesamtvertretung der katholischen Kirche ausgebaut werden,[1]) wenn die Mächte energisch auf eine derartige Vertretung für ihre katholischen Untertanen dringen wollten. Dazu würde sich voraussichtlich schon bei der erwarteten Neuregelung der politischen Verhältnisse Europas in irgendwelcher Form eine günstige Gelegenheit bieten.

---

vier Ausnahmen, lediglich Italiener gefolgt sind. Die große Umwälzung in Mittelitalien, welche 1870 die Okkupation Roms durch die Piemontesen mit sich brachte, wäre wesentlich unruhevoller und unter weit gewaltigeren Erschütterungen vor sich gegangen, wenn der damalige Papst ein landfremder Nichtitaliener, womöglich mit Rückhalt in seiner Heimat, etwa bei einer Großmachtsregierung, gewesen wäre. Es war bei dem Italiener Pius IX. die Lebenstragik, daß er, trotz lebhaftem Nationalempfinden, als Papst der Entwicklung der nationalen Einheitsidee Italiens, so wie sie sich herausgebildet hatte, schroff und schließlich ausdauernd feindlich entgegentreten mußte.

[1]) Daß ein wirklich universaler Charakter des „Heiligen Kollegiums" den Ideen so bedeutender Autoritäten der katholischen Kirche, wie Papst Leos IX. und Bernhards von Clairvaux, welche beide als Heilige verehrt werden, und anderer entspricht, habe ich in einem größeren Vortrag über „Die Machtbestrebungen des Kardinalkollegiums gegenüber dem Papsttum" 1913 auf dem Wiener Historikertage dargelegt, abgedruckt in den „Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung", 1915, XXXV, Heft 3. — Die Ernennung lediglich französischer Kardinäle, nämlich dreier, neben sieben italienischen, im bevorstehenden Konsistorium (Anfang Dezember 1916) bringt natürlich die bis jetzt unanfechtbare Neutralität des Vatikans etwas in Mißkredit. Frankreich dürfte nunmehr eine Vertretung im Kardinalkollegium besitzen, so stark wie seit langem nicht zuvor.

Digitized by Google

Doch kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung zu der sog. „kleinen Territorialfrage" zurück.

Die Enklave soll in Wahrheit exterritorial sein, wie das jene Zirkularnote Visconti Venostas vom 29. August 1870 für die Leonina vorgesehen hatte. Durch das Garantiegesetz hingegen ist für die apostolischen Paläste, für die gewöhnliche Residenz oder den derzeitigen Aufenthalt des Papstes lediglich Inviolabilität und Immunität proklamiert worden (Art. 5 und 7).

Das Miniaturgebiet soll dem Papste in erster Linie die unanfechtbare Souveränität geben; von den Schöpfern des Garantiegesetzes war sie ihm ausdrücklich nicht zuerkannt worden.[1]) In zweiter Linie soll ihm im Falle der Bedrohung — sei es in einem wirklichen Kriegszustand, sei es im eher denkbaren Falle des Angriffs verhetzter Pöbelmassen, in allgemeinen Revolutionsunruhen oder bei speziell antipäpstlichen Anarchisten- oder Freimaurerexzessen — die Möglichkeit gewährt sein, sich in dem ihm gehörenden Meerhafen auf ein Kriegsschiff zu retten, um zeitweilig sich ins Ausland zu bringen, vielleicht auf ein dort dem Papste selbst gehörendes Besitztum, etwa an einem vom Mittelmeer bespülten Gestade in Spanien, Frankreich, Malta, Sizilien oder dergleichen, das zu seinem vorübergehenden Aufenthalte ebenso häuslich eingerichtet wäre wie das Achilleion auf Korfu für den Deutschen Kaiser.[2])

Reisen in Friedens- und Ruhezeiten, besonders zu Erholungszwecken, dürften dem Oberhaupte der katholischen Kirche von vornherein nicht versagt sein, am wenigsten, wenn er sie auf dem viele Etikettschwierigkeiten vermeidenden Seeweg nach eigenen Besitzungen macht, womöglich auf eigenem Fahrzeuge.

Ein Entweichen des Papstes vor Krieg oder Revolution würde für gewöhnlich die Konnivenz der italienischen Regierung voraussetzen, die davon überzeugt sein müßte, daß der Papst sehr bald wieder zurückkehren würde, — sobald Ruhe und Sicherheit wiederhergestellt sind.

Gegen die Bedenken, daß das dem Papst zu überlassende Gebiet[3]) „nicht bis zum Meere gehen dürfe, weil zwischen den vatikanischen Gärten und dem

---

[1]) Gemäß den Erklärungen des späteren Ministers P. Manzini und des Referenten R. Bonghi bei den Parlamentsberatungen über das Gesetz am 28. Januar und 8. Februar 1871. Ueber die Unhaltbarkeit der Souveränitätsthese des Kardinal-Staatssekretärs L. Jacobini vom 11. September 1882, der sie auf dem dem Papste zustehenden aktiven und passiven Gesandtschaftsrecht zu basieren suchte, vgl. meine Schrift „Die Stellung des Papsttums im Weltkriege", S. 39 und Note 54.

[2]) Dem Papste, wie Maja, „Ein neuer Kirchenstaat", in der schweizerischen Zeitschrift „Das neue Europa", II. Jahrgang, Nr. 10 (August 1916), S. 15, vorschlägt, das Trentino als souveränen Besitz zu empfehlen, ist ein unseliger Gedanke. Das Grenzgebiet zwischen zwei sich in politischer Feindschaft befehdenden Völkern würde steten Kämpfen ausgesetzt sein. Fast erscheint der Vorschlag als ein Versuch, das Trentino auf diesem Umwege den Italienern zuzuschieben.

[3]) Einen ersten Anfang zur Erwerbung eines kleinen Territoriums in der angegebenen Richtung soll die Kurie bereits unter Pius X. gemacht haben durch Erwerbung der vatikanischen Gärten mittels Ankaufs des in der Nähe gelegenen Sacchettischen Pinienhains.

Digitized by Google

Meere eine Haupteisenbahnader der italienischen Westküste liegt", ließe sich einwenden, daß jene Bahn Civitavecchia—Pisa—Genua mittels Ueber- oder Unterführung den päpstlichen Besitz nicht wirklich zu berühren brauche, abgesehen von der Sonderstation, durch welche der Vatikan mit der Außenwelt, unter Umgehung des römischen Hauptbahnhofs und des linkstiberischen Teils Roms, an zweiter Stelle in direkte Verbindung treten könnte.

III.

Bedeutung des neuesten „Mindestmaß"-Vorschlags

Ueber die kleine Territorialfrage, welche jenes offizielle Approbationsschreiben der entscheidenden Vatikaninstanz vom 12. März 1916 zu der Schrift K. Hoebers in den Vordergrund gerückt hat, über die römische Frage überhaupt, ist nun eine neue bedeutsame vatikanische Kundgebung erfolgt, von der Wiener „Reichspost" am 4. August 1916 in markanter Weise angekündigt als „eine weitere Veröffentlichung zur römischen Frage, die eine Persönlichkeit zum Verfasser haben wird, die viele Jahre in wichtiger Vertrauensstellung an der Seite der Päpste Leo XIII. und Pius X. stand".

Diese Persönlichkeit ist niemand anderes als der allen Gelehrten und Forschern, die in Rom Studien gemacht haben, rühmlichst bekannte ehemalige Präfekt der Vatikanischen Bibliothek, P. Franz Ehrle S. J. Im September-Heft der „Stimmen der Zeit" (1916) legt er unter dem Titel „Benedikt XV. und die Lösung der römischen Frage" (S. 505—535) die moralische Notwendigkeit einer weltlichen Herrschaft für das Papsttum dar, und zwar mit internationaler Garantie. Denn „ein weniger ausgedehnter Kirchenstaat mit internationaler Garantie kann zuweilen die nötige Unabhängigkeit besser verbürgen als ein ausgedehnterer ohne diese Garantie". Voraussetzung ist auch nach Ehrle dabei „die gottgewollte Eintracht der beiden Gewalten, die concordia sacerdotii et imperii". Dann erfülle seinen Zweck ein minimaler Kirchenstaat, bestehend aus dem Vatikan und einem ergänzenden Stück der Leostadt, begrenzt durch die Fassade der Sankt Petersbasilika, die Porta Cavalleggieri, die Schweizerkaserne, die Porta Angelica und sonst durch die alten Mauern Leos IV., Nikolaus' III. und Pius' IV.

Es ist sehr fraglich, ob — wie M. Claar, a. a. O., S. 360 meint — darin wirklich ein Versuch des Vatikans zu sehen ist, „mit stillschweigender Zustimmung Italiens ausgedehnte Gebiete, die zwischen den vatikanischen Gärten und dem Meere liegen, als privatrechtliches Eigentum" ... zu erwerben und „zunächst rein privatrechtlich und ohne exterritorialen Charakter dieses Gebiet räumlich mit den vatikanischen Gärten" zu verbinden. Denn zwischen einer rein privatrechtlichen Erwerbung und einem exterritorialen Gebiet mit Souveränitätsrechten ist ein himmelweiter Unterschied! Derartige Erwerbungsabsichten der Kurie würden übrigens sehr bald auf eine bedenkliche Hemmung, mindestens Erschwerung stoßen: Die in Betracht kommenden Grundstücke würden schnellstens im Preise wucherhaft in die Höhe gehen, ehe nicht der italienische Staat, über eine „stillschweigende Zustimmung" weit hinausgehend, tatkräftig mit seinen Regierungsmitteln im Interesse des Vatikans einschritte!

Digitized by Google

Bei einer derartigen Gestaltung des zukünftigen päpstlichen Gebiets wären „fast alle mit weltlichem Besitz in der Regel verbundenen Schwierigkeiten: öffentliche Sicherheit, Polizeiaufsicht, Strafgewalt, Steuerwesen u. a. möglichst ausgeschaltet, so daß ein nachbarlich-freundliches Verhältnis mit dem angrenzenden italienischen Gebiet leicht anzubahnen wäre" (S. 522).

Für die Rückgabe und Wiederherstellung eines Kirchenstaates von so bescheidenem Ausmaß, dessen Hauptteil, der Vatikan, dem Papste von vornherein zur Nutznießung überlassen ist, fürchtet P. Ehrle keine erheblichen Schwierigkeiten. Hingegen vermag er Befürchtungen von solchen hinsichtlich einer anderen, seiner Ansicht nach für den Vatikan notwendigen Forderung nicht ganz zu unterdrücken. Er läßt durchblicken, daß die Kurie, nach ihren Erfahrungen mit dem unzureichenden Garantiegesetz, auf eine gewisse Internationalisierung der neuzugestaltenden Lage des Papstes in irgendeiner vertragsmäßigen Form bestehen wird.

Die Mindestforderung in dieser Hinsicht wäre die offizielle Mitteilung eines zwischen dem Papste und der italienischen Regierung getroffenen Uebereinkommens von beiden Seiten an die Staaten mit bedeutender katholischer Bevölkerung. Jedenfalls muß die schließlich gewählte Vertragsform, so verlangt die Kurie weiter, „eine Bitte Italiens an den Heiligen Vater um Kundgebung seiner Erfordernisse und eine Verständigung mit ihm in betreff derselben zur unerläßlichen Voraussetzung haben".

Diesem Verlangen tritt mildernd die schon hervorgehobene weitgehende Rücksichtnahme Benedikts XV. auf die Empfindlichkeit, das Staats- und Nationalgefühl und auf die gegenwärtige Lage seines Volkes („la mia patria diletta") zur Seite.

Die materielle Lage des Papsttums ist, mindestens bis zu einem gewissen Grade, an das Schicksal Italiens gebunden, auch ohne Garantiegesetz, wie im Gegensatz zu Hilgenreiner betont sein soll;[1]) das bedingt schon die geographische Lage des kurialen Zentrums, des Vatikans.

Damit der Papst nicht länger als „Untertan des Königs von Italien", als welchen ihn bereits Bismarck hatte bezeichnen lassen,[2]) oder gar als „staatenloser Fremdling" erscheine, will also der neue Vorschlag den Vatikan exterritorial erklärt und zum souveränen Fürstentum erhoben sehen.

Aber was wird durch die vorgeschlagene Abgrenzung bis zur Porta Cavalleggieri, durch Hinzunahme der Peterskirche mit dem Petersplatze in weiterem Sinne viel gewonnen sein? Doch nur die ehemalige Münze, eine Mühle und derartige Kleinigkeiten, die mehr von privater Bedeutung sind. Eine größere Unabhängigkeit und Bewegungsfreiheit wäre dem Papst dadurch nicht gewährt!

---

[1]) A. a. O., S. 67.

[2]) In den offiziösen Artikeln der „Post" vom Dezember 1881; vgl. meine Untersuchung: „Bismarck und die römische Frage" in der „Deutschen Revue", Mai/Juni 1916, welche, in einer Neubearbeitung auf weiterer Grundlage, demnächst wieder erscheinen wird.

Digitized by Google

Von der gemeinschaftlich durch den Vatikan und durch Italien erfolgenden Notifizierung ihres Uebereinkommens würden die übrigen Mächte Akt nehmen; sie würden hiermit den neuen souveränen Miniaturstaat völkerrechtlich anerkennen, und dadurch wäre — die so viel und so heftig erörterte römische Frage gelöst!

Ja, würde diese Mindestform der Internationalisierung wirklich ihren Zweck auf die Dauer erfüllen? Wäre nicht vielmehr die Uebernahme eines Kollektivschutzes für den neuen Staat durch mehrere, wenn nicht durch alle Großmächte mit starker bzw. überwiegender katholischer Bevölkerung als empfehlenswert wenigstens zu erwägen? Nicht aus Mißtrauen gegen die Absichten der italienischen Regierung, sondern lediglich als Vorbeugungsmaßregel für den Fall, daß einmal jene Umsturzelemente, deren Mithilfe bei der Schöpfung der nationalen Einheit nicht verschmäht worden war, im italienischen Staate überhandnehmen könnten und letzterer nicht mehr imstande wäre, gegen jene die übernommene Garantie für die weltliche Souveränität durchzuführen.

Bei einem Kollektivschutz von seiten mehrerer Großmächte wäre der jeweilige Papst gleichzeitig vor dem Verdacht gesichert, daß er irgendeine derselben, entgegen seinen Neutralitätsprinzipien, zu stark begünstige.

Wohl scheint ein ähnlicher Kollektivschutz schon einmal, und zwar von italienischer Seite in Visconti Venostas bekannter Note vom 29. August 1870, in gewissem Sinne in Aussicht genommen worden zu sein. Trotzdem würde der Gedanke sicher anfangs auf Widerstand bei den Italienern stoßen; denn jegliche Einmischung Fremder erscheint ihnen verhaßt in Erinnerung an die Fremdherrschaften, durch welche ihr Land lange genug geprüft worden ist.[1]) —

Die Darlegungen P. Ehrles[2]) haben eine sachgemäße Würdigung und in manchen Punkten eine schärfere Präzisierung erfahren durch zwei Artikel, welche Justizrat Carl Bachem in der „Kölnischen Volkszeitung" (17./19. September 1916) unter der Ueberschrift: „Ein neuer Kirchenstaat und sein Umfang" veröffentlicht hat.

Während P. Ehrles Darstellung durch einige Wendungen vermuten läßt, daß in ihr ein Programm von höherer Stelle, vielleicht ein höherer Auftrag vorliegt, scheint Bachem sich aus eigener Initiative hier aussprechen zu wollen. Er sucht die von P. Ehrle auseinandergesetzte Idee etwas zu modifizieren, indem

---

[1]) Bei Pius IX., der jene Fremdherrschaften miterlebt hatte, war diese Erinnerung so stark, daß er nie im Ernste an die ihm wiederholt angeratene Herbeirufung ausländischer Hilfe gedacht hat. Ja, könnte denn in Wahrheit ein Papst, der Vertreter der christlichen Friedensidee, wirklich, selbst im ärgsten Falle, daran denken, seinem Lande, seiner Nation die Greuel eines Krieges, wenn auch nur indirekt, zu verursachen?

[2]) Wenn P. Ehrle den von ihm vorgetragenen Vorschlag als eine „Korrektur des Garantiegesetzes" bezeichnet, so ist das meines Erachtens ein wohl diplomatisch gewählter, tatsächlich aber schiefer und leicht zu Mißverständnissen Anlaß gebender Ausdruck. Was er vorträgt, ist in Wirklichkeit etwas ganz Neues.

Digitized by Google

er gewissen praktischen Erwägungen zu ihrem Rechte verhelfen will. Als voll souveränes Territorium denkt er sich den Vatikan mit einem dahinter liegenden angemessenen Bezirk, in welchem der Papst die Gebäude für die zentralen Verwaltungseinrichtungen der Kirche, die beim Vatikan akkreditierten Gesandten ihre Gesandtschaftsgebäude errichten könnten.

Wohlverstanden ist dieses Kirchenstaatsgebilde das denkbar äußerste Mindestmaß. Wünschens- und erstrebenswert ist jedenfalls — nach P. Ehrle und C. Bachem — ein Mehr, „soweit dieses sich innerhalb der vom Kardinal-Staatssekretär gewiesenen Grenzen hält".

Die Idee, dem Papste ganz Rom oder wenigstens den Stadtteil auf dem rechten Tiberufer, also die Leonina mit den nunmehr bebauten Prati di Castello, zu überlassen, lehnen beide Autoren ab; sie ist dem italienischen Nationalempfinden nicht zumutbar und kann deshalb nicht in Benedikts XV. Absichten liegen. Gegen die Abtretung des Gebietsstreifens bis zum Meere fürchtet Bachem den Widerstand des italienischen Parlaments, wenigstens bis dort nicht die Katholikenpartei in guter Organisation maßgebenden Einfluß gewonnen hat.

Auf die „kleine Territorialfrage" werden allerdings unseres Erachtens notgedrungen die Ansprüche des Papsttums immer wieder hinauskommen müssen, sofern es ein Territorium als Basis seiner Souveränität beansprucht — und das muß es in der Tat beanspruchen![1])

Man braucht dabei nicht gleich an einen intransigenten späteren Papst zu denken, der sich etwa darauf steifen möchte, daß die Unterlassung des formellen Verzichts auf den ganzen Kirchenstaat, der Benedikt XV. nicht ausdrücklich auferlegt werden könne, den jeweiligen Inhaber des Heiligen Stuhls zur Erneuerung alter, gewissermaßen verjährter Forderungen berechtigen dürfe. Es genügt schon die Erwägung: Ist auch ein solcher „Korridor" zwischen Vatikan und Meerhafen in Wahrheit vom strategischen Standpunkt bedeutungslos, so gewährt er doch sowohl dem Papste rechtlich unanfechtbare Bewegungsfreiheit, als auch den etwaigen Schutzmächten die Möglichkeit, ihm zu helfen und für ihn einzutreten, ohne unnötig italienisches Gebiet zu betreten oder zu verletzen!

IV.

Der geeignete Zeitpunkt für eine Verständigung, ihre Vorteile für Italien und die Beschlagnahmung des Palazzo Venezia

Die beiden angesehenen Vertreter der deutschen Katholiken verfehlen nicht, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß Italien jetzt eine überaus günstige Gelegenheit habe, die leidige römische Frage durch eine Verständigung mit

---

[1]) Eine dem widersprechende Ansicht, die M. Claar a. a. O., S. 364 darlegt, folgert aus der Entwicklung der politischen Parteien in Italien heraus, daß eher, unter Aufgabe des veralteten territorialen Moments, eine Einigung zwischen Vatikan und Quirinal durch beiderseitige Konzessionen auf dem grundsätzlichen Gebiete, nach Maßgabe der praktischen Erfordernisse und Möglichkeiten der Zukunft, zu erwarten sei.

Digitized by Google

der Kurie aus der Welt zu schaffen. Die Gelegenheit biete die allgemeine Neuordnung Europas anläßlich der Beendigung des Weltkrieges; daß sie für Italien ausnehmend günstig sei, beruhe in der Persönlichkeit und in der entgegenkommenden Gesinnung des gegenwärtigen, wahrhaft italienisch empfindenden Papstes Benedikt XV., — den, wie Claar meint, bei seiner hohen Begabung als Politiker und Diplomat, das schwierige Problem reizt, die viel versuchte römische Frage endgültig zu lösen.

Das für das Papsttum äußerste Mindestmaß der Forderungen liegt jetzt in P. Ehrles Vorschlägen vor. Wie sind sie zusammengeschrumpft gegenüber denen, die Pius IX. und Leo XIII. offiziell verlauten ließen? Welche Vorteile hätte nun Italien durch eine derartige, beinahe möchte man sagen, fast schmerzlose Erledigung der großen Frage?

Wenn sie vor dem Ende des Krieges erfolgt, vor allem schon den, daß die ganze Angelegenheit nicht dem Areopag der übrigen Mächte vorgelegt zu werden braucht. Der würde sehr wahrscheinlich den Italienern die Leitung der Verhandlung zu ihrem Schaden entwinden!

Sodann aber: Die Verständigung zwischen dem gegenwärtigen Friedens- und Versöhnungs-Papst und Italien würde letzteres von dem sich seit Jahrzehnten „immer tiefer eingrabenden Zwist zwischen Staat und Kurie",[1]) von diesem nagenden Uebel, endgültig befreien, den Papst sogar veranlassen, durch feierliche Außerkraftsetzung der Weisung Pius' IX. „Non expedit", die Teilnahme der italienischen Katholiken am gesamten politischen und vor allem am parlamentarischen Leben völlig freizugeben. Diese werden dann die konservativen, die staatserhaltenden Parteien vermehren und wesentlich kräftigen gegen die Elemente des Umsturzes, vor allem gegen die Umtriebe der Freimaurer und Revolutionäre. Also eine folgenreiche Stärkung des italienischen Staatsorganismus nach innen.

Des weiteren würde Italien auch noch eine fühlbare Stärkung nach außen hin durch jene Verständigung mit dem Papsttum zu erwarten haben; denn dessen Bedeutung ist während des Weltkrieges in politischer und ethischer Hinsicht unleugbar gewachsen: Bei ihm unterhalten seit mehr denn Jahresfrist das neutrale Holland und vor allem England, der leitende Staat des Vierverbands, aus eigenen Antrieben Gesandte; letztere Regierung allerdings vornehmlich zur Wahrnehmung der Vierverbandsinteressen und zu indirekter Beeinflussung der gut katholischen Iren![2]) Bulgarien und Rumänien sollen jetzt jenem Beispiel zu folgen beabsichtigen.

Italien, einst das durch den Dreibund gestützte und gestärkte Mitglied desselben, war damals von seinen Mitverbündeten mit der weitestgehenden Rücksicht behandelt worden. Seit seinem Austritt aus dem Dreibund hat es unwiederbringbar schon an moralischem Ansehen verloren. Im Vierverband ist es macht-

---

[1]) F. X. Kraus, Cavour (1902), S. 95.

[2]) Vgl. „Das größere Deutschland", 1916, Nr. 40: „England und der Vatikan", S. 1258 ff.

Digitized by Google

und einflußlos, völlig abhängig von dem Gutdünken und den Interessen seiner jetzigen Verbündeten, in deren Gewalt gegeben, besonders in die Englands, bereits heute, wo das endgültige Ergebnis der Waffenentscheidung noch aussteht. Durch ein Bündnis mit dem Oberhaupte von 270 Millionen Katholiken würde Italien eine ganz andere Stellung gewinnen, — unterstützt von dem staatsmännisch hochbegabten Sohne der Nation auf dem päpstlichen Throne, eine weit selbständigere Rolle beanspruchen und durchführen können bei jener Neuordnung Europas, eventuell auf einem etwaigen Friedenskongreß.

Im besonderen wird Italien für seine Orientpolitik ein freundliches Verhältnis mit dem Papste von Wert und Nutzen sein!

Eine derartige Kräftigung Italiens nach innen und nach außen hin kann nicht im Interesse Frankreichs, nicht im Interesse Englands liegen; denn beide sind Mittelmeerkonkurrenten, die Italiens Aufmerksamkeit mit Mühe und Not von dem eigentlichen Mittelmeerbecken weg in die Adria hinein gegen Oesterreich gelenkt haben.

Daß Frankreich bereits einmal eine anscheinend sich anbahnende Verständigung Italiens mit dem Papsttum hintertrieben hat, lehrt die Geschichte des Pontifikats Leos XIII. in dem Schicksale des oben (S. 333) berichteten Versöhnungsversuchs auf Grund des sog. „Korridor"-Projekts. Die französische Regierung wollte um keinen Preis eine innerliche Kräftigung Italiens durch eine Versöhnung mit dem Vatikan dulden.

So ist es auch heute! Durch Rücksichten auf die den Regierungen Frankreichs und Englands nahestehenden Freimaurer und Republikaner[1]) hat sich Italien gerade in dem Augenblicke, als eine Verständigung mit dem Vatikan in greifbare Nähe zu rücken schien, zu einem politisch unglaublich ungeschickten Schritt verleiten lassen, zu der Besitzergreifung des Oesterreich auf Grund auch von Italien anerkannter Staatsverträge[2]) gehörenden Palazzo Venezia, der einst 1564 aus päpstlichem Eigentum an Oesterreichs Rechtsvorgängerin, an die Lagunenrepublik, durch Schenkung Pius' IV. gelangt war. Die italienische Regierung hat damit ebenfalls den dort residierenden Vertreter des habsburgischen Kaiserstaates bei dem Papste seines Sitzes beraubt, und zwar unter unwiderleglicher Verletzung des Garantiegesetzes in seinem Artikel 11!

Eine so schwere Beleidigung konnte die Kurie nicht ohne energischen formellen Protest durchgehen lassen,[3]) ungeachtet aller Versöhnlichkeit, allen nationalen

[1]) Derartige Rücksichten auf die Freimaurer und die ihnen nahestehenden Elemente haben die italienischen Regierungen schon früher genommen, wenn sie z. B. Beleidigungen des Oberhauptes der katholischen Kirche durch die Presse oder in öffentlichen Versammlungen, entgegen den Bestimmungen des Garantiegesetzes, zuließen oder diese selbst verletzten, wie durch die staatliche Uebernahme der Güterverwaltung der Propaganda fide 1884 u. dgl. Die überaus milde und parteiische Behandlung der maßlosen Exzesse beim Leichenbegängnisse Pius' IX. (1881) gehört ebenfalls hierher.

[2]) Besonders durch den Wiener Frieden vom 3. Oktober 1866.

[3]) Es ist sehr charakteristisch, daß dieser Protest nicht nur den Unwillen italienischer, sondern auch französischer Blätter, wie des „Bonnet-Rouge" vom 4. Oktober 1916, erregt.

Digitized by Google

Verständnisses. Sie beweist aber von neuem diese Eigenschaften, wenn sie sich zu weiteren Verhandlungen trotz alledem — sicher auch in Erwägung der für sie so günstigen Zeitumstände — bereit erklärt: Vom mächtigen Jesuitenorden nimmt nach P. Ehrle jetzt P. Peter Sinthern das Wort. Seine Betrachtungen über die römische Frage in den „Neuen Zürcher Nachrichten" vom 14. Oktober 1916 gipfeln in der Erklärung: Die Reihe des Entgegenkommens ist nunmehr an Italien. Nachdem der Papst der italienischen Regierung wiederholt gezeigt hat, daß er zum größten Entgegenkommen nach Maßgabe seines hohen Amtes geneigt ist, hat er, haben die Katholiken der ganzen Welt, ja alle Staaten mit überwiegend katholischen Untertanen das Recht zu verlangen, daß Italien endlich einlenke! —

Anders als Frankreich und England steht Deutschland dem Streben des Papsttums nach Wiedererlangung einer weltlichen Souveränität gegenüber.

Während die französischen Katholiken in diesem Weltbrande, den sie als religiösen Krieg gegen das barbarische Deutschland zu bezeichnen belieben, sich recht wenig um das Schicksal und um die erhebenden Friedensbemühungen ihres kirchlichen Oberhauptes bekümmern, sich von ihrer gekauften Presse gläubig vorreden lassen, daß der Papst ein parteiischer Freund Deutschlands und Oesterreichs sei, und damit eine überaus unrühmliche Rolle spiele, sind die deutschen Katholiken, wie stets, unentwegt für die politische Selbständigkeit des Papsttums eingetreten, mag auch das Programm langsam modifiziert worden sein.

Mehr noch! Wir Deutsche schauen so oft, und besonders jetzt in diesem schweren Kriege, auf die überragende Rolandsgestalt unseres großen Bismarck als maßgebenden Staatsmannes zurück. Gerade er, der gewaltige und unerschrockene Kämpe im Kulturkampf, ist, wie wir an anderer Stelle in dieser Zeitschrift kürzlich nachgewiesen haben,[1]) kein Gegner der weltlichen Souveränität des Papstes gewesen.

Und auf ihn hörte Italiens größter Politiker der letzten Jahrzehnte, der deswegen bereits oben erwähnte Francesco Crispi — wie Bismarck seinerseits mit ehrfurchtsvoller Anerkennung auf Camillo Cavour zurückzublicken pflegte, der am Schlusse seines Lebens „die Versöhnung des Papsttums mit dem Imperium", d. h. mit Italien, mindestens als Vermächtnis für sein Volk, erstrebt und erhofft hat — allerdings zu Napoleons III. Unbehagen!

Frankreichs damaliger Herrscher hat dem ihm befreundeten Grafen Francesco Arese einmal offen die Befürchtung ausgesprochen, daß durch eine solche Versöhnung „Italiens Macht ins Ungemessene wachsen würde".

Und diese Befürchtung ist in französischen Regierungskreisen auch heute noch nicht überwunden!

---

[1]) Vgl. Mai- und Juni-Heft 1916.

Digitized by Google

Wie übersetzt man Fremdwörter?

Von

Justizrat Dr. Karl Friedrichs (Düsseldorf)

Das Uebersetzen ist keine leichte und einfache Arbeit. Wer sich viel mit dem Uebersetzen von zusammenhängenden Texten beschäftigt, findet bald heraus, daß man nicht Wörter, sondern Gedanken zu übersetzen hat. In Grenzgebieten soll es Leute geben, die beide Sprachen so beherrschen, daß sie sehr wohl einen zusammenhängenden Bericht oder eine zusammenhängende Erzählung, die sie in der einen Sprache vernommen haben, in der andern Sprache wiedergeben können, die aber daneben nicht imstande sind, auf Befragen einzelne Wörter zu übersetzen. Und ich möchte wohl glauben, daß es unsern zweisprachigen Geistlichen (Utraquisten im heutigen Sinne des Wortes) leichter wird, eine neue Predigt in der einen Sprache auszuarbeiten, als eine Predigt aus der einen in die andre Sprache genau zu übersetzen.

Es gibt natürlich Wörter, denen in fremden Sprachen genau entsprechende Wörter von ganz gleichem Begriff gegenüberstehen. Dazu gehören z. B. „vis major", „force majeure" und „höhere Gewalt" und viele philosophische und technische Fachausdrücke, aber gerade die Wörter des täglichen Lebens gehören in den seltensten Fällen hierher. Wie einfach erscheint uns z. B. das Wort „Brot"; und doch ist es nicht ohne weiteres in das Französische zu übersetzen, denn das Wort „pain" hat einen ganz andern begrifflichen Umfang. Wir denken etwa an den Ausdruck: „pain d'épice", den wir etwa mit Leb„kuchen" zu übersetzen haben, und an pain à cacheter, das wir mit Oblate oder Mundlack, aber nicht mit Siegel„brot" wiedergeben. Auch handelt es sich nicht um eine Mehrheit von Begriffen, wie bei dem Wort Marquise, das zwei voneinander vollständig getrennte Begriffe (Edeldame und Sonnendach) umfaßt, sondern es ist ein einheitlicher Begriff, unter dem der Franzose auch Dinge versteht, die nicht unter den deutschen Begriff Brot fallen. Umgekehrt ist es für den Franzosen, namentlich für den Katholiken, unverständlich, wenn Mephisto im „Faust" dem verstorbenen Schwertlein die Worte in den Mund legt:

„Erst Kinder und dann Brot für sie zu schaffen
Und Brot im allerweitesten Sinn."

Wenigstens liegt mir eine Uebersetzung vor, in der es heißt: du pain, il en fallait beaucoup; der Uebersetzer hat also die Anspielung auf die Lutherschе Erklärung zur vierten Bitte des Vaterunsers weder erkannt noch verstanden.

Daher gibt uns das Wörterbuch nur eine Hilfe für die Uebersetzung, etwa das, was man ein heuristisches Prinzip nennt, aber niemals die Uebersetzung selbst. Denn diese ist nur dem möglich, der den Sinn und Zusammenhang der zu übersetzenden Sätze vollkommen versteht und außerdem die Sprache, in die er übersetzen soll, ganz beherrscht. Die Uebersetzung eines Dichtwerkes ist gut,

Digitized by Google

wenn sie die Stimmung und die allgemeine Anschauung wiedergibt, ein ängstliches Kleben am Begrifflichen kann ein Fehler sein. Deswegen geben die Uebersetzungen Luthers die dichterischen Stellen des Alten und des Neuen Testaments richtiger wieder als die begrifflich genaueren Uebersetzungen seiner gelehrteren, aber trockeneren Nachfolger. Bei andern Vorlagen kommt es aber um so mehr auf die begriffliche Genauigkeit an. Man muß den Leuten von heute aufs Maul schauen, wie der alte Luther, aber es kommt nicht nur auf die Kunstsprache der einfachen Handwerker an, von denen Luther sich belehren ließ, sondern auf alle Wissensgebiete.

Ich habe in früheren Jahren die Ehre gehabt, für die „Deutsche Revue" Uebersetzungen zu liefern und habe mich nie auf das Wörterbuch verlassen, sondern ich suchte mich bei allen nicht ganz einfachen Stellen mit der Sache selbst vertraut zu machen. Wenn z. B. von einem Strafverfahren in Frankreich die Rede war, habe ich die Französische Strafprozeßordnung durchstudiert, bis ich feststellen konnte, um welchen Vorgang es sich handelte, und habe dann diesen Vorgang mit den Ausdrücken der Deutschen Strafprozeßordnung wiedergegeben, und danach spreche ich entweder von einem Urteil, durch das der Angeklagte freigesprochen wurde, oder von einem Beschluß, durch den er außer Verfolgung gesetzt wurde, oder von einer Verfügung, die das Verfahren einstellte. Ebenso habe ich französische und deutsche Abhandlungen über den Bau des Eiffelturms, über die Werkzeuge und die Arbeitsweise der Steinmetzen in Altägypten und ähnliches durchgesehen, und oft verbrauchte ich mehrere Stunden oder gar mehrere Tage, um einen einzigen Ausdruck zu ermitteln, selbst wenn es sich um eine kurze Bemerkung handelte, die für das Ganze keine entscheidende Bedeutung hatte. Dies war mir möglich, weil ich damals im Vorbereitungsdienste stand; meine Zeit wurde durch meine Dienstverrichtungen nicht völlig in Anspruch genommen, ich wurde außerdem nicht mit der Fertigstellung der Uebersetzungen gedrängt und war auch nicht auf die Vergütung angewiesen.

Aber wer für den Bedarf des Tages arbeitet und außerdem auf den Verdienst angewiesen ist, kann eine solche peinliche Sorgfalt nicht anwenden. Darüber wollen wir uns nicht täuschen. Unser Nachrichtenwesen würde arg rückständig bleiben, wenn man mit der Veröffentlichung einer jeden Nachricht aus dem Auslande so lange warten müßte, bis es dem Uebersetzer gelungen wäre, eine durchaus tadellose und den höchsten Anforderungen entsprechende Uebersetzung herzustellen. Den überpeinlichen Maler Protogenes mußte sein Kollege mahnen, die Hand vom Bilde zu nehmen und es fertig sein zu lassen. Unter unsern heutigen Malern sind viele, die diesen Rat nicht mehr nötig haben oder ihn allzugut befolgen; aber dem Mann, der für die Tagespresse schreibt, wird es täglich und stündlich von dem Drucker, dem Verleger und dem Leser zugerufen. Und in vielen Fällen wird der Wahrheit weniger geschadet, wenn der Uebersetzer ein fremdes Wort stehen läßt, als wenn er ein Wort wählt, das zwar der deutschen Sprache angehört, von dem er aber nicht sicher weiß, ob es in dem gegebenen Zusammenhang denselben oder annähernd denselben Sinn hat wie das Wort

Digitized by Google

der Vorlage. Er muß es natürlich nicht ſo arg machen wie jener Diplomat, der in einem engliſch-franzöſiſchen Handelsvertrag den Ausdruck droit de timbre (Stempelſteuer) mit duty on timber (Bauholzzoll) wiedergab, er muß z. B. auch wiſſen, daß das franzöſiſche Wort amphibie nicht das Amphibium, ſondern die Robbe bezeichnet, ebenſo daß fantaisie nicht die Phantaſie, ſondern die Laune, und clavier nicht das Klavier, ſondern nur deſſen Taſtatur, außerdem aber den Schlüſſelbund bedeutet, aber die Eile kann vieles entſchuldigen und ſogar rechtfertigen, was an ſich nicht wünſchenswert iſt.

Auch bei der Verdeutſchung der Fremdwörter, die uns im Handel und Verkehr, im häuslichen und geſelligen Leben noch immer umfluten, gelten die Erfahrungen, die bei der Ueberſetzung zuſammenhängender Texte gemacht werden. Das Finden eines richtigen Ausdrucks verlangt oft eine große Kunſt, verbunden mit umfaſſenden wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, und iſt nicht von heut auf morgen zu erzwingen, und auch hier iſt in vielen Fällen nicht ein Wort, ſondern ein Gedanke zu überſetzen. Das Fremdwörterbuch kann uns dann etwas nützen, wenn es mit vollem Verſtändnis benutzt wird. Um es verwerten zu können, muß man ſich vorher genau darüber klar ſein, was im einzelnen Falle mit dem betreffenden Worte gemeint iſt. Man hat neulich ſpottweiſe einer fremdwörterſcheuen Hausfrau die Worte in den Mund gelegt, ihre Magd ſolle die Markgräfin aufziehen, die Eiferſucht herunterlaſſen und die Pförtnerin ausklopfen. Dieſer Scherz hat vielfach in den Kreiſen meiner Freunde Entrüſtung erregt, ſogar die amtliche Zeitſchrift des Allgemeinen Deutſchen Sprachvereins hat ſich ergrimmt darüber ausgeſprochen; das war meines perſönlichen Erachtens überflüſſig, denn der Witz trifft weder die Beſtrebungen der Sprachreinigung noch ihre Mittel; aber es kann uns ſtändig in Erinnerung halten, daß es nicht darauf ankommen kann, irgendwie zu überſetzen, ſondern richtig zu überſetzen, und daß wir unſre Arbeit nicht fördern, wenn wir dem Unkundigen eine Wahl überlaſſen, die er nicht richtig treffen kann, und ihm ein Hilfsmittel in die Hand geben, das er nicht richtig benutzen kann. Und wenn gar in einem Fremdwörterbuch Dutzende von Ueberſetzungen für einen und denſelben Ausdruck zur Verfügung geſtellt werden, ſo iſt auch den Gebildeten nicht damit gedient.

Man muß vor allen Dingen nicht glauben, daß der Gebrauch der Fremdwörter ſtets mit Bewußtſein geſchehe. Goethe hat einmal geſagt: „Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von ſeiner eignen.“ Und dies Wort gilt auch von dem Fremdwörtergebrauch. Ich erinnere mich, wie ich einmal auf einer Reiſe einem Wirte vorhielt, daß er ſein Haus doch für vornehme Beſucher eingerichtet habe und doch ſo viele franzöſiſche Wörter brauche. Der Mann antwortete treuherzig und freundlich, er habe keine franzöſiſchen Wörter gebraucht, und war höchſt überraſcht, als ich ihm ſagte, daß ſeine Tête de veau en tortue und ſeine Omelette aux fines herbes à la maître d'hôtel uſw. franzöſiſche Ausdrücke ſeien. Ueberall wird man finden, daß der Ungebildete (d. h. der nicht fremdſprachlich Gebildete) die ihm anerzogenen Wörter braucht und dabei keine Ahnung oder wenigſtens keine klare Vorſtellung davon hat, ob es Fremdwörter

Digitized by Google

sind; für ihn sind die von den Gelehrten vorgeschlagenen Ersatzwörter die eigentlichen Fremdwörter, die er nicht kennt und an die er sich nur unter dem Drucke der geistig Ueberlegenen gewöhnt, mit gutem Willen, aber mit demselben Gefühle, mit dem wir uns an neue Schuhe, an Kriegsbrot und an fleischfreie Wochentage gewöhnen.

Die Speisekarten und ähnliche Preisverzeichnisse, in denen sich die Wörter einzeln und nicht im Zusammenhang eines ganzen Satzes aufgezählt finden, lassen eine Wortübersetzung zu, und man kann mit einem Verdeutschungswörterbuch oder einer Verdeutschungsliste etwas erreichen, nur wird es bei längeren Verzeichnissen notwendig sein, sie nach sachlichen Gesichtspunkten zu ordnen, weil das Nachschlagen nach dem Abc eine gewisse Bildung und große Uebung verlangt, aber außerdem muß für jeden zusammengesetzten Ausdruck die entsprechende Verdeutschung gegeben werden; es genügt nicht, wenn man den Beteiligten überläßt, sich die Wendungen selbst zusammenzusetzen. So kann ein und dasselbe Grundwort je nach den hinzugefügten Bestimmungswörtern bald diese, bald jene Uebersetzung verlangen, und unter Umständen ist es wegzulassen, wenn im Deutschen ein andrer, selbständiger Ausdruck, sei es auch nur mundartlich oder landschaftlich, in Gebrauch ist.

Wo es sich aber nicht um reine Wörterverzeichnisse handelt, genügt es nicht, dem Geschäftsmann zu sagen, wie ein fremdes Wort überhaupt übersetzt werden kann. Vielmehr muß man ihm bestimmt angeben, welche Uebersetzung gerade in dem gegebenen Zusammenhange die tauglichste ist; man muß ihm nicht Wörter geben, sondern Worte.

Zu diesem Zwecke haben wir im Düsseldorfer Zweigverein des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins Briefe entworfen, die an den einzelnen Geschäftsmann gerichtet werden, und in denen ihm unter ausdrücklichem Hinweis auf sein Ladenschild seine Anzeigen und Preisverzeichnisse angegeben wird, wie jedes einzelne Wort zu übersetzen sei. Da kann es denn vorkommen, daß für dasselbe Wort an verschiedenen Stellen desselben Schriftstücks verschiedene Uebersetzungen vorgeschlagen werden müssen. So stand in einer Anzeige mehrmals das Wort „Konfektion“. An der einen Stelle mußte es mit „Kleidung“ übersetzt werden (der Zusatz „fertige“ war wegen des Zusammenhanges zu entbehren), an der andern Stelle mit „Machart“. Infolgedessen konnten dem Betreffenden nicht nur das Wort, sondern die betreffenden Satzteile vorgehalten werden. Wenn solche Uebersetzungen Anklang finden und durchdringen, so wird es den Beteiligten später selbst ganz unglaublich vorkommen, daß beide Begriffe früher einmal durch dasselbe Wort ausgedrückt gewesen sind.

Diese Briefe haben bis jetzt guten Erfolg gehabt, weil wir mit der äußersten Vorsicht nur solche Vorschläge machen, die jedem Leser ohne weiteres verständlich sind. Neben den unvermeidlichen dummdreisten Antworten, auf die man gefaßt sein muß, haben wir auch dankbare Anerkennung gefunden, und die Empfänger haben unsern Rat befolgt, sobald die Abwicklung der laufenden Anzeigenaufträge es zuließ. Auch außerhalb Düsseldorfs sind unsre Vordrucke von andern

Digitized by Google

Zweigvereinen übernommen und je nach der Sinnesart der betreffenden bald höflicher, bald eindringlicher gefaßt worden. So hatte ich kürzlich eine innere Genugtuung und stille Freude, als mir ein Berliner Herr in einer Versammlung die Vorzüge und Wirksamkeit des neuesten Werbemittels rühmte, dessen man sich in Groß-Berlin bediene, und dabei einen Briefvordruck aus der Tasche zog, der unserm Düsseldorfer Entwurf nachgebildet war.

Die Einzelarbeit ist mühevoller als jede andre Tätigkeit, aber sie ist unentbehrlich, wenn wir unsre Sprache endlich einigermaßen reinigen wollen. Aber sie kann es nicht allein machen. Die Arbeit in öffentlichen Schriften, Anschlägen und Versammlungen ist als Vorarbeit unentbehrlich. Denn sie ist notwendig, um das Gewissen wachzuhalten. Die einzelnen Zuschriften würden wirkungslos bleiben, wenn die Empfänger nicht das Bewußtsein haben und dauernd behalten, daß die Zuschriften von der Ueberzeugung weiterer Kreise, nicht nur der Gebildeten, sondern des ganzen Volkes getragen sind.

Für den Schriftsteller sei noch folgendes bemerkt. Bei dem ersten Entwurf kann es notwendig sein, zunächst einmal den geläufigsten Ausdruck hinzuschreiben, damit der Fluß der Gedanken nicht unter dem Suchen nach Worten leidet. Auch der Maler oder Bildhauer wirft zuerst seine Gestalten hin, wie er sie im Kopfe hat, und legt erst dann den Maßstab an, um Fehler zu erkennen, und arbeitet, wenn es nötig ist, einen neuen Entwurf aus. So wird auch der Schriftsteller erst bei der Durchsicht auf die Sprachreinheit achten können, die sich nicht nur auf die Vermeidung von Fremdwörtern beschränkt. Da handelt es sich auch darum, das Wort an die Spitze des Satzes zu stellen, durch das der Uebergang vermittelt oder die Aufmerksamkeit des Lesers in die richtigen Bahnen gelenkt wird. Da müssen Beifügungen in Nebensätze, Nebensätze in Hauptsätze verwandelt, lange Hauptsätze zerlegt, kurze Sätze zusammengefügt und nachträgliche Einfälle an die Stelle gebracht werden, in die sie nach dem Zusammenhange gehören. Auch die Vermeidung eines Fremdwortes kann den Umbau eines ganzen Satzes nötig machen, und oft bekommt auf diese Weise der ganze Gedanke eine Klarheit und Schärfe, nach der der Verfasser das erstemal vergeblich gesucht hatte. Je fremder einem das Geschriebene entgegentritt, desto unbefangener steht man ihm gegenüber, und desto erfolgreicher ist die Durcharbeitung. Manchmal gelingt es erst in der zweiten Auflage, das beste zu finden, aber man sollte nichts wissentlich dahin verschieben.

Digitized by Google

Wallenstein und die Besetzung Mecklenburgs im Jahre 1628

Von

Dr. Eberhard Freiherr v. Danckelman (Bensberg)

Christian IV. von Dänemark war am 9. April 1625 zum Obersten des niedersächsischen Kreises nicht ohne Widerspruch und Mühe gewählt worden. Er hatte seine Wahl als deutscher Reichsfürst (Christian war bekanntlich auch Herzog von Schleswig-Holstein) dem Kaiser angezeigt und ihn seiner völligen Devotion versichert. Dennoch ging er alsbald, die Notlage, in der das Haus Habsburg sich befand, benützend, aggressiv gegen dasselbe vor. Christian konnte dies tun im Hinblick auf seine mächtigen Verbündeten. Er verfügte nicht allein über seine eigne Armee, sondern auch über die Heere Mansfelds, Johann Ernsts von Sachsen-Weimar und Christians von Braunschweig. Karl I. von England stand seinem Unternehmen sympathisch gegenüber, und Bethlen-Gábors von Siebenbürgen Hilfe zu gewinnen war Aussicht vorhanden.

So trat Christian IV. auf den Kriegsschauplatz, ein einsichtsvoller und gebildeter Mann, aber wie Mansfeld von einem an Tollheit grenzenden Ungestüm. Wie bald der Stern seines Glückes in dem unglücklichen Jahre 1626, dessen Schlachten (bei Lutter am Barenberge und an der Dessauer Elbbrücke) eine furchtbare Niederlage für die Protestanten bedeuteten, unterging, ist zu bekannt, um hier näher erörtert zu werden. Wallenstein wird der Held des Tages.

Doch trotz seiner ungeheuren Niederlagen war Christians Mut noch nicht gebrochen. Karl I. von England sandte ihm Subkurs, und die Fürsten des niedersächsischen Kreises hielten wenigstens zum größten Teile an ihm fest. Freilich waren sie ängstlich geworden und scheuten sich, dem Kaiser gegenüber offen Farbe zu bekennen. Sie, und unter ihnen besonders die Herzoge von Mecklenburg, versicherten Ferdinand II. ihrer tiefsten Ergebenheit und suchten auf verschiedenen Kreistagen (zu Braunschweig und Gardelegen) ihren Frieden — wenigstens äußerlich — mit dem Kaiser zu machen. Vor allen Dingen lag ihnen daran, ihre Länder von kaiserlichem Volk, das sie arg bedrückte, zu befreien, und sie baten daher den Kaiser dringend, Tilly den Befehl zu erteilen, ihre Länder zu räumen. Aber Ferdinand war keineswegs gewillt, den Sieg, den er über den Protestantismus errungen hatte, unbenutzt zu lassen. Sein Plan ging dahin, sozusagen als Keil zwischen die norddeutschen protestantischen Fürsten eine katholische, ihm allein ergebene Macht zu schieben.

*

Wie bereits erwähnt, war die Politik der protestantischen Fürsten in Norddeutschland ein halbe. Im Grunde hofften sie immer noch auf einen schließlichen Sieg Christians und hielten deshalb zu ihm; anderseits fürchteten sie die Macht Habsburgs und wagten es nicht, offen sich gegen den Kaiser zu erklären.

Zu den Vertretern dieser halben, man könnte fast sagen Lügenpolitik gehörten auch die beiden Herzöge von Mecklenburg. Daß eine derartige Politik den Verhältnissen ebensowenig entsprechend war wie etwa später die Georg Wilhelms von Brandenburg, werden wir alsbald sehen.

Seit 1610 regierten in Mecklenburg die beiden Herzöge (Brüder) Adolf Friedrich und Johann Albrecht II.; der erstere im Schwerinschen, der zweite im Güstrowschen Teil. Die Verhältnisse, in denen diese Fürsten sich befanden, waren keineswegs glänzende. Sie hatten eine große Schuldenlast übernommen. Unter sich waren die beiden Brüder un-

Digitized by Google

einig. Johann Albrecht hatte es nämlich mit Adolf Friedrich dadurch verdorben, daß er 1617 zum Kalvinismus übergetreten war. Wie schwer Adolf Friedrich die religiöse Differenz mit seinem Bruder kränkte, sieht man aus einer früheren Aufzeichnung dieses Fürsten vom 16. Dezember 1615, welche folgenden Wortlaut hat: „Diese vergangene Nacht hat mich geträumt, daß mein Bruder die schwere Not bekommen und daß ihn der Schlag gerührt; und ich hätte darum mich gegrämt und zu Mr. Behr gesagt, wenn er so stürbe, wäre es eine Strafe Gottes, daß er wäre Calviniſt geworden."

Von den beiden Brüdern ist der ältere, Adolf Friedrich, entschieden der begabtere gewesen. Er war in seinem Wesen durchaus originell.

Zur Charakteristik dieses Fürsten führe ich einige Stellen aus seinem Tagebuch an: „— 1614 d. 5 Oct. — wie ich von Matthias Thuns Hochzeitsfest in Lübz fortgeritten, ist mein Edelknabe Christof Ziegler so vollgesoffen gewesen, daß er kaum fortreiten können, den habe ich wacker abgeschmieret und hat mir zu Fuß nachlaufen müssen." — „1620. 19 Mai. — ist der Bischof Ulrich von Lützow hiergewesen, wie seine Gewohnheit gesoffen und schandieret." — „d. 19 Mai spricht mich der Bischof Ulrich an, ich möge den Trompeterjungen Joachim, welchen ich haben lernen lassen, wehrhaftig machen, habe es anfangs difficultieret, aber auf sein vielfältiges Anhalten doch endlich ihm den Degen neben 8 guten Maulschellen angehängt."

Adolf Friedrich war eine energische Persönlichkeit. Er hatte ein offenes Auge für die Schäden in seinem Lande. Lisch (Mecklenb. Urkunden), der die mecklenburgischen Herzöge auf Grund eingehender Quellenstudien schildert, sagt über Adolf Friedrich als Landesherrn: „Dieser Fürst durchschaute klar die Mängel der bestehenden Regierung und hatte den redlichsten Willen, an den Zuständen nach Kraft und Gelegenheit zu bessern. In seinem dreißigsten Lebensjahre schrieb er eigenhändig ein wertvolles und merkwürdiges Buch (69 Folioseiten), welches ungefähr 60 Jahre nach seinem Tode (1719) unter verworfenen Papieren im Archive entdeckt ward." Betitelt war es: „Discours de présent l'estat de Meckelbourg, des desordres en c'est estat et des remedimens". Er stellte darin eine Rechtsordnung auf, die Wallenstein später — allerdings nur für die kurze Dauer seiner Regierung — einführte.

Es läßt sich leicht denken, daß ein reformatorischer Geist wie der Adolf Friedrichs allenthalben in seinen Landen auf Widerspruch stoßen mußte. In der Tat haben die sächsischen und fränkischen Könige keine widerspenstigeren Vasallen in den Fürsten ihrer Länder gefunden, als die mecklenburgischen Herzöge, insbesondere aber Adolf Friedrich, zu dieser Zeit sie in ihren Ständen fanden.

Und doch hat damals (nach den Niederlagen, die Christian erlitten hatte) der zäh am Alten hängende Geist der mecklenburgischen Stände, des mecklenburgischen Volkes, gegenüber ihren Fürsten das Richtige getroffen. Denn nichts Geringeres forderten sie von den Herzögen als den offenen Bruch mit Christian IV. und ein Bündnis mit dem Kaiser.

Nach längerem Zögern erklärten die Herzöge ihren Austritt aus dem Kreisverband und zeigten — mit schwerem Herzen — diesen Austritt Tilly an. Die Folge war, daß der entrüstete Christian zwei Regimenter dänische Besatzung in das ohnedies schon schwer bedrückte Land legte. Dies war der gegebene Moment, gänzlich mit Christian zu brechen und gegen dänische Vergewaltigung die Kaiserlichen zu Hilfe zu rufen. Politisch wäre ein solcher Schritt entschieden klug und heilbringend gewesen. Er konnte um so leichter getan werden, da ja Christian selbst die Kreisordnung durch seinen Beitritt zum Haager Bündnis gebrochen hatte. Aber die Herzöge beharrten bei ihrer unbestimmten, schwankenden Politik. Fortwährend richteten sie an den Kaiser Ergebenheitsbriefe, während sie doch heimlich Christian auf jede Weise Unterstützung zukommen ließen, ja sogar noch um mehr dänische Einquartierung baten. Jetzt forderte Tilly die Herzöge energisch auf, von Dänemark zu lassen und kaiserliche Garnison aufzunehmen. Die Herzöge erteilten gegen den

Digitized by Google

Willen der Stände, die das Schlimmste von seiten der Kaiserlichen befürchteten, eine abschlägige Antwort. Nur auf Unterhandlungen wollten sie sich einlassen. Die Drohungen Christians von Braunschweig blieben erfolglos. Im Gegenteil vereinigten die Herzöge sogar ihr Landvolk mit dem der Dänen.

Der Kaiser, schon längst durch seine Spione und durch Tilly über die Haltung der mecklenburgischen Herzöge aufgeklärt, hielt jetzt den Zeitpunkt, den oben angeführten Plan zu realisieren, mit Recht für gekommen. Er hatte Grund, den Herzögen zu zürnen. Am 3. Juli 1627 richtete er an Adolf Friedrich und Johann Albrecht ein Schreiben, das folgendermaßen lautet: „Wir haben erwartet, daß Unsern mandatis avocatoriis der schuldige Gehorsam geleistet würde; Wir erkennen aber, daß Schreiben, Schicken und Warnen wenig gefruchtet, indem Wir zum großen Befremden vernommen haben, daß d. L. Ihren nochmals ausgesprochenen Erklärungen zuwider zu Unserem und des allgemeinen Wesens höchstem, unwiederbringlichem Schaden Unseren Feinden Ihre vornehmsten Festungen, Städte und anderen Orte, an denen etwas gelegen, freiwillig übergeben und eingeräumt und ihnen mit Munition, Proviant und Volk allen möglichen Vorschub und Beförderung geleistet haben, während den Unsrigen aller Vorteil abgeschnitten wurde. Also vermahnen Wir dieselben noch ein- für allemal, sich gegen Uns realiter zu accomodieren, dänisches und anderes fremde Volk aus ihren Festungen und ihrem Lande zu schaffen, sich Unserer Feinde gänzlich zu entschlagen und Unseren Generälen zu beweisen, daß diesem Unserem Befehl nachgekommen werde, widrigenfalls gemäß der Reichsverfassung die Execution angewendet wird."

Das Schreiben läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Nach Empfang desselben wäre es von den Herzögen unverantwortlich und töricht gewesen, sich noch länger mit Christian IV. einzulassen. Sie begingen diese Torheit! Ohne auf das heiße Flehen ihrer Stände zu achten, ohne auf die Drohungen des Kaisers irgend Rücksicht zu nehmen, rüsteten sie vielmehr gegen Tilly und ließen Boitzenburg dänische Besatzung aufnehmen.

Man hat diese Handlungsweise der mecklenburgischen Herzöge als heroisch hinzustellen versucht, sie als Helden bezeichnet, die im Kampfe für die gute und gerechte Sache des Protestantismus unterlegen sind. Nichts kann falscher als eine solche Darstellung sein. Einem übermächtigen Gegner sich zu einer Zeit widersetzen, die die denkbar ungünstigste war, war für diese kleinen Fürsten gleichbedeutend mit Vernichtung. Es handelte sich dabei gar nicht um das Eintreten für den Protestantismus, sondern um einen politischen Akt der Klugheit. Und diese, gerade jetzt unumgänglich nötige politische Klugheit besaßen die Herzöge nicht.

Fürs erste sollte ihnen jedoch noch eine Gnadenfrist durch den Gang der Ereignisse gewährt werden. Die kaiserlichen Generale Tilly und Wallenstein nämlich hatten die Verfolgung des geschlagenen Christian IV. vorgenommen, die sich bekanntlich bis nach Holstein hinein erstreckte. Damit aber über die Absichten des Kaisers kein Irrtum bestände, hatte Wallenstein bei seinem eiligen Durchzuge durch Mecklenburg hier eine kaiserliche Besatzung unter dem Obersten v. Arnim zurückgelassen.

Seit langem gingen Wallensteins Absichten und Pläne dahin, eine seinem heimlichen, aber erbittertsten Feinde, Maximilian von Bayern, ebenbürtige Stellung als deutscher Reichsfürst einzunehmen. Und da diesen Plan zu realisieren sich dem ehrgeizigen Mann in Kaisers Landen selbst keine Gelegenheit bot, so hatte er schon lange sein Augenmerk auf die norddeutschen Staaten, insbesondere aber auf Mecklenburg gerichtet.

Der Kaiser war ihm, dem jetzt Allmächtigen, zu größtem Dank verpflichtet. Eine Belohnung mußte ihm zuteil werden. Worin anders konnte sie nach den vorher geschilderten Plänen des Kaisers bestehen als in dem mecklenburgischen Herzogshut?

Wir sahen bereits, daß Wallenstein nach Mecklenburg eine Besatzung unter dem Obersten v. Arnim gelegt hatte. Er hatte Grund, sich Mecklenburgs bereits jetzt zu ver-

Digitized by Google

sichern. Denn Tilly hatte von Maximilian geheimen, aber strikten Befehl erhalten, nach der völligen Niederwerfung der Dänen ganz Mecklenburg zu okkupieren.

Wallenstein war nur zu genau über die Absichten seiner ligistischen Feinde informiert. Nur durch Schnelligkeit konnte er ihnen zuvorkommen. Mecklenburg mußte durch seine Truppen völlig besetzt und die Herzöge daraus vertrieben werden. Am Hofe zu Wien war alles vorzubereiten.

An Arnim schreibt er um diese Zeit, daß bald große Veränderungen in Mecklenburg vor sich gehen würden. Ein Eilbrief an seinen Obersten in Mecklenburg, datiert Itzehoe, den 29. September, lautet folgendermaßen: „Cito, cittissime. Dieweil der Herr kein feindt mehr im Landt Meckelburg hatt, so sehe der Herr das er in continenti in alle der Herzogen feste Plätze kayserliche Garnison einbringt, die bei sich habende reyterei im Land daselbst losirt. undt sich mit dem Fußvolk und artollerie heranwärts verfüge der Herr sehe das er in alle feste pläz Kayserliches Volk einbringt werden die Herzoge dam wenigsten difficultieren so thuns der Herr mit Gewalt ohne einiges respects wie ihm denn der Herr wol wird zu thun wissen."

Dringend empfiehlt Wallenstein, das Land — aus naheliegenden Gründen — in jeder Hinsicht zu schonen.

Inzwischen schritten die schon seit langem eingefädelten Verhandlungen mit dem Kaiser rüstig vorwärts. Wallenstein verfügte über eine mächtige Partei am Wiener Hofe. Vor allem waren es die Jesuiten, die er für sich gewonnen hatte. Aber auch die Partei der Feinde des Friedländers war in Wien mächtig. Immerhin war die Sache, als der Kaiser ein Gutachten über die mecklenburgische Frage von den Räten beider Parteien forderte, kaum mehr zweifelhaft. — „Daraufhin," so berichtet Herchenhahn, „Geschichte Albrechts v. Wallenstein", S. 217 ff., „wurde Wallenstein am 19. Januar 1628 vom Kaiser auf seinem Schlosse Brandeis zum Herzog von Mecklenburg erhoben. Bei dieser Gelegenheit haben Ihre Majestät, wie Khevenhiller uns berichtet, als die Tafel gehalten und der Herzog aufgewartet, ihn als einen regierenden Herzog von Mecklenburg den Hudt aufsetzen heißen." Am 26. Januar wurde dann der Kaufbrief ausgestellt, demzufolge die Herzöge Adolf Friedrich und Johann Albrecht gegen eine Entschädigung ihr Land an Wallenstein abtraten. Diesem Kaufbrief folgte alsbald ein Reichspatent, das am 1. Februar, bald nach der Belehnung, den mecklenburgischen Ständen zuging. Darin ist von einem Kauf nicht mehr die Rede. Die Herzöge werden vielmehr wegen Widerstands gegen das Haus Habsburg ihrer Länder entsetzt, die Stände aller Verpflichtungen gegen ihre ehemaligen Herren enthoben und Wallenstein mit allen fürstlichen Gerechtsamen als regierender Herr eingesetzt. Als kaiserliche Kommissarien, denen unbedingter Gehorsam zu leisten war, wurden der Freiherr Johann Altringer und Reinhard v. Walmerode abgesandt. Am 9. Februar 1628 ermächtigte Wallenstein den Obersten St. Julian und die Doktoren beider Rechte Justus Lüder und Heinrich Niemann, in seinem Namen die Huldigung der mecklenburgischen Stände entgegenzunehmen und von dem Herzogtum Besitz zu ergreifen. Zudem befahl Wallenstein — der bis zu der Belehnung in Brandeis in seinen Briefen an die Herzöge einen nicht zu schroffen Ton angeschlagen hatte — jetzt rücksichtslose Vertreibung der beiden Herzöge aus dem Lande. Am 27. Februar schreibt er aus Gitschin an St. Julian: „Sobaldt die Huldigung führüber oder wol zuvor in wehrender oder führgegangener Huldigung nach dem der Herr der notdurfft wirdt vorsehen, so sehe er das beyde Fürsten aus dem landt sich begeben per amor o per forza, denn da muß man alle courtoisie auf die Seit setzen quia salus suadet. Der Herr diferiere damit durchaus nicht."

Die Herzöge hatten schon vor der Entscheidung zu Brandeis von der Absicht des Kaisers erfahren. Johann Albrecht, der bei Ferdinand noch am besten angeschrieben stand, sandte einen vorzüglichen Rechtsgelehrten, Kothmann, an den Kaiser ab, der supplizieren sollte. Doch wurde Kothmann nicht einmal vorgelassen. Die Städte Rostock und Wismar sandten alsdann Gesandte nach Wien, die um Gnade bitten sollten. Aber auch sie wurden

Digitized by Google

vom Kaiser nicht empfangen. Da kam es in Rostock zu einer Demonstration gegen Wallenstein. Diesem wurde hierüber Bericht erstattet. Der neue Regent verfügt die schärfste Bestrafung der Demonstranten.

Inzwischen war der Termin für die Huldigung auf den 2. April von Altringer und Walmerode angesetzt. Auf dem Marktplatz in Güstrow sollten sich die Stände einfinden. Diese hatten bei den Herzögen angefragt, was zu tun sei. Doch die Fürsten wußten sich selbst keinen Rat mehr. Um Unruhen vorzubeugen, hatte Wallenstein die Stadt mit Soldaten besetzen lassen. Am 1. Februar las Walmerode im Rathause zu Güstrow den Ständen das kaiserliche Reichspatent, dessen Inhalt uns bereits bekannt ist, vor. Mit schwerem Herzen, aber der Gewalt weichend, leisteten dann die Stände dem neuen Herrn den Huldigungseid. Am 20. Juni unterzeichnete sich Wallenstein zum erstenmal als Herzog von Mecklenburg. Der Würfel war gefallen, Johann Albrecht und Adolf Friedrich des Landes verwiesen.

Von jetzt ab kleidete sich Wallenstein mit besonderer Pracht und besonders auffallend und umgab sich in seiner Residenz Güstrow mit außerordentlichem Glanz. Kurze Zeit nur hat er in Mecklenburg regiert. Auf dem Fürstentage zu Regensburg sollten — fürs erste wenigstens — die stolzen Pläne des Friedländers zugrunde gehen. Aber während dieser seiner kurzen Herrschaft hat Wallenstein in Mecklenburg Außerordentliches geleistet. Schon vor seinem Einzug in das Land hatte er Rostock und Wismar befestigen lassen und daraus in kurzer Zeit ein paar der festesten Plätze und besten Häfen an der Ostsee geschaffen. Er ordnete die bestehenden Rechtsverhältnisse in der Weise, wie es schon von Adolf Friedrich, wie erwähnt, geplant war. (Wir finden ausführliche Aufzeichnungen hierüber bei Lisch in den „Mecklenburgischen Jahrbüchern".) Der protestantischen Landeskirche gegenüber war er äußerst tolerant. Er erkannte sie in jeder Hinsicht an, wenn er auch an seinem Hofe die Katholiken bevorzugte. Kriegslasten suchte er seinem Lande fast ganz zu ersparen, indem er beinahe alle Regimenter aus Mecklenburg abziehen ließ. Er verkehrte freundlich mit den Ständen, deren volles Vertrauen er sich bald erwarb und deren Rat er bei jeder wichtigen Angelegenheit einholte. In Güstrow errichtete er eine Adelsschule, die hauptsächlich von jungen mecklenburgischen Adligen besucht war. Die Institution, etwa in der Art unsers heutigen Kadettenkorps, war in jeder Beziehung vorzüglich. Die Jesuiten hielt er sich zu Freunden. Sie waren, wie wir schon sahen, seine mächtigsten Bundesgenossen bei Hofe. Gegebenenfalls konnte er jedoch auch außerordentlich schroff gegen sie auftreten. Er war freigebig gegen seine Beamten, aber auch unnachsichtlich streng, wenn er sie unzuverlässig fand. Er verfügte eine besondere Armenordnung. Arme und vor allen Dingen Bettler duldete er nicht in seinem Lande. Besonderes Gewicht legte er auf die Industrie, die er auf jede Weise förderte. Um Pferdezucht, Anlage von Gärten u. dgl. kümmerte er sich persönlich.

So war Wallenstein als Landesherr rastlos tätig. Als Herzog von Mecklenburg hat er sich in seinem glänzendsten Lichte gezeigt. Hier war er nicht der finstere, rauhe Kriegsmann, sondern der fürsorgende Landesfürst. Und wenn etwas uns menschlich diese gewaltige Persönlichkeit näher bringen kann, so ist es seine Herrschaft in Mecklenburg.

*

Im Jahre 1901 erschien in den Jahrbüchern und Jahresberichten für Mecklenburgische Geschichte (Jahrgang 66) ein vortrefflicher Aufsatz von Otto Grotefend: „Mecklenburg unter Wallenstein und die Wiedereroberung des Landes durch die Herzöge", in dem der Verfasser besonders auf die mit Recht zu rühmende Verwaltungstätigkeit Wallensteins, die ich in vorliegender Arbeit nur kurz streife, eingeht. Grotefend weicht in einem wesentlichen Punkte, die Schuldfrage der Herzöge betreffend, von meiner Ansicht ab.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Neue Bücher aus dem Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Auch in diesem Jahre, dem dritten, da wir das Weihnachtsfest in den Stürmen des Weltkrieges begehen, hat die Deutsche Verlags-Anstalt eine Reihe von Werken erscheinen lassen, die als erlesene Festgeschenke die Beachtung aller Bücherfreunde verdienen. Wir nennen hier nur die Titel dieser Werke, soweit sie nicht schon in früheren Heften der „Deutschen Revue" besprochen wurden: Ruhmeshalle deutscher Arbeit in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter und Schriftsteller herausgegeben von Adam Müller-Guttenbrunn. — Pantheon der bildenden Kunst. Eine Auswahl von Meisterwerken aller Zeiten. Herausgegeben von Gustav Keyßner. — Drei neue Romane: Ernst Zahn, Die Liebe des Severin Imboden. — Auguste Supper, Der Herrensohn. — Liesbet Dill, Franziska. — Dora Stieler, Erdhauch. Neue Gedichte. — Prof. Dr. Carl Ludwig Schleich, Aus Asklepios' Werkstatt. Plaudereien über Gesundheit und Krankheit. — Derselbe, Zwei Jahre kriegschirurgischer Erfahrungen aus einem Berliner Lazarett. — Ueber diese und andre empfehlenswerte Werke enthält nähere Angaben das dieser Nummer beigeheftete Weihnachtsbücherverzeichnis der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Alfred Krupp. Ein Lebensbild für das deutsche Volk. Von Gustav Koepper. Mit Bildnissen und Abbildungen. Leipzig, Verlag von Hesse & Becker. Geheftet M. 1.50, gebunden M. 2.—.

Das vorliegende Buch darf gegenwärtig besonderes Interesse beanspruchen. Es bringt nicht nur ein getreues Lebensbild des Begründers der großen Waffenfabrik in Essen, sondern vermittelt auch einen Einblick in das Werden und Wachsen der Kruppschen Werke und der modernen Waffentechnik überhaupt. Der Verfasser, der schon früher Studien über Krupp veröffentlichte, hat hier ein echtes und gutes Volksbuch geschaffen, das weite Verbreitung verdient und das auch der reiferen Jugend in die Hand gegeben werden sollte. H—n.

Singendes Erz. Zeitgedichte von Richard O. Koppen. Weimar, Weckruf-Verlag.

Die Sammlung des kleinen Bändchens enthält vorwiegend Dichtungen, die schon den Weg durch die große Tagespresse genommen haben. Ihr Thema ist hauptsächlich der Krieg mit all seiner Not, aber auch mit all der Begeisterung, dem Mut und der Tapferkeit, die er hervorruft. Die Gedichte sind aufs beste zu empfehlen. Dr. E. M.

Meyers Historisch-Geographischer Kalender für das Jahr 1917. Mit 365 erläuterten, die Geschichte des Weltkrieges 1914/16 chronologisch begleitenden Abbildungen, historisch und geographisch denkwürdigen Landschafts- und Städtebildern, Bildnissen usw. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. M. 2.—.

Daß der bekannte Historisch-Geographische Kalender ein Kriegskalender sein müsse, war selbstverständlich. Wenn auch die Bilder von den Kriegsschauplätzen und alles, was damit zusammenhängt, in den Vordergrund gerückt wurden, so ist doch daran festgehalten worden, daß der Kalender seiner alten Aufgabe treu bleibe und allerlei Wissenswertes, Anregendes und Belehrendes aus den Gebieten der Geschichte und Länderkunde, der Literatur-, Kunst- und Kulturgeschichte usw. in gut erläuterten Bildern zeige. H.

Kriegsliteratur

Einen nicht im guten Sinne populär gehaltenen Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Krieges stellt die Arbeit von Moritz Loeb dar: „Eduards unselige Erben" (Augsburg, Haas & Grabherr). Die Hauptvertreter der gegen Deutschland gerichteten Einkreisungspolitik werden vorgeführt; bezeichnend für das Maß, in dem der Verfasser in seinen Gegenstand eingedrungen ist, ist z. B. die Tatsache, daß unter den englischen Vertretern dieser Politik Sir Artur Nicolson, ihr tätigster Verfechter, keinen Platz gefunden hat. Dagegen bildet die als achtes Heft von Perthes' Schriften zum Weltkrieg erschienene Studie von Severus: „Zehn Monate italienischer Neutralität; was das italienische Grünbuch sagt und verschweigt" (Gotha, M. 1.50), eine brauchbare Einführung, die von einem offenbar wohl informierten Manne herrührt. Im Hinblick auf die heutigen Ereignisse hat H. Conrad aus seinem Buche, das er „Napoleons Leben. Von ihm selbst" zu benennen beliebt hat, die das Verhältnis Napoleons zu England behandelnden Abschnitte besonders zusammengestellt: „Napoleons Haß und Kampf gegen England" (Stuttgart, Robert Lutz, M. 1.20). An Schilderungen von der Front seien erwähnt die das erste Stadium

Digitized by Google

des österreichisch-ungarischen Krieges behandelnden Skizzen von Ludwig Bauer: „Von den Schlachtfeldern in Galizien“ (Leipzig, S. Hirzel) und der Bericht O. E. Schmidts über seine „Fahrt zu den Sachsen an die Front“ (Leipzig u. Berlin, Teubner, M. 1.20). Einen wirklich wertvollen Beitrag zur Kriegsgeschichte bildet Ludwig v. Pastors Arbeit: „Generaloberst Viktor Dankl, der Sieger von Krasnik und Verteidiger Tirols“ (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung). Sie stützt sich im wesentlichen auf die äußerst wertvolle Quelle der Briefe des Feldherrn. Gerade bei uns in Deutschland verdient die Schrift eine starke Beachtung. W. W.

Aus der stillen Zeit. Wiener Roman aus den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Von Vinzenz Chiavacci. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Co. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.40.

Der vor einiger Zeit gestorbene Verfasser war ein Kenner und meisterhafter Schilderer Wiens und der Wiener und namentlich des kleinbürgerlichen Lebens. Er liebte seine Wiener, und wenn er von ihnen erzählte, dann wurde es einem warm ums Herz, und man fühlte sich zu den Leuten hingezogen, deren Hauptcharakterzug die Lebensfreudigkeit ist. In dem vorliegenden Roman wird die Geschichte einer Familie erzählt, getreu und wahr, mit der ganzen Kleinmalerei, über die Chiavacci verfügte. Freilich geht der Verfasser andre Wege als der moderne Roman; wer aber den Weg sucht zum Menschen, um Mensch zu sein und im Alltäglichen den Zauber der Poesie zu empfinden, in trüber Zeit einen sonnigen Strahl vom Gold echten Humors auf seinen Lebenspfad fallen zu lassen, der wird dem Verfasser für seine Gabe dankbar sein. No.

Hamerlings Werke. Auswahl in zehn Teilen. Mit einem Lebensbild und Einleitungen von M. M. Rabenlechner. Leipzig, Verlag von Hesse & Becker. In drei Bänden M. 6.—.

„Seit Hamerling ist keiner mehr aufgestanden, der mit klassischem Schönheitssinn und doch ganz eigner Art so tief aus deutscher Seele heraus und in die deutsche Seele hineingesungen hat als er. Seine Werke, sie mögen nun in Rom oder Athen, Münster oder Paris spielen, oder im Teutoburger Wald oder in den Bereichen modernen Homunkeltums — immer durchwogt sie der ungestüme Pulsschlag des Riesengeisterkampfes der Gegenwart. Keiner ist kundiger in Liebeslust und Seelenleid, keiner bekennt so glühend das menschlich Schöne, so feierlich das göttlich Gute als Robert Hamerling, der einsame Sänger, es getan hat.“ So sagt Peter Rosegger in seinem Geleitwort zu der vorliegenden Auswahl der Werke des Dichters. Wenn wir an Hamerling denken, so erinnern wir uns vor allem an seine zwei Epen „Ahasver in Rom“ und „Der König von Sion“, auf denen des Dichters Erfolg und Ansehen beruht und die in ihrer großen geschichtlichen Auffassung und blendenden, farbenreichen Darstellung auf jeden Leser einen großen Eindruck hinterlassen; dann der große Roman „Aspasia“, das Liederbuch „Sinnen und Minnen“ und „Venus im Exil“. Alle diese Werke sind heute noch ebenso lesenswert wie zur Zeit ihres ersten Erscheinens, und es ist anzuerkennen, daß die Verlagshandlung jetzt eine Auswahl der Werke Hamerlings zu einem so außerordentlich niedrigen Preise der Allgemeinheit zugänglich macht.

Soldatengräber, Kriegerdenkmäler, Erinnerungszeichen. Entwürfe und Vorschläge. Herausgegeben vom Bayerischen Kunstgewerbe-Verein, München. München, R. Oldenbourg. Kart. M. 3.60.

Eine größere Anzahl zum Teil hochangesehener Künstler hat sich zusammengetan, um dem Verlangen der Zeit nach bildlichem Ausdruck pietätvoller Gefühle mit diesem Werke entgegenzukommen. Unverkennbar ist das Bestreben, die Gelegenheit zu benutzen, um im Sinne einer neuen, volkstümlichen Kunstweise zu wirken; manches Schlichte und doch recht Stimmungsvolle ist dabei zum Vorschein gekommen. Anderseits war es vielleicht nicht ganz richtig, neben fleißig und sauber Durchgeführtes auch nur in roher Skizze Dargebotenes zu stellen: das nimmt guten und berechtigten Kunstgedanken wohl oft für weitere Kreise den Wert; auf Laienaugen „wirkt“ so etwas nicht. Durchaus anzuerkennen ist das Bestreben, vor allem für das zunächst Notwendige und Mögliche zu sorgen. Z.

Lille in deutscher Hand. Mit Beiträgen von Gefr. Arnold, Unteroffizier Friedrich, Hauptmann Höcker, Hauptmann de Liagre, Rittmeister v. Ompteda, Hauptmann Schröder, Friedel Merzenich, Kanonier Weiglin u. a. Herausgegeben von der Liller Kriegszeitung. Mit Buchschmuck und Bildnissen. Geh. M. 2.—.

Die in dem Buche vereinigten Beiträge berichten über alle Einzelheiten der Eroberung von Lille und über das Leben und Treiben in der Stadt nach der Besitzergreifung. Es sind prächtige Schilderungen, die uns von den verschiedenen Mitarbeitern dargeboten werden, Schilderungen, die auf den Leser einen tiefen Eindruck machen, weil sie alle aus unmittelbarem Anschauen geschöpft und schmucklos und wahr wiedergegeben worden sind. Von besonderem Interesse sind, um einiges herauszugreifen, die Abschnitte: Von der Arbeit unsrer Feldgrauen; Hygienischer

Digitized by Google

Streifzug; Was man in französischen Kasernen findet; Kaisers Geburtstag in Lille; Militärisches Schauschwimmen; Stimmungsbilder aus dem deutschen Lille und die Kaisergeburtstagsnummer der Liller Kriegszeitung.

Liller Kriegszeitung. Eine Auslese aus Nummer 1 bis 40. Herausgegeben von L. Höcker und Freiherr v. Ompteda. Berlin, Verlag von W. Vobach & Co. Geb. M. 4.—.

Auf diesen Band, dessen Verkauf ebenfalls zugunsten der Liller Kriegszeitung geschieht, bezieht sich auch alles das, was wir bei der Besprechung (s. Novemberheft) der vom Kriegszeitungsverlage selbst herausgegebenen Auslese in drei Bänden gesagt haben. Diese Auslese wird allen denjenigen ein willkommener Ersatz sein, deren Wunsch, eine vollständige Ausgabe der Nummern 1—40, die vollständig vergriffen sind, zu erhalten, unerfüllt bleiben muß.

Die deutsche Schule und die deutsche Zukunft. Beiträge zur Entwicklung des Unterrichtswesens. Gesammelt und herausgegeben von Jakob Wychgram. Leipzig, Otto Nemnich. Geb. M. 7.—.

Mehr denn achtzig Mitarbeiter männlichen und weiblichen Geschlechts haben zu diesem gewichtigen Werke reichsten Gehaltes beigetragen. Mit unbedingter Unparteilichkeit hat sie der Herausgeber gewählt: oberste Unterrichtsverwaltungsbeamte und Volksschullehrer, konservative und sozialdemokratische Abgeordnete, Norddeutsche und Süddeutsche, Anhänger und Gegner der Einheitsschule, Freunde und Feinde des humanistischen Gymnasiums sind zu Worte gekommen, und auch Anschauungen, die je nach den politischen, konfessionellen, sozialen und wirtschaftlichen Ueberzeugungen ihrer Vertreter voneinander abweichen, gelangten nebeneinander zum Ausdruck. In dieser Unparteilichkeit lag die Gewähr, daß der Leser ein vollständiges und ungefärbtes Bild der bestehenden Richtungen erhielt, und dadurch gewann er zugleich die Möglichkeit, sich ein eignes Urteil zu gestalten. Von der erstaunlichen Vielseitigkeit des gebotenen Stoffes kann hier unmöglich ein auch nur annäherndes Bild gegeben werden: wenn wir die Lehrplanfrage, das Problem der sittlichen Erziehung, die sozialpädagogischen Bestrebungen, die allgemeine obligatorische Fortbildungsschule und die Vorbildung der Volksschullehrer nennen, so greifen wir aufs Geratewohl nur ein paar der wichtigsten Gegenstände heraus. Alle aber werden behandelt unter dem Gesichtswinkel der Frage, welche Einwirkungen der Krieg vermutlich auf das deutsche Unterrichtswesen haben werde, und alle diese Aufsätze schärfen den Blick für den organischen Zusammenhang des gesamten deutschen Unterrichtswesens. Ein Arsenal für die deutsche Pädagogik der Zukunft — gehe jeder und hole sich die Waffen daraus, die er braucht, um zu seinem Teile mitzuwirken an den großen erzieherischen Aufgaben, die uns alle nach dem Friedensschlusse erwarten! Hans Zimmer.

Goethe. Von Georg Simmel. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. 264 S. M. 4.— (4.80).

Weder eine Lebensbeschreibung noch eine Untersuchung der Werke Goethes wird hier geboten. Unter scharfer Ablehnung der Modell- und Milieutheorie fragt Simmel: Was ist der geistige Sinn der Goetheschen Existenz überhaupt? Der Philosoph prüft das Wesen Goethes an den großen Kategorien des Seins und Denkens. Er findet — um eins der wichtigsten Ergebnisse hervorzuheben —, daß zwischen seinem natürlichen Triebe zum Schaffen, Bilden, Handeln und den wertentscheidenden Normen für das Geschaffene eine tiefere, selbstverständlichere Harmonie herrschte, als die Menschen sie sonst zu besitzen pflegen, daß sich in ihm das Subjektive und Objektive in staunenswerter Weise ausglichen. In acht Abhandlungen wird der Gedankengang entwickelt: Leben und Schaffen, Wahrheit, Einheit der Weltelemente, Getrenntheit der Weltelemente, Individualismus, Rechenschaft und Ueberwindung, Liebe, Entwicklung. — Es ist gut, daß neben Philologen und Aesthetikern auch einmal ein so geistreicher und scharf zergliedernder Philosoph wie Simmel Goethes Wesen zu deuten sucht. Auch muß man anerkennen, daß seine Ausführungen immer zum Nachdenken anregen und gelegentlich überzeugende Klarheit verschaffen. Aber es bleibt daneben doch viel Fragwürdiges und Bedenkliches. Manche Erörterungen stehen nur in losem Zusammenhang mit dem Gegenstand des Buches. Bei aller Schärfe im einzelnen läßt das Ganze doch eine klare und straffe Gliederung vermissen. Vielfach ist endlich die Sprache so dunkel und wenig anschaulich, daß sie gerade für die Würdigung Goethes unangemessen erscheint und dem Leser erhebliche Schwierigkeiten bereiten dürfte. Br.

Preußische Unterrichtsverwaltung. Von Prof. Dr. Friedrich Giese, Frankfurt a. M. Sonderabdruck aus von Rönne-Zorn, Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie. Dritter Band, zweite Abteilung. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Für die im Erscheinen begriffene fünfte Auflage des altbewährten Rönneschen Preußischen Staatsrechtes hat Professor Giese von der jungen Frankfurter Universität den Abschnitt über das Unterrichtswesen neu bearbeitet und als Sonderabdruck erscheinen lassen. Diese Arbeit verdient, daß besonders

Digitized by Google

auf sie aufmerksam gemacht wird. Zunächst muß man dankbar begrüßen, daß der Stoff, der in den früheren Auflagen des Rönneschen Staatsrechtes über verschiedene Bände verteilt war, sich jetzt im Zusammenhang dargestellt findet. Es ist dies allein schon für den Praktiker ein nicht zu unterschätzender Gewinn. Zusammenstellungen des gesamten preußischen Unterrichtswesens sind kaum vorhanden, was verständlich ist, da durch den Mangel einer durchweg einheitlichen Gesetzgebung die Aufgabe erschwert wird. So hat man nun hier das gesamte umfangreiche Material auf verhältnismäßig engem Raume beisammen, ohne daß dadurch die Ausführlichkeit und Gründlichkeit oder gar der altbewährte wissenschaftliche Charakter des Werkes gelitten hätte. Im Gegenteil, es wird kaum eine noch so in das Einzelne gehende Frage auftauchen, auf die man hier nicht — und zwar für alle Landesteile und auch für die allerneueste Zeit — eine erschöpfende Antwort oder wenigstens einen vollständigen Hinweis auf das Schrifttum und die Gesetzgebung findet. Die Kürze und Schärfe des Ausdruckes gestalten dies noch wertvoller. Es ist anzunehmen, daß dieser Sonderabdruck niemand fremd bleiben wird, der in irgendeiner Weise sich mit Schulangelegenheiten zu befassen hat. Man darf hoffen, daß der Verfasser auch auf andern Gebieten der Gesetzgebung seine Fähigkeit der Darstellung weiter betätigen möge.

Dr. A. L.

Der weimarische Musenhof 1756—1781. Von Wilhelm Bode. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 5.—, geb. M. 6.25.

Dies lebensvolle, umfassende Gemälde des weimarischen Hofes und Landes von der Verheiratung der Herzogin Amalie (1756) an führt uns besonders fesselnd die vor Goethes Erscheinen in Weimar liegende Regierungstätigkeit der früh verwitweten Fürstin vor Augen. Wir erhalten eine anschauliche Darstellung der damaligen Zustände, aus denen heraus die kleine Residenz sich unter der eifrigen landesmütterlichen Fürsorge und den künstlerischen Neigungen der Herzogin Amalie und später ihres Sohnes Karl August zu höchstem Ansehen entwickelte. Beide, Mutter und Sohn, werden nach ihrem Wesen und Wirken gut charakterisiert, nicht minder die Männer und Frauen des Hofes und der Gesellschaft, welche die Umwelt der Klassiker bildeten. Wir sehen die Männer von „schönem Geist und fühlbarem Herzen", denen im Laufe der Zeit zumeist die Hof- und Staatsämter übertragen wurden, und die schönen und bedeutenden Frauen am Hofe, wie Frau v. Stein, Charlotte v. Kalb, Baronin v. Werthern, Gräfin Werthern u. a. Zahlreiche Bilderbeigaben machen das Buch noch anziehender, das die Reihe ähnlicher Veröffentlichungen des bekannten Goetheforschers in wünschenswerter Weise bereichert und vervollständigt.

Wenn sie siegten. Von Wilh. Schmidtbonn. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet 40 Pf.

Wenn sie siegten! Unter diesem Titel hat Wilhelm Schmidtbonn eine Auswahl aus Selbstbekenntnissen der Ententemänner und -blätter zu einem außerordentlich eindrucksvollen Heft zusammengestellt: Zeugnisse eines ungeheuerlichen Hasses und wahnsinniger Vernichtungslust, entnommen nicht etwa nur aus gewerbsmäßigen Hetzblättern und den Reden unverantwortlicher Kriegstreiber, sondern aus Zeitungen, die einen alten guten Namen tragen, und aus amtlichen oder halbamtlichen Aeußerungen der führenden Staatsmänner, dabei aber nicht etwa allein aus der ersten Zeit des Krieges stammend, sondern großenteils neueren Datums. Jedes dieser so furchtbar beredten Zitate ist mit genauer Quellenangabe versehen; das gibt der Sammlung neben der Wucht ihres Inhalts auch gesicherten urkundlichen Wert. Möge sie die Entschlossenheit zum Widerstand bis aufs äußerste festigen, den Willen zum Sieg stählen und unerschütterlich machen!

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

RETURN TO ➡ CIRCULATION DEPARTMENT
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 HOME USE	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
1-month loans may be renewed by calling 642-3405
6-month loans may be recharged by bringing books to Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

REC. CIR. JAN 6 '78

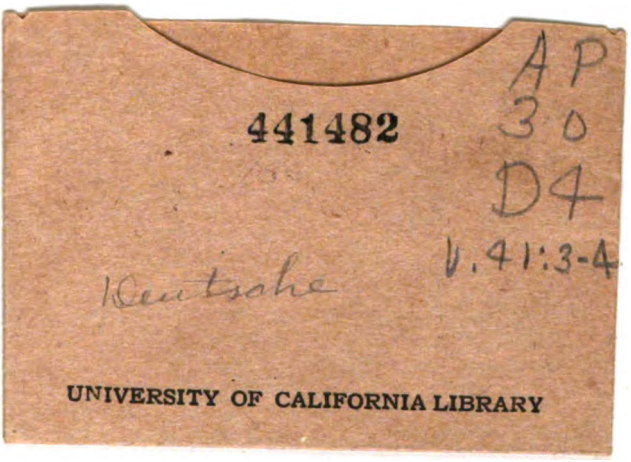
MAR 02 1990

AUTO DISC FEB 04 1990

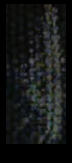
FORM NO. DD 6, 40m 10'77 UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

Digitized by Google

U.C. BERKELEY LIBRARIES
C020844842


441482
AP
30
D4
V.41:3-4
Deutsche
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google



Digitized by Google